Enc. 40 a
(1

<36604454110010

<36604454110010

Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Erster Band.

A bis Bl.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werks sind drei verschiedene Ausgaben veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als durch alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze Werk, 15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den Betrag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allgemeine deutsche
Real-Encyklopädie
für
die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Erster Band.

A bis Bl.

Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Enc. 401 d/1

BIBLIOTHECA
RE...
M...

G

115

Vorwort.

Die sechste Originalauflage des Conversations-Lexikons vom Jahre 1824 hat, ungeachtet seitdem zwei ähnliche Werke unter demselben Titel — das eine in Wien, das andre in Köln, beide aber noch nicht vollendet — erschienen sind, eine so beifällige Aufnahme gefunden, daß schon im vorigen Jahre die Vorbereitungen zu einer neuen Auflage getroffen werden mußten. Diese siebente Auflage des ganzen Werks mit Einschluß der Neuen Folge wird aus zwölf Bänden bestehen, gegen 650 Bogen enthalten, und binnen Jahresfrist beendigt werden.

Wie nun diese Auflage sich von allen frühern durch eine für das Auge gefälligere und bequemere äußere Einrichtung unterscheidet, so hoffen wir auch durch die sorgfältigste Berücksichtigung alles Dessen, was zu der innern zweck- und zeitgemäßen Umbildung des Werks erfoderlich ist, unsere Achtung für das Urtheil des Publicums bethätigt zu haben.

Es sind nämlich:

Erstens die zehn Bände des bisherigen Hauptwerks in der sechsten Auflage mit dem 11. und 12. Bande, welche die Neue

Folge des Conversations-Lexikons (4 Abtheilungen von A bis Z), sammt dem Anhange (Artikel über die katholischen Glaubenslehren enthaltend) und den Nachträgen, ausmachen, zu Einem alphabetischen Ganzen von zwölf Bänden neu geordnet und in sich sachgemäß verbunden worden.

Zweitens haben die Durchsicht und die Umarbeitung oder die Ausbildung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer Gelehrte und Schriftsteller vom Fache übernommen, welche sich schon um die frühern Auflagen und um die Neue Folge verdient gemacht hatten. Es sei erlaubt, hier Einige derselben zu nennen.

Herr Professor D. Ludwig Choulant in Dresden hat das Fach der Anthropologie und der Medicin durchgesehen und verbessert;

Herr D. Karl Friedrich Alexander Hartmann in Blankenburg, das Fach der Mineralogie und der Bergwerkskunde;

Herr Hofrath D. Heinrich Hase in Dresden, das Fach der Archäologie und das der Literatur einiger neuern Sprachen;

Herr Staatsrath und Professor D. Ludwig Heinrich von Jakob in Halle, das Fach der Volks- und Staatswirthschaft;

Herr Major Freiherr Adolf von Landsberg in Dresden, das der Mathematik und der Kriegswissenschaften;

Herr Hofrath und Bibliothekar D. Wilhelm Müller in Dessau, das Fach der Literatur überhaupt, und das der alten Sprachen, sowie das der deutschen und der englischen Sprache insbesondere;

Herr Hofrath D. Joseph Nürnberger in Sorau, das der Astronomie und mehrer damit in Verbindung stehenden wissenschaftlichen Zweige;

Herr Geh.-Rath D. Karl Ernst Schmid in Jena, das Fach des Staats- und Völkerrechts, sowie das des positiven Rechts;

Herr Hofrath und Prof. Amadeus Wendt in Leipzig, das Fach der Philosophie überhaupt und der Kunst insbesondere;

so haben ferner noch andre von den bisherigen Mitarbeitern die Durchsicht ihrer Fächer oder einzelner Gegenstände übernommen.

Drittens hat die Redaction dieser Auflage einen größern Sachreichthum durch Raumersparniß, mittelst Zusammenziehung des verwandten Stoffes, Weglassung der Wiederholungen, Ausscheidung des minder Wichtigen und Gedrängtheit des Ausdrucks, zu geben sich bemüht. Insbesondere sind mehre Fächer ganz umgearbeitet, viele neue Artikel, theils biographische, theils literarische u. a., aufgenommen, die vorhandenen berichtigt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, bei den wichtigern endlich sind die brauchbarsten Schriften angeführt worden.

In dieser dreifachen Hinsicht kann die siebente Auflage des Conversations-Lexikons mit Recht eine

umgearbeitete und vermehrte

genannt werden. Übrigens ist die Grundidee des Werks:

das Wissenswürdigste für allgemeine Bildung, aus dem Umfange der Wissenschaft, der Natur, der Kunst und des öffentlichen Lebens, auf eine der Gestalt, dem Charakter

und dem Bedürfnisse der neuesten Zeit entsprechende Art
kurz und deutlich darzustellen,

fest im Auge behalten worden.

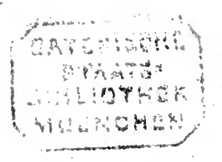
Daß bei dieser durchgreifenden Verbesserung und Umbildung des Werks, sowie bei der äußern Ausstattung desselben, keine Kosten gespart worden sind, folgt schon aus dem Angeführten. Dessenungeachtet ist der Preis dieser siebenten Auflage in 12 Bänden so niedrig, daß das ganze Werk, wenn man den damit verbundenen Aufwand erwägt, noch immer verhältnißmäßig wohlfeiler sein wird als alle ähnliche dieses Namens.

Über das ganze Werk wird in der Vorrede zu dem 12. und letzten Bande ein ausführlicher Bericht erstattet werden.

Leipzig und Dresden, den 1. Mai 1827.

Die Verlagshandlung:
F. A. Brockhaus
in Leipzig.

Die Redaction:
F. Ch. A. Hasse,
Professor in Dresden.



A.

A, ein einfacher Grundlaut und der erste Buchstabe des deutschen Abc. **A** in der Musik: die sechste diatonische Klangstufe der ersten oder tiefsten Octave unsers Tonsystems. **a** bezeichnet dieselbe in der zweiten Octave. Weil dort das große **A**, hier das kleine **a** gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, diese die kleine. **a̅**, mit einem Querstrich oben, bezeichnet die genannte Klangstufe in der dritten, **a̿**, mit zwei Querstrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchstabe in ihr so bezeichnet wird, den Namen der eingestrichnen, diese der zweigestrichnen Octave. **A dur** ist diejenige Tonart der neuern Musik, in welcher die sechste diatonische Stufe **a** zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne **f**, **c**, **g** müssen dabei in **fis**, **cis**, **gis** verwandelt werden, um die natürliche Beschaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubart's Charakteristik umfaßt sie Erklärungen unschuldiger Liebe, Zufriedenheit über seinen Zustand, Hoffnung des Wiedersehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen. (Vgl. **Ton** und **Tonart**.) **A. C.** bedeutet gewöhnlich **anno Christi**, im Jahr Christi; **A. c. anno currente**, im laufenden Jahr; **A. p. anno praeterito**, im vorigen Jahr. — Bei den Griechen und Römern galt das A als Zahlzeichen, bei erstern Eins, bei letztern 500, in welcher Bedeutung es späterhin durch das D verdrängt worden ist.

Aachen, Hauptort des Bezirks gl. Nam. (der im J. 1825 auf 73 □M. 336,025 Einw., darunter 324,453 Kath., 9686 Evang., 6 Mennoniten und 1891 Juden enthielt) im preuß. Großherzogth. Niederrhein (51° 55′ N. B. 23° 55′ O. L.), mit 2732 Häus. und (im J. 1822) 34,584 Einw., liegt zwischen dem Rhein und der Maas, etwa 8 Meilen von ersterm und 4 Meilen von letzterer entfernt, äußerst angenehm in einem heitern Thale, umgeben von schönen Hügeln. Hier finden sich Spuren ihres Daseins unter den Römern, denen sie zu Cäsar's und Drusus's Zeiten bekannt war. Plinius erwähnt sie unter dem Namen Vetera. Hier wurde nach Einigen Kaiser Karl der Große 742 geboren; hier starb er 814. Welche Freiheiten er und mehre Kaiser dieser Reichsstadt gegeben, folgt schon daraus, daß auch „die Luft frei machte in Aachen, sogar die Reichsächter." Durch 55 Kaiserkrönungen ausgezeichnet, verwahrte sie ansehnliche Reichskleinodien, die seit 1795 in Wien, jetzt in der kaiserl. Schatzkammer sich befinden. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienst, Pfändungen, Gefängniß, Zöllen und andern Abgaben, welche sonst reisende Kaufleute zu entrichten hatten ꝛc. Durch den Frieden von Luneville (9. Febr. 1801), der das linke Rheinufer von Deutschland trennte, kam die Stadt an Frankreich und war, bis zum Sturz Napoleons, der Hauptort des Depart. der Roer. Ihrem franz. Namen **Aix** hat man, um sie von gleichnamigen Orten zu unterscheiden, **la Chapelle** zugesetzt. Den Markt von Aachen schmückt ein Brunnen mit der Bildsäule Karls des Großen aus Erz. An der Stelle, wo ehemals ein römisches Castell gestanden, bauten die fränkischen Könige eine Pfalz. Nachdem diese 882 von den Normannen zerstört, von Otto III. aber um 933 hergestellt worden, machte man sie im 14. Jahrhundert zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält hohe gewölbte Säle, mit Überbleibseln altdeutscher Kunst, den Krönungssaal mit vielen Bildnissen, das Brustbild Bonaparte's nebst seiner ersten Gemahlin, gemalt von David, einen Thurm, welcher römischen Ursprungs ist ꝛc.

Der Münster entstand durch Kaiser Karl von 796—804, und ward mit gr ßer Pracht ausgeschmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern g halten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthischen Knäufen emporstrebte: Die Säulen brachen die Franzosen im Revolutionskriege aus und führten sie na Paris; von dort wurden sie, wiewol nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im J. 1353 baute man den hohen Chor daran, in edlem, kühnem Styl. Mitte in demselben erhebt sich das Grabmal Karls des Großen, mit der Aufschrift: Carolo magno. Darüber schwebt an einer Kette eine kolossale Krone von Silb und vergoldetem Kupfer, die Friedrich I. hierher geschenkt; sie ist zugleich Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünster steht auf fünf Marmorstücken der weiß marmorne Stuhl, auf welchem mehre Kaiser bei der Krönung saßen, und üb welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der sogenannten Wolfsthür de Münsters standen sonst auf einem Gesimse eine Wölfin und ein Kieferzapfen vo Bronze. Auch sie wurden nach Paris geführt, doch haben sie seit 1815 ihre al Stelle wieder eingenommen. Die Franciscanerkirche zeichnet eine (ebenfalls au Paris zurückgekehrte) herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Sehenswerth i Betendorf's Gemäldegalerie. — Die Einwohner sind größtentheils Katholiken Ein Theil derselben, die sogenannten Kappesbauern (von Kappes, Kohl), lebe vom Feld- und Gartenbau; andre treiben bürgerliche Nahrung, die übrigen lebe vom Handel und von den Fabriken, worunter die Tuch- und Kasimir-, die Steck nadel- und Nähnadelfabriken die wichtigsten sind. Letztere, die um die Mitte de 16. Jahrh. von Gauthier Wolmar gegründet wurde, beschäftigte sonst über 15,000 im J. 1808 aber nur 8000 Arbeiter. Aachen besitzt 15 wohlthätige Anstalten Es entspringen daselbst sechs warme und eine kalte mineralische Quelle. Die vorzüglichste ist die Kaisersquelle, welche auch von ihrem eingeschlossenen Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Der Trinkbrunnen ist hinter der neuen Re doute und wird, so lange Curgäste da sind, von 6—9 Uhr gepumpt; doch trink man jetzt meistens das Wasser des Kaisersbrunnens. Bei der Kaisersquelle ist da Kaisersbad. Außer diesem sind bei den obern Quellen: das neue Bad, das Ba zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad, das Quirinusbad; bei den untern Quellen: das Herrenbad, das Rosenbad, das Armen- oder Komphausbad zu nennen. In diesen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Di Badegemächer sind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz massiv nach altrömischer Art, an den meisten, Zimmer mit Betten und Kaminen. Au dem Driesch ist ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Ähnlichkeit mit dem Pouchonwasser in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. — 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken **Burtscheid**, der ebenfalls warme Quellen hat. Die obern Quellen kommen im Orte selbst hervor, die untern im Thale unter freiem Himmel. Das Wasser ist zum Waschen und Färben der Tuche brauchbar. Die obern Quellen enthalten kein hepatisches Gas und setzen keinen Schwefel ab; hierdurch unterscheiden sie sich von den untern und denen zu Aachen. Auch in Burtscheid sind Tuch-, Kasimir- und Nähnadelfabriken. Die in der Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkiese deuten auf die Ursache der warmen Quellen zu Aachen und Burtscheid hin. — An den Congreß zu Aachen 1818 (s. **Congresse**) erinnern veränderte Straßennamen: die Alexander-, die Franz-, die Wellingtonstraße, und der Friedrich-Wilhelms-Graben. S. Aloys Schreiber, „Gesch. u. Beschr. v. Aachen m. Burtscheid u. Spaa ꝛc." (Heidelb. 1824.)

Aachner Friedensschlüsse. Der erste vom 2. Mai 1668, endigte den Devolutionskrieg, den Ludwig XIV. im J. 1667 mit Spanien führte, weil er nach dem Tode Philipps IV. (seines Schwiegervaters) im Namen seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, auf das unter Privatpersonen in Brabant und Namur geltende jus devolutionis sich berufend, einen großen Theil der spanischen

Niederlande in Anspruch nahm. Condé hatte bereits die Franche-Comté und Turenne 10 Festungen erobert, als die von de Witt und William Temple (s. Witt und Temple) geschlossene Tripleallianz Frankreich zum Frieden mit Spanien auf Bedingungen bestimmte, die zu St.-Germain mit den Alliirten verabredet und mit Spanien zu Aachen abgeschlossen wurden. Spanien hatte nämlich die Wahl, entweder die Franche-Comté oder die Plätze in den Niederlanden abzutreten. Es that das letztere. So erhielt Frankreich mit voller Souverainetät einen Theil des ehemaligen burgundischen Kreises, die spanisch-niederländischen festen Plätze Lille, Charleroi, Binch, Douai, Tournai, Oudenarde und noch 6 andre, nebst ihrem Zubehör. S. Schöll, „Hist. des traités etc." I, 331 fg. — Der zweite aachner Frieden vom 18. Oct. 1748 endigte den östr. Erbfolgekrieg (s. Östreich), der zwischen Ludwig XV. von Frankreich auf der einen, und der Kaiserin Maria Theresia auf der andern, dann zwischen Spanien auf der einen, und Großbritannien, Maria Theresia und Karl Emanuel, König von Sardinien, auf der andern, entstanden war, und an welchem die Vereinigten Niederlande als Bundesgenossen Großbritanniens und Östreichs, Modena und Genua als Bundesgenossen Spaniens, Theil genommen hatten. Maria Theresia trat an D. Philipp, Infant von Spanien, Parma, Piacenza und Guastalla ab. So entstand die vierte souveraine Linie des Hauses Bourbon, die in Parma (jetzt seit 1817 einstweilen in Lucca). Übrigens ward der Besitzstand vor dem Kriege hergestellt, die pragmatische Sanction, die Erbfolge des Hauses Hanover in Großbritannien, und dem Könige von Preußen Schlesien mit Glatz garantirt. Ein russisches Hülfsheer von 37,000 M. unter dem Fürsten Repnin, im Solde der Seemächte, das im Frühjahr 1748 von Böhmen her dem Rheine sich näherte, beschleunigte den Abschluß des Friedens. Die Congreßbevollmächtigten Frankreichs, Großbritanniens und der Generalstaaten unterzeichneten in einer geheimen Versammlung am 30. April 1748 die Präliminarien, die sie in vier Ausfertigungen den übrigen kriegführenden Mächten vorlegten, welche sie einzeln nach und nach unterzeichneten. Karl von Stuart, der älteste Sohn des Prätendenten, protestirte (Paris, 16. Juli) gegen die Ausschließung seines Vaters Jakob III. vom britischen Throne. Jene drei Mächte unterzeichneten auch zuerst den Definitivfrieden, worauf Spanien, Genua und Modena am 20., Östreich am 23. (durch den Congreßbevollmächtigten, den Grafen — nachmals Fürsten — von Kaunitz) dasselbe thaten. S. Schöll II, 411 fg.

Äakus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Ägina, der Tochter des Flußgotts Asopus. Er erhielt die Herrschaft über die nach seiner Mutter benannte Insel, und ward um seiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Auf seine Bitten bevölkerte der Vater die durch Pest entvölkerte Insel neu mit Menschen, die aus Ameisen entstanden waren, und darum Myrmidonen (s. d.) hießen, und Griechenland wurde von einer großen Dürre und Hungersnoth befreit. Mit seiner Gemahlin Endeïs zeugte Äakus den Peleus und Telamon (s. d.). Dem Äakus wurde, nebst dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbesondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter geschmückt; als besonderes Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrauten Schlüssel zur Unterwelt.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein Canton der Schweizerischen Eidgenossenschaft (s. d.).

Abbas, Abbassiden, s. Khalif, Khalifat.

Abbé nannten sich in Frankreich vor der Revolution alle Diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande bestimmt, oder doch ihre Studien auf einer theologischen Lehranstalt gemacht hatten, in Hoffnung, daß der König ihnen eine wirk-

liche Abtei, d. h. einen bestimmten Theil an den Einkünften eines Klosters (a Abbé commandataire) verleihen würde. Ordinirte Geistliche waren nur di welche sich wirklich der Kirche ganz widmeten; die andern trieben alle mögliche lit rarische Geschäfte. Ihrer waren so viele, arme und reiche, vornehme und g ringe, daß sie eine eigne Classe der Gesellschaft bildeten und auf den Charakter de selben einen großen Einfluß hatten. Man sah sie überall, bei Hofe, in den G richten, im Schauspiel, in den Kaffeehäusern. Fast in jeder Familie war e Abbé als Hausfreund und Gewissensrath zu finden. Eine runde Haarlocke, e kurzes schwarzes, braunes oder violettes Kleid machte den Abbé fertig. 37.

Abbés commandataires. Der König von Frankreich vergab ef mals die Abtsstellen in 225 Mannsklöstern, denn nur die regulirten (115) u die sogenannten Chefs d'ordre (der Hauptsitz der Cistercienser, der Carthäuse der Prämonstratenser) hatten das Recht ihren Abt zu wählen. Der vom Kön ernannte Abt hatte ein Drittheil der Klostereinkünfte, aber weiter keine Rechte üb dasselbe; die Geschäfte des Vorstehers besorgte ein Prieur claustral. Eigentli sollte ein jeder Abt binnen Jahresfrist die Priesterweihe empfangen, aber der Pa dispensirte, und der Abbé verzehrte sein Einkommen (1200 — 150,000 L.) wo Lust hatte. Die geringern, die Abbayes des savans, dienten als Pensionen f Gelehrte, die reichern zur Ausstattung für die jüngern Söhne des Adels. 37.

Abbilden heißt in der bildenden Kunst, Gegenstände nach ihren, in d Sinne fallenden Beschaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks einem Bilde nachahmen. Eine solche Nachahmung hat zunächst die Ähnlichk zum Zwecke, die man wegen des Interesse am Gegenstande oder aus Trieb z bildenden Thätigkeit hervorzubringen bestrebt ist. Um diese äußre Ähnlichkeit bewirken, dazu gehört an sich ein mehr mechanisches Talent; daher eine bloße A bildung noch kein Werk der schönen Kunst genannt werden darf. Aber um n Ähnlichkeit zugleich ein geistreiches und durch sich selbst gefallendes Werk zu ve binden, dazu bedarf es schon einer geistreichen, schöpferischen Auffassung und genthümlichen Behandlung durch die gewählten Kunstmittel. (S. Portrai Da nun aber alle bildende Kunst gewisse Grundformen der Natur zu Vorbilde hat, weshalb man sie fälschlich Kunst der Nachahmung genannt hat, so ka man das Abbilden gegebener Gegenstände überhaupt als Vorübung jedes b denden Künstlers ansehen.

Abbot (Charles), von 1802 bis 1817 Sprecher des britischen Unterha ses, geb. 1755, studirte im Collegio zu Westminster. Sein Vater war D. A bot, Prediger an der Allerheiligenkirche zu Colchester. Auf seinen Reisen trat unter andern in Genf in genaue Freundschaft mit Johannes v. Müller, von w chem sich ein schöner Brief an ihn erhalten hat. (Müller's Werke, 17. Th., S 135.) Nach Auszeichnung strebend, ließ er sich durch sein ansehnliches Vermög nicht abhalten die Rechte zu studiren; doch wollte er nicht als Rechtgelehrter si heben, ob er gleich wegen seiner Geschicklichkeit viel Praxis im Kanzleigerich erhielt. Wegen eines lateinischen Gedichts auf die Kaiserin von Rußland, K tharina II., stellte ihm der russische Botschafter in London eine goldne Ehrenm daille im Namen der Kaiserin zu. Er schrieb einige juristische Schriften, un wurde 1790, 1796 und 1802 ins Unterhaus gewählt. Als Parlament glied benutzte er seine Kenntniß der Rechte, um eine bessere Ordnung i Hinsicht des Drucks und der Versendung der Parlamentsacten einzuführen; au bemühte er sich, wiewol vergebens, nach dem Beispiele der Gesetze des nordam rikanischen Congresses (die ein Muster von gemeinfaßlicher Sprache sind), meh Deutlichkeit und Klarheit in die Abfassung der Parlamentsgesetze (Statutes) z bringen. 1795 unterstützte er Pitt's berühmte *„Riot bill"* wider die au rühreriſchen Versammlungen, und zeigte sich immer als ein Gegner der Opposi

tion. 1796 schlug er, als Vorstand der Finanzcommission, eine Verbesserung der Gesetzpromulgation vor, welche angenommen wurde. 1799 unterstützte er die Einführung der Einkommentaxe. 1800 schlug er vor, die Einnehmer der öffentlichen Einkünfte, damit sie nicht unrichtig das Erhobne ablieferten, mit den Zinsen für die nicht erhobnen exigibeln Gelder zu belegen, und stimmte für die Beibehaltung der Bill, welche die Unterdrückung der Umtriebe Übelgesinnter in der Armee und in der Flotte betraf, bis zum J. 1807. Er bekleidete nach einander das erste Staatssecretariat von Irland, das Lord-Commissariat der Schatzkammer, wurde Geheimerrath und 1802 Sprecher des Unterhauses, durch des letztern Wahl. Dieser Posten bedarf einer großen Kenntniß der ältern Acten, um dem parlamentarischen Herkommen nichts zu vergeben, ist aber angreifend für die Gesundheit, da der Sprecher der Erste und der Letzte in den nächtlichen Sitzungen des Unterhauses sein muß, dagegen aber höchst einträglich wegen der hohen Expeditionsgebühren der Privatbills, die das Unterhaus passiren. Die Anträge auf solche Bills unterstützt eine Commission, deren, auf ältere Vorgänge gestütztes, Gutachten fast immer ohne Widerspruch durchgeht, es sei denn, daß eine Abänderung des bisher Gebräuchlichen vorgeschlagen wird. Der Sprecher achtet sehr darauf, daß in den Formen der Bills nichts wider das Gebräuchliche einfließe, und daß die Debatten, bei höchster Freiheit des Vortrags, nicht durch Persönlichkeiten, welche die Redner sich in der Übereilung erlauben möchten, die dem Hause gebührende Achtung verletzen. Diese Aufsicht übte er unparteiisch sowol gegen die Ministerialpartei als gegen die Opposition. Als die Opposition im Unterhause darauf antrug, den Lord Melville (Dundas) in Anklagestand zu versetzen, waren die Stimmen gleich; da entschied seine die Mehrheit bildende Stimme durch die von ihm angeführten Gründe, daß der Lord vor der Kammer der Pairs angeklagt wurde. 1817 legte er das Sprecheramt (Vorstandschaft) des Unterhauses wegen Augenschwäche nieder, und trat durch königliche Ernennung als Viscount Colchester ins Oberhaus als Pair. Publicistisch wichtig ist sein Werk: „Über den Seehandel und das Seerecht nach den Grundsätzen des britischen Ministeriums" (London 1802), wovon 1808 die 3. Aufl. erschien. — Auf seinem herrlichen Landgute, Mayfield genannt, zu Reddbroock nahe bei Ost-Grinstead, genoß er bisher im Schoße seiner Familie die Muße, welche ihm sein dankbares Vaterland als Lohn seiner Verdienste gewährte. Das Collegium Christ church in Oxford, wo er studirte, hielt es für so rühmlich, seinen ehemaligen Genossen zum Sprecher des Unterhauses erhoben zu sehen, daß es dessen Bildniß in Lebensgröße unter den Gemälden seiner verdienstvollen Zöglinge aufgestellt hat.

Abbreviatoren, Secretaire in der päpstlichen Kanzlei, welche auf die vom Papst unterschriebnen oder mit Resolution versehnen Bittschriften die Concepte der Breven entwerfen, sie dann vollständig auf Pergament ausschreiben, einregistriren, nachlesen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazu gesetzt wird. Die zwölf ersten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andre sind von der niedern Geistlichkeit, die übrigen Laien. Das Amt eines Abbreviators vom ersten Range wurde im vorigen Jahrh. noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abbreviaturen, Abkürzungen (bei den Römern notae, daher Notarius, ein Geschwindschreiber). Das Bedürfniß, beim Schreiben Zeit und Raum zu sparen, oft auch die Absicht, den Inhalt des Geschriebnen Uneingeweihten dadurch zu verbergen, führte auf die Erfindung von Abkürzungen der Schrift. Die Abkürzungen der Römer sind dreifach: Abkürzung ganzer Wörter und Sylben, siglae; Vertauschung der Buchstaben zur Geheimschrift; willkürlich erfundne Zeichen, nicht nur aus Buchstaben sondern auch aus andern Signaturen bestehend,

wie man sie jetzt noch in der Mathematik gebraucht. Die siglae sind wieder dr
fach, je nachdem die Abkürzungen Sylben, Wörter oder ganze Gedanken betreffe
Die beiden letzten Arten der siglae nennt man auch Notae Tironianae von de
Freigelassenen des Cicero, Tullius Tiro. Indessen soll schon Ennius 1100 s
cher Zeichen erfunden haben, zu denen Tiro die Präpositionen fügte. Andre ve
mehrten sie noch und Lucius Annaeus Seneca konnte ihrer 5000 sammeln und or
nen. Aber auch Ennius war keineswegs ihr erster Erfinder. Jede Sprache un
Schrift hat mehr oder minder allgemein angenommne und bekannte Abkürzunge
deren Erklärung man in verschiednen Werken findet. Indessen ist dabei noch vi
les unerörtert und unsicher, und der Inhalt mancher alten Schriften, Denk
mäler und Urkunden bleibt deshalb nicht selten schwankend und mehrdeutig. Di
ältesten und gewöhnlichsten Abkürzungen betreffen Vornamen, Titel und Formeln
z. B. M. Marcus, Aid. Ädilis, Cos. Consul, Coss. Consules u. s. w.

Abbt (Thomas), ein philosophischer Schriftsteller, geb. d. 25. Nov. 173
zu Ulm, entwickelte früh seine vortrefflichen Anlagen und seinen Geschmack für di
Wissenschaften. 1756 bezog er die Universität Halle, wo er sich auf Philosophi
und Mathematik legte, der Theologie entsagend, der er sich anfänglich gewidme
hatte. 1760 ward er als außerordentl. Prof. der Philos. auf die Universität nach
Frankfurt a. d. Oder berufen. Hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriege
seine Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland.“ Das Jahr darauf, nachdem er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln angenommen hatte, verlebte er sechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Euler, mit Mendelssohn und Nicolai in Verbindung trat, und thätiger Theilnehmer an den Literaturbriefen wurde. Das öde Rinteln machte ihn dem akademischen Leben abgeneigt, und er fing an die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. 1763 bereiste er das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher sein Werk „Vom Verdienst“ heraus, wodurch er seinen Ruhm am meisten begründete. Man findet in demselben erhabne Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche praktische Philosophie. Dieser Schrift verdankte Abbt 1765 den Posten eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, der ihm mit besondrer Freundschaft zugethan war. Allein er genoß dieser Auszeichnung nur kurze Zeit, denn schon d. 3. Nov. 1766 starb er in der Blüthe seiner Jahre. Der würdige Fürst ließ seinen Freund in seiner eignen Capelle prachtvoll beerdigen, und verfaßte die Inschrift seines Grabmals. — Abbt's Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und gewiß würde er einer unsrer vorzüglichsten Schriftsteller geworden sein, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber auch so verdient er zu Denen gerechnet zu werden, die im Lessing'schen Zeitalter zu der bessern Gestaltung der deutschen Literatur kräftig mitgewirkt haben. Sein Ausdruck zeichnet sich durch Anmuth und kraftvolle Kürze aus, ohne jedoch immer von Zwang und Dunkelheit frei zu sein. Seine vermischten Werke sind nach seinem Tode in sechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden. (Berlin 1768—81. 2. Aufl. 1790.)

Abdeichen, 1) durch einen Deich (Damm) einschließen, absondern; 2) wenn eine Gemeinde (Deichacht), die zu Erhaltung gewisser Deiche verbindlich war, sich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieser Verbindlichkeit zieht, dagegen aber auch ihre fernere Wassersicherheit durch eigne Deiche zu erreichen sucht.

Abdera, eine Stadt auf der thrazischen Küste, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Sie rühmte sich, das Vaterland des Demokritus und des Protagoras zu sein; indeß galt sie doch im Alterthum für den Sitz der Albernheit und Abgeschmacktheit, wie solches Wieland in seinen Abderiten sehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdication, freiwillige Abdankung, Niederlegung einer Würde, vornehmlich die der Regierung. Von Niederlegung der Regierung sind die berühmtesten Beispiele die Entsagungen des Kaisers Diocletian und Maximian (305), des Kaisers Karl V. (1556), der Königin Christine von Schweden (1654). In Spanien sind sie am häufigsten gewesen (Karl I. 1556, Philipp V. 1724, Karl IV. 1808), nächstdem in Savoyen und Sardinien (Amadeus I. 1440, Victor Amadeus II. 1730). Nur Wenige sind dem rasch ausgeführten Entschlusse treu geblieben, wie Diocletian und Karl V., obgleich der Undank seiner Nachfolger es dem ersten schwer genug machte. K. Victor Amadeus von Sardinien gerieth durch einen Versuch, sich der Regierung wieder zu bemächtigen, in die Gefangenschaft seines Sohnes Karl Emanuel III. Das Recht eines Fürsten, die Regierung niederzulegen, kann wol nicht bestritten werden; allein die Entsagung kann nur sein persönliches Herrschaftsrecht betreffen, nicht aber seinem Stamme etwas vergeben, und noch weniger dem Staate eine andere Verfassung oder einen andern Herrscherstamm aufdringen. K. Karls IV. von Spanien Abdankung konnte also nur zu Gunsten des verfassungsmäßigen Thronerben geschehen, nicht aber einem fremden Herrscher die Befugniß geben, einen neuen Regentenstamm einzusetzen. — Dem abgetretnen Regenten werden zwar zuweilen äußre Ehrenrechte, Majestätstitel u. dgl. vorbehalten, aber Regentenrechte kann er nicht mehr ausüben; er genießt in fremden Ländern nicht mehr die Exterritorialität und nicht die Jurisdiction über sein Gefolge. Wenn Derjenige, zu dessen Gunsten abdicirt wurde, stirbt, oder die Abdication nicht annimmt, so tritt das Recht des Abdicirenden wieder in Kraft. So ergriff Philipp V. v. Spanien die Regierung wieder, als sein Sohn Ludwig ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung (1. Aug. 1724) starb. Aber die Königin Christine von Schweden machte ähnliche Versuche vergebens. 37.

Abdomen, in anatomischer Bedeutung, der Bauch oder Unterleib. **Abdominalmuskeln**: die Muskeln des Unterleibs, oder die Bauchmuskeln.

Abdruck, der künstliche, ist die Übertragung gewisser in harter Masse gebildeter Figuren auf eine weiche Masse. Durch diese Übertragung ist zugleich das Mittel der Vervielfältigung gegeben und sie findet statt in der Buchdruckerei und Holzschneidekunst wie bei der Kupferstecherei und Steindruckerei, Stein- und Stempelschneidekunst. Die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferstecher und Holzschneider, arbeiten in Flächen, die Stein- und Stempelschneider hingegen bringen erhöhte oder vertiefte Arbeit hervor; daher stellen sich in der Übertragung die Werke dieser im Relief dar, und es wird dazu selbst eine der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Masse erfodert; um die Werke jener zu übertragen, muß bei den Kupferplatten in die Einschnitte der harten Fläche und bei den Holzplatten auf die stehen gebliebnen Erhöhungen eine Farbe gebracht werden, die sich der aufgelegten weichen Masse durch den Druck mittheilt. Es gibt demnach zweierlei Arten von Abdrücken: 1) auf Flächen, wie beim Steindrucke oder von Kupferstichen und Holzschnitten (Estampe). — Das Werkzeug dazu ist die Kupfer- und Druckerpresse. (S. **Kupferdruck**.) Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der sorgfältigen und geschickten Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die besten Abdrücke finden sich immer unter den ersten Hunderten. Als die vorzüglichsten stehen die avant la lettre, oder vor der Schrift, d. h. welche gemacht worden, ehe der Kupferstich die Unterschrift erhalten, in höherm Werthe. Bevor nämlich der Kupferstich seine Unterschrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine gestochene Platte gibt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und diese mehr, als eine in Tuschmanier. Auf eine ähnliche Art wie der Kupferabdruck wird der Abdruck von einem Holzschnitte gemacht; doch bedarf dieser einer weit geringern Vorbereitung und Sorgfalt. 2) Abdrücke in Relief, von Mün-

zen und hoch oder tief geschnittnen Steinen oder Stempeln (empreinte). — Münzen und geschnittne Steine haben einen historischen und artistischen Wert und es ist gar nicht gleichgültig, wie sie vervielfältigt werden. Die Nachahmun in Kupferstich kann nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunstgenu ses verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemn oder Münze sichtbar wird, und bedient sich dazu des feinen Siegellacks, des Schw fels, Wachses, Glases u. s. w. Abdrücke in glasartigen Materien nennt ma Pasten. (Vgl. **Abguß** u. **Pasten**.)

Abel, der zweite Sohn Adams, ein Zwillingsbruder Kains. Dieser wa Ackersmann, Abel Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Kain die Erst linge seiner Früchte, Abel die Erstgeburt seiner Heerde. Gott gab zu erkennen daß Abels Opfer ihm angenehm sei; Kains Opfer verwarf er. Dieser, von Nei ergriffen, ermordete seinen Bruder auf dem Felde. So ward der erste Mor auf Erden vollbracht. Die Meinung mehrer Kirchenväter, daß Abel unverheira thet gestorben sei, hat zur Entstehung der Secte der **Abeliten** oder **Abeloni ten** (s. d.) Anlaß gegeben. Die Kirche führt Abels Opfer als Muster eines heiligen reinen, gottgefälligen Opfers an, und Christus selbst nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), ursprünglich Abaillard, ein Geistlicher des Benedict nerordens, gleich merkwürdig durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seine unglück liche Liebe zu Heloisen, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, de seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Angeborne Neigung führte ihn zu de Wissenschaften; und um sich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er seine Brüdern das Recht der Erstgeburt und seine Güter. Er studirte Dichtkunst, Be redtsamkeit, Philosophie, Jurisprudenz und Theologie, die griechische, hebräisch und lateinische Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigt er sich der scholastischen Philosophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichne Gelehrte besaß, so hatte Abelard doch bald ihre Wissenschaft erschöpft. Er gin daher nach Paris, dessen Universität Schüler aus allen Theilen Europas herbe zog. Wilhelm von Champeaux war der rüstigste Dialektiker seiner Zeit. Abe lard benutzte seinen Unterricht so trefflich, daß er oft seinen Meister in den Wet streiten des Witzes und Scharfsinns in Verlegenheit setzte. Der anfängliche Freundschaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeaux's theilten, und Abe lard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog sich dem gegen ihn heranziehende Ungewitter dadurch, daß er nach Melun ging, wohin sein Ruf bald eine Meng von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören Da ihn auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er zwar ebenfal bewundert, aber auch auf gleiche Weise verfolgt wurde. Den Vorstellungen de Ärzte nachgebend, unterbrach er seine Arbeiten, um in der Heimath seine zerrü tete Gesundheit wiederherzustellen. Neu gestärkt kehrte er zwei Jahre später nac Paris zurück, versöhnte sich mit seinem vormaligen Lehrer und eröffnete ein Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrige bald ohne Zuhörer ließ. Er lehrt Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetsten Schüle darunter den nachmaligen Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Bischof vo Paris, Berengar, Bischof von Poitiers und den heil. Bernhard. — Um dieselb Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louise oder Heloise, die Nicht Fulbert's, Canonicus in Paris, damals 17 Jahr alt. Wenige Frauen übertrafe sie an Schönheit, keine glich ihr an Geist und Kenntnissen aller Art. Abelard obgleich schon 39 Jahr alt, entbrannte für Heloisen von so heftiger Liebe, daß Pflichten, Unterricht und selbst den so heiß ersehnten Ruhm darüber vergaß Heloise war für seine Neigung nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, sie oft z besuchen; um sie noch öfter zu sehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tisch

So lebten beide Liebende mehre Monate höchst glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beschäftigt. Aber die Verse, in denen Abelard seine Liebe sang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die Liebenden, jedoch zu spät. Heloise trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte sie nach Bretagne, wo sie von einem Sohne entbunden ward, der indeß bald starb. Jetzt dachte er darauf, sich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt, einzuwilligen, und Heloise, die aus mißverstandenem Zartgefühl lieber seine Geliebte, als seine Gattin sein wollte, fügte sich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, und um sie zu verheimlichen, blieb Heloise bei ihrem Oheim, während Abelard seine vorige Wohnung beibehielt, wo er seine Vorlesungen fortsetzte; sie sahen sich selten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre seiner Nichte nachtheilig sei, und machte es bekannt; Heloise dagegen, welche Abelard's Ruhm höher schätzte als ihre Ehre, leugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte seinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard sie dadurch entzog, daß er sie zum zweitenmal entführte und nach Argenteuil in ein Kloster brachte. Fulbert glaubte, er wolle sie zwingen, den Schleier zu nehmen, und aus Rache ließ er an Abelard eine schmähliche Verstümmelung vollziehen. Dieser trat als Mönch in die Abtei von St.-Denis, und Heloise nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit seinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, setzte er seine Vorlesungen wieder fort, zog sich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor der Kirchenversammlung zu Soissons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß dieselbe für ketzerisch erklärt, und Abelard verurtheilt wurde, sie selbst zu verbrennen. Fortgesetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei St.-Denis zu verlassen, und sich in die Gegend von Nogent sur Seine zurückzuziehen, wo er ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geist weihte und Paraklet nannte. Zum Abt von St.-Gildas de Ruys ernannt, lud er Heloisen und ihre Religiosen ein, seine Capelle Paraklet zu bewohnen, und empfing sie dort. Nach einer eilfjährigen Trennung sahen sich beide Liebende hier zum erstenmale wieder. Abelard lebte hierauf zu St.-Gildes, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbesserungen bemüht, und stets im Kampfe mit seiner Liebe für Heloisen und mit dem Hasse der Mönche, die selbst sein Leben bedrohten. Der heilige Bernhard, der sich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, den er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorstellungen seiner Freunde nach, zog Abelard's Lehre vor die Kirchenversammlung von Sens 1140, ließ sie vom Papst verdammen und bewirkte sogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papst, vertheidigte sich öffentlich und ging nach Rom. Bei seiner Durchreise durch Clugny besuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daselbst Abt war. Dieser eben so leutselige als aufgeklärte Gottesgelehrte versöhnte ihn mit seinen Feinden; Abelard aber beschloß, seine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die strengen Entsagungen, die er sich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus seinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte seines Körpers; und er starb als Muster klösterlicher Zucht 1142 in der Abtei St.-Marcel unweit Chalons sur Saone, 63 Jahr alt. Heloise erbat sich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraklet begraben, um dereinst an seiner Seite zu ruhen; 1808 aber wurde die Asche beider in das Museum der franz. Denkmäler nach Paris, und im Nov. 1817 auf den Kirchhof Monamy gebracht, und in einer besondern Capelle beigesetzt. Abelard war Grammatiker, Redner, Dialektiker, Dichter, Musiker, Philosoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlassen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter seinen Zeitgenossen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunst. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und sein Betragen oft an-

stößig. Den größten Theil seines Ruhms verdankt er Schwachheiten, die ihn vo der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus ent sprungne Unglück haben seinen Namen der Vergessenheit entrissen, und de Mann, den sein Jahrhundert als einen tiefen Gottesgelehrten bewunderte, fü uns in den Helden eines Romans verwandelt. Seine und Heloisens Briefe sin im Original und in vielen Übersetzungen erschienen.

Abeliten, auch Abelianer oder Abelonier nennt der Kirchenvater Augu stinus eine wahrscheinlich von ältern Gnostikern abstammende christliche Secte die, um die Erbsünde nicht durch Kinderzeugen weiter zu verbreiten, sich der Eh enthielt, dafür aber fremde Kinder aufnahm und sie nach ihren Grundsätzen erzog Sie bestand gegen Ende des 4. Jahrh. unter den Landleuten um Hippo in Nord afrika und entlehnte ihren Namen von Abel, dem Sohne Adams, weil derselb unverehelicht und kinderlos starb. 31.

Abend (Westen), die Himmelsgegend, in welcher die Gestirne unterge hen, auch die Zeit des Sonnenuntergangs. Die bildende Kunst stellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie sie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günstigste Zeit ist, bald als geflügelten Ge nius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und seine Fackel gegen die Erde senkt

Abendmahl ist der heilige Gebrauch der Christen, durch welchen sie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern und zugleich ein öf fentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jesus Christus setzte diesen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit seinen Jün gern hielt, selbst ein; das Brot, welches er nach orientalischer Sitte brach, war ein passendes Sinnbild seines Leibes, der bald zerbrochen werden sollte, und der rothe Wein (denn wahrscheinlich brauchte Christus diese Art Wein, welche in Palästina die gewöhnlichste ist) war ein bezeichnendes Symbol seines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apostel stifteten, ward dieser Gebrauch eingeführt. Im 1. und 2. Jahrh. beging man diesen Ritus allemal nach den sogenannten **Liebesmahlen** (s. d.). Als seit dem 3. Jahrh. die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienstlichen Feier so gehalten, daß alle Anwesende daran Theil nahmen; die Katechumenen indeß, d. h. die Christen, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchristen, welche bei dem Gebete, dem Gesange oder der Predigt zugegen sein durften, mußten sich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen sei, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben, das geweihte Brot und den geweihten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut unsers Erlösers sich vereinige. Aus dieser Vorstellungsart entsprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transsubstantiationslehre (s. d. folg. A.), welche Parhasius Radbertus im 9. Jahrh. auf die Bahn brachte. Obgleich diese Lehre anfänglich Widerspruch fand (s. **Berengar**), so ward sie doch bald allgemein angenommen, und 1215 von dem Papste Innocentius III. auf der 4. lateranischen Synode feierlich bestätigt. Aus dem neuen Dogma entsprang theils die Anbetung der Hostie, indem man nun in ihr den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu versagen, indem man schloß, daß da, wo der Leib Christi sei, auch sein Blut sei (Concomitanz), und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jesu Christi unvorsichtig vergossen, und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wissen, und da es überdies eine Auszeichnung des geistlichen Standes zu sein schien, wenn

er allein das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genösse, so ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um so schneller verbreitet. Früher noch, als die Brotverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entsprang die Privatmesse (s. d. folg. A. u. Messe). Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entstanden war, brachte man diese Meinung mit der erwähnten Vorstellungsart von dem Abendmahle als einem Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptsächlich in der Absicht Messen gehalten, um die Seelen der Verstorbenen aus der Qual des Fegefeuers zu erlösen. Schon im 7. Jahrh. wurden Privatmessen hie und da gehalten; seit dem 9. Jahrh. waren sie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Lauf der Zeiten etwas ganz Andres geworden, als es nach der Absicht seines ehrwürdigen Stifters sein sollte. Das hatten schon vor der Reformation einige mit der herrschenden Kirche unzufriedne Parteien bemerkt, namentlich die Hussiten im 15. Jahrh., denen auch die baseler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art, wie sie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jesu Christi und von dem Vorbilde der apostolischen Zeiten sich entfernt habe, und beide, die sächsischen und die schweizerischen, Kirchenverbesserer stimmten darin überein, daß sie die Brotverwandlungslehre und die Messe verwarfen und behaupteten, das Abendmahl müsse vor der versammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Gestalt genossen werden. In der Erklärung der Einsetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verschiedenheit ihrer Meinungen über diesen Gegenstand ist der hauptsächlichste Punkt der unglücklichen Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche geworden. Luther nahm die Worte: Das ist mein Leib u. s. w., für eigentlich, und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weise verbinde sich der Leib und das Blut Jesu Christi mit dem Brote und dem Weine, sodaß der Communicant in, mit und unter dem Brote und dem Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlösers empfange. Zwingli hingegen verstand die Einsetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jesus Christus habe sagen wollen, das Brot und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Christi. Über diesen Gegenstand ward sowol zwischen Luther und Zwingli selbst, als auch später zwischen den lutherischen und den reformirten Theologen heftig gestritten. Die Vorstellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geistige Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Abendmahle angenommen wird, kam zwar der lutherischen Lehre näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch wesentlich von ihr verschieden, und fand daher ebenfalls bei den strengen Anhängern Luther's lebhaften Widerspruch. Melanchthon war der Calvinischen Vorstellungsart geneigt, und eben so dachten viele andere lutherische Theologen, welche von der Gegenpartei Philippisten und Krypto-Calvinisten (s. Krypto) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Krypto-Calvinisten in dem größten Theile der lutherischen Kirche und verschaffte der echt lutherischen Vorstellungsart den Sieg. In den neuern Zeiten sind die meisten lutherischen Theologen von dieser Vorstellungsart abgekommen, und haben sich zu der Calvinischen Abendmahlslehre hingeneigt. Die griechische Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateinischen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert sich die Vorstellungsart mehr diesem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländischen Christen unterscheiden sich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abendländischen, daß sie gesäuertes, nicht, wie diese, ungesäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. Prof. D. Dav. Schulz zu Breslau (Breslau 1823) und Johann Schultheß, Prof. zu

Zürich (Lpz. 1824), haben die Lehre vom Abendmahl rein biblisch untersucht und erklärt. N.

Abendmahl. Die katholische Lehre vom Abendmahl ist nicht erkennbar ohne klare Einsicht in die Grundansicht des Katholicismus von den göttlichen Dingen und vom Christenthum. Für denjenigen, dem das Christenthum nicht eine äußre Offenbarung der Gottheit, dem Jesus nicht der Gottmensch, dem Jesu Lehre nicht göttliche Wahrheit, erhoben über alle Gebilde des Verstandes selbst der Vernunft, dem die Kirche nicht göttliche Anstalt, dem die Überlieferung dieser göttlichen Kirche nicht religiös wahr ist — für den ist kein Standpunkt vorhanden, von dem aus er sich in die katholische Ansicht vom Abendmahl hereinfühlen könne (s. Katholicismus). Vor Allem müssen wir aber bevorworten, daß das katholische Christenthum rein mystisch ist, in jenem guten Sinn der Mystik, wo sie nicht als Particularmystik ein Spielen der Einzelnen mit Erzeugnissen der Phantasie darstellt, sondern die allgemeine Mystik der Kirche in sich faßt. Von dieser Mystik ist nun aber das Abendmahl die höchste Blüthe, sowie hinwieder das Abendmahl der Mittelpunkt des katholischen Kirchenthums ist. In allen positiven Religionen trifft man die Idee von einem Opfer an, was der sterbliche Mensch der Gottheit bringt, anerkennend ein Verhältniß von ihm zu ihr und das Geistige der Religion auf diese Weise einem äußern Gottesdienste vormalend. Je reiner diese Idee des Opfers aufgefaßt, desto reiner die Religion. Dem Christenthum war es vorbehalten, dieser Idee mit der höchsten Realität auch die höchste Reinheit zu geben. In den messianischen Weissagungen wird Christus als ein Priester nach der Weise Melchisedek's vorgestellt (Psalm 119, 4); dieser Melchisedek war aber ein Priester des Allerhöchsten, der Wein und Brot opferte (1. Buch Mos. 14). Sehen wir also, wie diese Weissagung zur Erfüllung gekommen: Schon Malachias verkündete die Abschaffung der Opfer des alten Bundes und wie diese durch ein reines Speisopfer ersetzt werden würden (Malach. 1, 11). — Der Gottmensch wandelte im Fleische unter den Sterblichen, lehrend und Wunder wirkend. Nachdem er das Wunder der Brotvermehrung verrichtet, erhielt er Veranlassung, einen Theil seiner Mystik darzulegen. (Joh. 6, 48—56. 1. Kor. 9, 23—30. Luc. 22, 19, 20. Marc. 14, 22—29. Matth. 26, 26—28.) Es wird leicht erkannt, daß, wenn irgend ein Gegenstand, dieser es ist, welcher gleich mit der Stiftung des Christenthums ins Leben trat, daß die Apostel allenthalben diese heilige Handlung einführten und ihre Bedeutung verkündeten. Was aber die Apostel eingeführt und verkündet haben, erfahren wir einzig durch die Überlieferung. Aus der Überlieferung entnehmen wir aber nun, daß wörtlich und wahrhaft die Satzung Christi gemeint gewesen. Der Herr blieb bei seiner Kirche, in den Versammlungen der Christen ward der Leib und Blut des Herrn in Brot und Weins Gestalten geopfert und genossen. Von jeher ist dies der Glaube der Kirche gewesen, man sieht nicht, wo er angefangen, wo er eine andre Ansicht verdrängt. Der klarste Beweis liegt darin, daß man dieselbe Lehre, obwol nicht die Lehre von der Transsubstantiation bei all den Kirchen findet, die sich lange von der katholischen getrennt haben. Es liegt aber mancherlei in dieser Lehre. Dies, ein Erinnerungszeichen des Todes und der Auferstehung Jesu! Wie kann man am Leibe und Blute Jesu sich versündigen, wie überhaupt ihn unwürdig genießen, wenn der ganze Genuß bloß in der Erinnerung besteht? Wozu die Ermahnung, dies thut zu meinem Gedächtniß, wenn es bloß hieße, durch ein Andenken der Früchte des Todes Jesu sich theilhaftig machen? Dies kann ja ohne sein Andenken ohnehin nicht geschehen. — Nimmt man eine wahre Gegenwart Jesu im Abendmahl an, so muß man auch annehmen, daß Brot und Wein zu sein aufhören, obgleich es sich noch als Erscheinung (Phänomenon) darbietet. Der sacramentalisch (nicht sichtbar) gegenwärtige Leib und

Blut Christi ist das Noumenon. Es tritt also durch ein Wunder der Allmacht eine Wandlung, Transsubstantiation genannt, ein. Schon von Leibnitz ist es bewiesen, daß hier kein philosophischer Widerspruch vorhanden, wie es denn ja sogar im Princip einer ganzen philosophischen Schule — der Skeptiker — liegt, den Dingen die Objectivität, den Phänomenen die Eigenschaft von Noumenon (Ding an sich) zu bestreiten. Auch die ältesten Kirchenväter drückten sich nicht etwa in Predigten, wo man glauben könnte, sie hätten sich übertriebne Ausdrücke erlaubt, sondern in Stellen, wo es um deutliche Auslegung ihrer Lehren und besonders um Unterricht der Katechumenen zu thun war, so aus, daß man sieht, die Christen waren nicht nur überzeugt, daß Jesus wirklich nicht bloß durch den Glauben gegenwärtig wäre, sondern daß auch kein Brot und Wein mehr vorhanden wäre. So sagte Justinus Martyr, da er dem Kaiser von der Religion der Christen einen Begriff geben wollte, nachdem er die Ceremonie der Consecration beschrieben hatte: „Wir genießen dies nicht als gemeines Brot oder als einen gemeinen Trank; sondern sowie der durch das Wort Gottes Mensch gewordene Jesus Christus Fleisch und Blut hatte, so glauben wir auch, daß die mit seinen Worten consecrirte Nahrung — das Fleisch und Blut dieses Mensch gewordenen Jesus sei.“ (Apost. 1.) Man weiß auch, daß die Heiden den Christen den Vorwurf machten, sie äßen in ihren geheimen Zusammenkünften das Fleisch eines Kindes: eine Meinung, die ganz gewiß aus ihrer Lehre von der Gegenwart Jesu im Abendmahle, von der sie etwas Dunkles gehört hatten, floß. Die Christen hielten überhaupt diese Lehre ganz geheim (disciplina arcani); hätten sie bloß geglaubt, sie genössen Jesum durch den Glauben, so läßt sich gar nicht einsehen, warum sie so geheimnißvoll davon gesprochen hätten. Dies thaten sie aber, und unterrichteten ihre Katechumenen erst kurz vor der Taufe über diese Lehre. So alt als das Abendmahl selbst, und keineswegs, wie gewöhnlich protestantischer Seits behauptet wird, erst von Parhasius Radbertus im 9. Jahrh. aufgestellt, ist die Lehre von der Transsubstantiation. Es läßt sich kein Grund einsehen, warum diese Gegenwart sich bloß auf die Zeit einschränken solle, worin der Christ die Eucharistia empfängt, da Christus ganz deutlich sagt: „Dies ist mein Leib!“ und eben darum ihn seinen Schülern reichte. Und woraus könnte man bestimmen, wann diese Gegenwart anfinge und wann sie aufhörte? Die ersten Christen wußten auch von dieser Einschränkung nichts, sie behandelten das Consecrirte schon vor dem Genuß mit der größten Ehrerbietung, nahmen es auch zur Zeit der Verfolgungen mit sich, um es zu genießen. Origenes, ein Schriftsteller des 3. Jahrh., sagt: „Ihr, die ihr den heiligen Geheimnissen beiwohnen dürft, wisset wol, wie ihr den Leib des Herrn, wenn ihr ihn empfanget, mit aller Vorsicht und Ehrerbietung behaltet (die Christen empfingen ihn ehemals mit der Hand), daß nichts davon herabfalle, daß von der geheiligten Gabe nichts auf die Erde falle; ihr glaubet dadurch euch eine Schuld zuzuziehen und das mit Recht, wenn ihr durch Nachlässigkeit etwas herabfallen lasset.“ Eben so starke Äußerungen finden sich bei Cyrillus in seinem Unterricht an die Neubekehrten, sowie in der Liturgie aller morgen- und abendländischen Kirchen, deren Zeugniß um so wichtiger ist, weil es nicht das Zeugniß einzelner Gelehrten, sondern das öffentliche Zeugniß des Glaubens ganzer Kirchen ist. Da von den ersten Zeiten an der Presbyter der Gemeinde die Consecration verrichtete, so erklärt sich hieraus die der katholischen Kirche eigne Ansicht des Gemeindevorstehers als Opferers. Die Messe ist nichts Anderes als dieses Opfer und in so fern in ihrem Wesen so alt als das Abendmahl, obgleich sie ihre äußern Zuthaten und Ausbildung erst unter Gregor dem Großen erhielt. — Das Abendmahl ist aber ein Sacrament, so durch ein äußeres Zeichen den Menschen innerlich heiligt. Es durchdringt die katholische Ansicht vom Abendmahl das ganze katholische Religions- und Kirchensystem. Un-

angefochten blieb der bisher dargestellte Glaube der ganzen christlichen Kirche, die griechische mit eingeschlossen — bis im **11.** Jahrh. zwischen der lateinischen und griechischen Kirche der Streit über das Brot im Abendmahl, darüber, ob es gesäuertes oder ungesäuertes sein sollte, ausbrach. In der Sache selbst entstand kein Streit, bis im Anfang des 13. Jahrh. der Priester Berengar von Tours die Lehre von der Verwandlung — nicht aber von der substantiellen Gegenwart — Christi leugnete. Die ganze Kirche erstaunte ob dieser, dem bisherigen Glauben widerstreitenden Neuerung; dies gab Veranlassung, daß auf der vierten großen lateranischen Synode 1215 der alte Glaube der Kirche von der Transsubstantiation feierlich ausgesprochen — nicht jetzt erst geschaffen — wurde. Dieser Glaube blieb auch aufrecht und selbst Huß nahm ihn gar nicht in Anspruch, vielmehr waren Huß und seine Anhänger von großer Ehrfurcht gegen das Sacrament durchdrungen, da sie auch den Kelch foderten. Es war nämlich in neuern Zeiten, aus Ängstlichkeit, daß etwas vom Blute verschüttet werden möchte, Sitte geworden, den Laien nur den Leib zu geben, weil ja im Leibe das Blut ohnedies enthalten sei (Lehre von der Concomitanz). Die Hussiten glaubten aber, daß der Kelch mit zum Wesen des Sacraments gehöre, und ohne diesen das Sacrament nicht vollständig sei. Die Kirche verdammte diese Meinung als Ketzerei auf dem Concil zu Konstanz **1415.** Durch die Reformation des 16. Jahrh. wurde das ganze katholische Religions- und Kirchensystem angegriffen, indem die Reformation, das bisherige organische Leben der Kirche, die Überlieferung verwerfend, die Bibel allein zur Glaubensführerin annahm, und zugleich die katholische Abendmahlslehre verwarf. Blieb die katholische Abendmahlslehre stehen, so blieb das Priesterthum, es blieb die Messe. Woher sollten die Priester der neuen Kirche die Weihe erhalten? Nothwendig war also die Aufstellung einer neuen Abendmahlslehre, wenn diese nicht auch schon daraus sich von selbst ergeben hätte, daß die neue, auf den in der Bibel forschenden Verstand basirte Kirche, den Sinn für die katholische Mystik verlieren mußte. — Im Concilium von Trient sind **Sess. 13** folgende **canones**, welche den Glauben der Kirche darstellen, ausgesprochen: 1) Wenn Jemand leugnet, daß im allerheiligsten Altarsacrament enthalten sei, wahrhaft, wirklich und substantiell der Leib und das Blut mit der Seele und der Gottheit unsers Herrn Jesu Christi, und somit Christus ganz; wenn dieser sagt, daß er darin nur sei wie in einem Zeichen **vel figura, vel virtute, — anathema sit.** 2) Wenn Jemand sagt, daß im allerheiligsten Altarsacrament zurückbleibe die Substanz des Brotes und Weins zugleich mit dem Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi, und wenn er leugnet jene wunderbare und sonderbare Umwandlung der ganzen Substanz des Brots in den Leib und der ganzen Substanz des Weins in das Blut, während bloß die Gestalt (**species**) des Brots und des Weins bleibt, welche Umwandlung die katholische Kirche sehr angemessen Transsubstantiation nennt, — **anathema sit.** 3) Wenn Jemand leugnet, daß im ehrwürdigen Altarsacrament unter jeder Species und unter den einzelnen Theilen jeder Species, nach geschehner Trennung der ganze Christus enthalten sei, — **anathema sit.** 4) Wenn Jemand sagt, daß nach geschehner Consecration in dem wunderbaren Altarsacrament nicht sei der Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi, sondern daß dieses bloß in der Genießung, weder vor noch nach dieser sei, und daß in den consecrirten Hostien oder Partikeln, welche nach der Abendmahlsfeier aufbewahrt werden oder übrig bleiben, der wahre Leib des Herrn nicht zurück bleibe, — **anathema sit.** 5) Wenn Jemand sagt, entweder es sei die Nachlassung der Sünden die vorzügliche Wirkung des Altarsacraments, oder es gehen aus demselben keine andern Erfolge hervor, — **anathema sit.** 6) Wenn Jemand sagt, daß im heil. Altarsacrament der eingeborne Sohn Gottes nicht durch äußern Gottesdienst anzubeten und also

weder mit besonderer Feierlichkeit zu verehren, noch in Processionen, nach dem löblichen und allgemeinen Brauch der Kirche, feierlich herumzutragen, oder nicht öffentlich dem Volke auszusetzen sei, und daß dessen Anbeter Abgötter seien, — anathema sit. 7) Wenn Jemand sagt, daß es nicht erlaubt sei, die heil. Eucharistia im Sacrarium aufzubewahren, sondern daß sie gleich nach der Consecration nothwendig den Umstehenden ausgetheilt werden müsse, oder daß es nicht erlaubt sei, sie ehrenvoll zu den Kranken zu tragen, — anathema sit. 8) Wenn Jemand sagt, daß der in der Eucharistia dargebotne Christus nur geistig genossen werde und nicht sogleich sacramentirlich und reell, — anathema sit. 9) Wenn Jemand es ableugnet, daß alle und jede Christgläubige beiderlei Geschlechts, wenn sie zu den Unterscheidungsjahren gelangt, nach dem Gebote der heil. katholischen Kirche gehalten seien, jährlich wenigstens Ostern zu communiciren, — anathema sit. 10) Wenn Jemand sagt, daß es dem elaborirenden Priester nicht erlaubt sei, sich selbst zu communiciren, — anathema sit. 11) Wenn Jemand sagt, daß der Glaube allein eine hinreichende Vorbereitung sei, um das allerheiligste Altar-Sacrament zu genießen, — anathema sit. Die Katholiken haben noch immer praesens numen, ein Pfand, daß der Herr bei ihrer Kirche geblieben. Als neueste Vertheidiger der katholischen Abendmahlslehre sind zu nennen: Frint, „Darstellung der katholischen Lehre vom Abendmahl nach den Bedürfnissen der neuern Zeiten." (Wien und Triest 1816.) Brenner, „Freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreichs." 3. Band. (Bamberg und Würzburg 1818.) v. e. K.

Abendmahlsgerichte, s. Ordalien.

Abendpunkt, der Durchschnittspunkt des Äquators und Horizonts an der Abendseite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abendröthe, s. Morgenröthe.

Abendstern, s. Hesperus und Planeten.

Abensberg, Landgericht und Stadt im Regenkreise des Königr. Baiern, 3 Meilen von Regensburg an der Abens, hat 230 Häus. und 1080 Einw. Sie ist der Geburtsort des baierschen Geschichtschreibers Johann Thurmaier, der sich nach seiner Vaterstadt Aventinus nannte, von 1466 bis 1534 lebte, und 7 Bücher baierscher Annalen hinterlassen hat. — Hier schlug am 20. April 1809 Napoleon ein östr. Heer unter dem Erzherzog Ludwig und dem General Hiller (s. Eckmühl), die sich mit einem Verluste von 12 Kanonen und 13,000 M. Gefangenen nach Landshut zurückzogen. Diese Schlacht wurde durch ihre Folgen, die Einnahme von Landshut d. 21., die Schlacht bei Eckmühl d. 22. und die Einnahme von Regensburg d. 23. April wichtig.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt: als das unnatürlich oder ungereimt Große, als das falsche Wunderbare, dem es selbst an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, als das seltsam Thörichte, als das Kühne voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. Fragen wir, wie sich der Begriff des Abenteuerlichen gebildet habe, so werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerst vorkommt. In diesen sehen wir jenen kriegerischen Muth, welcher nach Kampf wie nach Vergnügen dürstet, und welchem das Recht des Schwertes das erste Recht der Natur ist. Glut in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen stets ein Volk in der Jugend seines Nationallebens, wo sein Leiden und Genießen, sein Begehren und Verabscheuen Leidenschaft ist. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiste vollführt, und wechselndes Erstaunen, Bewundern, Schrecken, Grausen, stets aber das Gefühl von Kraft erregend, sind es, die uns als Abenteuer (aventure, eventur, eventura) hier be-

gegnen. Nach der zwiefachen Gattung solcher Erzählungen müssen wir nun au ein zwiefaches Abenteuerliches unterscheiden: die eine Gattung erzählt wahre B gebenheiten, fantastisch ausgeschmückt; die andre fabelhafte Dichtungen voll ur geheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrscheinlichen und selbst de Möglichen übersteigen. Diese Übertreibungen gingen bald auch in die romant schen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in de Ritterbüchern nur Abenteuer von übertriebner Größe zu suchen. Aber bald auc hier sich beengt fühlend, gingen die Dichter dieser Art in die Welt des Wunder baren über. Man ließ, um durch Erzählungen Bewundrung und Erstaunen z erregen, die Helden Abenteuer bestehen, welche zu glauben Verzichtleistung au den gesunden Verstand erfodert wird. Eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbüche wie der Ritterzeit, war die **Galanterie** (s. d.), und diese brachte, verbunde mit dem Fehdegeiste, besonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallende Erschei nungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geschlechts auf, un Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Rech die Thaten nennen, auf welche der Ritter für die Dame seiner Gedanken aus zieht, und seinem schwärmerischen Heldenmuth, der Alles zu wagen bereit is kann es an sonderbaren Ereignissen, seltsamen Verwickelungen, kühnen Wag stücken nicht fehlen. Hierdurch erscheint das Abenteuerliche in neuer Gestalt al glücksritterliches Wagen, besonders in Beziehung auf Liebe. So ließe sich au den Ritterbüchern ein vielfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ei Einziges zurückzuführen, als das seltsam Übertriebene, ein Handeln, wie es sic in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, wori dies bestehe, finden wir folgende Momente: 1) Schwärmerei für Heroismus der sich aus Lust und Thatendrang in Gefahr stürzt und dem Zufalle huldigt 2) überspannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3) Man gel an Überlegung, und mithin Unangemessenheit der Mittel zum Zwecke; 4 Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewiß heit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Abweichen vo den ewigen Gesetzen der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrschein lichkeit, und muß also in den Kreis des ungereimt Seltsamen fallen. — Sol sich das Abenteuerliche zum Stoff der schönen Künste, namentlich der Poesi eignen, so muß es frei und mit Bewußtsein als abenteuerlich behandelt werder wie von Cervantes, Ariost, Wieland, Sterne geschehen. Alsdann erweckt es i uns das angenehme Gefühl des Komischen oder jenes eigne Vergnügen, welche das Romantische gewährt. Fehlerhaft aber ist das Abenteuerliche, wenn es al groß und erhaben gelten soll, sei es im Stoff, in der Zusammenstellung, ode im Ausdruck.

Aberdeen (Georg Gordon, Graf und Viscount Formarine), einer de 16 schottischen Pairs, welche im Oberhause Sitz haben, wurde als Botschafte nach Wien zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen England und Östreic gesandt, den er am 3. Oct. 1813 zu Teplitz unterzeichnete. Er leitete ferner di Allianz des Königs Murat von Neapel mit Östreich im J. 1813 ein, bemüht sich aber 1815 vergebens, diese beiden Höfe auszusöhnen. Als ein Verehrer grie chischer Kunst und Wissenschaft, stiftete Lord Aberdeen 1804 die Athenian society, bei welcher jedes Mitglied Athen besucht haben muß.

Aberglaube ist, der Abstammung nach, jeder falsche Glaube; den das Wort scheint aus Glaube und dem altdeutschen After, welches so viel als falsc bedeutet, zusammengesetzt zu sein. Der Sprachgebrauch hat diesem Worte ein engre Bedeutung gegeben und man versteht darunter die Fehler derer, welche be dem Urtheile über die Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhänge soll, ihre Vernunft ungeprüften Erscheinungen und Thatsachen blindlings unter-

werfen. Die äußern Ursachen, von denen das Schicksal der Menschen abhängt, sind Gott und die Natur, und daher gibt es theils einen religiösen, theils einen physischen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube sich dadurch, daß er natürliche Wirkungen von übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine seltne, mit auffallenden Äußerungen verbundne Krankheit dem Einflusse eines bösen Geistes zuschreibt, bald dadurch, daß er Erscheinungen, welche zufälliger Weise auf einander gefolgt sind, als verknüpft durch unsichtbaren Zusammenhang betrachtet, und z. B. annimmt, ein Komet sei ein Unglücksbote, weil es sich zuweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erscheinung von Kometen unglückliche Zeiten eingetreten sind. Es ist unmöglich, alle Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verschiednen Völkern gefunden werden, zu übersehen, und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menschliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Ludw.), ein durch seine Schweizerprospecte berühmter Zeichner, geb. 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines mittelmäßigen Malers) Manier verlassend, kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm guten Unterricht, und malte zuerst Bildnisse. Allein seine Neigung für Landschaftsmalerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit seinem Schüler Zingg nach Paris, und kehrte, geschätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 starb. Es ist bekannt, welche Menge Nachahmer seine colorirten Zeichnungen gefunden haben; dennoch hat ihn Keiner erreicht oder gar übertroffen, etwa Rietter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erstere bis 1777 sein Gehülfe blieb. S. Aberli's Lebensbeschreibung von Rietter im „Helvetischen Journal für Literat. u. Kunst" (Zürich 1806), und das Neujahrsstück der züricher Künstlergeschichte 1817.

Aberwitz (vesania) bedeutet, je nachdem man es von Afterwitz, Überwitz oder Ohnewitz ableitet, entweder ein falsches, oder übertriebnes, oder durchaus mangelhaftes Wissen. Die Hauptbedeutung ist aus allen dreien zusammengesetzt: ein falsches, aber eingebildet höhres Wissen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, so bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unsinn übertriebne Abart desselben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Auffallenden haschen, fallen nur zu oft in diesen Fehler. Sie machen Zusammenstellungen, die ein gesunder Verstand durchaus mißbilligen muß. Dasselbe ist auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von eingebildeter Ähnlichkeit verglichner Gegenstände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weise Ähnlichkeiten mit Bewußtsein macht; daß also dort das Falsche in der irrigen Vorstellung von dem Gegenstande, hier in dem Witze selbst liegt. Der Aberwitz als Seelenkrankheit betrachtet ist eine unwillkürliche Überspannung der Begriffe, hauptsächlich das Übersinnliche betreffend.

Abformen, s. **Abguß**.

Abgaben, Auflagen, Steuern. Verschiedne Namen, um diejenigen Vermögensantheile zu bezeichnen, welche die Regierung von den Staatsunterthanen oder Andern, welche sich im Lande befinden und an dessen Vortheilen Theil nehmen, einfodert, um dadurch die öffentlichen Bedürfnisse zu bestreiten. Sie bilden daher einen Theil des Staatseinkommens. Einen andern Theil bilden die Einkünfte aus den Staatsgütern (Domainen) und aus den Staatsgewerben (Regalien), inwiefern letztere bloß Gewerbsgewinnste gewähren und nicht als Mittel gebraucht werden, zugleich Abgaben zu erheben. (S. **Domainen** u. **Regalien**.) In den meisten Staaten, und insbesondere in allen ältern, wurden die Staatsbedürfnisse von Einkünften aus Domainen und Regalien, die man, erstere als Eigenthum, letztere als Vorrechte der Regenten betrachtete, bestritten. Sowie aber die Bedürfnisse des Staats sich immer mehr erweiterten,

oder auch die Regenten wegen schlechter Wirthschaft damit nicht mehr ausreichten, verlangten sie von den Staatsgenossen Zuschüsse, und belegten sie mit Abgaben oder Auflagen. Gemeiniglich fanden sie aber dabei große Schwierigkeiten, indem die Großen des Reichs sich nicht dazu zwingen lassen wollten, weil sie einen Stand im Staate bildeten und behaupteten, daß dergleichen Beiträge aus ihrem Vermögen ihnen nur mit ihrer freien Beistimmung abgefodert werden dürften. Auf diesem Wege aber war selten viel zu erlangen. Da jedoch einerseits die Nothwendigkeit, das Staatseinkommen zu vermehren, auch von den Großen des Reichs eingesehen wurde, und auf der andern Seite die Regenten sich nicht gern mit diesem mächtigern Theile der Nation entzweien wollten, so waren jene geneigt, den Großen Steuerfreiheit zu bewilligen, wenn sie nur zugestanden, daß der übrige Theil der Nation, welcher keinen Theil ihrer Standschaft ausmachte, besteuert werden durfte. Die Großen, fürchtend, daß, wenn den Regenten keine Quelle ihres Einkommens eröffnet würde, endlich die Last der Abgaben auf sie fallen könnte, gestanden den Regenten gern die Freiheit von dem übrigen Theile der Nation Steuern zu erheben zu, und dieser, ohne Organisation und ohne Kraft, mußte sich in sein Schicksal ergeben. So wurden die Abgaben fast allenthalben lange Zeit hindurch nur auf die gemeinen Classen der Unterthanen gelegt, und die vornehmern mächtigern Stände, Geistlichkeit und Adel, behaupteten lange ihre Abgabenfreiheit. Nun sahen zwar verständige Regierungen früh genug ein, daß, wenn sie von den Unterthanen auf eine dauernde Art Abgaben ziehen wollten, denselben die Mittel gelassen werden müßten, wodurch sie jedes Jahr wieder so viel erwörben oder einnähmen, daß sie davon leben, und so viel übrig bebehielten, daß sie die Abgaben bezahlen könnten, und sahen daher bei der Besteurung dahin, daß sie die Steuerpflichtigen nicht zu sehr angriffen. Allein es dauerte lange, ehe man die Grundsätze deutlich begriff, nach welchen die Vertheilung der Abgaben auf eine gerechte und billige Weise geordnet werden muß. Erst in den neuern Zeiten, wo der Staat ein Gegenstand des tiefern Nachdenkens geworden, und eine vollkommnere Staatswissenschaft entstanden ist, hat sich auch eine Theorie der Abgaben gebildet, welche jetzt so weit gediehen ist, daß Regierungen dieselbe zur Grundlage der Einrichtung und Verbesserung ihrer Staatseinkünfte machen können.

Nach dieser Theorie sind die Abgaben nichts Andres als Vermögensantheile der Staatsgenossen, welche jeder derselben in den Staatsschatz erlegen muß, damit dadurch die Staatszwecke befördert werden. Aus diesem Begriffe fließt: 1) daß Niemand steuern- oder abgabenfrei sein darf, welcher Vermögen oder Einkommen hat, und die Vortheile des Staats, Schutz seiner Person und seines Vermögens genießt, und daß daher alle und jede absolute Steuerfreiheit ungerecht gegen diejenigen Staatsgenossen ist, welchen Abgaben auferlegt werden; 2) daß die Abgaben nach der Proportion des reinen Einkommens eines Jeden vertheilt werden müssen; 3) daß die Abgaben nie die Quelle oder die Ursachen schwächen oder gar vernichten dürfen, durch welche das reine Einkommen hervorgebracht wird; 4) daß sie einen so geringen Theil des reinen Einkommens wegnehmen sollen als nur möglich ist, damit desto mehr übrig bleibe, das Einkommen der Nation, sowie jedes Individuums zu vermehren. — Die größte Schwierigkeit, um zu einer richtigen Vertheilung der Abgaben zu gelangen, ist: das reine Einkommen eines jeden Individuums ausfindig zu machen. Diese Schwierigkeit zu lösen, daran hat man bei der bisherigen Besteurung wenig gedacht. Die Finanziers begnügten sich, da Abgaben zu erheben, wo sie Vermögen oder Einkommen bemerkten, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie vom rohen oder reinen Einkommen, vom Capital oder von den Zinsen und Gewinnsten gegeben wurden. Die roheste Manier war es, nach der Zahl der Köpfe zu vertheilen. In der Voraussetzung,

daß Jeder so viel einnehme, daß er etwas davon abgeben könne, foderte man von jedem Kopfe eine solche Summe, von der man voraussetzte, daß sie auch der Ärmste erschwingen könnte, und da diese Kopfsteuer für Alle gleich bestimmt wurde, so zahlten Reiche und Arme gleich viel, wobei es dann in die Augen fällt, daß die größte Ungleichheit dabei herrscht. Indessen wurde gar bald auch das wirkliche Vermögen bei der Vertheilung der Abgaben zum Maßstabe genommen. Für das sicherste und reellste Vermögen wurde in cultivirten Ländern bald der angebaute Grund und Boden erkannt. Da derselbe seinen Eigenthümern oder Bewirthschaftern alljährlich ein sichres Einkommen gewährte, so wurde der jährliche Ertrag der Grundstücke derer, die man für Steuerpflichtige erklärte, abgeschätzt, und nach diesem Maßstabe die Abgabe auf die Grundstücke vertheilt. So bildete sich die **Grundsteuer**, wobei jedoch selten der rohe und der reine Ertrag der Grundstücke genau unterschieden wurde; und wo es auch geschah, herrschte doch nur ein geringer Grad von Sicherheit in der Abschätzung selbst und noch ein geringrer in der Erhaltung dieses Princips bei den Veränderungen des reinen Ertrags. Da die Grundsteuer zur Zusammenbringung des nöthigen Staatseinkommens nicht genügte, so sah man sich nach andern Quellen um, und richtete, besonders als sich der **Geld**umlauf in der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr vergrößerte, sein Augenmerk nach allen Punkten, wo sich Geld blicken ließ. Wo nur irgend Geld ausgegeben wurde, also bei Käufen, Verkäufen, Tauschen, bei Erbschaften, zog man Abgaben von dem Werthe, der an Andre überging. Wer bei Staatsbehörden etwas zu suchen hatte, mußte sich durch Geld (Stempelpapier) den Weg zu ihnen eröffnen. Wo Eigenthum erworben ward, da mußte etwas abgegeben werden. Daher die lange Reihe von **Erwerbs**- und **Gewerbssteuern**. Da man auch bei Gelegenheit der Einnahme der Staatsgenossen nicht so viel zusammenbringen konnte, als der Staat bedurfte, so paßte man auch der **Ausgabe** auf, und ließ sich allenthalben, wo man die Ausgabe zu controliren vermochte, etwas bezahlen. So bildeten sich allenthalben die **Consumtionssteuern** der mannigfaltigsten Art. Bei der wissenschaftlichen Behandlung der Abgaben, welche sich erst entwickelte, nachdem man die mannigfaltigsten Arten derselben schon längst erfunden und eingeführt hatte, war man darauf bedacht, die ganze Masse der vorhandnen Arten unter eine allgemeine Übersicht zu bringen. Nach Büsch lassen sich alle vorhandnen Abgaben unter folgende Classen ordnen: sie sind nämlich entweder auf den **Besitz**, oder auf den **Erwerb**, oder auf den **Genuß** der Güter gelegt. Da es in der That kein Verhältniß der Güter zu den Menschen gibt, was nicht unter diese drei Rubriken paßte, so kann diese Eintheilung als vollständig angesehen werden. Allein ob die darunter begriffnen Abgaben nach richtigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen geordnet sind, kann daraus nicht erkannt werden. Um dieses zu beurtheilen, muß erst untersucht werden, ob sie von dem reinen Einkommen regelmäßig und fortwährend bezahlt werden können oder nicht. So kann z. B. ein Besitzthum von solcher Beschaffenheit sein, daß es gar nichts einbringt, wie etwa eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung u. s. w. Wollte man nun von einem solchen Besitzthume jährlich eine Abgabe erheben, so würde die Abgabe dieses Besitzthum in kürzrer oder längrer Zeit gänzlich aufzehren, wenn sie von ihm bezahlt werden müßte, und sie würde folglich den oben entwickelten Grundsätzen, nach welchen die Güte der Abgabe beurtheilt werden muß, gänzlich widersprechen. Das Besitzthum kann daher nur insofern mit gutem Erfolg besteuert werden, als es ein regelmäßiges Einkommen gewährt. Ebenso kann der Erwerb nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen nur dann besteuert werden, wenn derselbe regelmäßig ist, und aus einem Vermögen fließt, welches eine beharrliche Quelle des sich stets erneuernden Erwerbs ist. Wenn daher Jemand ein Grundstück oder ein Capital durch Kauf, Tausch u. s. w. er-

wirbt, und man legt Abgaben auf eine solche Erwerbung, so wird die Abgabe vom Capital, d. h. von dem Mittel, welches zur Erwerbung bestimmt ist, genommen. Inwiefern aber dieses geschehen muß oder der Staat wenigstens nicht sicher ist, ob es nicht geschieht, insofern ist eine solche Abgabe fehlerhaft. Wenn endlich eine Abgabe vom Genusse oder von dem Werthe der zu genießenden Dinge erhoben wird, so kann dieses nur insofern gebilligt werden, als der, welcher dergleichen Dinge kauft oder genießt, die Ausgabe dafür von einem Einkommen bestreiten kann, welches er zu seiner Erhaltung nicht nothwendig bedarf, oder was ihm die Abgabe wenigstens nicht nothwendiger Weise vermindert. Sucht man daher ein Princip der Eintheilung der Abgaben, welches zugleich zur Beurtheilung der Vollkommenheit und Richtigkeit der Vertheilung derselben dienen soll, so kann dieses kein andres sein als das reine Einkommen der Personen oder der reine Ertrag der Güter, von welchem die Abgaben gegeben werden sollen. Reines Einkommen oder reiner Ertrag ist aber derjenige Theil des Einkommens oder Ertrags, welcher übrig bleibt, nachdem man denjenigen Theil, der zur Erhaltung und fortgesetzten Production der Person oder des Vermögens, welche das Einkommen oder den Ertrag hervorbringen, nothwendig ist. Ein Einkommen und Ertrag bringen aber hervor 1) Grund und Boden; 2) Capitale; 3) Arbeit oder Industrie. Nennt man den reinen Theil des Einkommens und Ertrags Rente, so entstehen die Begriffe von Grundrente, Capitalrente und Arbeits- oder Industrierente. Und alle Abgaben werden nur insofern gerecht und heilsam sein, als sie einen proportionirlichen Theil dieser drei Arten von Renten betragen, und von denen, welche sie aufzulegen und zu vertheilen haben, nach diesem Princip aufgelegt und vertheilt werden. Da es aber schwer, ja in vielen Fällen praktisch unmöglich ist, das reine Einkommen eines Jeden zu erfahren, so müssen die Staatsmänner verschiedne Wege einschlagen, um dasselbe in gehöriger Proportion zu treffen. Der erste Weg ist gerade, indem man durch eigne Angaben oder durch Schätzungen das reine Einkommen der Personen oder den reinen Ertrag der Grundstücke zu ergründen sucht, und nach den Resultaten davon die Abgaben unmittelbar von denen, welche diesen reinen Ertrag beziehen, einfodert. Diese Art von Abgaben nennt man direct oder unmittelbar. Da aber bei dieser Methode vieles reine Einkommen ungewiß und verborgen bleibt, so sucht man dieses auf indirectem Wege zu treffen. Man setzt nämlich voraus, daß der, welcher mehr einnimmt (als er bei der Schätzung angegeben hat) als der andre, auch mehr verzehren und genießen werde, als der Betrag seines angegebnen Einkommens ausmacht, und insbesondere, daß er gewisse Artikel genießen werde, welche der, welcher weniger hat, entweder gar nicht oder doch nicht in gleicher Menge verzehrt. Wenn man nun die Verzehrung oder die Ausgabe für die Consumtionsartikel mit Abgaben belegt, so kann man dadurch erstlich überhaupt von Allen denen, welche zwar schon eine directe Steuer von ihrem Einkommen bezahlen, die aber noch nicht groß genug ist, um die Staatsausgaben zu decken, noch einen Theil erheben, den sie gleichfalls von ihrem reinen Einkommen bezahlen können, wenn sie gehörig eingerichtet sind, und wodurch man zweitens sicher ist, von dem reinen Einkommen derer, welche einen Theil davon verschwiegen haben, noch etwas mehr zu erheben, als man von ihnen erhalten haben würde, wenn sie bloß unmittelbar nach der geständlichen Erklärung ihres Einkommens besteuert worden wären. Diese Abgaben heißen mittelbar oder indirect, inwiefern sie zwar auch auf das reine Einkommen berechnet sind, jedoch dasselbe nur durch einen Umweg treffen. — Die Kunst, das reine Einkommen durch die Consumtions- oder andre indirecte Steuern zu treffen, ist bis jetzt noch sehr unvollkommen. Ihre Vervollkommnung ist aber nothwendig, wenn das Abgabensystem nach richtigen Grundsätzen und heilsam für das Volk

eingerichtet werden soll. — Gewöhnlich verbindet man mit der Eintheilung der Abgaben in directe und indirecte einen andern Sinn, als den oben angegebnen, indem man die Art der Erhebung dabei zum Eintheilungsgrunde macht, und unter directen Abgaben solche versteht, die von dem, welcher sie geben soll, unmittelbar eingefodert werden, unter indirecten aber solche, welche von Andern vorschußweise erhoben werden, diesen aber es überlassen wird, sie von denen wieder einzuziehen, welchen sie eigentlich zugedacht sind. Dieser Grund der Eintheilung bringt aber keine logisch richtige Eintheilung hervor. Denn es kann eine und dieselbe Abgabe bald unmittelbar, bald mittelbar erhoben werden. So können alle Consumtionsabgaben ebensowol von den Consumenten selbst, als von den Kaufleuten, welche mit den Consumtibilien handeln, erhoben werden. Ebenso werden viele Luxussteuern unmittelbar erhoben. Sie bleiben aber deßhalb doch indirecte Abgaben, weil sie das reine Einkommen nur nach dem Aufwande, den Jemand macht, besteuern.

Die Theorie der Abgaben hat erst in den neuern Zeiten Licht und Vollkommenheit erhalten. Adam Smith hat die erste Grundlage zu einer vollkommnen Theorie der Auflagen gelegt. Vor ihm entstand das Physiokratische System (s. d.), welches aber keinen festen Grund hat. Nach demselben haben in Deutschland Büsch (in s. Werke vom Geldumlaufe), später die Lehrbücher über Staats- und Nationalwirthschaft, insbesondre die Staatsfinanzwissenschaft, mehr Licht über die Lehre von den Abgaben verbreitet, wovon sich jedoch bis jetzt nur noch ein geringer Erfolg in der Praxis offenbart hat. Die Literat. über die Abgaben findet man in Pölitz's „Staatswissenschaften rc.", 2. Th., S. 205 fg. 51.

Abgabenfreiheit, das Recht, welches einigen Ständen oder Personen oder Gütern eingeräumt wird, keine Abgaben zu bezahlen, wo andre Stände, Personen oder Güter dergleichen bezahlen müssen. Die Gründe, auf welche man ein solches Recht zu stützen sucht, sind: I. für die Steuerfreiheit der Personen. 1) Identität der Person mit dem Staate; 2) Auszeichnung und Belohnung für Verdienste um den Staat; 3) Vergütung dessen, was ihnen der Staat sonst zu bezahlen schuldig ist; 4) Unverträglichkeit der Staatslast mit ihrem Geschäft oder mit ihren persönlichen Eigenschaften; 5) anderweitige Bezahlung der Abgaben; 6) Armuth; 7) bisher bestandnes Recht. Was den ersten Grund betrifft, so paßt derselbe bloß auf die Person des Souverains im Staate. Es ist nämlich klar, daß die souveraine Macht mit Abgaben belegen zu wollen eine Ungereimtheit sein würde, indem die Abgaben bloß dazu verordnet sind, um ihr die Mittel zur Ausführung der Staatszwecke zu geben; diese Mittel aber durch die Abgaben zu schwächen, würde diesem Zwecke selbst widersprechen. Es fließt also aus der Natur der Sache, daß Alles, was Staatseinkommen ist, von Abgaben frei sein oder der Staat selbst als Person betrachtet, von jeder Abgabe frei sein muß. Aber ob auch dasjenige Individuum, welches die Souverainetät bekleidet, in jeder Hinsicht von Abgaben frei sein solle, ist eine ganz andre Frage. Denn in dem Einkommen eines solchen Individuums ist allemal zweierlei zu unterscheiden, nämlich a) das, was zur Ausübung seiner Functionen als Souverain gehört, und b) dasjenige, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse als einer Privatperson dient. Nun läßt sich nicht leugnen, daß alles das, was ein Regent ausgibt, nicht gerade zur Erreichung der öffentlichen Zwecke nothwendig ist. Er steht zugleich in Verhältnissen einer reichen Privatperson, welche ihre besondern Wünsche und Bedürfnisse hat, die mit dem Staatszwecke in keinem Zusammenhange stehen. Ist nun das Einkommen eines Regenten so groß, daß es nicht nur vollkommen hinreicht, um denjenigen Aufwand zu bestreiten, welcher dazu gehört, um den Stamm und die Würde des Regentenhauses aufrecht zu erhalten, sondern auch eine Menge Privatwünsche und Privatneigungen des Re-

genten zu befriedigen, so ist der letzte Theil des Einkommens ohne Zweifel als ein reines Einkommen des Regenten, als Privatperson betrachtet, anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist durchaus kein hinreichender Grund zu finden, weßhalb das fürstliche Einkommen steuerfrei sein sollte. Vielmehr scheint es von mehren Seiten höchst zweckmäßig und rathsam, dasselbe wie jedes andre Privateinkommen der Abgabe zu unterwerfen, da 1) hierdurch der Fürst wie jeder Andre den Druck der Abgabe in der Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse und Wünsche proportionirlich empfindet, oder die Folgen davon erfährt, indem er wie jeder Andre genöthigt wird, Einschränkungen in seinem persönlichen Haushalte zu machen; da 2) das Beispiel des Fürsten, die Staatslasten mit seinen Unterthanen zu theilen, für alle übrigen Contribuenten außerordentlich ermunternd ist, und um so weniger in irgend einem andern Stande der Wunsch entstehen wird, durch Ausnahme von der Abgabenpflicht bevorzugt zu werden. In Staaten, wo die Souverainetät mit einer moralischen oder zusammengesetzten Person verknüpft ist, fällt der Unterschied zwischen dem, was zu dem öffentlichen Zwecke, und was zum Privatzwecke derer gehört, welche die Souverainetät verwalten, noch klarer in die Augen. Die Glieder eines an der Souverainetät theilnehmenden Raths oder des souverainen Raths selbst können so wenig aus hinreichenden Gründen zur Abgabenfreiheit berechtigt sein, als die Glieder einer souverainen Volksversammlung in einer Demokratie, und eben so wenig ist also auch das Recht eines Fürsten zur Abgabenfreiheit von seinem Einkommen, inwiefern es zur Befriedigung seiner Privatbedürfnisse dient, begründet. 2) Wenn der Staat den, welcher sich um den Staat verdient gemacht hat, mit Abgabenfreiheit belohnen wollte, so könnte dieses vernünftiger Weise doch bloß eine persönliche Befreiung auf seine Lebenszeit sein. Denn wollte er deßhalb seine Güter auf ewige Zeiten für abgabenfrei erklären, so wäre dieses eben so viel, als schenkte er ihm ein Capital, das der Abgabe gleich ist, von welcher er seine Güter befreit. Indessen würde es ein ganz grundloses und nicht zu entschuldigendes Princip sein, wenn sich die Abgabenfreiheit nicht bloß auf die bisherigen, sondern auch auf alle künftigen noch aufzulegenden Abgaben erstreckte. Ein solches Geschenk hätte durchaus keinen bestimmten Werth, und müßte als eine ganz blinde vernunftlose Verschleuderung angesehen werden, welche in der Absicht eines Souverains nie angenommen werden darf. Niemand kann wissen, wie groß oder wie klein ein solches Geschenk sein und in der Zukunft werden könnte. — Wollte aber der Staat die verliehne Abgabenfreiheit so verstanden wissen, daß nicht bloß die Person des Beschenkten, sondern die ganze Nachkommenschaft derselben abgabenfrei sein sollte, so würde dieses ein wo möglich noch gedankenloseres Geschenk sein, da er etwas weggäbe, wovon er durchaus keinen deutlichen Begriff haben kann, indem ein solches Geschenk bald einem Nichts nahe kommen, bald sich zu einer unendlichen Größe ausdehnen könnte, je nachdem das Vermögen der Abgabenfreien sich verminderte oder vermehrte. Überhaupt aber scheint die Belohnung durch Abgabenfreiheit eine der allerunzweckmäßigsten und tadelnswürdigsten zu sein, die sich denken läßt. Denn erstlich sollte eine Belohnung für öffentliche Verdienste aus dem öffentlichen Einkommen genommen werden, wozu Alle in gleicher Proportion beitragen. Die Erlassung einer Gattung von Abgaben fällt aber gemeiniglich Einer Classe von Unterthanen zur Last, welches eine Ungerechtigkeit gegen diese ist. Staatsbelohnungen müssen daher aus dem allgemeinen Staatsvermögen genommen werden. Zweitens ist eine solche Art der Belohnung auch deßhalb zu tadeln, weil dadurch die Abgabenfreiheit als Auszeichnung oder als eine besondre Ehre erscheint, eine Vorstellungsart, die der Staat nie aufkommen lassen soll; ihm muß vielmehr daran gelegen sein, daß ein Bürger sich für so wichtiger im Staate hält, je mehr er demselben Abgaben bezahlt. 3) Fast

dieselben Gründe, besonders der letzte, streiten gegen die Maxime, die Abgabenfreiheit als ein Mittel, die Staatsbeamten zu besolden, anzuwenden. Eine solche Freiheit hat überdies für Beamte von gleicher Art selten gleichen Werth, da der eine davon einen viel größern Gewinn als der andre haben kann. 4) Wenn Abgaben in Gelde entrichtet werden, so sind sie mit keinem Stande und mit keinem Geschäfte unverträglich. Andre Staatslasten, als: persönliche Dienstleistungen, Einquartirung u. s. w. aber können allerdings für Einige unzulässig sein. Eben deßhalb aber wäre es besser, die Übernehmung von dergleichen Lasten der freiwilligen Concurrenz zu überlassen, und diejenigen, welche sie übernehmen, zu entschädigen. Wer 5) seinen Antheil an den Abgaben auf andre Weise bezahlt, dem kann nicht noch eine andre Art der Bezahlung zugemuthet werden. Das Abgabensystem wird aber immer vollkommner sein, wenn alle Abgaben von Allen nach Einer Regel erhoben werden. Daß aber 6) Arme keine Abgaben bezahlen, fließt aus einem guten Abgabensysteme, das nur das reine Einkommen anzieht, von selbst. Ein persönliches Recht auf Abgabenfreiheit kann also nur aus Irrthum oder falschen Vorstellungen ertheilt sein, und die reformirende Staatspraktik muß daher auf Mittel sinnen, dieses Recht da, wo es noch vorhanden ist, gegen gehörige Entschädigung der dadurch leidenden Personen abzuschaffen.

Was II. die Abgabenfreiheit der Gegenstände oder Güter betrifft, so ist die merkwürdigste diejenige, welche gewissen liegenden Gründen zugestanden ist. Geben diese Gründe keinen Ertrag, so kann von ihnen natürlicher Weise auch nichts gefodert werden. Selbst wenn ihr Ertrag nicht mehr betrüge als was nöthig ist, um ihnen denselben Ertrag von Neuem abzugewinnen, kann keine Abgabe von ihnen gezogen werden. Diese kann sie nur treffen, wenn sie einen reinen Ertrag geben, d. h. einen solchen, der die Kosten der Gewinnung des ganzen Ertrags übertrifft. Das Recht der Abgabenfreiheit solcher Grundstücke aber, die einen reinen Ertrag liefern, sucht man durch folgende Gründe zu rechtfertigen: 1) weil das eine Grundstück die Abgabe des andern contractmäßig übernommen hat. Durch diesen Grund hat öfters der Adel die Abgabenfreiheit seiner Güter zu vertheidigen gesucht, indem er behauptete, daß seine Vorfahren einen Theil ihrer Äcker den Bauern abgetreten hätten, unter der Bedingung, daß sie, außer einigen Arbeiten für das Hauptgut, auch die Abgaben aus dem Gewinne der Bauergüter zu bestreiten übernähmen. Nun ließe sich ein solcher Contract zwar wol als rechtlich möglich denken, wenn er auf ein bestimmtes Steuerquantum abgeschlossen, und dessen Abschluß deutlich nachgewiesen werden könnte. Nie aber kann ein Vertrag für verbindlich erkannt werden, in welchem die Übernehmung aller künftigen möglichen Abgaben für Andre bedungen ist, da Niemand wissen kann, wie groß diese je werden können, und ob das ertheilte Land eine angemessene Ausgleichung dagegen ist. Denn in jedem Contracte muß das Object der Verbindlichkeit erkannt werden können. Außerdem aber, daß dergleichen Contracte bloße Fictionen sind, die sich in der Wirklichkeit nirgends finden, darf ihnen der Staat auch deßhalb keine Gültigkeit zugestehen, weil sie der Abgabenpflicht das Ansehn einer schimpflichen Beschwerde geben, eine Vorstellungsart, die er durchaus nicht begünstigen darf. 2) Die Staaten haben bisweilen Einzelnen, auch wol der ganzen Nation gestattet, sich von einer bestimmten Abgabe gegen ein Capital loszukaufen, wie z. B. in England von der Landtaxe. Dergleichen Contracte müssen natürlich gehalten werden. Aber nimmermehr kann ein Einzelner oder gar ein ganzer Stand oder die Nation sich von allen Arten von Abgaben loskaufen, weil ein solcher Gegenstand ein völlig unbekanntes Ding wäre, wofür sich unmöglich ein Preis ausmitteln läßt, indem Niemand wissen kann, wie die Umstände sich gestalten mögen. Es hieße dieses die Möglichkeit der Existenz des Staats verkaufen. Eine unzweckmäßige Abgabe zu verkaufen, die den Staat hindert, eine

bessere an ihre Stelle zu setzen, wie es bei der Landtaxe in England der Fall zu sein schien, die zur fixen unveränderlichen Rente geworden war, kann wol räthlich sein, um sich die Freiheit in der Einführung besserer Abgaben zu verschaffen, und dadurch mögen gewisse Gegenstände eine Zeitlang abgabenfrei werden, aber nie kann dieses ein Grund sein, das Einkommen, welches sie bringen, auf ewige Zeiten von allen Abgaben zu befreien. Wenn endlich 3) die Steuerfreiheit gewisser Güter in dem Staate als Factum besteht, so können doch dergleichen Privilegien niemals als absolut unveränderliche Rechte betrachtet werden, sondern sie müssen sich der Beurtheilung nach den allgemeinen Principien der Zweckmäßigkeit, wie alle positiven Gesetze und Institute unterwerfen; und wenn sie daher für unzweckmäßig, schädlich und drückend für andre Bürgerclassen befunden werden, so müssen dergleichen Gesetze verbessert und abgeschafft werden. Da aber der Staat seine begangnen Irrthümer und Fehler nicht auf Kosten Andrer festhalten darf, so müssen die, welche das Recht der genossenen Abgabenfreiheit verlieren sollen, dafür nach billigen Grundsätzen entschädigt werden. Denn den Schaden, welchen der Staat Einzelnen durch seine Unwissenheit, oder durch Irrthümer zugefügt, muß der Staat oder das Ganze auch billiger Weise tragen. Über die Abgabenfreiheit s. v. Jakob's „Staatsfinanzwissenschaft" (Halle 1821), S. 1042. Das Historische davon enthält der Art. Steuerfreiheit. 51.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchsten, unendlichen, vollkommnen Wesens, das wir Gott nennen. Die Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, ein Idol, ein Wesen, das nicht Gott ist, ein Bedingtes statt des Unbedingten. Die Geschichte lehrt uns, daß die reine Idee von dem Unaussprechlichen ohne höhre Leitung, deren sich die Hebräer und Christen rühmen, nur langsam sich ausbreitet; sie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menschen und die daraus entstehende Furcht vor unangenehmen Zuständen, theils das Verlangen nach glücklichen Ereignissen eine Hauptquelle der Abgötterei gewesen sei. Die natürlichen Ursachen glücklicher Ereignisse waren ihnen noch unbekannt, sowie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme, des Lichts, der Winde, des Meeres u. s. w. Ohne sich in eine tiefre Untersuchung einzulassen, schuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorsteher und Vorsteherinnen, und übertrug ihnen die Sorge für dieselben. So verehrte man die Gestirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andre gaben ihren Göttern Menschengestalt, zugleich aber auch menschliche Bedürfnisse, Begierden und Leidenschaften. Daher der Anthropomorphismus (die Vermenschlichungslehre), der jedoch verschiedne Grade hat, und entweder dogmatisch ist, wenn er menschliche Eigenschaften höhern Wesen selbst beilegt, oder symbolisch, wenn nur Verhältnisse der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden sollen. Die Gunst des Gottes suchten sie zu gewinnen, wie man die Gunst des Menschen gewinnt, durch Geschenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen besondern Gott, der nicht der Allvater aller Menschen, sondern nur sein Schutzgott war, ebenso der Stamm, die Familie, ja der einzelne Mann. In diesem Verhältnisse war der Grund enthalten, sich einen besondern Gott zuzueignen. Er nahm einen Platz im Hause ein, und wurde nun ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirksamkeit wurde auf den Ort seines Aufenthalts beschränkt. Er wurde Beschützer und Rathgeber dessen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten sorgte für die Heerden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbaus und der Geber der fruchtbaren Zeiten. Diese Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Cultus anordneten, theils ihnen die Wünsche der Menschen vortrugen und diesen Bescheid gaben, und hieraus wußte der Eigennutz seinen Vortheil zu ziehen. Einzelne

gaben sich das Ansehen eines vertrauten Umgangs mit den Göttern; so entstanden Wahrsagungen und Orakel. — Manche Verständige sahen indeß schon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf den Begriff eines einzigen Gottes geführt. Wahrscheinlich war auch die Abgötterei nur ein Abfall von der Verehrung desselben. (Vergl. Gott und Polytheismus.)

Abguß ist die Nachformung von Werken bildender Kunst, durch Aufgießung einer weichen, nachher sich verhärtenden Materie. Man überzieht, um ein vollkommen rundes Bild abzuformen, das Original am besten mit Gyps oder Thon, bei halbrunden Bildern mit Wachs, Thon, Schwefel, Glas, Metall oder Gyps, und nimmt die Masse, wenn sie darauf erhärtet ist, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form (moule), welche, was im Original vertieft ist, erhoben, und was dort erhoben ist, vertieft enthält. Wird in diese Form wieder eine weiche Masse gegossen, so erhält man durch Abformen ein das Original getreu darstellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird (plâtre). Ganze Körper können nicht auf einmal abgeformt werden, weil sonst die Originale nicht herausgenommen werden können, sondern nur stückweise. Diese Stücke werden beim Abformen sorgfältig zusammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunstwerken jene erhöhten Streifen entstehen, die man Nähte nennt, welche verschnitten und polirt werden. Weil aber dadurch mancher zarte Übergang verloren gehen kann, zieht man, wenn sie nicht zu bloßer Verzierung dienen sollen, die Abgüsse mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er ist doch immer der beste Ersatz für das, was dem Studium und dem Genusse sonst abgehen würde; und es gibt auch Abgüsse, die den Originalen in dem, was den Künstler und Kunstfreund zu ihnen führt, sehr nahe kommen. Aber um diesen Zweck zu erreichen, wähle man Abgüsse, die mit Vorsicht und Kunstkenntniß verfertigt worden sind. Die Rost'schen in Leipzig sind bekannt. So lange in Paris die vorzüglichsten Werke alter bildender Kunst versammelt waren, wurden dort mit vieler Sorgfalt Abgüsse verfertigt, und man konnte dergleichen von allen dort vereinigt gewesenen Antiken zu billigen Preisen erhalten. Die Abgüsse aus bloßer Töpfererde werden in stärkern und schwächern Theilen ungleich und verschwinden aus ihren Verhältnissen. Sie verkürzen sich um mehr als den sechsten Theil, sodaß jugendliche Statuen oder Büsten sich mehr der Kindheit nähern.

Abhärtung, physische, wird bewirkt durch Stärkung des innern Lebens und dessen Einwirkung auf ungünstige Einflüsse. Zur Ertragung von Ungemach bereitet vor: einfache doch kräftige Kost, Aufenthalt in freier, reiner Luft und starke Bewegung. Man verbanne Alles, was bloß die Sinne schmeichelt; man muß vor Allem die innre Heiterkeit des Geistes erhalten und dessen höhre Richtung vor Augen haben. Doch darf man niemals in den zarten Organismus des Körpers, wie die Spartaner, eingreifen; denn unser Zeitalter hat höhre und liberalre Staatszwecke als jene Halbbarbaren, und selbst ein in der Jugend schwacher Körper kann mit der Zeit stark werden. Unser Zeitalter vermißte freilich lange die physische, abhärtende Erziehung, die in England erst wieder auflebte, anfangs jedoch übertrieben wurde. Die Kälte stärkt und die Wärme schwächt in der Regel; aber beide schwächen, wenn sie in einem zu hohen Grade stattfinden. Nur die Hälfte oder zwei Drittel der Gebornen überleben das dritte Jahr, und Ärzte, die bei der Conscription fungiren, wissen, wie viele Körperschwächen die Armuth häufig in das Mannsalter hinübernimmt, wenn sie aus Noth die Abhärtung übertreibt. Abhärtung darf eigentlich erst nach völliger Ausbildung des organischen Körpers stattfinden; daher ist das jetzt in Kriegen so allgemein gewordne Bivouakiren in jedem Klima zerstörend für die Gesundheit vieler junger Individuen, und es vermehrte das Siechthum der Hospitäler in unsern Heeren sehr. Ausdünstung in der Nacht ist jedem Körper unentbehrlich, indem die Natur auch

außer der Ausdünstung viel überflüssigen Kohlenstoff am Tage ausscheidet. Unte 3 bis 4 Stunden Schlaf täglich kann kein Körper lange ertragen, und über zwe Nächte darf die Hautausscheidung im Schlaf nicht ausgesetzt werden. An schwersten härtet man die Gesichts- und Geruchsorgane ab.

Abildgaard (Nicolai Abraham), königl. dänischer Historienmaler, Ritter des Danebrogordens, geb. zu Kopenhagen 1744, gest. das. 1809 als Director und Professor der Kunstakademie. Ohne Zweifel der genialste Maler, welchen Dänemark bisher besaß, dessen geistreiche Compositionen tiefes Studium, sowie Reichthum der Ideen und besondre Stärke in der Darstellung verrathen. Ein fünfjähriger Aufenthalt in Italien vollendete die Bildung, welche er bei der Kunstakademie zu Kopenhagen empfangen hatte, seine Arbeiten verloren aber nie das Originelle, welches sein selbständiger Geist seinen Gemälden stets einhauchte. In den Schöpfungen seiner fruchtbaren Phantasie sprach sich öfters eine düstere, wenn gleich immer große und feierliche Natur aus; in seinen zahlreichen historischen Gemälden herrschte aber ein heitrer erhabner Styl, und nicht leicht findet man bei neuern Malern ein schönres Colorit, besonders im Nackten; es war fast so schön, als das in den Gemälden Paul Veronese's und Tizian's. Von Abildgaard war eine bedeutende Zahl derjenigen großen Malereien, die in den Gemächern des 1794 abgebrannten Residenzschlosses Christiansburg sich befanden. Seine aus der vaterländischen Geschichte entlehnten historischen Gemälde (im großen Rittersaal) machten auf den Zuschauer denselben Eindruck, als das Ganze des durch Architektur und hohe Pracht bewundernswürdigen Saales selbst. A. hatte die Hauptmomente der Geschichte Europas allegorisch in vier Epochen und Gemälden sinnreich dargestellt, und Europa personificirt: 1) in dem ersten wilden Zustande, 2) in der Weltherrschaft Roms, 3) in den Fesseln der Hierarchie und 4) in der Erneurung der Wissenschaften und der Cultur nach der Revolution durch die großen Erfindungen (des Pulvers und der Buchdruckerkunst) und durch die neuen Länder. Wenige von seinen Werken im Schlosse wurden aus der Feuersbrunst gerettet; doch hat man in und außer Kopenhagen noch eine bedeutende Anzahl zum Theil großer Gemälde von ihm. Seine Witwe besitzt eine Sammlung mehrer trefflicher Bilder. Der verwundete Philoktet, ein großes Gemälde, ist ebenso kraftvoll als Kupido, ein andres Gemälde, das nach Spanien verkauft wurde, zart und schön; beide sind in der Ausführung meisterhaft. Noch sind vorhanden: ein trefflicher Sokrates; Jupiter, das Schicksal der Menschen erwägend; Culmin's Geist, sich der Mutter zeigend (nach Ossian's Gedichte) u. a. Die letzte Arbeit, welche er vollendete, waren vier große Gemälde, Scenen aus Terenz's Lustspielen darstellend. Er hatte viel gelesen, um die Einrichtung des Theaters der Alten zu ergründen. Die von ihm gewählte Architektur, welche hier sein Hauptzweck gewesen zu sein scheint, ist sehr gelungen, malerisch und schön. Fast alle Compositionen A.'s verrathen, mittels der Wahl und Ausführung des Gegenstandes, den durch Studium der Alten, sowie der Alterthümer gebildeten Maler. Nichts war ihm fremd, was auch nur entferntere Beziehung auf seine Kunst hatte, und ob er gleich seinen Schülern einzuschärfen pflegte: daß für den Künstler die Theorie nichts, die Natur und Übung aber Alles mache, so kannte er doch nicht weniger gründlich sowol die Theorie als die Geschichte der Kunst, und war weit entfernt, den Werth einer freien Geistesbildung zu verkennen, welche er selbst im hohen Grade besaß. Solches bezeugt auch die von ihm gesammelte, nach seinem Tode für die königl. Kunstakademie angekaufte, vortreffliche Bibliothek. Er war ein ausgezeichneter Lehrer dieser Akademie, und hinterließ mehre Schüler, Maler, sowie Bildhauer, die ihrem Lehrer und dem Vaterlande jetzt noch Ehre machen; unter diesen und vor Allen Thorwaldsen. Schriftstellerische Verdienste erwarb sich A. durch kleine Aufsätze, die theils

schiefe Urtheile in Kunstsachen berichtigten, theils ältere Kunstarbeiten erklärten. In Fernow's „Leben des Künstlers A. F. Carstens" (Lpz. 1806) ist unter andern Beschuldigungen gegen A. auch die enthalten: daß er Carstens, als dieser Lehrling bei der kopenhagner Kunstakademie war, verfolgt habe, weil Carstens ihm seine Kunstgriffe in der Farbengebung und in der Malerei überhaupt abzulauern gesucht hatte. Diese und die übrigen Beschuldigungen Fernow's sind von dem Secretair der gedachten Akademie, Prof. T. Baden, völlig widerlegt worden. (S. Kopenhagner gelehrte Nachrichten für d. J. 1809, S. 309.)

Ab intestato erben, ohne oder gegen ein Testament erben, d. h. eine Hinterlassenschaft, über die durch kein gültiges Testament verfügt ist, als gesetzlicher Erbe an sich bringen.

Abiponer, ein Kriegerstamm der Indianer zwischen 28 und 30° S. B., am Ufer des Plata, von 5000 Köpfen, der wenig Ackerbau und desto mehr Jagd und Fischfang treibt. In den 5 winterlichen Regenmonaten begibt sich dieser Stamm entweder nach den Inseln des Platastroms, oder macht sich Hütten in den Baumgipfeln. Am liebsten essen die Abiponer Tigerfleisch, womit sie den Aberglauben verbinden, daß es die Krieger noch tapfrer mache. Lange Lanzen und Pfeile mit eisernen Spitzen sind ihre Waffen. Sie führen häufig mit den Spaniern Krieg. Ihre Weiber sind nicht brauner als die Spanierinnen. Die Männer sind hoher Statur, gute Schwimmer, lieben die Figurenzeichnung auf ihrer Haut, und haben Adlernasen. Ihre Caciquen sind im Frieden ihre Richter, im Kriege ihre Anführer; aber im Frieden ist ihr Ansehn nicht bedeutend, denn versuchte der Cacique eine der Menge ungefällige Neurung, so würde letztere sich zu andern Stämmen schlagen und den Caciquen verlassen.

Abirrung des Lichts. Wenn wir einen Gegenstand sehen, so geschieht dies, indem die von diesem Gegenstande ausfahrenden Lichtstrahlen unser Auge treffen, und wir suchen den Ort des Gegenstandes in der Richtung auf, in welcher dies geschieht. Man stelle sich jetzt die in ihrer Bewegung um die Sonne begriffne Erde, und vorerst einen Fixstern vor, der Lichtstrahlen senkrecht auf die Richtung dieser Bewegung absendet. Das Auge des Beobachters und der Lichtstrahl stoßen dadurch zusammen, und da der Beobachter von seiner eignen Bewegung nichts verspürt, so legt er dieselbe dem Lichte, in entgegengesetzter Richtung, bei; wie man z. B., auf einem Kahne fahrend, die Bäume längs dem Ufer bei sich vorbeilaufen sieht. Also mißt das Auge dem Lichte hier, außer seiner senkrechten Bewegung, noch eine andre, ihm entgegenkommende bei, und empfängt daher den Eindruck desselben in der Richtung, welche aus dieser zusammengesetzten Bewegung entspringt, nämlich in der Diagonale des Parallelogramms, dessen Seiten die wirkliche und die eingebildete Bewegung des Lichts (d. i. die Bewegung der Erde) in gleicher Zeit bilden. An seinem wahren Orte erblickt der Beobachter den Stern nur, wenn er sich demselben in gerader Linie entweder nähert oder von ihm entfernt; bei jeder andern Richtung der Bewegung erscheint der Stern, in dieser Richtung, ein wenig (das Maximum ist 20, 25 Sec.) vorwärts gerückt; und diese, aus der Bewegung der Erde, für welche sie zugleich einen Beweis abgibt, entspringende, scheinbare Ortsveränderung aller Himmelskörper (denn sie bezieht sich, wie man nun leicht einsieht, nicht allein auf die Fixsterne, bei denen sie nur am auffallendsten erscheint) nennt man Abirrung des Lichts. In Folge davon scheinen die Fixsterne während eines Umlaufs der Erde um die Sonne, nachdem sie entweder in der Ebne der Ekliptik, oder in deren Polen, oder in den Zwischenstellen stehen, im erstern Falle sich in gerader Linie rechts und links von ihrem wahren Orte zu entfernen, im zweiten einen Kreis, im dritten aber eine Ellipse um denselben zu beschreiben, welches aus dem Vorgetragnen durch weitres Nachdenken erhellt. Diese Entdeckung verdanken wir

Bradley (s. d.). Über die Abirrung des Lichts vergl. die astronom. Lehrbücher, die physikalischen Wörterbücher von Gehler, Fischer u. A. Besonders gelungen ist die Darstellung in Biot's „Traité élémentaire d'astronomie physique" (Par. 1811.), 2. Abh., Bd. 3, S. 120 fg. Man hat für die Abirrung Tafeln berechnet, die sich, mit Erläuterungen, zusammengestellt finden in des Bar. v. Zach Werke „Tabulae speciales aberrationis et nutationis etc." (Gotha 1806) und in desselben „Nouvell. tables d'aberration et de nutation pour 1404 étoiles, avec une table générale d'aberrat. pour les planètes et les comètes" (Marseille 1812, u. Supplém. 1813). D. N.

Abklatschen nennen die Buchdrucker das Verfahren, wenn sie einen Abdruck nicht mittels der Presse, sondern dadurch zu Stande bringen, daß sie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürsten darauf festdrücken.

Ablaß, nach der katholischen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das sichtbare Haupt der Kirche, der Papst, verwaltet dieses Amt der Schlüssel, und von ihm fließen in mannigfaltigen Weisen die Indulgenzen aus, welche in temporaire und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt sich auf das Dogma von den guten Werken zurück, denn die katholischen Dogmatiker begründen die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, so: viele Heilige und Fromme haben mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zu Vergebung ihrer Sünden nöthig gewesen, und sich dadurch im himmlischen Schuldbuche ein beträchtliches Guthaben gemacht. Die Summe dieses Guthabens macht nun einen Schatz der Kirche aus, wozu der Papst den Schlüssel und so die Macht hat, gegen fromme Spenden aus diesem Schatze beliebige Summen abzulassen. Historisch leitet sich der Ablaß von den öffentlichen Bußen und kanonischen Strafen her, womit die alte christliche Kirche die Sünder in der Gemeinde, und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht bestanden hatten. Diese kanonischen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und die Geistlichkeit erwerbsüchtiger wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln. Anfangs war die einzige Quelle des Ablasses in Rom selbst, und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieser Kirchenschatz unter viele dortige Kirchen vertheilt, wovon sieben Hauptkirchen am reichsten von den Päpsten dotirt waren. Man nannte diese Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichsten war die Kirche im Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung so viel Indulgenztage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der gesammte Indulgenzschatz der in Rom befindlichen Kirchen war sonach unerschöpflich. Als die Päpste mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbischöfen und Bischöfen portionsweise verliehen und endlich gar besondre Ablaßkrämer hausiren geschickt. Zu den Kirchenjubiläen (s. Jubeljahr) galt der Ablaß doppelt, und solche Jubeljahre gaben die beste Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo X. kam 1513 zur Regierung, und konnte, da der Bau der Peterskirche seine Finanzen erschöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weßhalb er mit dem Kurfürsten Albert von Mainz den Ablaß für Deutschland a conto meta ausschrieb, dieser fand an Tezel einen vortrefflichen Hausirer. Dieser unverantwortliche Mißbrauch entzündete Luther's Feuereifer, und die protestantischen Theologen fanden immer im Ablasse eine der schwächsten Seiten des Katholicismus, und selbst die katholischen Stände Deutschlands trugen 1530 beim Kaiser darauf an, daß er den Papst vermögen solle, keine Ablaßbriefe nach Deutschland zu schicken, indem durch solche die ganze katholische Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident unter die Glaubensartikel aufgenommen. A.

Ablaß (Indulgenz). An die Bußbestimmungen der alten Kirche (s. Buße)

war man nie so streng gebunden, daß die Kirchenvorsteher in wichtigen Rücksichten und wenn sie glaubten, den Zweck auf eine leichtre Art erreichen zu können, nicht auch in einem speciellen Falle etwas davon nachgelassen hätten. Aber es geschah dies immer bloß in einzelnen Fällen und nach genau untersuchter Beschaffenheit derjenigen, dem eine solche Nachlassung ertheilt wurde, und nie ward die ganze Kirchenbuße nachgelassen, sondern ein Theil davon, gemäß den Bedürfnissen und dem Eifer derjenigen, die darum ansuchten. Das Concilium von Nicäa, can. 12, fodert von einer solchen Dispensation die Überzeugung vom Dasein wirklicher Besserung. Im 11. Jahrh. kam eine andre Art Ablässe auf. Ablaß wurde hier ertheilt wegen eines zum offenbaren Nutzen der Kirche unternommnen mühevollen Werkes. Es war dies immer ein großes Werk, gewöhnlich die Waffen für die Kirche führen, wovon die Kreuzzüge das berühmtste Beispiel sind. Im Concilium von Clermont (1095—96) ward, can. 12, bestimmt, daß Jedem, der aus bloßer Andacht, nicht aus Ruhm oder Geldgierde, zur Befreiung der Kirche des Herrn nach Jerusalem reise, diese Reise statt der schuldigen Buße angerechnet werden solle. Später dehnte man dies auch auf die aus, welche nicht selbst die Fahrt antreten konnten, und auf ihre Kosten einen Kämpfer hinsandten. — Man ging allmälig noch weiter, man gab auch schon für Solche gänzlichen oder theilweisen Ablaß (vollkommnen oder unvollkommnen), welche ein Almosen zu Ausrichtung eines guten Werkes, z. B. Herstellung einer Kirche u. s. w., hergaben, oder sonst ein vorgeschriebnes frommes Werk, Besuch einer Kirche (z. B. zur Zeit des Jubiläums, was nun auch von Bonifaz VIII. 1300 eingeführt wurde), verrichteten. Die öffentliche Kirchenbuße fiel dadurch gänzlich. Es schlichen sich aber bedeutende Mißbräuche ein, und der Gräuel war groß. Unter dem Vorwande des Almosens zu guten Werken ward der Ablaß zu einer indirecten Besteurung der Christenheit. Sogar auf mehren deutschen Reichstagen (z. B. zu Nürnberg 1466) ward er, um zum Kriege gegen die Türken die Kosten zu bestreiten, vorgeschlagen. Die Päpste, Bischöfe und weltlichen Regenten theilten gewöhnlich, wiewol manchmal die weltlichen Regenten auch von selbst zugriffen, wie z. B. 1500, wo das Reichsregiment das für den Papst bei Gelegenheit des Jubiläums eingesammelte Geld wegnahm und dem päpstlichen Legaten zu seinem Unterhalte nur ein Drittel zukommen ließ. Daß unter solchen Umständen, wo das Heilige zu schnödem Gewinn gemißbraucht wurde, auch verkehrte Begriffe über den Ablaß und dessen Kraft unter dem Volke entstanden und durch die bestimmten Ablaßprediger verbreitet werden mußten, ist von selbst begreiflich. (Vergl. Tezel.) Bekannt ist es, daß der von Leo X. ausgeschriebne Ablaß die erste Veranlassung der Reformation war. Es war die Aufgabe der zu Trient versammelten Kirchenväter, diese Mißbräuche öffentlich zu mißbilligen, damit nicht als Dogma der Kirche erscheine, was Einzelne nur erbrütet hatten. Das Concilium erfoderte zuvörderst in der sess. 24, cap. 8, de reformatione, die Herstellung der öffentlichen Buße für öffentliche Sünden mit folgenden Worten: „Der Apostel (Paul. Timoth.) verordnet, daß man die öffentlich Sündigenden öffentlich mit Verweisen belege. Wenn also von Jemand ein Verbrechen öffentlich und im Angesichte Vieler begangen ist, von dem nicht zu zweifeln, daß dadurch Andern ein böses Beispiel gewährt worden, so soll diesem eine, seinem Vergehen angemessene, öffentliche Buße aufgelegt werden, damit er Diejenigen, welche er durch sein böses Beispiel zu böser Gesittung aufgefodert hat, durch das Zeugniß seiner Besserung auf den rechten Weg zurückrufe. Der Bischof kann aber diese öffentliche Buße in eine geheime verwandeln, wenn er dieses zweckmäßiger findet." Über den Ablaß selbst hat die Kirche gar keinen Glaubenssatz aufgestellt, weil solche Glaubenssätze nur in den canones, deren über den Ablaß keine vorhanden, ausgesprochen sind; einzig ein decretum hat sie, und zwar in ihrer letzten Sitzung, über den Ab-

laß erlassen, welches wörtlich so lautet: „Da die Macht, Ablässe zu ertheilen, der Kirche von Christus verliehen ist, und sie diese ihr göttlich ertheilte Gewalt schon zu den ältesten Zeiten ausgeübt hat, so lehrt und verordnet die heilige Synode, daß der dem christlichen Volke sehr heilsame und durch das Ansehen heiliger Concilien bestätigte Gebrauch der Ablässe in der Kirche beizubehalten sei, und belegt Solche mit dem anathema, welche sie entweder für unnütz erklären, oder, daß selbe zu ertheilen in der Kirche die Gewalt sei, bestreiten. Sie will jedoch, daß in Ertheilung der Ablässe, nach der alten und in der Kirche bewährten Gewohnheit, Ziel und Maß gehalten werde, damit die kirchliche Disciplin durch zu große Leichtfertigkeit nicht entkräftet werde. Da die Kirche aber will, daß die hier eingeschlichnen Mißbräuche, durch deren Gelegenheit dieser erhabne Name der Ablässe von den Irrlehrern beschimpft wird, abgestellt und verbessert werden, so verordnet sie durch gegenwärtiges Decret allgemein, daß alle die schändlichen, hier vorkommenden Geldgewinnste, aus denen beim christlichen Volke die mehrsten Ursachen der Mißbräuche entstanden sind, gänzlich aufgehoben werden. Da aber die übrigen Mißbräuche, welche aus Aberglauben, Unwissenheit, Unehrerbietigkeit, oder wo sonst immer her entstanden sind, wegen der verschiedenartigen Verderbnisse der Orte und Provinzen, wobei sie vorkommen, nicht füglich speciell hier verboten werden können, befiehlt die Synode allen Bischöfen, daß sie, ein jeder, dergleichen Mißbräuche ihrer Kirche fleißig sammeln und in der ersten Provinzialsynode vorbringen, damit sie, auch durch der andern Bischöfe Urtheil, für Mißbräuche anerkannt, sofort dem obersten Bischof zu Rom vorgetragen werden, nach dessen Ansehn und Weisheit, was der allgemeinen Kirche angemessen ist, bestimmt werden soll, sodaß das Amt der heiligen Ablässe fromm, heilig und unverdorben für alle Gläubige verwaltet werde." Das Verkaufen der Ablässe hat diesemnach in der Wirklichkeit ganz aufgehört und da die Kirchenbußen nicht wieder ins Leben getreten sind, so liegt schon darin Veranlassung genug, die Ablässe als heilsam zu betrachten, wenn auch etwa nur in der Beziehung, daß durch die zur Erlangung der Ablässe vorgeschriebne Beichte, Communion und Gebete das Gemüth des Christen vom Zeitlichen abgezogen und wahre, anhaltende Besserung befördert wird. Der Ablaß wirkt Trost, Beruhigung und Aufmunterung (II. Nov. II, 6—8), hat die kirchliche Wiedervereinigung mit der Gemeinde der Heiligen und die Theilnahme an jenen Gütern zur Folge, von denen der Büßer vorher ausgeschlossen war. Der Geist der Kirche ist noch immer derselbe wie in den ältern Zeiten. Die alte Bußdisciplin ist von der Kirche nie förmlich aufgehoben worden, vielmehr, wie eben gezeigt, vom Concilium zu Trient für die Theorie bestätigt. Die Kirche übt noch immer die Leitung des Bußgeschäfts durch ihre Diener aus, welchen sie den Auftrag gibt, den Sündern, nach Maßgabe ihrer Vergehungen, auch schwerere Bußwerke aufzulegen. Warum soll sie nicht einen Theil der nach ihrer Anweisung aufzulegenden oder aufgelegten Werke erlassen können, wenn sie findet, daß die Pönitenten einer solchen Nachsicht würdig sind? welche Würdigkeit aber freilich von den Dienern der Kirche, die mit den Büßern unmittelbar verkehren, beurtheilt werden muß, damit so, durch ihre Hand, der von der Kirche ertheilte Ablaß, seinem Zwecke gemäß, heilsam ausgespendet werde. Bellarmin fodert zu einem Ablaß, daß dadurch ein Endzweck erhalten werde, der Gott angenehmer sei, als die Bußübung, von der der Ablaß befreit, und zweitens, daß das Werk selbst mit dem Endzwecke in einem Verhältnisse stehe. — Man sieht, daß über den Ablaß gar kein Glaubenssatz besteht. Darum ist denn auch keineswegs Lehre der Kirche, sondern reinweg den Privatansichten der Einzelnen überlassen, ob der Ablaß und die Idee des Fegefeuers (s. d.) in einer Verbindung stehen. Es ist aber bestimmt falsch, wenn manche Protestanten behaupten, die

katholische Kirche lasse den Ablaß statt der Sinnesänderung, lasse ihn als Sündenvergebung gelten; jeder Volkskatechismus beweist das Gegentheil. v. e. K.

Ablauf, in der Baukunst, besonders bei den Säulenordnungen, dasjenige Stück oder Glied der Säule, welches, in Form eines einwärts gekehrten Viertelkreisbogens, ein vorspringendes oberes Glied mit dem darunter befindlichen kleinern verbindet, also gleichsam den Übergang von dem geringern zum größern Umfange der Säule bildet. Der Anlauf verbindet dagegen ein vorspringendes unteres Glied oder Stück mit dem darüber befindlichen kleinern, und bildet so einen Übergang vom größern zum geringern Umfang der Säule. — **Ablaufen** sagt man von neugebauten Schiffen, die man vom Stapel läßt, indem auf beiden Seiten bei dem Kiel, oder untersten großen Balken des Schiffs, zwei starke runde Hölzer gelegt werden, die hinten höher als vorn, folglich nach der Wasserseite niedriger liegen. Vorn bei den Vorsteeven werden diese Hölzer mit Seife beschmiert. Im Wasser liegt eine Rinne, worein der Kiel paßt. Beim Ablassen des Schiffs vom Stapel schlägt man die Stützen weg. Es wird mit Schrauben hinten bei den Hintersteeven in die Höhe geschraubt, wodurch es einen Schuß bekommt, über das Holz gleitet und in das Wasser läuft. — Im bürgerlichen Recht ist der **Ablauf** die Verfließung des Termins oder einer gesetzten Zeit.

Ablegaten, in der diplomatischen Sprache, päpstliche Gesandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof gesendet werden, wo kein Nuntius ist. Dieser Titel ist mit dem eines Envoyé gleichbedeutend. (S. **Gesandte**.)

Ablegen oder **Absenken** ist eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewisser Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geschlechter stattfindet. Unter den Thieren gehören dahin nur die Regenwürmer, die Naide und insbesondere die Polypen. Bei den Gewächsen dagegen ist es eine sehr gewöhnliche Vermehrungsart. Man schneidet Zweige ab und steckt sie in die Erde, wo sie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde, bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln sich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Jene abzuschneidenden Zweige, womit man die Gewächse vervielfältigt, nennt man Schnittlinge. Sehr gut ist es, wenn man zuvor durch Einschnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülste hervorbringt; denn aus diesen treiben desto eher Wurzeln hervor. Übrigens muß man sie oft anfeuchten und vor der Sonne schützen, weil sonst die zarten, noch wurzellosen Zweige verdorren würden. Die sicherste Methode, Ableger zu machen, ist aber die, daß man schickliche Zweige von einem Gewächse niedersenkt und den untersten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies nicht angeht, steckt man den Zweig durch einen Blumentopf, und füllt denselben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß. Man wartet alsdann, bis der mit Erde bedeckte Theil Wurzeln getrieben hat, und trennt ihn nachher von dem Mutterstamm.

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend, unregelmäßig, daher auch so viel als krankhaft, z. B. abnormer Zustand, krankhafter Zustand. — **Abnormitäten** sind regelwidrige, krankhafte Erscheinungen an Naturgegenständen, z. B. Ballen statt regelmäßiger Füße, sechs Finger statt fünf u. dgl.

Åbo (spr. Obo), finnisch Turku (1100 H., 11,300 Einw.), seit 1817 nicht mehr Hauptst. des Gouvern. Finnland; die russische Regierung sucht jedoch auf andre Art den Nahrungsstand dieser Handelsstadt zu heben, die auch Kreishauptst., Sitz eines lutherischen Bisthums, das 1817 zum Erzbisth. erhoben wurde, und des Justizhofs für Südfinnland geblieben ist. Den Hafen der Stadt bildet die Mündung des Flusses Aurajocki, den ein Vorgebirge am bothnischen Meerbusen schützt. Die Stadt hat seit 1817 eine Wechsel-, Depositions- und

Leihbank, die Hauptausfuhr aus Finnland nach Schweden und selbst dem Mittelmeere, dabei wichtige Fabriken in Zucker, Leder, Leinwand, Segeltuch, Seilerbahnen, in Glas, grobem Landtuch u. s. w.; besonders baut man viele Schiffe auf den hiesigen Werften. Das von Gustav Adolf 1628 errichtete Gymnasium verwandelte Christina, Königin von Schweden, in eine Universität, die vom Kaiser Alexander weit reicher ausgestattet wurde. Sie hatte 1824 40 Professoren und über 500 Studenten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und chemisches Laboratorium, ein Münz- und Mineraliencabinet, eine mechanische und ökonomische Modellsammlung, eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine für die Physiographie, eine Bibelgesellschaft ꝛc.

Friede zu Åbo, d. 17. Aug. 1743. Am 17. Aug. 1743 schloß hier Schweden einen Frieden mit Rußland. Dieser endigte den auf Frankreichs Betrieb, um Rußland von der Theilnahme am östr. Erbfolgekriege abzuhalten, zwischen Rußland und Schweden am 4. Aug. 1741 ausgebrochnen Krieg, in welchem die Russen, nach Lacy's Siege bei Wilmanstrand, d. 3. Sept. 1741, durch die Fehler der schwedischen Generale Löwenhaupt und Buddenbrog ganz Finnland eroberten. Die Kaiserin Elisabeth versprach jedoch, einen großen Theil ihrer Eroberungen zurückzugeben, wenn Schweden (statt des Kronprinzen von Dänemark) den Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, zum schwedischen Thronfolger erwählte. Dies geschah d. 4. Juli 1743. So kam 1751 das Haus Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron, den es nach Gustavs IV. Adolf Abdankung, durch den Beschluß der Reichsstände vom 10. Mai 1809, und mit dem Tode Karls XIII. (d. 5. Febr. 1818) verloren hat. Nach jener Wahl ward der Schlußfrieden zu Åbo unterzeichnet, in welchem Schweden an Rußland die finnische Provinz Kymménegord, mit den Städten und Festungen Friedrichshamm und Wilmanstrand, sowie Stadt und Festung Nyslot abtrat. Seitdem machte der Kymménefluß die Grenze zwischen Schweden und Rußland, bis diese Macht in dem Frieden von Friedrichshamm (d. 17. Sept. 1809) ganz Finnland erhielt. Hierauf ward zu St.-Petersburg d. 25. Juni 1745 ein Bündniß zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen.

Abolition, eine Begnadigung, wodurch Jemand ohne Untersuchung von einer verwirkten Strafe befreit, oder ein eingeleitetes Criminalverfahren vor Ausmittlung der Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten aufgehoben wird. Dies Regierungsrecht ist in mehren Staaten verfassungsmäßig beschränkt, vorzüglich bei Anklagen der Landstände gegen Staatsdiener, z. B. Würtemberg. Verf.-Urk. v. 1819, §. 205. In Baiern ist Abolition nach angefangner Untersuchung in allen Fällen verfassungswidrig. Verf.-Urk. v. 1818, Tit. 8, §. 4. 37.

Abonnement, als Handelsbegriff und bei Plätzen im Theater ꝛc., der Vertrag über die Theilnahme an einer Sache oder Unternehmung auf eine bestimmte Zeit, zu einem bestimmten Preis, der gewöhnlich vorausbezahlt wird. Man abonnirt sich z. B. auf eine Zeitschrift, auf einen Platz im Theater, erhält Beides durch das Mittel der Vorauszahlung und dadurch, daß man nun als ein täglicher Abnehmer oder Besucher betrachtet werden kann, das Eine wie das Andre zu einem wohlfeilern Preise. (Man vergl. Pränumeration.)

Aborigines (lat.) werden bei den Geschichtschreibern die ältesten Einwohner eines Landes genannt, die sich, bei der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, zuerst darin niedergelassen haben, und über deren Ursprung (origo) und Herkunft sich nichts Bestimmtes sagen läßt. Bei den römischen Geschichtschreibern wird die Völkerschaft so genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. Von der Schwungkraft, welche eine Folge

der Umdrehung des Erdkörpers um seine Axe ist, müssen nothwendig die verschiednen Theile desselben, nach Maßgabe ihrer verschiednen Lage gegen die Axe, verschiedenartig berührt werden; um die Pole am wenigsten, um den Äquator am meisten: dies erhellt durch bloßes Nachdenken, wenn man sich eine drehende Kugel vorstellt. Da diese Schwungkraft einen Theil der nach dem Mittelpunkt der Erde gerichteten Schwerkraft aufhebt, so müssen die Körper um die Pole stärker nach demselben hingezogen werden, als um den Äquator, und als diese Wirkung sich mit der ursprünglich flüssigen Beschaffenheit des Erdkörpers verband, so mußten sich, in Folge davon, die Polargegenden mehr einsenken, abplatten, indeß die Äquatorialgegenden ringförmig aufschwollen. Die Erde erhielt so ihre jetzige pomeranzenähnliche Gestalt; die Axe verkürzte sich gegen den Durchmesser des Äquators, und diese Verschiedenheit in beider Länge ist das Maß der „Abplattung der Erde"; sodaß der Ausdruck, die Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{230}$, sagen will: wenn der Äquatorialdurchmesser in 230 gleiche Theile getheilt ist, so enthält die Axe nur 229 solcher Theile; sie ist um $\frac{1}{230}$ kürzer als jener. So hoch hatten zuerst Newton und Huygens die Abplattung aus den allgemeinen, angegebnen Gründen geschätzt. Späterhin maß man wiederholentlich Grade des Erdmeridians in den Polar- und Äquatorialgegenden (s. Gradmessung), und schloß aus deren Längenverschiedenheit auf die Längenverschiedenheit der zugehörigen Durchmesser. Neure Messungen geben die Abplattung = $\frac{1}{309}$; wonach, wenn der Durchmesser des Äquators = 1719 geograph. Meilen, die Axe nur $1713\frac{1}{2}$ solcher Meilen enthält. Eine populaire Belehrung über diesen Gegenstand ertheilt Bode, in der „Anleit. zur allgem. Kenntniß der Erdkugel" (Berlin, 3. Aufl.), im 3. Abschnitte der 2. Abth. Die strengre mathematische Erklärung findet man im Art. Ellipticität, in Klügel's „Mathem. Wörterb." D. N.

Abprotzen, s. Kanone.

Abracadabra, ein magisches Wort, mit welchem man ehedem das Fieber, besonders das hartnäckige, viertägige Wechselfieber und den Hemitritäus, ein gemeiniglich tödtliches Fieber, vertreiben zu können glaubte. Jetzt wird dieses Wort meistentheils nur im Scherz gebraucht und ist, wie Hokuspokus, eine nichtssagende Zauberformel. Nach dem basilidischen Arzte Q. Serenus Sammonicus muß man dieses Wort so schreiben, daß ein magisches Dreieck entstehe, wenn es die vermeinten Wirkungen hervorbringen solle; nämlich

A B R A C A D A B R A
B R A C A D A B R
R A C A D A B
A C A D A
C A D
A

Oder also:

A b r a c a d a b r a
A b r a c a d a b r
A b r a c a d a b
A b r a c a d a
A b r a c a d
A b r a c a
A b r a c
A b r a
A b r
A b
A

Wenn das Dreieck auf diese Weise bedeckt wird, so kommt immer das Wort Abra-

cadabra heraus, man mag nun, von A anfangend und mit dem letzten Buchstaben der ersten Zeile schließend, bei dem Lesen in eine Zeile überspringen, in welche man will. Griechische Amulete, welche mit *ABPACAΔABPA* beschrieben sind, lassen es nicht zweifelhaft, daß dieses magische Wort eigentlich Abrasadabra gesprochen werden müsse, ungeachtet die Juden auch dafür Abracalan sagen. Das Wort Abrasadabra heißt aber wahrscheinlich göttlicher Ausspruch, von dem heiligen Namen des höchsten Wesens Abrasax oder Abras. Nach Andrer Meinung soll das Wort Abrasax aus den Anfangsbuchstaben der hebräischen Wörter Ab, **Ben, Ruach hakodesch**, (Vater, Sohn und heiliger Geist) und aus den Anfangsbuchstaben der griechischen Wörter *σωτηρία ἀπὸ ξύλου* (Heil vom Holze des Kreuzes) entstanden sein. Das Wort Abrasax ist weder ägyptisch, noch griechisch, noch hebräisch, sondern persisch, und bezeichnet den persischen Sonnengott Mithras. Übrigens schrieb der Aberglaube das Wort Abracadabra auf die vorgenannte Weise in Triangelgestalt auf ein viereckiges Stückchen Papier, brach es so zusammen, daß die Schrift inwendig verdeckt war, durchnähte es über das Kreuz mit weißem Zwirn, befestigte an diesem Briefchen ein dünnes leinenes Band so, daß man vermittels desselben das magische Ding um den Hals hängen konnte dergestalt, daß es bis in die Herzgrube reichte, trug es nun 9 Tage am Halse und ging dann stillschweigend früh Morgens vor Sonnenaufgang an ein Wasser, welches nach Morgen floß, nahm das Zauberbriefchen vom Halse ab und warf es rücklings, ohne es jedoch aufmachen und lesen zu dürfen, ins Wasser. S. Grotefend in d. „Encyklopäd. v. Ersch u. Gruber."

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmtester Patriarch. An ihn knüpfen sich die Geschichte des israelitischen Volks, die demselben von Gott gemachten Verheißungen und die zu seinen Gunsten gewirkten Wunder. Geb. zu Ur in Chaldäa, ungefähr 2000 J. vor Chr. Geb., stammte er von Sem, Noah's ältestem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte seine ersten Jahre in dem Hause seines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in seiner Familie herrschte. Gehorsam der Stimme Gottes, welche, auf seine hohe Bestimmung hindeutend, ihm befahl, sich in dem Lande Kanaan niederzulassen, ging er dahin mit seinem Vater, seinem Weibe und seinem Neffen, und ließ sich nieder zu Haran in Mesopotamien. Nach seines Vaters Tode führte er ein unstätes Leben, theils um sich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für seine zahlreichen Heerden zu finden. Er besuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwischen seinen und Loth's Knechten führten endlich zwischen Beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ sich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabische Anführer Gomorra überfallen und Loth mit seiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte sie Abraham mit seinen 318 Knechten, besiegte sie und befreite seinen Neffen mit Allem, was ihm angehörte. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und sein Bündniß mit ihm und seinen Nachkommen durch die vorgeschriebene Beschneidung besiegelt. Schon schien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieser Versprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Gestalt von Reisenden bei ihnen einkehrten. Sie waren abgesandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchlosigkeiten zu strafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter sein würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward sie schwanger, und gebar zu der von dem Engel angegebnen Zeit Isaak. Als derselbe sein 25. Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abraham's Treue auf eine neue Probe setzen, und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzstoß und sollte den Todesstreich empfangen, als

Gott, durch den Gehorsam seines Knechtes befriedigt, dessen aufgehobnen Arm hemmte. Sara starb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch sechs Kinder gebar, und starb selbst 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu seinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, sondern auch die Araber leiten ihren Ursprung von diesem Patriarchen ab; die griechische und römische Kirche hat seinen Namen in ihre Legenden gesetzt. Auch im Koran ist von ihm die Rede, und einige mohammedanische Schriftsteller behaupten, daß Abraham nach Mekka gereist sei, und den Tempel daselbst zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben stets sein Grab und sein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in seiner Geschichte die Wahrheit mit der Lüge vermischt.

Abraham a Sancta Clara. Dieser wegen der Originalität seines Vortrags zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner war d. 4. Jun. 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben geboren, und hieß eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unteröstreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Augustiner, studirte zu Wien in dem dortigen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloster Taxa in Oberbaiern und wurde 1669 als kaiserl. Hofprediger nach Wien berufen, in welchem Posten er d. 1. Dec. 1709, 63 J. alt, starb. Seine Predigten zeichnen sich durch burleske Originalität aus, und sind voll der seltsamsten Einfälle und Possen. Diese Eigenschaften, welche zu dem Geist der damaligen Zeit recht wohl paßten, verschafften ihm zahlreiche Zuhörer, und da sie mit einer großen Popularität und einem scharfen Witz, der nach allen Seiten um sich sprudelt, verbunden sind, blieben sie nicht ohne Wirkung. Wir führen einige seiner Schriften dem Titel nach an, weil dieser den darin herrschenden Ton charakterisirt: „Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Lastern"; „Heilsames Gemisch Gemasch"; „Abraham a Sancta Clara ganz neu ausgeheckte Narrennest oder curieuse Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen"; „Reim dich oder ich lies dich nicht"; „Gack, gack, gack ein Ei, sagt was die Kirchfahrt und Klostertaxa sei;" „Judas der Erzschelm" u. s. w. Abraham a Sancta Clara war von der Natur zu einem Volksredner berufen und unter seiner possirlichen und barocken Außenseite liegt ein tüchtiger Verstand, mit tiefer Menschenkunde und einer großen Wahrheitsliebe verbunden. Mit der kühnsten Freimüthigkeit züchtigt er die Gebrechen seiner Zeit und steht in seiner bunten, aber doch kräftigen und feurigen Prosa dem matten Mysticismus und der steifen Spitzfindigkeit der meisten Kanzelredner seiner Zeit einzig entgegen.

Abrahamiten, oder **böhmische Deisten,** wurde eine Anzahl unwissender Landleute aus der pardubitzer Herrschaft in Böhmen, die, dem Toleranzedict Josephs II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und sich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiserlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden, noch einer der recipirten christlichen Confessionen angehören wollten, wurde ihr Gesuch um Religionsfreiheit abgewiesen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiser Joseph ließ diese sonst unbescholtnen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militairische Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verschiednen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien bringen, wo die Männer unter die Grenzbataillons gesteckt und zum Theil (im Bannat) nebst ihren Weibern zum katholischen Glauben gebracht wurden. Mehre sind auf ihren Deismus gestorben. (S. „Geschichte der böhmischen Deisten", Lpz. 1785.)

Abrantes, Stadt am rechten Ufer des Tejo in der portugiesischen Pro-

vinz Estremadura mit 3500 Einw. Ihre Lage an steilen Hügeln, welche dort einen Paß bilden, das zur Citadelle brauchbare alte Schloß und die Schiffbarkeit des Tejo von da ab, gaben ihr stets militairische Wichtigkeit, und schon 1762 trotzten die dort in einem festen Lager stehenden Portugiesen den Spaniern. 1808 endigte zu Abrantes der höchst gefährliche und entbehrungsvolle Marsch, den Junot mit seinem Heere längs des Tejo durch das waldige, bergige und unfruchtbare Beira machte, indem sich die Bergschluchten, durch welche die sehr beschwerliche Straße von Alcantara über Castel branco führt, dort in eine sehr fruchtbare, bloß von Hügeln durchschnittne Ebene verlieren. Junot ließ das Schloß, das er unbesetzt gefunden hatte, nebst der Stadt in Vertheidigungsstand setzen, und die Schnelligkeit, mit der er nun, trotz der Ermüdung der Truppen, auf das, von 15,000 Portugiesen besetzte und von 350,000 Menschen bewohnte Lissabon loseilte, sowie die Kühnheit, mit der er, um Volk und Regierung nicht zur Besinnung kommen zu lassen, bloß von 1500 Grenadieren begleitet, in die Hauptstadt einrückte, bewog Napoleon, Junot, trotz seiner spätern groben militairischen Fehler, zum Herzog von Abrantes zu ernennen. Die Festung Abrantes wurde den Engländern bei der Capitulation von Cintra übergeben und von diesen noch mehr befestigt; sie blieb jedoch, eine Recognoscirung ausgenommen, die Massena, als er 1811 vor der festen verschanzten Stellung Wellington's zwischen Santarem und Peniche stand, gegen dieselbe unternahm, in der Folge des Kriegs ohne Wichtigkeit. 32.

Abraxas=Steine, eine sehr verbreitete Classe von geschnittnen Steinen, die einen menschlichen Rumpf mit menschlichen Armen, einem Hahnenkopfe und Schlangenfüßen, und als Beischrift zu ihrer bestimmtern Unterscheidung oft das Wort Abraxas oder häufiger Abrasax mit griechischen Lettern haben, die aber einen barbarischen Ursprung verrathen. Wenigstens erkennt Bellermann („Über die Gemmen der Alten mit dem Abraxas=Bilde", 3 St., Berlin 1817—1819) nur diese als eigentliche Abraxas=Steine an. Gemmen der Art, die aus Ägypten, Asien und Spanien in großer Menge in die europäischen Sammlungen gekommen sind, gehörten nach Bellermann's überzeugender Auseinandersetzung der christlich=gnostischen Secte der Basilidianer an, und waren bald Lehrmittel, an die man geheime Lehrsätze anreihte, bald Erkennungszeichen, bald Amulete oder Talismane. Der Name Abraxas selbst ward von Grotefend für persisch oder pehlwisch erklärt. Bellermann glaubte ihn aus den beiden ägypt. Wörtern Abrak und Sax zusammengesetzt und überträgt ihn: „das gebenedeite heilig verehrte Wort", das in seiner mystischen Form an das unaussprechliche Tetragrammaton der Juden erinnre. Andre haben andre Deutungen versucht, und schon bei den Alten versuchte man, dem Namen durch Zusammenzählen der Buchstaben, diese als Zahlzeichen betrachtet, eine Bedeutung abzugewinnen, und brachte dann 365 heraus. Der Name Abraxas=Stein wurde in der neuern Zeit auf eine Menge Gemmen übergetragen, die zwar räthselhafte Zusammenstellungen, auffallende Worte in sonderbaren Charakteren, wie Ablanathanalba ꝛc., selbst die Zeichen des Sabäismus, Sonne und Monde, neben andern Symbolen tragen, die aber des eigentlichen charakteristischen Typus der Basilidianer ermangeln. Richtiger nennt man diese, wenn es so sein soll, Abraxoiden. Die basilidianischen Äonennamen, die auf vielen mit Schrift bezeichneten Gemmen der Classe vorkommen, hat Bellermann mit Zuziehung der semitischen Sprachen erklärt. Doch ist es gut, mit seinen Deutungen die von Neander gegebnen (in der „Genetischen Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme") zusammenzuhalten, welche die Bedeutsamkeit dieser Steine aufs neue darthun. 19.

Abruzzen, der nördlichste Theil des Königreichs Neapel, welcher im N. und W. an den Kirchenstaat, östlich an das adriatische Meer, südlich an Apulien

und Terra di Lavoro grenzt, 628,600 Einw. hat und in Abruzzo ulteriore, den nordwestlichen, und Abruzzo citeriore, den südöstlichen Theil, zerfällt. Der Gebirgszug des Apennins durchzieht mit seinem höchsten Kamme dieses Bergland, und erschwert, da es besonders in dem Ulteriore sehr hoch ist und dort steile Abhänge hat, die Verbindung im Innern außerordentlich. Die in den Abruzzen entspringenden Flüsse, der Tronto, Trontino u. s. w., strömen meist in senkrechter Richtung dem adriatischen Meere zu, und haben, die Pescara und den Sangro ausgenommen, den Charakter von Waldbächen. Sie schwellen oft von Regengüssen, besonders im Frühjahre, plötzlich an und zerstören dann die Brücken und jede Verbindung. Das Klima der Abruzzen ist rauh, Schnee bedeckt die Gipfel der Berge vom October bis April, dichte Wälder krönen die Höhen, nur die Thäler sind fruchtbar, geben jedoch, da die Einwohner mehr Hirten als Landbebauer sind, nur den sparsamsten Bedarf von Getreide her. Mandel-, Nuß- und andre Obstbäume gedeihen überall, Ölbäume in den tiefern Gegenden nahe am Meere. Die schönsten Heerden von allen Gattungen Vieh weiden auf den Höhen und in den Thälern, und sind der einzige Gegenstand der Ausfuhr. Die bedeutendsten Städte sind Aquila, Pescara (beides Festungen) und Sulmona. Die größte Wichtigkeit der Abruzzen besteht in ihrer militairischen Lage. Als ein strategisches Bollwerk 15 geogr. Meilen weit in den Kirchenstaat vorspringend, werden sie besonders dadurch bedeutend, daß in ihnen nur eine, jedoch für eine Armee äußerst beschwerliche Heerstraße in das Königreich und gar keine ähnliche über das Gebirge weg vom Ufer des mittelländischen Meeres nach dem des adriatischen führt. Das Königreich Neapel kann daher, gut vertheidigt, nur auf zwei Straßen, nämlich auf der, die längs des mittelländ. Meeres und der pontinischen Sümpfe von Rom über Terracina und Capua nach Neapel, oder auf der, die längs des adriatischen Meeres von Ancona über Atri, Pescara u. s. w. ins Innere führt, ernstlich angegriffen werden. Auf letztrer Straße bildet jeder der vielen parallelen Flüsse eine vortreffliche Stellung, wo der rechte Flügel stets vom Meer, der linke vom nahen Gebirge gedeckt wird und die Flanke des Angreifenden vom Gebirg aus bedroht ist; diese Stellungen zu erzwingen, würde bei einem tapfern Gegner viel Blut kosten. Auf der andern Straße dagegen über Terracina vorzudringen, ohne die Abruzzen im Besitz zu haben, ist noch gefährlicher, denn schon von Rom aus würde die linke Flanke, sobald das Heer bei Terracina angekommen wäre, auf dem Rücken des Angreifenden von dem Gebirge aus bedroht sein. Ginge der Angreifende endlich auf beiden Straßen zugleich vor, so würde ihm die Verbindung, ehe er Pescara, von wo aus eine gute Straße über das Gebirge nach Sulmona und Teano führt, erreicht hätte, gänzlich fehlen, er jede der obigen Schwierigkeiten einzeln antreffen und zugleich Gefahr laufen, theilweise geschlagen zu werden. Der Besitz der Abruzzen ist daher zum Angriff Neapels unumgänglich nothwendig; ihn zu erzwingen aber sehr schwierig. Wie schon gesagt, ist von den aus dem Kirchenstaate in diese Provinz führenden Straßen nur die von Rieti über Civita ducale nach Aquila und Sulmona laufende für Geschütz, und nur noch zwei andre sind für geschlossene Truppen brauchbar, jedoch auch sehr beschwerlich; alle andre Wege sind Saumpfade, wo Mann hinter Mann gehen und die Cavalerie die Pferde führen muß. Die Straße von Rieti ist also die einzige, wo ein Hauptangriff unternommen werden kann; auf ihr erleichtern aber der starke Paß von Antrodocco und zahlreiche gute Stellungen die Vertheidigung. Außerdem machen die dichten Wälder mit tiefen Schluchten einen Krieg nach Art der Guerillas oder der Tyroler im Rücken des Feindes möglich, und hätten die Neapolitaner kriegerischen Geist, so würden die Abruzzen bei jedem Angriff große Opfer kosten. Wenn aber einem Volke Muth und Kraft fehlt, wenn die Soldaten, in feiger Erschlaffung versunken, schon bei dem Gedanken an ein Gefecht entlaufen, ist

auch das günstigste Terrain unnütz. Dadurch ist es erklärlich, daß die zum Vertheidigungskrieg so geeigneten Abruzzen von jeher von wenig Nutzen waren, daß Neapel bald die Beute der Deutschen, bald die der Franzosen oder Spanier wurde, und daß nur selten die Einwohner den Eroberern Widerstand leisteten. Nur einmal 1798 erhoben sich die Bewohner der Abruzzen gegen die siegreich vorrückenden Franzosen, sie tödteten damals den General Hilarion-Point, nahmen den General Rusca gefangen und schadeten den Eroberern, besonders der Colonne des Generals Duhesme, bedeutend. Da indessen das neapolitanische Heer schon im Kirchenstaat geschlagen war, und, wo sich nur die Franzosen zeigten, auf das feigste benahm, so halfen diese augenblicklichen Aufwallungen des Muths der Nachkommen der tapfern Samniten, Marsen und Sabiner, die, den Römern furchtbar, einst diese Gebirge bewohnten, nur wenig, und spätre kleine Aufstände 1806 in den Abruzzen trugen zu sehr den Charakter gemeiner Räuberstreiche, als daß sie Ruhm verdienten. 1815, wo Murat gegen die Östreicher auszog, war die Regierung zu verhaßt, um nach der Schlacht von Tolentino einen Volkskrieg organisiren zu können; statt zu widerstehen, zerstreuten sich die aus den Abruzzen gebürtigen Soldaten, als sie diese Provinz bei dem Rückzug durchzogen, in ihre Heimath und die Flüsse an der östlichen Küste hinderten mehr den Rückzug der Neapolitaner als das Vordringen der Gegner, die ohne Widerstand sowol auf den Küstenstraßen als im Gebirge mit, aus leichten Truppen gebildeten Colonnen vorgingen, und durch dieses rasche Verfahren die gänzliche Auflösung der neapolitanischen Armee bewirkten. — 1821 hoffte die revolutionaire Partei zu Neapel, daß die Abruzzen die größten Vortheile beim Vertheidigungskrieg darbieten würden, und die Venditas der Carbonari, die Volksversammlungen, ja selbst die franz. Deputirtenkammer hallten von dem Lobe des dortigen vortheilhaften Terrains und des Geistes, der die Einwohner, als würdige Nachkommen ihrer tapfern Vorfahren beseele, wieder. Der Erfolg täuschte die Erwartung gänzlich. Nachdem die Absicht der Östreicher, die Abruzzen auf der Straße von Civita ducale nach Aquila und Sulmona anzugreifen, entschieden war, beschloß General Pepe (s. d.) die Offensive zu ergreifen. Er überschritt d. 7. März 1821 bei Civita ducale die Grenze und griff den General Geppert bei Rieti an. Bald gingen seine Truppen nur schwierig vor, und eine Umgehung durch 2 Bataillons Östreicher entschied den Rückzug. Die Östreicher folgten schnell, die Division Wallmoden kam schon d. 9. vor dem starken Paß Antrodocco an, griff ihn, nachdem eine andre Abtheilung vorher den Paß von Borghette mit leichter Mühe genommen hatte, an und eroberte ihn bald, indem ein Theil der Neapolitaner aus Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, ein andrer aus Feigheit entfloh. Das ganze neapolitanische Heer zerstreute sich nun in gleichem Geist, die Milizen und Freiwilligen gingen in die Heimath zurück, die Linientruppen zogen sich, durch Desertion geschwächt, ins Innere des Landes, und selbst Pepe verließ das Heer im Zorn über diese Feigheit. Aquila öffnete schon am 11. die Thore, die dortige Citadelle capitulirte und die Einwohner der Abruzzen versorgten die Östreicher mit Lebensmitteln, ohne daß sie Lust zum Parteigängerkrieg gezeigt hätten. Durch das rasche Vordringen der Östreicher nach Sulmona wurde General Carascosa, der die Straße von Terracina besetzt hielt, und ebenso das Corps, welches die Straße an der Küste des adriatischen Meeres deckte, umgangen, und beide eilten, da auch hier Legionairs und Milizen auseinanderliefen, gleichfalls zurück. So endete ein Krieg, der von neuem beweist, daß selbst die Pässe von Thermopylä keinen Werth haben, wenn die Vertheidiger keine Spartaner sind. — Die Einwohnerschaft dieser Gebirgsgegenden ist der Stamm des Banditenvolks, das in den Abruzzen wie in den Gebirgen des Sabinerlandes die Grenzen Neapels und des Kirchenstaats unsicher macht. Dieses Räubervolk besteht aus den im

Gebirge wohnenden Landleuten, die Eigenthum und Familie haben, neben dem Feldbauerstande aber noch das Räuberhandwerk treiben, von Reiz und Bedürfniß nach Mord und Plünderung getrieben, sich in Gesellschaft zusammenthun und mit bewaffneter Hand auf die Reisenden, und nicht selten auch auf die Bewohner und Häuser des Flachlandes losgehen. 22.

Abschied. Jur. 1) Entlassung aus einem Amte oder Dienste (s. **Amt**); 2) die Urkunde, womit irgend eine berathende Versammlung am Ende ihrer Arbeiten wieder entlassen wird (**recessus**), daher Landtags=, Kreis=, Reichsabschiede. Es werden nämlich alle Beschlüsse der Versammlung oder die Beschlüsse des Oberherrn auf ihre Vorschläge und Bitten in ein Ganzes zusammengestellt und der Reichs=, Kreis= oder Landtag geschlossen, auch der Abschied, zumal wenn er Gesetze enthält, öffentlich bekannt gemacht. Die ältesten Reichsabschiede sind verloren gegangen; was davon übrig ist und die spätern seit Maximilian I. sind nur in Privatsammlungen gedruckt worden, worunter die neuste und beste von Senkenberg und Olenschlager (Frankf. a. M. 1747, 4 Bde., Fol.). Seit 1663, da der Reichstag beständig versammelt blieb, bis 1806 konnte ein eigentlicher Reichsabschied nicht mehr gemacht werden; die Reichsstände, besonders die Kurfürsten, baten nur um einen Interimsabschied (1742 und 1745), allein vergebens. — Das engl. Parlament beobachtet noch jetzt eine ähnliche Form, indem am Ende jeder Session alle vom König genehmigte Beschlüsse (**acts**) in ein Statut zusammengestellt werden. 37.

Abschnitt in einem Festungswerke heißt eine zweite verschanzte Linie in demselben, die man anlegt, um auch nach Verlust des Werks die Vertheidigung noch fortzusetzen. Gewöhnlich besteht ein solcher Abschnitt aus Wall und Graben, zuweilen bloß aus einer Brustwehr oder auch nur aus Pallisaden. Am gebräuchlichsten sind die Abschnitte in den angegriffnen Bastionen, wo sie in Form von Zangen oder zweier halben Bollwerke und einer Courtine oder auch geradlinig, am besten zwischen den Courtinenpunkten, angelegt werden. Auch in den Ravelins und andern Außenwerken werden sie gebraucht. Führt man sie schon im Frieden an Stellen, wo man einen Angriff erwartet, auf, so erhalten sie auch Futtermauern; während der Belagerung gebaut, werden sie aus Erde errichtet. Die Abschnitte sind zweckmäßig, wenn sie den Feind nöthigen, Batterien gegen sie anzulegen, indem sie ihn dann nun mehre Tage aufhalten; zwecklos aber, wenn sie zu eng und zu zahlreich in einem Werke gebaut werden, indem sie dann mehr hindern als nützen, und mit Bomben beworfen, bald geräumt werden müssen. In neuerer Zeit legt man oft statt der Abschnitte casemattirte Gebäude, die zu Casernen dienen und mit Schießscharten versehen sind, oder auch Montalembert'sche Thürme in die Bastionen. Sie gewähren noch größern Nutzen. Auch in den Straßen der Städte hat man in den letzten Kriegen den Kampf durch über dieselben gezogne Abschnitte und durch Benutzung der Häuser zur Vertheidigung fortgesetzt. Beispiele hiervon sind Gerona und Saragossa. 32.

Abschnitt, in der Geometrie der Theil der Fläche, der durch eine gerade Linie, die zwei Punkte des Umfanges der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Cirkels einen Abschnitt.

Absicht. Sowol in der physischen als in der moralischen Welt hat jede Wirkung ihre Ursache, nur geschieht dort mechanisch und bewußtlos, was hier mit freier, sich selbst bewußter Thätigkeit geschieht. Dieser allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges Wesen handelt nach Absicht und Zweck. Wer handelt, will, daß durch seine Handlung etwas wirklich gemacht werden soll, und dieses Etwas ist der Zweck der Handlung; der freiwillige Bestimmungsgrund aber, dieses Etwas wirklich zu machen, die Absicht. Man könnte diese auch als den vorgesetzten Zweck erklären. Absicht und Zweck stehen

also zu einander in dem Verhältniß, wie Ursach und Wirkung: die Wirkung ist mit Vorbewußtsein hervorgebracht, die Ursach im Willen eines denkenden Wesens und auf Überlegung gegründet.

Absolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rücksicht und Beschränkung, das, und so ist, was, und wie es ist. Es steht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweise und unter Bedingungen ist oder eine gewisse Beschaffenheit hat. Das Absolute als Substantiv gebraucht, ist demnach der allgemeinste Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das schlechthin Vollendete und Unbedingte aus, welches, als Subject gedacht, Gott ist.

Absolution (Jur.), Freisprechung, in Civilsachen, von den anhängig gemachten Ansprüchen des Klägers; in Criminalsachen, von der erhobnen Anklage oder Untersuchung. Sie ist a) vollständig, wenn der Angeklagte von aller Schuld und Strafe freigesprochen wird; b) bloß vorläufig (Freisprechung von der Instanz), wenn weder die Schuld noch die Unschuld klar ausgemittelt sind. In diesem Falle kann die Untersuchung, wenn sich später neue Beweise finden, wieder fortgesetzt werden. Die engl. und franz. Criminalverfassung kennt keine solche bloß vorläufige Freisprechung; das Urtheil muß Schuldig oder Nichtschuldig lauten, und das letztere befreit für immer von der Anschuldigung. In Schottland wird zwar in der Form Nichtschuldig und Nichtüberführt (not proved) unterschieden; aber das letztere hat die nämliche Wirkung wie das erstere. 37.

Absolution. In der alten christl. Kirche war die Absolution ein richterlicher Act, durch den die Lehrer im Namen der Gemeine mit Anrufung Gottes den Büßenden Erlassung von Kirchenstrafen und Wiederaufnahme in den Schoß der Gemeine öffentlich ankündigten. Das Aufkommen der Privatabsolution durch die in Auftrag des Bischofs handelnden Priester seit dem 4. Jahrh. brachte die Meinung unter das Volk, daß diese aus eigner Macht und ohne Zustimmung der Gemeine absolviren könnten; doch bedienten sie sich bis in das 12. Jahrh. nur der Formel: Gott oder Christus absolvire dich! welche noch jetzt in der griechischen Kirche üblich ist und auch in der katholischen mit der oben angeführten verbunden wird. Die Absolution, welche zu der Beichthandlung der Protestanten gehört, ist nur eine Zusage und Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung, und setzt ein allgemeines Sündenbekenntniß, Reue und Versprechen der Besserung voraus. Die Kirchenväter und die neuern Theologen, welche den Geist des Christenthums richtig erkannten, sind darüber einig, daß Gott allein Sünden vergeben und von Sünden befreien könne, eine richterliche Gewalt über die Seelen der Christen aber den Priestern oder Lehrern nicht zukomme. Vergl. Beichte und Buße. 31.

Absolutismus, die Behauptung unbedingter Prädestination (s. d.).

Absolutorium, auch Liberatorium (lat.), décharge, ein Urtheil oder Erklärung, wodurch Jemand von einem Anspruch, einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. s. w. losgesprochen wird, z. B. ein Cassenbeamter, ein Vormund oder andrer Verwalter. Eine solche Entlassung ist aber nur in öffentlichen Verhältnissen gültig, wenn sie in gehöriger Form von der competenten Behörde und nach gesetzlicher Prüfung ertheilt ist. Ein Absolutorium des Regenten schützt nicht gegen den Nachfolger.

Absonderungsvermögen, s. Abstract.

Absorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an sich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen, einsaugen.

Abspannung, das Nachlassen der Kräfte, welches bei übrigens bestehender Gesundheit zuweilen auf einige Zeit eintritt, ist entweder in dem Leben selbst gegründet, oder durch besondre Anstrengung herbeigeführt. Das Leben bedarf eines in sich zurückkehrenden Umlaufs, der am Tage stärker und in der Nacht

schwächer, im Frühling mehr nach Außen, im Winter im Innern bemerkbar ist. Nach einem Zeitraum kräftigern Wirkens ermattet das Leben, um dann verjüngt sich wieder höher zu heben. In der Abspannungsfrist ist die Thätigkeit geringer, man arbeitet langsamer, mühevoller, schlechter als sonst und fühlt sich ermattet. Selbst die Freude ist dann minder lebhaft, die Gemüthsbewegung ist selbstsüchtiger, reizbarer, leicht ungerecht, selbst hart gegen Andre, die Absonderungen vermindern sich, die Verdauung ist träger, die Haut- und Lungenausdünstung geringer und letztere bisweilen übelriechend, die Haut ist rauh, trocken, das Auge matter, das Haar starrer, die Nägel haben weniger Glanz. Aber diese Abspannung ist der Weg zu höhrer Thätigkeit des Lebens, während der Krise wird der Schlaf erquickender, die Ausleerung reichlicher, die Ausdünstung vermehrt sich, der Harn ist gesättigter. Dieser Umlauf findet in jedem Monat einmal im Menschen statt, und muß Keinen erschrecken. Je ruhiger man die Krise abwartet, je schneller hört die Abspannung auf. Man beschäftige sich in dieser Periode mit leichtrer Arbeit, wenn man kann, und wähle während der Dauer, wenn man dies vermag, leicht verdauliche Kost. Verschieden ist von dieser natürlichen Abspannung diejenige, welche Folge einer übertriebnen Anstrengung ist, solche mag nun geistiger oder körperlicher Art gewesen sein. Hier bedarf die Natur mehr Hülfe als bei der periodischen. Man lasse dann die erschöpften Kräfte feiern und übe mehr die entgegengesetzten. Auf zu starkes Nachdenken folge daher mechanische Anstrengung. Erschöpfte sich der Geist, so ist das deutliche Bewußtsein dessen, was wir gewirkt haben, oder wohin wir vergebens strebten, schon ein Stärkungsmittel. Die körperlichen Hülfsmittel muß man ja nicht übertreiben.

Abstammung des Menschengeschlechts. Über die Frage, ob das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstamme, wie in der mosaischen Schöpfungsgeschichte erzählt wird, oder ob man eben so viele Stammpaare annehmen müsse, als sich uns Hauptgattungen darbieten, ist vielfach gestritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tatar und der Samojede, sämmtlich zu einem und demselben Geschlechte gehören, ist dadurch unleugbar bewiesen, daß sie bei der Vermischung eine der weitern Zeugung fähige Nachkommenschaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermischung von zwei verschiednen Thiergeschlechtern entsprungnes Geschöpf unfähig ist, sich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. s. w. Aber nicht eben so leicht ist die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der schwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau so wesentlich verschieden sind, von gemeinschaftlichen Ältern abstammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menschengeschlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verschiednen Himmelsstrichen ausarten und ihre ursprünglichen Eigenschaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, so auch der Mensch; und alle Unterschiede der Farbe, des Haars, des Körperbaues sind die Wirkung des verschiednen Klimas auf der Erde. Kant, der in der Hauptsache gleicher Meinung ist, leitet die Unterschiede der Menschenstämme von gewissen vorgebildeten (präfigurirten) Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden bestimmten Menschen gelegt habe, um gelegentlich entwickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen und dieser ihm im Fortgange der Zeugungen gleichsam angeboren scheine. Luft, Sonne, Wasser u. s. w. bringen nur insofern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als sie Anlaß geben, daß sich gewisse Keime entwickeln; die Gegenwart dieser Keime aber sei nothwendig, da die genannten äußern Ursachen selbst keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat diese Hypothese viel für sich, und gefällt noch mehr als Blumenbach's Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt sich auch folgender Zweifel dagegen erheben.

Entweder hat die Natur die vorgebildeten Keime in das ganze Geschlecht gelegt, und sie warten nur auf ihre Entwicklungsursachen, oder nur in diese oder jene Nation, je nachdem sie für dies oder jenes Klima bestimmt war. Ist das letztere, so haben wir eben so viel ursprünglich verschiedne Stämme als Klimate; ist das erstere: wie kommt es, daß sich jene Keime unter einerlei Einfluß äußerlich entwickelnder Ursachen bei Menschen, die lange unter diesem Einfluß gelebt haben, doch nicht entwickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa schwarz, und jeder zeugt, wenn er sich in seiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandnen Keime erst in einer langen Folge von Abstammungen allmälig entwickelt würden. Die Meinung derer also, welche die Menschen von Einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußre Ursachen die vorhandnen Veränderungen bewirken, wir mögen gewisse Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterstützen dieselbe noch durch die Verwandtschaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieser Behauptung ist Home anzusehen. Ihm sind die Unterschiede der Farbe, der Haare, der Größe, Gesichtsbildung, Sprache, nicht Wirkungen des Klimas, sondern Beweise, daß es verschiedne Gattungen oder Arten von Menschen gibt, und daß sich diese auch von Natur für verschiedne Gegenden schicken, welche ihnen ursprünglich angewiesen worden. Zunächst führt er Thatsachen gegen Buffon's Farbensystem an. Die Amerikaner sind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, so verschieden auch das Klima dieses großen Erdtheils ist. Die Bewohner Niederäthiopiens, ungeachtet sie die Sonne im Scheitelpunkt haben, sind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsstriche verpflanzt, behalten ihre ursprüngliche Farbe; kein Beispiel ist vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern blieben in Pensylvanien schwarz, und eine seit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die europäische Farbe behalten. Denjenigen, die Alles der Sonne zuschreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die sie den Ältern eindrückt, sich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht gesehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, ist nicht zuverlässig.) Schwächer sind die Beweise, welche Home aus der Verschiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für seine Meinung hernimmt, und wir umgehen sie um so eher, da schon aus dem Angeführten hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und diesem entgegen Feder über denselben Gegenstand sagen.

Abstand, der Zustand einer Person oder Sache, die von einer andern entfernt steht; eigentlich oder uneigentlich. In der Sternkunde ist der Abstand vom Mittage ein Bogen des Gleichers (Äquators) von dem Mittagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher schneidet; der Abstand der Nachtgleiche vom Mittage ist die Anzahl von Graden oder von Stunden, welche der Frühlingspunkt von dem Augenblicke des wahren Mittags an noch zu durchlaufen hat, ehe er in den Mittagskreis kommt, d. h. 360° weniger der jedesmaligen geraden Aufsteigung der Sonne; der Abstand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet, bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne.

Absteigende Linie, eine fortgehende Reihe von Personen von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w. (Descendenten); in umgekehrter Folge nennt man sie **aufsteigende Linie** (Ascendenten).

Absteigung (descensio) eines Gestirns wird in die gerade und schiefe eingetheilt; **gerade**, so viel als gerade Aufsteigung, nämlich der zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise enthaltne Bogen des Äquators; **schiefe**, derjenige Bogen des Äquators, welcher zwischen dem Früh=

lingspunkte und dem mit dem Gestirn zugleich untergehenden Äquatorpunkte enthalten ist. Wegen der betr. Formeln vergl. man d. astronom. Handbücher.

Abstract, Abstraction. Das Vermögen des Verstands, die Vorstellung, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in sich selbst zu betrachten, ihr Gemeinsames und Verschiednes in Gedanken von einander abzusondern, und sich eine Menge der Dinge durch die Ähnlichkeit ihrer Merkmale zu denken, nennen wir Abstractions- oder Absondrungsvermögen, das Verfahren Abstraction, und den Begriff, welcher auf solche Art entsteht, besonders wenn er von einzelnen Erfahrungsgegenständen genommen ist, einen abstrahirten Begriff oder ein Abstractum. Das Ding aber, von welchem der Mensch abstrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abstractum hingegen erst durch die Seele hervorgebracht. Vgl. Concret.

Abstrebe-, Centrifugalkraft, in der Sternkunde, die abstrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Bestrebung, sich von einem andern wegzubegeben. Durch den ewigen Kampf der Abstrebe- und Anziehungskraft soll die Kreisbewegung entstehen.

Abstufung, in den schönen Künsten, der naturgemäße Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei ist Abstufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Massen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poesie hört man vornehmlich von einer Abstufung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden Erstern soll damit ein nach den Gesetzen der geistigen Menschennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derselben bezeichnet werden; unter Abstufung der Charaktere aber versteht man theils jene naturgemäße Mischung der Charakterelemente, welche das Zusammenhangslose und Grelle hinwegnimmt, theils die Mittelstraße zwischen der Einförmigkeit und dem schneidenden Gegensatze der geschilderten Charaktere; denn jenes ist ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (hebr. Abbas, Vater) ward anfangs jeder alte Mönch, seit dem 5. Jahrh. aber nur der Vorsteher eines Klosters genannt. Dieser hat unbedingten Gehorsam (Obedienz) von seinen Mönchen zu fodern, das ganze Kloster zu beaufsichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen und die Klostergüter zu verwalten. Schon seit dem 6. Jahrh. waren die Äbte stets Geistliche, seit der 2. Kirchenversammlung zu Nicäa, 787, zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Wesentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe noch bis in das 11. Jahrh. überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöster wuchs das Ansehn der Äbte; mehre, besonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Christenthums von den Klöstern ausgegangen war, erhielten bischöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die Äbtissinnen, als Vorsteherinnen der Nonnenklöster; nur haben sie in höchst seltnen Fällen auf Synoden gestimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und andrer priesterlichen Amtshandlungen wurde ihnen im 9. Jahrh. ausdrücklich untersagt. Um diese Zeit kamen durch die Gunst oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was schon im 8. Jahrh. habsüchtige Barone von einzelnen Klöstern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Karolinger ihren Parteigängern als Kaufpreis für Treue und Kriegsdienst, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder sonst durch königliche Milde gestifteten Abteien (Monasteria regalia) das Patronatrecht ohnehin zustand. So hatten bis in das 10. Jahrh. eine Menge der ansehnlichsten Klöster auf dem Gebiet der römischen

Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbates milites, Abbacomites), die alle Einkünfte dieser Pfründen an sich rissen. In solchen, weltlichen Herrn anheimgefallnen Klöstern mußte die geistliche Aufsicht durch besondre regulirte Unteräbte, Dekane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses wurden Abteien als Tafelgüter geschenkt, die reichsten behielten sich die Könige selbst vor (so war Hugo Capet Abt von St.-Denis bei Paris und St.-Martin zu Tours), bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu, und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Doch galt dieser, auch im byzantinischen Kaiserthume eingerissene Mißbrauch meist nur auf Lebenszeit der damit beschenkten Laien. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöster unter ihren Schutz war. Dem Eifer, der im Anfange des 10. Jahrh. die Reform des Klosterlebens betrieb, gelang allmälig die Abstellung solcher Schenkungen an Laien, und man sah nun seltner kriegerische Äbte, die in Person die Heeresfolge leisteten, obwol die unter königl. Patronat stehenden Klöster noch lange gehalten blieben, ihre Vasallenpflicht im Kriege durch Beiträge an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeistlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geistlicher Würden, sondern auch für die Vorsteher religiöser und lustiger Brüderschaften (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) gebraucht wurde. In Folge jener, von Clugny ausgegangnen Reform entstanden neue Klöster ohne Äbte, denen der Abt dieses Stammklosters der verbesserten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorsetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orten außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Valombrosa, die Cistercienser, Bernhardiner, Feuillans, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorsteher ihrer Klöster Äbte. Bei den übrigen Orden sind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Obern üblich. Äbtissinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Diese sind stets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe geblieben, dagegen die Äbte der befreiten oder unmittelbaren Klöster keinen andern Herrn als den Papst anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstliche Legaten an Benedictineräbte verliehne Recht, sich bischöflicher Titel und Insignien zu bedienen (vergl. Inful). Die bischöfliche Gewalt mit eignen Diöcesen hatten aber nur wenige derselben, z. B. die Äbte zu Fulda und Korvei in Deutschland, zu Montecasino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Secularisation gab es, jedoch bloß in Deutschland, gefürstete Äbte, z. B. zu Fulda, Kempten, St.-Emmeran in Regensburg, gefürstete Äbtissinnen zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg, weil sie unter die geistlichen Reichsfürsten gehörten, daher auch ihre Abteien 1803 als Fürstenthümer secularisirt wurden. Die Wahl der Äbte steht in der Regel den Capiteln ihrer Klöster zu, bei den unmittelbaren folgt darauf die päpstliche, bei den mittelbaren die bischöfliche Bestätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papst, und in Frankreich vom Könige vermöge des Concordats von 1516 vergeben. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Secularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöstern selbst, wie alle Äbte, die selbst aus dem Mönchsstande sind, Regularäbte. Oft wählten jüngre Söhne vornehmer Familien den weltgeistlichen Stand, um durch königliche Gunst Secularäbte zu werden, und, bei einer durch keine Mönchsregel gebundnen Lebensart, doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man in Frankreich auch solche Beanwartschaftete Abbés

nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtlose Weltgeistliche überhaupt (s. Abbé). Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Beanwartschafteten den Gegenstand ihrer Bewerbungen nahm, hat sich dies Völkchen in Frankreich seltner gemacht. Zahlreich ist es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonsur, wenn auch sonst noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Da nach der Reformation mehre Stifter und Klöster zum Besten der Geistlichkeit und zur Versorgung unverheiratheter Frauenzimmer erhalten worden, so gibt es auch evangelische Theologen, welche den Abtstitel führen, mit welcher Würde die Landstandschaft verbunden zu sein pflegt, wie z. B. im Würtembergischen, deßgleichen Frauenzimmer, welche Äbtissinnen heißen. In Niedersachsen ist zwar, bei Einziehung der Klöster ꝛc., unter französisch-westfälischer Herrschaft, diese Würde abgeschafft worden, in einigen Ländern jedoch, z. B. im Königreich Hanover, wieder hergestellt. Die Vorsteher der Klöster in der griechischen Kirche heißen Higumeni, Mandoá, und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abtakeln, ein Schiff von Geschütz, Anker und Tauwerk entblößen, und das Segelwerk ins Magazin legen, wie solches mit den Kriegsschiffen in Friedenszeiten geschieht.

Abukir, das alte Canopus, gegenwärtig ein Dorf mit 100 arabischen Einw., hat ein festes Schloß an der Westseite eines geräumigen, durch eine Landspitze und mehre kleine Inseln gedeckten Meerbusens, an der ägyptischen Küste, vier Stunden östlich von Alexandrien. Dieser Ort ist in der neuern Geschichte durch die Seeschlacht berühmt geworden, in welcher der engl. Admiral Nelson vom 1. bis 3. Aug. 1798 die franz. Flotte vernichtete. Es war am 19. Mai 1798, als letztere aus dem Hafen zu Toulon auslief, um eine Armee unter dem Befehle des Generals Bonaparte nach Ägypten zu führen. Sobald der vor Cadiz kreuzende englische Admiral St.-Vincent Nachricht davon erhalten hatte, schickte er den Contreadmiral Nelson mit vierzehn Linienschiffen nach dem mittelländischen Meere ab, und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzusuchen und anzugreifen. Kaum hatte Nelson am 1. Aug. die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir erblickt, so gab er das Zeichen zur Schlacht, und kaum hatten die franz. Capitains, die eben auf dem Admiralschiffe versammelt waren, sich auf ihre Posten begeben können, als schon die ersten engl. Schiffe den Angriff begannen. Wiewol sich die franz. Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war, ließ dennoch Nelson plötzlich, mit einer unerhörten Verwegenheit, die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der franz. Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite, im Rücken derselben, hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, sodaß die franz. Schiffe sowol von beiden Bord, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb sieben Uhr, mit Sonnenuntergang, begann die Schlacht. Nach einer Stunde waren fünf franz. Schiffe entmastet und genommen. Der franz. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet, sein Schiff, l'Orient, setzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brand ergriffen ward. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Nur 70 bis 80 Menschen von 1000 konnten gerettet werden. Dem tödtlich verwundeten Capit. Casabianca folgte sein 12jähriger Sohn freiwillig in den Tod. Darauf setzten die übrigen Schiffe die Kanonade bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der franz. Flotte entschied. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein andres nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebohrt wor-

den. So war zum zweitenmal Frankreichs Seemacht im mittelländischen Me vernichtet; die britischen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und B naparte's Verbindung mit Frankreich war abgeschnitten, dessen Feinde, von kü nen Hoffnungen beseelt, im folgenden Jahre durch eine neue Coalition sich ve banden. (Vergl. Ägypten, Landung der Franzosen.)

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürst von Hamah i Syrien, mit dem Beinamen der siegreiche König und die Säule der Religio Dieser als Geschichtschreiber und Geograph berühmte Araber war zu Damasku im J. der Hegira 672 (1273 nach der christl. Zeitr.) geboren; ein Sprößling de durch Saladin und glänzende Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten. Al Jüngling zeichnete er sich in verschiedenen Feldzügen durch Tapferkeit aus. Vo seinem Oheim erbte er das Fürstenthum Hamah, kam aber wegen Streitigkeite mit seinem Bruder erst nach einigen Jahren zum Besitz desselben, und blieb dari ungestört bis an seinen Tod 732 (1333). Alle Schriftsteller, die seiner gedenken schildern ihn als einen Fürsten von den ausgezeichnetsten Eigenschaften, der eber so sehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den Regierungsgeschäften lag er mit Eifer den Studien ob, versammelte die Gelehrten um sich, und wandte seine Macht und seinen Reichthum für die Wissenschaften an. Er selbst besaß gründliche Kenntnisse in der Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Astronomie, und hat uns die Früchte seiner langen Forschungen in mehren schätzbaren Werken hinterlassen, von denen seine Geschichte des Menschengeschlechts und seine Geographie unter dem Titel: „Die wahre Lage der Länder", die berühmtesten sind. Wir besitzen mehre theilweise Bearbeitungen, Übersetzungen und Ausgaben derselben, namentlich von den Geschichtswerken: 1) „Annales moslemici arab. et lat. op. et stud. Reiskii", 1789 — 94, 5 vol. 2) „De vita et rebus gestis Mohammedis. ed. Gagnier", 1723, wozu Schultens ein Auctuarium geliefert hat. Theile seiner Geographie verdanken wir Grävius, Reiske, Muratori, Michaelis, Rink, Eichhorn, Rosenmüller, Paulus und Rommel. Abulfeda's eigenhändige Handschrift ist in Paris. Er ist ein zuverlässiger Schriftsteller, und seine Schreibart ist schön.

Abwechselung ist ein mächtiger Hebel im Leben der Menschen. Unsre Kraft erhält dadurch eine vielseitige Wirksamkeit und Beziehung auf äußre Gegenstände. Zu viel Einförmigkeit in der Übung unsrer Thätigkeit des Geistes und des Körpers erschlafft beide. Wir bedürfen des Wechsels, um z. B. die Erschöpfung und Einseitigkeit in der Anstrengung unsers Gedächtnisses, unsers Verstandes und unsrer Einbildungskraft zu verhüten. Auch der thierische Organismus bedarf wechselnder Genüsse, als Reizmittel zur höchsten Thätigkeit und möglichst langen Lebensdauer. Genuß und Entbehrung sind beide Bedürfnisse jedes Menschen. Die Abwechselung muß jedoch immer nur der Idee dienen, und dem höhern edlern Berufe des Menschen untergeordnet bleiben. Streitet der Wechsel gegen diese höhre Bestimmung des Menschen, so wirkt er schwächend und raubt dem Menschen das geistige Bewußtsein, mit seiner edelsten Natur stets in Übereinstimmung zu handeln; er steigert dann nur auf eine kurze Zeit seinen Lebensgenuß. Immerwährende Abwechselung im Nachdenken schwächt die Aufmerksamkeit und die Urtheilskraft. Wer sich in Arbeit, Erholung und Genuß an keine Regeln seines Lebens bindet, der erhält einen schwächlichen Körper und eine launenhafte Seele. Der Mensch muß daher eine stete Lebensordnung, so weit es möglich ist, ergreifen und kein Geschäft ohne Noth voreilig und muthwillig unterbrechen. Die Regel schließt nicht die Anmuth, und das geregelte Leben nicht Mannigfaltigkeit aus. So lebend stellt sich auch bei Krankheiten des Menschen die Gesundheit seines Organismus bald wieder her. Die Heilung der an eine bestimmte Lebens-

ordnung gewöhnten Menschen wird dem Arzte viel leichter, als in umgekehrten Verhältnissen.

Abweichung, 1) eines Gestirns: der zwischen dem Gestirn und dem Äquator enthaltne Bogen des Meridians, welcher letztere hier Abweichungskreis heißt; 2) wegen der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen, (s. Licht); 3) der Magnetnadel (s. d.).

Abwesend (Jur.) ist nicht bloß der körperlich Entfernte, sondern auch der zu handeln Unfähige (Gefangne, Geisteskranke); in einigen Beziehungen der, welcher sich nicht in demselben Obergerichtsbezirke befindet. Dem Abwesenden kommen schon die römischen Gesetze zu Hülfe; sie gestatten ihm gegen Nachtheile, welche ihn betroffen haben (besonders gegen versäumte Fristen), die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (**restitutio in integrum**), zumal wenn die Ursache der Abwesenheit eine pflichtmäßige oder wenigstens nicht pflichtwidrige war. Wer sich aus eignem Willen und aus einem unrühmlichen Grunde entfernt, hat auf diese Begünstigung der Gesetze gar keinen Anspruch; derjenige, welcher vom Staate zur Abwesenheit wegen unerlaubter Handlungen genöthigt ist (wie bei der Landesverweisung), nur dann, wenn seine Entfernung ihn zugleich an der Bestellung eines Bevollmächtigten hinderte. Neuere Gesetze haben hierüber Manches anders bestimmt. — Verschollen sind diejenigen Abwesenden, von deren Aufenthalt, Leben oder Tod man keine Nachricht hat. Ihnen werden von den Gerichten Verwalter des Vermögens bestellt; übrigens aber muß derjenige, welcher auf ihr fortdauerndes Leben oder auf ihren Tod einen Anspruch gründen will, seine Behauptung erweisen. Nach der biblischen Stelle: „Unser Leben währet 70 Jahr" hat man angenommen, daß ein solcher Verschollner dies Alter im Zweifel erreiche, aber nicht überschreite, und sobald dieser Zeitpunkt eingetreten ist, eine öffentliche Auffoderung des Abwesenden oder seiner Erben, und wenn sich Niemand meldet, eine Todeserklärung eingeführt. Ob aber dabei die Erbfolge nach dem Zeitpunkt der Todeserklärung (ex nunc) oder dem Zeitpunkt des Verschwindens (ex tunc) zu ordnen ist, war eine streitige Rechtsfrage. Jetzt entscheidet man meist für das erste. Auch hier haben viele neuere Landesgesetze genauere Bestimmungen sowol der Zeiträume als andrer hier eintretenden Verhältnisse aufgestellt. Preuß. Landr. Th. II, Tit. 18, §. 821. Östr. Gesetzb. A. 277. 37.

Abyssinien, s. Afrika und Habesch.

Abzehrung, s. Atrophie.

Abzugsgeld (Jur.), auch Abfahrt, Abschoß, Nachsteuer (**gabella emigrationis**, **detractus**, **census hereditarius**, **detraction**), eine von den ältesten Zeiten her aus dem Gemeindeverbande abstammende Abgabe von dem Vermögen, welches auswandernde Mitglieder oder auswärtige Erben aus dem Gemeinde- und Gerichtsbezirk hinauszogen. Ursprünglich auf diese kleinern Bezirke beschränkt, zumal in den Städten, dehnte es sich auch mit der Zeit auf die Länder aus, und wurde hierdurch ein Recht der Landesherrlichkeit. Durch Retorsion der Länder gegen einander wurde es in Deutschland fast allgemein; in Frankreich vertrat dessen Stelle das noch härtre **droit d'aubaine** (s. Aubaine), mit welchem es zuweilen verwechselt wurde; in England hat man es nie gekannt. Wer nicht im Gemeindeverband war, von dessen Vermögen konnte auch kein Abzug gefodert werden. Einzelne Länder und Städte haben diese drückende Abgabe, welche in den meisten Orten zehn vom hundert betrug, schon früh gegen einander aufgehoben, und Kur-Braunschweig machte schon 1737 den Antrag auf allgemeine Aufhebung, welcher aber schon darum keinen vollständigen Erfolg haben konnte, weil das Recht, Abzugsgeld zu erheben, sich häufig in den Händen der Stadtgemeinden und Gerichtsherrschaften befand. Der edle Großherzog Karl Friedrich von Baden bemühte sich wiederum sehr für die vertragsmäßige Abschaffung, bis endlich von dem wiener

Congreß, in dem 18. Art. der deutschen Bundesacte eine allgemeine **Aufhebu**
zwischen den Bundesstaaten verabredet, und nachdem man auch die **Berechtigu**
gen der Gemeinden und Gutsherrschaften dieser Bestimmung unterworfen hat
durch das Bundesgesetz vom 23. Jun. 1817 eine allgemeine **Freizügigkeit** zn
schen den deutschen Staaten beschlossen wurde. Unter dieser Aufhebung des Abzug
geldes sind aber nicht begriffen solche Abgaben, welche von Erbschaften ohne Rüc
sicht auf die Ausführung des Vermögens ins Ausland erhoben werden, als **Collat**
ralsteuern und Stempelgebühren, ebensowenig die Zölle, wol aber Abzüge z
Tilgung der Gemeindeschulden. Gegen fremde Länder besteht die Abzugsberec
tigung noch wie zuvor, insofrn nicht besondere Verträge vorliegen. So ist da
selbe in den Staaten des deutschen Bundes gegenseitig aufgehoben; auch Rußlan
und Polen haben mit vielen Staaten Verträge über Aufhebung des Abschoßrechte
in den neuern Zeiten geschlossen. 37.

Acapulco, der beste merikanische Häfen am Australmeer. Der Hafe
sowol als die Rhede sind tief und haben sichern Ankerplatz vor Stürmen. Schwe
beladne Schiffe können dicht an den Granitfelsen, welche die Rhede und den Ha
fen umgeben, vor Anker liegen. Wegen der steilen Abdachung dieser Felsen an
Hafen und an der Rhede vor solcher, hat die Küste ein wildes Aussehen ohne Ve
getation. In der Einfahrt des Hafens liegt eine Insel (Roqueta oder Griso), di
eine westliche Einfahrt von 700 bis 800 Fuß Breite und eine östliche von 1 bis
1½ engl. Meile mit 27 bis 33 Faden Tiefe bildet. Im Nordwesten liegt die Stadt,
vertheidigt durch das hoch belegene Fort Diego, mit nicht mehr als 4000 Einw.,
die sich indeß nach Ankunft der Galione von Manilla auf 9000 vermehren. Wenige Handelsplätze haben eine ungesundre Lage. Die gewöhnliche Hitze ist am
Tage 86 bis 90° Fahrenheit, in der Nacht bis 3 Uhr Morgens 78° und von da
bis zum Aufgang der Sonne 64 bis 62°. Von den weißen Felsen prallen die Sonnenstrahlen auf die Stadt zurück, in der sich nichts besser befindet, als die Mosquitos. Um der unglücklichen Stadt etwas Kühlung zu verschaffen, ließ die spanische Regierung von Osten her durch die Felsen einen hohen Weg sprengen, aber sie verabsäumte, was noch nöthiger war, den Morast im Osten der Stadt, höchst gelegen zu Zuckerpflanzungen, trocken zu legen und zu bedeichen. Bis zur höchsten Dürre ist hier ein stehendes Sumpfgewässer, das jährlich verschwindet und durch faulende zurückgebliebne Thierkörper die Luft verpestet. Hier raffen beständig das gelbe Fieber Westindiens, oder die ostindische cholera morbus, am meisten die Fremden, die aus höher belegnen Gegenden des Handels wegen hierher kommen, besonders junge Europäer weg. Unbedeutend ist dort bisher der Handel mit der Nordwestküste Amerikas, den die Natur sonst so sehr begünstigt. Durch Naturhindernisse ist wegen der oft unerwartet lange dauernden Windstille unter der Linie die Fahrt von Callao nach Acapulco schwieriger, als von Callao nach Cadiz und währt oft länger. Hier, wo die Windstillen so gewöhnlich sind, dürfte die Schifffahrt mit Dampfböten unermeßliche Vortheile anbieten. Um günstige Passatwinde zu einer schnellen Fahrt zu gewinnen, muß man vor Allem in diesem Ocean zuvor sich von der Linie zu entfernen suchen: ein Hülfsmittel, das aber auf der Küstenfahrt von Acapulco nach Callao unanwendbar ist. Die bisherige Ausfuhr aus Acapulco ist meistens Silber mit Indigo, Cochenille, spanischem Tuch und etwas Pelzwerk aus dem nördlichen Merico und Californien, und die Einfuhr bringt dahin Alles, was Asien an Kostbarkeiten besitzt.

Acatholici, überhaupt diejenigen, welche nicht zur katholischen Kirche gehören. In gewissen katholischen Ländern belegt man die Protestanten mit diesem Namen, welcher weniger verhaßt ist.

Accent, das Gesetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Musik und Sprachen, welche diesem Gesetz unterworfen sind, gingen beide von der Empfin-

dung aus, und wiewol sie sich nachher trennten, und die Musik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geist wurde; so gab darum letztere es nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewisse, theils innere, theils äußere Eigenschaften blieben der Musik und Sprache gemeinschaftlich. Beide sind geschickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald schnelle, bald langsame Bewegung an, welche wir an diesen wahrnehmen. Dadurch werden sie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterscheiden an den Tönen, um sie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz bestimmt und deutlich auszudrücken, ist ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältnissen abgemessenen und nach einem Grundton gestimmten Reihe von Tönen auch eine solche Verbindung und Zusammenstellung sich finde, welche die Empfindung in ihren verschiednen Beziehungen und Abstufungen darstellt, Haupt- und Nebensachen richtig unterscheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet und das Bedeutende stets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum musikalischen Satze, der einen bestimmten Sinn in sich schließt, und eben um diesen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zusammenhange besondre Rücksicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung ist es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden Accent (acutus), den schweren oder sinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für sich schon langen Ton oder Sylbe; der schwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und so bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geschärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweise mit dem Namen Accent. Die Ursachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen und länger bei ihm zu verweilen, als seine bestimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt ist, sind entweder mechanische, oder rhythmische, oder bezeichnende. Dem gemäß unterscheidet man den grammatischen und oratorischen, oder den Wort- und Redeaccent; jener beruht auf mechanischen und physischen Ursachen, dieser hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Gesetze sind kürzlich folgende. Den grammatischen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Ursachen aber sind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können: ihre mechanische Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechanischen Ursachen auf der ersten Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungssylben fällt in unserer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammsylbe; es entscheidet mithin nicht das Maß, sondern die Bedeutung. Wiewol diese nun eigentlich nicht in Betracht kommt, sondern bloß die Bildung des Wortes aus verschiednen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmessung verbundner Töne, so ist es doch wichtig, sie zu bemerken, indem sich die Frage: ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmessung gebunden sei, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil schon daraus beantworten läßt. Der oratorische oder Redeaccent soll dem Vortrag seine Bestimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendste Wort und in dem Worte selbst die bedeutendste Sylbe heraus. Ohne sich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Musik an einen bestimmten Theil ihres Takts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um diesen Nachdruck desto mehr zu verstärken, an dem, wenn auch sonst Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden schnell vorüber. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Wort- und Redeaccent nach Willkür zusammenfallen oder getrennt werden könne.

Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmessung verloren gehe; und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide: so kommen bei Beantwortung dieser Fragen, in welcher das Geheimniß der Prosodie überhaupt und der Unterschied zwischen der unsern und der Prosodie der Alten insbesondere liegt, folgende Punkte in Betracht: 1) Wenn der Accent mit einer aus mechanischen Ursachen langen Sylbe zusammentrifft, so hebt er diese Sylbe noch und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2) der Accent macht eine unveränderliche lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn sie unmittelbar auf die Accentsylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn sie nicht mit dem Accent zusammenfällt, durch diesen etwas verdunkelt werden; 3) der Accent, wenn er schon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4) auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies sind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünstler, sondern auch für den Declamator und Schauspieler, insofern auch er Declamator ist, von größter Wichtigkeit sind, deren weitere Ausführung hier aber zu weitläufig sein würde. (Vgl. Prosodie.)

Acceptant, s. Wechsel und Wechselrecht, auch Indossiren.

Accessit, der zweite oder fernere Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beste erklärt wird.

Accidens, 1) die zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft einer Person oder Sache, z. B. reich, schön sein. Accidentell, zufällig. Daher auch Accidentia, zufällige, nicht genau vorher zu bestimmende Einnahmen. 2) Wird dieses Wort bei den Philosophen der Substanz (dem bloßen Wesen) entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seins der Substanz, die Eigenschaft des Wesens. Es versteht sich von selbst, daß diese Entgegensetzung auf Abstraction beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt sich keine Substanz von einer gewissen Art und Weise ihres Seins abgesondert wahrnehmen.

Accise, eine Hauptgattung der Verbrauchssteuer, heißt zuweilen auch Impost, Aufschlag, Ziese rc., und wird besonders auf Lebensmittel gelegt. Die Begriffe von Accise, Licent und Zoll sind in den wenigsten Ländern wissenschaftlich streng gesondert, daher es fast unmöglich ist, von der Accise eine auf alle Länder anwendbare Erklärung zu geben; immer aber ist dieselbe eine Verbrauchssteuer, und was von der letztern überhaupt gilt, muß auch von dieser einzelnen Gattung derselben insbesondre gelten. Die Accise ist entweder eine allgemeine, Universalaccise, welche sich auf alle Gegenstände des Verbrauchs erstreckt, oder eine besondre, Particularaccise, welche nur von einigen Gegenständen des Verbrauchs entrichtet wird. Diese letzte ward in Sachsen schon auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen Ziese eingeführt und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, aber die vollkommne Ausbildung der Universalaccise erfolgte in Frankreich, und ward hierauf in Holland, bald nach der Entstehung der Republik, in den brandenburgischen Staaten, unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen 1635, in Sachsen aber zu Anfange des 18. Jahrh. eingeführt. In Beziehung auf die Gegenstände der Besteuerung hat man die Accise in Landaccise und in Generalaccise oder General-Consumtionsaccise abgetheilt. Die Einführung der Landaccise erfolgte in Sachsen auf dem Landtage zu Dresden 1640; sie ward 1641 zuerst ausgeschrieben. Sie wird von allen aus dem Auslande nach Sachsen eingeführten Waaren entrichtet. Die General-Consumtionsaccise führte man nach brandenburgischen Grundsätzen 1701 ein; sie muß von allen rohen und veredelten Producten bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. (Vgl. Consumtionssteuer, Indirecte Abgaben, Zoll.) K. M.

Accommodation, eigentlich die Anpassung einer Sache an eine andre, oder die Einrichtung derselben zu einem gewissen Zwecke (von accommodare, anpassen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1) in Ansehung des geselligen Umgangs, wenn Jemand sein Verhalten nach den Wünschen oder Launen eines Andern einrichtet; 2) in Ansehung des Unterrichts, wenn Jemand in seiner Lehre sich zu den Ansichten oder der Fassungskraft eines Andern herabläßt; 3) in Ansehung der Auslegung, wenn Jemand den Sinn einer Schrift so erklärt, wie es den eignen An- und Absichten des Auslegers gemäß ist. In der Theologie nimmt man das Wort hauptsächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jesus und die Apostel nicht immer ihre Meinung über gewisse Dinge gerade herausgesagt, sondern, um Anstoß zu vermeiden, Einiges verschwiegen, Andres so vorgetragen hätten, wie sie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenossen am verständlichsten und beifälligsten sein würde. Dies nennen sie dann Accommodation von Seiten Jesu und der Apostel; wogegen andre Theologen behaupten, daß eine solche Accommodation nicht als eine bloße Herablassung, sondern als eine Art von Täuschung zu betrachten sein würde, die sich mit dem Charakter jener Personen nicht vereinigen lasse. Wer aber eine solche Accommodation annimmt, der nimmt und erklärt auch viele Aussprüche Jesu und der Apostel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverstand mit sich bringen würde. Dies heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewol diese Accommodation viel weiter gehen kann, sodaß sie sich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es ist also offenbar etwas ganz Andres, wenn er sagt, Jesus und die Apostel haben sich der Denkart ihrer Zeitgenossen accommodirt, als wenn man sagt, ein Ausleger habe die Aussprüche jener Männer, oder überhaupt die heilige Schrift seiner eignen Denkart accommodirt. Das Letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfnissen des Zeitalters genannt, weil jeder Mensch ein natürliches Bestreben hat, das Gepräge seiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, s. **Begleitung**.

Accord (v. d. ital. accordare, und dieses v. d. lat. chorda, die Saite). Zunächst kommt dieser Ausdruck in der Musik vor, und bezeichnet da eine in den natürlichen Tonverhältnissen gegründete Verbindung gleichzeitig erklingender Töne (Zusammenklang). Auf diesen Zusammenklängen beruht die Harmonie, ja jeder eigentliche Accord ist schon *eine* Harmonie, daher z. B. der Ausdruck Dominantenharmonie. Durch Verbindung von Tönen in Accordenfolgen (Reihen von Accorden) entspringt die Harmonie im eigentlichen Sinne. In Hinsicht auf das Zusammenklingen aber verhalten sich die Töne verschieden. Einige nämlich geben durch unmittelbares Zusammenklingen dem Ohre das Gefühl der Befriedigung; sie sind selbständige Wohlklänge und werden insofern *consonirende* Accorde oder *Consonanzen* genannt. Nimmt man hier nun einen Ton als zum Grunde liegenden (Grundton) an, so müssen die andern mit ihm und unter einander angenehm zusammenstimmen, um die Consonanz zu bilden. Der Begriff des Accords spricht nichts über die Zahl der zusammenklingenden Töne aus. Die einfachste und unvollkommenste Consonanz kann daher eine Verbindung von zwei Tönen sein (Zweiklang), und wird durch das Intervall der Terz mit dem Grundton gebildet. Nach Beschaffenheit der Terz kann der Zweiklang *groß* oder *klein* sein. Der vollere consonirende Accord, der aber fälschlich der consonirende Grundaccord, richtiger der Hauptaccord genannt wird, ist der harmonische *Dreiklang*, der durch Hinzufügung einer neuen Terz zum Zweiklang entsteht, die mithin die reine Quinte vom Grundton bildet und auch Dominante heißt, während die Terz zum

Mittelton (Mediante) wird. Er heißt auch der tonische Dreiklang von dem Grundtone, der auch Tonika genannt wird. Nach Beschaffenheit der ersten Terz, oder des Mitteltons, ist auch der Dreiklang groß (oder hart; Dur, z. B. c, e, g) oder klein (weich; Moll, z. B. c, es, g). Von dem kleinen oder weichen Dreiklange unterscheidet man noch den verminderten, der auch von Einigen der falsche, ja wol gar der dissonirende genannt wird, welcher durch zwei übereinander stehende kleine Terzen, mithin durch Grundton, kleine Terz und kleine Quinte gebildet wird (z. B. c, es, ges) und auch als Theil eines Vierklanges angesehen werden kann. Sonst nahm man noch einen übermäßigen (aus zwei großen Terzen gebildeten) an. Durch Umsetzung der diese Dreiklänge bildenden Töne in eine höhere oder niedere Octave (Veränderung der Lage, oder Verlegung der Intervalle) entstehen alle übrige consonirende Accorde. Man pflegt aber die Bezeichnung der Accorde durch Berechnung der Intervallen hinaufwärts zu bestimmen. So entsteht also 1) der Sextaccord, bei welchem der Grundton eine Octave höher gelegt wird, sodaß die Terz ein Grundton, die Quinte zur Terz und der erhöhte Grundton zur Sexte wird, die den Accord nach oben schließt, z. B. e, g, c; bezeichnet durch 6. 2) Der Quartsextaccord, wo der Grundton und die Terz beide in eine höhere Octave gelegt werden, so daß nun die Quinte Grundton, der ursprüngliche Grundton zur Quarte und die erhöhte Terz zur Sexte wird. Daher der Name, nach den charakteristischen Intervallen, sowie die Bezeichnung durch: $\frac{6}{4}$. — Die dissonirenden Accorde sehen wir zuerst entstehen, wenn wir dem Dreiklang noch eine Terz, die folglich sich als Septime zum Grundton verhält, hinzusetzen, wodurch ein Vierklang entsteht. Die Septime ist das dissonirende Intervall und muß aufgelöst werden, um das Ohr zu befriedigen. Der Septimenaccord besteht folglich aus Grundton, Terz, Quinte und Septime, und ist viertönig (vierstimmig). Der erste und gewöhnlichste Septimenaccord nun wird aus dem harten Dreiklang mit kleiner Septime gebildet, z. B. also c, e, g, b. Er wird Hauptseptimenaccord genannt, auch der wesentliche Septimenaccord und schlechthin durch 7 bezeichnet. Er hat auf der Dominante derjenigen Tonart seinen Sitz, in welche er aufgelöst wird; denn die kleine Septime löst sich abwärts, während die mit ihr dissonirende große Terz sich hebt, z. B. [Notenbeispiel]. Daher kann er auch Dominantseptimenaccord heißen. Verändern wir die Lage der Intervalle dieses Accords auf ähnliche Weise wie bei den Dreiklängen, so entsteht 1) der Quintsextaccord (bezeichnet $\frac{6}{5}$) bestehend aus der kleinen Terz, kleinen Quinte und großen Sext: nämlich [Notenbeispiel]; 2) der Terzquartaccord ($\frac{4}{3}$), in welchem die Septime und der Grundton des Hauptseptimenaccords zur Terz und Quart geworden ist [Notenbeispiel]; 3) durch weitere Versetzung entsteht der Secundenaccord, in welchem die Septime nebst dem Grundton das Intervall einer Secunde bildet, z. B. [Notenbeispiel]. Die übrigen Septimenaccorde, welche Gottfr. Weber, im Gegensatz des Hauptseptimenaccordes, Nebenseptimenharmonieen nennt, sind: der Septimenaccord, der aus dem weichen Dreiklang mit kleiner Septime besteht [Notenbeispiel]; ferner der aus dem verminderten Dreiklang mit kleiner Septime bestehende Septimenaccord [Notenbeispiel]; endlich der Septimenaccord mit hartem

Dreiklang und großer Septime; z. B. [musical notation]. Auch durch Versetzung dieser Nebenseptimenharmonieen entspringen Quintsexten-, Terzquarten- und Secundenaccorde. Es gibt nach dieser Übersicht neun Grundaccorde, nämlich zwei Zweiklänge, drei Dreiklänge und vier Septimenaccorde (der Hauptseptimenaccord und die Nebenseptimenharmonieen). Auf sie läßt sich auch die verwickeltste Harmonie zurückführen. Es gibt nun zwar noch einen Fünfklang, eine Verbindung verschiedner gleichzeitiger Töne, die durch Aufsetzung einer neuen (großen oder kleinen) Terz auf den Septimenaccord, welche folglich vom Grundtone die None ausmacht, entsteht und der Nonenaccord genannt wird. Läßt man aber wegen des widrigen Zusammenstoßens der Secunden den Grundton, wie wenigstens in der engen Harmonie geschieht, weg, und verwechselt die Töne auf obige Weise, so entstehen eigenthümliche Modificationen des Vierklangs, z. B. der enharmonische Vierklang **c, es, ges, a; cis, e, g, b.** — Die Accorde können nun in den verschiedensten Gestalten, z. B. im unmittelbaren Zusammenschlag, oder gebrochen (so daß die zusammengehörenden Töne nach einander gehört werden) vorkommen; ferner können die Intervalle in dem Kreise einer Octave, oder in verschiednen und entfernten Octaven erscheinen; dieses begründet den Unterschied der engen und weiten oder zerstreuten Harmonie (engere oder zerstreute Lage der Accorde). Weiter richtet sich die Anwendung der die Accorde ausmachenden Intervalle nach dem verschiedenartigen Satze, indem man nämlich zwei-, drei-, vier-, fünfstimmig ꝛc. schreibt. In den erstern Fällen kommen am häufigsten Auslassungen von Intervallen, in den letztern Verdoppelungen derselben vor. — Eins der ersten Systeme der Accorde hat Rameau aufgestellt (von d'Alembert, nachher in Marpurg's System, dem sich das Vogler'sche annähert, und von Türk erläutert); ein andres Tartini, welches man auch in Rousseau's Dictionnaire dargestellt findet. Das eine entwickelt die Accorde aus Grundtönen (des Basses), das andre aus der Melodie (den obern Tönen). Ein andres, sehr einfaches ist das Accordsystem Kirnbergers (in der Kunst des reinen Satzes), welchem sich Gottfr. Weber in seiner Theorie der Tonsetzkunst am meisten anschließt. — Von der Musik wird der Ausdruck Accord auch auf die Farbenverhältnisse übergetragen, sowie man auch im Deutschen von einer Zusammenstimmung der Farben redet; entgegengesetzt dem Grellen, Harten und dem schreienden Contrast der Farben, welcher durch Mittelfarben vermieden wird. T.

Accord in Concurssachen, s. Falliment.

Accouchement und **Accoucheur**, s. Geburtshülfe.

Accreditiren. Die fremden Staaten ertheilen Gesandten, die sie bei einem andern Hofe oder Staate beglaubigen wollen, Beglaubigungsschreiben, welches man accreditiren nennt. — Auch der Kaufmann braucht diesen Ausdruck, wenn er seinen Credit auf bestimmte oder unbestimmte Summen für ein Individuum, ein Handlungshaus oder irgend eine Unternehmung anbietet. Der Reisende läßt sich daher auf den Hauptpunkten seiner Reise durch einen Banquier bei dessen Correspondenten accreditiren. Man accreditirt den Commissionair, dem man einen Auftrag zu Einkäufen ertheilt, für den Betrag derselben bei irgend einem Wechselhause u. s. w.

Accum (Friedrich), ein Deutscher, aus den westfälischen Provinzen des Königs von Preußen, kam um d. J. 1803 nach London und eröffnete dort Vorlesungen über Chemie und Experimentalphysik, wobei er Priestley's und andrer engl. Chemiker Entdeckungen zum Grunde legte. Er verband sich mit dem deutschen Kunsthändler in London, Rudolf Ackermann, zur allgemeinen Gasbeleuchtung, und seinem in Ackermann's Verlag erschienenen, durch vier Ausgaben

gegangnen Hauptwerke „A practical treatise on gas-light" (welches der Bergrath Lampadius in Freiberg mit Zusätzen deutsch herausgab, Weimar 1819) ist die schnelle Verbreitung der Gasbeleuchtung in London und in allen großen Städten Englands vorzüglich zuzuschreiben. Später gab er auch ein Lehrbuch der praktischen Chemie heraus, welches in England sehr geschätzt wird. Er kam in den Verdacht, in der **Royal Institution**, deren Bibliothek und Lesezimmer zum Theil seiner Fürsorge anvertraut war, Kupferstiche, Charten und einzelne Aufsätze, die ihm zweckdienlich schienen, zum großen Nachtheil der Werke, aus welchen sie ausgeschnitten wurden, an sich genommen zu haben, und die Anklage der Aufwärter bei diesem Institut beschuldigte ihn hart vor Gericht. Doch konnte gerichtlich ihm nichts bewiesen werden. Auch hatte die englische Gerichtspflege keinen bestimmten Maßstab zur Würdigung des durch diese Entwendung verursachten Schadens. Seit mehren Jahren lebt A. in Berlin, wo er eine Anstellung erhielt. 6.

Accusationsproceß, bei welchem der beschädigte Theil oder der Staat als Ankläger auftritt, steht dem Inquisitionsproceß entgegen, wo der Richter Alles von Amtswegen untersucht und also das Amt des Anklägers mit versieht. (Vgl. Anklage, Criminalproceß.)

Acerbi (Giuseppe), geb. zu Castel-Gofredo im Gebiete von Mantua, verbrachte einen Theil seiner Jugend in Mantua und erwarb sich dort Kenntniß der englischen Sprache. Beim Vorrücken der Franzosen in der Lombardei 1798 verließ er sein Vaterland und begleitete H. Belloti aus Brescia nach Deutschland; dann trieb ihn die Lust, ein Land kennen zu lernen, das ein Gegensatz des gepriesenen Italiens wäre, nach Dänemark und Schweden, ja bis Finnland (1799). In Tornea traf er mit dem Obersten Skiöldebrand, einem geschickten Landschaftsmaler, zusammen, und verabredete mit ihm die Weiterreise bis zum unwirthlichen Nordcap. Er war der erste Italiener, der bis dorthin vordrang. Auf demselben Wege ging er dann nach England, wo er in einem Werke in 3 Theilen (1802) diese Reise geistreich beschrieb. In Hinsicht Lapplands hatte der Verfasser, für den in England ein H. Thomson, in Frankreich Saint-Morrys zum Ärger Acerbi's gelten mußte, des schwedischen Missionars Canut Leem genaue Berichte gut zu benutzen verstanden. Das Buch ward dann in Paris unter den Augen des Verf. von Petit-Radel übersetzt („Voyage au Cap-Nord, par la Suède, la Finlande et la Laponie, traduction d'après l'original anglais revue sous les yeux de l'auteur par Joseph Vallée", Paris 1804, 3 Bde.), vom Verf. zwar hie und da berichtigt, doch bei weitem noch nicht in allen den Punkten, die ihm des sel. Rühs's bittere Kritiken zugezogen hatten. Seit sechs Jahren gab Acerbi in Mailand das Journal „Biblioteca italiana" heraus, das durch eine geistvolle Kritik unverkennbar in Italien größere Regsamkeit unter den Schriftstellern hervorgebracht hat. Sehr lebhaft bestritt es die Ansprüche der unthätigen, grau gewordnen Crusca, und das angemaßte Vorrecht der florentiner Mundart. Von Acerbi sind die mehren Jahrgängen vorgesetzten geistreichen Übersichten der neuesten italienischen Literatur, die allgemeinen Beifall gefunden haben. Die Ernennung zum östr. Generalconsul in Ägypten, 1826, zwang Acerbi, die „Bibl. italiana" andern Händen zu übergeben; doch darf man hoffen, daß er ihr darum nicht völlig fremd werden wird. 19.

Achäer, eigentlich die Bewohner der Landschaft Achaja im Peloponnes; allein sehr häufig, besonders bei Homer, wird dieser Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Kreusa, ging mit einer Anzahl Leute nach Thessalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehen genöthigt, worauf er sich in Lacedämon und Argos niederließ, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Bei der Belagerung Trojas waren die Achäer unter den belagernden griechischen Völkerschaften die zahlreichsten und vor-

nehmsten. Nach Eroberung dieser Stadt begaben sie sich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien (der Nordküste des Peloponnes), nannten nun dieses Land Achaja, und errichteten eine Republik, die besonders nachher durch den achäischen Bund berühmt wurde, welchen erst nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, schlossen, dem aber nachher alle übrige Städte Achajas, auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten. Die Staaten dieses Bundes wurden nach Korinths Zerstörung, 146 v. Ch., zu einer römischen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht. (S. Griechenland.)

Achaja, s. Livadien.

Achard (Friedrich Karl), geb. zu Berlin d. 28. April 1754, ein geschätzter Naturforscher und Chemiker, vorzüglich bekannt durch die von ihm erfundne, 1800 zuerst bekannt gemachte und seitdem sehr weit gebrachte Verfertigung des Zuckers aus Runkelrüben, war Director der physikalischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Um seine Erfindung, die auch das franz. Institut schon im Jul. 1800 als äußerst wichtig für die Nationalindustrie anerkannt hatte, mehr im Großen zu betreiben, schenkte ihm der König von Preußen ein Landgut in Schlesien, Kunern (Dorf im Regierungsbezirk Breslau), wo die von ihm angelegte Runkelrüben-Zuckerfabrik zur Zeit der Continentalsperre so bedeutende Geschäfte machte, daß sie im Winter 1811 täglich 300 Pf. Syrup erzeugte. Achard verband damit 1812 ein Lehrinstitut für diese Art der Zuckergewinnung, das auch von Ausländern besucht worden ist. Er starb zu Kunern d. 20. April 1821. Außer verschiednen physikalischen und landwirthschaftlichen Abhandlungen hat er Mehres über die Runkelrüben-Zuckerfabrikation herausgegeben. 20.

Achat, bei den neuern Naturkennern ein allgemeiner und ziemlich unbestimmter Geschlechtsname aller feinen Halbedelsteine, welche verschiedne, sowol einfache als vermischte Farben haben und eine feine Politur annehmen. Gemeiniglich ist Jaspis, Chalcedon (s. d.), auch Quarz, mit dem Achat verwachsen; daher die verschiednen Farben und Namen desselben, als: wenn er milchweiß und wenig durchsichtig ist, Chalcedon; wenn er roth ist, Carneol; wenn er bleichroth ist, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Streifen hat, St.-Stephansstein; wenn er aus verschiednen gefärbten Lagen und Schichten besteht, die unter einander verwebt sind, Onyx; wenn er vielfarbig ist und die Farben sich dem Auge abwechselnd zeigen, Opal, und wenn er mit Jaspis vermischt gefunden wird, Jaspachat. Der schönste kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachsen, Hessen und Franken; ebenfalls gibt es allerlei achatartige Versteinerungen, dergleichen in dem sächsischen Erzgebirge vornehmlich angetroffen werden. Seinen Namen hat der Achat von dem Flusse Achates auf der Insel Sicilien, an dessen Ufern er zuerst gefunden worden.

Achelous (auch Aspropotamos), der Grenzfluß zwischen Ätolien und Akarnanien, entspringt auf dem Pindus, strömt durch die Ursitze der Hellenen um Dodona und fällt in das jonische Meer. Die Ufer dieses Flusses sind die einzige Gegend von Griechenland und Europa, die einst Löwen zur Wohnung diente. Den Flußgott Achelous nennt Hesiodus einen Sohn des Oceanus und der Thetis; Andere anders. Er kämpfte mit Herkules um die Dejanira (s. d.), verwandelte sich, als dieser ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochnen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überflusses. Er war der Vater der Sirenen (s. d.).

Achenwall (Gottfried), geb. zu Elbing in Preußen d. 20. Oct. 1719, der Begründer einer neuen Wissenschaft, der Statistik, studirte in Jena, Halle

und Leipzig. 1746 ließ er sich in Marburg nieder und las Geschichte, Natur- und Völkerrecht; endlich Statistik, von der er damals erst anfing, sich einen bestimmten Begriff zu bilden. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Professor wurde. Bei dieser Universität blieb er bis an seinen Tod, d. 1. Mai 1772. Achenwall hat verschiedne Reisen in die Schweiz, Frankreich, Holland und England gemacht, und mehre Werke herausgegeben: über die Geschichte der europäischen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthschaft und a. m. Die meisten haben mehre Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angestrengtem Fleiß verbesserte. In seinen Vorlesungen und historischen Arbeiten bemühte er sich hauptsächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, Alles fest zu halten, was zur Bildung und Entwicklung ihres Zustandes und ihres politischen Seins hatte beitragen können. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er die Wissenschaft, deren Zweck es ist, systematisch die Natur und Masse der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lehren und daraus die Quellen und Mittel des physischen und moralischen Wohlstandes abzuleiten, in eine bestimmte und feste Form brachte und aus einem neuen und lichtvollen Gesichtspunkte betrachtete. Er gab ihr den Namen **Statistik** (s. d.). Sein vornehmster Schüler, und zugleich sein Nachfolger auf der Universität Göttingen, war Schlözer. 1752 wurde **Sophia Eleonora**, geb. Walther, seine Gattin; ein sehr gelehrtes Frauenzimmer, deren Gedichte 1750 ohne ihr Vorwissen im Druck erschienen und ihre Aufnahme in den deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Göttingen veranlaßten. An den Meisterstücken moralischer Abhandlungen engl. und deutscher Schriftsteller, besonders an der 3. Sammlung, Göttingen 1753, hatte sie vielen Antheil.

Acheron, bei den Alten ein Fluß der Unterwelt, über welchen Charon die Seelen der Verstorbnen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, zu welchem Behufe man dem Todten einen Obolus unter die Zunge zu stecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieser Welt ein Begräbniß, oder wenigstens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten sie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. In der alten Geogr. heißen 5 verschiedne Flüsse Acheron. Der in Epirus (Provinz Janina) strömt durch den See Acherusa, dann eine Strecke unter den Felsen des cassiopeischen Gebirgs und fällt bei Prevesa in das jonische Meer. Er heißt jetzt Velichi. Auch in Ägypten hieß ein Nilarm, in der Nähe von Memphis, Acheron, und ein See Acherusia; über diesen führten die Ägypter ihre Todten, um sie auf einer Insel im See oder am andern Ufer zu begraben, oder wenn der Todtenrichter sie verdammt, in's Wasser zu stürzen; daher die griechische Mythe. — Die Höhle des Cerberus, genannt Acherusis, befand sich bei dem Fl. Acheron in Bithynien bei Heraklea. Auch ein Sumpf zwischen Cumä und dem Vorgeb. Misenum in Campanien hieß b. d. Alten Acherusia. Gegenwärtig ist hier eine Salzsiederei.

Achilles, Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Thessalien, und der Thetis, einer Tochter des Nereus; Enkel des Äakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, wodurch sein ganzer Körper bis auf die Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Man hatte ihm prophezeiht, daß er zwar vor Troja sich unsterblichen Ruhm erwerben, aber auch seinen Tod daselbst finden werde; dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er zu Hause bliebe. Um ihn den Auffoderungen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Troja zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben, in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha, an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit dessen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrsager Kalchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forschte allenthalben nach seinem Aufenthalt, bis der an Listen unerschöpfliche Ulys-

ses ihn entdeckte. Dieser erschien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürstinnen griffen nach weiblichen Gegenständen, Achilles aber nach den Waffen. Jetzt ward es nicht schwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürsten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centaur Chiron waren seine Lehrer gewesen. Dieser hatte ihn in der Heilkunde, in der Musik und im Reiten unterrichtet; jener, sein eigentlicher Erzieher, folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erscheint in der Ilias, deren Hauptheld er ist, nicht nur als der Tapferste, sondern auch als der Schönste der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja, und zerstörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Here und Pallas Athene schützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den sämmtliche Fürsten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er sich dem Kampf, und ließ es geschehen, daß Hektor an der Spitze seiner Trojaner die griechischen Scharen in männermordender Feldschlacht dahinraffte. Denn unversöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs (der Tochter des Brises und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrnessus) willen, welche dieser ihm, dem sie bei der Verlosung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Ersatz für die Chryseïs (die Tochter des Chryses, eines Priesters des Apoll), die auf seinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müssen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greises, seines Priesters, Flehen über die Griechen gesandten Pest abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnon's Anerbietungen beugten des Äakiden Zorn; doch erlaubte er seinem Freunde Patroklus, in seiner eignen Rüstung und mit seinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel durch Hektor's Arm; jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in den Kampf. Thetis selbst brachte ihm neue köstliche Waffen, welche Vulcan ihm bereitet hatte und unter welchen der Schild besonders kunstreich war. Er versöhnte sich mit Agamemnon, indem er die dargebotnen Geschenke annahm, und eilte, von Athene mit Nektar und Ambrosia gestärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen, und stürzen sich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles sie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillstand gebietet. Da Jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend seine Fluten und stürzt sich auf Achilles. Von Poseidon und Athene angefeuert, stellt sich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieser aber ruft den Simoïs mit seinen Gewässern zu Hülfe. Da sendet Here den Vulcan und den Hauch des Zephyrus und Notus, welche den Flußgott in seine Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte diese jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein stand noch vor dem skäischen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot sich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles schleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Lösegeld aus. — Hiemit schließt die Erzählung Homer's. — Achilles's fernere Geschichte wird also erzählt. Von Liebe zu Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieselbe zur Gattin; er versprach dagegen Troja zu vertheidigen. Als er sich aber in den Tempel Apollos begeben hatte, um dort seine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferse verwundete. Nach Andern war es Apoll, der ihn tödtete oder doch den Pfeil des Paris lenkte. Um seinen Leichnam entstand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechischer Romandichter oder sogenannter Erotiker, geb. zu Alexandria, lebte muthmaßlich zu Ende des 3. und zu Anfang des 4. Jahrh. als Lehrer der Redekunst in der genannten Stadt. Er ging im spätem

Alter zur christlichen Religion über und erlangte die Würde eines Bischofs. Außer einer nur im Auszuge erhaltnen Schrift über die Sphäre, besitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: „Die Liebe des Klitophon und der Leucippe", der in Hinsicht auf Inhalt und Darstellung nicht ohne Verdienst ist und einzelne meisterhafte Züge enthält. Die Sprache ist reich an rhetorischem Schmuck und verliert sich nicht selten in sophistische Spitzfindigkeit. Gegen den Vorwurf der Obscönität, der dem Werke wol gemacht worden, wendet ein griechisches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck desselben zu erwägen sei; dieser aber sei kein andrer, als Maß in den Begierden zu lehren, den unbesonnenen Leidenschaften ihre Strafe, der Keuschheit ihren Lohn zu geben. Die besten Ausgaben sind, Leiden 1640; mit Salmasius Anmerk. von Bode, Leipz. 1776; von Mitscherlich, Zweibrücken 1792; deutsch v. Ost. und Güldenapfel, Leip. 1802.

Achmet III., türkischer Kaiser und Sohn Mohammed's IV., regierte von 1703 bis 1730. Seine Regierung bietet vielerlei Merkwürdiges dar, von welchem wir hier nur anführen, daß Karl XII. nach der Schlacht bei Poltawa bei ihm Schutz suchte und fand. Karl verstand es, Achmet mit dem Czar Peter I. in Krieg zu verwickeln, der für diesen ohne die Klugheit seiner damaligen Geliebten und nachherigen Gemahlin, Katharina, einen sehr unglücklichen Ausgang würde genommen haben. (S. Peter I.) Achmet III. war es auch, der 1727 die erste Druckerei in Konstantinopel anlegte. Gegen das Ende seiner Regierung empörten sich die Janitscharen gegen ihn und er wanderte in dasselbe Gefängniß, in welchem er seinen Nachfolger Mahmud I. zeither gefangen gehalten. Er starb 1736.

Achromatisch, farblos. Der weißfarbig erscheinende Lichtstrahl ist aus mehren buntfarbigen Lichtstrahlen von verschiedner Brechbarkeit zusammengesetzt. Fällt daher ein solcher Strahl auf das Glas eines gewöhnlichen Fernrohrs, so entstehen farbige Ränder. Dollond (s. d.) erfand Fernröhre, die diesem Fehler nicht unterworfen sind und deßhalb achromatische heißen. Er und sein Sohn, ferner Ramsden, Pyesinch und Reichenbach in München waren als Verfertiger solcher Instrumente am berühmtesten. Die Instrumente des Letztern übertreffen selbst die englischen. (S. Reichenbach.)

Achse, bekanntlich der Theil eines Fuhrwerks oder Geschützes, auf dem die andern Theile desselben ruhen und an dem die Räder befestigt sind. Man hat in neuerer Zeit solche ganz von Eisen, und bei leichtern Fuhrwerken sogar die Achsschenkel beweglich gemacht. Daß die eisernen Achsen bei schweren Fahrzeugen, wie z. B. Geschützen, Munitionswagen u. dergl., sehr zweckmäßig sind, ist jetzt entschieden. Die größere Haltbarkeit beweist der Feldzug 1814, wo es bei der preuß. Armee alte hölzerne, französische eiserne und auch englische Achsen, wo die Mittelachse von Holz und nur die Achsschenkel (die Theile, wo die Räder aufgesteckt werden) von Eisen sind, gab, und wo man nach Beendigung des Feldzugs, der noch dazu bei bedeutender Kälte, wo Eisen leichter springt, geführt wurde, fand, daß eine eiserne gebrochen war, wenn 100 hölzerne und 33 englische zu Grunde gingen! Hieraus folgt, daß eiserne Achsen, die erste Anschaffung abgerechnet, Kosten ersparen. Außerdem sind sie nicht viel schwerer als die zu schweren Fuhrwerken erfoderlichen hölzernen Achsen, sie erleichtern, da sie wegen größrer Dünne weniger Reibung geben, das Fahren, und bleiben auf Jahrhunderte hinaus dauerhaft, während die hölzernen wurmstichig werden. Mit Recht sind sie daher bei der franz. und preuß. Artillerie allgemein eingeführt. Die Achsen mit beweglichen Schenkeln, eine englische Erfindung, zeichnen sich dadurch aus, daß die Schenkel ganz von der Mittelachse getrennt sind. Durch die Enden der letztern gehen eiserne Bolzen, an denen die Schenkel befestigt sind und um die sie sich in horizontaler Bewegung drehen. Natürlich erleichtert dies das Lenken und erspart das aus andern Rücksichten verwerfliche Unterkriechen; es ist jedoch die Frage, ob

dieser Vortheil nicht auf Kosten der Festigkeit erlangt wird. Da Fuhrwerke mit dieser Art Achsen jetzt in England allgemein gebräuchlich sein sollen, so wird die Erfahrung bald über ihren Werth entscheiden. 32.

Acht (bannum, ban, outlawry, utlagaria, Jur.), die Erklärung der Gerichte gegen ungehorsam ausbleibende Parteien, wodurch sie des Schutzes der Gesetze für verlustig erklärt werden. In ältern Zeiten wurde dies Mittel auch wegen bloß bürgerlicher Rechtssachen gebraucht (bannum contumaciae) und ist noch jetzt in England üblich, insoweit es durch besondre Gesetze eingeführt ist; denn die Anwendung der Acht in bloßen bürgerlichen Rechtssachen kam erst nach der normännischen Eroberung in Gebrauch. Auch in Deutschland ist zwar die Acht als bloß bürgerliches Zwangsmittel längst außer Uebung gekommen, besonders nachdem die Gründung des Reichskammergerichts den Anfang zu einer allgemeinen Reform der Gerichtsverfassung gemacht hatte. Es blieb daher nur das Achtsverfahren gegen flüchtige und abwesende Verbrecher übrig und auch dies in gewöhnlichen Straffällen nur ausnahmsweise in einigen deutschen Ländern, und in der Reichsacht gegen die, welche sich an Kaiser und Reich, vornehmlich durch Landfriedensbruch oder Auflehnung gegen den Kaiser, vergangen hatten. Den Anfang des Achtsprocesses machte eine öffentliche, gewöhnlich dreimalige, Vorladung des Angeklagten, sich zur Verantwortung zu stellen, bei Strafe, für geständig und überführt geachtet zu werden. Blieb derselbe aus, so wurde die erste einfache Acht (irrig Unteracht) gegen ihn erkannt, deren Folge schon war, daß er für einen präsumtiven Verbrecher gehalten wurde, im Bezirk des erkennenden Gerichts kein Recht ausüben konnte und keinen Schutz hatte, auch im Betretungsfall sogleich verhaftet werden mußte und zur Tortur gebracht werden konnte. Binnen Jahr und Tag mußte er seine Straflosigkeit ausführen und sich aus der Acht ziehen; nach Ablauf dieser Frist wurde auf neuen Antrag des Anklägers die zweite strenge oder vollständige Acht, Aberacht (bannum reiteratum, re-bannum, auch Oberacht genannt), gegen ihn ausgesprochen, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtlosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. „Wir theilen", heißt es in einer alten Formel, „deine Wirthin zu einer wissenhaften Witwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen; deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern; deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir erlauben dich männiglichen auf allen Straßen und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, sollst du keines haben, und wir weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels". Aehnliche Formeln wurden noch 1706 gegen die Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und seinen Bruder Joseph Clemens von Köln ausgesprochen. Wer einem Geächteten (Ächter) Aufenthalt und Schutz gab, fiel selbst in die Acht, wie dies dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1566 geschah, weil er sich des geächteten Wilhelms von Grumbach annahm. Die Reichsacht (bannum imperii) war nur dadurch ausgezeichnet, daß sich ihre Folgen über das ganze Reich erstreckten, und daß sie häufig mächtige Fürsten und Große des Reichs traf, wie 976 den Herzog Heinrich von Baiern, 1180 Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und Baiern, 1208 Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, 1547 Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mit ihren Bundesgenossen, 1706 die erwähnten Kurfürsten von Baiern und Köln, den Herzog von Mantua, und noch 1758 wurde eine Achtserklärung gegen König Friedrich II. von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg eingeleitet, aber durch die evangelischen Reichsstände abgewendet. Schon der ältesten Verfassung war es gemäß, daß solche Achtserklärungen nicht vom Kaiser allein, sondern von einem Gerichte aus Standesgenossen des Angeklagten ausgesprochen werden konnten, und Karl V. mußte 1519 in seiner Wahlcapitulation (A. 22) versprechen, keine Achts-

erklärung ohne ordentlichen Proceß und Zustimmung der Reichsstände vorzunehmen. Er selbst ließ aber den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, den Landgrafen Philipp von Hessen u. A. einseitig und ohne gesetzliche Form ächten, wie es auch von Kaiser Ferdinand II. 1619 gegen Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Markgraf Johann Georg von Brandenburg, Fürst Christian v. Anhalt u. A. geschah. Daher wurde im westfälischen Frieden (Osnabr. Fr., A. 8.) und nachher in den Wahlcapitulationen seit 1711, A. 20, das Verfahren bei Achtserklärungen genauer geordnet, und bestimmt, daß sie nur auf dem Reichstage erkannt werden könnten. 37.

Acidität, **Sauerheit**, in engster Bedeutung, die Eigenschaft derjenigen Classe chemischer Körper, welche wir **Säure** nennen (s. d.). Man braucht dieses Wort vorzugsweise als Gegensatz der Alkalität (s. **Alkalien**). In neuern Zeiten hat man diesem Ausdruck eine weitere Bedeutung beigelegt, indem man ihn nicht bloß als Gegensatz der Alkalität, sondern der Basicität überhaupt gebraucht hat. Man schreibt demnach einem Körper acide Eigenschaften zu, wenn er das Vermögen besitzt, Basen zu neutralisiren.

Acker nennt man 1) eine in der Regel zur Cultur von Producten für das Bedürfniß der Menschen oder Thiere bestimmte Strecke Landes. Die Industrie des Menschen wirkt hier allemal mit auf die ergiebigere Vegetation, obgleich nicht in jedem Jahre auf gleiche Art. 2) Ein gewisses, durch Gesetze oder Herkommen bestimmtes, Flächenmaß, das freilich eben daher höchst verschieden ist. Im Königreich Sachsen z. B. hält der Acker 300 □R., die Ruthe zu 15 Fuß 2 Zoll dresdener Maß = 52,416 pariser □F. Im Großherzogthum Sachsen hält der weimarische Acker 140 □R. zu 16 rheinl. Fuß = 33,442 pariser □F. und in eben dem Staate der jenaische Acker 210 □R. zu 16 rheinl. Fuß = 52,598 □F. Auch England mißt seine Ländereien nach acres von 160 □R. zu 16½ Fuß. Die engl. Meile enthält 640 acres. In den deutschen Bundesstaaten hat fast jeder eine Mehrzahl sehr verschiedner Landmaße; und es ist einer der Gegenstände, die vorzüglich einer verbesserten Gesetzgebung bedürfen, daß ein Landmaß im ganzen Staate herrschend werde. Im übrigen Deutschland außer Sachsen berechnet man seine Landflächen bald nach Tonnen, Scheffeln, Morgen, Jucharten, Demath, Himten u. s. w., deren Reduction auf pariser Fuß noch nicht einmal richtig angegeben wird.

Ackerbau (uneigentlich Feldbau, Landbau, Feldwirthschaft) ist derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher das gesammte Ackerwesen in sich begreift. Der Zweck ist, den Acker durch die Kunst in Stand zu setzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der landwirthschaftlichen Pflanzen, sondern diese auch in der besten Art hervorbringen könne. So einfach der Ackerbau dem Unkundigen scheinen muß, so ist doch seine Lehre, d. i. seine wissenschaftliche Darstellung, so umfassend, daß sie aus den sämmtlichen Naturwissenschaften, hauptsächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Physik, und aus der Mathematik besonders Geometrie, Mechanik, Hydraulik ꝛc. voraussetzt. Die Zusammenstellung der durch die Erfahrung aufgenommnen und durch die Wissenschaften bewiesenen Lehrsätze oder Regeln heißt die Ackerbauwissenschaft; diese angewandt die Ackerbaukunst. Betrachten wir den Ackerbau in staatswirthschaftlicher Hinsicht, so entgeht uns nicht, daß er allen cultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptsächlichsten Subsistenzmittel gewährt. Daher verehren dankbare Völker Personen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder sie bei ihnen einführten, göttlich, z. B. die Ägypter den Osiris, die Sicilianer die Ceres, die Römer den Saturn ꝛc. In Ägypten ist der Ackerbau am meisten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerstand den ersten des Volks aus. Die Wissenschaften selbst wurden nach der Anwendung, die sie beim Ackerbau fanden, benannt. Dieses Land versorgte einst, so lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterstützung erhielt, mit dem Überflusse seiner Erzeugnisse, bei eigner starken Volkszahl, manches andre

Land; und jetzt, da den Ackerbauer daselbst Verachtung drückt, ist der Ertrag sehr gesunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient, in Betracht seiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber desto mehr das systematische Verfahren, denselben zu unterdrücken! — Beim Ackerbau kommen hauptsächlich in Betracht: die Urbarmachung; sie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und andrer Pflanzen; und geschieht bei den erstern durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man auch Schwenden nennt, durch Wegschaffen oder Versenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr oder minder umständliche Vorrichtungen entwässert oder trocken gelegt. Minder kostspielig und umständlich werden neue Äcker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Hacken oder besonders dazu geeigneten Maschinen, wie der Rasenschäler, gewonnen. Da selten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, so gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die schroffen Anhöhen abgestoßen und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein solcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdies noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen bestellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine gleichtiefe und wohlgemengte Krume verschafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde stoßen, so werden sie krank und sterben bald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden ist. Diese Beschaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches verdeckt liegt. Durch sorgfältiges Aufrühren werden die zusammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft leicht eindringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und diese geschlossen liegt, bedarf er auch mehr oder weniger Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Äcker nicht nur sehr umständlich ist, sondern auch öfters mehr Kosten macht, als wofür man schon urbar gemachte kaufen kann, so wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühsam Äcker urbar gemacht, wo diese überhaupt in einem hohen Preise stehen, oder wenn man sich von den neuen großen Nutzen verspricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner, nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabsichtigten Verhältnisse, eine gleichsam immerwährende Bestellung, die bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie besteht sowol in der mechanischen Bearbeitung des Ackers, als in der Erhaltung seiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geschieht das, wenn solche Pflanzen darauf erbaut werden, die des Ackers Kraft am wenigsten erschöpfen, und andern Theils, wenn demselben solche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wieder um so viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Diese Düngemittel verschafft man sich nur durch weitläufige und kostspielige Veranstaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Composts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypses, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da sich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, so kommt auf die Reihenfolge der Pflanzen, die sogenannte Rotation, sehr viel an. Hierauf gründen sich folgende Ackerbausysteme: 1) Das Dreifelderwirthschaftssystem (s. d.). Da sich die Verhältnisse, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, so ist es trotz seiner Allgemeinheit auf den wenigsten Gütern mehr passend, sondern steht den Fortschritten des Ackerbaus entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus: a) Brache, b) Wintergetreide und c) Sommergetreide; man sagt daher: Brachart, Winterart und Sommerart. Da hiebei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte gibt, so hat man, wo der Hutzwang der Verbesserung nicht entgegensteht, insofern eine Abänderung gemacht, daß man im Brachjahre ebenfalls

allerlei Pflanzen, aber kein Getreide baut. Weil sie ins Brachjahr fallen, so hat man sie Brachfrüchte genannt. Die gewöhnlichsten sind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Taback, Flachs, Erbsen, Wicken, Linsen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (**Spergula arvensis, L.**). Da ferner diese Gewächse in einem Sommer gleichsam als eingeschoben erzielt werden, so heißen sie auch Besömmerungsfrüchte; sie erbauen: das Besömmern. Diese Verbesserung des Dreifelderwirthschaftssystems ist jetzt durch ganz Deutschland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erste Methode, wo die Brache nicht zum Erbau solcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterschiede der letztern die Dreifelderwirthschaft mit reiner (d. i. nicht besamter) Brache, sowie die zweite die Dreifelderwirthschaft mit besömmerter Brache. — 2) Das Fruchtwechselwirthschaftssystem hat einen längern Turnus, mindestens 4 Jahre, und das Eigne, daß es in der Regel nicht zweimal Getreide unmittelbar auf einander baut, sondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwischen bringt, z. B.: Raps, Wintergetreide, behackte Früchte, Gerste, Erbsen, Wintergetreide; oder behackte Früchte, Gerste, Klee, Hafer, Erbsen, Roggen, Wicken, Roggen. Dieses in neuern Zeiten durch den Scharfsinn der Engländer ausgebildete und durch Thaer noch mehr vervollkommnete Wirthschaftssystem fängt an, in Deutschland in die Stelle der Dreifelderwirthschaft zu treten. Es verstattet am leichtesten Abänderungen, befördert den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beschäftigt viele Menschen und begünstigt die Viehzucht. Es setzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3) Die Koppelwirthschaft, auch Schlagwirthschaft, weil man die Abtheilungen der Felder Koppeln oder Schläge nennt. Dieses System scheint in den ältesten Zeiten in Deutschland allgemein üblich gewesen zu sein, denn Tacitus sagt: **Arva per annos mutant et superest ager.** (Sie wechseln jährlich die Felder und der Acker ist überflüssig vorhanden.) Freilich mag man damals wol nicht so systematisch die Äcker zum Getreide- und Grasbau gewechselt haben, als jetzt geschieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dies System erhielt sich im nördlichen Deutschland, wie in Holstein ꝛc. und bildete sich nach den wechselnden Zeitverhältnissen aus. Der Landdrost v. der Lühe führte es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf seinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerspruch, nachher aber so allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieses System, wiewol unter mancher Abänderung, in ganz Meklenburg eingeführt ist, weßhalb man es auch nicht selten in Schriften die meklenburger Wirthschaft nennt. Es paßt dahin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land ist, und besteht darin, daß man das Land in eine gewisse Zahl von Schlägen oder Koppeln, d. i. Felder, abtheilt, z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchse, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und einige Jahre mit Getreide besamt. Es trifft sich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchse oder zur Weide (hier Dreisch oder Dreesch genannt) benutzt und die andre Hälfte mit Getreide bestellt wird. — Endlich erfodert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, sondern auch Maschinen und Werkzeuge. Zu den erstern gehört der Pflug, eine Maschine, die, wenn wir auf ihre Wirkung sehen, unstreitig mehr leistet, als jede andre auf der Welt. Ihr Bau ist empirisch das geworden, was er jetzt ist. Merkwürdig ist hiebei der Umstand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen ist, den Pflug aus seiner Zusammensetzung zur Wirksamkeit zu berechnen. Erst wenn uns die Verhältnisse desselben genügend bekannt sein werden, dürften wir im Stande sein, den möglichst vollkommnen Pflug zu erbauen. Schlüßlich ist zu bemerken, daß die mannigfaltigen Arbeiten, welche während des Wachsthums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraut (Gäten), das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehren Gewächsen, als

bei Kartoffeln, Rüben, Taback u. s. w., nöthig ist, und die vielfachen Erntegeschäfte zum Ackerbau gezählt werden. Ueber die Verhältnisse und Literatur des Ackerbaues s. Landwirthschaft. Pl.

Ackermann (Konrad), ein Schauspieler, den die Deutschen als den Schöpfer ihrer Schaubühne ansehen können. Er war zu Anfang des 18. Jahrh. geboren; sein Talent verschaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauspieler zu bilden. 1767 übernahm er die Leitung des Theaters in Hamburg, das in der Geschichte der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte, und dem Lessing seine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann spielte besonders komische Rollen meisterhaft. Er starb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine ausgezeichnete Schauspielerin, die mit seltnem Geiste und großer Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; sie war zu Berlin 1714 geboren, heirathete 1734 den Organisten Schröder daselbst und trat 1740 zuerst als Schauspielerin bei der Schönmann'schen Bühne in Lüneburg auf. Sie wurde bald die Zierde dieser Gesellschaft und fand besonders in Hamburg einen glänzenden Schauplatz für ihr Talent. Hier errichtete sie 1742 ein eignes Theater, das sie aber nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab. 1749 heirathete sie zu Moskau Konrad Ackermann. In den letzten 20 Jahren ihres Lebens, welches sie am 14. Oct. 1792 endigte, betrat sie die Bühne in Hamburg selten mehr, bildete aber desto mehr Schauspielerinnen.

Ackermann (Rudolf), geb. 1764 zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater ein geschickter Sattler war, erhielt Unterricht auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, erlernte das Gewerbe seines Vaters und ging dann, nach dem (mit gewissen Einschränkungen) so nützlichen Handwerksgebrauch seines Vaterlandes, als Gesell auf die Wanderung. Er arbeitete einige Zeit in den Werkstätten geschickter Kutschenfabrikanten zu Paris, wanderte dann nach Brüssel, wo er in der Lange'schen Kutschenfabrik Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und seinen Geschmack für Verschönerungen im Reiche der Moden, besonders in Beziehung auf Alles, was zum Wagenluxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch seine früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Mustertafeln im Fache der Kutschenfabrikation und andrer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menschen Städte zu sehen und Sitten zu kennen", führte ihn endlich in die große Handelsmetropole an der Themse. Anfangs mußte er sich da sehr kärglich behelfen. Denn als bloßer Gesell bei einem Coach-maker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutschen Landsmann, Facius, kennen, welcher auf seine Hand ein Modejournal unternommen hatte und anfangs sich nicht schlecht dabei stand. Da bedachte sich Ackermann nicht lange und gab auf gleiche Weise Hefte von Musterblättern zu Kutschen und Curricles heraus, die er selbst erfunden, gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerksamkeit. Man bestellte sich bei ihm Musterzeichnungen. Dies legte den Grund zu einem Kunsthandel, der sich durch seine Thätigkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit in Geschäften bald so erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art passende Engländerin heirathen, londner Bürger werden und ein Kunstmagazin begründen konnte, welches unter der Benennung **Repository of arts** im Mittelpunkte der Stadt, am Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der britischen Hauptstadt gehört und mehre hundert Menschen beschäftigt. Zu Anfang dieses Jahrh. war A. einer der Ersten, welchem die damals zuerst versuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier wasserdicht (**Water-proof**) zu machen, gelang, womit er eine Zeitlang einen bedeutenden Handel trieb. Sein Hauptgeschäft blieb aber stets der Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Mustern für alle Verzierungskünste, für Prachtgeräthe (s. **Upholsterer's magazine** wird allgemein geschätzt), Stickerei, Handzeich-

nungen (s. Rural scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleistiften, Pinseln und Zeichenpapieren aller Art. Bericht von Allem, was neu ist, erstattet, seit 10 Jahren, Ackermann's prächtiges Modejournal: „Repository of arts, literature, fashions", wovon die erste Reihe in 14 Bdn. 18 Pf. St. kostet, und die neue Reihe (New series) über 40 Numern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 sauber color. Kupferstiche und kostet einzeln 4 Schill. Seit 8 Jahren unternahm er auch eine Reihe topographischer Werke mit aller Pracht britischer Aquatintablätter (unter Begünstigung der reichen Sammler in Großbritannien), die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Sauberkeit in der Ausführung schwerlich von einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erstes Werk der Art ist der „Microcosm of London", in 3 Bdn. 4., mit 104 color. Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen londner Gebäude und Versammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. s. w., mit lebendigen Volksscenen staffirt, darstellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig geliefert. Darauf ließ er in derselben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Ansicht von der Westminsterabtei, von den Universitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eton, Windsor und dem Charterhouse folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bdn. in Royalquart kostet 60 Pf. In s. „Religious emblems" (deutsch dichterisch bearbeitet von Arthur v. Nordstern, nebst den Originalabdrücken bei Brockhaus) und in s. „Hobinol field-sports by Somervile", haben die ersten jetzt lebenden Holzschnittkünstler in England, was England in diesem Kunstzweige leistet, gezeigt. Seine „Tour to the picturesque by Dr. Syntax" und s. „Danses of death and of life", mit Caricaturen von Rowlandson, haben viele Auflagen erlebt. Auch das in der englischen Liturgie allgemein gebrauchte „Common prayer-book" hat Ackermann mit schönen Bildern, von Thurston und Burney gez. und von Scott gest., herausgegeben. Jetzt läßt er die lehrreichsten Bücher a. d. Engl. u. a. Sprachen ins Spanische (vorzüglich durch den bekannten Blanco White) übersetzen, und sendet sie nach Amerika, wo sein ältester Sohn in Mexiko eine Buch- und Kunsthandlung angelegt hat. Auch gibt er seit einigen Jahren das erste Taschenbuch in England: „Forget me not", als Almanach heraus. Ackermann, der Vater einer zahlreichen Familie, die er zum Theil in Iffertcn bei Pestalozzi erziehen ließ, und ein unermüdeter Wohlthäter seiner unbemittelten Verwandten in Sachsen, zeigte sich bei dem 1813 entstandnen Hülfsvereine, zur Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutschland, als einen der thätigsten Menschenfreunde, und gedachte dabei besonders seines Vaterlandes Sachsen. Er wurde daher vom Erzbischof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente verwilligten 100,000 Pf. zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog sich mit Aufopferung seiner Zeit und Gesundheit beinah zwei Jahre hindurch den mühsamsten Arbeiten in Führung des Briefwechsels, Ausmittlung des dringenden Bedürfnisses und Vertheilung der Gelder. Der König von Sachsen ließ ihm durch den sächs. Gesandten, Baron v. Just, das Ritterkreuz des sächs. Verdienstordens einhändigen; aus der meißner Porzellanfabrik erhielt er, nebst seinen übrigen Collegen in dem Westminster-Comité, prächtige, dazu besonders gemalte Porzellanvasen zum Geschenk, und Herzog Leopold von Sachsen-Koburg schenkte ihm, in Besorgung von allerlei Kunstsachen, sein volles Zutrauen. A. machte im Sommer 1818 eine Reise aufs feste Land, theils um mit einem geschickten Wagenbauer in München das von ihm genommene Patent, von den moveable axle trees, wodurch alles Umwerfen der Kutschwagen verhindert wird, theils um bei Aloys Sennefelder, dem Vater der Lithographie, seine Kenntniß darin zu vollenden. A. lithographirt jetzt in London am besten, und wird vermittels eines deutschen Gehülfen bald allen lithographischen Instituten in Eng-

land den Vorsprung abgewinnen. Seine Kunstunternehmungen beschäftigen im Sommer täglich 600 Menschen in und um London. S. seine Biographie in d. „Zeitgenossen", Heft 13.

Acre (**Akka**, St.-Jean d'Acre), im Mittelalter Ptolemais, Stadt und Hafen an der Küste Syriens, Hauptort eines osman. Paschaliks, der zwischen den Paschaliks Damask und Tarablûs liegt und auf 251 □M. 420,000 Einw. zählt. Die Stadt, am Fuße des Karmel, der Hauptmarktplatz der syrischen Baumwolle, hat ungefähr 16,000 Einw.; der Hafen ist versandet, dessenungeachtet aber noch immer einer der besten an dieser Küste. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war Akka der vornehmste Landungsplatz der Kreuzfahrer und der Sitz des Ordens der Johanniter bis 1291; daher die franz. Benennung St.-Jean d'Acre. 1799 hielten die Osmanen unter dem seiner Grausamkeit wegen berüchtigten Djezzar Pascha in diesem Orte, mit Unterstützung des britischen Commodore Sidney Smith, eine 61 Tage lange Belagerung von der französisch-ägyptischen Armee unter Bonaparte aus. (S. Ägypten, Landung d. Franz.)

Act, eine Handlung, 1) in dem Schauspiele derjenige Hauptabschnitt, mit welchem die Handlung des Stücks entweder ganz zu Ende geht, oder für den Zuschauer einen Stillstand macht. Insofern auf der neuern Bühne der Anfang des Acts durch das Aufziehen des Vorhangs bezeichnet wird, nennt man ihn auch Aufzug. Die Benennung Handlung oder gar Abtheilung ist weniger zweckmäßig; denn ein gutes Drama hat nur Eine Handlung, und ein Ding in Einer Abtheilung ist ein Widerspruch (s. Schauspiel). Durch einen Stillstand entsteht das, was man Zwischenact (s. d.) nennt. 2) Das zum Nachzeichnen aufgestellte Modell und die nach demselben verfertigte Zeichnung, die von Liebhabern und Lehrlingen der Kunst in den Kunstakademien benutzt wird.

Act, Acte. I. In der französichen Rechtswissenschaft heißt Acte eine Urkunde, Bescheinigung, Schrift irgend einer Art, daher donner acte, eine Urkunde über etwas Geschehenes ausstellen. In diesem Sinne hat auch der letzte oder Hauptbeschluß des wiener Congresses vom 8. Juni 1815 die Benennung Congreßacte erhalten und heißt jetzt deutsche Bundesacte. — Man unterscheidet dort: 1) Privaturkunden (**actes sous seing privé**), welche die Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung (Beweis und Vollstreckung) hervorzubringen; 2) öffentlich beglaubigte Urkunden (**actes authentiques**), welche auch ohne Anerkennung beweisend sind, bis sie für unecht oder verfälscht erklärt werden, und 3) vollstreckbare Urkunden (**actes exécutoires**), welche, so lange nicht der Beweis ihrer Unechtheit unternommen wird (**inscription à faux**) ohne Anerkennung und Proceß durch Execution vollstreckt werden, und ein Pfandrecht auf die Güter des Schuldners wirken. Dahin gehören besonders die Notariatsinstrumente (**actes notariés**) und alle ausgefertigte Erkenntnisse franz. Gerichte. Ausländische Urkunden und Erkenntnisse haben bloß Beweiskraft, nicht Vollstreckbarkeit. II. In England heißt Act eine Handlung, Beschluß. Daher Parlamentsact, ein vom Parlament gefaßter und vom Könige genehmigter Schluß, ein Statut. (S. Großbritannien.) Die Schlüsse des Parlaments werden nach beendigter Sitzung desselben, deren regelmäßig eine im Jahre mit Unterbrechungen (Prorogationen) gehalten wird, in eine Urkunde zusammengefaßt, welche das Statut ist, wovon die einzelnen Schlüsse die besondern Capitel ausmachen. Angeführt werden sie daher nach dem Regierungsjahr des Königs und dem Capitel; z. B. die Habeas-Corpus-Acte ist das 2. Cap. des Statuts vom J. 1680, dem 31. Reg. Jahre Karls II. und wird bezeichnet 31. Ch. II. c. 2. III. Acten nennt man in Deutschland die gesammelten Schriften und Urkunden irgend einer Verhandlung, einer geführten Verwandlung, insbesondre eines Rechtshandels. Sie bezeichnen sich nach der Behörde, bei welcher sie niedergeschrieben und gesammelt worden sind, z. B.

Geheime Cabinetsacten, Ministerialacten, Kammeracten, Regierungs-, Gerichtsacten u. s. w. Man legt die zu einer Sache gehörigen wol ungeheftet unter einem Umschlag (Tectur) zusammen und bezeichnet die einzelnen Stücke mit Zahlen, in einem Vierecke (**Quadrangulus**), nach welchen sie angeführt werden (**fasc. I, 61**), aber weit zweckmäßiger ist es, sie genau chronologisch zusammenzuheften und die Blätter mit Zahlen zu bezeichnen. Die Aufschrift der Acten, welche die Behörde, vor welcher sie geführt sind, den Gegenstand und die Zeit angeben soll, ist das **Rubrum**, weil es früher mit rothen Buchstaben gemalt wurde, der Inhalt das **Nigrum** der Acten. Öffentliche Acten haben volle Beweiskraft, vorzüglich die gerichtlichen, wenn sie in gehöriger Form geführt sind, wozu die Gegenwart der erfoderlichen Beamten, das Vorlesen und in einigen Ländern, z. B. Preußen, auch die Unterzeichnung der handelnden Parteien gehört. Privatacten, oder Manualacten sind die, welche von Privatpersonen zu ihrer Notiz gesammelt werden. Zu getreuer Führung der Acten sind oft eigne Beamten bestellt, Actuarien (s. d.). 37.

Acta Eruditorum, die erste in Deutschland erschienene gelehrte Zeitschrift, und lange Zeit hindurch eine der gelesensten und am weitesten verbreiteten. Zunächst wol das Beispiel des „**Journal des savans**," und des „**Giornale de' litterati**", aber zugleich auch die eben damals sich hebende Thätigkeit des deutschen Buchhandels, veranlaßten den leipziger Professor Otto Mencke 1680 zur Begründung dieses kritischen Instituts. Nachdem er durch eine Reise nach Holland und England die nothwendigen Verbindungen eingeleitet hatte, begann er in Gesellschaft der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten 1682 die Herausgabe des Journals, welches mit jedem Jahre sich einen größern Kreis von Lesern zu verschaffen wußte. Zu den Mitarbeitern gehörten Carpzov, Leibnitz, Thomasius, H. v. Bünau u. A. m. Der Zweck desselben beschränkte sich auf treue und vollständige Relationen, und es blieb dieser Tendenz auch dann noch treu, als (zunächst durch die in Holland erscheinenden franz. Journale) größere Lebendigkeit und Selbständigkeit in die öffentlichen literarischen Verhandlungen gekommen war. Vielleicht in dieser zu geringen Beachtung des allmälig verwöhnten literarischen Publicums, gewiß aber in der sorglosen Redaction des Prof. Bel seit **1754** und in den Unruhen des siebenjährigen Kriegs lag der Grund, warum das Journal immer mehr an innerm Gehalt und äußerer Verbreitung verlor. Zuletzt erschien es so unordentlich, daß **1782** erst der Jahrgang 1776 ausgegeben wurde, mit welchem es schloß. Mit allen Supplementen und Registerbänden bildet es eine Reihe von **117** Quartbänden. 52.

Acta Sanctorum ist theils die Benennung für alle Sammlungen älterer Nachrichten über die Märtyrer und Heiligen der griechischen und lateinischen Kirche, theils insbesondre der Titel eines alle jene Nachrichten umfassenden Werks, welches auf Veranstaltung des Jesuitenordens von dem Antwerper Jesuiten Johann Bolland **1643** begonnen, und nach dessen Tode von andern Geistlichen desselben Ordens — von dem Begründer gewöhnlich Bollandisten (s. d.) genannt — bis zum J. **1794** fortgesetzt, obwol bis jetzt noch nicht beendigt wurde (Antwerpen, Brüssel und Tongerloo, 1643—1794, 53 Foliobände, welche nur bis zum **15.** Oct. gehen). Bereits im **2.** und **3.** Jahrh. finden sich Spuren von Aufzeichnung einzelner Nachrichten über Personen, welche sich durch einen heiligen Lebenswandel oder durch Beständigkeit bei den Christenverfolgungen ausgezeichnet hatten; ausführlichere Biographien begannen mit dem **4.** Jahrh. und mehrten sich bis zu Ende des Mittelalters in unübersehbarer Anzahl. Seit ungefähr dem **6.** Jahrh. fing man an, aus diesen einzelnen Lebensbeschreibungen allgemeinere auf Erbauung berechnete Werke zusammenzusetzen, und die erste kritische Sammlung von Originallegenden lieferte **1474** Boninus Mombritius. Über alle diese und andre

Sammlungen ragt aber die erwähnte antwerpische durch ihre Vollständigkeit, Treue und Unparteilichkeit, sowie durch die gesunde Kritik und treffliche Erläuterung hervor, welche sie auf immer zu einer köstlichen Schatzkammer für die äußere und innere Geschichte machen wird. Wol hat die selbstische und irreligiöse Kälte einer neuern Zeit diese ganz in dem Geiste und Bedürfnisse des Mittelalters begründete Gattung der Geschichtschreibung nicht zu begreifen vermocht, wol hat sie an der dankbaren Ehrfurcht, mit welcher hier das Leben und die Thaten guter und frommer Menschen der Vorzeit gefeiert und zur Nachahmung aufgestellt werden, Anstoß genommen und bald die Form, bald den Gehalt jener meist von Zeitgenossen aufgesetzten Nachrichten mit einer Hyperkritik beurtheilt, welche, in gleicher Maße bei den Historikern des classischen Alterthums angewendet, geradezu zur kläglichsten Skepsis führen mußte. Gehen wir indessen mit Unbefangenheit an das Studium jener durch ihren nächsten Zweck doppelt ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit, bringen wir tiefere Kenntniß der Ansichten, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche jener Zeit mit, wenden wir eine auf dieser Kenntniß begründete vorsichtige und behutsame Kritik an, welche nicht gleich eigenmächtig Alles verschmäht, was sie nicht in sich selbst und in ihrer Zeit findet, wissen wir endlich das weniger Wesentliche in jenen Biographien von dem Wesentlichern geschickt und ohne Gewalt zu sondern: so werden wir in diesen Nachrichten einen herrlichen Schatz zur Specialgeschichte des Mittelalters finden, welcher desto sicherer zu brauchen ist, je weniger die Verfasser das, was temporale oder individuelle Ansicht und Meinung war, künstlich zu verbergen oder als ein allgemein Gültiges einzuweben wußten. Und ist künftig einmal ein solcher Gebrauch jener Nachrichten allgemeiner geworden, als er es bis jetzt war, so dürfen wir dann wol zugleich auch eine solche Anwendung derselben wieder hoffen, wie sie die Verfasser zunächst beabsichtigten — als erhebende Muster für Leben und Handeln, als Trost und Erweckung für die unter der Gemeinheit des Lebens erschlaffende und sinkende Kraft. 52.

Actenversendung. Schon früher suchten die Richter in den neuern germanischen Staaten in schwierigen Fällen Belehrung bei andern erfahrnern und größern Gerichten (Oberhöfe), und es bildeten sich zu solchen Belehrungen in ansehnlichern Städten die Schöppenstühle und nach Stiftung der Universitäten die Juristenfacultäten. Der Doctoreid ist mit auf das gewissenhafte Rathertheilen (das **respondere de jure**) gerichtet. Das Einholen des Raths auswärtiger Rechtsgelehrten wurde immer gewöhnlicher, sowie das bürgerliche Verkehr lebendiger und verwickelter wurde, das römische Recht an Ansehen gewann, und die Mißbräuche in den Gerichten, die Unwissenheit und Übereilung der rechtsunkundigen Richter fühlbarer wurden. Die Gräuel der Criminalrechtspflege Deutschlands im 15. und 16. Jahrh. suchte man dadurch zu mildern, daß den Stadträthen, Amtleuten u. s. w. in der Criminalgerichtsordnung von 1532 (der sogen. **Carolina**) verboten wurde, Folter und Strafen zu vollstrecken, wenn sie nicht durch rechtliches Erkenntniß eines rechtsgelehrten Collegiums dazu ermächtigt waren. In Civilsachen wurde die Actenversendung auch um dieselbe Zeit häufiger, indem sie in den Fällen reichsgesetzlich wurde, in welchen der Weg an die höchsten Reichsgerichte nicht eröffnet war, und doch auch im Lande selbst kein gehörig besetztes Gericht der dritten Instanz aufgestellt werden konnte. Hier wurde die Actenversendung mit Kraft der Revision (**transmissio actorum in vim revisionis**) als Surrogat eingeführt. Da in kleinen Staaten alle Interessen sich allzunah berühren, so suchte man in der Actenversendung an ausländische unbefangene Collegien (**ad exteros impartiales**) ein Mittel gegen die Parteilichkeit der Landesgerichte, welches diesen selbst oft sehr willkommen war. Diese Einrichtung ist für die Rechtsverfassung Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit gewesen, und hat viel genutzt, aber auch manchen Schaden gebracht. Es war in den Entscheidungen der Spruch-

collegien keine Einheit, und konnte es nicht sein, da jedes nur seinen Überzeugungen folgen mußte, und die angenommenen Grundsätze für andre keine Verbindlichkeit hatten. Daher konnte keine feste Praxis zur organischen Fortbildung der Rechtsverfassung aufgestellt werden. Den Richtern war die Versendung der Acten oft nur ein Mittel der Bequemlichkeit, und da man keinem Spruchcollegium ein größeres Ansehen als andern beilegen konnte, demzufolge aber die Fortsetzung der Rechtsmittel so lange gestatten mußte, bis drei gleichlautende Erkenntnisse gleichsam ein Gottesurtheil der Rechtswissenschaft bildeten, so wurden hiedurch die Processe unendlich verzögert, und zuweilen wol dreißig und mehr Erkenntnisse eingeholt, ohne daß drei vollkommen gleichförmige zum Vorschein kamen. Auch wurde dabei der eigenthümliche Geist der Landesgesetzgebung oft sehr vernachlässigt. Dies bewog die Regierungen vieler deutschen Länder, die Actenversendung auch bei den untern und mittlern Gerichten ganz zu untersagen (wie in Östreich, Preußen, nunmehr auch in Baiern, Würtemberg u. a.), wie sie denn in den obersten Gerichten des Reichs und der größern Staaten schon früher nicht statt gefunden hatte. Vielleicht hätten die Vortheile, welche die Actenversendung gewährte, und wovon, außer der größern Unbefangenheit der Richtersprüche, vielleicht der wichtigste darin bestand, die Verbindung zwischen Theorie und Praxis zu unterhalten, mehr eine Beschränkung, als die gänzliche Aufhebung angerathen. Neuerdings hat man dagegen die Lehrer der Rechtswissenschaft, wie mehre ausgezeichnete Beispiele beweisen, wieder neben ihrem Lehramte als Mitglieder der höhern Gerichte zu benutzen gesucht. 37.

Actie, 1) der Beweisbrief eines zu einer Nutzen versprechenden Unternehmung in eine Handlungsgesellschaft gelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2) die eingelegte Summe selbst. — Der gewöhnliche Gegenstand solcher Vereine sind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Personen zu schwer ist. Da übrigens die Handlungsgesellschaften den Eigenthümern nicht die Freiheit lassen, ihre Capitale aufzukündigen, so sind die Actien ein Gegenstand des Handels; und da sie, wegen des bald mehr bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menschlichen Unternehmung, von veränderlicherm Werthe sind, als andre öffentliche Papiere, so sollten sie billig nicht Zeichen des Werths genannt werden. Die Actien sind eine Erfindung neuerer Zeiten. 1720 wurde in Frankreich, und fast zu gleicher Zeit in England, ein rasender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menschen übermäßig bereicherte, Tausende hingegen an den Bettelstab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indischen Compagnie und des Hofs selbst zum Grunde (s. Law), in England theils ein Betrug der Südsee-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die sich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — **Actionair** ist der Inhaber einer oder mehrer Actien.

Action, Thätigkeit (dem Leiden entgegengesetzt), bezeichnet in den Künsten vornehmlich die kunstgemäße Darstellung des Innern in der Bewegung des lebendigen Menschenkörpers. Sonach könnte sie in der Beredtsamkeit, in der Pantomime und in der Schauspielkunst vorkommen. Aber in der neuern Zeit hat man den Ausdruck Action besonders und fast ausschließend in den beiden letztern Künsten gebraucht. Man versteht nämlich darunter mit Recht die Darstellung des Innern in der Haltung und Bewegung des Körpers, sofern dadurch der Darstellende eine *fremde* Person darstellt; denn in diesem Falle muß die *ganze* körperliche Erscheinung in das Gebiet der Kunst erhoben werden, da hingegen der rednerische Ausdruck mehr *subjectiv* ist, und als sichtbarer Ausdruck sich mehr auf die Veränderungen des Gesichts und Bewegungen der Hände einschränkt. Man spricht daher heutzutage gewöhnlich nur von *theatralischer*, nicht von rednerischer Action. Zu ersterer gehört also die pantomimische Action und die schauspielerische im engern

Sinne. Beider Unterschied hängt davon ab, daß bei der letztern sich die sichtbare Darstellung mit der hörbaren (Declamation oder Gesang) verbindet, und man kann daher wieder die Action im recitirten Schauspiel (s. Schauspielkunst) von der Action des Opernsängers unterscheiden, deren Eigenthümlichkeit durch die Natur der Musik bestimmt ist. Bei der pantomimischen Darstellung drängt sich Alles auf den sichtbaren Ausdruck zusammen (s. Pantomime). Die Action umfaßt 1) das Tragen, die Haltung und Stellung des Körpers überhaupt, insofern dadurch gewisse geistige Eigenschaften und Zustände (des Denkens, Fühlens und Wollens) einer Person zu bezeichnen sind. Hiezu gehört also die Attitude (s. d.), Geberdung im weitern Sinne; 2) Bewegungen der Körpertheile, also des Kopfes, der Arme und der Füße, und 3) insbesondre Bewegung der ausdrucksvollsten Glieder dieser Körpertheile. Letztere sind nach dem Grade dieser Ausdrucksfähigkeit a) Augen und Gesichtsmuskeln — daher Augensprache und Mienenspiel. b) Hände und Finger — daher Gesticulation im engern Sinne, deren auch der Redner bedarf. Der Fußbewegung gibt die Tanzkunst besondre Ausbildung und Bedeutung. (S. auch Mimik.) T.

Actium, ein Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, im alten Epirus, die nördlichste Spitze von Akarnanien (im heutigen Albanien), am Eingang des ambracischen Meerbusens, jetzt Capo di Figolo (oder Azio am Golf von Arta) genannt, ist wegen der am 2. Sept. des J. 31 v. Chr. bei demselben gelieferten Seeschlacht, zwischen Octavianus und Antonius, von welthistorischer Bedeutsamkeit. Als Octavianus durch die Begierde, mit Niemand die Herrschaft zu theilen, und durch das unsinnige Benehmen des Antonius in seinen Provinzen gegen Letztern zu kämpfen begann, lagerten beide Heere, durch den ambracischen Meerbusen getrennt, auf den entgegengesetzten Ufern desselben. Das des Octavianus war 80,000 M. zu Fuß, 12,000 Reiter und 260 Kriegsschiffe, das des Antonius 100,000 Fußgänger, 12,000 Reiter und 220 Schiffe stark. Trotz des Raths seiner erfahrensten Krieger, eine Landschlacht zu liefern, entschloß sich Antonius, auf Antrieb der Kleopatra, zum Kampf zur See. Schön geschmückt rückten seine durch Größe ausgezeichneten Schiffe vor, die des Octavian waren kleiner, jedoch gewandter. Beide Flotten waren mit Soldaten von römischen Legionen besetzt, welche die Schlacht als ein Gefecht zu Land und die Schiffe als Festungen, die erstürmt werden sollten, betrachteten. Die des Antonius warfen Feuertöpfe und Pfeile durch Katapulten, während die des Octavianus die feindlichen Schiffe mit Haken an sich zogen und stürmten. Gleich nach Anfang der Schlacht, als noch nichts entschieden war, ergriff Kleopatra, die sich als Zuschauerin bei derselben befand, bei einem kleinen Nachtheil der Mitte der Flotte ihres Geliebten, feig mit 60 ägyptischen Schiffen die Flucht. Unbesonnen folgte ihr Antonius sogleich in einem andern, und bald war nun der Sieg über die verlassene Flotte, trotz der tapfern Gegenwehr ihrer Vertheidiger, durch die Waffen und noch mehr durch das Zureden des Octavianus, welcher die schimpfliche Flucht seines Gegners bekannt machte, erfochten. Die Flotte des Antonius vereinigte sich mit derjenigen des Augustus, und nach sieben Tagen folgte auch das Heer, welches der Schlacht, gleich dem Octavian's am Strande aufmarschirt, ruhig zugesehen hatte und dem anfangs die Feigheit seines so geachteten Feldherrn unglaublich vorgekommen war, ihrem Beispiel. Antonius floh mit seiner Geliebten nach Ägypten und stürzte sich dort, von seinem Feinde in die Enge getrieben, in sein Schwert. Augustus ließ zu seines Sieges Gedächtniß und aus Dank gegen die Götter den Tempel des Apoll zu Actium erweitern, dort die eroberten Siegeszeichen, dem Neptun und Mars geweiht, aufhängen und alle 5 Jahre Spiele zum Andenken der Schlacht, die ihn zum Herrn der bekannten Welt machte, feiern. 32.

Activ und passiv (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirksamkeit äußernd, oder die Äußerung fremder Wirksamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als z. B. **Activ-** und **Passivhandel** (s. d.), Activ- und Passivschuld u. s. w. Insbesondre wird in der Sprachlehre das Zeitwort nach diesen beiden Begriffen betrachtet.

Activhandel wird dem Passivhandel entgegengesetzt. Die meisten Schriftsteller verbinden in der Erklärung dieses Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden sind: erstlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern selbst zuführe und die Waaren derselben von ihr hole; zweitens, daß sie durch diesen Handel in der Bilanz gewinne. Büsch schränkt den Begriff, ohne auf den Gewinn und Verlust Rücksicht zu nehmen, auf den ersten Punkt ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denselben durch sich selbst betreibt, und indem es bei den Fremden als Käufer und Verkäufer erscheint, oder seine Waaren andern Nationen selbst zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Passivhandel hingegen ist ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei sich erwartet. Dieser große Schriftsteller schreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorschläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbessern wollen, fast alle darauf hinausgehen, die Passivhandlung eines Landes (welches oft recht wohl bei derselben steht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Passivhandlung in manchen Fällen viel sicherer und einträglicher als die Activhandlung sei. („Kleine Schriften über die Handlung von Joh. Ge. Büsch.") — **Activschuld**, eine Schuld, die man zu fodern hat, im Gegensatz der Passivschuld, die man zu zahlen hat.

Acton (Joseph), neapolit. Premierminister, war 1737 in Besançon von dort angesiedelten irländischen Ältern geboren. Er nahm nach vollendeten Studien Dienste in der franz. Marine, trat aber bald in toscanische, und wurde bei der span. Expedition gegen die Barbaresken angestellt, wo er Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Dies führte ihn zur neapolit. Marine und an den neapolit. Hof, wo er sich die Gunst der Königin Karoline zu erwerben verstand. Er wurde Marine-, dann auch Kriegsminister, bekam zugleich die Direction der Finanzen und ward endlich zum Premierminister ernannt. Auf diesem Posten verband er sich mit dem engl. Gesandten Hamilton, und Beide gewannen auf die Schicksale Neapels einen Einfluß, den man keineswegs segensreich nennen kann. So wurde Acton ein neues Beispiel, wie gefährlich es für Monarchen ist, Günstlingen die Regierung in ihrem Namen ohne Controle anzuvertrauen. Sein zur Leidenschaft gesteigerter Haß gegen Frankreich verleitete ihn während der Dauer der italienischen Kriege zu den ausschweifendsten Maßregeln, die am Ende stets nachtheilig für die königliche Familie zurückwirkten und die franz. Partei, aus der sich späterhin die der Carbonari bildete, verstärkte. So begleitete Acton den König auch 1798 auf der von Mack befehligten Expedition gegen die franz. Armee. Früher hatte er, während Nelsons Anwesenheit, die berüchtigte Junta präsidirt, welche, um ihren Haß gegen abweichende politische Meinungen zu befriedigen, mit noch nie gesehener Grausamkeit in allen Ständen Schlachtopfer suchte und zu finden wußte. Nach der verunglückten Mack'schen Expedition wurde Acton — nur zu spät — von der Leitung der neapolit. Angelegenheiten entfernt. Er starb 1808, von allen Parteien gehaßt und verachtet.

Actor (Jur.), überhaupt der Kläger, aber in bestimmterm Sinne mehrer deutscher Rechtsverfassungen Derjenige, welcher als Sachwalter für eine Person (ein Individuum oder eine Corporation) auftritt, welche nicht in eignem Namen, sondern nur unter Mitwirkung von Vormündern oder durch Beamte handeln kann, als Minderjährige, Gemüthskranke, Frauen, wo die Geschlechtsvormundschaft gilt, Gemeinden und Corporationen, Stiftungen und öffentliche Behörden, welche

nicht einen beständigen Anwald für ihre gerichtlichen Angelegenheiten bestellt haben. — **Actorium**, die Vollmacht eines solchen Actors. 37.

Actuarius (Jur.), ein Beamter, welcher für richtige Niederschreibung einer Verhandlung, für Aufbewahrung derselben (der Protokolle und Registraturen) und richtige Anordnung der Acten verantwortlich ist. Der Actuarius (welcher bei einigen Behörden Secretair, bei andern Protonotar, Stadtschreiber, Gerichtsschreiber, Registrator heißt, in Frankreich Greffier, in England Clerk) hat daher eine selbständige Verantwortlichkeit in diesen Punkten, und kann durch Befehle des Beamten weder genöthigt werden, gegen seine Pflicht zu handeln (untreue Niederschreibungen oder Beglaubigungen vorzunehmen), noch kann ihn ein solcher Befehl, wenn er gehorcht hat, gegen eigne Verantwortung und Strafe decken. Selbst da, wo wie in Preußen die Protokolle dem Actuar laut in die Feder dictirt werden, hat derselbe die Pflicht, den Richter, wenn er von der Wahrheit abwiche, zu erinnern, und darf sich zu einer Verfälschung nicht brauchen lassen. Zu einem jeden gehörig besetzten Gericht gehört der Actuarius wesentlich, und in einigen Ländern (im Königreich Sachsen) müssen wenigstens in Criminalsachen die Actuarien als Notarien angestellt und vereidet sein. Der Actuar darf mit dem Beamten, weil er dessen Handlungen beurkunden soll, nicht in einem solchen Verwandtschaftsverhältnisse stehen, daß er von ihm abhängig ist und nicht gültig für ihn zeugen kann. Selbst bei den Patrimonialgerichten sollten immer besondre Actuarien angestellt sein, wiewol einige Gesetzgebungen den Patrimonialgerichten gestatten, daß der Richter zugleich als Actuar vereidet ist und handelt. Dann müssen, wenigstens in Criminalsachen, der Regel nach Schöppen zugezogen werden. Der Actuar soll eigentlich die Niederschreibungen sogleich bei der Verhandlung vornehmen; dabei bemerken, welche Gerichtspersonen oder andre Beamte zugegen waren, das Niedergeschriebene sogleich den Parteien vorlesen (indem es sonst der Regel nach keine Beweiskraft hat) und selbst unterzeichnen. Das einmal Niedergeschriebne darf er nicht mehr eigenmächtig abändern, sondern die Abänderungen müssen als eignes Protocoll behandelt, daher auch kurze Randbemerkungen von den Parteien genehmigt werden. In Preußen ist die Unterzeichnung von Seiten der Parteien gesetzlich vorgeschrieben, und wenn sie sich dessen weigern, soll ein Zeuge herbeigerufen und sie vor ihm um den Grund der Weigerung befragt werden. Bei größern Behörden sind die Geschäfte der Actuarien oft getheilt, eigne Archivare, Registratoren u. s. w. angestellt; gewöhnlich hat aber der Actuar außer seinem Hauptgeschäft noch manche andre, das Entwerfen der Concepte, die Sorge für die Reinschrift (mundum), für die Behändigung derselben an die Parteien durch die Boten u. dgl. zu besorgen, und ist zugleich sehr oft Stellvertreter des Richters, wenn dieser abwesend oder verhindert ist. 37.

Acutus, s. Accent.

Adagio (langsam), 1) von den Hauptgraden der musikalischen Bewegungen (s. Tempo) der zweite; 2) die Benennung ganzer musikalischer Sätze oder Stücke, die in diesem Grade der Bewegung und zwar mit dem rührenden und gefühlvollen Ausdruck, der dieser Bewegung im Allgemeinen eigen ist, vorgetragen werden.

Adalbert oder **Aldebert**, ein Gallier, um 744 Lehrer des Christenthums in den Maingegenden, ist als der erste Gegner der Einführung römischer Kirchensatzungen und Gebräuche in Deutschland merkwürdig. Er suchte die Vermehrung der Heiligen und Reliquien und die römische Beichtpraxis als überflüssig darzustellen und wurde daher von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, arger Ketzereien angeklagt, auf den Synoden zu Soissons 744 und Rom 745 als Ketzer verdammt und verhaftet. Endlich entkommen, soll er am Ufer der Fulda von Hirten erschlagen worden sein. 31.

Adalbert d. H. von Prag, Apostel der Preußen, der Sohn eines böhmischen Großen und 973—982 am Dom zu Magdeburg klösterlich gebildet, wurde schon 983 Bischof von Prag, konnte aber den neubekehrten Böhmen ihre alten heidnischen Sitten nicht abgewöhnen und die römischen Kirchensatzungen durch seine mönchische Strenge nicht angenehm machen. Über die Fruchtlosigkeit seines frommen Eifers entrüstet, verließ er 988 seinen Sprengel und lebte in Klöstern zu Montecassino und Rom, bis die Böhmen ihn 993 zurückriefen. Aber schon nach zwei Jahren trieb der Ärger über ihre heidnische Wildheit ihn wieder fort. Er ging in sein Kloster zu Rom, von da im Gefolge Kaiser Ottos III. nach Deutschland, auf welcher Reise er den nachmaligen König von Ungarn, Stephan d. Heil., zu Gran taufte, und, nach einem Besuch der Klöster in Tours und Fleury, nach Gnesen zu dem Herzog Boleslaus von Polen, wo er, benachrichtigt, daß die Böhmen ihn nicht wiedersehen möchten, den Entschluß faßte, die heidnischen Preußen zu bekehren. Er begann in Danzig zu taufen, landete dann in Preußen, wurde aber bei dem zweiten Versuche, das Christenthum zu predigen, in der Gegend, wo jetzt Fischhausen liegt, d. 23. April 997 von einem Waidelotten ermordet. Sein Leichnam, um so viel Gold, als er schwer war, von Boleslaus erkauft, durch Mirakel berühmt, selbst von Otto III. im J. 1000 in Gnesen besucht, und 1038 von dem Herzog Brzetislaw von Böhmen entführt, richtete mehr aus, als dem Heiligen selbst gelungen war. Um diese wunderthätigen Gebeine in ihrer Mitte zu haben, ließen die Böhmen sich als einzige Bedingung ihrer Versetzung nach Prag die Regeln der christlichen Sitte willig auflegen, die sie von ihm selbst nicht hatten annehmen wollen. 31.

Adalbert, Erzbischof von Bremen und Hamburg, aus einem sächsischen pfalzgräflichen Hause stammend, erhielt vom Kaiser Heinrich III. 1043 diese Würde. Als Verwandter, Freund und Begleiter desselben nach Rom wäre er 1046 beinah selbst Papst geworden. Papst Leo IX., für den er 1049 auf der Synode zu Mainz gesprochen, machte ihn 1050 zu seinem Legaten im Norden. Sein Sprengel erstreckte sich über Dänemark, Norwegen und Schweden, aber vergeblich strebte er nach der Würde eines Patriarchen oder Papstes über den Norden; nur den Glanz seiner beiden Kathedralen wußte er, zum Theil durch unrechtmäßige Erwerbungen, zu erhöhn. Während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. riß er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Hanno von Köln die Vormundschaft und Reichsverwaltung an sich, gewann vor diesem Nebenbuhler durch Nachsicht gegen die Leidenschaften des jungen Königs den Vorzug, und bemächtigte sich, nachdem er denselben 1065 wehrhaft gemacht, der unumschränkten Regierung im Namen Heinrichs, dessen Verwilderung und Übermuth eine Frucht seiner Behandlung und seiner Grundsätze war. Adalbert's Stolz und willkürliche Regierungsverwaltung bewog die deutschen Fürsten, ihn 1066 gewaltsam von Heinrich zu entfernen; doch nach kurzem Kampf mit den sächsischen Großen, die nun sein Gebiet verwüsteten, stand er 1069 schon wieder im vollen Besitze der vorigen Macht an Heinrichs Seite, und den Fortgang seiner ehrgeizigen Entwürfe unterbrach nur sein Tod, d. 17. März 1072 zu Goslar. Bei fürstlichen Eigenschaften und unbezweifelter Überlegenheit des Geistes und der Charakterkraft über seine Zeitgenossen, fehlte ihm nur die weise Mäßigung und Edelmuth, um den Namen des Großen zu verdienen, den blinde Bewunderung ihm beigelegt hat. Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten befleckten das Andenken seiner Verwaltung Deutschlands und verschuldeten großentheils das Unglück und die Verwirrung, worin das Reich unter Heinrich IV. gerieth. 31.

Adam (Hebr.: aus Erde geboren), der Vater des Menschengeschlechts, wurde nach dem Mosaischen Mythus am sechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menschen, den er

nach seinem Ebenbilde formte und zum Beherrscher der vernunftlosen Geschöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva, Hebr.: Mutter der Lebendigen), aus seinem eignen Fleische gebildet, auf daß Beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenschaft bevölkern sollten. Der Garten von Eden, voll fruchttragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewiesen, und sie fanden daselbst Alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens stand der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen, und von diesem zu essen hatte ihnen der Schöpfer verboten. Eva ließ sich von der Schlange verleiten, eine Frucht desselben abzubrechen und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerstörte ihr Glück. Die Gestalt der Dinge verwandelte sich plötzlich vor ihren Augen; sie erkannten ihre Nacktheit und bemühten sich, sie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens suchte Adam sich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf sie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unschuld, in dem er geschaffen worden, sah Adam sich verurtheilt, fortan im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühseligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und starb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradiese verlebt hatte. Die Geschichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen in den Sagen fast aller alten Völker, und sie scheint bei allen eine gemeinschaftliche Quelle zu haben.

Adam. Drei Brüder dieses Namens waren Bildhauer. Der älteste, Lambert Sigisbert, geb. 1700 zu Nancy, wo schon sein Vater die Bildhauerei übte, ging, 18 Jahre alt, nach Metz und darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den ersten Preis bei der Akademie und ging als königl. Pensionair nach Rom, wo er 10 Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Lykomedes bekannten 12 Marmorstatuen, die man in dem Palaste des Marius entdeckt hatte, restauriren, und Adam vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den 16 Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen einzugeben, und seine reiche und geistvolle Composition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italien. Künstler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen sollte, kehrte Adam nach Frankreich zurück. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Professor bei derselben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beruhigt und zu seinen Füßen einen Triton hat. Unter mehren andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Bassin des Neptun zu Versailles. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er sowol das Nackte mit einer gewissen Correctheit, als auch die Gewänder mit eigner Eleganz zu behandeln verstand. Aber der schlechte Geschmack seiner Zeit führte ihn auf Abwege. Daher gebührt seinen Werken nur ein untergeordneter Rang, und sie bezeichnen eine Zeit des Verfalls in der Kunstgeschichte. Von seinen übrigen Arbeiten befinden sich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fischerei, in Berlin. Er starb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebastien, geb. zu Nancy 1705, lernte bis zu seinem 18. Jahre die Bildhauerkunst unter seinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schlosse bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St.-Lucas, arbeitete mit seinen Brüdern in Gemeinschaft, blieb neun Jahre in der Fremde und ward endlich zu Paris in die Akademie aufgenommen. Er arbeitete als Probestück den Prometheus, welchen der Geier zerfleischt, vollendete ihn jedoch erst später. Sein Hauptwerk ist das Grabmal der Königin

von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künstler gilt, was von seinem Bruder gesagt worden ist. Er starb 1778. — Der dritte Bruder, François Gaspard, geb. zu Nancy 1710, war ebenfalls ein Schüler seines Vaters. 1728 ging er zu seinen Brüdern nach Rom und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den ersten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er seine Studien vollendete. Dann ging er, statt seines Bruders Nicolas Sebastien, den Friedrich II. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daselbst mehre Jahre und starb zu Paris 1759.

Adamberger (Maria Anna), geb. Jaquet, eine der vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen, geb. 1752 in Wien, starb daselbst 1804, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert lang durch unvergeßbare Kunstleistungen entzückt hatte. Als Tochter des Hofschauspielers Jaquet betrat sie schon im Kindesalter mit ihrer Schwester Katharina (die ein früher Tod den schönsten Hoffnungen entriß) die Bühne. Nach einigen Versuchen im tragischen Fache widmete sie sich dem naiven, und spielte die Rollen dieses Faches mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannigfaltigkeit und Vollendung. Sie hatte nie aus Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühle beobachten. Im Febr. 1804 hatte sie das letzte Mal die Bühne betreten; drei Vierteljahre später starb sie. Sie hatte sich 1781 mit dem Hofsänger Adamberger vermählt; ihre gleich talentvolle Tochter Antonie war die Verlobte Theodor Körner's, und wir verdanken dieser Liebe manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. 1817 verheirathete sie sich, und verließ die Bühne, auf der sie schon Liebe und Bewunderung sich erworben.

Adamianer oder Adamiten nennt man 1) eine angeblich im 2ten Jahrh. entstandne christliche Secte, 2) einen während der hussitischen Unruhen um 1421 in Böhmen entdeckten Ketzerhaufen; darum so genannt, weil beide Parteien, entweder um den Stand der Unschuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrschung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt gewesen wären, bei ihren Versammlungen, ohne Unterschied des Geschlechts, unbekleidet zu erscheinen. Das Gerücht von den ältern Adamiten scheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Karpokratianer entstanden zu sein (vgl. Gnosis). Nicht viel sicherer sind die Nachrichten von den neuern Adamiten, die, nach ihrem angeblichen Stifter Picard, auch Picarden (vielleicht Begharden) genannt wurden. Sie zeigten sich um 1421 auf einer Insel im Flusse Lusinicz, wo Zizka sie überfiel, ohne sie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren sie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Hussiten, mit denen sie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, besonders wegen ihrer Verwerfung der Transsubstantiationslehre, verhaßt. Später haben sie sich unter den Überbleibseln der Taboriten verloren, und diese selbst sind daher bisweilen mit den Adamiten verwechselt worden. E.

Adams (John), gewes. Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas und einer der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, aus einer angesehenen Familie, die 1608 die Colonie von Massachusetsbai gründen half, war zu Baintree in dieser Colonie 1725 geboren. Vor der Revolution, die sein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte seines Landes durch gut geschriebne Abhandlungen über die kanonischen und Feudalrechte. Seine Geschichte des Streits zwischen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boston erschien, machte großen Eindruck auf seine Mitbürger. Gewaltsamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand Capitain Preston, als er seine Soldaten bei einem Aufruhr in Boston auf das Volk feuern ließ, sodaß mehre Personen getödtet wur-

den, an ihm einen Vertheidiger. Adams ward 1774 und 1775 zum Mitgliede des Congresses erwählt. Von der Unmöglichkeit einer dauerhaften Aussöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, beförderte er den denkwürdigen Beschluß vom 4. Juli 1776, welcher die amerikan. Colonien für freie, souveraine und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er (1778) an den Hof zu Versailles gesandt, um als bevollmächt. Minister der Ver. Staaten einen Allianz- und Handelstractat mit Frankreich zu schließen. Nach seiner Zurückkunft nahm der Staat von Massachusets seine Einsichten für den Entwurf einer Regierungsverfassung in Anspruch, die hauptsächlich sein Werk ist. Die Ver. Staaten ernannten ihn hierauf zu ihrem bevollmächt. Minister bei den Generalstaaten in Holland, und es gelang ihm, dieses Land für Amerika zu gewinnen. 1782 fg. nahm er zu Paris an den Unterhandlungen des Friedens mit England Theil, durch welchen die Unabhängigkeit der Verein. Staaten anerkannt wurde. Da der Congreß während des Freiheitskampfes fast machtlos gegen die einzelnen Staaten der Union gestellt worden war, so war er der Erste, der eine Veränderung vorschlug. Mit ihm vereinigten sich Washington, Franklin, Madison, Hamilton u. A.; daraus ging die noch jetzt bestehende Constitution der Vereinigt. Nordamerik. Staaten v. 1787 hervor. Washington ward Präsident und John Adams Vicepräsident. Er machte vielen Aufwand und fand Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Washington seine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präsident, und blieb eine Stütze der Verwaltung unter allen Umständen. Am Schlusse seiner Präsidentschaft ward Jefferson zu seinem Nachfolger erwählt. Er zog sich jetzt, bei seinem hohen Alter, von den Geschäften zurück und starb zu Neuyork 1803. Adams zeichnete sich auch als Schriftsteller aus. Während seines Aufenthalts in Europa gab er sein berühmtes Werk: „Vertheidigung der Constitutionen" u. s. w. (London 1787, 2 B., n. A. 1792) heraus. Es erschien später als „Geschichte der Republiken". Sein ältester Sohn,

Adams (John Quincy), war 1801 und 1802 bevollmächt. Minister der Verein. Staaten zu Berlin. Während dieser Zeit bereiste er ganz Schlesien, und theilte seinem Bruder in Philadelphia die Beschreibung des Landes in Briefen mit. Dieser gab sie im „Portfolio", einer Zeitschrift von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiche Theilnahme durch die Belehrung über ein daselbst beinah völlig unbekanntes Land, sowie durch den Geist für Ordnung und Friede, welchen sie athmeten. Vorzüglich betrafen sie das Manufacturwesen von Schlesien, weil hieraus seinem Vaterlande mancher Vortheil erwachsen konnte; auch enthielten sie eine Beschreibung der Fortschritte des Erziehungswesens seit Errichtung der Bildungsseminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Capitel gibt Notizen von den merkwürdigsten schlesischen Schriftstellern. Sämmtliche Briefe erschienen 1804 in einem Bande, mit einer geograph. Charte, da der Verf. Geographie, Topographie und Geschichte von Schlesien nach deutschen Schriftstellern behandelt und diese oft berichtigt (deutsch v. Friese, 1805; franz. v. Dupuy, 1807). Sobald Jefferson zum Präsidenten der Verein. Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderalistenpartei, der er zugethan war, verschaffte ihm eine Lehrstelle am Collegium Harvard in der Provinz Massachusets, wo er über Gerichts- und Volksberedtsamkeit Vorlesungen hielt und ein geschätztes Werk über Redekunst und Declamation herausgab; später gelangte er als Abgeordneter dieser Provinz in den Senat. Hier verließ Adams die Partei, welcher sein Vater und er ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der demokratischen. Der Präsident sandte ihn als Minister nach Rußland, von wo er 1814 als einer der Bevollmächtigten der Verein. Staaten bei den europ. Mächten auftrat. Im März 1815 ward er bevollmächt. Minister am Hofe von St.-James, und 1817 Staatssecretair des Innern; am 9. Febr. 1825 ward er zum Präsiden-

ten des Congresses der Verein. Staaten erwählt; Tompkins wurde Vicepräsident, und Clay Staatssecretair. Ueber die wichtigen Regierungshandlungen des Präsid. Adams s. Ver. Staaten von Nordamerika.

Adams (Samuel), Mitglied des amerikan. Congresses, war ein Haupturheber der Revolution der Verein. Staaten. Er war in der Provinz Massachusets geboren, und widersetzte sich besonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals schon alt war, so wich er doch Keinem an schnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derselben. Er gab zuerst die Idee an, Volksgesellschaften zu errichten, die mit einander correspondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten. Diese Einrichtung war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte schon Unabhängigkeit, als die wärmsten Parteigänger nur Abstellung der Beschwerden beabsichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulairer Truppen widersprach er und verlangte, daß nach dem Beispiele der Römer jeder Amerikaner Soldat sein solle. Washington liebte er nicht; denn sein hitziger und unruhiger Kopf war zu verschieden von der Klugheit und ruhigen Besonnenheit dieses Feldherrn. Er stimmte selbst zu dem Plane (1778), ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen und dem Gates zu übergeben. Seine Vermögensumstände grenzten fast an Armuth; und sein kümmerliches Äußere schien mit der Kühnheit seines Geistes im Widerspruch. Er war so glücklich, lange genug zu leben, um die Anstrengungen für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikanischen Cato.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man so den ersten Knorpel in der Luftröhre, der besonders an der männlichen Kehle sichtbar vorragt.

Adamspeack, der höchste Berg auf der Insel Ceylon, Ham=al=el von den Cingalesen genannt. Er liegt unter 6° 49′ N. B., 98° 4′ östl. L. von Greenwich, und ist bei hellem Wetter auf 30 Meilen sichtbar. Geologisch ist er noch nicht untersucht und auch noch nicht gemessen. Hier entspringt der Hauptfluß der Insel, Mewelalonga, dessen Mündung den besten Hafen in ganz Indien zu Trinconomale bildet. Von Buddha's Anhängern wird der Berg für heilig gehalten, und viele Pilger wallfahrten dahin. Sie tauschen mit einander ihr Friedenszeichen, das Betelblatt, um dadurch die Bande der Verwandtschaft zu bekräftigen, Freundschaften zu befestigen und Feindschaften zu versöhnen. Endlich segnet sie ein Priester Buddha's auf dem Gipfel ein, und fodert sie auf, in ihrer Heimath tugendhaft zu leben. Der Weg zum Gipfel beträgt nach Davy 8 engl. Meilen, und ist an einigen Stellen höchst steil. — Auf dem Gipfel zeigen Buddha's Priester eine Vertiefung, die Buddha hier durch seinen Fußtritt zurückgelassen haben soll. Ehrwürdige alte Bäume, besonders Rhododendron, umgeben den heiligen Platz.

Adanson (Michel), Botaniker, geb. zu Aix 1727, studirte aus Neigung Naturgeschichte; Réaumur und Bernard de Jussieu wurden seine Hauptführer. Das Linné'sche System, welches sich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung. Um aus allen Kräften die Wissenschaften zu fördern, entsagte er dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, und unternahm naturhistorische Reisen in noch unbesuchte Länder. Kaum 21 Jahre alt, ging er 1748 an den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gegend noch lange die Naturforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Er sammelte daselbst mit dem glühendsten Eifer unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen. Da er bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, bemühte er sich, sie durch eine allumfassende zu ersetzen. Außerdem fertigte er von den Län=

dern, die er durchwanderte, genaue Charten, und sammelte Wörterbücher von den Sprachen der verschiednen Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem ungesunden Klima kehrte er mit den kostbarsten Sammlungen in sein Vaterland zurück, wo er 1757 s. „**Histoire naturelle du Sénégal**", 4., herausgab. Einige musterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren die Vorläufer s. großen botanischen Werks: „**Familles des plantes**" (2 Bde. 1763). Dieses bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch seinen Zweck, der Botanik eine neue Gestalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zusätze zu einer neuen Ausgabe gemacht, als er den Plan zu einer vollständigen Encyklopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuern Masse anwuchsen, und legte 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch seinen Umfang allgemeines Staunen erregte. Man unterwarf ihn einer nähern Prüfung, deren Ergebniß jedoch des Verfassers Erwartungen nicht entsprach. Adanson's Plan war allerdings trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweise, sondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieser Eigensinn war Ursache, daß derselbe unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeschwächtem Eifer fort, seine Materialien zu vermehren. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein; alle seine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunkt dafür zu beschleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution versetzte ihn in die traurigste Lage; als das Nationalinstitut bei seiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter seinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Minister des Innern bewilligte ihm eine Pension. Bis an seinen Tod, 1806, war er unablässig für die Ausführung jenes großen Entwurfs beschäftigt. Die Zahl seiner gedruckten Schriften ist gering gegen die Masse seiner nachgelassenen Manuscripte, aus denen ein gediegner Auszug des Wissenswürdigsten zu wünschen wäre.

Adäquat. Adäquat (vollkommen angemessen) heißt eine Vorstellung in Beziehung auf ihren Gegenstand, wenn seine wesentlichen Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Dies gilt sowol von der individuellen Vorstellung, als von dem Begriff. Der Begriff ist insbesondre adäquat, wenn er das Allgemeine der Dinge durch wesentliche Merkmale bestimmt. Eine Definition oder Erklärung eines Gattungsbegriffs ist adäquat, wenn sie diesen Begriff nach seinem wesentlichen Inhalt und damit auch seine wesentlichen Grenzen ausspricht (s. Definition) und folglich weder zu weit ist (zu viel Gegenstände umfaßt) oder zu eng (auf weniger Gegenstände paßt, als unter den Begriff gehören). T.

Adcitation, die Vorladung eines Dritten zu einer bisher unter zwei Andern geführten gerichtlichen Streitsache, um entweder als mitstreitender Theil darin aufzutreten, oder Aufklärung darin zu ertheilen. Bald verfügt solche der Richter selbst, was er nach preuß. Proceß stets, auch bei einigen andern Gesetzgebungen, aber nicht nach gemeinem deutschen Proceß thun darf, bald eine oder die andre Partei; bald wird der Adcitat als Streitgenosse, bald zur Vertheidigung seines selbständigen Rechts verabladet.

Addington (Henry), Lord Viscount Sidmouth, Sohn eines Arztes, der mit dem Studium seiner Kunst Liebe zur Staatswissenschaft verband. Heinrich Addington, geb. 1756, ward mit Pitt, dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Die glänzende Laufbahn seines Freundes eröffnete auch ihm den Weg zu Ehrenstellen. Er trat ins Parlament und unterstützte mit ganzer Macht Pitt gegen For. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hause der Gemeinen gewählt;

und dieser ehrenvolle Posten blieb ihm auch bei der Zusammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitt's, stimmte er nur gegen die Meinung seines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorschlag brachte, indem er für die stufenweise Abschaffung war. Er setzte es durch, daß der Zeitpunkt dafür bis 1800 verschoben wurde. Aber diese augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Übereinstimmung in dem politischen Systeme. Den 5. Febr. 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königl. Schatzkammer nieder und überließ sie seinem Freunde Addington. In dieser Stelle stattete Addington mehre Berichte über den Finanzzustand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen rc. ab, und wußte den an und für sich trocknen Gegenstand seiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredtsamkeit auszuschmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens vertheidigte er diesen Friedensschluß, der sein Werk schien. Sowie aber der Bruch sich ankündigte, trug er selbst auf feindselige Maßregeln an, und zeigte sich als einen der wärmsten Vertheidiger des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den ersten Monaten des J. 1804 wollten seine Feinde benutzen, um ihn zu stürzen; aber die plötzliche Wiederherstellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Ministerium zu verlassen; am 10. Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König erhob ihn damals zum Lord Viscount Sidmouth, und schenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weise sein besondres Vertrauen. Im Jan. 1806 trat er wieder ins Ministerium als Großsiegelbewahrer, wurde aber nach kurzer Zeit abermals daraus entfernt. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erster Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatssecretair des Innern, welche Stelle er aber 1822 niederlegte. Mr. Peel wurde sein Nachfolger.

Addiren, s. Addition.

Addison (Joseph), geb. 1672 zu Milston in Wiltshire, wo sein Vater Geistlicher war, empfing den ersten Unterricht an seinem Geburtsorte, später in Litchfield, wo sein Vater Dechant geworden war. Funfzehn Jahre alt, ging er nach Oxford, wo seine lateinischen Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer erregten. Sie erschienen in einer Sammlung: „Musarum anglicarum analecta." Er hatte sich dem geistlichen Stande bestimmt; aber Lord Somers und Lord Montague, damaliger Kanzler der Schatzkammer, wurden seine Gönner; und dieser Umstand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenstellen führen sollte, für die er nicht geboren schien. 1689 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der einem Jünglinge von so großen Hoffnungen sein ermunterndes Wohlwollen dadurch bezeigte, daß er ihm zu einer Reise jährlich 300 Pf. St. bewilligte. A. besuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, und ging von da nach Italien, sah sich aber genöthigt, da indessen Veränderungen im Ministerium vorgefallen waren und ihm die Pension nicht mehr ausgezahlt wurde, nach England zurückzukehren. Von Allem entblößt, kam er in London an; doch bald verbesserte sich seine Lage. Die Schlacht von Hochstädt oder Blenheim 1704 verbreitete durch ganz England die lauteste Freude, und Lord Godolphin, der dieses Nationalereigniß von einem Dichter gefeiert wünschte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addison damit. Noch ehe derselbe sein Gedicht vollendet hatte, erhielt er den Posten eines Appellationscommissairs, den der berühmte Locke aufgab. 1705 begleitete A. Lord Halifax nach Hanover, und ward das Jahr darauf Unterstaatssecretair. Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addison als Secretair, und war zugleich Archivar des Schlosses von Birmingham; ein Posten, der, bei wenig Arbeit, 300 Pf. St. jährlich Einkommen gab. Damals entwarf sein Jugendfreund Steele den Plan zu einer

Zeitschrift: „The tatler“ (der Plauderer). Addison nahm an dieser Unternehmung Theil, an deren Stelle nach einigen Monaten der „Spectator“ trat, bei dem ein höherer und umfassenderer Gesichtspunkt genommen worden war. (S. Steele.) Diese Schrift, die erste in ihrer Art, machte den Verfasser allgemein berühmt. Addison stellte darin ein Gemälde von den Sitten seiner Zeit auf, indem er Charaktere schilderte, Laster züchtigte, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechselnd den Ernst des Verstandes und den Ton des Spotts und der Ironie anwandte. In diesen verschiednen Gattungen der Gegenstände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geschmack und einen gesunden, wiewol nicht in die Tiefe dringenden Blick. 1713 brachte Addison sein Trauerspiel „Cato“ auf die Bühne, das 35 Mal nach einander und nachher noch lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinsten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieses an sich schwachen und frostigen Stücks, in welchem Addison recht deutlich darthat, daß er zwar ein schöner Geist, aber kein Dichter sei, sondern das politische Interesse desselben wirkte diesen Erfolg, zu welchem die Whigs und Tories sich vereinigten, den aber die Zeit schwächte und endlich ganz auslöschte. Nach dem Tode der Königin Anna ging Addison als Secretair des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweiten Male nach Irland; er ward darauf Lord des Handelsgerichts und 1717 Staatssecretair. Man bemerkte aber bald seine Unfähigkeit. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden und die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen sowol, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme seiner Gesundheit bewogen ihn daher bald, die Stelle niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouse bei Kensington starb. Er ward in der Westminsterabtei beigesetzt. — In England gilt Addison für einen geistreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter; und die Meisten setzen ihn Pope und Dryden an die Seite. Wir können diesem Urtheile nicht beistimmen. Als tragischer Dichter nimmt er einen sehr niedrigen Platz ein. Von seinen prosaischen Werken ist nächst dem „Zuschauer“ seine „Reise nach Italien“ das wichtigste. Seine Prosa ist in jeder Rücksicht musterhaft, und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen studirt zu werden. Als Mensch war Addison von den untadelhaftesten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion, ernst und zurückhaltend in seinem Betragen; in der Gesellschaft furchtsam und verlegen, sprach er wenig vor Personen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, sagte Lord Chesterfield, einen bescheidnern und linkischern Menschen gesehen. Im Freundeskreise war seine Rede fließend und anmuthig.

Addition, die erste Rechnungsart der sogenannten vier Species, ist Zusammenzählung, durch welche man erforscht, wieviel gewisse einzelne Zahlen oder Zahlenreihen, zu einander gerechnet, betragen. Das Resultat dieser Zusammenrechnung nennt man Summe.

Adel. Die Geschichte und der politische Werth eines erblichen Adels, d. h. eines Standes, welcher vorzügliche bürgerliche Ehre und mehr oder weniger Vorrechte vor den übrigen Angehörigen des Staats bloß durch die Geburt, nicht durch eigne Verdienste erlangt, ist theils einer der wichtigsten und bestrittensten Punkte in den Betrachtungen über die bürgerliche Gesellschaft, theils auch, ungeachtet einer zahllosen Menge von Schriften, noch nicht einmal historisch hinreichend aufgeklärt. Der Adel erscheint dabei mit einer solchen Mannigfaltigkeit seiner Formen und Verhältnisse zu andern Classen der Gesellschaft und selbst die Grundlagen seines Daseins sind von so großer Verschiedenheit, daß ein allgemeines Urtheil darüber nicht möglich ist, und man nur die beiden äußersten Sätze, nämlich auf der einen Seite, daß ein solcher erblicher Standesunterschied jedem Volke oder doch der Monarchie stets unentbehrlich sei, auf der andern, daß er niemals nützlich

oder stets verwerflich sei, als gleich unrichtig zurückweisen muß. In der bisherigen Geschichte der Völker ist fast bei allen eine Periode bemerklich, in welcher die einzigen wahren Güter der Menschheit, echte Aufklärung, Gerechtigkeit und Sittenreinheit, Begeisterung für das Schöne und Gute, nur durch eine auserwählte Classe gepflegt und erhalten wurden; aber auch eine andre, in welcher eben diese Güter, ohne welche der Staat gar keinen Werth und vernünftigen Zweck hat, von eben dieser Classe mit Füßen getreten worden sind. Namentlich die Geschichte der Monarchie, von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, zeigt klar, daß die größten Hindernisse, welche die Staatsregierung zu überwinden hat, wenn sie Friede, Ordnung und Gerechtigkeit im Lande stiften will, von dem Adel herkamen, welcher sich nur sehr schwer zum bürgerlichen Gehorsam gewöhnt, so leicht er auch der Macht zu schmeicheln lernt, wenn er selbst seinen Theil an derselben hat. Die meisten Staatsrevolutionen sind durch die Unzufriedenheit der Großen angestiftet worden, und gegen einen Fürsten, welchem Krone und Leben durch Empörungen des Volkes entrissen worden sind, haben Hunderte beides durch Meutereien und Factionen der Vornehmen verloren. Großer Landbesitz, mit welchem eine Herrschaft über Viele verbunden ist, oder eine zahlreiche Clientel, welche auch auf andern Gründen beruhen kann, setzt der Monarchie, wenn sie sich nicht mit leerem Glanz und willkürlicher, ja despotischer Gewalt im Einzelnen begnügen, sondern auch die Geringen gegen Unrecht beschützen und das Gefühl menschlicher Würde in ihnen erhalten will, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, an welchen die edelsten Monarchen, die größten Minister schon oft ihre Kräfte vergebens versucht haben. Es kommt in einem solchen Kampfe gar leicht dahin, daß die Monarchie sich der That nach zu einer Magnatenrepublik auflöst, und von dieser ist der Schritt zu einer solchen, auch dem Namen nach, d. i. zur Einführung eines herrschenden Senats der bevorrechteten Geschlechter, nicht sehr groß. Was den Patriciern in Rom und in Venedig gelang, war auch in Polen und Schweden in neuerer Zeit dem Ziele sehr nahe, und ist selbst in England, insoweit es die Beherrschung Irlands betrifft, sehr weit gediehen. Montesquieu's berühmtes Wort: „**Point de monarque, point de noblesse: point de noblesse, point de monarque**" ist einer der größten Irrthümer jenes großen Staatsmannes. Ein noch größrer Denker als er, Lord Baco von Verulam, stellt dagegen (**De augmentis scientiar. L. VII.**) vier Sätze auf, welche fast Alles enthalten, was man gegen den Adel sagen kann: „**Raro ex virtute nobilitas, rarius ex nobilitate virtus; nobiles majorum deprecatione ad veniam saepius utuntur, quam suffragatione ad honores. Tanta solet esse industria novorum hominum, ut nobiles prae illis tamquam statuae videantur; nobiles in stadio respectant nimis saepe, quod mali cursoris est.**" Was Kant, Franklin, Boileau und Voltaire über den Erbadel gesagt haben, ist bekannt; der Erste bezeichnete ihn als einen Rang, der vor dem Verdienste vorhergeht, und dieses auch nicht zur nothwendigen (auch nicht einmal zur gewöhnlichen) Folge hat. Die Vernunft gebietet keinen höhern, ja keinen andern Werth im Menschen anzuerkennen, als den moralischen reiner Menschlichkeit, Tugend und sittlicher Schönheit; die Gerechtigkeit verlangt, daß der Staat seine Wohlthaten allen Bürgern ohne Unterschied zukommen lasse, daß er allen rechtliche Sicherheit mit gleichem Erfolg gewähre, und daß er nicht einem kleinen Theile gestatte, sich die übrigen dienstbar zu machen. Allein aus Allem diesen folgt nicht, daß der Erbadel schlechterdings mit der Bestimmung der Staaten unverträglich sei. Wo er einmal historisch begründet ist, kann zwar der gesetzgebenden Macht nicht verwehrt werden ihn aufzuheben, und sie begeht, wenn sie es thut, keinen Eingriff in erworbene Rechte (denn sie nimmt ja dadurch nichts, sondern sie gibt Allen das Recht, das bisher nur Wenige hatten); allein es ist doch keine unbedingte Nothwendigkeit zu dieser Aufhebung vorhanden, wenn nur die Ansprüche und Vorrechte des

Adels so weit beschränkt werden, als die Gerechtigkeit gegen die Andern es verlangt. Von der historischen Seite betrachtet, findet man allerdings Erbadel fast überall in der Kindheit der Völker, bei den Alten, wie bei den neuern Völkern, und sein Ursprung, welcher sehr verschiedne Ursachen gehabt zu haben scheint, bald die Unterwerfung durch Waffengewalt, bald die Anerkennung einer höhern Cultur, oder die Bewahrung religiöser Geheimnisse, verliert sich in das Dunkel der vorhistorischen Zeit. Der Priesteradel der Urwelt hat aber überall dem Kriegeradel weichen müssen; die Kaste der Brahminen in Indien hat die Gewalt an die Kaste der Ketri (Krieger) verloren, obgleich die Häuptlinge auf den Inseln des indischen Meeres noch jetzt den Abkömmlingen des ältern Adels, über welche sie unbeschränkte Gewalt üben, die größte Ehrerbietung beweisen müssen. (S. Crawfurd's „**History of the Indian Archipelago**", Lond. **1820, III, 33.**) In den germanischen Stämmen, welche dem neuern Europa seine jetzige Gestalt gaben, finden sich in den ältern Zeiten nur schwache Spuren des Erbadels, welcher sich später als allgemeines europäisches Institut ausgebildet hat. Zwar scheinen viele von ihnen ein regierendes Geschlecht anerkannt zu haben, wie die Sachsen, Dänen und Normannen das Geschlecht Odin's, die Westgothen ihre Balthen, die Ostgothen ihre Amalen, die Baiern ihre Agilolfinger; Geschlechter, welche zu ihren Völkern in demselben Verhältnisse gestanden zu haben scheinen, als die Incas bei den Peruanern, indem ihre Stifter (die Asen) mit so überlegener Bildung unter das Volk traten, und ihm so große Wohlthaten mitbrachten, daß man ihnen göttliche Abkunft zuschrieb, und diese noch lange Zeit hindurch in ihren Nachkommen ehrte. Aber sonst haben Franken, Sachsen, Dänen, Normannen, Schweden und die meisten andern Völker keinen Erbadel gehabt; die Aethelinge der Sachsen sind ausschließlich Mitglieder des herrschenden Geschlechts und häufig werden nur die Thronfolger mit diesem Namen bezeichnet. Die Antrustionen und Leude (**liti, leudes,**) der Franken, die Degene (**thaini, thani, thegnas** u. s. w.) der Sachsen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normänner sind keine Edelleute im modernen Verstande, sondern eine Fortsetzung des alten Gefolges, wie solches schon Tacitus beschreibt, und welches sich durch den später hinzugekommenen lehnbaren Landbesitz allerdings allmälig zum Erbadel umbildete. Die Grafen der Franken, die Aldermänner und größern Thane der Engländer, sowie die Jarls (in England Eorlas) der Dänen sind Ämter, zu welchen ein Jeder gelangen konnte, den Verdienst und Glück emporhoben. Der eigentliche Erbadel entstand erst in Frankreich und Deutschland mit dem Fall der karolingischen Dynastie, in England mit der normännischen Eroberung im **10.** und **11.** Jahrh., und dies Institut verbreitete sich nachher durch das ganze Europa. Denn von jener Zeit an befestigte sich die Erblichkeit theils der Würden, theils des Landbesitzes. So ist in England das Grafenamt niemals allgemein erblich geworden, wol aber die Würde der Earls, welchen Namen die Dänen mit dahin brachten, und welcher bald den allgemeinern (auch Stadt- und Gemeindevorstehern zukommenden) Namen der Aldermänner verdrängte; der Grafentitel hingegen (**gerefa**, d. i. **judex, s. exactor fiscalis,** Gräve) ist dort den untern Beamten als **Shire gerefa (Sheriff), portgerefa, lun. gerefa** ausschließlich geblieben. Unter mannigfaltigen Formen und Combinationen schied sich der Stand der Vornehmen (der Fürsten, Grafen und Herren), oder der hohe Adel, und der Stand der Kriegsmannschaft (die zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichtete Ritterschaft), welcher nicht immer für vollkommen frei angesehen wurde, sondern die Ministerialen in seinen Reihen zählte, von dem Stande der zu gemeinen Diensten verbundnen oder doch gewöhnten Bauern und Städtebewohner, indem umgekehrt diese letztern nicht durchgängig für gänzlich unfrei angesehen werden können. Die weitere Ausbildung dieser Standesunterschiede, ihrer Verhältnisse und zum Volke nahm nun in den verschiednen Ländern Europas einen

sehr abweichenden Gang. In England, Schot. ıd, Spanien, auch zum Theil in Italien, wurde der höhere Adel, der Stand der · erren oder Barone, nur Majoratsadel, d. h. die Titel desselben erben nur auf de ältesten Sohn fort, die jüngern Söhne treten, wenn sie auch im gemeinen Leben einige Auszeichnung genießen (ihr Rang in England ist gesetzlich), doch dem Wesentlichen nach in die Masse des Volks zurück. Sie ergreifen alle andre Arten von Geschäften, sie widmen sich nicht bloß der Kirche und dem Kriegsdienste, sondern werden Advokaten, Richter, Kaufleute, Fabrikherren. In England ist die Vererbung des hohen Adels, wozu die Herzoge und Marquis (die beide den Fürstentitel führen), die Grafen, Viscounts und Barone gehören (s. England), mehr persönlich geblieben; es gibt zwar titulirte Lehen, auf denen auch gewisse Ehrendienste und Gerechtigkeiten haften, und die Ausübung derselben steht jedem Besitzer zu; allein zum dortigen hohen Adel (zur **Nobility**) darf sich der Besitzer nicht rechnen, wenn er nicht besonders dazu erhoben worden ist. In Spanien und Italien hingegen geschieht die Vererbung des höhern Adels (der **titulados**, Fürsten, Herzoge, Marquis, Grafen) auf eine mehr dingliche Weise, indem diese Titel, abgerechnet, daß sie auch vom Monarchen creirt werden, an Gütern und zum Theil an sehr kleinen Lehnschaften haften. Daher diese Menge Grafen im obern Italien, die ehemaligen **Conti di terra ferma** von Venedig. Die großen spanischen Familien bringen auf diese Weise eine sehr große Menge solcher Titel (Hüte genannt), zuweilen 4 — 500, zusammen und setzen ihren Stolz in diese Zahlen. In Frankreich ist der Adel an sich ein gemeinschaftliches Recht der ganzen Familie, auch der jüngern Söhne; nur die Pairie und die Lehngüter wurden auch vor der Revolution nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, allein die jüngern Söhne mußten ihr Glück in der Armee und in der Kirche suchen; jedes bürgerliche Gewerbe, selbst die Kaufmannschaft, zog den Verlust des Adels nach sich. In England brachte es auch der hohe Adel nie zur Landesherrlichkeit, nur einige Provinzen, welche früher Apanagen königlicher Prinzen waren (Lancaster, Cornwallis), einige Bisthümer (Durham, Chester, die sogenannte Insel Ely und vorzüglich die dem Herzoge von Athol gehörige Insel Man) hatten als sogenannte Pfalzgrafschaften (**counties palatine**) untergeordnete Regierungsrechte. In Frankreich bildete sich die Landeshoheit der alten großen (fürstlichen) Lehen, der Herzogthümer Normandie, Bretagne, Guienne, Burgund, der Grafschaften Toulouse, Champagne, Flandern, und der zum Königreich Niederburgund oder Arelat gehörigen Länder Dauphiné, Provence, Franche-Comté, Venaissin u. s. w. sehr früh aus, und war schon bei der Thronbesteigung Hugo Capet's vollendet. Aber die Krone Frankreich hatte das Glück, alle diese großen Lehen nach und nach mit den Königslanden zu vereinigen, sodaß nur wenige kleine Souverainetäten, z. B. die Fürstenthümer Bouillon, Dombes, Orange, Avignon und Vengissin u. a., sich bis in die neuere Zeit erhielten. Dabei wurden von Ludwig IX. an die Appellationen von den Baroniegerichten an die königlichen Oberämter und Parlamenter und in Folge davon nach und nach die Ausübung aller Souverainetätsrechte in Gang gebracht, endlich aber die Magnatenaristokratie unter Ludwig XIII. von Richelieu gründlich unterdrückt. Anders war, was den hohen Adel betrifft, der Gang der Dinge in Deutschland. Hier erlangten die alten großen Herzoge von Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen und nach ihnen die Markgrafen im Osten und Norden des Reichs um dieselbe Zeit, wie in Frankreich, dieselben landesherrlichen Rechte, und das Grafenamt wurde theils erblich, theils ein Zubehör der geistlichen Stifter. Den Kaisern gelang es zwar, diese alten Fürstenthümer aufzulösen, sie selbst aber gewannen wenig dabei, denn an die Stelle der alten Herzogthümer traten neue Souverainetäten, kleiner zwar dem Umfange und der Macht nach, aber mit gleichen Rechten der Landesherrlichkeit und Hoheit, als die vorigen. Selbst

die meisten Grafschaften erlangten die Souverainetätsrechte und so bildete sich in Deutschland ein hoher Adel in engerm Sinne, ein wirklich regierender Fürsten- und Grafenstand aus, welcher nicht nur, was die Vererbung des persönlichen Standes betrifft, sondern vom 12. und 13. Jahrh. an auch in Beziehung auf den Länderbesitz ein gemeinschaftliches Recht der Familie wurde. Zugleich aber kam in Deutschland ein Grundsatz auf, welcher in keinem andern europäischen Lande geltend wurde, daß, um den Kindern den vollen Stand des Vaters zu verschaffen, auch die Mutter von gleichem Stande sein müsse. (Das Kind folgt der ärgern Hand.) Viele, auch fürstliche Familien, z. B. Baden, Anhalt u. a., haben dies nicht beobachtet, aber andre dagegen desto strenger nur den aus standesmäßiger Ehe gebornen Kindern die Successionsfähigkeit zugestanden. (S. Mißheirath und Morganatische Ehe.) Man hat dies selbst, zwar nicht in Ansehung des adligen Standes an sich, auch nicht in Beziehung auf Lehns- und Erbfähigkeit, wol aber in Hinsicht auf gewisse gemeinschaftliche Rechte des Adels, Stiftsfähigkeit, Tournier- und Hoffähigkeit, auf den niedern Adel ausgedehnt, wodurch sich der deutsche niedere Adel viel schärfer als in andern Ländern von dem Stande der gemeinen Freien geschieden hat. Von jenem Grundsatze: das Kind folgt der ärgern Hand, weiß man im übrigen Europa nicht einmal bei dem hohen Adel etwas; in Frankreich ist nur in der königlichen Familie kein Beispiel einer Ehe mit Personen aus einem geringern Stande vorgekommen; das Gesetz wäre nicht dagegen gewesen. Die sogenannten legitimirten Zweige der königlichen Familie, sogar neben der bestehenden gesetzlichen Ehe mit Maitressen erzeugt, die Prinzen von Vendôme, Verneuil, Vermandois, Maine, Toulouse, Penthièvre u. a., sind ausgestorben; es war aber trotz ihrer Abstammung, nicht einmal aus ungleicher Ehe, sondern sogar aus einer gesetzwidrigen Verbindung, doch nach dem Testamente Ludwigs **XIV.** sehr die Rede davon, sie als successionsfähig auf dem französischen Throne anzuerkennen, und Kindern aus einer gesetzmäßigen, wenn auch nicht standesmäßigen Ehe hätte gewiß diese Fähigkeit nicht bestritten werden können. Auch bei den adeligen Familien Frankreichs wurde auf den Stand der Mutter gesetzlich nicht gesehen; die Ahnenprobe ward nur auf die väterliche Linie gerichtet. Dasselbe gilt in England, wo auch die Sitte nicht dagegen ist und man angesehene Bürgerfamilien, Kaufleute, Banquiers, Brauherren, Advokaten u. dgl. mit den vornehmsten adeligen verschwägert findet. Die Gattin des berühmten Parlamentsredner Whitbread, Bürgers und Brauers zu London, war eine Schwester des Grafen Grey. K. Jakobs **II.** erste Gemahlin war die Tochter des Kanzlers Hyde, nachherigen Grafen von Clarendon, und ihre Töchter, Marie und Anna, saßen nach einander auf dem Throne von England, ihre Großmutter war die Tochter eines Kanzleiraths, nach Andern ein bloßes Landmädchen. So ist es auch in andern Ländern gegangen, nur in Deutschland hat das Interesse der fürstlichen Agnaten, sowie das ausschließende Recht des Adels auf die Stifter und die Präbenden der geistlichen Ritterorden, jene strengen Grundsätze erzeugt. Auch nur in Deutschland konnte es, wie erwähnt, einen hohen Adel in jenem engern Sinne geben, in welchem nur regierende Familien und Herren dazu gerechnet wurden, und zwar nur diejenigen, welche außer dem Besitz landesherrlicher Rechte (wenn auch nur Gesammtbesitz der Familie), auch noch Antheil an der Reichsregierung durch Sitz und Stimme auf dem Reichstage oder doch einen Antheil an einer gemeinschaftlichen (Curial-) Stimme der Prälaten und 4 Grafen Curien hatten. Denn landesherrliche Rechte hatte auch die Reichsritterschaft, ohne doch zum hohen Adel gerechnet zu werden. Die Grenzen dieses hohen Adels waren außerordentlich schwankend und streitig, und doch ihre Bestimmung sehr wichtig, weil davon der Begriff notorischer Mißheirathen abhing. Der hohe Adel war theils ein bloß persönlicher, theils ein erblicher. Jenen hatten die geistlichen Fürsten, Bischöfe und

Äbte, wovon viele zugleich regierende Herren eines Reichslandes waren, viele aber auch nur die Würde der Reichsfürsten ohne Souverainetätsrechte hatten, wie die Erzbischöfe von Prag, Ollmütz, Gnesen, die Bischöfe von Chiemsee, Gurk, Lavant, Lausanne, die Äbte von Einsiedlen, Mury, Pfäfers u. s. w. In den meisten dieser Stifter hatte der deutsche Erbadel nach und nach den gelehrten Stand verdrängt, obgleich der Papst immer dagegen eiferte, und noch im westphälischen Frieden verordnet wurde (Art. V, §. 17), daß die Gelehrten nicht aus den Stiftern ausgeschlossen würden. Der erbliche hohe Adel kam den reichsständischen fürstlichen und gräflichen Familien, und zwar jedem Mitgliede derselben, zu. Dergleichen gab es außer Deutschland nicht. Zwar führten viele französische, italienische, spanische und englische Familien den Titel der Fürsten, Herzoge und Marquis (auch die englischen Herzoge und Marquis bekommen in officiellen Urkunden den Titel Fürst), aber der deutsche Fürstenstand achtete nur wenige von ihnen ebenbürtig. Dahin gehörten in Frankreich diejenigen sechs Familien, welchen man, ihrer Landsässigkeit ungeachtet, wegen ihrer Verwandtschaft mit souverainen Familien oder ihrer Abstammung von ehemaligen bretannischen und aquitanischen Herrschern am französischen Hofe die Rechte der **Princes étrangers** beigelegt hatte. Dies waren in Frankreich die Familien Lothringen, Savoyen, Grimaldi (Fürsten von Monaco), Rohan, Latour-d'Auvergne (Herzoge und Fürsten von Bouillon). Auch einige polnische Familien (Radzivill, Czartoriski) gehörten hieher. In Schweden und Dänemark gab es gar keinen hohen Adel dieser Art. Obgleich sehr viele deutsche ehemals reichsständische Familien ihre Souverainetät verloren haben, so hat doch die deutsche Bundesacte ihnen den hohen Adelstand, die Ebenbürtigkeit mit den souverainen Häusern vorbehalten. In Deutschland war noch ein strenger Unterschied zwischen den alten Fürsten, welche vor 1580 diese Würde erlangt hatten, und den neuen, später dazu gelangten. — Der englische reichsständische (hohe) Adel, das Haus der Lords, hat fünf Classen: Herzoge, Marquis, Grafen (**Earls**), Viscounts und Barons; der französische reichsständische Adel führt als solcher bloß den Titel **Pairs de France**, denn die alten und neuen Adelstitel: **Prince**, **Duc**, **Marquis**, **Comte**, **Vicomte**, **Baron** kommen auch ohne die Pairschaft vor. — Der niedere Adel oder die Ritterschaft (in England die **Gentry**) hat sich erst spät als eigner Stand ausgebildet. In England gehört ein Jeder dazu, welcher nicht von gemeiner Handarbeit lebt und daher ein Wappen und den Titel **Esquire** (**Armiger**) anzunehmen berechtigt ist. In Spanien kann sich auch Jeder für einen **Hidalgo** (von **fidelis**) erklären, dessen Ältern ohne ein gemeines Gewerbe gelebt haben, und in Frankreich war der Adel mit einer so großen Zahl selbst unbedeutender Stellen verknüpft, daß er auch sehr leicht zu erwerben war. Dort hielt man aber desto strenger auf alten Adel, d. h. auf einen solchen, dessen Anfang gar nicht nachgewiesen werden konnte. Zur Präsentation bei Hofe foderte man 400jährigen Adel.

Der Briefadel ist so alt, als der Erbadel überhaupt, denn sowie dieser sich staatsrechtlich als festes Institut ausgebildet hatte, machten auch die Monarchen von dem nothwendigen Rechte Gebrauch, Standeserhöhungen zu ertheilen, und hielten den sehr richtigen Grundsatz fest, daß in der Monarchie kein Vorrecht älter sein, oder einen andern Ursprung haben könne, als das monarchische Recht selbst. In Frankreich fing daher Philipp III. (1270) an, Adelsbriefe zu ertheilen, und in Deutschland folgte man bald nach. Die Stufen des niedern Adels in Deutschland waren 1) einfacher Adel mit dem Prädicat: von; 2) Edler von; 3) Ritter; 4) Bannerherr; 5) Freiherr; 6) Graf. Die Rechte desselben waren im Allgemeinen nicht sehr bedeutend, aber in einzelnen Ländern hatte derselbe theils durch wirkliche Gesetze, theils durch Sitte und Gewohnheit sehr beträchtliche Vorrechte (Steuerfreiheit und ausschließliche Rechte zu höhern Staats-

ämtern, besonders den Officiersstellen) erhalten, wovon man die meisten und wichtigsten in der neuern Zeit, weil sie sowol der Gerechtigkeit zuwider, als der kräftigen und gesunden Entwicklung des Staats hinderlich sind, wieder beschränkt oder ganz aufgehoben hat. In der französischen Revolution wurden zuerst durch die berühmten Decrete vom 4. August 1789 die drückenden Vorrechte des Adels und die meisten gutsherrlichen Rechte (Gerichtsbarkeit u. s. w) aufgehoben, und nachdem das Lehnwesen durch eine Reihe von Gesetzen vernichtet worden war, wurde durch ein Gesetz vom 19. Juni 1790 der Erbadel gänzlich abgeschafft. Napoleon stiftete durch den Senatsschluß vom 14. Aug. 1806 und das Decret vom 1. März 1808 einen neuen Erbadel, mit den Titeln Fürsten, Herzöge, Grafen, Barone und Ritter, der aber nur Majoratsadel war, und nur nach Stiftung eines Majorats mit diesem auf die ältesten Söhne nach dem Rechte der Erstgeburt forterbte. Nach der Restauration aber trat auch der ältere Adel wieder ganz in seine Rechte ein. So ist der Adel in Europa wieder zum allgemeinen europäischen Institut geworden; nur in Norwegen, wo er ohnehin fast eingegangen war, ist er durch dreimal nach einander, 1815, 1818 und 1821 wiederholte Beschlüsse des Storthings aufgehoben worden. Der König konnte zwar seine Einwilligung nicht mehr versagen, allein er schlug, weil sich Norwegen in harmonischer Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Organisation der Nachbarstaaten erhalten müsse, die Errichtung eines neuen Erbadels vor, welcher zur Belohnung großer Verdienste um das Vaterland vom Könige vergeben werden und nach dem Rechte der Erstgeburt forterben sollte. In der Verfassungsurkunde von 1814, Art. 25, ist aber verordnet, daß keinem Norweger erbliche persönliche oder reale Vorrechte ertheilt werden könnten, und so lehnte das Storthing den königl. Antrag ab. 37.

Adelskette. Eine Verbindung, welche zur Zeit des wiener Congresses, bei welchem sich bekanntlich eine große Anzahl Individuen aus der Classe des höhern Adels und der Mediatisirten zur Wahrnehmung ihrer Ansprüche oder Rechte eingefunden hatte, geschlossen wurde, deren spätere Geschichte aber nicht bekannt worden ist. Klüber theilt in den „Acten des wiener Congresses", Th. VI, §. 452 fg., den darüber bekannt gemachten Plan mit. Diesem, vom 10. Jan. 1815 datirten, jedoch mit keinen Unterschriften versehenen Plane gemäß, sollte diese Kette *) bloß für eine allgemeine deutsche sittliche und wissenschaftliche Bildungsanstalt gelten, ausschließend für den Adel, dessen Bestimmung sei, der erste und gebildetste Stand in Deutschland zu sein; — in ihm sollte der alterthümliche ritterliche Sinn erweckt und erhalten werden, damit jede geistige und körperliche Bildung bei dem Adel immermehr fortschreite; — es sollte (durch die Kette) in die Erziehung des jungen Adels eingewirkt werden; — in Hinsicht auf Zweck und Mittel waren Grade für Wirken und Handeln vorgeschlagen; — eine örtliche Eintheilung der Mitglieder in Kreise und Gauen, jedoch nicht nach der jetzigen politischen Geographie, lag im Entwurf; — deutsch-adlige Festtage durch ganz Deutschland, sowie öftere Versammlungen, worin Protokolle geführt und diese an die Kreisvorsteher gesandt werden sollten, waren vorgeschrieben; — Alles dies aber solle erst für einen kleinen Anfang gelten! „Aber man hoffe ein fröhliches Gedeihen und kräftiges Wachsthum. Aus diesem würden sich manche liebliche

*) Gleichwie, heißt es im §. 23 des Plans, Alles in der Welt einen Namen haben will, also auch dieser Verein einen Namen und Sinnbild angenommen hat, und zwar die einer geschlossenen Kette, andeutend, daß, sowie die Kraft einer Kette in der Gleichheit zu einem Zwecke angezogener Ringe besteht, der Verein aus unter sich gleichen, an Muth, Kraft und Beharrlichkeit wetteifernden Mitgliedern bestehe, welche fest wie die Ringe einer Kette zusammenhalten und weder Anfang noch Ende zeigen, an dem sie getrennt und von einander entfernt werden könnten.

Blüthen und Früchte entwickeln, die für jetzt noch nicht zu ahnen seien." „Zur Zeit ihrer Reife würden fernere Einwirkungen und Bestimmungen erfoderlich sein, welche dann die Kette zu berathen und festzusetzen mit Freuden beflissen sein werde." — „Es war vorauszusehen", sagt Klüber, „daß diese wiener Congreßfrucht, welche vier Jahrhunderte zu spät kam, zur Reife nicht gedeihen werde." Wie lange und mit welchem Erfolge aber noch an der Pflanze gepflegt worden ist und vielleicht gepflegt wird, wissen wir nicht. 59.

Adelung (Johann Christoph), dieser um die vaterländische Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte wurde den 8. Aug. 1732 zu Spantekow in Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war. Er genoß den ersten Unterricht theils zu Anklam, theils zu Klosterbergen bei Magdeburg, und vollendete seine Studien zu Halle. 1759 ward er zum Professor an dem evangel. Gymnasium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf, durch kirchliche Streitigkeiten veranlaßt, nach Leipzig, wo er sich mit unermüdlicher Thätigkeit den weitläufigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutschen Sprache und Literatur so nützlich geworden, und namentlich durch sein „Grammatisch-krit. Wörterbuch der hochdeutschen Mundart", Leipzig 1774—86, 4 Th. und 1. Hälfte d. 5. — 1787 erhielt er von dem Kurfürsten von Sachsen den Ruf als Oberbibliothekar bei der öffentl. Bibliothek in Dresden, mit dem Charakter als Hofrath. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode am 10. Sept. 1809. Adelung allein hat für die deutsche Sprache geleistet, was für andre nur ganze Akademien leisteten. Sein grammatisch-kritisches Wörterbuch übertrifft das englische von Johnson in Allem, was die Begriffsbestimmungen, die Abstammung, die Ordnung der Bedeutungen und hauptsächlich die Wortforschung (Etymologie) betrifft; aber es steht ihm nach in der Wahl der classischen Schriftsteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden, weil Adelung's Vorliebe für die obersächsischen oder meißnischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, diejenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte, und sein Geschmack sich in enge Grenzen eingezäunt hatte, um das Classische anders als nach stylistischen Normen zu würdigen. Adelung's methodischer Geist erschrak über die Gesetzlosigkeit und über die Flut neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache bis ins Unbegrenzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugsamkeit und Bildsamkeit, die sie allein mit der griechischen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, diese Mängel gerügt. Die 2. Aufl. des Adelung'schen Wörterbuchs (1798—1801) liefert eine Menge von Zusätzen, die an sich schätzbar sind, aber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache in keinem Verhältniß stehen, und nur zu deutlich beweisen, daß auch ein unermüdlicher Fleiß die schon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuschaffen nicht vermag. (Vgl. **Deutsche Sprache**.) Von Adelung's übrigen Werken, nennen wir s. deutschen Sprachlehren, s. „Magazin für die deutsche Sprache", s. Werk über den deutschen Styl, s. „Älteste Geschichte der Deutschen", s. für die Quellenkunde der südsächs. Gesch. wichtiges „Directorium" (Meißen 1802, 4.), und s. „Mithridates", in welchem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Er selbst vollendete nur den 1. Band; die 3 folgenden verdanken wir dem Sprachforscher Vater in Halle, der dazu theils des Verstorbenen Papiere, theils von A. und W. v. Humboldt gelieferte Materialien, theils die Ergebnisse eigner Untersuchungen verarbeitete. — Als Mensch war Adelung von den unbescholtensten Sitten und sehr liebenswürdigen Eigenschaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er sich im Kreise seiner Freunde und an einer gut besetzten Tafel erholte.

Adelung (Friedrich v.), kais. russ. wirkl. Staatsrath, Ritter, Mitgl. mehrer Akademien, seit 1825 Vorsteher der asiatischen Akademie zu St.-Peters-

burg, ein Neffe des Sprachforschers, geb. zu Stettin 1768, hat sich als Linguist und Geschichtsforscher ausgezeichnet. Nachdem er früher in Rom mit den Schätzen der vaticanischen Bibliothek sich vertraut gemacht und interessante Untersuchungen über die daselbst befindlichen altdeutschen Gedichte mitgetheilt hatte („Nachr. von altdeutschen Gedichten, welche aus der heidelberger Bibl. in die vaticanische gekommen sind", Königsberg 1796 u. 1799), kam er nach Petersburg, wo er an der Direction des deutschen Theaters Theil nahm. 1803 ward er zum Lehrer der Großfürsten Nikolaus und Michael ernannt, und als Collegienassessor des Standesadels theilhaftig. Dann legte er sich mit allem Eifer auf die Sprachenkunde, wobei ihm die Sammlung des Bibliothekars Backmeister sehr nützlich war. Er schrieb über die „Rapports entre la langue sanscrite et la langue russe", und in einer seiner neuern Schriften hat er Katharinens Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde (Petersburg 1815) dargestellt. In seiner zum Theil aus Quellen bearbeiteten Biographie des Freiherrn Siegmund von Heberstein (s. d.), den Schlözer mit Recht den zweiten Entdecker Rußlands nannte, hat er (Petersb. 1817, m. Kpf.) diesem verdienstvollen östreichischen Diplomatiker ein würdiges historisches Denkmal errichtet. Auf Veranlassung seines Gönners, des vielverdienten Reichskanzlers Gr. Romanzoff, lieferte er eine Beschreibung der merkwürdigen korßunschen (chersonschen) metallenen Thüren an der Sophienkirche in Nowgorod, die im 11. Jahrh. in Magdeburg gegossen worden sein sollen, von denen der Graf die genauesten Zeichnungen verfertigen ließ. Diese Schrift, welche mit Kupf. und Steindrucktafeln 1823 zu Berlin erschienen ist, enthält interessante Beiträge zu der Kunstgeschichte Rußlands und einen Aufsatz über die ebenfalls in Nowgorod befindliche sogen. schwedische oder silberne Thüre, welche aus Sigtuna, dem alten schwedischen Königssitze, als Siegsbeute nach Rußland entführt worden ist. Noch arbeitet A. an einer „Bibliotheca glottica", wovon er bereits eine: „Übersicht aller bekannten Sprachen" (Petersb. 1820) als Einleitung herausgegeben hat. 20.

Adept, s. Alchymie.

Aderlaß, das Weglassen einer Quantität Bluts mittelst Öffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader (Vene). Von den Alten wurde sorgfältig darauf geachtet, wo die Öffnung geschähe. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1) am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene, oder aus der Mittelblutader (Medianvene); 2) an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3) am Fuß, aus jeder hinlänglich starken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4) am Halse, aus dem hintern Aste der Jugularvene; 5) an der Zunge, aus der Froschblutader. — In Deutschland braucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England u. s. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven sicherer zu vermeiden ist. Unter den Pulsadern ist die Schläfarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von diesem eben beschriebenen allgemeinen Aderlaß unterscheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutegel geschieht, um bei Entzündungen das Blut, ohne Schwächung des Systems, aus der leidenden Stelle zu ziehen. Der Aderlaß gehört zu den wirksamsten Mitteln in der Heilkunst, aber über seine Anwendbarkeit haben die vorzüglichsten Ärzte sehr verschieden gedacht. Hippokrates wandte ihn sparsam an, denn mit Recht betrachtete er die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirksamkeit derselben störendes Schwächungsmittel. Häufiger, und endlich bis zum Mißbrauch, verordneten ihn seine Schüler. Die Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem sie der Beobachtung der Natur auf Hippokratische Weise nachstrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlassens zu bestimmen suchten. Aber mit den Wissenschaf-

ten verfiel auch die Heilkunst in Griechenland. Zwar erhoben sich griechische Ärzte unter den Römern, aber die empirische Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlassen eine neue Gestalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Ursache der meisten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war und hielt schon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm bestimmte Celsus bündig die Fälle des Aderlasses (um das J. 5 nach Chr.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (J. 160), der eine Hauptclasse der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderlässe, und durch das Ansehen seiner Lehre, die mehre Jahrhunderte lang die herrschende war, wurde der Gebrauch derselben sehr verbreitet. Nach dem Umsturz des römischen Reichs waren die Ärzte in Europa so selten, daß Karl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß und überhaupt ohne ärztliche Hülfe starb. Die arabischen Ärzte folgten dem Galen, verbreiteten seine Lehren in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn schon durch sie die Anwendung des Aderlasses vervielfältigt ward, so geschah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Besitz der Heilkunde, wie überhaupt aller damaligen Wissenschaften, waren. Späterhin verflocht man die Astrologie in die Lehren der Medicin und bestimmte den Aderlaß nach gewissen Tagen. Die Päpste hatten zwar sehr oft den Mönchen die Ausübung der Heilkunst untersagt; allein theils achteten diese nicht darauf, theils erklärten sie das Verbot nur von chirurgischen Operationen. So trennte sich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entstand, und eignete sich das Aderlassen, Schröpfen und Bartscheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlassens immer mehr überhand. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriften der griechischen Ärzte, vornehmlich des Hippokrates, verbreitet wurden und ihre Lehre wiederauflebte, da wurde, wenigstens unter den Ärzten, der Aderlaß wieder auf bestimmte Fälle beschränkt. In Deutschland verdrängte Paracelsus (1525) das Galen'sche System und mit ihm den Aderlaß, der bloß in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. s. w. wurde jedoch noch theils das Hippokratische, theils das verunstaltete Galen'sche System von den Ärzten angenommen, und daher auch der Aderlaß herrschend, der aufs höchste gemißbraucht wurde. Helmont (1600), der Stifter einer ganz verschiednen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeist, den er Archäus nannte, zu sehr dadurch geschwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte insofern Einfluß auf den Aderlaß, als sie zu Versuchen veranlaßte (1642), die Heilmittel in die Adern selbst einzuspritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulassen, und durch Blut von gesunden Menschen oder Thieren zu ersetzen. In England erschien Sydenham (1673), der durch starke Aderlässe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Fast in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, fast immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf vierzig Unzen. Die übeln Folgen davon entgingen ihm nicht, aber er glaubte, die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) suchte Hippokrates's Lehre mit Helmont's Theorie zu vereinigen, und stellte über den Aderlaß richtige und gemäßigte Grundsätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, sei selbst keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwischen den festen und flüssigen Theilen könne sie dazu werden, und in diesen Fällen sei das Gleichgewicht wiederherzustellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlassen, wenn die Vollblütigkeit in Bewegung gerathe, und Congestion oder Blutfluß errege. Diesem Fall, rieth er, vorbauungsweise durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte sich, entstellt und mißverstanden, fort. Allenthalben hielt man Präservationsaderlässe für nöthig. Bordeu arbeitete dem

Unwesen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer sehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zustände des Nervensystems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs ansah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und besonders des Systems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berücksichtigung aller Umstände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meistens der Lehre Stahl's. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenham's, häufige Veranlassung zu Aderlässen. Mehre neue Ärzte hingegen suchten ihre zu häufige Anwendung einzuschränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Reil, Hildebrandt u. A. Wollstein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine so bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall suchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verstattete den Aderlaß bei sthenischen Krankheiten, deren Zahl er aber sehr gering angab, und die Ausbreitung seiner Lehre (s. Erregungstheorie) beschränkte den Gebrauch dieses Mittels zu sehr. Nur unter den echten Heilkünstlern erhielt sich die richtigere Anwendung desselben. In der neuern Zeit hat der Mißbrauch des Aderlasses wieder sehr zugenommen, weil die antiphlogistische Heilmethode die herrschende wurde. Der Aderlaß gehört zu den kräftigsten, aber auch zu den gefährlichsten Heilmitteln, die wir besitzen, und kann daher nur eine seltene und wohlbedachte Anwendung gestatten. H.

Adern, in der anatomischen Kunstsprache Gefäße, sind die häutigen Canäle, welche eine Flüssigkeit im thierischen und menschlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen sind die Lymphgefäße, welche lymphatische (wässerige) Flüssigkeit, — Milchgefäße, welche den Milchsaft (Chylus) aus den Därmen aufnehmen und in das Blut überführen; Blutgefäße, welche das Blut enthalten. Diese letztern werden gewöhnlich auch vorzugsweise unter der Benennung der Adern verstanden, und wir führen sie hier in diesem Sinne fort. Das ganze Adersystem im thierischen Körper besteht aus zwei Classen: den Puls- oder Schlagadern, Arterien, und den Blutadern oder Venen (venae). Beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern sammeln aus demselben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Ursprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer setzt sich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche sich sogleich, wie sie vom Herzen abgeht, in einem Bogen herunterwärts begibt, durch eine Öffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten derselben herabsteigt, wo sie sich in die beiden Hüft- oder Darmbeinarterien spaltet. Diese gehen abwärts bis an den Rand des Beckens; jede theilt sich wieder in zwei große Äste: in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile sich verbreitet. Aus dem absteigenden Theile der Aorta, sobald sie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen ist, gehen mehre, zum Theil sehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwercharterien, welche das Zwerchfell selbst und benachbarte Theile mit Zweigen versorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz u. s. w. verbreitet. Ebendaselbst gehen die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab, und versorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufsteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz selbst mit Zweigen versehen, aus dem Bogen aber die, welche sich zu dem vordern Theile der Brust, zu allen Theilen des Kopfs, des Halses und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen sich in immer kleinere Äste und Zweige, bis sie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar sind. (S. Haargefäße.) Die Pulsadern, Arterien, sind fester und stärker in ihren Häuten, als die Venen. Sie

haben vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut stark, fest und elastisch ist, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfasern besteht, die innerste sehr zart und dünn, an ihrer innern Fläche sehr glatt ist. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; sie dehnen sich, von der andringenden Blutwelle geschwellt, aus, und ziehen sich wieder zusammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Diese Verrichtung zeigt sich in der beständigen schlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine solche Ader bloßgelegt wird, oder wenn man sie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann (vergl. Puls). Eine verletzte oder durchgeschnittene Pulsader fällt nicht zusammen, heilt auch wegen der beständigen Bewegung schwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung jeder Arterie gefährlich und einer innern tödtlich. Die Venen entspringen in dem ganzen Körper mit den feinsten Verästelungen, und ziehen das umgewandelte Blut an sich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder sich vereinigend, in größere über und diese vereinigen sich endlich aus dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere Hohlvene, welche zusammenstoßen und in den Venensack (Vorhof) der rechten Herzkammer sich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halse und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Drosselader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite sich vereinen, und an der Stelle, wo sie hinter dem Knorpel der ersten Rippe der rechten Seite heruntersteigen, in die obere Hohlvene übergehen. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibs und der Eingeweide in demselben vereinigen sich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüftvenen sich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta hinter dem Bauchfell in die Höhe steigt, und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welches zu ihrem Durchgang eine vierseitige Öffnung in seinem flechsigen Theile hat, gelangt, durch dasselbe in die Brusthöhle steigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof der rechten Herzkammer sich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen besondern Umweg. Diese Blutadern vereinen sich nämlich in einen Stamm zusammen, die Pfortader (vena portarum), welche in die Leber eingeht und sich daselbst wieder in Äste und Zweige bis in die feinsten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle absondernden Organe bilden. In der Leber entsteht dann wieder ein neues Venensystem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, sich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsadern wesentlich ab. Sie bestehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern. Diese faltet sich an mehren Stellen und bildet dadurch sackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang gestatten. Doch fehlen diese Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibs, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der untern Gliedmaßen sind stärker, als die andrer Theile des Körpers. In Rücksicht ihrer größern Zweige sind die Venen zahlreicher, als die Arterien; meistens ist, besonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchschimmernde Farbe sichtbar werden. Von diesen sind noch einige deßhalb merkwürdig, weil sie gewöhnlich zum Blutlassen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung stehenden Blutadern. Aus dem Venengeflecht des Handrückens entspringt die äußere Hautvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwischen dem Mittelhandknochen des Daumens und des Zeigefingers liegt, und die äußere Hautvene des Daumens

(vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderseite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hautvene des Arms (vena basilica) entspringt gleichfalls aus dem Venengeflecht des Handrückens zwischen dem Mittelhandknochen des kleinen und des vierten Fingers, wo sie noch Hautvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Elbogenröhre in die Höhe, wendet sich aufsteigend an die vordere Fläche des Unterarms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hauptvene des Arms (vena mediana) entspringt meistens von der cephalica und zieht an der Beugeseite des Vorderarms schief gegen die basilica, in welcher sie sich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Elbogengelenke liegt sie auf der flechsigen Binde der Muskeln des Vorderarms, wo sich diese mit der Sehne des zweibauchigen Armmuskels verbindet und die Armarterie und den Mediannerven bedeckt. An dieser Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlassen am Arme geöffnet, und es ist daher große Vorsicht nöthig, damit nicht die Vene durchschlagen und die darunter liegende Armpulsader oder der benannte Nerv verletzt werde. So liegt auch auf dem Fußrücken ein starkes Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von dessen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlasse am Fuße geöffnet wird. Noch ist außer dem Adersystem der Aorta und der Hohlvene ein andres in dem Menschen zu bemerken, nämlich das Lungenadersystem, durch welches der sogenannte kleine Kreislauf des Bluts bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderstamm, die Lungenarterie, ab, die sich sogleich in zwei Äste theilt, davon jeder sich in eine Lunge begibt, sich in derselben in immer kleinere Äste trennt und endlich in die kleinsten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet sich rückwärts ein Venensystem, in dem Haargefäße der Lungenarterie sich wahrscheinlich umbiegen, zur Vene werden, die nun sich immer zu größern Zweigen und Ästen vereinigen und endlich in jeder Lunge zwei große Venenstämme bilden, welche sich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das schwarzrothe Venenblut aus der rechten Herzkammer in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper stattfinde, der große Kreislauf, aus der linken Herzkammer durch das Arteriensystem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verschiedenen Absonderungen, und durch das Venensystem nach der rechten Herzkammer zurück; der kleine Kreislauf aus der rechten Herzkammer durch die Lungenarterie nach den Lungen und aus diesen durch die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurück. Die Lungenvenen, die linke Herzkammer und deren Pulsadersystem führen das hellrothe Blut; das Venensystem der Hohladern, die rechte Herzkammer und die Lungenarterien das schwarzrothe Blut. H.

Adersbacher Gebirge, ein merkwürdiges Sandsteingebilde, das sich mit einigen Unterbrechungen von dem böhmischen Dorfe Adersbach bis nach der Heuscheuer in der Grafschaft Glatz erstreckt. Kleinere oder größere Klüfte trennen die einzelnen Felsen, die bis 100 Fuß und drüber hoch sind und aus einem eisenschüssigen oder mit Eisenkalk gemischten Sandstein bestehen. Indem Regen und Schnee sich in den Vertiefungen der Oberfläche sammelte, sprengte die Feuchtigkeit die Felsen im Winter und suchte sich Auswege, die endlich Klüfte wurden. Dieser Sandstein verwittert sich immer mehr und seine Oberfläche ist sehr zerreiblich.

Ades, Hades, s. Pluto.

Adhäsion. Man versteht, nach dem neuesten Sprachgebrauche der Physik, unter Adhäsion allgemein das Bestreben nach Zusammenhang bei ungleichartigen Körpern; unter Cohäsion (s. d.) aber die Anziehung gleichartiger Körper. Im engern Sinne wird der Ausdruck Adhäsion jedoch nur gebraucht, wenn von den Körpern der eine fest, der andre flüssig ist; man sagt alsdann, daß sich der flüssige

an den festen anhänge, wie z. B. Wasser an den hineingetauchten Finger. Dabei findet aber unter den verschiednen Körpern ein Unterschied statt; denn Quecksilbertheilchen hängen sich z. B. nicht an Glas, aber wol an Gold, Silber und Blei. Wasser hängt sich an die meisten Körper, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, mit Staub, Mehl u. dgl. bedeckt ist. Flüssige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Masse, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, sondern steigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweise hievon gibt das Wasser, Bier u. s. w. in Gläsern, Eimern, Töpfen u. s. w. In Gefäßen hingegen, deren Masse von den darin enthaltenen Flüssigkeiten nicht benetzt wird, stehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Quecksilber in einem Glase eine gleichsam convexe Oberfläche. Diese Erscheinung des Aufsteigens oder Senkens der betreff. Flüssigkeiten wird um so bemerklicher, je geringer der innere Durchmesser des Gefäßes ist; weßhalb man sich zu Versuchen der sogenannten Haarröhren (s. d.) bedient und die alsdann in sehr auffallendem Maße eintretende Wirkung mit dem Namen der Capillarität (v. capillus, das Haar) bezeichnet. Gießt man Wasser u. dgl. aus dem Gefäße, dessen Masse davon benetzt wird, so läuft es leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht ersterm eine geschickte Richtung gibt. Quecksilber thut dies aus einem Glase nie; wol aber aus einem Gefäße von Blei ꝛc. Erschöpfend hat diesen Gegenstand behandelt Munke im betreff. Art. d. n. A. von Gehler's „Physikal. Wörterb.", 1. B., Leipz. 1825. (Vergl. Anziehung.)

Adhäsion (Jur.), der Beitritt einer Partei zu einem von einer andern eingeschlagenen Wege; im Civilproceß zu einem von dem Gegner eingewandten Rechtsmittel (Läuterung, Appellation), wobei aber der Regel nach, wenn sie andre als die vom Gegner schon angefochtenen Punkte betrifft, die nämlichen Förmlichkeiten, wie bei einem selbständigen Rechtsmittel zu beobachten sind. In Criminalsachen nennt man das Verfahren den Adhäsionsproceß, wenn der durch ein Verbrechen Beschädigte seine Entschädigungsansprüche zugleich im Criminalprocesse mit verfolgt. 37.

Adiaphora (griech.), an sich gleichgültige Nebendinge oder Mitteldinge, 1) d. i. Gegenstände und Handlungen, welche weder sittlich lobenswerth noch verwerflich sind; 2) im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Cultus, die, weil die heil. Schrift sie weder verboten noch angeordnet hat, ohne Gefahr des Glaubens und Beschwerung des Gewissens beibehalten oder verworfen werden können. Ursprünglich werden so diejenigen katholischen Ceremonien genannt, die die Evangelischen, besonders in Kursachsen unter Moritz, aus Gehorsam gegen das augsburgische Interim (s. d.) annahmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateinische Gesänge, Horä und Vespern, Chrisma, Privatbeichte u. dgl. Über diese Nachgiebigkeit erhob der jenaische Theolog Flacius, in Gemeinschaft mit der niedersächsischen Geistlichkeit, 1549 den unter dem Namen der adiaphoristischen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoristen erhielten. Die Flacianer führten diesen mit den interimistischen Händeln zusammenhängenden Streit desto leidenschaftlicher, je leichter die Wittenberger sich rechtfertigen konnten, sobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben diese Nebendinge Parteizeichen, wodurch die strengen Lutheraner sich von den Calvinisten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterscheiden suchten. Die veränderte Ansicht der Theologen des 18. Jahrh. brachte es jedoch mit sich, daß seit 50 Jahren die meisten Gebräuche dieser Art im Stillen beseitigt wurden und erst jetzt, da man wieder auf Vermehrung der sinnlichen Beiwerke des Cultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulassen sei, neues Gewicht. E.

Ädilen, obrigkeitliche Personen bei den Römern, welchen die Aufsicht über die öffentlichen Schauspiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt (Aediles plebis); zu Ende des 4. Jahrh. nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriziern hinzu, welchen der elfenbeinerne Magistratsstuhl (sella curulis) vergönnt war, und die Aediles curules genannt wurden. Julius Cäsar setzte noch eine dritte Gattung hinzu (Aediles cereales), denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adjectiv, Beiwort, ein Wort, welches dem Substantiv beigesetzt wird, um den Begriff, welchen das Substantiv im Allgemeinen darstellt, durch Angabe einer Beschaffenheit der Sache, die das Substantiv nur zum Theil kenntlich macht, genauer zu bestimmen. Man braucht das Beiwort bald eigentlich (als Eigenschaftswort im eigentlichen Sinne), z. B. schwarzer Stiefel, bald uneigentlich oder als Umstandswort, z. B. der Stiefel ist schwarz. Wechselnde Beschaffenheiten werden in unserer Sprache auch durch Substantive umschrieben, z. B. Teller von Zinn, statt zinnerner Teller. Unsere ältern Mundarten waren an mannigfaltigen Biegungen der Adjective reicher als unsere jetzigen, die solche aus Nachlässigkeit aufgaben. In Hinsicht der Stellung der Worte sollten die Schriftsteller sich nicht so sklavisch, als z. B. die französischen, fesseln lassen. Die Adjective drücken entweder die Beschaffenheit durch eine ursprüngliche Bezeichnung, z. B. falsch, aus; oder sie sind abgeleitet und drücken dann die eigenthümliche Beschaffenheit aus, die das Substantiv bezeichnet, aus dem das Beschaffenheitswort gebildet worden, z. B. fleißig. Bei Eigenschaften, die eines Grades fähig sind, kann derselbe ampliativ, diminutiv, comparativ und superlativ ausgedrückt werden. (S. Redetheile, Beiwort.)

Adjudication, die gerichtliche Zuschlagung einer an die Meistbietenden verkauften Sache, eines Lieferungscontracts u. dergl. In der Regel wird erst durch die erfolgte Adjudication der Contract vollständig und bis dahin hat, wenn nicht Landesgesetze oder besondre Verabredungen ein Andres festsetzen, der Meistbietende kein unbedingtes Recht, den Zuschlag zu verlangen. Der Eigenthümer z. B., welchem eine Sache Schulden halber verkauft werden soll, kann noch durch Bezahlung sich dieselbe erhalten. Durch die Adjudication nach gehöriger Subhastation werden alle frühere, auf der verkauften Sache haftende Hypotheken getilgt. 37.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit setzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug messingner und eiserner Gewichte gebraucht, wenn sie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewichte gleichen; und endlich heißt es im Münzwesen die Bereitung und Beschreibung derjenigen Metallstücke, die nachher zur Ausprägung von Münzen bestimmt sind.

Adjustirwage, beim Münzwesen eine kleine Wage, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob sie durch Hinzusetzen von Metall schwerer, oder durch Hinwegnehmen desselben leichter zu machen sind.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsofficier und dessen vertrautester Begleiter im Dienst, der ihm sehend, beobachtend und wirkend stets zur Seite steht und in seinem Geiste und Sinne — zwar nicht selbst befehlen darf, wol aber dessen Befehle an die Behörden zu vertheilen und darauf zu sehen hat, ob sie gehörig befolgt werden. Der Geschäftskreis des Adjutanten ist daher ebenso wichtig als mannigfaltig und nicht selten von bedeutendem Einfluß, erfodert also einen Mann von vielumfassendem Geist, tüchtiger Kenntniß seines Fachs, unermüdlicher Thätigkeit, gewandtem Benehmen und einer Rechtlichkeit, die durch keinerlei Rücksichten erschüttert werden kann. Da bei weniger selbständigen Chefs dieser Einfluß oft weiter sich erstreckt, als für das Ganze ersprießlich ist, so hat man in

einigen Diensten Maßregeln getroffen, das vertraute Verhältniß zwischen dem Chef und Adjutanten nicht überhand nehmen zu lassen und eine besondre Adjutantur gebildet. Die Mitglieder derselben werden dann den Chefs zugetheilt und wechseln auch von Zeit zu Zeit ihre Plätze. Indessen ist es oft ebenso nachtheilig für den Dienst, wenn der Chef und sein Adjutant in kalter, strenger Entfremdung bleiben. — Gewöhnlich unterscheidet man Generaladjutanten beim Monarchen und Feldherrn; Divisions- und Brigadeadjutanten bei den diese Abtheilungen befehlenden Generalen. Ihr Wirkungskreis verschmilzt häufig mit dem der Generalstabsofficiere. Ferner, Regiments- und Bataillonsadjutanten und Platzadjutanten u. s. w. Alle besorgen zugleich auch den militairischen Briefwechsel, führen die Journale, die Commandirrester, die Ausgabe der täglichen Befehle und leiten die taktischen Bewegungen, verrichten ihren Dienst zu Pferde und müssen von jedem Diensterеignisse ihrer Truppe in Kenntniß gelangen und in beständiger Uebersicht aller Angelegenheiten derselben bleiben. **Lg.**

Adler. In der Allegorie der bildenden Künste ist der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, Überbringer des Blitzes, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrschaft aus. In diesem Sinne finden wir ihn als Sinnbild und Symbol der Völker, Fürsten und Heere. Er war das hieroglyphische Zeichen der Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einst zum Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eins der ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vor. Ein goldner Adler mit ausgebreiteten Flügeln, das Symbol der persischen Könige, wurde dem Heere vorgetragen. Bei den Römern waren sie anfangs von Holz, dann von Silber mit goldnem Blitzstrahl, unter Cäsar und seinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Sie wurden als Legionszeichen auf einer langen Lanze getragen und als eigenthümliche Gottheit der Legion verehrt. Napoleon hatte zum Feldzeichen seiner Banner den Adler gewählt. Das königliche Heer in Frankreich hat dies Feldzeichen nicht mehr. Der doppelköpfige Adler war zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, die damit ihren Anspruch auf das morgen- und abendländische Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentalischen Kaiser. Der deutsche Kaiser Otto IV. hatte ihn zuerst auf Siegeln; König Philipp brachte ihn dann auf den Schildern der Münzen an. Östreich behielt dies Sinnbild aus der Erbschaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom russischen Kaiser, und von vielen Fürsten, Grafen und Baronen des deutschen Reichs ins Wappen gezogen. Naturgeschichtlich. (Aquila-falco.) Diese Vögel sind meistens groß, glatt, mit dunkelm Gefieder und steifen Schwungfedern, Kopf mäßig befiedert, Schnabel gerade, die etwas zusammengedrückte Spitze hakenförmig, die Augen liegen tief, die Nasenlöcher in einer Wachshaut ohne Borsten, die Füße sind kurz, stark, meistens befiedert, das erste Zehenglied ist verwachsen, die Krallen sind stark und krumm, der Fraß meist warmblütige Thiere. Zu ihnen gehört in Wäldern und Feldern 1) der Sperber, in Gebirgen; 2) der Habicht, der auch zur Jagd kleinerer Vögel abgerichtet werden kann, in altem Gemäuer; 3) der auf Hofgeflügel herabschießende Thurmfalke (Zugvogel); 4) der gemeine Falke zur Baitze größerer Vögel; 5) der Buß-Aar (f. buteo) in Vorhölzern, verfolgt besonders das Wild; 6) der Weih (f. milvus), Zugvogel, schießt auf sitzende meist kaltblütige Thiere; 7) der gemeine Adler (f. melanaethos), Steinadler, in den Gebirgen, schießt langsam auf Hasen und große Vögel; 8) der Lämmergeier, fast 4 Fuß hoch (f. barbatus), der größte in der alten Welt in den Alpen, wagt

sich an große Thiere und selbst an Kinder; 9) der Schlangenadler im südlichen Afrika, benannt von seiner Hauptnahrung. — Der größte Raubvogel ist der peruvianische Condor, vultur-gryphus, schwarz von Farbe.

Adlerzange, eine, statt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei spitzigen Haken versehene Zange, um damit Gegenstände aus tiefen Orten zu fassen und mittelst einer Kette, die um eine horizontale Winde geht, herauszuheben.

Ad libitum; ital. a piacere, nach Belieben, nach Willkür, wird in musikalischen Werken 1) über Stellen einer Solopartie geschrieben, welche einen freien Vortrag erfodern oder gestatten. Dies bezieht sich sowol auf das Zeitmaß, sodaß der Vortragende den Tact, weniger streng als sonst zu nehmen hat, als auf die Ausmalung des Vortrags, und die eigne Wahl passender Verzierungen. Letzteres findet besonders bei Cadenzen statt (s. Cadenz). Der Tonsetzer überläßt es in diesem Fall dem Gefühle und Geschmacke des ausübenden Musikers, in gewissen Momenten höherer Begeisterung sich frei auszudrücken. Man begreift daher leicht, daß in beiden Fällen Willkür nicht so weit auszudehnen sei, als ob man jedes Gesetzes, selbst dessen, was der Charakter des Tonstücks, als eines Ganzen, vorschreibt, welchem jeder einzelne Theil untergeordnet ist, schlechthin entbunden wäre. Auch muß bei dieser freiern Bewegung einer Solopartie ein Einverständniß mit den übrigen Sängern oder Instrumentalisten noch möglich und durch Verabredung bestimmt sein, und es leuchtet wol ein, daß das ad libitum sich in Hinsicht des ersten Falls nicht über ein ganzes Tonstück verbreiten könne, weil dies in einem mehrstimmigen Stücke nicht bloß die größte Verwirrung unter den Zusammenwirkenden erzeugen würde, sondern weil der freiere, ungebundenere Vortrag, der durch jenes ad libitum bezeichnet wird, überhaupt auch nur von Bedeutung und Wirkung sein kann, wo er als Ausnahme in einzelnen Stellen den strengern Vortrag unterbricht; 2) wird in den Partituren und auf den Titeln der Musikalien auch sehr oft das Wort ad libitum gebraucht, um zu bezeichnen, daß eine Partie zu dem Ganzen nicht wesentlich nothwendig ist und allenfalls weggelassen werden kann. Es versteht sich, daß dieses nur von Stimmen gelten kann, welche zur Ausfüllung dienen, z. B. Corno ad libitum, Violoncello ad libitum. T.

Admet, s. Alceste.

Administration, Verwaltung. Eine als Vormund, als Vorsteher einer Handlung, als Beamter u. s. w. geführte Administration begründet die Gerichtsbarkeit des Richters, unter welchem die Verwaltung geführt wurde, auch gegen solche, die sonst nicht dem Gerichtszwange desselben unterworfen sind. Im öffentlichen Recht setzt man die Administration der Rechtspflege entgegen. Jene umfaßt Alles, wobei die Thätigkeit der Regierung nicht zunächst auf Realisirung der Idee der Gerechtigkeit, sondern auf den zweckmäßigen Gebrauch, die Vermehrung und Erhaltung der Staatskräfte gerichtet ist. Zum Administrativen gehört daher, außer den rein kirchlichen Angelegenheiten, Alles, was nicht die bürgerliche und criminelle Justiz angeht. Man setzt daher die Administrations- und Gerichtsbeamten einander entgegen, und es liegen in ihrer Stellung sehr wesentliche und wichtige Verschiedenheiten. Der Letztere bedarf einer ganz andern Art von Unabhängigkeit von den obersten Regierungsbeamten, als der Erstere; daher die Inamovibilität der Richter auch von einer unbedingtern Nothwendigkeit ist. Bei dem Verwaltungsbeamten kommt es auf Zweckmäßigkeit, also auf Eigenschaften an, welche sich nicht so bestimmt äußerlich beurtheilen lassen, als die historische Kenntniß der Rechte und die Legalität des Richters. Daher muß auch die Regierung bei der Entlassung der Verwaltungsbeamten freiere Hand haben. Da bei rechtlicher Beurtheilung administrativer Gegenstände oft specielle technische Kenntnisse nöthig sein können, so hat man häufig eigne Gerichte für dergleichen Sachen bestellt (Berg-, Salinen-, Fabriken-, Handelsgerichte u. s. w.), oder auch den Verwaltungsbehörden (der Polizei, den Zollämtern,

der Salz- und Tabacksregie, der Post u. s. w.) richterliche Gewalt übertragen. Da aber dabei das Recht gar leicht dem speciellen Zweck des Verwaltungszweigs untergeordnet wird, so ist wenigstens stets zu wünschen, daß der Recurs an eigentliche Justizstellen in der höhern Instanz stets offen stehen und überhaupt diese administrative Justiz nicht zu weit ausgedehnt werde. In Frankreich ist die Justizadministrative von der übrigen Gerichtsorganisation ganz getrennt; für jene ist der Staatsrath die oberste Instanz, man fühlt aber auch dort die großen Nachtheile dieser Einrichtung gar sehr. 37.

Admiral, a. d. Arab., bedeutet einen Herrn oder Befehlshaber. Nach Dufresne von Amir, d. i. Aufseher einer Stadt, einer Provinz, Anführer eines Heers, einer Flotte. Bei den Saracenen war dieser Titel gewöhnlich; dann gaben ihn im 12. Jahrh. die Sicilianer und Genueser ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europas (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Kapudan-Pascha brauchen) Admiral den obersten Befehlshaber einer ganzen Schiffsflotte, der nur dem Großadmiral im Range untergeordnet ist. Unter dem Admiral steht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufsicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weise die Nachhut (Rear) befehligt. — Die Admiralsflagge weht von dem großen Top oben auf dem mittelsten Maste des Schiffs, auf welchem der Admiral sich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Schiffen begleitet wird. — Admiralschiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegsschiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammenkommen, so hat das zuerst eingelaufne die Vorzüge und Würde eines Admiralschiffs; das andre, und wenn es auch größer und stärker sein sollte, hat nur den nächsten Rang. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt die aus einem Admiral, verschiednen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitains, Räthen und Beisitzern bestehende Behörde, welche die Aufsicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsschiffe, sowie das ganze dabei angestellte Personal, stehen unter ihrer Aufsicht und Gerichtsbarkeit. Sie entscheidet über den Schleichhandel zur See, über die Gültigkeit der gemachten Prisen u. s. w. — Admiralschaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteischiffe zum Widerstand gegen einen zu fürchtenden Feind schließt. Sie müssen sich dabei mit bestimmten Vertheidigungsmitteln versehen. Der Gewinn und Verlust wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adolf v. Nassau, erwählt zum Kaiser d. 1. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen d. 25. Juni, war ein bloßer Dynast, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein andres Erbtheil, als sein Schwert, und ohne jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolf v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolf verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts von Östreich (s. d.), theils unerlaubten Verhandlungen mit den Kurfürsten von Köln und Mainz, die ihm die lästigsten Bedingungen auflegten, und sich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte, was er als Graf versprochen hatte, sah er sich bald von seinen Freunden gehaßt und verlassen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. St. und versprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die Theilnahme an dem Kriege untersagte. Wenn er sich dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verächtlich machte, so erschien er ihnen noch gehässiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen seine Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte. Dieser Handel verwickelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang,

das Land zu unterwerfen. Empört durch diese Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Östreich, lud das Kurfürstencollegium (jedoch ohne Trier, Köln und Pfalz) Adolf vor sich. Da er nicht erschien, ward am 23. Jun. 1298 seine Absetzung ausgesprochen und Albrecht von Östreich gewählt. Schon früher war es zum Kriege zwischen Beiden gekommen, und Adolf schien das Uebergewicht zu gewinnen; jedoch überlistet von seinem Gegner, fand er sich bei Gellheim umstrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigner Hand (2. Jul. 1298). S. Leiche ward von Heinrich VII. in der kaiserl. Gruft zu Speier, zugleich mit Albrechts Leichnam, beigesetzt. Adolfs Fehler entsprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß seiner Mittel zu seiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken seiner Regierung einen bessern Weg einschlagen wollte, war es zu spät.

Adonai, ein hebräischer Name Gottes. Die Juden, welche aus Aberglauben den Namen Jehova nicht aussprechen, lesen in allen den Stellen, in welchen dieser Name steht, Adonai.

Adonis, ein Sohn der Myrrha, den sie mit ihrem Vater Ciniras gezeugt (s. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in so entzückender Schönheit empor, daß Venus ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder, ihm die Gefahren zeigend, denen er sich preisgab. Er aber, ihrer Warnung nicht achtend, verfolgte mit glühender Lust die reißenden Thiere der Wildniß, und erlegte sie mit seinem Spieß und Geschoß. Doch als er einst einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieser ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und so wenig sie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Rosenbüschen schonte, deren weiße Blumen sich damals von ihrem Blute roth färbten, so fand sie ihn doch schon erblaßt auf dem Grase liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte sie nichts weiter thun, als sein Andenken durch die Verwandlung in eine kurzblühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwischen ihr und Proserpina theilend, ihm erlaube, abwechselnd sechs Monat im Hades und sechs im Olymp zuzubringen. Eine vielumfassende Deutung dieses Mythus findet man in Creuzer's „Symbolik".

Adonisch. Der adonische Vers besteht aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus,

—ᴗᴗ—⏓

und eignet sich wegen seines lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse erhalten; daher man sich ihrer nicht häufig unvermischt bedient hat. Auch die Alten verbanden sie immer mit andern Versen; so ist der letzte Vers der Sapphischen Strophe ein Adonischer.

Adoptianer, Irrlehrer, welche behaupteten, Christus sei als Gott von Natur Gottes Sohn, als Mensch aber nur durch Adoption vermittelst der Taufe und Wiedergeburt, wodurch Gottes Gnade auch andre Menschen an Kindesstatt annimmt. Sie fanden nämlich unpassend, ein menschliches Wesen Gottes Sohn im eigentlichen Sinne zu nennen. Flipandus, Erzbischof von Toledo, und Felix, Bischof von Urgel in Spanien, brachten diesen Adoptianismus 783 auf, und gewannen Anhänger in Spanien und Frankreich. Karl der Große ließ ihre Irrlehre auf einer Synode zu Regensburg verdammen und den ihm unterworfenen Felix entsetzen. Dieses Urtheil wurde, weil Felix nach zweimaligem Widerruf in seinen Irrthum zurückfiel, 794 zu Frankfurt a. M., 799 zu Rom und Aachen, wo ihn Alcuin in einem Colloquium überwand, mit der Vorschrift wiederholt, daß er un-

ter Aufsicht des Bischofs zu Lyon seine Tage beschließen solle († 818). Als Flipandus starb, legte sich der ganze Streit, der sowol wegen des gemäßigten Verfahrens Karls d. Gr. gegen den Ketzer, als auch darum merkwürdig ist, weil die Meinung der Adoptianer in der christl. Kirche oft von Denen ergriffen wurde, die das Räthsel der Gottheit Christi zu ergründen und dem Menschenverstande näher zu bringen suchten. (Vergl. Socinianer.) 31.

Adoption, Annahme an Kindesstatt, ist durch das römische Recht zu uns gekommen. Sie war ein Mittel, die väterliche Gewalt zu erwerben, entweder indem der leibliche Vater solche dem Adoptivvater abtrat (Adoption in engerm Sinne), oder indem ein Mensch, welcher selbst nicht mehr in väterlicher Gewalt war, seine Zustimmung selbst oder durch seine Vormünder dazu ertheilte (Arrogation). Nach älterm römischen Recht ging das Adoptivkind ganz aus seiner bisherigen Familie in die Familie des Adoptivvaters über. K. Justinian hat dies bei der eigentlichen Adoption aufgehoben. Die Adoption soll Nachahmung der Natur sein; sie ist also der Regel nach nur Denen gestattet, welche keine ehelichen Nachkommen haben, aber sie hätten haben können (Castraten sollen nicht adoptiren) und wenigstens 18 Jahr älter sind als die zu Adoptirenden. Vormünder dürfen nicht ihre Mündel, auch ein Armer kein reiches Kind adoptiren. Frauen können nicht eigentlich adoptiren, wol aber mit Erlaubniß des Regenten einem Wahlkinde Rechte auf Alimente und Erbrechte geben. In Deutschland ist die Adoption im Ganzen nach römischem Rechte aufgenommen, fodert aber gemeiniglich landesherrliche oder doch gerichtliche Bestätigung. (Östreich. bürg. Gesetzb., l. 179; Preuß. allg. Landr., Th. 2, Tit. 2, §. 666.) Das Wahlkind erhält den Namen der Wahlältern, den adeligen Stand derselben aber nur durch landesherrliche besondere Ertheilung. Das neuere französische Recht (Code civil, a. 343) hat auch die Adoption beibehalten, doch beschränkt. Die zu Adoptirenden müssen entweder von den Wahlältern schon als Kinder sechs Jahre lang verpflegt worden sein oder sie aus Lebensgefahr gerettet haben. Die Adoption kann nicht vor erlangter Großjährigkeit des zu Adoptirenden geschehen, und muß sowol vom Kreisgerichte als vom Appellationsgerichte bestätigt werden. In England ist die Annahme an Kindesstatt unbekannt. 37.

Adrast, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm seine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieser in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den sieben Feldherren vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre später zog er mit den hinterlassenen Söhnen seiner unglücklichen Verbündeten nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei seinen Sohn und starb vor Gram. (S. Theben.)

Adrastēa, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meisten ist Adrastea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemesis (s. d.). Man findet sie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adresse, eine Anrede oder Zuschrift, Erlaß. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, auf den Ausdruck der öffentlichen Meinung, welcher in dieser Form gegeben wird, einen Werth zu legen, sowie auf der andern Seite die Regierungen sich in schwierigen Lagen in ähnlicher Form an das Volk gewendet haben. Der Erlaß oder Zuruf der Staatsbehörden an Untergebene heißt Proclamation, und nur zu den Zeiten der mißverstandnen Volkssouverainetät in Frankreich erließen die obersten Autoritäten Adressen an das Volk. Die Adresse unterscheidet sich wesentlich von der Petition, indem sie bloß Gesinnungen des Dan=

kes, der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit ausspricht, Aufklärungen mittheilt, Maßregeln rechtfertigt und dergl., ohne eine Anordnung, gesetzliche Vorschrift oder irgend ein Handeln in Antrag zu bringen. Die Sache ist von England gekommen, wo das Parlament gewohnt ist, die Eröffnungs- und Schlußreden des Königs mit einer Dankadresse zu beantworten und große Verdienste mit einer öffentlichen Danksagung zu belohnen. Der nordamerikanische Congreß hat diesen Gebrauch angenommen. S. Jefferson's „Handbuch des Parlamentarrechts, übers. von L. v. Henning", 1819, S. 90. In den deutschen Verfassungen gestattet man den Landständen noch zur Zeit das Recht der Adresse nur in sehr eingeschränkter Art. In Würtemberg wurde es für verfassungswidrig erklärt, daß die Ständeversammlung der Armee ihren Dank bezeigen wollte. In Baiern haben die Stände nur das Recht der Petition an den König. (Verf.-Urk. von 1818, Tit. VII, §. 19, 20, 21) und der Anklage gegen die Minister (Tit. X, §. 5, 6). Ebenso in Baden (Verf.-Urk. v. 1818, §. 67.) In diese Form kann jedoch Alles gebracht werden. Das Recht der Unterthanen in Gemeinden und sonst gemeinschaftlich Adressen zu beschließen, hängt mit dem Rechte der Beschwerde und seiner Vorbedingung, der Befugniß, sich zu versammeln oder gemeinschaftlich zu unterschreiben, zusammen. Es ist klar, daß dergleichen Adressen des Danks und der Zufriedenheit, womit Napoleon so gern spielte, nur dann einen Werth haben, wenn auch das Gegentheil möglich ist, und es wäre gewiß sehr nützlich, den Bürgern eine Form zu geben, in welcher sie ihre wahren Gesinnungen und Wünsche ausdrücken könnten. (Vergl. Petition.) 37.

Adrian. Sechs Päpste dieses Namens. Der erste, ein Römer, regierte von 772—795, war Zeitgenosse und Freund Karls d. Gr., der ihm für standhafte Vertheidigung seines Rechts auf die fränkische Krone gegen den longobardischen König Desiderius 774 mit seinem Heere schützte und Pipins Schenkung bestätigte. (Vergl. Kirchenstaat.) Was ihm Karl dazu schenkte, ward jedoch, da italienische Fürsten nach mehrmaligen Römerzügen dieses Königs im Besitz blieben, erst 787 sein. Durch Bestätigung der für die Bilderverehrung auf dem Concilium zu Nicäa 786 gefaßten Beschlüsse, gab Adrian dem dagegen eingenommnen Karl Anlaß zur Unzufriedenheit, und dieser ließ auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 jene Beschlüsse verwerfen. Dennoch wußte Adrian den König bei Widerlegung der frankfurter Beschlüsse so geflissentlich zu schonen, daß derselbe sein Freund blieb und ihm nach seinem Tode 795 eine im Vatican noch aufbehaltene Grabschrift widmete. So wenig dieser Papst gelehrter Theolog war, erwarb er sich doch durch seinen strengen Wandel und kräftigen Charakter große Achtung, die er zur Erweiterung seiner Macht mit geschmeidiger Klugheit benutzte. — Adrian II., ein Römer, wurde als ein wegen seiner Tugenden geschätzter Greis von 75 Jahren 867 Papst, und berühmt durch seine standhafte Verweigerung der Ehescheidung des Königs Lothar II. von Lothringen von seiner Gemahlin Thietberga. Durch Einmischung in den Erbfolgestreit nach Lothars Tode zwischen Karl dem Kahlen und Kaiser Ludwig zog er sich des Erstern Feindschaft zu, und kämpfte sowol in Frankreich, wo man wider seinen Willen den Bischof Hinkmar von Laon absetzte, als auch gegen den Patriarchen Photius von Constantinopel, den er mit dem Kirchenbann belegte, besonders wegen der kirchlichen Jurisdiction über die Bulgarei mit geringem Glück für das Ansehen seines Stuhles, da die griechische Kirche ihre Unabhängigkeit gegen ihn behauptete und sich Bulgarien unterwarf. Er starb im Streite mit ihr 872. — Adrian III., ein Römer, 884 gewählt, war nur 1 Jahr und 4 Monate Papst. Er widersetzte sich dem Einflusse des Kaisers auf die Papstwahl und wollte, wenn Karl der Dicke unbeerbt stürbe, Italien einen eignen König geben. — Adrian IV., ein Engländer, Namens Nicolaus Breakspear, war als armer Mönch durch seinen hervorstechenden Geist bis

zum Cardinal und Legaten im Norden gestiegen, wo er in Drontheim das erste norwegische Erzbisthum errichtete und Upsala zum Erzbisthum erhob. Als Papst, seit 1154, führte er einen unglücklichen Krieg gegen den König Wilhelm von Sicilien, der sich im Frieden, 1156, das in der sogenannten Monarchiae Siciliae noch bestehende Vorrecht ausbedung, nichts ohne königlichen Willen in Kirchensachen zuzulassen. Kaiser Friedrich I., der ihm vorher den Steigbügel gehalten und den 18. Juni 1155 von ihm zu Rom gekrönt worden war, mißbilligte diesen Frieden mit seinem Feinde Wilhelm; Adrian steigerte die Erbitterung durch die übermüthigste Sprache in seinen Briefen an den Kaiser und hetzte die Lombarden wider ihn auf, dagegen Friedrich in Kirchensachen eigenmächtig handelte, als ob kein Papst wäre. Vor Beilegung dieser Händel starb Adrian d. 1. Sept. 1159 zu Anagni. Merkwürdig ist die Erlaubniß, die er dem Könige Heinrich II. von England zu einem Einfalle in Irland unter der Bedingung gab, daß von jedem Hause auf dieser Insel dem römischen Stuhle jährlich 1 Denar entrichtet werde, weil alle Inseln diesem Stuhle gehörten. Darauf gründeten spätere Päpste Ansprüche auf Irland. — Adrian V., vorher Ottoboni von Fiesco aus Genua, hatte als päpstlicher Legat den Streit des Königs Heinrich III. von England mit seinen Großen zu dessen Gunsten beigelegt, starb aber 1176 kurz nach seiner Erwählung zum Papst. — Adrian VI., Sohn eines Handwerkers in Utrecht und Professor in Löwen, seit 1507 Lehrer und Erzieher des nachmaligen Kaisers Karl V., bewirkte 1515 als Gesandter K. Maximilians bei Ferdinand dem Katholischen, daß dieser den jungen Karl zu seinem Thronfolger in Spanien erklärte, worauf er 1516 Bischof von Tortosa und Regent v. Spanien, 1517 auch Cardinal wurde. Die Spanier waren mit seiner strengen, oft einseitigen Staatsverwaltung nicht zufrieden und daher froh, als er auf Karls V. Betrieb 1522 zum Papst gewählt wurde. Auch in Rom konnte sein Eifer in Abschaffung alter Mißbräuche, sein Widerwille gegen das classische Alterthum und sein wohlgemeintes Vorhaben, den römischen Hof selbst zu reformiren, namentlich die herrschende Verschwendung, den Ämterhandel und das Ablaßwesen abzustellen, ihn nicht beliebt machen. Diese Reform vereitelten die Cardinäle; auch hätte sie den Fortgang der deutschen Reformation nicht aufgehalten. Adrian trat mit Klagen und Drohungen dagegen auf, suchte sogar Erasmus und Zwingli gegen Luther aufzuregen, richtete aber um so weniger etwas aus, da sein beschränkter Geist der großen Zeit, in der er regierte, nicht gewachsen war. Auch seine politischen Maßregeln gegen Frankreich waren Fehlgriffe, und ungeachtet seines redlichen Willens und aufrichtigen Charakters starb er 1523 nach anderthalbjähriger Regierung unbetrauert. Daß diese die unglücklichste Zeit seines Lebens gewesen war, gestand er selbst. 31.

Adrianopel, die 2. Haupt- und Residenzst. des osmanischen Reichs (türkisch Edrené), im alten Thracien, jetzt Rumelien, am schiffbaren Hebrus (jetzt Maritza). Früher lag Uskudama in dieser Gegend, ein unbedeutendes Städtchen, von den Bessern, einer thracischen Völkerschaft, bewohnt. Kaiser Adrian legte am rechten Ufer des Hebrus die nach seinem Namen benannte Stadt an, und machte sie zur Hauptst. der hämimontanischen Provinz. Von der Hügelreihe, auf der sie liegt, überschaut sie die große fruchtbare Ebene, die der Strom zwischen zwei Gebirgsketten durchläuft. Im 4. Jahrh. widerstand sie, künstlich befestigt, dem Anstürmen der siegreichen, aber des regelmäßigen Belagerns unkundigen Gothen. Die byzantinischen Schriftsteller nannten sie, um ihr einen altgriechischen Ursprung zu geben, Orestea oder Orestias. Ihre Entfernung von Constantinopel geben sie zu fünf Tagereisen an. 1360 eroberte sie der türkische Sultan Murath; seitdem war sie fast hundert Jahre bis zur Eroberung von Constantinopel der Sitz der türkischen Herrscher. Sie hat 16,000 H. und 100,000 Einw., worunter 30,000 Griechen mit einem Erzbischof, und enthält einen kaiserl. Palast, 40

Moscheen, unter denen die Selim's II. und Murath's II. die prächtigsten sind, 22 Bäder mit schönen Wasserleitungen, bedeutende Fabriken, und treibt Handel u. A. mit Rosenöl, das in der Nähe am besten verfertigt wird. Vergl. Mannert's „Geogr. der Gr. u. R.", 7. Th., S. 261 fg.; Pococke's „Beschreib. des Morgenlandes rc.", 3. Th., S. 201 fg. 3.

Adriatisches Meer, ein Busen des mittelländischen Meers, den die Küsten von Italien, Illyrien, Dalmatien, Albanien und Epirus einschließen. Sein Spiegel faßt etwa 4000 □M. Er enthält an den östreichischen Küsten viele kleine Inseln, und macht mehre Busen, worunter die von Triest, von Quarnaro und Cattaro die berühmtesten sind. Seine Böschung heißt auch der Golf von Venedig, welche Stadt einst die Herrschaft über das ganze Meer behauptete, dessen Eingang noch jetzt die britisch-ionische Insel Corfu bewacht. (S. Venedig.)

Adstringentia (lat.), zusammenziehende Arzneimittel, als Gegensatz der auflösenden.

Adule, Adulitanischer Marmor. Adule, ein Ort in Äthiopien, der als bedeutendster Handelsort der Troglodyten und Äthiopier von alten Schriftstellern erwähnt wird, später das Emporium von Axum, scheint dem heutigen Arkiko zu entsprechen. Die Stadt (jetzt die Residenz des Naïb von Massuah) verdankt ihre häufigere Erwähnung einer Inschrift, die zuerst in der „Topographia Christiana" angeführt ist, einem theologisch-geographischen Werke der Kosmas Indikopleustes zur Zeit des Kaisers Justinus im 6. Jahrh. Die Inschrift in Basanit eingegraben, stand zum Theil auf einem Throne, zum Theil auf einem davon getrennten Steine, und noch bemerkt man in ihren Überresten große Abweichungen dieser Theile, die Grund wurden, sie für falsch zu erklären. Sie enthält außer dem Geschlechtsregister des Ptolemäus Evergetes in einem zweiten Theile, den Salt für axumitisch, d. h. für abyssinisch-äthiopisch hält, das Verzeichniß von Völkernamen, über die ein König sich der Eroberung rühmt. Die Schwierigkeiten gegen die Echtheit, namentlich aus dem Datum, dem 27. Jahre der Regierung (wol nicht des Ptol. Evergetes), hat Buttmann scharfsinnig widerlegt und beseitigt (in seinem und Wolf's „Museum der Alterthumskunde", Bd. 2, S. 105 fg.); doch bleibt noch viel Seltsames und Unbekanntes nach, das durch die fortdauernde Aufmerksamkeit der Gelehrten auf das Vaterland dieser Inschrift, welches endlich uns genauer bekannt wird, vielleicht in der Folge verschwinden könnte. 19.

Advent (lat.), eigentlich die Ankunft, insbesondre bei den Christen die Zeit (vier bis sechs Wochen) vor der alljährlichen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Katholiken bereitet man sich in dieser Zeit durch Bußübungen, Fasten und Beten, gleichsam zum Empfange des Welterlösers vor. Die Adventszeit soll schon vom Apostel Petrus eingesetzt worden sein; indessen gedenkt der Prediger Maximus Laurinensis derselben erst in einer Homilie, die er in der Mitte des 5. Jahrh. gehalten hat. Seit dem im 6. Jahrh. zu Lerida gehaltenen Concilium durfte keine Hochzeit in der Adventszeit gehalten werden, damit die Christen das Abendmahl desto fleißiger genießen möchten.

Adverbium, Umstandswort (Einige nennen es auch Beschaffenheitswort), ist derjenige Redetheil (s. d.), welcher den Zweck hat, das Prädicat eines Satzes genauer zu bestimmen, und sich daher auf das Eigenschafts- oder Zeitwort zunächst bezieht (s. Adjectiv). Drückt ein Adjectiv summarisch die Beschaffenheit eines zu beschreibenden Gegenstandes aus und man will diese Beschaffenheit genauer bezeichnen: so kann dies in unserer Sprache oft durch die Hinzufügung der Sylbe lich oder durch die Worte sehr wenig u. s. w. ausgedrückt werden. Die Adverbien dieser Art haben gewöhnlich mit dem Eigenschaftswort einen grammati-

schen Stamm. Davon aber sind verschieden die Adverbia des Orts (hier, dort), der Zeit (jetzt, dann u. s. w.), der Quantität, der Bejahung und Verneinung, der Vergleichung, Absonderung. — **Adverbialisch** nennt man den Redetheil, wenn man einen Satz bloß durch ein Substantiv mit einem Particip oder bloß als Anhang eines andern Satzes ausdrückt.

Advocat, Fürsprecher, Gerichtsredner, Rechtsbeistand, ein Mann, der die Rechtswissenschaften studirt und nach überstandener Prüfung die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten hat, **praxin advocatoriam** zu treiben, d. h. gegen verhältnißmäßige Vergütung die Rechte oder Ansprüche dritter Personen vor Gericht zu verfechten. Erst durch Ertheilung der Vollmacht wird der Advocat Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Grenzen seiner Vollmacht richtet sich die verbindende Kraft seiner Handlungen für den Clienten, d. h. für Denjenigen, der ihm die Führung eines Rechtshandels (Processes) übertragen hat, und die Bekundung dieser Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Proceß genannt. Da der rechtliche Beistand, sowie die Sachführung, auf einem besondern Vertrauen beruht, so hat auch der Advocat besondre Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn er entweder aus bösem Willen oder durch Fahrlässigkeit seinem Clienten schadet, so ist er diesem dafür verantwortlich, oder der Client kann auch in den mehrsten Fällen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Die Advocaten sind eine Classe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle in allen Staaten gespielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geschäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalsachen; die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von **Procuratoren** (s. d.) geführt, welche mit Übernahme der Processe auch deren Eigenthümer wurden. In England und Frankreich bilden die Advocaten eine angesehene Classe von öffentlichen Beamten mit einem reichlichen Einkommen und der Aussicht, unmittelbar in die ersten Würden des Staats überzugehen; daher bleiben aber auch die talentvollsten Männer freiwillig ihr Leben lang in diesem Berufe. In andern Ländern ist das umgekehrt, der Advocatenstand ist da in einer sehr untergeordneten Stellung gegen die Gerichte und nur die Pflanzschule zu andern Staatsämtern, selbst der geringern, und die natürliche Folge ist, daß im Advocatenstande nur die unbedeutendern Männer zurückbleiben (natürlich mit Ausnahme sowol im Einzelnen, als einiger deutschen Staaten überhaupt), welches für die ganze Rechtsverfassung von großem Nachtheil ist. — **Advocati ecclesiarum**, Verwalter der Kirchengüter, nach ihren verschiednen Ämtern auch **defensores**, **causidici**, **actores**, **pastores laici** u. s. w. genannt, wurden unter Stilico's Consulat eingeführt, zugleich ordnete der Papst an, daß die Bischöfe, Äbte und Kirchen gute Vertheidiger haben möchten. Anfänglich bekleideten Kanonici diese Ämter, nachher wurden große Waffenträger, ja Monarchen, z. B. der deutsche Kaiser und der König von Frankreich, Advocati der allgemeinen römischen Kirche. Die für einzelne Kirchen bestellten Advocati (Vögte) besorgten der Kirche weltliche Gerichtsbarkeit Namens der Bischöfe und Äbte in deren Gebiete und entschieden die Gerichtshändel ihrer Unterthanen. Daneben beschützten sie der Geistlichen weltliche Güter mit den Waffen, wenn es nöthig war. Vor den Gerichten betrieben sie die Klagen und Gerechtsame der Kirchen, welchen sie verpflichtet waren. Durch ihre Beamte besorgten sie die Einsammlung der Zehnten und aller Hebungen und genossen dagegen von den Stiftern vermeinte geistliche Wohlthaten und beträchtliche Gefälle. Als aber diese Vögte nach und nach den Geistlichen und ihren Unterthanen entweder selbst oder durch ihre Untervögte lästig wurden und durch deren Habsucht ungemein litten, suchten die Kirchen allmälig ihrer Specialvögte los zu werden. Schon Urban III. suchte dies für sie zum Besten der sogenannten Kirchenfreiheit zu bewirken, fand aber 1186 zu seinem Befremden, daß die deutschen

Prälaten in Verbindung mit Kaiser Friedrich I. dazu ungeneigt wären. Unter K. Friedrichs II. Regierung gelang es indeß den meisten deutschen Kirchen, diese Vogteien durch große Geldsummen und durch andre Schadloshaltungen wieder einzulösen.

Aeneae, geb. in Westfriesland zu Oldemardum 1743, starb 1810, studirte in Franeker, wurde 1769 in Leiden Magister und schrieb als D. der Philos. eine Abhandlung über das Erfrieren; später über Eckhardt's Schöpfrad, über Dyk's Mühlenflügel, eine Aufklärung über den Noniuszeiger, über van Adam's Tellurium, über die gemeinnützige Gesellschaftsrechnung und über technische und astronomische Gegenstände. 1795 wurde er nach dem Haag zu Staatsdiensten berufen und nach Paris gesandt, um über Einheit des Maßes und Gewichts mit französischen und andern Gelehrten zusammenzutreten. In seinen letzten Lebensjahren lieferte er von Zeit zu Zeit treffliche Berichte in seinem Inspectorat über Maß und Gewichte, und als Glied der Generalcommission der Marine gab er Vorschläge über Gegenstände, welche Naturkunde, Chemie und Technologie betrafen.

Aërianer, die Anhänger des Aërius, eines arianischen Mönchs, der um 360 als Schismatiker von Sebaste in Armenien verjagt wurde, weil er den Unterschied der Amtsgewalt der Bischöfe und Presbyter leugnete, Fürbitten und Opfer für Verstorbene für unwirksam und schädlich, die Vorschrift zu fasten für unzulässig, und den Gebrauch des jüdischen Osterlamms unter den Christen für unchristlich erklärte. Obgleich nur Gegner von Mißbräuchen der geistlichen Herrschsucht und des Aberglaubens, wurden die Aërianer doch als Ketzer verurtheilt und verloren sich bald. Weil die Protestanten ähnliche Behauptungen aufbrachten, wurden sie von den Katholiken des Aërianismus beschuldigt. 31.

Aërodynamik, jener Theil der höhern Mechanik, der von den Kräften und der Bewegung flüssiger elastischer Materien handelt. Oft wird die Aërodynamik bei der Hydrodynamik abgehandelt.

Aërolithen (Luftsteine), Steine oder Massen, die aus der Luft herabfallen. (S. Meteorsteine.)

Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeihen. — **Aërometrie**, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. — **Aëronautik**, die Kunst, in der Luft zu schiffen.

Aërostat (griech.), die unter dem Namen Luftball bekannte Maschine. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelst dessen man sich in die Luft erheben könne, scheint den menschlichen Geist schon im Alterthume beschäftigt zu haben; jedoch die Ausführung hatte nie gelingen wollen. Als aber um 1766 der Engländer Cavendish die große specifische Leichtigkeit des brennbaren Gases entdeckte, wurde D. Black in Edinburg auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blase, mit diesem Gas angefüllt, in der Luft emporsteigen müsse. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Versuche, fand aber, daß eine Blase zu schwer und Papier nicht luftdicht sei. Seifenblasen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben sich bis zur Decke des Zimmers, wo sie zerplatzten. In demselben Jahre brachten die Brüder Etienne und Joseph Montgolfier (s. d.) auf andern Wege eine Maschine zu Stande, welche sich durch eigne Kraft in die Luft erhob. Im Nov. 1782 gelang es dem ältern Montgolfier, zu Avignon ein hohes Parallelepipedum (Langwürfel), das aus einem Stück lyoner Taffet gemacht war und 40 Kubikschuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, schnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch steigen zu lassen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Ver-

such zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch stieg. Eine größere Maschine von 650 Kubikschuh Inhalt stieg mit gleichem Erfolg. Nun beschlossen sie, den Versuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maschine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmesser hatte, 430 Pfund wog, und noch über 400 Pf. Last mit sich aufhob, und ließen dieselbe am 5. Juni 1783 zu Annonay in die Luft steigen. Sie erhob sich in 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toisen und fiel 7200 Fuß weit von dem Orte des Aufsteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch sie das Emporsteigen bewirkten, war ein unter der Öffnung der Maschine angezündetes Strohfeuer, in welches sie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle warfen. Wie aber dadurch diese Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten sie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeschlossenen Luft hielten sie für die Ursache des Steigens, sondern sie glaubten, daß sich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eignes Gas entwickelte, durch welches derselbe gehoben würde. Erst später wurde das Irrige dieser Meinung dargethan. In Paris setzten diese Versuche alle Physiker in Bewegung. Einige derselben fielen auf die Vermuthung, daß der Versuch sich müsse mit dem brennbaren Gas nachmachen lassen. Charles, Professor der Physik, füllte eine 12 Fuß im Durchmesser haltende und mit einem Firniß von elastischem Harze überzogene Kugel von Taffet mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob sich binnen 2 Minuten 488 Toisen, verschwand in den Wolken und kam nach drei Viertelstunden bei dem Dorfe Gonesse, 5 Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aërostaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorsteher des königl. Museums, einen Gehülfen gefunden. Gemeinschaftlich brachten sie im Oct. 1783 eine neue Maschine von 74 Fuß Höhe und 48 F. Breite zu Stande, mit welcher beide Physiker nebst einem Arbeiter es zum ersten Mal wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzusteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorsicht an Stricken gehalten und bald heruntergezogen. In der Folge ließ man die Maschine sich frei bewegen, welche ihren Flug seitwärts nahm, und sich ungefähr 100 Schritte von dem Orte des Aufsteigens sanft niedersenkte. Dadurch überzeugte man sich, daß sie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menschen durch die Luft zu tragen im Stande sei, und beschloß die erste Luftreise. Am 21. Nov. 1783 stiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schlosse la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maschine von 6000 Kubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toisen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geschwebt; der Ball war zu verschiednen Malen auf das heftigste erschüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt, die Galerie war beschädigt worden und einige Schnüre gerissen. Sie erkannten, daß es die höchste Zeit sei, sich herabzulassen; und als sie wieder auf dem Erdboden waren, entstanden neue Schwierigkeiten beim Aussteigen. Das schwache Kohlenfeuer hielt den leinwandnen Ball nicht mehr empor, und dieser fiel mit seiner ganzen Masse auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte aussteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der sich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er mit diesem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ball aufsteigen werde. Um die dazu erfoderlichen Kosten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er eine Unterzeichnung. Der Ball war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmesser, und bestand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elastischem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehren Seilen,

die an einem über den obern Theil des Balls gezogenen Netze befestigt waren. Oberhalb war eine Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte und sich mittelst einer Feder wieder schloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausströmen zu lassen, wenn man sich herabsenken wollte, oder es sonst nöthig fand, die Masse desselben zu vermindern. Die Füllung dauerte mehre Tage, und am 1. Dec. erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ball stieg schnell zu einer Höhe von 300 Toisen, und verlor sich aus den Augen der Zuschauer. Die Luftschiffer beobachteten fleißig das Barometer, das ihnen nie unter 26° zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballast aus, um den Ball emporzuhalten, und kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgestiegen und der Ball dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieser nochmals mit großer Schnelligkeit um 1500 Toisen sich erhob. Dabei dehnte er sich so gewaltig aus, daß er zerplatzt sein würde, wenn nicht Charles mit besonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeschlossene Gas mit der verdünnten atmosphärischen Luft mehr ins Gleichgewicht zu setzen. Nach einer halben Stunde senkte sich der Ball auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweiten Mal aufgestiegen war. Diesen glücklichen Luftfahrten folgten bald andre. Blanchard (s. d.) war schon mehre Male aufgestiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa 5 deutsche Meilen breiten Canal zwischen England und Frankreich im Luftschiffe zu passiren, und dieses kühne Wagstück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ball d. 7. Jan. 1785, in Gesellschaft des Amerikaners Jeffries, glücklich ausführte. Um 1 Uhr verließen sie die englische Küste, und um halb 3 Uhr waren sie bereits auf der französischen. Nicht so glücklich endete die Luftfahrt, welche der erste Luftschiffer, Pilatre de Rozier, d. 14. Juni 1785 in Gesellschaft Romains von der französischen nach der englischen Küste unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Balle, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlenfeuer gefüllt wurde. Beide trugen die Gondel. Rozier hatte diese Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eignen Vortheile gewährt. Er wollte nämlich durch den untern Ball das willkürliche und abwechselnde Sinken und Steigen bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich ist. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ball, der einmal zur Erde gesunken ist, steigt mit derselben Last ohne neue Füllung nicht wieder, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Balle nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechselnd steigen oder fallen zu lassen. Aber dieser Versuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrscheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich zu einer lichten Flamme emporgebrannt und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maschine, und beide Luftschiffer stürzten aus der Höhe herab. Die Beschaffenheit ihrer zerschmetterten Körper ließ vermuthen, daß schon der Ausbruch des brennbaren Gases sie getödtet habe. Dieser unglückliche Vorfall schreckte jedoch nicht ab; vielmehr wurden die Versuche nach und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig aber auch diese Erfindung ist, so hat sie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Ergebnissen für die Wissenschaften und das praktische Leben geführt. Der ganze Nutzen hat sich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den obern Luftgegenden beschränkt. Lernt man aber in der Folge den Luftballon nach Willkür lenken, dann wird er sich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen lassen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre vielleicht möglich, nach dem Plane des Professors Robertson einen riesenhaften Luftball zu Stande zu bringen, um mittelst desselben über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuschweben. — Während der Revolution

wurde zu Meudon, unweit Paris, ein aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronautencorps angelegt, dessen Bestimmung die Leitung der Luftbälle bei den Armeen war, mittelst welcher man den Feind zu beobachten versuchte. Aber auch von diesem Gebrauch der Aërostaten kam man bald zurück, der wie jeder andre höchst mißlich bleibt, so lange die Maschine dem Winde folgen muß. — Unter den Franzosen haben Blanchard und Garnerin die meisten Luftreisen unternommen; unter den Deutschen war Professor Jungius in Berlin 1805 und 1806 der erste. Seitdem haben sich Professor Reichard und seine Frau durch Luftschifffahrten bekannt gemacht. Auch in Constantinopel unternahmen 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunsch und die Kosten des Großherrn, eine Luftreise. Ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik hat sich Blanchard durch die Erfindung des Fallschirms erworben, dessen sich der Luftschiffer im Nothfall bedient, um sich ohne Gefahr aus der Luft herabzulassen. Vgl. Kramp's „Geschichte der Aërostatik", Strasb. 1784, 2 Bde., und die später daselbst erschienenen Anhänge, sowie Zachariä's „Elemente der Luftschwimmkunst", Wittenb. 1807.

Aërostatik, eigentlich die Lehre vom Gleichgewicht der Luft, sowol für sich, als mit andern Körpern; seit der Erfindung der Luftbälle haben Einige in einem eingeschränktern Sinne bloß die Lehre von den Aërostaten so genannt, welche passender Aëronautik heißt. (S. d. vor. Art.)

Affe, ein Thiergeschlecht von 62 Abarten, abgetheilt a) in schwanzlose, 4 Species; b) mit kurzen Schwänzen, 16 Species; c) mit langen Schwänzen, 42 Species. Kein andres Thier hat so viele äußere Ähnlichkeit mit dem Menschen, besonders im Bau der Glieder, vermöge dessen die Affen auf den Hinterbeinen aufrecht zu gehen vermögen. Nur einige Gattungen schließen sich gern dem Menschen an. Alle Affen sind wollüstig, boshaft, diebisch und unreinlich. In der Zähmung mildert man wol diese Eigenthümlichkeiten, hebt solche aber niemals ganz. Einige Species haben Beutel, in welchen sie Nahrungsmittel zum künftigen Gebrauch mit sich führen. Sie leben gern in Gesellschaft, jedoch ohne Vermischung der einzelnen Species unter einander, in Wäldern, und hauptsächlich von Nahrung aus dem Pflanzenreiche; je aromatischer, desto lieber ist sie ihnen. Weil sie vierarmig sind, so vermögen sie mit Leichtigkeit Bäume zu erklimmen und sich von einem Stamm und dessen Zweigen auf den andern zu schwingen. Aus dem Thierreiche genießen sie nur im Nothfall. Die großen Schlangen der Tropenländer sind ihre Hauptfeinde, verfolgen sie bis auf die Bäume und verschlingen sie dort; doch vertilgen auch manche der vierfüßigen Raubthiere die Affen. Ihr Hauptvaterland ist das Innere von Afrika. Dort bildete sich das Affengeschlecht am vollkommensten aus. Alle heiße Gegenden haben wilde Affen. In Europa hausen sie nur allein noch auf den unerklimmbaren Felsen und Absenkungen von Gibraltar. Nicht alle folgten also den Mauren, als sie nach Afrika heimkehrten. Mit den Mauren scheinen sie nach Spanien übergewandert zu sein. In einigen Theilen Ostindiens verehrt man die Affen göttlich und erbaut ihnen Tempel. — Oken's „Naturgeschichte für Schulen" ordnet die Affen, Classe 13, Sinnen-Ordnung 35, Zunft 16, als Ohren-Volke, und theilt sie nach den 5 Sinnen in 5 Sippschaften. 1) Hautaffe (Lemur), Vaterland die drei alten Welttheile; katzenartig, meistens mit langen Schwänzen, runden Köpfen, spitziger Schnautze und unvollkommenen Händen, 5 Zehen, meistens mit flachen Nägeln und einer Klaue an der hintern Zeigzehe. Zahl der Zähne unbeständig, bald mit 2, bald mit 4 Zitzen auf der Brust. 2) Zungen-Affe (Cebus), Vaterland das Tropenland in Amerika. Kopf rundlich, Zähne angeschlossen, Scheidewand der Nase breit, Nasenlöcher nach der Seite gekehrt, das Gesicht fast haarlos und Ohren. Brustzitzen zwei, Schwanz lang, kleine Gesäßschwielen und Backentaschen. 3) Nasen-Affe (Cynocephalus), Vaterland die drei alten Welttheile. Starke Affen mit mäßigen

Schwänzen, einem vollkommenen Hundskopf, langer Schnautze, jedoch abgestutzt, Nasenlöcher in der vordern Fläche, mit dem Menschen gleiche Zähne in der Zahl, der hintere Backenzahn hat 5 bis 7 Spitzen, Backentaschen, große Gesäßschwielen, beißig und geil. 4) Ohren-Affen (Cercopithecus, Guenon), Vaterland die alte Welt. Mäßig groß, Schwanz sehr lang ohne Wickeln, ziemlich kurze Schnautze, schmale Nasenscheidewand, Nasenlöcher seitwärts, Gebiß wie beim Menschen, Backentaschen, Gesäß nackt. 5) Augen-Affe (Simia), Vaterland Afrika und Asien, Schnautze kurz, Gesicht und Zähne unter allen 5 Sippschaften dem Menschen am ähnlichsten, ohne Schwanz, schreitet leicht aufrecht einher. Nahrung, außer dem Pflanzenreich, Gewürme und Ameisen. Von diesen kennt man in Europa besonders den gemeinen Affen (S. sylvanus), der auf Kameelen und Bären zu sitzen pflegt, mit behaarten Fingern, und den Orang-Outang (S. satyrus indica), sein hinterer Backenzahn hat 4 Höcker, wie beim Menschen, Pelz rothbraun, Gesicht bläulich und nackt wie die Ohren und Hände, ist sanft ernsthaft, Vaterland Borneo, abrichtungsfähig, doch kaum so gelehrig als ein Hund. Noch seltener kommt nach Europa der afrikanische Affe (S. troglodytes). Fast so groß als ein Mensch, ohne Schwanz, Backentaschen und Gesäßschwielen, Schnautze kurz, die Arme reichen bis zum Knie, Pelz braunschwarz, Gesicht und Hände nackt und fleischfarbig, vorn am Leibe wenig behaart, die Hinterhände nähern sich sehr den menschlichen Füßen, der Daum steht wenig ab. — Käme bisher nicht noch immer, wie schon die Alten klagten, aus Afrika so manche Lüge zu uns, weil dort der Mensch lieber sagen hört, als selbst forscht, so wüßten wir, daß dieser Affe in Zweighütten lebt, mit Knüppeln und Steinen Menschen und Thiere abwehrt, meist aufrecht geht und wie die Kinder schreit, daß er sich leicht zähmen läßt, Wasser tragen und Braten wenden lernt, sich auf einem Stuhl wie der Europäer niederläßt und mit Messern und Gabeln zu essen lernt, überhaupt auch des Menschen Gewohnheiten nachahmt &c. — Übrigens sind im Knochengebäude, und in der Anatomie überhaupt, der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung und der vollkommenste Affe durchaus in keiner Annäherung zu einander; was die innere Struktur und den Verstand anlangt, kann Umgang und Bildung aus dem rohen Wilden einen gebildeten Menschen, aus dem gelehrigsten Affen aber immer nur ein etwas klügeres Thier bilden. Selbst das Schreiten auf 2 Beinen ist beim Affen immer etwas Unnatürliches, und nur sehr langsam vermag er, in Folge der Muskelbildung seiner Hinterarme, vor- oder rückwärts zu schreiten. Kein Affe hat jemals eine Wade. — Dies tropische Thier gewinnt in dem feuchtern und kältern Klima, durch Naturbildung, wenn es in unsern Welttheil verpflanzt wird, einen viel stärkern Haarwuchs als in seinem ursprünglichen Vaterlande.

Affect, jedes lebhaftere und schnell aufwallende Gefühl, welches die Besonnenheit momentan unterdrückt. Hiedurch unterscheiden sie sich (unter andern Verschiedenheiten) von den Leidenschaften im eigentlichen Sinne, mit denen sie im gemeinen Sprachgebrauche oft verwechselt werden (s. Leidenschaft), die aber im Begehren ihren Grund haben und anhaltende, herrschende Begierden sind. Doch geben die Leidenschaften oft Veranlassung zu den Affecten, und gewisse Leidenschaften sind auch in ihren Äußerungen mit Affecten verbunden. Die Ruhe des Gemüths wird allemal durch die Affecten gestört (s. Gemüth); von dem Gemüthe aus geht dann ihre Wirkung auf die Nerven und den übrigen Körper. Vorzüglich scheinen sie auf die Nervengeflechte des Gangliensystems, die Brust- und Herznervengeflechte zu wirken, wie sich aus dem Gefühl von Erweiterung und Leichtigkeit in der Brust bei angenehmen, und von Beklemmung, Herzklopfen u. s. w. bei unangenehmen Affecten, aus dem guten Fortgang oder der Störung der Verdauung, der Ernährung, der Blutbereitung u. s. w. schließen läßt. Die Affecten haben verschiedne Grade. Im höchsten Grade können sie — sowol die angenehmen als unangeneh-

men — betäubend, sogar tödtend wirken. In Hinsicht auf ihre Natur sind sie angenehm oder unangenehm, z. B. Vergnügen, mit allen Modificationen, als Freude, Entzücken u. s. w., oder Schmerz, Trauer, Unzufriedenheit, Mitleid, Reue u. s. w., Hoffnung und Furcht, gemischte, z. B. Überraschung u. s. w. Ihrer Lebhaftigkeit wegen sind sie stets mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden. In Hinsicht ihrer Wirkungsart sind sie thätige, z. B. Zorn, oder leidende, z. B. Gram. Die höhern Grade der Affecte würden zu nachtheilig für das Leben und die Gesundheit des Menschen wirken, wenn die Natur nicht für eine Ableitung ihrer erschütternden Wirkung gesorgt hätte, wohin z. B. die Thränen gehören und das Lachen. Nur der Mensch ist wahrer Affecten fähig. (S. Gemüthsbewegungen.)

Affectation, Ziererei ist entgegengesetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt der Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derselben übereinstimmt, heißt natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Die Affectation will etwas nicht Vorhandenes ersetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden sei. Das Mittel, wodurch sie dies gewöhnlich zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines ihr fremdartigen Musters. Aber diese Nachahmung verräth etwas Gezwungenes und Unübereinstimmendes, insofern derjenige, der etwas affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit von jener, die er affectirt, besitzt. Seiner Natur gemäß sollte er ein ganz andres Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei seinem Muster natürlich ist, sucht er durch künstliche Mittel zu erreichen, oder nur äußerlich zu scheinen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menschen herrscht, wenn derselbe in allen Umständen, nach einem wahren und richtigen Gefühle, ohne Umschweife auf dem geradesten Wege so handelt, wie sowol seine Natur, als die Natur der Sache es mit sich bringt, so wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menschen sein, vermöge dessen er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle durch eine unnatürliche, künstlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewisser Eigenschaften ersetzen will. Daher ist in demselben keine Übereinstimmung, kein Zusammenhang, vielmehr ein innerer Widerspruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringschätzung, oder Verachtung und Abscheu.

Affiliiren, an Kindesstatt annehmen. Daher **Affiliation**, die Annahme an Kindesstatt (s. Adoption). Affiliirte nennt man auch diejenigen Personen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordensgeistlichkeit nehmen, in der Meinung, sich das Ordensverdienst durch gute Werke zu verschaffen.

Affinität, durch Verschwägerung entstandene Verwandtschaft. (S. Schwägerschaft.) Über den Sinn dieses Wortes in der Chemie s. Verwandtschaft, chemische.

Affry (Ludw. Augustinus Philipp, Graf von), erster Landamman der Schweiz, nachdem Napoleon sich zum Protector des Schweizerbundes erklärt hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig ward er zum Militairstande bestimmt, begleitete seinen Vater auf einer Gesandtschaft nach dem Haag, ward hierauf Adjutant bei den franz. Schweizergarden und stieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der Revolution commandirte er die Armee am Oberrhein bis zum 10. Aug. 1792, wo er, nach Entlassung der Schweizertruppen, sich in sein Vaterland zurückbegab und Mitglied der geheimen Rathsversammlung in Freiburg wurde. Als 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht wurde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerstandes, betrug sich stets mit Klugheit, und wandte so viel möglich die Übel des Krieges und der Empörung von seinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzosen genommen worden war, wurde er Mitglied der provisorischen

Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber sehr gern nahm er die Ernennung als Abgeordneter in Paris an, als der erste Consul die Schweizer dahin berief und ihnen seine Vermittelung anbot. Napoleon zeichnete ihn vor den andern Abgeordneten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Bundesgenossen Frankreichs sichern sollte. Am 19. Febr. 1803 empfing Affry aus den Händen des ersten Consuls die Vermittelungsacte, wurde für dieses Jahr zum ersten Landamman ernannt, und zwar mit einer sehr ausgedehnten Gewalt bis zu einer allgemeinen Zusammenkunft auf einem Landtage. Er suchte die Absichten des Vermittlers zu befördern und verfuhr in Allem mit der Geschicklichkeit, den Einsichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Er starb d. 16. Juni 1810.

Afghanen (Aghûanen), d. h. Bergbewohner, auch Patanen, der Name des jetzt in Ostpersien, oder dem Reiche **Kabulistan** herrschenden Volks. Es wohnte ursprünglich in den Gebirgen zwischen Persien, Hindostan und Bactrien, und gehörte zum medischen Stamme. Noch jetzt wandern die Afghanen fortwährend, sowol die westlichen, welche räuberische Zeltbewohner, als die östlichen, welche ansässig sind. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadir's Tode (1747) in Persien entstanden, bemächtigte sich Amed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der persischen Armee, der Provinzen Kandahar und Khorasan, machte sich von Persien unabhängig und wurde der Stifter des afghanischen Reichs.

Afghanistan, das Land der Afghanen, auch **Kabulisten**, oder das **Reich der Abdallen** (16,545 □M.), wird nördlich gegen Kurkestan und Kleintibet von dem Gebirge Hindu-Kusch und Paropamisus, östlich gegen Hindostan vom Indus und dem Salomonsgebirge, südlich vom Thale Bolahn und den an Sistan stoßenden Gebirgen, westlich gegen Iran von der großen Wüste begrenzt. Der Hindu-Kusch ist eine Fortsetzung des Himala; vom Paropamisus und dem Salomonsgebirge laufen viele Zweige nach allen Seiten aus. Der bedeutendste Strom ist der Indus. Das Klima ist trocken und gesund, die Thäler sind zum Theil sehr fruchtbar. Der unangebaute Boden dient zur Viehweide. Producte sind: Silber, Blei, Eisen, Spießglas, Schwefel, Steinsalz, Alaun, Lapis Lazuli, Baumwolle, Pferde, Esel, Dromedare, Kameele, Ochsen, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen u. s. w.; auch gibt es reißende Thiere. Von den 14 Mill. Einw. sind 4,300,000 Afghanen, und 5,700,000 Hindus; die übrigen sind Tadschiks (Nachkommen der alten Perser), Tataren und Beludschen. Sie bekennen sich zum Islam. Außer der Haupt- und Residenzst. Kabul (80,000 Einw.) sind bedeutende Städte: Kandahar (Fest. und Handelsplatz mit 100,000 Einw.), Peschawer (oder Pischauer mit 100,000 Einw.) u. s. w. Balkh (das alte, jetzt von Usbecken bewohnte Bactrien), Kaschmir (s. **Caschemir**) sind fast unabhängige Grenzstädte. Der König ist aus dem Hause Saddosei, der Thron erblich, aber beschränkt durch die Macht der einzelnen Stammhäupter. Die britischen Couriere und Reisende, die über Bagdad gehen, nehmen gemeiniglich ihren Weg über Kabul. In Folge des englischen Einflusses auf die Afghanen, befindet sich auch der persische Hof zu Teheran in einer unfreiwilligen Abhängigkeit von der englisch-ostindischen Compagnie, die sich als Beschützerin von Persien und Afghanistan benimmt und viel dazu beigetragen hat, daß beide Völker, soviel dies die aristokratische Khansverfassung von Afghanistan erlaubt, mit einander in öffentlichem Frieden, wenn auch nicht ohne Privatfehde der persischen Statthalter und der Grundherren in Afghanistan leben. Der wachsende politische Einfluß des englisch-orientalischen Reichs auf die Völker am Nieder-Indus (Seicks) sucht auch dort im Interesse des Handels und eines gemeinschaftlichen Bollwerks gegen Rußlands Eroberungen jenseits des Kaukasus in Niederpersien, Armenien und am kaspischen

Meere zu verhindern, daß diese mächtigen Völker sich nicht einander durch Kriege schwächen, und stets eine große Scheidewand zwischen dem britisch-orientalischen Reiche und dem russischen bleiben. Indeß hat sich 1823 der Rajah von Lahore, Rungeet Singh, des afghanischen Königreichs Kabul bemächtigt, und um den Briten zu trotzen, viele Russen in seine Dienste genommen. Auch treiben die Russen durch die Bucharei Handel mit den Afghanen.

Afrancesados, diejenigen Spanier, welche 1808 der Constitution von Bayonne und dem König Joseph eid- und dienstpflichtig wurden, weil sie von der neuen, durch die Franzosen in Spanien eingeführten, Ordnung der Dinge eine Verbesserung des Zustandes ihres Vaterlandes erwarteten. Da sie vom König Joseph in spanischen Diensten angestellt wurden, um die neue Ordnung mit aufrichten zu helfen, so nannte man sie auch **Josefinos**. Nach dem Sturze des eingedrungenen Königs (intruso) entzogen sich die bedeutendsten Anhänger desselben dem Hasse ihrer Landsleute durch die Flucht nach Frankreich. Als König Ferdinand VII. 1814 seinen Thron wieder eingenommen hatte, verfolgte er mit gleicher Härte die Liberales oder die Anhänger der Cortes, welche den Sturz des französischen Systems bewirkt hatten, und die Josefinos. Eine madrider Zeitung, die Atalaya (Schildwache), foderte ihn dazu mit den Worten auf: „Ist es möglich, Sire, daß die Liberales und Josefinos noch unter uns vorhanden sind? Warum hat man nicht in jeder Stadt, in jedem Dorfe Spaniens hundert Blutgerüste und eben soviel Scheiterhaufen errichtet, um an den Gottlosen Gerechtigkeit zu üben?" Allen ausgewanderten Afrancesados ward am 30. Mai 1814 die Rückkehr in ihr Vaterland gänzlich verboten, insbesondre allen, die eine Bestätigung ihres frühern Amtes oder eine neue Anstellung, Titel, Rang, Orden u. dgl. von der eingedrungenen Regierung erhalten, ferner allen Generalen und Officieren, die unter Napoleons oder Josephs Fahnen gefochten hatten und allen Frauen, die ihren Männern bei der Auswanderung gefolgt waren. Die Zahl der ausgewanderten Liberalen, die in Frankreich lebten, wurde auf 16,000 geschätzt; unter ihnen befanden sich viele ausgezeichnete Gelehrte, treffliche Beamte und Officiere. Sie zeigten durch die in England gedruckte Denkschrift des Florez d'Estrada dem Monarchen in der Annahme der Constitution das einzige Rettungsmittel. In diesem Sinne ward auch in England das Journal „El Español constitucional" geschrieben. — Alle übrigen durften zurückkehren, mußten aber 20 Stunden von der Hauptstadt entfernt, unter Polizeiaufsicht leben. Das am 29. Sept. 1816 erlassene (1817 wieder suspendirte) Amnestiedecret war so abgefaßt, daß es das Schicksal der verbannten Josefinos nicht milderte. Es wurden sogar die nach Bonaparte's Sturz aus der Kriegsgefangenschaft nach der Heimath ziehenden Soldaten und Officiere an der spanischen Grenze zurückgewiesen, weil sie in Frankreich liberale oder revolutionaire Grundsätze eingesogen haben könnten. Die fortdauernden Empörungsversuche in Spanien selbst waren zugleich Ursache und Folge, daß keine Milderung jener harten Maßregeln eintrat. Erst nachdem Ferdinand VII. die Constitution der Cortes angenommen hatte, erließ er am 8. März 1820 eine allgemeine Amnestie, und verstattete späterhin allen Josefinos den Aufenthalt in ganz Spanien, mit Ausnahme von Madrid. Doch wurde ihr bürgerliches Schicksal erst von den Cortes am 21. Sept. 1820 dahin entschieden, daß sie in den Genuß ihrer Rechte, sowie in den Besitz ihrer Güter, nicht aber in ihre Würden, Stellen und Pensionen wiedereingesetzt werden sollten. Man ging dabei von der Ansicht aus, daß die meisten derselben, durch zufällige Verhältnisse in den Machtkreis des Unterdrückers gezogen, dennoch mit redlichem Willen für ihr Vaterland wohlthätige Reformen in Bayonne vorbereitet, und was zu retten oder zu erlangen war, durch ihren Muth erlangt hätten, dann aber, in einer Bedrängniß ohne Ausweg, ihrem Eide, dem König Joseph und der Con-

stitution treu geblieben wären. Die Afrancesados gehörten stets zu den Gemäßigten und werden daher noch jetzt von den Absolutisten angefeindet. 20.

Afranius, Lucius, ein römischer Komödiendichter, blühte in der ersten Hälfte des zweiten Jahrh. vor Chr. Er ist der eigentliche Schöpfer des römischen Nationallustspiels oder der **Fabula Togata**, und seine Schilderung des Lebens und der Sitten seines Volkes ließ sich selbst bis auf die niedrigsten Classen herab, wodurch die **Fabula Tabernaria** (das Kneipenlustspiel) entstand. Von den Griechen entlehnte er nur den äußern Bau, um ihn dem römischen Volksleben anzupassen, daher man sagte, daß die Toga des Afranius dem Menander völlig passe. Seine Derbheit und Ausgelassenheit werden von einigen Kunstrichtern getadelt; aber anerkannt sind auch sein reicher Witz und seine beredte Lebendigkeit. Er war sehr fruchtbar, aber von seinen vielen Stücken haben sich nur wenige Fragmente erhalten.

Afrika, einer der fünf Erdtheile, — seit Jahrtausenden schon in die Geschichte eingeführt, dennoch auch für uns noch immer, was es den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer scheidet Afrika von Europa, seine nördlichen Küsten liegen im Angesicht der gebildetsten Völker, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, in das weite Binnenland ist erst jetzt der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ob bei dem Entstehen der Erde ein schwarzer Adam in Afrika Stammvater der Schwarzen geworden, oder ob ein Noachide von Asien aus ihm sein erstes Stammvolk zugeführt, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne seine schwarze Tinte empfangen habe, wird wol nie entschieden werden. Das Nilthal war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den frühesten Zeiten der Geschichte die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften! Aber selbst in den Jahrhunderten, da Ägypten am höchsten blühte, scheint tiefe Nacht seine Umgebungen bedeckt zu haben, und Alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen gewesen zu sein. Späterhin lernten Griechen (vergl. Herodot's sehr genaue Nachrichten) und Römer die Küsten am mittelländischen Meere näher kennen, und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Flusse Joliba vor, doch hat sich ihre Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus erstreckt und von den südlichen Theilen Afrikas war ihnen nichts bekannt. Wie unvollkommen war nicht die Vorstellung, die selbst Ptolemäus sich von diesem Welttheile machte, ob ihm schon seine Form als eine große Halbinsel vorschweben mochte? Erst dem 15. Jahrh. war es vorbehalten, uns seine Umrisse auszuzeichnen; **Heinrich der Seefahrer** (s. d.) umsegelte das gefürchtete Cap Non (non plus ultra), Diaz und Vasco da Gama fanden das Vorgebirge der guten Hoffnung, und sowol die westlichen als die östlichen Küsten wurden von europäischen Seefahrern untersucht. — **Afrika**, eine ungeheure Halbinsel, die der Isthmus von Suez mit dem Festlande von Asien verbindet, bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 530,000 (nach Gruberg 521,656) □M. zwischen 0 bis 70° L. und 34° S. bis 37° 30′ N. Br., das im N. an das mittelländische Meer, im O. an Asien, das rothe und indische Meer, im S. und W. an das äthiopische Meer und den atlantischen Ocean stößt. Innerhalb des heißen Erdgürtels hat es eine große Ausdehnung von O. nach W. und die größte Landmasse; doch füllt die nördliche Hälfte eine ungleich größere Masse als die südliche. Die größte Ausdehnung von W. nach O., vom Cap Negro bis Cap Guardafui beträgt 69°, mithin unter dem Äquator 1020 geogr. Meilen. Afrikas innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar besitzt es große an einander hängende Kettengebirge, die vielleicht vom Cap bis zum mittelländischen Meere in mancherlei Parallelen fortziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 5000 Fuß hohen Schneegebirge des Caplandes; doch ist es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man so ungeheure Sandwüsten, und die Kobi

in Hochasien hält mit der Sahara keinen Vergleich aus. Diese Wüste erscheint als ein Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inseln keineswegs fehlt. Dies sind die Afrika eignen Oasen (s. d.). — Unter Afrikas mächtigen Strömen ist der ägyptische Nil uns jetzt bis zu seiner Quelle bekannt; der Lauf der übrigen größern Ströme Afrikas ist noch nicht ganz erforscht; wir wissen zwar, wo der Kongo (Zaire), Koanza und Kuama (Zambese) endigen, nicht aber, wo sie anfangen, und vom Joliba erst seit Mungo Park, daß er (der Niger des Herodot, s. d.) von W. nach O. sich winde. Auch der Senegal, der Gambia, der Orange sind bedeutende Flüsse dieses Erdtheils, der selbst in seinem Innern große Landseen, wie den Dembea, Wangara, Marawi und Aquilunda, einschließt. Das Klima ist verschieden, aber im Ganzen brennend heiß; innerhalb der Wendekreise das ruhige Tropen-Klima mit zwei Jahreszeiten, der nassen und trockenen, die Glut der Sonne furchtbar, und Adanson bezeugt, daß man im Sande Guineas Eier siede, und daß die Hitze die nackte Fußsohle des Negers aufreiße; an den Küsten mäßigen See- und Bergluft und unaufhörliche Regengüsse die Hitze, aber die Luft ist nicht so gesund und rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt. Der ganze Landstrich der Barbarei ist wärmer, als der südlichste Theil, und jeder Theil Afrikas ist, gegen Europa verglichen, ein heißes Land. Unter den Winden sind die Tornados und der Harmattan Afrika eigen; mit Asien hat es den Samum, mit Europa den Sirocco gemein. Dem Naturforscher erscheint dieses Wunderland, was den Reichthum in der organischen Welt und die Menge der riesenförmigen Formen unter den Thieren und Pflanzen betrifft, als der erste Liebling der Natur. Es ernährt fünfmal soviel Arten von Quadrupeden als Asien, und dreimal soviel als ganz Amerika. Es hat das kolossale Flußpferd (**Hippopotamus**), die riesengroße Giraffe, die größten Antilopen und Affen vor Asien voraus. Der Riese unter den Vögeln, der Strauß, ist in Afrika ausschließlich zu Hause. Das wohlthätigste Geschenk aber, das die Natur dem Afrikaner gab, ist das Kameel. Sein Bau ist durchaus dem Lande und dem Klima angemessen. Neben dem Elephanten, dem Rhinozeros, findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchse, Hunde, Katzen, Mongus, Fledermäuse, Ratten, Klipdas, Hasen, Kaninchen, Jerboas, Stachelschweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Pferde, Esel, Zebras, Schafe, z. Th. mit Haaren und Fettschwänzen, Argalis, Ziegen, Gemsen, Gazellen in unendlichen Spielarten, Springböcke, Rindvieh, Büffel, Damhirsche, aus Guinea Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirsche und andere vierfüßige Thiere, deren Naturgeschichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforscht ist; selbst das räthselhafte Einhorn soll sich noch in den Binnenländern finden. Eben so reich ist die Classe der Vögel, darunter das prächtigste Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thouraco, Eisvogel, Pelikan und viele Papageiarten; die Classe der Amphibien hat das Krokodill und die **Boa constrictor** mit vielen andern, theils unschädlichen, theils äußerst giftigen Schlangen; die anstoßenden Meere und die Ströme haben einen Überfluß an Fischen, doch ist die Mannigfaltigkeit der Geschlechter nicht so groß, als in den nördlichen Meeren, und viele der nutzbarsten fehlen ganz. Das Gebüsch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameisen, Skolopenden, Spinnen, Klopaden und Raupen, während die vorüberziehenden Heere von Heuschrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall sieht man die schönsten Käfer und Schmetterlinge. Noch außerordentlicher ist die Kraft der Vegetation. Der Boden gibt dem Neger, was er pflanzt, mehr als hundertfältig zurück; er erzeugt jene ungeheuern Holzmassen, unter welchen der Baobab oder der Affenbrotbaum, dessen Krone bis 130 Fuß im Durchschnitt hat, die oberste Stelle einnimmt; der prächtige weiße Stamm des Ceyba steigt von der Wurzel bis zu den Zweigen fast lothrecht auf 60 F. in die Höhe, und

wächst mit seiner trefflich gerundeten Krone bis zu 120 F. Übrigens erzeugt die heiße Zone in Afrika — wie in Amerika — zugleich die nahrhaftesten und die erfrischendsten, der Fäulniß am mächtigsten widerstehenden Pflanzen und Früchte. Diese antiseptische Natur haben auch die Früchte der Palmen, die Pisange, Bananen, Orangen, Pompelmuse, Ananas, Tamarinden, der Saft und die Blätter des Baobab u. a. m. Die beste Butter (zugleich ein treffliches Heilmittel) liefert in Überfluß der Shih oder Butterbaum im westlichen Binnenlande; und die unterirdischen Erbsen von Whidah reifen binnen 6 Wochen nach der Saat. Zu den vegetabilischen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Weizen, Gerste, Moorhirse (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reis, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Senegalgummi, Datteln, Feigen und die mannigfachen Arten von Gewürzen, besonders Zuckerrohr; als Getränke dienen der Caffee, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Cap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und selbst Flachs; hier gedeihen die Papajen, Granaten, 5 Arten Pfeffer, der trefflichste Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der besten Farben- und Tischlerhölzer, der Ningi, unzählige Gewürzpflanzen, und welch eine Menge der herrlichsten und nutzbarsten Arten bietet nur allein das reiche Madagaskar dar? Am wenigsten gekannt ist das Mineralreich: Gold hat Afrika mehr als einer der übrigen Erdtheile, und Eisen ist ziemlich überall verbreitet; dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es bloß Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Überflusse, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Nicht minder wichtig ist für den Beobachter der afrikanische Menschenstamm. Der größte Theil der Afrikaner ist nämlich nicht nur durch die schwarze Hautfarbe und das krause Haar, sondern auch durch die Eigenthümlichkeiten des Knochenbaues am Kopfe und selbst des Nervenbaues von übrigen Erdbewohnern sehr unterschieden. Dies setzt ein Isolirtsein ihres Urstamms voraus, wodurch die physische Beschaffenheit der eigentlichen Neger (s. d.) so radical werden konnte. Noch glaubt man Reste jenes Urstammes hier und dort zu erkennen, wie die der Urägypter in den Kopten, und die der Guanchen (der Ureinwohner der Canarien) in den Berbern. Die Zahl der Einwohner mag zwischen 100 bis 110 Millionen schweben; das Innere dieses Erdtheils muß sehr bevölkert sein, da es binnen drittehalb Jahrh. über 40 Mill. kraftvolle Menschen in den Sklavenhandel geben konnte, und dennoch nichts weniger als entvölkert ist. Auch seine Küstenländer sind reich an Menschen: so fand Jackson bloß in Marokko gegen 17 Mill., und die Berberei mit Ägypten, die doch nur erst ein Achttheil des Ganzen ausmachen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba liegen volkreiche Staaten, von welchen wir indeß kaum den Namen kennen. Die Einwohner gehören zu zwei Stämmen des menschlichen Geschlechts: zum äthiopischen, oder Negerstamme, der vom Joliba abwärts sich bis zur Südspitze erstreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu dem kaukasischen Stamme, dem die Berbern, Kopten, sowie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habescher, und die Völker Nubiens beizuzählen sind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch sind sie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Osten verbreitet und ganz einheimisch geworden. Auf den Inseln und auf mehren Küstenpunkten findet man Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Briten, selbst Juden hier und dort eingewandert, doch scheinen die Falaschas in Tigre, obgleich sie dem Mosaismus huldigen, nicht hebräischer Abstammung zu sein. Als Hauptsprachen gelten die arabische im ganzen Norden und bis zum Joliba herunter, wo wenigstens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verstehen; von ihr unterscheiden sich die Berber- und die Shelluhsprachen in der Berberei und am Altas. Die Man-

dingosprache ist vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Westküste spricht man zum Theil ein verdorbenes Portugiesisch, in den habeschinischen Ländern die Tigre= und Amharasprache. Die Sprachen der Neger sind fast so mannigfach, als die Nationen: bloß in der Sahara sollen 43 Mundarten geredet werden. Aber kaum hat man von den 150 Sprachen aller afrikanischen Völker (diese Zahl wird muthmaßlich von Seetzen angenommen) erst einige und siebenzig kennen gelernt. Eben so mannigfach ist auch die Art und Weise, wie Jeder seinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Ostküste ist der Mohammedismus verbreitet; zu der Christusreligion bekennen sich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier und die europäischen Fremdlinge, doch nach sehr verschiedenem Ritus, und bei den meisten Negervölkern herrscht der abenteuerlichste Fetischmus, der bei manchen dieser Völker sogar Menschenopfer fodert. Wissenschaftliche Bildung darf man in Afrika nicht suchen, selbst nicht in dem Lande, das ihre Wiege in der Kindheit der Menschen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geschaffen hatten, ging in den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo sie sich angesiedelt haben, und hie und da auch die Kopten und Monophysiten in Tigre und Amhara. Kunstfleiß trifft man in Afrika bloß auf der nördlichen Küste an, wo von den Mauren Manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird; aus diesen Ländern wird ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den seefahrenden Nationen Europas, und ein eben so bedeutender Karavanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem sie ihre Fabrikate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger stehen sämmtlich auf der untersten Stufe der Bildung, selbst da, wo sie in Staaten vereinigt sind; ihre Bedürfnisse sind äußerst gering, und Alles, was sie gebrauchen, verfertigen sie oder ihre Weiber selbst; die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die sie gegen die Witterung schützt, den Bogen und den Pfeil, deren sie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, sowie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das sie von der Oberfläche der Erde sammeln, wissen sie für ihren Schmuck, und das Eisen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern sie manche Bedürfnisse kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Branntwein, Tabak, verschiedene Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. s. w., welche sie gegen Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi, die Stapelwaaren Afrikas, eintauschen. Der Sklavenhandel (s. d.) ist noch immer so bedeutend, daß man, obgleich die meisten Nationen Europas ihm durch Tractaten entsagt haben, doch gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugiesen, Franzosen, Nordamerikaner und selbst britische Schleichhändler dem Innern Afrikas entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sklaven, die jährlich Westindien zugeführt wurden, ohne die in Anschlag zu bringen, welche die Kirmanen nach Asien, die Nordamerikaner in ihre südlichen Staaten schleppten. Bedeutend ist auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldstaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdecken, Häuten und andern Landeserzeugnissen, die bloß als Nebenartikel gelten. Münzen hat Afrika bloß in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern besetzt sind, dient Geld höchst selten als Tauschmittel; in einigen Ländern der Westküste gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebses und der Äquator theilen Afrika in 3 Haupttheile: 1) Nordafrika, wozu Ägypten, die Raubstaaten Tripolis mit der Küste Barka, Tunis und Algier, der Staat Marokko, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören; 2) Mittelafrika, welches die Ostküstenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajan, den untern

Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, sowie die Westküstenländer, Benin, Owhere, Senegambien und Guinea nebst den Inseln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Bissao-Inseln, Socotora u. a. umfaßt, und 3) Südafrika mit der ganzen südlichen West- und Ostküste, den südlichen Binnenländern, dem Caplande, der Insel Madagaskar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Tristan d'Acunha, St.-Helena und Ascension.

Auch in historischer Hinsicht ist Afrika als eins der reichsten Archive der Urwelt und der Vorzeit der vielseitigsten Erforschung werth. In geheimnißvollen Gräbern bewahrt es zahllose Urkunden der Culturgeschichte von den frühesten Zeiten an bis zu dem Untergange der oströmischen Herrschaft. Reizt dies an sich schon den wissenschaftlichen Forschungsgeist des Europäers, so findet er zugleich in der Erreichung politischer Zwecke dort neue Quellen für Industrie und Handel. Bereits hat in dieser Hinsicht das Küstenland von Afrika unter britischer Leitung begonnen, ein neues Colonialsystem für Europa zu begründen, sowie es vor vierhundert Jahren, unter portugiesischer Verwaltung, in dem europäischen Colonialwesen überhaupt den ersten Anfang machte. Dies Alles erklärt, warum Afrika in unsern Tagen ebenso sehr die Aufmerksamkeit der Geographen beschäftigt wie in dem Zeitalter Herodot's und vor etwa 400 J. zur Zeit der portugiesischen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer. Zuerst hat die franz. Expedition nach Ägypten (s. d.) dieses geheimnißvolle Land den neuern Forschungen wieder eröffnet, und dort selbst das türkische Phlegma aus seiner trägen Ruhe geweckt. Dann hat britische Beharrlichkeit für die Völker am Cap neue Quellen des Wohlstandes aufgethan und daselbst eine Colonie für den Überfluß der britischen Volksmenge gegründet, während die schon früher (1793) angelegte Colonie Sierra Leone (s. d.) die Civilisation der Neger nicht erfolglos vorbereitete. Gleichzeitig drangen kühne Reisende: Briten, Deutsche, Franzosen, Italiener, von allen Seiten her, in das Innere von Afrika vor. Daß aber in dem höchsten Alterthume schon jüdische und tyrische Kauffahrer, welche, wie die hebräischen Nachrichten lauten, nach Tharsis und Ophir segelten und von da große Reichthümer den Königen David und Salomo zurückbrachten, die Ostküste von Afrika, an welcher jene Städte gelegen haben sollen, erforscht hätten, gehört in das Gebiet der Sage. Über die Geschichte der Entdeckungsreisen in Afrika, seit die Phönicier unter Nechos, König von Ägypten, aus dem rothen Meere, um Afrika herum und durch die Säulen des Herkules zurücksegelten (600 J. vor Chr.) bis auf die Unternehmungen in der neuesten Zeit, sehe man die „**Hist. complète des voyages et découvertes en Afrique, depuis les siècles les plus reculés jusqu'à nos jours; par le Docteur Leyden et M. Hugh Murray**" (Edinburg 1817; und aus dem Engl. ins Französ. übers. mit Zusätzen, Paris 1821, 4 Bde.) und die „N. Geogr. Ephem.", 1824 fg. — Zu den wichtigsten Reisen in unserer Zeit, durch welche vorzüglich die für diesen Zweck 1788 errichtete Afrikanische Gesellschaft (s. d.) in London, sowie die Bemühungen der britischen Consulate (z. B. Salt in Ägypten), nebst denen der englischen Bibel- und Missionsgesellschaften, gleichsam die Hülle, die über dem Wunderlande Afrika noch immer ausgebreitet lag, von zwei Enden her aufgehoben haben, gehört die Sendung des Engländers Bowdich nach Ashantee (s. d.) 1818, durch welche wir eine mächtige Kriegernation von Negern im Osten kennen gelernt, und die von Burckhardt (s. d.) nach Nubien unternommenen Reisen, welche uns den regen Verkehr nubischer Handelsvölker im Osten gezeigt haben. Früher als Beide, waren der kühne Mungo Park, Hornemann (s. Beide) und Röntgen (aus Neuwied, ermordet auf dem Wege nach Timbuctu, unweit Mogador 1811) schon in das Innere eingedrungen. Außer den genannten verdienen noch angeführt zu werden: des D. Leod „**Voyage to Afrika**" (London 1821), weil sie uns das bisher aus Norris's Bericht nur ober-

flächlich gekannte Volk von Dahome (s. d.), das den fruchtbarsten Theil von Guinea bewohnt, genauer beschreibt, und des Capit. Lyon „**Narrative of Travels (1818—20) in northern Africa**" (Lond. 1821), der mit seinem Freunde Ritchie, welcher aber den 20. Nov. 1819 in Murzuk starb, von Tripolis aus die Troglodytenhöhlen der Gharianstämme besuchte, und über Murzuk bis Tegarry (24° 4′ N. Br.), der südlichsten Stadt des Königreichs Fezzan, an der Grenze der Wüste Bilma, vordrang. Im Sept. 1821 gingen drei Briten, Dr. Oudney, der Seeofficier Clapperton und der Landoffic. Denman, vom Lord Bathurst unterstützt, zu einem ähnlichen Unternehmen nach Tripolis, um von hier über Murzuk nach Bornu zu reisen und den Lauf des Nigers zu erforschen. Oudney starb zu Murmur d. 12 Jan. 1824, an den Folgen der Erkältung, als auf einer Ebene zwischen Sandhügeln ein solcher Frost eintrat, daß das Wasser in den Schläuchen gefror. Sein Gefährte Clapperton setzte die Reise nach Kano, der jetzigen Hauptstadt von Haussa fort, und erreichte Sakkato, die Resid. des Beherrschers von Sudan. Sie entdeckten den Süßwassersee Tsaad, in den sich zwei große Flüsse, der Shary von S., der Yaou von W. her, ausmünden. S. „**Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa, by Maj. Denham, Capt. Clapperton, and the late D. Oudney, in the years 1822, 23, 24**" (Lond. 1826, 4., m. K., 32 Thlr.). — 1824 unternahm der brit. Major Gordon Laing von Tripolis aus die Reise nach Timbuctu. Clapperton trat 1825 eine neue Reise ins Innere an von Benin aus über Sakkato nach dem Tsaad, um über Timbuctu, von wo Laing nach Benin reisen sollte, bis Abyssinien vorzudringen. Ihn begleiteten der Naturforscher D. Dickson, Cap. Robert Pearce und D. Morrison. Zu gleicher Zeit unternahmen Deutsche und Franzosen von Aegypten aus Entdeckungsreisen ins innere Afrika, u. A. Minutoli (s. d.), Caillaud, und seit 1822 Ed. Rüppell aus Frankf. a. M. Rüppell hat die große Oase im westlichen Nubien und das unbekannte Land Kordofan 1825 untersucht, und 1826 eine Reise an das rothe Meer unternommen. Ueber Ägypten und Äthiopien, und die Alterthumskunde des Orients überhaupt, hat er viel Neues mitgetheilt, in v. Zach's „**Corresp. astron.**" Der Franzose Gasp. Mollien (s. dessen „**Voyage dans l'intérieur de l'Afrique aux sources du Sénégal et de la Gambia**", Paris 1820, 2 Bde., m. K.) durchwanderte 1818 von St.-Louis aus, 12 L.- und 9 Brgr., und erreichte die nicht weit von einander entfernten Quellen des Senegal, der Gambia und des Riogrande, unter 14¼° W. L. u. 10½° N. Br. in der Nähe von Timbo. Allein er konnte nicht bis zu den Quellen des Niger vordringen; auch fehlte es ihm an Instrumenten, um seine Beobachtungen mit Genauigkeit anzustellen. Doch hat er, in der Verbindung jener beiden Ströme durch den Neriko, den Stromweg gezeigt, auf welchem einst die Handelskaravanen aus dem Innern, aus den Königreichen Dubi und Foutadiallon, längs dem Senegal, bis nach Fort St.-Louis gelangen können. Über das südliche Afrika hat des Engländers Burchell fünfjährige Reise, vom Cap aus in das Innere, viel Licht verbreitet. Vor ihm hatten Barrow (1797) das Capland, und der Agent der londner Missionsgesellschaft, John Campbell, dasselbe bis Lattakoo, einer Niederlassung des Betschuana-Stammes, 900 engl. Meilen nördlich vom Cap, bereist. Campbell unternahm in ähnlicher Richtung eine zweite Reise 1818, kam 1819 in Lattakoo an und erreichte im April 1820 Oldlattakoo, das 8000 Einw. enthält. Hierauf fand er in nördlicher Richtung mehre volkreiche Städte in fruchtbaren und angebauten Gegenden, wo er den Stamm der rothen Kaffern kennen lernte, und kam bis Kurrechene (fast 24° S. Br.), einer Stadt des Marotver-Stammes, nahe an der Ostküste, die 16,000 Einw. haben soll. So dringt der Muth europäischer Entdecker von vier Seiten her, vom Cap, vom Senegal, von Tripolis und aus Ägypten, in das verschlossene Binnenland vor, wo ihnen

der Lauf des Niger und Timbuctu (s. d.) noch ungelöste Räthsel zeigen. Nordafrika wird jetzt durch fünf oder sechs große Entdeckungsstraßen durchschnitten und wissenschaftlich erforscht. Allein noch fehlt Verbindung und Zusammenhang zwischen den 20 bis 25 Hauptlinien, welche den Weg der Reisenden bezeichnen. Man schätzt den von ihnen bereits erforschten Raum in Afrika auf 10,600 □M. Wir haben daher erst über d. 50. Th. dieses ungeheuern Festlandes mehr oder minder authentische Nachrichten. Vgl. **Jomard**, „**Sur les découvertes dans l'intérieur de l'Afriq.**" „**Rev. Enc.**", **1824, Déc.** — Ukert hat die neueste Erdbeschreib. der Nordhälfte von Afrika (Weimar 1824, der 21. Bd. des „Vollst. Handb. der neuesten Erdbeschreib.") gut bearbeitet. Der folg. Th. umfaßt Südafrika. M. vgl. die treffl. Charte von Afrika, von Heinr. Berghaus, gest. von Heinr. Brose (Stutt. 1824, bei Cotta, 4 Thlr., gr. Fol.), welche die neuesten Entdeckungen bis 1824 enthält. 20.

Afrikanische Gesellschaft, **African association**, ein Verein von 95 Briten, der den 9. Jun. 1788 in London seine erste Versammlung hielt. Der Zweck ist auf die Erforschung des Innern von Afrika, auf die Civilisation der Neger und auf die Beförderung des britischen Handelsinteresse in Afrika gerichtet. Die Seele dieses Vereins war der berühmte Banks (s. d.). Ledyard und Lucas waren die ersten Briten, welche auf Kosten dieser Gesellschaft in das Innere von Afrika eindrangen; hierauf sandte sie zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen dahin ab: den Major Houghton, Mungo Park, und zwei Deutsche: Hornemann und Burckhardt (s. d.). S. die Resultate ihrer Unternehmungen in den „**Proceedings of the associations for promoting the discovery of Africa**", 1790 fg., die jedoch zur Zeit noch wenig den Erwartungen entsprochen. Außer einigen gelegentlichen Entdeckungen ist nur der östliche Lauf des Niger, wie ihn schon Herodot angegeben hatte, bestimmt und die Gegend bis Darfur erforscht. Tuckey's Entdeckungsfahrt auf dem Zaire 1816 verunglückte. — Einen ähnlichen Zweck hat das Afrikanische Institut (**African institution**), welches d. 14. April 1807 seine erste Versammlung hielt; doch war dieses zunächst auf die Abstellung des Negersklavenhandels und auf die Beförderung der Civilisation unter den afrikanischen Völkern gerichtet. In dieser Absicht will sie die vollständigsten Nachrichten von den Ackerbau- und Handelsverhältnissen des Landes und von dem physischen, geistigen und politischen Zustande der Bewohner desselben einziehen, Verbindungen mit ihnen anknüpfen, europäische Sämereien verbreiten, Schulen anlegen u. s. w. Das Institut steht unter einem Präsidenten, Vicepräsidenten und 36 Directoren, es hat einen Cassirer u. s. w. Doch war die Einnahme dieses Vereins (bis 1815 nur 9850 Pf. St.) zu gering, um etwas Bedeutendes auszuführen. Sie hat jedoch Lehrer in Sierra Leone besoldet, und vorzüglich zur Abschaffung des Sklavenhandels mitgewirkt, wie man aus ihren trefflich abgefaßten und sachreichen Berichten sieht, die jährlich im Druck (der 15. im J. 1821) erscheinen. — Minder wohlthätig ist die Afrikanische Handelsgesellschaft (**African company**), welche 1750 durch eine Parlamentsacte errichtet wurde. Sie sorgt vorzüglich für die Unterhaltung und Verpflegung der Forts und Besatzungen auf der Westküste von Afrika, zu welchem Zwecke ihr das Parlament einen jährl. Beitrag von 13,000 Pf. St. bewilligt hat. Indeß gibt man den Directoren Schuld, daß sie ihre Obliegenheiten vernachlässigen. Die Handelsunternehmungen selbst beruhen auf besondern Privatvereinen, die nach jeder Unternehmung gewöhnlich sich auflösen. Für diese ist hauptsächlich der auf Waarenumtausch berechnete Landhandel im Innern von Afrika ein Gegenstand der Speculation. Daher wollen wir hier nur noch die wichtigsten afrikanischen Karavanenstraßen bemerken: 1) Von Murzuk, der Hauptst. in Fezzan, nach Kairo, 30 Tagereisen, über die Markt- und Lagerplätze Siwah, Augila und Temissa. 2) Von Murzuk nach Bornu, 50 Tagereisen, durch die Wüsten von Bilma und Tibesti. Markt- und Lager-

plätze sind Temissa, Dombu und Kanem. 3) Von Murzuk nach Kashna, 60 Tage, über Hiatts, Ganatt und Agades. 4) Von Fetz nach Timbuctu, 54 Tage; doch dauert der Aufenthalt unterwegs auf den Lagerplätzen, z. B. Akka oder Tatta, dem allgemeinen Sammelplatze, zu Tegazza und Aroan, 65 Tage; folglich braucht diese Karavane zusammen 129 Tage. 5) Eine andere Straße längs der Seeküste führt eben dahin über Wedinun, Cap Bojador und Gualata. 6 u. 7) Die Karavanenzüge von Sennaar und Darfur nach Ägypten finden nicht regelmäßig, wie jene, alljährlich statt, sondern nur alle 2 oder 3 Jahre. — Eine solche Karavane zählt 500 bis 2000 Kameele. Sie macht in einer Stunde 3 engl. Meilen, und legt auf einer Tagereise selten mehr als 7 bis 8 Stunden Wegs zurück. 20.

After, der hintere Theil. In Zusammensetzungen bedeutet After einmal dasjenige, was nach Zeit, Ort oder Ordnung auf einander folgt (z. B. Afterwelt, Afterlehen, Aftermiethe); dann im uneigentlichen Sinne dasjenige, was sich in Werth, Gehalt und Form zu einem andern Dinge gleicher Art als schlecht und unecht verhält (z. B. Afterbier, soviel wie Nachbier, Covent; Afterkorn, die kleinen unreinen Getreidekörner; Aftermehl, welches nach Beutelung des feinern übrig bleibt, und unzählige andre Zusammensetzungen). Im Bergbau heißt After Alles, was von den gepochten und gewaschenen Erzen übrig bleibt und wenig Silber mehr hält, auch der Schlamm, welcher von den Erzschlichen abgewaschen wird; in der Mennigbrennerei bezeichnet man damit die, im Mennige befindlichen Bleikörner. **Afterschlag**, im Forstwesen, heißt soviel wie Abholz.

Afterkegel (Konoid), in der Geometrie ein solcher Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Achse entsteht.

Afterlehen, Jur. (**subfeudum, arrière-fief**), ein Lehen, wo der Lehnsherr die Lehnsherrlichkeit wiederum von einem Andern zu Lehn hat, oder wo der Inhaber (Vasall) sein Nutzungsrecht am Lehen wiederum einem Andern (einem Aftervasallen) zu Lehen gereicht hat. In England ist der König allgemeiner oberster Lehnsherr (**Lord Paramount**) alles Grundeigenthums; in andern Ländern aber konnte die oberste Lehnsherrlichkeit (**suzeraineté**) auch allodial sein, und war daher sowol von der Landeshoheit überhaupt (**souveraineté**) getrennt, als auch von ihr, sowie von der obersten Staatsgewalt in Lehnssachen, d. i. von der Lehnshoheit (gesetzgebende, richterliche und regierende Gewalt in Beziehung auf Lehnssachen,) sehr zu unterscheiden. Zu einer Zeit, da man die Lehnsverhältnisse auf Alles anwandte, wurde auch sowol die Lehnsherrlichkeit häufig lehnbar gemacht, als auch das Nutzungsrecht in Lehn gegeben. In Deutschland waren selbst Reichslande vielfältig böhmische, mainzische, sächsische u. s. w. Afterlehn. 37.

Aga, bei den Türken, ein Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk; auch ein Höflichkeitstitel. Janitscharen-Aga, der oberste Befehlshaber der Janitscharen, der seiner Stellung wegen (als Anführer des fast selbständigen Janitscharen-corps) fast so viel Ansehen hat, als der Großvezier.

Agamemnon, König von Mycene und Argos, der Sohn des Plisthenes, Neffe des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Eriphyle, nach Andern Aërope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Wenigstens führen die beiden Brüder beim Homer den Beinamen der Atriden. Von Tantalus, dem ersten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und dessen Kinder herab verfolgte ein feindliches Schicksal die Sprößlinge dieses Heldengeschlechts und stürzte sie ins Verderben (s. **Tantalus**, **Pelops**, **Atreus** und **Thyest**). Agamemnon hatte mit seiner Gemahlin Klytämnestra die Iphigenia, Elektra, Chrysothemis und den Orest gezeugt, als der trojanische Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbünde-

ten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht Aulis in Böotien versammelte sich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windstille gehindert hatte (vergl. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, sowie in den mit abwechselndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsversammlung erscheint Agamemnon stets seines Ranges über die andern Fürsten würdig. Er kämpft mit den Tapfersten und gibt sich jeder Gefahr preis; in den Berathschlagungen spricht er mit Einsicht und Würde und behauptet unter allen Umständen sein königliches Ansehen. Sein Streit mit Achilles ist unter Achilles erzählt worden. Als er nach zehnjähriger Belagerung und endlich erfolgter Einnahme von Troja glücklich in seine Heimath zurückgekehrt war, fand er daselbst durch Verrath den Tod. Ägisth, der Thyestes Sohn, dem er bei seiner Abreise die Ermordung des Atreus verziehen und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel ihn gemeinschaftlich mit Klytämnestra über der Mahlzeit, und erschlug sowol ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Kassandra, nebst ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytämnestra im Bade, nachdem sie ihn in ein trügerisches Hemde verwickelt hatte. Als Ursache des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecherisches Einverständniß mit Ägisth, von Andern ihre durch die Kassandra gereizte Eifersucht angegeben.

Aganippe, eine Quelle, welche nach der Erzählung der griechischen Dichter, ebensowie die Hippokrene, auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegasus entsprungen war, und die Eigenschaft hatte, daß, wer aus ihr trank, zum Dichter begeistert würde. (Vergl. Helikon.)

Agapen, s. Liebesmahle.

Agar (Jean Antoine Michel), Graf von Mosburg, geb. im Depart. du Lot, war Advocat und Professor zu Cahors. Er begleitete seinen Landsmann Murat nach Toscana, welches er vor der Abtretung an den König von Etrurien organisirte, und arbeitete bei den Verhandlungen der Consulta in Lyon und Mailand. Murat machte ihn zu seinem Principalminister im Großherzogthum Berg, wo er sich durch verständige Maßregeln unter schwierigen Verhältnissen allgemeine Achtung erwarb, und schenkte ihm 1807, als er ihn mit einer seiner Nichten verehelichte, die Grafschaft Mosburg, aus bergischen Domainen bestehend. Die preuß. Regierung hatte selbe anfangs sequestrirt, räumte ihm jedoch solche 1816 wieder ein. Während Murat's Regierung in Neapel wurde er dort Finanzminister und entwarf die von Murat octroirte Verfassung, welche am nämlichen Tage publicirt wurde, als Murat aus Neapel fliehen mußte.

Agathodämon (griech.), ein guter Geist, dem der Kakodämon, böse Geist, entgegengesetzt ist.

Agathokles, einer der kühnsten Abenteurer des Alterthums. Die Geschichte desselben ist vorzüglich aus Diodor von Sicilien B. 19 und 20, von Bruchstücken des 21. B., und aus Justin B. 22 und 23 zu schöpfen. Beide benutzten verschiedene Quellen, und weichen daher, besonders in seiner Jugendgeschichte, sehr von einander ab. A. war der Sohn des Karkinos, der, aus Rhegium vertrieben, sich zu Thermä in Sicilien aufhielt. Wegen eines bedenklichen Orakelspruchs wurde er als Kind ausgesetzt, durch die Mutter aber heimlich erzogen. Den 7jährigen Knaben nahm der reuige Vater wieder an, und ließ ihn zu Syrakus, wo er jetzt, durch Timoleon unter die Bürger aufgenommen, lebte, das Töpferhandwerk lernen. Durch einen vornehmen Syrakusaner, Damas, den ihm seine Schönheit geneigt machte, wurde er aus der Dunkelheit hervorgezogen, und bald an die Spitze eines Heers gegen Agrigent gestellt. Durch die Ehe mit des Damas's Wittwe wurde er einer der reichsten Männer von Syrakus. Unter der Herrschaft des Sosistratus mußte er nach Tarent fliehen, kehrte aber nach dessen

Tode zurück, bemächtigte sich der Oberherrschaft, die er durch die Ermordung mehrer tausend vornehmer Einwohner befestigte, und eroberte den größten Theil von Sicilien (317 v. Chr.). Er behauptete sich 28 Jahre lang, bis 289 v. Chr. Um seine Macht im Vaterlande zu befestigen, und das Volk zu beschäftigen, verfolgte er den Plan der Dionyse, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben. Als er von ihnen geschlagen, in Syrakus belagert wurde, faßte er den kühnen Entschluß, mit einem Theil des Heers nach Afrika überzugehen. Hier schlug er sich vier Jahre (bis 307), größtentheils mit Glück. Unruhen in Sicilien nöthigten ihn, zweimal das Heer zu verlassen, bei seiner zweiten Ankunft in Afrika fand er das Heer in Aufstand gegen seinen Sohn Archagathus. Er beruhigte es durch die verheißene Beute des Siegs. Aber geschlagen, bedachte er sich nicht, die eignen Söhne der Rache der erbitterten Krieger, diese ohne Führer den Feinden preiszugeben. Die Söhne wurden getödtet, das Heer ergab sich an die Karthager. Er selbst beruhigte Sicilien, und schloß 306 einen Frieden, der den vorigen Besitzstand wiederherstellte. Er verwendete darauf seine Kräfte zu feindlichen Einfällen in Italien, wo er die Bruttier besiegte und Croton plünderte. Seine letzten Tage wurden durch häusliche Zwietracht getrübt. Er hatte die Absicht, den Thron auf seinen letzten Sohn Agathokles zu vererben. Da empörte sich sein Enkel Archagathus, tödtete den Erben der Krone, und vermochte den Mänon, einen Liebling des greisen Tyrannen, diesen mit Gift wegzuräumen. Dies geschah durch eine Feder, mit der sich der König nach der Mahlzeit die Zähne reinigte. Sein Mund, und bald der ganze Körper wurden von Fäulniß ergriffen. Noch halb lebend, wurde er auf den Scheiterhaufen geworfen. Er wurde nach Einigen 72, nach Andern 95 Jahre alt. Seine Gemahlin Texena hatte er mit zwei Söhnen noch vor seinem Ende nach Ägypten gerettet. Sein Eidam Pyrrhus, König von Epirus, erbte seinen Einfluß auf die Angelegenheiten Siciliens und Unteritaliens. Agathokles besaß alle Vorzüge des Feldherrn und Herrschers. Er war stolz auf seine niedrige Abkunft. Grausamkeit, Wollust und unersättlicher Ehrgeiz wurden die Werkzeuge der Nemesis, um ihn zum Beispiel des schmählichen Falls der Tyrannen zu machen. 3.

Agathon, ein Athenienser, welcher sich eben so sehr durch seine Lust- und Trauerspiele (deren einige wir nur dem Namen nach kennen) und musikalischen Talente, als durch seine feinen Sitten bekannt machte. Als tragischer Dichter ward er einst bei den olympischen Spielen gekrönt. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerst erdichtete Gegenstände.

Agave, eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Die merkwürdigste Art ist **A. americana** mit dornigen Blättern, die die Europäer Aloë nennen. Sie wächst wild im mittlern Amerika, und ist im südlichen Europa bereits acclimatisirt. Sie ist dort die Stellvertreterin des nordischen Flachs und Hanfs. Der Mexicaner machte davon Papier und auch Hemden, als die Spanier Mexico eroberten. In Mexico benutzt man, nachdem man das Herz ausgeschnitten, ihren Saft durch Gährung zu einer Magenstärkung. In 2 bis 3 Monaten entströmen einer so behandelten Pflanze 2 bis 3000 Kubikzoll Saft (pulgue). Die Pflanze stirbt dadurch ab, aber die Wurzeln liefern neue Ausschüsse. Den scharfen Saft der Pflanze vor ihrer Blüthe benutzt man chirurgisch zur Reinigung der Wunden. Von den gesponnenen und nachher gewebten feinen Fäden der Blätter verfertigt man auf den Inseln des Mittelmeers Strümpfe, Handschuhe und Tücher (Zapparas). Man zieht nur die feinern Fäden aus den Blättern und schüttet darüber den Schaum von ungekochtem gesalzenen Fleische, reinigt die Fäden nach 3 bis 4 Stunden, weicht sie nun in Wasser und in Öl, um sie geschmeidiger zu machen, wie unsre Feinspinner im Norden es mit dem feinen Flachse ebenfalls zu halten pflegen.

Agende, s. Kirchenagende.

Agent, s. Gesandte.

Ageria, s. Egeria.

Agesilaus, ein spartanischer König 390—360 vor Chr., der nach seines Bruders Agis's Tode durch Lysander zum Thron erhoben, von diesem gestürzt werden sollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Von den Ioniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, eröffnete er nach Lysander's Tode seine ruhmvolle Laufbahn in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Korinth ꝛc., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherrn der damaligen Zeit, kämpfen, rettete jedoch durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowol diesmal als auch nach mehren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Er starb auf seinem letzten Feldzuge, den er nach Ägypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geschenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die libyschen Küsten durch einen Sturm verschlagen worden war, in seinem 84. Jahre. Von Gestalt klein und unansehnlich, war er dennoch ein erhabener, gerechter, in seinen Sitten tadelloser, von seinen Soldaten beinah angebeteter Fürst, obgleich er bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verleugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder seinen Freunden nützlich zu sein.

Ägeus, König von Athen und Vater des Theseus, welchen er mit der Äthra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Er ließ denselben heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn, kinderlos, einst beerben würden. Um aber seinen Sohn dereinst wieder zu erkennen, verbarg er bei seiner Abreise aus Trözene ein Schwert und andre Sachen unter ein Felsenstück, welche Theseus zu seiner Zeit nach Athen zurückbringen sollte. Dieser junge Held eilte, sobald er seine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch sein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger im Reich. In dem Wahne, daß Theseus gegen den Minotaurus umgekommen sei, stürzte Ägeus sich ins Meer, daher auch der Archipel zwischen Griechenland und Asien bis an den Hellespont den Namen des ägeischen Meeres erhielt. (Vergl. Theseus.)

Aggregat, in der Rechenkunst, die Zusammensetzung mehrer Theile, die sowol positiv als auch negativ sein können. Das Aggregat drückt daher sowol die Summen, als auch den Unterschied aus. In der Naturwissenschaft die äußerliche Zusammensetzung eines Körpers (im Gegensatz des Organismus). — **Aggregatzustand**, die Beschaffenheit, wie die Theile eines Körpers zusammenhängen. Es gibt drei Aggregatzustände: die Festigkeit, die Flüssigkeit oder Tropfbarkeit und die Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Agincourt, d', s. Seroux d'Agincourt.

Ägide, der Schild des Jupiter, welchen Homer den Ägiserschütterer nennt; er hat seinen Namen von der Ziege (Ägis), welche den Gott auf Kreta säugte, und mit deren Fell der Schild überzogen war; auch der Schild der Pallas oder Minerva; in der Mitte dieses Schildes befand sich das Haupt der Medusa. Zuweilen erhält auch Minervens Brustharnisch diese Benennung. Im bildlichen Sinn heißt Ägide so viel als Schutz.

Ägina, jetzt Engia, eine griechische Insel im saronischen Meerbusen. Sie machte einen eignen Staat aus und war durch Handel reich und blühend.

Äginetische Kunst und Kunstwerke. Eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, englischer und deutscher Nation (unter diesen d.

königl. baiersche Architekt Baron Haller von Hallerstein, auf dessen Rath der Kronprinz von Baiern die äginetischen Kunstwerke kaufte), vereinigte sich 1811, um unter Anderm den Tempel des panhellenischen Jupiter auf Ägina, welcher zu den schönsten Ruinen gehört, die uns von dorischer Baukunst blieben, architektonisch aufzunehmen. Eine Abbildung dieses Tempels nach Cokerell findet sich in Oken's „Isis". Diese Ausgrabung belohnte sich durch einen herrlichen Fund unschätzbarer Bildwerke, welche einst den östlichen und westlichen Giebel jenes erhabenen Tempels geziert hatten. Der jetzige König von Baiern kaufte sie, als Kronprinz, 1812 von den Entdeckern und ließ das Nöthige durch Thorwaldson restauriren. Jeder Theilhaber an dem Funde erhielt einen sorgfältig gemachten Gypsabguß von denselben. Baron Haller (st. 1817) vermachte die ihm zukommenden Gypsabgüsse seiner Vaterstadt Nürnberg. Diese Werke sind in doppelter Hinsicht belehrend, nämlich in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunst, und dadurch, daß sie über eine der dunkelsten Zeitepochen der Kunstgeschichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Das Ergebniß des Studiums dieser Werke ist: daß der äginetische Kunststyl einen von der attischen Kunst unabhängigen Stifter hatte. Pausanias nennt uns Smilis als den äginetischen Dädalus und versichert, er sei Zeitgenosse des Dädalus gewesen, folglich schreibt er der äginetischen Kunst gleiches Alter und gleiche Selbständigkeit wie der attischen zu. Dorisch war der Ägineten Sprache und Sitte, und dorischen Charakter hatte auch ihre Bildhauerkunst, die von der attischen, ursprünglich ionischen, ebenso verschieden war wie dorische Poesie und Architektur. Der eigenthümliche Charakter und das Hauptstreben des äginetischen Styls ist die allertreuste und genauste Nachbildung der Natur, die bis zur Täuschung, ja bis zu einer Scheu erregenden Natürlichkeit, geht. Die attische Kunst war eine Tochter der ägyptischen, und das geistige Streben nach dem Idealen ist in beiden bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunst zu gewinnen, müssen wir den ägyptischen, altattischen, äginetischen und hetrurischen Styl unterscheiden. Härte und Magerkeit ist jedem Kunstanfang eigen, aber im Übrigen weichen sie von einander ab, obgleich später eine Rückwirkung zwischen ihnen stattfindet. Erschien bisher die Herrlichkeit der Kunst in Phidias fast wie ein Wunder, so begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichsam zur Natur selbst gewordene äginetische Kunst der altattischen den Weg zeigte, vom Abstracten zum Lebendigen, vom Systematischen zum Natürlichen zu gelangen, und so ist in ihr das längst vermißte Mittelglied zwischen dem alten strengen und dem schönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verschwindet auch die Spur der eigentlichen äginetischen Kunst. Die Nachahmung der Natur erscheint nur so lange als solche, als sie nicht selbst zur Natur, d. h. zum selbständigen Können, mithin zur Kunst im höchsten Sinne geworden ist, da man beide nicht mehr unterscheidet; so gab es später nur Eine vollkommene Kunst, die sich über ganz Griechenland verbreitete, und äginetisch wurde der Name für alterthümliche Bildwerke. Der Äginete Smilis war der Vater und Stifter äginetischer Kunst; nach ihm ist Kallon, der zwischen der 60. und 70. Olympiade (540 — 500 v. Chr.) lebte, der älteste äginetische Künstler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetische Künstler: Anaxagoras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bei Platäa (379 v. Chr.) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde; Simon, Verfertiger der Weihgeschenke eines gewissen Phormis zu Olympia, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollsten Ruhme blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgestellten äginetischen Figuren sind 17. Man kann sie in vier Classen abtheilen: 1) Ganz geradstehende, gekleidete, weibliche; 2) vorschreitende, oder kämpfende Krieger; 3) knieende oder Bogenschützen;

4) liegende oder verwundete. Die größte dieser Figuren ist die Minerva; sie ist ein wenig über Lebensgröße, die andern alle sind unter diesem Maß. Wenn man den Styl dieser Kunstwerke betrachtet, so herrscht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene schon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen; doch ist die Nachahmung nicht mager oder wissenschaftslos, sondern es ist wohlverstandene Nachbildung schöner Natur mit vollkommenster Kenntniß der Knochen und Muskeln, sodaß man sich wegen dieser bis zur Täuschung gehenden Natürlichkeit fast scheut, sie anzufühlen. In Hinsicht auf das Verhältniß sind diese Figuren schlank, etwas schmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrscht viel Leben in den Bewegungen, obschon sie nicht frei von einer gewissen Steifheit sind, wie man dies auch in den Malereien von Giotto, Masaccio, Perugino ꝛc. vereint findet. Die Köpfe scheinen auf eine frühere Kunstepoche zu deuten; die Augen sind sehr hervorliegend, ein wenig auf chinesische Art in die Länge gezogen. Der Mund hat stark hervorspringende Lippen, mit scharfen Rändern; die Mundwinkel sind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Nasen sind etwas kleinlich, die Ohren mit dem höchsten Fleiß ausgeführt. Das Kinn ist stark und voll und meist etwas zu groß. Sie sehen sich alle ähnlich, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft zu haben; zwischen Siegern und Besiegten, Göttern und Menschen ist nicht der mindeste Unterschied. Die Haare sind ganz conventionell und zierlich steif. Die Arme sind etwas kurz, die Hände täuschend wahr, kein Ansatz der Nägel, keine Runzel der Haut ist vergessen. Die Beine sind wohlgestaltet, die Kniee meisterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Gewänder sind ebenso conventionell wie die Haare, sehr eng anliegend, mit künstlich gepreßten Falten. So steif sie in ihrer Anlage sind, so geschmackvoll sind sie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Figuren scheinen alle zu Einer Zeit, aber nicht von Einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und sie sind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Ursprünglich belief sich die Zahl der Figuren gewiß auf 30. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln symmetrisch aufgestellt; die Minerva stand in der Mitte, die stehenden Krieger ihr zunächst, dann die Bogenschützen, und die liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht geflissentlich zerstört, sondern wahrscheinlich durch ein Erdbeben eingestürzt. Da Äakus diesen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, so ist es wahrscheinlich, daß die Gebilde Gefechte der Äaciden unter Minerva's Schutz darstellten. Die beiden Kämpfe, in denen sich die Äaciden rühmlichst auszeichneten, waren der trojanische Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei diesem letztern holte man die Bilder der Homerischen Äaciden, des Ajax und Telamon, als überirdischen Beistand. Nach einer andern Meinung stellte die Gruppe des östlichen Giebelfeldes den Kampf um den Körper des trojanischen Königs Laomedon, und in dem westlichen den Kampf um den Körper des Patroklus dar. Die Figuren fallen wahrscheinlich in den Zeitraum zwischen der 60. und 80 Olympiade. Pindar nennt Ägina „der Äaciden wohlbefestigten Sitz", wahrscheinlich diese Bilder darunter verstehend, denn keiner von Äakus's Söhnen blieb im Lande. Der Marmor, aus welchem sie gebildet sind, ist der von Paros, den man Grechetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben sind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man sonst auszuhauen pflegt, gemalt. Die Vertiefungen der Giebel, worin diese Figuren standen, waren himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich, und selbst die marmornen Dachziegel mit einer Art von Blume bemalt. Man kann die Farbengebung keineswegs eine barbarische Sitte nennen, wir finden sie selbst an dem Parthenon. Winckelmann war der Erste, der aus den Nachrichten des Pausanias auf das Dasein einer uralten Kunstschule in Ägina schloß.

S. „Wagner's Bericht über die äginetischen Bildwerke, herausgeg. und mit kunstgeschichtl. Anmerk. begleitet von Schelling", 1817. Späterhin unternahm K. Otfr. Müller in seinem ebenso gelehrten als geistreichen „Aeginaeticorum libro" (Leipz. 1820) ihr Verhältniß zu den übrigen noch erhaltenen Denkmälern festzustellen; Thiersch ihre mythologische Bedeutung zu ermitteln. Gegen die Charakteristik eines eignen äginetischen Kunststyls, den man von diesen Marmorn absehen wollte, erhob sich aber Heinr. Meyer (in Göthe's „Kunst und Alterthum", 3. Bd., 1. Heft), der sich mit dem Gedanken einer Abstammung der griech. Plastik von der ägyptischen ebenso wenig einverstanden erklärte, als diese Behauptung früher Winckelmann zusagte. He.

Agio. A) Aufgeld auf eine Münze gegen eine andere. Die Höhe dieses Aufgeldes bestimmt die Concurrenz, nach welcher eine Münze mehr oder weniger gesucht wird. So weit ist das Geschäft unschuldig und hört auf, es zu sein, wenn Einzelne oder Gesellschaften durch Mittel, welche die Gesetze oder Handelsusancen mißbilligen, nicht bloß den von Andern herbeigeführten Preis einer Münze, durch das Verschaffen, Wegschlagen oder Anhäufen derselben zu ihrem Vortheil benutzen, sondern auch auf unerlaubtem Wege, z. B. durch Ausstreuung falscher Nachrichten. — B) Das Aufgeld, welches bald die Münze gegen Wechsel über diese Münze auf einem fremden Handelsplatze, oder umgekehrt der Wechsel gegen die Münze hat. — C) Das Aufgeld des Bankgeldes gegen das umlaufende gemünzte Geld und umgekehrt. — D) Vorschußzinse auf den französischen Handelsplätzen, die nach dem Überfluß oder Mangel der Münze auf einem Platze sich modificirt.

Agiotage, das Gewerbe gewisser Personen, welche auf eine der Regierung oder den gewöhnlichen Operationen des Handelsstandes entgegenwirkende Art, aus dem schnellen Steigen und Fallen der Staatseffecten und Commerzpapiere ihren Nutzen zu ziehen und Beides ihrer Convenienz gemäß zu bewirken suchen. Gemeiniglich nehmen an diesem Geschäfte keine Individuen öffentlich Theil, die z. B. als anerkannte Mäkler oder Händler mit solchen Effecten wol von ihrer Mühwaltung leben, aber auch ihr Gewerbe ehrenhaft nutzen wollen. Heimlich ist es freilich nicht selten, daß solche Geschäfte von Männern im größten Umfange betrieben werden, welche zwar ihr Geld, aber nicht ihren Namen dazu hergeben. Wüthet dies Übel auf einem Handelsplatze oder in einem Lande, so haben immer gewisse drückende Verlegenheiten des Handelsstandes oder der Regierungen solche zu frühern Fehlschritten in ihren Finanzoperationen, welche ihren Credit verletzten, verleitet. Hören die gedachten Verlegenheiten auf, so verschwindet auch das heimliche oder öffentliche Agiotage (das Wuchern mit und auf Effecten, denen mehr oder weniger der öffentliche Glaube der Börsen nicht mehr traut). Setzt sich die Benutzung fremder Verlegenheit in eine zu directe Opposition mit allgemeinen Interessen des Handelsstandes, der Regierung und des Publicums in seinem Staate, so wird jene Benutzung ein Frevel wider die Moralität seines Standes und wider die Bürgerpflicht, welche in andern Perioden ganz unschuldig erscheint.

Agiotirer bezeichnet einen Mann, dessen Erwerbsart unter den Handelsherren und Mäklern ꝛc. eines Platzes sich gewissermaßen im Verruf befindet. Bisweilen bestraft die Polizei die Umtriebe solcher Männer zur Bereicherung, bisweilen überläßt sie solche bloß der Ächtung der öffentlichen Meinung. Sollte aber ein solches Individuum damit ein beträchtliches Vermögen erworben haben, so pflegt die errungene Consolidation einer sichern Wohlhabenheit allmälig die Quellen, woraus sie entstanden ist, in Vergessenheit zu bringen. Es tritt die Achtung für den Reichthum an die Stelle der Censur, wie er erworben worden.

Ägisthus, s. **Agamemnon**.

Aglaja, nach Hesiod eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eury-

nome Tochter, nach Andern aber der Grazien oder Charitinnen Mutter und Vulcan's Vermählte. (S. Grazien.)

Aglar, s. Aquileja.

Agnano, ein See, westlich von Neapel, in dessen Nähe die bekannte Hundsgrotte, aus deren warmem Boden erstickende Schwefeldämpfe aufsteigen, und die Schwitzbäder des heiligen Januarius, heilsam gegen Syphilis, Gicht, Podagra u. s. w., besonders merkwürdig sind. Herr v. Gimbernat vermehrte den alten Ruf dieser Bäder, welche er anders einrichtete, durch neue Entdeckungen, die die geschwächte Elektricität der Kranken wiederherstellen.

Agnaten, Verwandte durch Abstammung in der männlichen Linie von einem gemeinschaftlichen Stammvater (Schwertmagen), im Gegensatz der Cognaten (s. d.) (oder Spillmagen). Verfügungen über lehnbare Familiengüter bedürfen des Consenses der Lehnsvettern (Agnaten).

Agnes, heil., Agnesen-Rollen. Eine Heilige aus den Tagen der Christenverfolgung des Kaisers Diocletian vermehrte unter diesem Namen das römische Martyrologium, deren Fest der 29. Januar feiert. Domenichino malte ihr idealisches Bild im Augenblicke ihrer Hinrichtung. — Die Bühnenkritiker sprechen von Agnesen-, d. h. Gänschenrollen. Das italienische Theater in Paris gefiel sich zuerst, solche naive, dabei aber weltunerfahrne, wo nicht gar von Natur etwas einfältige Mädchenrollen zu geben. Für das deutsche Theater schuf Kotzebue ähnliche unbefangene Naivheit in seiner Gurli. Sie ist nachher in spätern Theaterstücken nicht immer glücklich copirt dargestellt worden.

Agnes Sorel, die Geliebte König Karls VII. von Frankreich, war gegen 1409 aus einem adeligen Geschlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben so vollkommen ausgebildet, daß sie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reize, sondern auch wegen ihrer geistigen Bildung zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, kam sie mit dieser Fürstin 1431 an den französischen Hof. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um sie an seinen Hof zu fesseln, ernannte er sie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab sich nach einigem Widerstande der leidenschaftlichen Liebe des Königs. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Karl VII. versank, unter der Last seiner Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein vermochte ihn aus seiner Schlafsucht zu wecken und ihm fühlbar zu machen, was er sich und seinem Volke schuldig sei. Die glücklichen Erfolge des Königs vermehrten die Neigung für seine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1442 sich nach Loches zurückzog, wo Karl ihr ein Schloß hatte bauen lassen. Außerdem schenkte er ihr die Grafschaft Penthièvre in Bretagne, die Herrschaften Roche-Servière und Issoudun in Berry, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher sie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte sie hier gelebt, stets in genauer Verbindung mit dem König, der sie mehrmals besuchte, als die Königin 1449 sie wieder an den Hof einlud. Agnes erschien, begab sich in der Folge, um dem Könige näher zu sein, nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, und starb daselbst 1450 so plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet schien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo man noch 1792 ihr Grabmal sah. Sie hinterließ dem Könige drei Töchter, welche dieser anerkannt hatte, und die auf Kosten der Krone ausgestattet wurden.

Agnesi (Maria Gaëtana), eine seltene Zierde ihres Geschlechts, war zu Mailand 1718 geboren. Ihr Vater war Don Pedro di Agnesi, Lehnsvasall zu Monteveglia. Schon im 9. J. ihres Alters sprach sie nicht nur sehr richtig Latein, sondern sie hielt auch eine Rede in dieser Sprache, worin sie zu beweisen suchte, daß das Studium der alten Sprachen dem weiblichen Geschlechte nicht fremd sein

dürfe. Diese Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem 11. Jahre soll sie Griechisch ebenso fließend wie ihre Muttersprache geredet haben. So fuhr sie fort, sich auch in morgenländischen Sprachen dergestalt auszubilden, daß man sie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei trieb sie Geometrie und speculative Philosophie. Ihr Vater begünstigte diesen Trieb des Mädchens zur Gelehrsamkeit dadurch, daß er in seinem Hause zu bestimmten Zeiten gelehrte Gesellschaften versammelte, worin Maria philosophische Sätze vortrug und vertheidigte. Der Präsident de Brosses versichert in s. Briefen über Italien, daß man sich nichts Angenehmeres denken könne, als diese Unterhaltungen mit einem der hübschesten und gelehrtesten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem 20. Jahre scheint sie dieser gelehrten Streitübungen überdrüßig geworden zu sein; ihr Vater aber konnte nicht umhin, die Sätze, welche sie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, herauszugeben. Sie füllen einen Quartband. Von jetzt zog die Mathematik sie so stark an, daß sie nicht allein über die Kegelschnitte eine Abhandlung auffsetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die sie in der Handschrift gelesen, sondern sie gab auch in ihrem 30. Jahre Anfangsgründe der Analysis heraus, welche man als die beste Einleitung zu Euler's Werken betrachtet hat, und die 1801 von Colson, Professor in Cambridge, ins Englische übersetzt worden. Dieses Werk verschaffte ihr einen so gegründeten Ruf, daß sie in ihrem 32. Jahre zum ordentl. Professor der Mathematik bei der Universität zu Bologna ernannt wurde. Indeß scheint sie durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre heitere Lebensansicht eingebüßt zu haben. Sie entsagte allem Umgange, begab sich in den strengen Orden der blauen Nonnen und starb in ihrem 81. Jahre (1799). Ihre Schwester, Maria Theresia, setzte mehre Cantaten und die drei Opern „Sofonisbe", „Ciro in Armenia" u. „Nitocri" mit Beifall in Musik.

Agnition, 1) in Rechtsangelegenheiten Anerkennung eines Verhältnisses, einer Schuld u. s. w.; für die Anerkennung einer Schrift, Sache, Person als Individuum, braucht man das Wort Recognition (s. d.); 2) im Schauspiele Erkennungs- oder Entdeckungsscene, Auftritt, in welchem die handelnden Personen von den ihnen bis dahin verborgenen Umständen, welche ihr Glück oder Unglück bestimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition ist nach Aristoteles in der Tragödie ein so wichtiger Theil, daß die Poetik desselben ein eignes Capitel (XVI. nach Hermann's Abtheilung) enthält, welches von den verschiedenen Mitteln handelt, sie herbeizuführen. Sie ist jedoch nicht unbedingt nothwendig. (Aristoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückzustandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn sie durch Eins von Beiden oder durch Beides zugleich bewirkt wird.) Die Wirkung dieses tragischen Hebels beruht auf der Überraschung, doch nicht sowol auf einer Überraschung des Zuschauers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zustande der überraschten Personen des Stücks nimmt. Dieser Antheil mindert sich oder verschwindet, wenn er selbst in den Zustand eines ganz unvorbereitet Überraschten versetzt wird; und eine solche Behandlung der Agnition macht sie daher in den meisten Fällen zum falschen Theatercoup.

Agnoëten, s. Monophysiten.

Agnus Dei (das Lamm Gottes), 1) ein Gebet der römischen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt, gemeiniglich vor der Communion gesungen wird und nach des Papstes Sergius I. Verordnung 688 den Beschluß der Messe machte; 2) ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St.-Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papstes gedruckt ist. Der Papst weiht und verschenkt deren eine große Menge. Ursprünglich vertheilte man in den Kirchen Roms den Rest der am Osterabend geweihten Osterkerzen in kleinen Stücken unter das Volk, welches dieselben zu Haus als ein Mittel wider alle Arten von Unglück anzündete. Da jedoch die

Zahl der Bewerber zu groß ward, um sie alle befriedigen zu können, so verfiel man auf das obige Auskunftsmittel. — Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer musikalischen Messe, welches in römisch-katholischen Kirchen bei der Administration der Hostie aufgeführt wird.

Agon, jeder Kampf, worin Einer dem Andern es zuvorzuthun sucht; daher Agonie, der Todeskampf (s. d.). Besonders aber wurden Agones die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man zu gewissen Zeiten und bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Musik, in der Dichtkunst, Tanzkunst ꝛc. veranstaltete, und wobei Kampfrichter, Agonarchen genannt, auf Gesetze und Herkommen halten, vorfallende Zwistigkeiten schlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen.

Agrarische Gesetze. Die römische Republik besaß durch ihre Eroberungen über ihre Nachbarn große Staatsländereien, welche unter die Bürger zur Benutzung ausgetheilt werden sollten, aber fast nur in die Hände der Vornehmen und Reichen kamen, und ein Mittel mehr wurden, ihre Herrschaft zu behaupten. Alle Staatsreformen waren daher nothwendig mit Vorschlägen verbunden, eine gleichere und gesetzmäßigere Vertheilung der Staatsländereien zu veranstalten, was aber allemal den heftigsten Widerstand der herrschenden Aristokratie erregte, und z. B. beiden Gracchen (s. d.) das Leben kostete.

Agrest, der Saft unreifer Trauben, der in der Küche gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syrup daraus, der ehemals auch in hitzigen Krankheiten für sehr vortheilhaft gehalten ward, jetzt aber aus dem Gebrauche gekommen ist. Zuweilen nennt man auch den mit Zucker versüßten Saft Agrest.

Agricola (Cnej. Jul.), römischer Consul unter dem Kaiser Vespasian und Statthalter in Britannien, das er um 70 nach Chr. ganz unter römische Herrschaft brachte, ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Noch haben wir sein Leben vortrefflich beschrieben von seinem Eidam, dem berühmten Tacitus.

Agricola (Georg), eigentlich Bauer, geb. zu Glauchau 1490, studirte, nachdem er schon 1518 bis 1522 Rector zu Zwickau gewesen, zu Leipzig und in Italien die Medicin, widmete sich aber seit 1531 mit besonderer Vorliebe der Bergbaukunde, seit 1555 zu Chemnitz als Stadtphysikus und Bürgermeister. Seine Schriften über die Mineralogie und den Bergbau („De re metallica lib. XII.", Basel 1561, Fol.; Opp., das. 1546 — 58, 2 Bde., Fol.) hat Adelung verzeichnet und Lehmann deutsch geliefert (Freiberg 1806 — 13, 4 Bde.). Sein Werk „De mensuris et ponderibus Romanorum atque Graecorum lib. V." ist oft gedruckt worden (am besten Basel 1550, Fol., Venedig. 1645, und Wittenb. 1714). Übertroffen von so Manchem, der ihn freilich später übersah, muß man nicht vergessen, daß er der erste denkende deutsche Bergwerkskundige war, der aber sich so wenig von den Vorurtheilen seiner Zeit frei halten konnte, daß er an die feindliche Einwirkung der Gnomen unter der Erde noch zu glauben bekannte. Dieser Hersteller einer praktischen Wissenschaft war nicht von der Praxis zur Theorie, sondern von der Theorie zur Praxis mit Glück übergegangen.

Agricola (Rudolf), eigentlich Hausmann, geb. 1442 in einem friesischen Dorfe, gest. als Professor der griech. und latein. Sprache zu Heidelberg 1485, gehört zu den ersten Beförderern der classischen Studien in Deutschland. Er studirte zu Löwen, ging, unterstützt von reichen und mächtigen Freunden, nach Paris und Italien, und wurde in Ferrara und andern Städten ein Schüler des Georg v. Trapezunt, Theodor Gaza, Franz Philelphus und Laurentius Valla. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Syndikus in Gröningen und als solcher an den Kaiser Maximilian I. gesandt. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit zog ihm mehre Anträge zur Übernahme öffentlicher Lehrämter zu. Aber er schien eine Ab-

neigung dagegen zu haben, und erst in den letzten Jahren seines Lebens bewog ihn sein Freund und Gönner, der Bischof von Worms, Dalberg, eine Professur in Heidelberg anzunehmen und abwechselnd dort und in Worms über die alten Classiker Vorträge zu halten. Kurz vor seinem Tode trieb ihn die Sehnsucht nach Italien, der Heimath der Wissenschaften, zurück und er starb bald nach seiner Heimkehr, innerlich und äußerlich entkräftet. Seine Werke in latein. Sprache, philosophischen und philologischen Inhalts erschienen Köln 1539, 2 Bde., 4.

Agricola (Johann), eigentlich Schnitter, der Sohn eines Schneiders zu Eisleben, geb. 1492, von seiner Vaterstadt auch der Magister von Eisleben (Magister Isleb.) und Johann Eisleben genannt, gehört zu den thätigsten und um die Einführung der neuen lutherischen Lehre und Kirche verdientesten Theologen. Er studirte zu Wittenberg und Leipzig, wurde nachher Rector und Prediger in seiner Vaterstadt, dann Prediger zu Frankfurt a. M. und bekleidete 1526 auf dem Reichstage zu Speier die Stelle eines Hofpredigers des Kurfürsten Johann von Sachsen. In der Folge wurde er Hofprediger des Grafen Albrecht von Mansfeld und nahm Theil an der Übergabe der Augsburgischen Confession und der Unterzeichnung der Schmalkaldischen Artikel. Als Professor in Wittenberg, wohin er 1537 ging, erregte er gegen Luther und Melanchthon den antinomistischen Streit. (S. **Antinomismus**.) Die daraus entstandenen Händel trieben Agricola nach Berlin, wo er, sich in die Zeitumstände fügend, einen Widerruf schrieb. Hierauf wurde er von dem Kurfürsten von Brandenburg zum Hofprediger und Generalsuperintendenten ernannt und starb zu Berlin 1566, nachdem er sich durch seinen Antheil an der Abfassung des berüchtigten Interim neue Streitigkeiten zugezogen hatte. Wir übergehen Agricola's theologische Schriften und nennen ihn hier als den Verfasser eines echten und ewigen Nationalwerks: „Die gemeinen deutschen Sprüchwörter mit ihrer Auslegung" (niederdeutsch, Magdeburg 1528). Das hochdeutsche Original erschien ein Jahr später (Hagenau 1529, 2. Th.). Neueste und vollständigste aber etwas veränderte Ausgabe Wittenb. 1592. Patriotischer Sinn, kräftige Moral und eine kernhafte Sprache weisen diesem Buche eine der ersten Stellen unter den deutschen Prosawerken seiner Zeit, neben Luther's Bibelübersetzung, an. m.

Agriculturchemie, der Inbegriff aller der Lehren und Erfahrungen der Chemie, aus welchen wir die beim Ackerbau vorkommenden Gegenstände, namentlich die Erzeugnisse des Ackerbaues und die verschiedenen Arten des Bodens nach ihren Bestandtheilen, ihrer Mischung und den Veränderungen ihrer Materie kennen lernen. Die Elemente dieser, für den Landwirth unentbehrlichen Wissenschaft hat zuerst der Engländer Davy zusammengestellt, ohne ihnen jedoch eine systematische Form zu geben. Sie handelt: 1) von den allgemeinen Kräften der Materien, welche auf die Vegetation Einfluß haben, von der Schwere, der Cohäsion, der chemischen Verwandtschaft, der Wärme, dem Licht, der Elektricität, den wägbaren Substanzen, den Elementen der Materie, vornehmlich denen, die in den Vegetabilien angetroffen werden, und den Gesetzen ihrer Verbindung und Anordnung; 2) von der Organisation der Pflanzen, ihrem Bau, der chemischen Zusammensetzung der Pflanzenorgane und den Substanzen, die in selbigen angetroffen werden u. s. w.; 3) vom Boden; 4) von der Natur, von den Düngerarten. (Vergl. **Chemie**.)

Agricultursystem, s. **Physiokratisches System**.

Agrionia, ein griech. Fest, das zu Ehren des Bacchus des Nachts gefeiert wurde. Die versammelten Frauen setzten voraus, Bacchus sei entflohen; sie suchten ihn auf; des Suchens müde sagten sie, er habe sich zu den Musen begeben und unter diesen versteckt (die Rohheit, *αγριον*, verliere sich durch Kunstliebe). Auf diese Feier folgte ein Gastmahl, an dessen Schlusse man sich gewöhn-

lich Räthsel aufgab; daher Agrionien, eine Samml. von Räthseln, Charaden, Logogryphen &c.

Agrippa (Marc. Vipsanius), ein Römer aus dem Zeitalter des Augustus, mit dem er zweimal Consul und dessen Eidam er war. Obgleich nicht von sehr vornehmer Geburt, schwang er sich dennoch durch Talente schnell empor. Er zeichnete sich als Feldherr aus, und befehligte die Flotte des Augustus in der Schlacht bei Actium. Als Minister und Freund des Imperators machte er sich um diesen und um den römischen Staat sehr verdient. Er war ein uneigennütziger, rechtschaffener Mann und Freund der Künste, dem Rom, außer andern Verschönerungen, drei vorzügliche Wasserleitungen verdankte. (S. Augustus.)

Agrippa (Heinrich Cornelius) von Nettesheim, geb. zu Köln am Rhein 1486, gest. zu Grenoble 1535, ein als Schriftsteller, Arzt, Philosoph, wie auch durch sein abenteuerliches Leben merkwürdiger Gelehrter, der große Talente und ausgezeichnete Kenntnisse mit Großsprecherei, Ruhmsucht und Geheimnißkrämerei vereinigte, daher die Magie studirte, in geheime Verbindungen trat u. dgl. Ein früheres Werk von ihm ist das „De occulta philosophia" (Köln 1533); sein Hauptwerk, nach dem er einzig richtig beurtheilt werden kann, ist das „De incertitudine et vanitate scientiarum" (Köln 1527). Gesammelt erschienen seine Schriften zu Lyon (1550), 2 Bde.

Agrippina. 1) Des Kaisers Tiberius Gemahlin, von welcher er sich, ob er sie gleich sehr liebte, scheiden ließ, als er Augusts Tochter, Julia, nach dem Tode ihres ersten Gemahls Agrippa, heirathen mußte. Sie vermählte sich nachher mit dem Asinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen stets liebte, zu einem ewigen Gefängniß verdammte. 2) Die Tochter des M. Vipsanius Agrippa von Augusts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroisches und mit großen Tugenden geschmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius erkauften Mörder desselben vor Gericht. Dieser Tyrann aber, welcher sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria, wo sie eines freiwilligen Hungertodes starb. Das dresdner Antikencabinet besitzt 4 berühmte Portraitstatuen dieser Agrippina. 3) Der Vorigen Tochter, geb. zu Köln, das sie erweitern ließ und Colonia Agrippinae nannte. Von Domitius Ahenobarbus hatte sie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der sie nach der Messalina heirathete. Sie wird als eine geistvolle und vorzüglich in Staatssachen erfahrne Frau gerühmt, doch war sie unbegrenzt herrschsüchtig, ränkevoll und ausschweifend. Nero, dem sie nach seiner Thronbesteigung bald lästig ward, ließ sie ermorden.

Ägypten (Mizraim, Kham Rahab, von den Arabern Mesr, von den Kopten Khemi und von den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Bildung, ein Land von Wunderschöpfungen menschlicher Kraft und fortwährend der Gegenstand der anziehendsten Forschungen; — jetzt eine türkische Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, regiert durch einen vom Großsultan bevollmächtigten Pascha oder Vicekönig, jetzt Mohammed Ali Pascha (s. d.), — liegt in Nordafrika, zwischen 22 bis 32° N. B. und 45 bis 52° L., grenzt gegen N. an das mittelländ. Meer, gegen O. an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arabischen Meerbusen, gegen S. an Nubien, gegen W. an Barka und die große Wüste; hat 8793 □M. Flächeninhalt, wovon aber nur 756 in dem 125 Meilen langen und 4 bis 9 Stunden breiten Nilthal des Anbaus fähig sind, und bis 4 Mill. Einw. Die Geographen unterscheiden Oberägypten (Saïd), Mittelägypten (Vostani), und Niederägypten (Bahri), mit dem fruchtbaren Delta, welche in 12 Provinzen eingetheilt sind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zusammen etwa

2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land; der Nil (s. d.) (der blaue Strom) durchströmt es von S. nach N. Außer dem im Alterthume berühmten See Möris, jetzt Birket-Karun (Charons-See), der aber fast ganz ausgetrocknet ist, gibt es noch andre, besonders Natron- oder Salzseen. Das Klima ist äußerst heiß und nur in Niederägypten gemäßigter. Die große Hitze erzeugt zwar das üppigste Wachsthum und eine wuchernde Fruchtbarkeit; aber der Samum (Chamsin), ein furchtbarer Südwind, der in der Regel während der ersten 50 Tage der Frühlings-Nachtgleiche weht, die Pest und häufige Blindheit sind Ägyptens eigenthümliche Qualen. Das Land hat nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und einen Sommer, diesen vom April bis November; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage bezeichnen den Sommer; kühle erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Der größte Theil des Landes ist dürr, mit brennendem Sande bedeckt; nur da, wo des Nils segnende Fluten, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Grenzen der Überschwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen Früchte, aber auch in desto herrlicherer Pracht. Getreide, Reis, Hirse, Hülsenfrüchte, Küchengewächse, Melonen, Arbusen (eine Art Kürbisse), Zuckerrohr, Kalmus, die Papierstaude (dem Lande eigenthümlich), Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloe, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardamomen, Baumwolle, Obst und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Cassien, Akazienbäume 2c. schmücken das Land; an Brennholz fehlt es. Gartenblumen sind nicht mannigfaltig, doch werden Rosen, besonders in dem marschigen Fajum, in Menge gezogen, und Rosenwasser bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. — Der Boden besteht aus Kalk mit zahllosen Muscheln und Versteinerungen; er enthält Marmor, Alabaster, Porphyr, Jaspis, Granit, Kochsalz, Natrum, Salpeter, Alaun u. s. w. — Rindvieh, Büffel, Esel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die Schlangen im Nilschlamme verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Krokodille, Flußpferde, Ichneumons 2c. bevölkern die Wälder, Sümpfe, Gewässer und Fluren. — Die Bewohner Ägyptens (gegenwärtig über dritthalb Mill.) bestehen aus: Kopten (s. d.), höchstens 30,000 Familien; Arabern, die am zahlreichsten sind, und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedami), Nomaden in den Wüsten, sich theilen; Türken, die herrschende Nation, und Mammelucken (s. d.). Außer diesen gibt es Juden, Griechen, Armenier 2c. Der Ägypter ist gewöhnlich von starkem, gewandtem Körper, braungelber Farbe, heiterm Sinne, gutem Herzen, mäßig, religiös (der Islam ist Landesreligion), abergläubig und besitzt Fähigkeiten. Die Landessprache ist die arabische. Zu Kairo, der Hauptst., residirt ein Patriarch der morgenländ. Christen. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Rosenwassers und Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachses, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren und ein wichtiger Handel beschäftigen die Einwohner. Constantinopel wird von dort aus mit seinem Bedarf an Getreide versehen, sowie vormals Ägypten, als es eine römische Provinz war, Roms Kornkammer hieß. Ein ansehnlicher Zwischenhandel wird mit vielen kostbaren Producten getrieben. Alexandrien, Damiette und Suez sind die vorzüglichsten Häfen; den Landhandel unterstützen die Karavanen, besonders nach Syrien, Arabien und Westafrika.

Einst war Ägypten der Schauplatz rastloser Thätigkeit, hoher Bildung und großer Wissenschaft. Eine alte astronomische Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Chr. der babylonische Hermes (Thot), dieser Held der mythischen Urzeit, nach Äthiopien kam (sowie in der Folge Cekrops aus Sais am Nil nach At-

tika), und diesem Staat, nach dem Muster dessen, dem er angehörte, Bildung gab. (Äthiopier und Babylonier waren wol die frühesten durch indische Bildung ausgezeichneten Völker.) Wahrscheinlich erfolgte bald nach der Organisation Äthiopiens durch Hermes die erste Einwanderung einer äthiopischen Colonie in Oberägypten (damals von nomadischen Hirtenvölkern bewohnt); seitdem wurden die Ägypter die dritte unter den Nationen des Alterthums, welche allen übrigen in einer höhern Ausbildung vorangingen. Die Ähnlichkeit des Menschenstammes und der Sprache erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß von Äthiopien aus Ägypten die ersten gesitteten Bewohner erhielt, fast zur Gewißheit. Damit läßt sich die Mosaische Angabe, daß nach der Sündflut zuerst ein Stamm Chamiten in Oberägypten sich niedergelassen habe, wol vereinigen; selbst die Israeliten, unter dem Großvezier Joseph, gehörten noch zu den an der Grenze wohnenden Nomaden, bis sie unter Moses wieder auswanderten. Ob nun gleich Ägypten an Babylon und Äthiopien große Vorbilder hatte, so schritt anfangs die Ausbildung doch nur langsam vor. Die über Alles sich erstreckende zunftmäßige Einrichtung, die Eintheilung des Volks in erbliche Kasten (s. d.), und die Priesterschaft hielten den an sich nicht lebhaften Geist in engen Fesseln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, besonders die Schifffahrt, waren bis zu des unternehmenden Sesostris Zeit sehr unbedeutend: ein neuer Grund, weßhalb die Cultur der Ägypter keine schnellen Fortschritte machte. Dies geschah erst, als sie von fremden Völkern unterjocht worden waren. Damals gab es jedoch schon in Ägypten Astronomen. Das ägyptische Sonnenjahr hatte, wie der republikanische Kalender der Franzosen, nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Gestalt der Erde war den ägyptischen Gelehrten bekannt; Sonnen- und Mondfinsternisse wurden berechnet; den Mond hielten sie aber für eine ätherische Erde, die Fixsterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Wasseruhren waren ihnen nicht fremd, des Osymandyas ungeheurer Ring scheint hiezu gebraucht worden und der Quadrant ihnen nicht unbekannt gewesen zu sein. Schon hieraus ergibt sich, daß sie bedeutende Fortschritte in der Rechenkunst gemacht haben mußten; ihre Zahlzeichen (dieselben, die wir arabische Ziffern nennen) schrieben sie von der Rechten zur Linken. Die Meßkunst ward ihnen durch die Überschwemmung des Nils nothwendig; die Nilmesser zu Syene, Memphis und an einigen andern Stellen des Stromes, die Wasserschrauben, die Canäle, die Schleusenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik voraussetzen, sind Zeugen ihrer Fortschritte in der angewandten Mathematik. Auf die ägyptische Tonkunst ist die hebräische, griechische und römische gegründet; das erste musikalische Instrumeat, die dreisaitige Lyra (s. d.), ward unter ihnen von Hermes erfunden; während seiner Betrachtungen öffnete sich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne; bald aber wurde dieses Ergebniß unter die Geheimnisse der Priester gezogen und unter dem mystischen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernsten düstern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängnissen und beim öffentlichen Gottesdienste Gebrauch von der Musik machte; ihren zauberischen Reiz der Freude kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten sie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Sistrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Notenschrift scheinen die Ägypter nicht gehabt zu haben, ihre kleinen einfachen Gesänge waren dem Gedächtnisse anvertraut. Ihre naturhistorischen Kenntnisse schränkten sich auf die Heimath und deren Erzeugnisse ein. Weiter vorgerückt waren sie in der Chemie und Metallurgie; ihre metallische Enkaustik, ihre künstlichen Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweisen Wissenschaft und Geschicklichkeit. Tiefer mögen sie in Ansehung der Heilkunde gestanden haben; jede Krankheit ward von eignen Ärzten behandelt; Osiris, Isis und Hermes waren die Götter der Gesundheit; die Pa-

stophoren (eine Priesterclasse) waren die Ärzte; der von ihnen vorgeschriebenen täglichen Diät war der König so gut wie der Geringste unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andre Länder; Sorge für die Haut, eine durch Alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beschneidung, waren die hauptsächlichsten medicinischen Vorschriften. Aus der Gewohnheit und Geschicklichkeit, die Leichen einzubalsamiren (Mumien), will man auf anatomische Kenntnisse der Ägypter schließen. — Ihre Naturlehre war mystisch; Alles erklärten sie für unmittelbare Einwirkung der Götter; hievon war auch ihre Magie abhängig. In den Künsten waren sie mehr und minder geschickt. Ihre Bildhauerwerke hatten eine unerträgliche Trockenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Malerei beschränkte sich bloß darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge rc. mit Farbe, und zwar mit einer einzigen überzogen, oder daß höchstens Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehre Farben neben einander ohne Regel aufgetragen wurden. Der gestirnte Himmel an der Decke im Grabmale des Osymandyas und die sogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchsten Grad der ägyptischen Malerkunst. Merkwürdiger ist ihre Baukunst, deren Charakter jedoch mehr Festigkeit ausdrückt als Formenschönheit; wir erinnern an ihre Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mausoleen u. s. w. (s. Baukunst, Geschichte derselben). — Robert Vaugondy (in s. „Essai sur l'histoire de la Géographie") sagt von der Geographie der Ägypter, daß von ihnen (unter Sesostris) die ersten Landkarten herrührten; Gatterer will die Existenz von ägyptischen Ländertafeln schon zu Josuas Zeiten erweisen. Die Nautik verdanken sie ihrem großen Sesostris; vorher wagten sie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewässer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Osiris), verschlang! Die erste Küstenschifffahrt scheint durch einen Schleichhandel der Phönizier und durch des Inachus Führung einer ägyptischen Colonie nach Griechenland auf phönizischen Schiffen (1836 vor Chr.) veranlaßt worden zu sein. Doch beschränkte sie sich bloß auf die Bewohner der Nordküste Ägyptens, während die im Innern des Landes aus Aberglauben vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilschifffahrt bedeutender, nachdem sie sogar dem öffentlichen Gottesdienst einverleibt worden war. Allein Sesostris der Große zerbrach den Damm des religiösen Wahns, dem Osiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Priesterschaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete eingeschlossen, und nun vertrauten die Ägypter sich dem Rücken des tückischen Typhon. So erhielt ihr Seehandel seine Ausdehnung, und die politische Geschichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zustand der Schifffahrt in den verschiedenen Zeiträumen; unter den Ptolemäern war sie am wichtigsten. Alexandrien ward zum ersten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutsche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländischen verband. Erst als nach dem Tode der Kleopatra Ägypten eine römische Provinz wurde, ging auch dieser Ruhm verloren. Im Ackerbau besaßen die Ägypter einen Wunderfleiß, ihre Anstalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundsätzen sie den Bergbau betrieben, ersieht man aus den ungeheuern Unternehmungen, bergmännisch ganze Berge einzustürzen und durch hingeleitete Flüsse das Erz zu Tage zu schlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptischen Handel überhaupt anlangt (von dem besondern zur See sprachen wir oben), so war dieser lange Zeit nur Passivhandel. Erst seit Psammetich ward er activ. Der Karavanenhandel war stets die merkwürdigste Art des Landhandels: Maß, Gewicht, Geld — die Haupterfodernisse — kannten sie, und eine gute Polizei wachte über Rechtlichkeit. Die Betriebsamkeit mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten Handelserzeugnisse, die eine große Voll=

kommenheit hätten erreichen können, wären die Ägypter nicht auch hierin auf einer und derselben Stufe stehen geblieben.

Betrachten wir den alten Ägypter im Privatleben und im Staate, nach seinen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, so wird uns noch manches Räthsel über dieses sonderbare Volk gelöst. Die düstere Religion der Ägypter bannte allen Frohsinn aus den Kreisen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; sie waren nur ernste, andächtig schwärmerische Menschen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber besaßen sie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmüthigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die sie für Alles, was von ihnen herrührte, einnahm. Wie späterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, so betitelten auch sie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die sie solchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen Jeden, ohne Unterschied, eine ihrer Nationaltugenden. Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Priester durfte wenigstens Eine Frau haben; den Laien beschränkte das Gesetz in der Zahl gar nicht. Der Mann besorgte die Hauswirthschaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle Verrichtungen außer dem Hause. Genügsamkeit war Nationaltugend; Wein trank der Ägypter nie, sondern Bier, sogenannter Gerstenwein war sein Getränk; Brot buk er aus Spelt, Gerste war ihm zu gering dazu; für seine Küche zog er Gemüse aller Art, und beförderte die Ausdehnung seiner weiten Federviehzucht durch künstliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleisch untersagte ihm seine Religion, als verunreinigend, wogegen er wieder andere Thiere als geheiligte nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kleidung war sehr einfach; die ehrbare Frau unterschied sich von den Mädchen und Lustdirnen durch einen Schleier, welcher diesen untersagt war. Kinder wurden erst spät bekleidet; bloß Leichenbegängnisse und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eifersucht deßhalb Anlaß. Doch der Beherrscher und seine nächsten Umgebungen schimmerten stets in morgenländischer Pracht. Die Allmacht des Pharao (eine allgemeine Benennung der frühern ägyptischen Könige) war über jede Rücksicht erhaben; er warf willkürlich den Großvezier von dem Gipfel seiner Größe und hob den niedrigsten Sklaven zu sich empor, wie Josephs Geschichte beweist. — Die Arbeitsamkeit, welche dem Ägypter angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Polizei sorgte man auch für die ununterbrochene Beschäftigung der Verbrecher; schon unter Joseph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sklaven. Die Ungeselligkeit der Ägypter und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu mißfallen, standen zwar ihrer höhern Fortbildung entgegen; allein es wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbständigkeit, ihr wahrer Charakter, ihre Nationaltugenden bewahrt. Erst dann als sie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor sich ihre Thätigkeit etwas, sodaß Amasis sich genöthigt sah, ein Polizeigesetz zu geben, das jeden Ägypter verpflichtete, jährlich seinen Namen, sein Gewerbe und die Mittel, wodurch er seinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlassung dieser Pflicht wurde mit dem Tode bestraft. — Streng und rasch wurde Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Tnephaktus, Bocchoris und Amasis waren geschriebene Gesetze vorhanden; vor einem höchsten Reichsgerichte wurden alle Rechtssachen entschieden, welche die Parteien selbst, ohne Sachwalter, aber schriftlich, gegen einander führen mußten. Meineid und Mord (auch der eines Sklaven) wurden unerläßlich mit dem Tode bestraft; Verleumder und falsche Ankläger erhielten die Strafe des angeschuldigten Vergehens; auf Verrath stand der Verlust der Zunge, auf Verfälschungen der Verlust der Hände, auf Entweichung vom Heere und Auswanderung Ehrlosigkeit; auf Ehebruch — Stockschläge. Der König konnte jede dieser Strafen mildern; aber ungeachtet dieser

Souverainetäts-Äußerungen lag doch der Wille des Herrschers nicht weniger in den Fesseln der Priestermacht, welche selbst für das Privatleben der Fürsten Gesetze entworfen hatte, und diese Bande nach den Umständen, sowie die feinste Politik der Kirche es wollte, lüftete oder fester zusammenzog. Sogar die Tagesordnung des königlichen Sklaven war genau bestimmt, und selbst der Küchenzettel, ja sogar die Verborgenheit des Schlafzimmers gehörten in den Wirkungskreis der Priester; darum waren sie Leibärzte. — Mit dem Allen im Einklang war die Erziehungsweise: die Kinder wurden sorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten und in verschiedenen öffentlichen Schulen von Priestern unterrichtet; Schreiben und Lesen lernten Wenige; doch waren die Ägypter das dritte schreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeschichte nennt. Nachdem sie gleich diesen zuerst auf Steine und Ziegel geschrieben hatten, erfanden sie ein Papier aus der Papierstaude, welches über 2000 Jahre lang, selbst nach der Erfindung des Pergaments, von der ganzen schreibenden Welt gebraucht ward. Diese Kunst ward nur Denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch in sehr beschränktem Maße, denn daß das Volk nicht zu unterrichtet werde, war im Systeme der Priester. — Die Absonderung des Volks in sieben Kasten: Priester, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibende, Dolmetscher und Fischer, entsprang theils aus Örtlichkeit, da manche Landschaften allerdings nur eine bestimmte Lebensart gestatteten, theils war sie Ergebniß der Priesterpolitik, da es zur Einrichtung der Staatsmaschine nothwendig war, daß scharfe Grenzen zwischen den verschiedenartigen ursprünglichen Bestandtheilen der gesammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten diese sieben Kasten eben so viel verschiedene Völkerstämme, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derselben. An der Spitze aller stand die Kaste der Priester, als die erste und vornehmste. Sie behaupteten diesen Rang als Lehrer des Volks und als Bewahrer der Wissenschaften. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen besetzt; sie waren die Ärzte, Richter, Baumeister, Astronomen und Astrologen rc. Aber sie hielten ihre Kenntnisse, die sie (mit Recht) als den Talisman ihrer politischen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einflusses betrachteten, unter Salomonischen Siegeln. Sie sollen sogar neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienst der Nation helle Begriffe von dem eigentlichen Wesen der Gottheit gehabt, sie aber absichtlich unter Bildern versteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Mysterien enthüllt wurden. Übrigens veränderten sich Religion, Mythologie und Philosophie der Ägypter mit den verschiedenen Zeiträumen ihrer politischen Geschichte; anders war ihre Religion und Philosophie vor Moses, anders von Moses bis Herodot, und wich so immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Osiris und Isis (Sonne und Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Oft findet man den Osiris und den Nil als Ein himmlisches Wesen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Stromes regelmäßigen Überschwemmungen zur Sommersonnenwende, ward daher das Religionsjahr, der von 365 Tagen und 6 Stunden das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebst den Zeichen des Thierkreises als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesstunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der ersten Tagesstunden war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demselben seinen Namen; die physikalischen Eigenschaften und die verschiedenen ökonomischen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreises verehrt. So war das Religionsjahr beschaffen. Der später entdeckte Mangel von fünf Tagen und sechs Stunden gab noch sieben Göt-

tern als Sinnbildern dieser astronomischen Zeitrechnung das Dasein, und das Sonnenjahr begann. Zugleich aber dachten sie sich diese sinnbildlichen Wesen als wirklich vorhanden, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkürlich handelnde Wesen voll unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war eine besondere Priesterschaft gewidmet, an der nie Weiber Theil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benutzte man zu Tilgung begangener Sünden; der Opfernde legte seine Hand auf des Opferthiers Kopf, überhäufte es mit Verwünschungen, und mit dem letzten Athemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Bis Amasis gab es sogar Menschenopfer. Der neben dem Sterndienste bestehende Thierdienst, indem gewisse Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, sondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, ist zum Theil aus den Hieroglyphen (s. d.) der Ägypter zu erklären. Diese Hieroglyphenschrift würde uns, wenn wir den Schlüssel dazu auffänden, die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Religion und Philosophie geben, und gewissermaßen als Maßstab für den Höhengrad ihrer philosophischen Begriffe gelten. Ein höchst interessantes Studium ist überhaupt das der ägyptischen Symbolik, dessen Andeutungen aber zu weit führen würden. Die merkwürdigste Erscheinung in der Philosophie der Ägypter ist die Lehre von der Seelenwanderung (s. d.), welche unmittelbare Ausgeburt des Sterndienstes war. Doch hat Plato der Metempsychose (Seelenwanderung) der Ägypter zu große Ehre angethan, indem er sie, als Bild der moralischen Reinigung des Menschen, in sein System aufnahm. So scharf unterschieden jene das Geistige vom Körperlichen nicht; die Vorstellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, und es ist immer eine wunderbare Erscheinung, daß auch die Pythagoräische Seelenwanderung, wie Aristoteles sie uns darstellt, obgleich von der ägyptischen verschieden, doch eben so weit, wie diese, von aller moralischen Beziehung entfernt ist.

Politische Geschichte Ägyptens. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Osymandyas, Möris, Sesostris, Rhampsinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerste historische Grenze den Pharao des Joseph, sodann die in Revolutionsstürmen geschehene Auswanderung des Cekrops, Moses und Danaus. In der Geschichte auswärtiger Staaten wird 878 v. Chr. Sisak als Pharao von Ägypten, als Verbündeter Jerobeam's genannt; Diodor's Tnephaktus, Herodot's Asychis und Diodor's Bocchiris werden als Gesetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Ägyptens durch die Äthiopier, die innere dreiunddreißigjährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, gingen der Monarchie voran, die Psammetich (einer der Dodekarchen) stiftete; sie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Psammetich, die berühmten Namen Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis und Psammenit. Dieser Zeitraum war ein heller Punkt in der Bildungsgeschichte Ägyptens. Jetzt aber unterlag das Reich dem Perser Kambyses, bis nach Alexanders Eroberung Ägyptens 332 v. Chr., und nach der Theilung des macedonischen Reichs, die glänzende Zeit der Ptolemäer (s. Ptolemäer und Alexandrinisches Zeitalter) eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrschaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Kleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Kleopatra Tryphana und Berenice, und Kleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäsar's und Antonius's Schutzherrschaft sind die Regentennamen aus jenem Zeitraum, von denen mehre in der Geschichte der Wissen-

schaften und Künste mit bleibendem Nachruhme genannt werden. Kleopatra's Selbstmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich in die Hände der Römer; es ward nun römische Provinz. Dies geschah dreißig Jahre vor Christus. Ägypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdessen kam die christliche Religion auf den Boden Ägyptens, aus dem, wie in den frühern Zeiten der Mysterien, jetzt aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geistesverfinsterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entstehung. Als nach der Theilung des großen Reichs durch Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Ägypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Barbarei und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amru, unter dem Khalifen Omar, die alte Hauptstadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete sich 640 nach Christus, als Heraclius Kaiser des Orients war. Als Provinz des Khalifats genoß es die Regierung der gefeierten Abbassiden Harun al Raschid, Al Maimun und die Heldenzeit des Sultan Saladin. Doch des letztern Dynastie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand der letzte Schatten ehemaliger Größe und Bildung. Sultan Selim in Constantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckischen Sultan Tumanbai, und Ägypten nun gänzlich eine türkische Provinz, regiert durch einen Pascha. Seitdem war es der Schauplatz beständiger innerer Kriege der Mammelucken-Beys gegen die türkische Herrschaft, welche mehrmals, besonders unter Ali-Bey (1766), ihrem Ende nahe war. Von 1798 bis 1801 ward Ägypten von den Franzosen besetzt. (S. Ägypten, Landung und Feldzug der Franzosen in.) Seitdem hat dieses Land mehr als je die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wie der Gelehrten beschäftigt. Europa sieht mit Verwunderung einen Fürsten dort regieren, der von den Vorurtheilen seiner Nation sich zu befreien wußte, und europäische Einrichtungen zum Muster nahm, um das alte Reich der Ptolemäer in jeder Hinsicht neu zu erschaffen. Dieser Fürst, Mohammed Ali Pascha (s. d.), ist zwar nur Vicekönig; allein außer dem gewöhnlichen mit Geschenken begleiteten Tribut, und außer seiner, durch die Verleihung, 1823, von Yemen, Cypern, Kandia, und Morea gewonnenen Theilnahme an dem Land- und Seekriege gegen die Griechen (s. d.), hat er dem Großherrn in Constantinopel kein besonderes Zeichen von Amts- und Unterthanenpflicht gegeben. Er verwaltet die Provinz in der That mit voller Souverainetät. Sein Verwaltungssystem im Innern schreitet fort, allein Despotismus und Monopolismus sind die Träger desselben. Mit dem klugen Tyrannen steht und fällt sein Werk. Vor Allem sorgte Mohammed Pascha für die öffentliche Sicherheit; er nimmt daher alle Franken in seinen besondern Schutz, auch gestattet er keine Mißhandlung der Griechen. Aus dem von s. Waffen unterjochten Morea ließ er 1825 die christliche Bevölkerung in das Nilland versetzen. Gegen die Pest sucht er Quarantaineanstalten einzuführen; auch befördert er die Vaccine. Ein Agent des Pascha, Namens Ismael Gibraltar, reiste vor einigen Jahren in Europa, um Fabrikanten nach Ägypten zu ziehen und mit Schweden Handelsverbindungen anzuknüpfen. In derselben Zeit ließ der Pascha durch seinen tapfern Sohn Ibrahim die Whaabis (s. d.) in ihre Wüste zurückwerfen und demüthigen; hierauf unternahm sein zweiter Sohn, Ismael Pascha, einen Zug nach Nubien, um daselbst die Macht des Vicekönigs von Ägypten aufs neue zu befestigen. Ismael drang 1820 von Syene bis nach Dongolah, am linken Nilufer, vor, schlug die Überreste der Mammelucken und machte Dongolah zu einer ägyptischen Provinz. Zu gleicher Zeit brachte Mohammed den neuen Canal von Alexandrien, von ihm, dem Sultan zu Ehren, Mahmudie-Canal genannt, zu Stande; ein ungeheures Werk, an welchem unter der Leitung von sechs europäischen Ingenieurs, anfangs, seit dem 8. Jan. 1819, an 100,000 Menschen

arbeiteten, deren Zahl aber nach und nach, obgleich über 7000 Arbeiter an ansteckenden Krankheiten starben, bis auf 290,000 vermehrt wurde, von denen jeder etwa 6 Gr. Tagelohn erhielt. So kam der Canal schon am 13. Sept. zu Stande. Er beginnt unterhalb Saoné am Nil und endigt bei der Pompejussäule; er ist 41,706 Klafter lang, 15 breit und 3 tief. Dies ist der Anfang zu der Ausführung des Plans, den unmittelbaren Handel von Alexandrien mit Arabien und Indien wiederherzustellen. Seit kurzem hat er eine Telegraphenlinie, und zu Bulak bei Kahira eine Druckerei *), eine Militairschule und eine höhere Lehranstalt errichtet, vorzüglich um Drogmans und Beamte zu bilden. Französische und italienische Officiere sind dabei als Lehrer angestellt. Auch sandte er 1826 mehre junge Ägypter nach Frankreich, um europäische Ausbildung zu erlangen. — Unter Mohammed's Regierung finden alle europäische Reisende, welche ihr Entdeckungseifer jetzt zahlreicher als je zu jenen Gräbern und Denkmalen einer untergegangenen Civilisation hinzieht, Schutz und Unterstützung; doch ist es noch immer nicht möglich, alle Hindernisse zu beseitigen, welche der Argwohn, der Fremdenhaß und die Habsucht der Beduinen-Scheikhs dem Europäer in den Weg legen. Ohne die frühern Reisen des Briten Browne, der Deutschen Hornemann und Burckhardt (s. d.), von denen die beiden Erstern keine Spur von dem Tempel des Jupiter Ammon gefunden haben, zu erwähnen, nennen wir nur einige der neuesten. Unter diesen ist die Reise des Italieners Belzoni (s. d.) 1819 die merkwürdigste. Der Italiener Ritter Frediani (s. d.) hat eine pomphafte Beschreibung der Ruinen des Tempels des Jupiter Ammon, in s. Briefe aus Schiwah vom 30. März 1820, bekannt gemacht; allein der preußische Architekt Gau aus Köln (s. d.) widerspricht den Angaben Frediani's; so auch der vormalige franz. Generalconsul in Ägypten, Drovetti. Dieselben Ruinen will der Franzose Cailliaud untersucht und ausgemessen haben. Auch entdeckte er die alten Smaragdgruben am Berge Zabarah, und fand sie ganz in dem Zustande, in welchem die Ingenieurs der Ptolemäer sie verlassen haben, mit allem Geräthe, woraus sich das Verfahren der Alten beim Bergbau einigermaßen erkennen ließ. 1820 begleitete Cailliaud den Sohn des Vicekönigs auf dem oben erwähnten Zuge nach Dongolah. Cailliaud's Reise in die Oasis von Theben und in die östlich und westlich daran stoßenden Wüsten gab Jomard heraus. Die Reise des britischen Artilleriecapitains Henry Light nach Ägypten, Nubien und dem heiligen Lande (übers. Jena 1820), darf neben der von Burckhardt kaum erwähnt werden; doch ist sie, was den Pascha von Ägypten, Jerusalem und die Drusen betrifft, nicht ohne Interesse. Wichtiger ist die viermonatliche Reise des Obristlieutenants Fitz-Clarence (des Adjut. des Generalgouverneurs in Ostindien, Marquis Hastings) von Bombay durch Indien und Ägypten nach London 1818. Noch verdient die Reisebeschreibung zweier Briten: Waddington und Hanbury, welche den Heereszug des Pascha von Ägypten nach Nubien 1820 begleitet haben, Erwähnung. Sie wollen Dongolah und Darshegga genauer untersucht und das alte Saba (?), später Meroë genannt, entdeckt haben. Endlich werden des britischen Consuls Salt in Ägypten gesammelte Nachrichten jetzt zum Druck geordnet. 1824 unternahm ein engl. Seecapit., N. F. Gordon, eine Reise den Nil aufwärts, um die Quellen des Behr-el-Abiad zu entdecken. Er kam aber nur bis Villel-Medinet (eine Tagereise von Sennaar), wo er starb. — Auch mehre Deutsche haben seit kurzem den Orient und Ägypten wissenschaftlich zu durchforschen sich vorgenommen. So Seetzen (s. d.), dessen Tagebuch wahrscheinlich verloren gegangen ist; Sieber (s. d.), dessen Reisewerk Kreta (Lpz. 1817), Kairo und Jerusalem (Prag 1823) beschreibt; und Rüppel aus Frankf. a. M.

*) Aus dieser Druckerei sind schon mehre Werke hervorgegangen, u. a. ein „Dizionario italiano et arabo", Bolacco, della stamp. reale, 1822, 2 tomi.

(s. Afrika). In derselben Absicht unternahm der preuß. Generalmajor Menu von Minutoli (s. d.), im Aug. 1820., seine Reise. An ihn schlossen sich drei junge berliner Gelehrte an, Prof. Liman als Architekt, ferner die Doctoren Hemprich und Ehrenberg, mit Unterstützung von Seiten des preußischen Staats. In Rom hatte Herr v. Minutoli, auf Niebuhr's Empfehlung, noch einen Orientalisten, D. Scholz aus Breslau, zum Reisegefährten gewählt, dessen Reisebeschreib. nach Syrien bereits erschienen ist. An die Stelle des Prof. Liman, welcher erst am 10. Oct. 1820 bei den Reisenden eintraf, waren zwei italienische Ingenieurofficiere, Voltrini und Groket, getreten. Der General kehrte im Sept. 1821 nach Deutschland zurück, und gab über seine Sammlungen und Entdeckungen ein interessantes Werk heraus. Ueber die jetzigen Einrichtungen Ägyptens in Beziehung auf Landbau, Steuern u. s. w., die zum Theil aus der alten Kasteneinrichtung fortdauern, hat L. Reynier (der unter Bonap. in Ägypten diente) ein, wenn auch nicht altgeschichtliches, aber statistisch lehrreiches Werk: „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois" (Paris 1823) herausgegeben. Ueber die neueste Gesch. und Verwaltung Ägyptens s. m. Felix Mengin's „Histoire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed Aly" (Paris 1823, 2 Thle., mit Kpf. u. Chart.).

Ägypten (Landung und Feldzug der Franzosen in). In zwei Feldzügen (1796 u. 1797) hatte Bonaparte für Frankreich den Frieden auf dem Festlande erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war er zum Oberbefehlshaber der Armee von England ernannt worden. Bonaparte selbst bereiste im Febr. 1798 die Küsten des Canals, erschien aber unerwartet als Obergeneral (8. Mai 1798) in Toulon, wo ein Unternehmen vorbereitet worden war, das durch die Eroberung Ägyptens den englisch-ostindischen Handel vernichten sollte. Bonaparte musterte die Truppen und versprach ihnen in einem Tagesbefehl, ohne ausdrücklich Ägypten zu nennen, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehenden Expedition ein Jeder von ihnen so viel Eigenthum besitzen solle, daß er sechs Morgen Land sich kaufen könne." So im Allgemeinen von ihrer Bestimmung unterrichtet, schiffte sich die Mannschaft (19. Mai 1798) in Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter ein paar tausend Gelehrte, Künstler, Ärzte, Wundärzte, Handwerker und Arbeiter aller Art sich befanden. Der Kern der Truppen war jene italienische Armee, welche den Frieden von Campo Formio erkämpft hatte, und darunter die Generale: Berthier, Desaix, Reynier, Menou, Kleber, Dumas, Caffarelli, Murat, Junot, Marmont, Belliard, Davoust, Lannes, Duroc, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnois u. A. Elf Linienschiffe, zwei alte Funfziger, und sechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Der Obergeneral bestieg das Kriegsschiff l'Orient. Am 9. Juni erschien die Flotte vor Malta; Bonaparte ersuchte den Großmeister Bar. v. Hompesch um die Erlaubniß, in den Ankerplätzen der Insel frisches Wasser einnehmen zu dürfen. Die Verweigerung entschied Maltas Schicksal. Am andern Morgen waren die Franzosen auf allen Punkten der Insel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meister derselben. Am 12. in der Nacht wurde die Insel mit ihren Festungen den Franzosen übergeben, welche eine Besatzung von 4000 M. darin zurückließen. Am 17. segelte die Flotte nach Alexandrien. Bonaparte erließ einen Tagesbefehl, worin er sein Heer zur Ausdauer in den ihnen bevorstehenden Beschwerden, und zu einem schonenden Betragen gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Ägypter ermahnte. Am 1. Juli kamen die Franzosen vor Alexandrien an, wo kurz vorher Nelson sie aufgesucht hatte. Die Besorgniß, daß dieser schnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausschiffung der Truppen beschleunigen. Sie geschah am 2. Juli vier Stunden von Alexandrien beim sogenannten Araber-

Thurme in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht günstig waren. Einige Türken zu Pferde beobachteten die fremde Erscheinung. Am folgenden Tage um 12 Uhr standen 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen versehenen Mauer von Alexandrien und nahmen solches durch Sturm. Gleichzeitig nahm General Marmont Rosette, und am 6. Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Rosette und Abukir blieben Besatzungen, und die Armee, 30,000 M. stark, marschirte in fünf Abtheilungen auf Ägyptens Hauptstadt Kairo los. Nicht weit von derselben, bei den Pyramiden von Gizeh, kam es zu einem ernsthaften Gefechte. Dort stand Murad Bey mit etwa 6000 M. Cavalerie und einigen tausend M. Infanterie mit 38 Kanonen, in einem verschanzten Lager. Das wohlangebrachte Feuer der Franzosen und die Entschlossenheit, mit der sie ihre Bayonnette zu gebrauchen wußten, vereitelten alle Angriffe der Mammelucken, welche, nachdem sogar ihr Lager und das Dorf Embabey mit Sturm erobert worden war, in die angrenzende Wüste entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Kairo am 22. Juli den Franzosen übergeben, da Ibrahim Bey, der es decken sollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden, von Desaix verfolgt, sich über die Wüste nach Ober-Ägypten zurückgezogen hatte. Die Zerstörung der franz. Flotte durch Nelson's Sieg vom 1. Aug. 1798 bei Abukir (s. d.) vernichtete alle Früchte der großen Unternehmung. Bonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Kairo erhielt, sah seine Verbindung mit Frankreich und Europa bedroht; verlassen in dem fremden Lande, sah er vor sich den größten aller Feinde, den Mangel. Erbittert über die Verwandlung des schönen Ägyptens in eine franz. Provinz, hatte die Pforte am 12. Sept. (1798) den Krieg gegen Frankreich erklärt, und drohte von Asien aus mit einem Angriff. In Kairo empörten sich die Einwohner; viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker wurden ermordet; aber nach blutigem Kampfe, am 23. und 25. Sept., in der Stadt mußten sich die in die Haupt-Moschee geflüchteten Empörer unbedingt ergeben. Nach hergestellter Ruhe ordnete Bonaparte Ägyptens Regierungsform nach französischen Grundsätzen, marschirte (27. Febr. 1799) mit etwa 18,000 M. aus Kairo nach Syrien, nahm die Festung El-Arisch in der Wüste, dann Jaffa, schlug die Naplosiner bei Zeta und erbeutete dort Lebensmittel, deren er sehr bedurfte, um die Belagerung von St.-Jean-d'Acre zu unternehmen und siegte nochmals bei Jafet. Unterdessen war es den Engländern, die unter Sir Sidney Smith vor Acre angekommen waren, gelungen, die türkische Besatzung dieses Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleristen zu verstärken und Kriegsvorräthe herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken mehre Stürme abschlagen und trotz dem heftigsten Feuer aus den franz. Batterien sich so lange halten konnten, bis Bonaparte sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben. Ein Drittel der Armee war ein Opfer des Kriegs und der Pest geworden. Nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen kam das Heer in Kairo wieder an. Bald darauf landete eine türkische Flotte in der Bucht von Abukir, 18,000 Mann, die das Fort daselbst einnahmen. Schnell zog Bonaparte mit seinen besten Truppen heran, stellte sich bei dem Brunnen zwischen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26. Juli den Türken eine Schlacht. Mustapha Pascha ward nebst seinem Gefolge und sämmtlicher Artillerie gefangen; 2000 Türken ertranken im Meer, und der Rest des türkischen Heers, der in das Fort Abukir sich geworfen hatte, mußte sich unbedingt ergeben. Bonaparte's Herrschaft in Ägypten war aufs neue befestigt. Da machte er plötzlich seinem Heere kund: „Erhaltene Nachrichten aus Europa bestimmen mich, dahin zurückzukehren. Den Oberbefehl überlasse ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige." Als dieser Abschied der Armee bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26. Aug.

verließ er Abukir. Die Lage der Armee, welche jetzt unter Kleber's Oberbefehl stand, wurde täglich bedenklicher. Zwar schlug General Verdier eine neue Landung der Türken im Nov. 1799 zurück; aber auch der kleinste Verlust war für ein Heer, das nicht ergänzt werden konnte, sehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale sahen nicht viel Ruhm vor sich, die Soldaten wenig Genuß, und so mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, der Großvezier sei mit vielem Volke aus Syrien nach Ägypten im Anzuge, am 24. Jan. 1800 die Übereinkunft von El-Arisch mit dem Großvezier und Sidney Smith abschloß, durch welche den Franzosen ein Waffenstillstand von drei Monaten bis zu der Bestätigung des Vertrags zugestanden wurde, worauf sie nach Frankreich zurückkehren sollten. Aber Kleber's Brief an das franz. Directorium, worin er, die peinliche Lage des Heers vorstellend, auf die Bestätigung drang, fiel dem englischen Admiral Keith in die Hände und kam nach London. Dort verlangte man, die ganze franz. Armee sollte sich kriegsgefangen geben. Da griff Kleber noch einmal zu den Waffen und schlug am 20. März den Großvezier bei Heliopolis, trieb Steuern ein zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Kopten und Griechen, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Mitten in dieser Thätigkeit ward er am 14. Jun. in Kairo von einem Türken ermordet, und der Oberbefehl kam an Abdallah Menou. Unterdessen hatte man in London beschlossen, Ägypten wiederzuerobern. Am 1. März 1801 erschien die englische Flotte vor Alexandrien, und am 12. war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzosen, etwa 4000 M. stark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten sich aber zurückziehen; am 18. ergab sich Abukir, und die Engländer verschanzten sich. Am 21. griff Menou mit 10,000 M. an, wurde geschlagen und warf sich in Alexandrien; aber auch der englische General Abercrombie wurde tödtlich verwundet und starb am 28. März. Hutchinson trat an seine Stelle. Am 29. brachte eine türkische Flotte Verstärkung, und nun nähette sich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19. April ergab sich Rosette an die vereinigten Engländer und Türken; ein franz. Corps von 4000 M. wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geschlagen; 5000 Mann Franzosen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 M. auf Kairo anrückte, am 16. Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und das ganze franz. Heer war nun auf Kairo und Alexandrien beschränkt. Am 20. Jun. fing die förmliche Belagerung von Kairo an; 7000 M. sollten diesen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Kairo ward am 27. Jun. auf Bedingung den Engländern und Türken übergeben; General Belliard sollte mit seinen Truppen Stadt und Land räumen und auf englische Kosten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Ägyptern auch erlaubt sein, ihn zu begleiten. Am 17. Aug. wurden sie zu Rosette eingeschifft, und kamen im Sept. 1801, etwa 13,000 Mann stark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien. Admiral Gantheaume war zwar mit mehren Linienschiffen und 3 bis 4000 M. Landtruppen aus Frankreich abgesegelt und bis vor Alexandrien gekommen, mußte aber mit einem Verluste von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 M. frischer Truppen aus England erhalten und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Castell Marabou in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenstillstand verlangte, wozu vorzüglich Mangel an Lebensmitteln und eine neue Verstärkung der Briten von 6000 M. unter General Baird aus Ostindien beitrug. Nun capitulirte Menou am 2. Sept. Alexandrien, nebst Geschütz und Kriegsvorräthen, sechs franz. Kriegs- und viele Kauffahrteischiffe, ferner alle arabische Handschriften, alle Charten von Ägypten und andre für die franz. Republik gemachte Sammlungen mußten übergeben werden, die franz. Armee wurde mit Waffen und Gepäck nach einem franz.

Hafen geführt; zu Ende Nov. war sie in Frankreich. Die Besatzung von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1307 Matrosen stark gewesen. Drei Jahre sechs Monate waren seit der ersten Einschiffung zu Toulon verflossen. Vier Wochen nach dem Verluste Ägyptens wurde zu London (1. Oct. 1801) der Präliminarfriede unterzeichnet. Dieser Kriegszug ins Nilthal bis Philae an Nubiens Grenze, jene Insel, die als äußerster fester Punkt des römischen Reichs nach Süden gilt (ein Deutscher, Waldeck, will jedoch eine Säule, von Vespasian's Kriegern errichtet, am Fuße des Mondsgebirgs entdeckt haben), war nicht erfolglos für die höhern Interessen der Menschheit; denn Wissenschaft und Kunst gingen dem Troß der Waffen zur Seite. Freilich erstickte Britanniens Macht das durch jenen Heereszug gesäte Samenkorn der Civilisation in Ägypten; allein es ward dennoch dem wissenschaftlichen Europa dadurch eine Fundgrube eröffnet, die Barbarei und Eigennutz nur zu lange verschlossen hatten. Das alte Denderah, Theben, Latopolis, Edfu zeigten sich mit ihren Tempeln, Palästen, Ruinen, Obelisken und Katakomben den Blicken wissenschaftlich gebildeter Männer, die den Zug nach Ägypten mitmachten. Was weder Herodot, noch Strabo, noch Diodor in dieser Ausdehnung vermochten und was neuern Reisenden zu erkundigen unmöglich war, erschloß sich bei dieser Unternehmung dem Auge des Forschers zum ersten Mal, und die Hindernisse, welche einst der heilige Eifer der Landesbewohner und später die Barbarei der Osmanen der Untersuchung entgegendämmten, mußten jetzt dem Eifer der franz. Krieger weichen. Von nun an entfaltete sich die so oft verkannte ägyptische Baukunst in ihrer ganzen Größe; und es lüftete sich der Schleier, der bisher noch über einem großen Theile der Geschichte, der Sitten, der Wissenschaften, der Geographie dieses Landes ruhte. In ein und ebendemselben Geiste grub dies Volk auf die Mauern seiner Paläste, Tempel und Gräber die Bilder seiner Götter und Könige, die seiner Himmelsbeobachtungen, seiner heiligen Gebräuche und seines häuslichen Lebens. Diese steinernen Überlieferungen sind die ältesten Spuren des Menschengeistes, die uns die Gebräuche der Nationen in ihren fabelhaft geglaubten Tagen zeigen. Das Studium der Alterthümer und der Gesetzgebung, sowie der Geschichte Ägyptens, lehrt von neuem die große Wahrheit, daß alle Fortschritte in Kunst und Wissen an den Geist der Verfassung und Regierung gebunden und wie sorgfältig Gesetzlichkeit und Recht zu bewahren sind. Daß der jetzige Vicekönig in Ägypten es wagen durfte, seine Nation und die Naturkräfte des Landes nach seinem Willen ab= und einzurichten, das verdankt er dem vorbereitenden Geiste der gescheiterten franz. Colonisation in Ägypten. Wir wissen jetzt, daß unter allen civilisirten Völkern die Ägypter zuerst den Lauf der Gestirne beobachteten, indem Europa durch die Franzosen mit den Bild= und Bauwerken bekannt wurde, in welchen die alten Ägypter gewissermaßen ihre astronomischen Kenntnisse versteinerten. So zeigte der Zodiakus von Denderah (s. d.) (jetzt in Paris) und jener von Esne, daß die Ägypter hierin Lehrer der Griechen waren. Früher ahnte Niemand den Schatz von Papyrusmanuscripten, die sich in den Katakomben der Thebaide fanden, und selbst diese bewunderten Denkmäler ägyptischer Cultur, Macht und Größe waren früher unbekannt. Sowol die reichen Verzierungen, als die noch fast ganz unbeschädigten Gemälde, gewährten einen Blick auf das innere und häusliche Familienleben ihrer einstigen Erbauer, und die Auffindung des berühmten Steins von Rosette ließ nicht ohne Grund die Hoffnung wieder aufwachen, den lange ersehnten Schlüssel zu den Hieroglyphen zu entdecken. (S. Spohn.) Ägyptens Monumente sahen Tyrus, Karthago und Athen werden und untergehen, und stehen noch. Als Plato lebte, trugen sie schon den ehrwürdigen Namen von Alterthümern, und sie werden ihn noch tragen, wenn von unsern Städten vielleicht keine Spur mehr vorhanden ist. In der ägyptischen Nation nahm Alles, was Religion und Regierung betraf, den Charakter der Ewigkeit an, selbst

in einem Klima, wo jede animalische und vegetabilische Entwickelung schnell ihrer Vollendung und Vernichtung entgegenreifte. Gewiß wirkte der immerwährende Anblick ihrer öffentlichen Denkmale, an denen der Zahn der Zeit umsonst seine Schärfe versuchte, auf die Dauer der dortigen Institutionen. Mit geheimem Grauen gedenkt man betrachtend der Menschenwerke, die der Ewigkeit zu trotzen scheinen, der verschwundenen Geschlechter der Menschheit seit ihrer Entstehung, und der Zeiten, welche noch vergehen werden, ehe die Stirnen der Pyramiden sich zur Erde neigen. — Alles, was der Eifer für die Wissenschaft, verbunden mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, in einem Lande zu sammeln vermochte, das so reich an Monumenten jeder Art und an den seltensten Sehenswürdigkeiten ist wie Ägypten, hat auf Kosten der Regierung durch die Commission für die ägyptischen Alterthümer ein Werk hervorgebracht, das in der Literatur ebenso großartig ist wie die Gebäude, welche zum Theil dessen Inhalt machen. Die „**Description de l'Egypte ou recueil des observations et des recherches pendant l'expédition de l'armée française**", **25 vols.**, mit mehr als **900** Kupf. und über **3000** Abbild. (die letzte Lieferung erschien 1826), liefert alle Arbeiten des Instituts von Kairo. Die erste der drei Hauptabtheilungen enthält die Alterthümer, die zweite den neuern Zustand, die dritte die Naturgeschichte Ägyptens. Nach Napoleons Absicht wurden nur wenige Exemplare abgezogen, und wenige Exemplare gelangten an befreundete Höfe ins Ausland. Sämmtliche Aufsätze wurden nur nach vorgängiger Prüfung von einer Commission aufgenommen, die aus den Gelehrten und Künstlern bestand, welche die Armee unter Bonaparte nach Ägypten begleitet hatten. Zu diesen gehörten Berthollet, Costaz, Degenettes, Fourier, Girard, Monge, Conté und Laurent. Die beiden Letzten, welche während der Arbeit starben, wurden durch Jomard und Jallois ersetzt, welchen nachher noch Delille und Devilliers beitraten. Ludwig **XVIII.** und Karl **X.** ließen die Herausgabe des kostbaren Werks fortsetzen, und 1821 ward dem Buchhändler Panckoucke in Paris eine neue Auflage zu unternehmen und zu solcher die kostbaren Kupferplatten der ersten Auflage zu benutzen erlaubt. Jacotin's prachtvolle Charte von Ägypten, welche franz. Ingenieurs an Ort und Stelle aufgenommen haben, wird dem ägyptischen Atlas beigefügt.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger Vorfahren väterlicher und in Deutschland auch mütterlicher Seite. Sie werden so gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. s. f. Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. s. w. die Rede sein. Das Ahnenwesen und die Ahnenprobe (s. d.) kamen seit dem 15. und 16. Jahrh. auf. Die Ahnenprobe war nöthig bei Turnieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan-Erbschaften, bei ständischen Versammlungen, auch zur Hoffähigkeit bei Frauen, besonders um sich gegen das Eindrängen der Ausländer zu wehren.

Ahnenprobe. Unter die persönlichen Vorrechte des alten Adels gehört auch das Recht der Aufnahme in gewisse adelige Gesellschaften. Der Begriff des alten Adels im Gegensatze des neuen ist relativ, indem man unter jenem denjenigen Adel versteht, der so viel adelig geborne Ahnen zählt als nöthig sind, um in eine bestimmte adelige Gesellschaft gezogen zu werden. Der Beweis, daß Jemand von altem adeligen Geschlechte sei, heißt die Ahnenprobe. Wahrscheinlich ist sie nur eine weitere Ausdehnung des Beweises der freien Geburt, welcher mit der Ausbildung des niedern Adels entstand, und ging, wie dieser, in den ältesten Zeiten nur bis auf die Person der Großältern. Jedoch mußte nicht nur die freie Geburt dieser Personen, sondern auch die Ritterart erwiesen werden. Die Gründe jener Ausdehnung mögen in dem Streben theils den päpstlichen Creaturen den Eintritt in die deutschen Hochstifter zu erschweren und zu verwehren, theils die fromme Freigebigkeit gegen die Kirche in engere Verbindung mit der Erhaltung des Fami-

lienglanzes zu setzen, zu suchen sein. Die Grundlage der Ahnenprobe ist die Ahnentafel, welche die Abstammung einer Person in absteigenden Linien väterlicher und mütterlicher Seite darstellt, und von einer jeden darin vorkommenden Person Tauf- und Geschlechtsnamen angibt, wozu die Stammtafeln und Stammbäume den Stoff darbieten. Dabei wird nur auf den Stand des Vaters und auf adelige Geburt oder auf den selbsterworbenen Briefadel Rücksicht genommen. Die Ahnenprobe besteht erstens aus der Filiationsprobe, d. i. dem Beweise, daß alle in der Ahnentafel begriffene Personen von angegebenen Ehegatten aus einer rechtmäßigen Ehe erzeugt sind; zweitens aus dem Beweise der Ritterbürtigkeit, daß nämlich jede in der Ahnentafel benannte Person ein geborner Edelmann sei. Als Beweis benutzt man, außer dem gewöhnlichen Zeugnisse adeliger Gesellschaften, Wappen, Gemälde, Inschriften, Hochzeit- und Leichengedichte, sogar Leichenpredigten. Die Beweise, die nichts als die Prädicate „von, auf und zu" enthalten, können nicht als unbedingt gültig angesehen werden. Häufig wird nach beendigter Ahnenprobe dieselbe durch Einige vom alten adeligen Stande untersucht, welche die adelige Kundschaft ausüben und beschwören, daß nach ihrer Meinung alle in der Ahnentafel aufgeführte Personen gelten. Den Beschluß macht die Prüfung der Ahnenprobe von Seiten des Capitels, Ordens oder der adeligen Genossenschaft, in welche Jemand aufgenommen werden will. Übrigens wurden bald mehr, bald weniger Ahnen verlangt, wie zur Turnierfähigkeit 4, höchstens 8; zur Aufnahme in die deutsche Zunge des Johanniterordens und in den deutschen Orden 16. (Vergl. d. Schluß des Art. Erbadel.) 22.

Ahnung, von dem Ahnen, d. i. Fühlen des Wahren, verschieden gedacht, ist die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher wir uns mehr der Gefühle, von welchen sie begleitet wird, als der Schlüsse, auf welche wir sie gründen, bewußt sind. Wir nennen dergleichen Erwartungen Ahnungen im engern Sinne (Divination), wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind, und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden scheinen. Man unterscheidet: 1) Die bestimmten Ahnungen, bei welchen man sich dessen, was einem ahnet, nicht bloß im Allgemeinen bewußt ist (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtsein, daß man ihn erwartet); 2) die unbestimmten Ahnungen, welche stattfinden, wenn man im Allgemeinen einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse entgegensieht; 3) die bloßen Vorgefühle, welche meistens beängstigender Art sind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, dessen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden in jenem Gefühle gehabt zu haben. Ein Ahnungsvermögen kann wenigstens nicht als eine allgemeine Fähigkeit angesehen werden; dagegen ist es auch der Natur des Geistes nicht widersprechend, anzunehmen, daß sich unter besondern Zuständen und Umständen in einer menschlichen Seele eine dem Instinct der Thiere ähnliche Ahnung des Zukünftigen entwickele. Philosophisch und historisch behandeln diesen Gegenstand Dedekind in s. Schrift über Ahnungen und Schubert in s. „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft".

Ahriman, s. Dämon.

Aides, s. Hades.

Aignan (Etienne), Dichter und Schriftsteller, geb. 1773 zu Beaugenoy an der Loire, Mitgl. der franzöf. Akademie seit 1814, hat sich durch gelungene Übersetzungen (der „Iliade" und der „Odyssee" in Versen, jene ist die beste bis jetzt in der franz. Sprache, letztere ist noch Manuscript; — des „Essay on criticism" von Pope, in Versen, und einiger engl. Romane, z. B. des „Landpr. v. Wakefield"), durch ein Trauerspiel („Brunehaut"), durch eine Oper („Nephtali", Musik von Blangini) und durch einige treffliche politische Schriften: „Sur le jury"; „De l'état des protestans en France, depuis le XV siècle jusqu' à nos jours

etc." (2de éd., Paris 1818); und „Sur les coups d'état", sowie durch Beitr. zu der „Minerve française", ausgezeichnet. Er dachte freisinnig, schrieb gut und freimüthig, aber stets gemäßigt. Einen Beweis von Muth wie Keiner, gab Aignan durch sein Trauerspiel „La mort de Louis XVI", sein erstes Gedicht, das er wenig Wochen nach des Königs Hinrichtung in Paris herauszugeben wagte. In öffentlichen Verwaltungsposten während der Schreckenszeit widersetzte er sich der Tyrannei nicht ohne Erfolg. Napoleon ernannte ihn 1808 zum Hofsecretair im Depart. des auswärt. Dienstes. Aignan starb zu Paris d. 23. Jun. 1824. An s. Stelle in der Akademie trat Sommet.

Aiguillon, Herzog und Pair von Frankreich, Minister der auswärt. Angelegenheiten unter Ludwig XV., als Höfling durch Witz und Geist ausgezeichnet, aber sonst von allen den Eigenschaften entblößt, welche den Staatsmann bewähren. Während seines Ministeriums fand die Theilung Polens statt, und er erhielt erst dann von diesem Attentat gegen das Völkerrecht Kenntniß, als es schon vollzogen war. Selbst Ludwig XV. rief aus, als es zu seiner Kunde kam: „Wäre Choiseul noch da gewesen, diese Theilung hätte nicht stattgefunden!" Aiguillon war 1720 geboren. Als er am Hofe Ludwigs XV. auftrat, bemerkte ihn die Herzogin von Chateauroux, Geliebte des Königs, mit Wohlgefallen. Dies war die Ursache, daß er bei der Armee in Italien eine Anstellung erhielt. Nach mannigfaltigem Wechsel der königl. Gunst und Ungunst durch die Gräfin Dubarry, trat er, nach Choiseul's Sturz, mit dem Abbé Terray und dem Kanzler Maupeau ins Ministerium, und verwaltete die auswärt. Angelegenheiten zur Entehrung Frankreichs, welches unter ihm aus seiner bis dahin behaupteten großen diplomatischen Rolle heraustrat. Auch die schwedische Revolution 1772, die er sich rühmte vorbereitet zu haben, wird ihm zur Last gelegt. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. wurde er aus dem Ministerium entfernt. An seine Stelle kam der Graf von Vergennes 1774. Der von der Königin gehaßte Aiguillon wurde 1775 exilirt und starb in seinem Exil in den 80er Jahren.

Aïssé (Demois.), bekannt durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schicksale, geb. in Circassien 1689, ward von dem Grafen Ferriol, franz. Gesandten zu Constantinopel, als ein vierjähriges Kind für 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab sie für eine circassische Fürstentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm sie mit nach Frankreich und ließ sie mit Sorgfalt erziehen, wobei man nichts vergaß, als ihr Grundsätze einzuprägen. Für die Tugend geschaffen, kehrte sie doch erst nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unschuld unterlag der Dankbarkeit, die sie für ihren Wohlthäter hegte, dessen Unsittlichkeit ein solches Opfer foderte. Dagegen widerstand sie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete sie nur den Chevalier Aidy aus. Diese Liebe entschied ihr Schicksal. Aidy hatte sein Gelübde zu Malta gethan; er wollte sich von demselben entbinden lassen, allein sie selbst widersetzte sich diesem Versuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der sie in England niederkam. Damals bemächtigte sich ihrer die bitterste Reue; sie kämpfte vergebens mit ihrer Neigung, und lebte in einem Zwiespalte mit sich selbst, dem ihre ohnehin schwache Gesundheit nicht lange widerstand. Sie starb 1727, 38 Jahre alt. Ihre Briefe sind anmuthig und fließend geschrieben; man muß die Verfasserin lieb gewinnen, die ihr Innerstes so aufrichtig offenbart. Überdies enthalten sie manche Anekdote von ausgezeichneten Personen der damaligen Zeit. Sie erschienen zuerst allein mit Noten von Voltaire, nachher zusammen mit den Briefen der Damen Villars, Lafayette und Tencin (1806, 3 Bde.).

Aix (bei den Römern Aquae Sextiae), Hauptst. im franz. Depart. der Rhonemündungen, am Flusse Arc, mit 21,960 Einw., einem Erzbisthum, einem königl. Appellationshof und Handelsgericht, einer Akademie für Theologie und

Jurisprudenz, einem College, einer ansehnlichen Bibliothek, einer gelehrten Gesellschaft und einem Museum. Die Stadt hat verschiedene Fabriken, vornehmlich in Baumwolle; sie sind, wie die warmen Bäder, in Verfall. In der Minoritenkirche hat Friedrich der Große dem Marquis d'Argens ein Denkmal errichtet. Die Stadt hat die größte Feldmark in ganz Frankreich. Die vielen Familien der Bewohner der großen Gärten und ihrer Arbeiter um die Stadt herum werden nach der Weise der franz. und ital. Stadtgemeinden zu den Stadtbewohnern gerechnet, daher scheinen die Angaben der Volksmenge der Städte im südlichen Europa so häufig den Reisenden übertrieben, weil sie diesen Umstand nicht kennen. Übrigens erholt sich Aix durch die Seidengewinnung und Manufacturirung in seinem großen Stadtgebiet, das zugleich Marsch-, Sand-, Kalk- und Steinboden besitzt, durch die vorzüglich sorgsame Behandlung des Ölbaums und durch die Acclimatisirung südlicher Gartenfrüchte, die der Luxus des nördlichen Frankreichs gut bezahlt.

Ajaccio, Hauptst. von Corsica, mit 6570 Einw. und einem durch die Citadelle beschützten Hafen, liegt nördlich am Golf gl. N., an der Westküste der Insel und am Zusammenfluß der Flüsse Terignano und Restonico. Die Einfahrt in den Hafen ist der vorspringenden Felsen wegen nicht ganz sicher. A., der Geburtsort Napoleon Bonaparte's und seiner Geschwister, ist die schönste Stadt auf Corsica und der Sitz eines Bischofs. In der Handelswelt ist A. wegen seiner Korallen- und Sardellenfischereien bekannt, weniger in der gelehrten durch seine Akademie.

Ajax (griech. Aias). Unter den Heerführern vor Troja gab es den **Ajax Oïleus** und den **Ajax Telamonius**. Jener, ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier, war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern gewesen. Im Kampf artete seine Tapferkeit zuweilen in unsinnige Wuth aus. Beispiele erzählen die nachhomerischen Dichter. Als die Griechen, sagen sie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete sich Kassandra in den Tempel der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen und gebunden als Gefangene fortgeschleppt. Einige erzählen, Kassandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe sie bei den Haaren ergriffen und fortgeschleift; Andre lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Ulysses klagte ihn dieses Frevels an, er aber reinigte sich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluten des Meeres umkommen. — Der andre Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Äakus. Auch er war unter den Freiern der Helena gewesen, und zog deßwegen mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten Griechen nach Achilles preist. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. Dabei ist er offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles's Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert.

A jour fassen rc. einen Edelstein, heißt, ihn so fassen, daß der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber sichtbar sind, er also durchsichtig bleibt.

Akademie, gewöhnlich ein Verein von Gelehrten oder Künstlern, die gemeinschaftlich die höhere Ausbildung der Wissenschaft und Kunst sich zum Zweck vorgesetzt haben. Weder Besoldung von Seiten des Staats, noch Unterricht der Jugend sind wesentliche Erfodernisse. Die Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin sind zwar zum Theil Lehranstalten; allein sie wurden dies erst in der Folge, nachdem sie früher bloß den angegebenen Zweck hatten. Die Mitglieder der Akademie wählen sich entweder ein Fach der Wissenschaft, der Kunst, oder die Regierung trägt ihnen die besondere Bearbeitung eines solchen Fachs auf. Sie liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und in den Denkschriften der Akad. abgedruckt werden. Den Namen leitet man von der atheniſchen

Akademie, der Besitzung eines gewissen Akademus, her, welche als Kampfschule und als der Ort, wo Plato lehrte, berühmt war. Auch bediente man sich des Wortes Akademie, um die verschiedenen philosophischen Secten damit zu bezeichnen, die in jener Besitzung ihre Lehren vortrugen; in diesem Sinne spricht man von der ersten, zweiten oder mittlern und dritten Akademie, d. i. von den auf einander gefolgten akademischen Secten, deren Stifter Plato, Arcesilaus und Larides oder Carneades waren. Die erste Anstalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unsern Begriffen verdient, war die in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolemäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten versammelt, welche bloß für Erweiterung und Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse thätig sein sollten, leider aber bald in Müßiggang und grammatische Spitzfindigkeiten verfielen. Aus Alexandrien entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu stiften, welche seit dem Ende des ersten Jahrh. in den Städten am Euphrat, Sora, Nehardea und Punebedita angelegt wurden. Von ihnen lernten die Nestorianer im 6. Jahrh. die Wissenschaften schätzen, und von diesen die Araber, deren treffliche Khalifen, Almansor, Harun al Raschid und Almamun, eine Menge Akademien stifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernsten Osten die größten Begünstigungen genossen. Auch am Hofe Karls d. Gr. finden wir eine Akademie, die der Kaiser auf seines Lehrers Alcuin Veranlassung gestiftet hatte, und deren Mitglied er selbst war. Diese nützliche Anstalt ging mit Alcuin's Tode unter, und seitdem finden wir keine eigentliche Akademie bis zu den Zeiten, da durch die Eroberung Constantinopels von den Türken mehre griechische Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerst eine griechische Akademie an, bei welcher Argyropulus, Theodor Gaza und Chalkondylas angestellt wurden. Dann stiftete Cosmus die Platonische Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherstellung seiner Philosophie war. Zwar waren auch diese Anstalten nicht von dauerndem Bestand, allein andre und umfassendere Akademien traten zunächst in Italien an ihre Stelle und verbreiteten sich durch alle Staaten Europas. Wir wollen die wichtigsten ältern und noch bestehenden nach den Gegenständen, welchen sie gewidmet sind, ordnen. — Allgemeine wissenschaftliche Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematischen und physikalischen Wissenschaften gestiftet wurde, mußte wegen des päpstlichen Interdicts aufgehoben werden. Ihr folgte die Accademia dei lincei, von dem Fürsten Cesi zu Rom gegen Ende desselben Jahrh. gestiftet, deren Mitglied Galilei war. Die Accademia del cimento entstand zu Anfang des 17. Jahrh. unter Begünstigung des Fürsten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici, unter deren Mitglieder Paolo di Buono, Borelli, Vivani, Redi, Magalotti und andre ausgezeichnete Männer gehörten. Die Accademia degl' inquieti zu Bologna, nachher der Accademia della Tracia einverleibt, hat unter dem Titel: „Pensieri fisico-matematici" 1667 mehre treffliche Abhandlungen geliefert. 1714 ward sie mit dem Institut zu Bologna vereinigt und heißt seitdem Akademie des Instituts oder auch Clementinische Akademie (von Clemens XI.). Sie ist im Besitze einer großen Naturalien- und Büchersammlung. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Società scientifica rossunense degl' incuriosi zu Rossano im Neapolitanischen errichtet, anfangs für die schönen Künste, seit 1695 aber für die Wissenschaften. Die königl. Akademie zu Neapel besteht seit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Untersuchungen über mathematische Gegenstände. Noch nennen wir von den italienischen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir Schriften haben. Überhaupt ist Italien als die eigentliche Pflegerin akademischer Stiftungen anzusehen, deren Jarckius in seinem Katalog 550 aufzählt. — Die franz. Aka-

demie der Wissenschaften zu **Paris**, Académie royale des sciences, 1666 von Colbert gestiftet, erhielt die königl. Bestätigung erst 1699. Die Mitglieder wurden in vier Classen getheilt: Ehrenmitglieder, wirkliche (besoldete) Mitglieder, Associés und Zöglinge, wovon die erste zehn, jede der drei andern aber zwanzig Personen enthalten sollte. Den Präsidenten ernannte der König aus der ersten Classe. Aus der zweiten Classe ward ein Secretair und Schatzmeister gewählt. Der Herzog Regent schaffte die Classe der Zöglinge ab und fügte dafür zwei neue Classen hinzu, wovon die eine zwölf Zugeordnete, die andre sechs Associés enthielt, welche letztere keiner besondern Wissenschaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräsident, den der König jährlich aus der ersten Classe, und ein Director und Subdirector, die er aus der zweiten Classe wählte. 1785 fügte der König Classen für Naturgeschichte, Ackerbau, Mineralogie und Physik hinzu, sodaß das Ganze nunmehr aus acht Classen bestand; auch verband er die Associés und Zugeordneten (adjoints) mit einander. Diese Akademie hat sich große Verdienste erworben, namentlich durch die von ihr veranstalteten Meridianmessungen. Seit 1699 hat sie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Abhandlungen herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 139 B. ausmachen. Der Parlamentsrath Rouille de Meslay hatte zwei Preise gestiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die physische Astronomie, den andern von 2000 Livres für die Schifffahrtskunde und den Handel. 1793 wurde sie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinstitut; aber Ludwig XVIII. stellte sie wieder her. Bedeutende Akademien finden sich noch außer Paris in den vornehmsten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen seit 1705, zu Toulouse, von deren Schriften der erste Band 1782 erschien, zu Rouen seit 1736, zu Bordeaux seit 1783, zu Soissons seit 1674, zu Marseille seit 1726, zu Lyon seit 1700, zu Montauban seit 1744, zu Amiens seit 1750, zu Dijon seit 1740 u. s. w. — Zu **Berlin** wurde eine Akademie der Künste und Wissenschaften von König Friedrich I. 1700 gestiftet; Veränderungen wurden vorgenommen 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präsidenten. Die Mitglieder wurden in vier Classen getheilt, die erste für die Physik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte für deutsche Geschichte und Sprache, die vierte für orientalische Gelehrsamkeit mit Rücksicht auf Heidenbekehrung. Jede Classe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erste Präsident war der berühmte Leibnitz. Erst unter Friedrich II. kam die Anstalt in wahren Flor, als dieser berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präsidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage seiner Thronbesteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Dukaten Demjenigen zuerkannt, der die von der Akademie aufgegebene Aufgabe am besten beantwortet hat. Seit jener Zeit sind die Abhandlungen der Akademie u. d. T.: „Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles lettres à Berlin" in einer Reihe von Bänden erschienen. Neue Abänderungen fanden 1798 statt, um der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben; u. A. ward die königl. Bibliothek und das Kunstcabinet mit ihr verbunden. — Zu **Manheim** errichtete eine Akademie der Wissenschaften Kurfürst Karl Theodor 1755 nach Schöpflin's Plan. Sie bestand anfangs aus zwei Classen, der historischen und physikalischen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche physikalische und in die meteorologische abgetheilt. Die geschichtlichen und physikalischen Denkschriften sind u. d. T.: „Acta academiae Theodoro-Palatinae", die meteorologischen u. d. T.: „Ephemerides societatis meteorologicae Palatinae" erschienen. — Die Akademie zu **München** besteht seit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, ansehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präsidenten ernannt.

Ihre Schriften sind u. d. T.: „Abhandlungen der baierschen Akademie" erschienen. — Zu der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St.-Petersburg hatte schon Peter der Große den Plan gemacht und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er starb über der Ausführung, welche Katharina I. vollendete, sodaß im Dec. 1725 die erste Sitzung gehalten wurde. Die Kaiserin bestimmte eine jährliche Summe von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verschiedenen Fächern wurden als Akademiker besoldet und führten den Professortitel. Die berühmtesten darunter waren Nikolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulfinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob sich wieder unter der Kaiserin Anna und versank nach ihrem Tode aufs neue. Aber unter Elisabeth blühte sie zum zweiten Male auf. Sie wurde erweitert und verbessert, auch 1758 eine Akademie der Künste hinzugefügt, die aber 1764 wieder davon getrennt ward. Das jährliche Einkommen stieg bis auf 60,000 Rubel. Besonders hat diese Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem sie Männer wie Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenstädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereisen ließ und dadurch die Veranlassung zu trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirkl. Mitglieder, außer dem Präsidenten und Director, beläuft sich auf funfzehn; nächstdem sind noch vier Beigeordnete angestellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handschriften, ein kostbares Münzcabinet und eine reiche naturhistorische Sammlung. Die Schriften derselben sind von 1723 bis 1747 in 14 Bdn. u. d. T.: „Commentarii academiae scientiarum imperialis petropolitanae", dann bis 1777 u. d. T.: „Novi commentarii" in 20 Bdn. erschienen. Seitdem führen sie den Titel: „Acta academiae" und jetzt in einer neuen Reihe den Titel: „Nova acta". Die Commentarien sind bloß lateinisch, die Acta aber theils lateinisch, theils französisch abgefaßt. — Die Akademie der Wissenschaften zu Bologna, oder das: Institut von Bologna, wurde 1712 von dem Grafen Marsigli gestiftet. (S. Bologna.) — Die königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm entstand aus einer Privatgesellschaft von sechs Gelehrten, unter denen Linné war, und hielt ihre erste Sitzung d. 23. Jun. 1739. In demselben Jahre erschienen ihre ersten Abhandlungen. Die Gesellschaft zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und am 31. März 1741 ertheilte ihr der König den Namen königl. schwedische Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eignen Mitgliedern geleitet. Nur ein Professor der Experimentalphilosophie und zwei Secretaire werden aus dem bedeutenden, von Vermächtnissen und Schenkungen herrührenden Vermögen der Gesellschaft besoldet. Die Präsidentschaft wechselt alle drei Monat unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgelesenen Abhandlungen erscheinen vierteljährlich. Die ersten vierzig Bde. bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomischen Schriften erscheinen für sich u. d. T.: „Oeconomica acta." Jährlich werden Preise in Geld und goldnen Denkmünzen ausgesetzt. 1799 wurde die Akademie in sieben Classen getheilt: Staats- und Landwirthschaft, 15 Mitglieder; Handel und mechanische Künste, 15 Mitglieder; Physik und Naturkunde des Auslandes, 15 Mitglieder; Physik und Naturkunde des Inlandes, 15 Mitglieder; Mathematik, 18 Mitglieder; schöne Künste, Geschichte, Sprachen, 12 Mitglieder. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Kalendern. — Die königl. Akademie zu Kopenhagen entstand aus einem Verein von sechs Gelehrten, denen Christian VI. 1742 die Ordnung seines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Institut ausdehnten. Einer jener Gelehrten war der Graf von Holstein, auf dessen Antrieb Christian VI. 1743 die Akademie unter seinen

Schutz nahm, ihr ein bestimmtes Einkommen anwies und sie ermächtigte, ihre Thätigkeit auch über die Naturgeschichte, Physik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 15 Bde. in dänischer Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateinische übersetzt worden. — Die königl. irländische Akademie zu Dublin bildete sich um 1782 meist aus Mitgliedern der Universität, die sich wöchentlich versammelten. Seit 1788 sind ihre Abhandlungen regelmäßig erschienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine physikalisch-historische Gesellschaft, von welcher letztern 2 Bde. Schriften vorhanden sind; aber beide Anstalten gingen bei den Zerrüttungen des Landes ein. — Zu Lissabon wurde von der vorigen Königin eine Akademie der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Künste, des Handels und der Ökonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Classen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur, besteht, und im Ganzen 60 Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben: „Memorias de letteratura portugueza", „Memorias economicas", auch wissenschaftl. Abhandlungen und eine „Collecçao de livros ineditos de historia portugueza". — Die amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften zu Boston wurde im Anfange 1780 eingerichtet. Ihr Zweck ist, die Kenntniß der Alterthümer und Naturgeschichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verschiedenen Naturerzeugnisse zu bestimmen, medicinische Entdeckungen, mathematische Untersuchungen, philosophische Forschungen und Versuche, astronomische, meteorologische und geographische Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufacturen und Handel zu fördern, und jede Kunst und Wissenschaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter 40 und nicht über 200 sein. Der 1. B. ihrer Abhandl. erschien Boston 1785. — Über Kunstakademien und Kunstschulen s. m. den besond. Art. — Akademien für besondere Fächer der Wissenschaft. Für Medicin. Die Academia naturae curiosorum zu Wien, auch Leopolds-Akademie genannt, 1652 von J. L. Bauschius gestiftet, gab anfangs ihre Schriften einzeln, seit 1684 aber bandweise heraus. Unter Leopold I., der sie sehr begünstigte, nahm sie den Namen Caesareo-Leopoldina naturae curiosorum academia an. Ähnliche Akademien wurden zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 gestiftet. — Für Chirurgie. Eine chirurgische Akademie ward 1731 zu Paris gestiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beste Beantwortung mit einer goldenen Denkmünze von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgische Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geschicktesten Zöglinge vertheilt. — Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. — Für Kosmographie stiftete Coronelli zu Anfang des 18. Jahrh. in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Charten nebst Beschreibung ist. — Für Geschichte. König Johann V. stiftete 1720 eine königl. Akademie der portugiesischen Geschichte zu Lissabon, welche aus einem Director, vier Censoren, einem Secretair und 50 Mitgliedern besteht, und die kirchliche und politische Geschichte Portugals bearbeitet. In Madrid bildete sich um 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufsuchung der historischen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie besteht aus 24 Mitgl., und hat mehre ältere Geschichtswerke theils zum erstenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der schwäbischen Geschichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die besten historischen Schriften und die Lebensgeschichte der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Denkwürdigkeiten zusammenzutragen. — Für Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Cortona in Italien, für das Studium der hetrurischen Alterthümer, eine andere zu Upsala in

Schweden, für die Aufhellung der nordischen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging bald ein, und die von Leo X. gestiftete hatte gleiches Schicksal, nachdem sie einige Zeit geblüht hatte. Andre minder wichtige entsprangen aus ihrer Asche. Aber alle ähnliche Anstalten übertraf die **Académie des inscriptions** zu Paris, gestiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmäler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse, durch Münzen, Bildwerke, Inschriften u. s. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgl. der franz. Akademie gewählt waren, aber 1701 wurde das Personal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Associés, zehn Pensionairs und zehn Zöglinge festgesetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zusammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Classe der Zöglinge fiel später weg. Der König ernannte jährlich ihren Präsidenten und Vicepräsidenten; der Secretair und der Schatzmeister behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkschriften machen (von 1701 — 93) 50 Bde. 4. aus. Sie hatte das Schicksal aller franz. Akademien und ist jetzt wiederhergestellt. Für Alterthümer ward die herculanische Akademie zu Neapel 1755 von dem Minister Tanucci gestiftet, um die in Herculanum, Pompeji u. s. w. aufgefundenen alten Denkmäler zu erklären. Ihre Arbeiten sind seit 1775 u. d. T.: „**Antichità di Ercolano**" erschienen. 1807 errichtete Joseph Bonaparte eine Akademie der Geschichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber eingegangen ist. Die in demselben Jahre zu Florenz für die Erklärung toscanischer Alterthümer gestiftete Akademie hat einige Bde. Denkschriften herausgegeben. Gleichfalls in demselben Jahre wurde zu Paris eine celtische Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäischen Sprachen mit Hülfe des Celto-Bretagnischen, Welschen und Ersischen, und Untersuchungen über den Druidendienst sind. An der Spitze steht Lenoir als Präsident. Ihre Schriften erschienen u. d. T.: „**Mémoires de l'Académie celtique**". — Für Sprachen. Die **Accademia della crusca** oder **Academia furfuratorum** entstand 1582 und machte zuerst durch ihre Angriffe auf Tasso Aufsehen. Ihr Hauptverdienst besteht in der Abfassung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Besorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die **Académie française** entstand 1629 als ein Privatverein und wurde sechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franz. Sprache, Grammatik, Poesie und Beredtsamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward auf 40 bestimmt, und aus ihrer Mitte ein Director und ein Kanzler alle zwei Monate, ein Secretair für immer gewählt. Außer vielen verdienstvollen Arbeiten hat sie ein Wörterbuch der französischen Sprache (zuerst 1694) geliefert. Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächsten Jahre bestätigte und mit verschiedenen Vorrechten begabte. Sie hat sich große Verdienste um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, besonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die russische Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wissenschaften verbunden. Auch in Schweden ward 1789 eine königl. Akademie für die Sprache gestiftet. — Noch gibt es gelehrte Gesellschaften, von denen mehre nur dem Namen nach von den Akademien verschieden sind. Hieher gehören die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestiftet 1750; die königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburg, die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London (1751), die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester (1781), die gelehrten Gesellschaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Upsala u. s. w. — Aus Europa gingen sie auch nach andern Welttheilen

über. In Asien ist eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia (seit 1778) und eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Calcutta in Bengalen (seit 1784), und zu Bombai, welchen wir die wichtigsten Aufschlüsse über Indien und den Geist des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat seit 1769 eine philosophische Gesellschaft zu Philadelphia u. a. m. — 2) Akademie wird in Deutschland auch als gleichbedeutend mit Universität gebraucht (s. d.). — 3) Unter Akademien versteht man ferner die Zeichnungen (Akademiestücke) der Zöglinge auf den Kunstschulen. — 4) Wird seit einiger Zeit das Wort Akademie für Singeverein und Concert gemißbraucht.

Akademie, s. Plato und Neuplatoniker.

Akbar (Mohammed), der größte Fürst, den Indien und ganz Asien in der neuern Zeit gehabt haben. Geb. zu Amerket im J. der Flucht 949 (1542 d. christl. Z.), bestieg Akbar nach s. Vaters Humajun Tode, 13 Jahre alt, unter der Vormundschaft Beyram's, s. Ministers, den Thron. Seine großen Talente entwickelten sich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit besiegte er seine Feinde und die Aufrührer seines Reichs, unter denen Beyram sich selbst befand. Die seltenste Milde bezeichnete dabei alle seine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, stets an der Spitze seiner Heere sich in die verschiedenen Provinzen seines Reichs zu begeben, so liebte er doch die Wissenschaften, vorzüglich die Geschichte, und war unablässig mit der innern Verwaltung seines Reichs beschäftigt. Er verordnete Untersuchungen über die Bevölkerung, die Natur und Gewerberzeugnisse jeder Provinz. Das Ergebniß dieser statistischen Arbeiten faßte sein Minister Abul-Fazl in einem Werke zusammen, das den Titel: „Ajin Akberi" führt (engl., Calcutta 1783—86, 3 Bde., und nachgedruckt in London). Akbar starb nach einer 49jährigen Regierung 1017 (1604). Noch jetzt ist sein prächtiges Grabmal unweit Agra, mit der einfachen Inschrift: Akbar, ein Gegenstand der Bewunderung. Ihm folgte sein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenside (Mark), 1721 geb. zu Newcastle an der Tyne, ging im 18. Jahre seines Alters nach Edinburg, um die Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauschte und dabei aus Liebhaberei die Dichtkunst übte. 1741 besuchte er Leiden, wo er 1744 den Grad eines D. der Medicin annahm. Nach seiner Rückkehr, 1745, übte er seine Wissenschaft anfangs zu Northampton, dann zu Hampstead und endlich zu London. Hier würde er bei einer nie bedeutenden Praxis in Dürftigkeit gelebt haben, wenn nicht sein großmüthiger Freund, Jeremias Dyson, ihn mit jährlichen 300 Pf. unterstützt hätte. Er starb 1770 als Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und des Collegiums der Ärzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leibarzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didaktischen und lyrischen Gattung. Die aus drei Gesängen bestehenden „Pleasures of imagination", sein vorzüglichstes Werk, gab er im 23. Jahre seines Alters heraus.

Akephali (Hauptlose), mehre schismatische Parteien in der christlichen Kirche, die sich gegen ihr christliches Oberhaupt auflehnten oder überhaupt keins anerkennen wollten. Z. B. die monophysitischen Mönche und Priester in Ägypten, welche den Patriarchen Petrus Mongus nicht anerkannten, weil er 483 bei Annahme des Henotikons die Synode zu Chalcedon nicht ausdrücklich verdammt hatte. Sie zerfielen in drei Parteien, verloren sich aber bald unter den übrigen Monophysiten. Die Geißelbrüder oder Flagellanten (s. d.) waren auch Akephalen, weil sie als Secte kein Oberhaupt duldeten. 31.

Akerblad (Johann David), oder, wie er sich selbst später schrieb, Akerblad, ein geborner Schwede, kam sehr jung zur schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel, bei der er zuletzt als Secretair angestellt war. Die Muße der Stelle benutzte er zu Reisen durch den Orient, z. B. nach Jerusalem, nach Troas, 1792

und 1797, über dessen Lage er Beiträge zu der deutschen Übers. von Le Chevalier's Reise (bearbeit. von Lenz, Altenburg und Erfurt 1800) gegeben hat, die zu den beachtungswerthen Actenstücken in diesem langen Streite gehören. Man erkennt in ihnen den Orientalisten, dem auch die classische Gelehrsamkeit zu Gebot stand. Eine Zeitlang (um 1800) lebte A. in Göttingen, dann kam er als schwedischer Geschäftsträger nach Paris. Unzufriedenheit mit den Veränderungen in seinem Vaterlande bestimmte ihn, wie man sagt, alle Verhältnisse mit Schweden aufzugeben und sich nach Rom zu wenden, wo er bei der Herzogin von Devonshire und andern Literaturfreunden Unterstützung für seine literarische Muße fand. Er starb in Rom am 8. Febr. 1819. Seine Schriften zeugen von seiner großen Kenntniß der orientalischen und occidentalischen Sprachen, die er nicht allein Gelehrten zu erklären, sondern selbst zu sprechen verstand. Wir erinnern an: „**Lettre à M. Silvestre de Sacy sur l'écriture cursive copte**" („Mag. encycl.", 1801, t. V), an die „**Lettre à M. de Sacy sur l'inscription égyptienne de Rosette**" (eben dort Jahrg. 1802, t. III), an s. berühmte Erklärung der Inschrift auf den Löwen zu Venedig: „**Notice sur deux inscriptions en caractères runiques trouvées à Venise et sur les Varanges, avec les remarques de M. d'Ansse de Villoison**" (ebend. 1804, t. V). Ebenso wichtig für die Paläographie als für die Epigraphik ist die: „**Inscrizione greca sopra una lamina di piombo trovata in un sepolcro nelle vicinanze d'Atene**" (Rom 1813, 4.), bei deren weitern Ausführung ihn der Tod überraschte. Die letzte seiner in Druck erschienenen Arbeiten war eine „**Lettre sur une inscription phénicienne trouvée à Athènes**" (Rom 1814, 4.), an den Grafen Italinsky gerichtet. Das Nationalinstitut zu Paris hatte ihn zu seinem Correspondenten, mehre gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitgliede erwählt. Bei der Pyramide des Cestius zu Rom liegt er begraben. 52.

Akoluthen, auch Akolythen, Kirchendiener, die in der lateinischen Kirche schon im dritten, in der griechischen jedoch nicht vor dem 5. Jahrh. aufkamen, und zum Lichteranzünden (daher Accensores), Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei festlichen Umzügen, Darreichen des Weins und Wassers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei Amtshandlungen bestellt waren. Sie gehörten zur Geistlichkeit, und hatten den Rang gleich nach den Subdiakonen. Noch jetzt ist bei der Ordination (s. d.) in der römischen Kirche die Weihe eines Akoluthus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchste, das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt aber abgeschafft, da die Dienste der Akoluthen schon seit dem 7. Jahrh. von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der katholischen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechische Kirche hat auch den Namen dieses Amtes nicht mehr. E.

Akridophagen, Heuschreckenfresser, s. Heuschrecken.

Akrostichon (griech.), ein Gedicht, wo die Anfangs-, bisweilen auch die Endbuchstaben der einzelnen Zeilen oder Verse einen besondern Namen oder Sinn bilden; auch Leistenverse, Namengedichte.

Akustik (v. d. griech. *ακουειν*, hören), die Lehre vom Schalle (vgl. d.). Vormals wurde dieser Theil der Physik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen, was aber nicht der Natur gemäß ist, indem die Luft nur der gewöhnliche Leiter des Schalles ist, und jede feste oder flüssige Materie ebensowol als die Luft theils selbst schallen, theils den Schall andrer Körper fortleiten kann. Die Akustik ist also vielmehr als ein Theil der Lehre von der Bewegung anzusehen. Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend (gerade), oder drehend (kreisförmige), oder schwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn sie stark und schnell genug ist, um auf unsere Gehör-

werkzeuge zu wirken (wozu wenigstens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfodert werden), ist ein Schall. Ein bestimmbarer Schall wird Klang, ein unbestimmbarer wird Geräusch, und die Geschwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. Chladni hat in seinem zu Leipzig 1802 im Deutschen, und zu Paris 1809 (franz.) erschienenen Werke über die Akustik, womit man auch seine „Neuen Beiträge zur Akustik", Leipzig 1817, verbinden muß, das Wesentliche von Allem, was in diesem Theile der Physik von ihm und von Andern entdeckt worden ist, vorgetragen. Die Hauptgegenstände sind: I. Die Tonlehre oder der arithmetische Theil, in welchem bloß von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten der Schwingungen die Rede ist, und zwar erst von deren ursprünglichen Verhältnissen, sodann von den zur praktischen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse, oder von der Temperatur. II. Die Gesetze, nach welchen sich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußern. Dieses ist die erste Abtheilung des mechanischen Theils der Akustik, welcher vornehmlich die Entstehung des Schalls betrifft. Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegende Kraft anzusehen (vgl. Chladni). Ein klingender Körper kann also sein: a) durch Spannung elastisch; diese Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, sind Saiten (s. d.), wenn sie aber membranenartig ausgedehnt sind, sind es Pauken- und Trommelfelle; b) durch Luftdruck elastisch; hieher gehört die in Blasinstrumenten eingeschlossene Luft, welche sich auf mannigfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zusammenzieht, und in manchen Instrumenten durch Öffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird; c) durch innere Steifigkeit elastisch. Diese Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung ausgedehnt sein, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blasinstrumenten; Chladni hat aber auch die Schwingungen andrer Arten von klingenden Körpern untersucht. Er theilt die Musikinstrumente in 2 Classen: A. Singinstrumente, worin der Ton nach Gefallen gehalten werden kann, durch Reibung oder Luftstrom. a) Saiteninstrumente; 1) einstimmige (Geigen aller Art), 2) vollstimmige mit Tasten, durch welche entweder die Saite selbst oder ein mit ihr verbundener Ansatz an das Reibzeug gebracht oder endlich die Saite durch Luftstrom bewegt wird. b) Blasinstrumente; 1) einstimmige (Flöten- und Rohrinstrumente aller Art), 2) vollstimmige (Orgel). c) Stabinstrumente; 1) mit Tasten, wodurch entweder der Klangstab unmittelbar oder ein Streichstab an das Reibzeug gebracht, oder auch ersterer durch Luftstrom bewegt wird, 2) ohne Tasten, wo entweder der Klangstab mit einem Bogen oder ein daran angebrachter Streichstab mit dem Finger gestrichen wird. d) Glockeninstrumente (Harmonika). B. Klinginstrumente. a) Mit Saiten; 1) mit Tasten (Clavier, Pianoforte), 2) mit den Fingern gerissene (Harfen, Guitarre) oder mit Klöppeln geschlagene. b) Mit Stäben; 1) mit Tasten, 2) ohne diese mit Fingern oder Klöppeln bewegt. c) Membranen (Pauken, Trommeln) endlich mit Scheiben und Glocken. III. Die Lehre von der Fortleitung des Schalles, sowol durch die Luft und andre luftförmige Flüssigkeiten, als auch durch andre feste oder tropfbar flüssige Materien und vom Widerschall (Echo), welches die zweite Abtheilung des mechanischen Theils ist. IV. Die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren, welches der anatomisch-physiologische Theil der Akustik ist. Vgl. Chladni's Werk „Die Akustik" und dessen „Neue Beiträge zur Akustik", Leipzig 1817. Auch Biot behandelt den Gegenstand gründlich im 3. Bde. s. „Précis élémentaire de phy-

sique expérimentale", wo aber Chladni's neueste Untersuchungen und Entdeckungen benutzt sind. Y.

Akustisch, was eine den Gesetzen der Entstehung, Fortpflanzung und Ausbreitung des Schalls gemäße, angenehme Wirkung hervorbringt z. B. akustische Bauart.

Alabaster, s. Gyps.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italienischer Dichter, geb. zu Florenz 1495, aus einer der edelsten und ausgezeichnetsten Familien der Republik. Sein Vater war der Partei der Medici eifrig zugethan, und er selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Julius, der in Papst Leo X. Namen regierte, trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gaben, sich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland schickte ihn in Geschäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit nach Spanien, wohin er mit seiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Karl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medici zu unterwerfen. Nach dieser neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil seiner Werke. Der König schätzte ihn so hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi 1544 ihn als Gesandten an Kaiser Karl V. schickte. Alamanni vollzog seinen Auftrag mit großer Geschicklichkeit. In gleichem Ansehen stand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehren Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demselben zu Amboise, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 starb. Seine vorzüglichsten Werke sind eine Sammlung Gedichte (Eklogen, Psalmen, Satyren, Elegien, Fabeln u. s. w.), zum Theil in reimlosen Versen, deren Erfindung jedoch ihm Trissino streitig macht: „Opere Toscane"; ein Lehrgedicht, „La coltivazione", dem er am meisten seinen Ruhm verdankt; ferner: „Girone il Cortese", ein Heldengedicht in 24 Ges., nach einem altfranz. Gedicht gleiches Namens; „La Avarchide", ein episches Gedicht, worin er in wenig glücklichen Nachahmungen des Homer die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt, ebenfalls in 24 Ges.; „Flora", ein Lustspiel in sogenannten versi sdruccioli oder gleitenden Reimen (s. Reim), und eine Anzahl Epigramme. Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls empfehlen Alamanni's Schriften, aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichterischer Schwung.

Åland, eine Inselgruppe im bothnischen Meerbusen, 59° 47′ bis 60° 32′ Br. und 36° 57′ — 39° 47′ L. von Ferro, mit der Hauptinsel gl. N. 22 □M. m. 13,340 Einw. Die Hauptinsel zählt über 9000 Einw. Über 80 dieser Inseln und Klippen sind bewohnt. Sie haben nur Bäche und Seen, jedoch einige gute Häfen. 1809 ward diese Inselgruppe mit Finnland von Schweden an Rußland abgetreten. Die Regierung legte hier eine Stadt an und befestigte einige Punkte. Der Boden ist so steinicht und von einer so dünnen Erdschicht, daß in heißen Sommern bisweilen das Getreide verdorrt. Ackerbau, Seehunds- und Heringsfang nebst Frachtfahrt zur See ernährt die Bewohner. Fichten, Föhren, Erlen und Haseln, machen den Baumwuchs aus. Der Holzschlag zum Verkauf deckt aber nicht die Bedürfnisse. Obstbäume sieht man fast nicht mehr. Die nach Schweden zu liegende Klippe Signilskär hat einen Telegraphen. Der frühe Bruch des Eises im Frühjahr, das späte Einfrieren der Schiffe im Herbst auf den Rheden und in den Häfen der Ålandsinseln, wegen des starken Stroms, welcher sich dort aus dem

bothnischen und aus dem finnischen Meerbusen kreuzt, die leichte Beobachtung der in den Mälersee gegenüber einlaufenden Schiffe und der schwedischen Küstenfahrt längs dem rechten bothnischen Meergestade, endlich die leichte Beschützung der russischen Küstenfahrt am linken bothnischen Meergestade, machen die Ålandsinseln zur Hauptstation der russischen Scheerenflotte, die dort in den befestigten Häfen sicher liegt.

Alarich, König der Westgothen, der menschlichste von allen Eroberern, welche in das römische Reich einbrachen. Die Geschichte erwähnt seiner zuerst 395 n. Chr., als die Gothen sich mit den Heeren Theodosius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländische Kaiserthum bedrohten, zu bekriegen. Dieses Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römischen Reichs, und führte ihn zu dem Entschluß, es selbst anzugreifen. Die Uneinigkeit der beiden Söhne und Nachfolger des Theodosius, Arcadius und Honorius, und ihrer Reichsverweser, Rufin und Stilico, erleichterte ihm die Ausführung dieses Entschlusses, und obgleich es dem tapfern Stilico gelang, seinen ersten Überfall (400—403) durch die Schlachten an der Adda und bei Verona zurückzuschlagen, so fand doch Alarich schon 404 einen Vorwand, mit seinem Heer nach Italien zurückzukehren. Er hatte nämlich auf Stilico's Vermittlung mit Honorius einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge er in Epirus einrücken und von dort aus mit den Truppen des Stilico den Arcadius angreifen sollte. Dieser Krieg unterblieb; Alarich verlangte aber eine Entschädigung für den unternommenen Zug, und Honorius versprach ihm, auf den Rath des Stilico (s. d.) 4000 Pf. Gold. Nach der Hinrichtung des Letztern erfüllte jener sein Versprechen nicht. Alarich kam mit einem Heer nach Italien und schloß Rom ein, sodaß es sich mit 5000 Pf. Gold, 30,000 Pf. Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Stück feinem Scharlachtuch und 3000 Pf. Pfeffer loskaufen mußte. Eine zwischen Honorius (in Ravenna) und Alarich angefangene Friedensunterhandlung blieb fruchtlos, und Alarich belagerte Rom zum zweiten Mal. Der Hunger bewirkte bald einen Vergleich, vermöge dessen der Senat den Befehlshaber der Stadt (praefectus urbis), Attalus, anstatt des Honorius zum Kaiser erklärte. Allein Attalus bewies so wenig Klugheit, daß Alarich ihm die eitle Würde öffentlich wieder ablegen ließ. Die mit Honorius erneuerten Unterhandlungen hatten eben so wenig Erfolg, als die vorhergehenden. Alarich belagerte daher Rom zum dritten Male. Die Gothen drangen (410) in die Stadt, plünderten sie, verbrannten einen Theil derselben, und verwüsteten eine Menge der alten Kunstschätze. Doch wird Alarich's Mäßigung gerühmt, weil er die Kirchen und die darein Geflüchteten zu schonen befohlen hatte. Die ehemalige Beherrscherin der Welt erfuhr nun das Wiedervergeltungsrecht für das, was so viele Städte, Länder und Völker von ihr in der Zeit ihrer vorigen Größe und Macht erlitten hatten. Die während tausend Jahre durch die Römer aus allen drei Welttheilen zusammengebrachten Schätze wurden eine Beute der Barbaren. Alarich verließ Rom nach einem Aufenthalte von sechs Tagen; seine Absicht war, Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüstete Campanien, Apulien und Calabrien, als ihn der Tod zu Cosenza in Calabrien (410) überraschte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busento, damit seine Asche von den Römern nicht aufgefunden werden möchte, und ermordete die bei dieser Arbeit gebrauchten Gefangenen. Rom und Italien feierte öffentliche Feste; Sicilien und Afrika sahen sich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch Alarich gezeigt, durch ihn hatten sie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun, ein aus Schwefelsäure, Alaun- oder Thonerde, Kali, zuweilen auch aus Ammoniak, Eisen und Wasser bestehendes Salz. Er krystallisirt in

Detaëdern und in Würfeln mit abgestumpften Ecken, erscheint tropfsteinartig und derb, häufig von faseriger Structur. Er ist durchsichtig, weiß, glasglänzend und hat einen süßlich zusammenziehenden Geschmack. Im Wasser ist er auflöslich, schmilzt in der Wärme und schäumt auf. Man findet ihn im natürlichen Zustande ausblühend am Thon- und Alaunschiefer, auf schmalen Lagern im Braunkohlengebirge (Tschermig in Böhmen) und in der Nähe von Vulcanen (Italien). — Zur künstlichen Darstellung des Alauns wendet man den Alaunstein, die kiesigen Schiefer und Braunkohlen, wie die sogenannte Alaunerde an. Der Alaunstein ist das beste Alaunerz; man röstet ihn in ähnlichen Öfen wie die gewöhnlichen Kalköfen, läßt die geröstete Materie mit Wasser angefeuchtet 5 bis 6 Wochen liegen, laugt sie aus und versiedet die Lauge. Die übrigen Alaunerze läßt man, nachdem sie gewonnen worden, verwittern oder man röstet sie und laugt sie aus. Gewöhnlich ist diese Lauge nicht kalihaltig, und man muß daher Kali oder Ammoniak zusetzen. Dieser aus Schiefern und Braunkohle erfolgte Alaun ist gewöhnlich sehr unrein. Außerdem stellt man ihn auch noch künstlich durch Thon, Schwefelsäure u. s. w. dar. — Der jährliche Verbrauch des Alauns ist bedeutend; man benutzt ihn in der Medicin, Weißgerberei, Färberei, beim Leimen des Papiers u. s. w. Mit Alaunauflösung angestrichene Körper werden nicht leicht entzündet. H.

Alb oder Alp, die schwäbische Alp, die nördliche Fortsetzung des Schwarzwaldes, ein 15 Meilen langes und 2—5 M. breites, regelmäßiges Kalkgebirge an der südöstlichen Grenze von Würtemberg, dessen höchster und unfruchtbarster Theil die rauhe Alp ist. Der höchste Punkt erreicht noch nicht 3000 Fuß über der Meeresfläche. Am Fuße des Gebirgs liegt das würtembergische Oberamt und die St. Urach. Im Dorfe Sirchingen sendet die Dachtraufe eines Hauses an der einen Seite das Wasser durch den Neckar in den Rhein und an der andern in die Donau. Da das Gebirge viel Kalk enthält, so ist es reich an Höhlen mit Tropfsteinsäulen. Je höher die Kalksteinbrüche liegen, um so feiner ist das Korn des Kalksteins und größer die Masse der Versteinerungen, besonders an großen Ammonshörnern. Daher ist aber auch die Alp arm an Metallen. Am Fuße der Alp sind treffliche Wiesen, denn die Bäche der Vorberge sind sehr wasserreich. Die Gipfel der Alp sind wegen des Kalk- und Mergelbodens reich an Laubholz, doch leiden sie an fließendem Wasser Mangel. Flachs geräth in den hohen Thälern gut, schwieriger Roggen und Hafer, Kartoffeln trefflich. Die Schafzucht blüht hier, wie gemeiniglich auf Kalkboden. Über diese an geschichtlichen Merkwürdigkeiten wie an Naturschönheiten reiche Gebirgs- und Waldgegend s. Gust. Schwab's Wegweiser: „Die Neckarseite der schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite", und e. Charte (Stuttg. 1823).

Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminister und General der kaiserl. Armeen, war 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren. Unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch sehr jung in der Schlacht bei Pavia; unter Karl V. befehligte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier; er vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von seinen militairischen Talenten, und Karl V. selbst, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn eines Oberbefehls für unfähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunst als Anerkennung seiner Talente. Diese Verachtung beleidigte seinen natürlichen Stolz, und gab seinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth sind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Karl 1547 die Schlacht bei Mühlberg ge-

gen Johann Friedrich, Kurfürsten von Sachsen. Der Kurfürst ward gefangen, und der Herzog, der im Kriegsrathe den Vorsitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiser, diese Strafe nicht zu mildern. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzosen und den Papst Paul IV., den unversöhnlichen Feind des Kaisers, zu bekämpfen. Er erfocht mehre Siege, entsetzte Mailand, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papstes einen Aufstand erregt hatten, und befestigte daselbst das spanische Ansehen. Auch als Karl V. die Regierung seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er den Oberbefehl der Heere. Er eroberte den Kirchenstaat und vereitelte die Bemühungen der Franzosen. Doch nöthigte ihn Philipp, dem Papste, den Alba demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Aus Italien abgerufen, erschien er 1559 am franz. Hofe, um sich Elisabeth, die Tochter Heinrichs II., für seinen Souverain antrauen zu lassen, die anfangs für den Kronprinzen Don Carlos bestimmt war. Um diese Zeit griffen die Niederländer zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, die Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertraute ihm eine bedeutende Macht und unumschränkte Gewalt, um die Niederländer der Gewaltherrschaft und der Inquisition zu unterwerfen. Kaum war Alba 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an dessen Spitze sein Vertrauter, Juan de Vargas, stand. Ohne Unterschied wurden Alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren und deren Reichthümer ihre Habsucht reizten. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten wurde der Proceß gemacht und ihre Güter eingezogen. Viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England aus; mehr als Hunderttausend verließen ihr Vaterland; Andre begaben sich unter die Fahnen des geächteten Prinzen von Oranien. Nur noch trotziger gemacht durch die Niederlage seines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ Alba die Grafen Egmont und Horn auf dem Blutgerüste sterben. Dann schlug er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Nassau. Bald darauf rückte der Prinz von Oranien mit einem bedeutenden Heere vor. Der junge Friedrich von Toledo sandte an seinen Vater, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von seinen Untergebenen blinden Gehorsam verlangte, ließ seinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen seiner Unerfahrenheit, aber er solle sich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde dem das Leben kosten, der eine ähnliche Botschaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde genöthigt, sich nach Deutschland zurückzuziehen. Der Herzog Alba schändete jedoch seinen Ruhm als Feldherr durch immer neue Grausamkeiten; seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Der Papst übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen: eine Auszeichnung, die bisher nur Fürsten zu Theil geworden. Noch widerstanden Holland und Seeland seinen Waffen. Eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, ward vernichtet, und überall fand er unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, die Gunst des Königs zu verlieren, bewogen ihn, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte sie ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. Im Dec. 1573 machte Alba eine Amnestie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requesens, und verließ ein Land, in dem er 18,000 Menschen, wie er sich rühmte, hatte hinrichten lassen, und einen Krieg entzündet, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Mill. Thaler, seine schönsten Truppen und am Ende sieben der reichsten niederländischen Provinzen kostete. Herzog Alba wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, genoß aber nicht lange sein altes Ansehen. Einer seiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen, sie zu heirathen, verführt, und wurde deßwegen verhaftet; sein Vater unterstützte dessen Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandten.

Alba wurde deßwegen vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der sich zum König von Portugal hatte krönen lassen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne seine Zuflucht zu nehmen, auf dessen Talente und Treue er ein großes Vertrauen setzte. Alba führte ein Heer nach Portugal, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf 1581 ganz Portugal seinem Souverain. Er bemächtigte sich der Schätze der Hauptstadt, und erlaubte seinen Soldaten, die Vorstädte und ihre Umgebungen mit der gewohnten Raubsucht und Grausamkeit zu plündern. Philipp darüber unwillig, wollte das Betragen seines Generals untersuchen lassen, den man überdies beschuldigte, daß er die Reichthümer der Überwundenen zu seinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung desselben verhinderten es. Der Herzog starb den 21. Jan. 1582 in einem Alter von 74 J. Alba hatte eine stolze Haltung, ein edles Ansehen und einen starken Körper; er schlief wenig, arbeitete und schrieb viel. Man behauptet von ihm, daß er während 60jähriger Kriegsdienste gegen verschiedene Feinde nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Allein Übermuth, Härte und Grausamkeit befleckten seinen Ruhm.

Albalonga, eine ansehnliche Stadt in Latium, der Sage nach erbaut von Ascanius, des Äneas Sohne, nach dessen Tode von Äneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Äneas, beherrscht, und als Vaterland des Romulus und Remus, die Stammmutter Roms, unter dessen Oberherrschaft es durch den Sieg der Römer im Kampfe der drei Horatier und der drei Curiatier kam. Noch erinnert an Albalonga der schöne **Albanersee** mit dem Emissar und das Castel Gandolfo. (S. **Albano**.)

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geb. zu Bologna 1578, besuchte die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetsten Schülern desselben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunst und Freundschaft eng verbanden, arbeitete er hier mehre Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwischen Beiden einige Ähnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er seinen Freund, sowie alle seine Nebenbuhler aus der Schule Calvart's. Mengs erhebt ihn in Ansehung des Studiums weiblicher Gestalten über alle Maler; ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beistimmen können. Die Compositionen, welche man am häufigsten von ihm sieht, sind die schlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa auf dem Stiere. Meisterhaft ist auf allen seinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewässer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er sich darin zu oft. Biblische Gegenstände hat er weniger für seinen Pinsel gewählt. Die von ihm in dieser Gattung vorhandenen Gemälde zeichnen sich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommensten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er wetteiferte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftlosigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Gestalten keinen Adel zu geben verstehe. Darum vermied er aber auch alle Darstellungen, welche Feuer und Begeisterung erfodern; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Maler genannt. Diese Beschränkung seiner Leistungen schadete ihm nach und nach, und war Ursache, daß er seinen Ruhm überlebt hatte, als er 1660, 82 Jahr alt, starb. Er hat mehre Schriften hinterlassen, die uns Malvasia aufbehalten hat.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, wo-

her sie stammt, im 16. Jahrh. vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andre von Urbino bekam. Die (römische) Familie Albani verdankt ihren Glanz einem glücklichen Zufall. Ein Albani wars, der Urban VIII. die Nachricht von der Erwerbung Urbinos überbrachte, und Reichthum und Ehrenstellen wurden der Lohn so froher Botschaft. Noch beweist der Palast Albani bei den 4 Brunnen zu Rom, wie hochfahrend der Sinn dieser Familie war, denn mit dem Barberinischen sollte er an Höhe wetteifern. Einflußreicher wurde die Familie, als Clemens XI. 1700 den Stuhl Petri bestieg. Wir übergehen ihn hier und wenden uns zu seinen auch für Deutschland nicht unwichtigen Neffen, den Cardinälen Albani. — Annibale Albani, geb. 1682, der als päpstlicher Nepot früh in die Angelegenheiten der Kirche verwickelt wurde, besonders zu einer Zeit, da die weltlichen Höfe mit dem römischen in vielfältigem Streit waren, trat 1711 in das h. Collegium. Unter der Regierung Benedicts XIII. zog er sich, unzufrieden mit dem Einflusse des Coscia, nach seinem Bisthume Urbino zurück, den Studien zu leben, die mitten in den Geschäften des Staats seine Erholung blieben. Eine prächtige Bibliothek, eine ausgezeichnete Kunstsammlung, ein Münzcabinet, das später in das vaticanische überging, dessen vorzüglichsten Theil es ausmachte (beschrieben von Rud. Venuti, Rom 1739, in 2 Fol.), eigne gelehrte Arbeiten — „Mem. concernenti la città di Urbino" (Rom 1724, Fol.). — zeugten von seinen vielseitigen Kenntnissen. Card. Annibale starb 1751. — Alessandro Albani, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. zu Urbino 1692, trat nur auf des Papstes Clemens XI. ausdrücklichen Willen in den geistlichen Stand. Doch erhob ihn Innocenz XIII. schon 1721 zum Cardinal. Bald als Mitglied des heil. Collegiums, bald als Protector Sardiniens, und unter Benedict XIV. als Conprotector der kaiserlichen Staaten nahm er lebhaften Antheil an den vielen Händeln, die der päpstliche Hof damals zu bestehen hatte, um so mehr, da er zu den thätigsten Freunden der Jesuiten gehörte, wie unter andern die Tagebücher des P. Cordara beweisen. In der Behaglichkeit eines ruhig literarischen Lebens, in den Freuden eines erheiternden Umgangs und einer gutbesetzten Tafel fand der Cardinal übrigens größern Genuß, als in dem Treiben der Welthändel, den größten in einer Kunstsammlung, bei deren Anordnung ihm Winckelmann, den er selbst beerbte, und Baldani, Fantoni und der P. Maffei berathend zur Seite standen. Es ist bekannt, wie aufrichtig Winckelmann dem Card. zugethan war, der durch seine Kenntnisse dem Genius des Archäologen auf halbem Wege begegnete. Seine prächtige Villa vor Porta Salara zu Rom gibt noch jetzt, trotz mancher Verluste, dafür den sprechendsten Beweis ab. Morcelli, Marini, Fea und Zoega vereinigten sich, sie berühmt zu machen, und verdanken ihren Schätzen einen Theil ihrer eignen Berühmtheit. Sie enthält die reichste neuangelegte Privatsammlung, die der Wahl ihrer Erwerber Ehre macht. Außerdem erzählte man sich noch lange nach des Cardinals Tode in Rom als Beleg für seine Einsicht in das alte Münzwesen, daß er, erblindet, durchs bloße Gefühl habe unterscheiden können, was echt oder unecht war. Unermüdet thätig, doch nie Schriftsteller, starb der Cardinal am 11. Dec. 1779. Dionigio Strocchi hat sein Leben geschrieben. — Johann Franz Albani war auch ein Neffe Clemens XI. von einem andern Bruder. 1720 geb., wurde er sehr jung Bischof von Ostia und Velletri und schon im 27. Jahre Cardinal; doch vernachlässigte er, dem eine sehr einnehmende Gestalt, Geist und Kenntnisse überall Zutritt verschafften, anfangs als lebensfroher Jüngling die geistlichen Angelegenheiten. Den Bemühungen der Jesuiten, die seit der Bulle Unigenitus sich der Familie verpflichtet glaubten, verdankte er jedoch fortwährenden bedeutenden Einfluß. Als Mitglied der Congregation über die äußern Angelegenheiten während der ersten Zeiten der Revolution, erklärte er sich lebhaft gegen die in Frankreich ausgesprochenen Grundsätze.

Desto eifriger hielt er an Östreich. Aber die Franzosen kamen nach Rom; Albani entfernte sich, und sein Palast ward geplündert. Erst begab sich der Card. nach seiner Abtei von La Grotta, dann nach Neapel, das er jedoch vor den anrückenden Franzosen verließ. Dann ging er nach Venedig, wo er dazu beitrug, daß Papst Pius VII. gewählt ward. Doch bald näherte sich der neue Fürst der Kirche dem französ. System, und der Card. starb als Dekan des h. Collegiums im Sept. 1803 zu Rom. Der Card. zeigte sich menschlich und gerecht gegen die zu Rom verfolgten Anhänger der ihm verhaßten Partei; in andern Verhältnissen war er abhängig von den Eingebungen seines Cameriere Mariano, der mit der Amnestie an Räuber und Gesindel für den Bezirk des privilegirten Bisthums Velletri offenen Handel trieb, daher die Menge der Verbrecher während der französ. Verwaltung dort größer war, als im übrigen römischen Gebiete. Diese Schwäche gegen den Mariano trug selbst dazu bei, daß in zwei Conclaven, ungeachtet der Fürsprache seiner mächtigen Partei und seines eignen Ansehens, die Tiare an Albani vorüberging. — **Albani**, Neffe des Vorhergehenden und auch Cardinal, ist 1750 zu Rom geboren, und gehört seit 1801 zum Cardinalscollegium. Seine Jugend brachte er, wie viele römische Nobili, im Müßiggange zu, die Musik jeder Beschäftigung vorziehend. Oft sagte er selbst, vielleicht um höhergehende Plane zu verbergen, er habe seine Bestimmung verfehlt: er hätte Componist, statt eines Kirchenfürsten werden müssen. Doch entwickelte er glänzende Anlagen, als die Noth ihn zwang, sich um Geschäfte zu bekümmern. Im Sinne seiner Familie schloß er sich an Östreich gegen Frankreich an, und selbst mit dem Tode Basseville's glaubten ihn seine Gegner einverstanden. 1796 war er im Interesse des h. Stuhls zu Wien, aber aufgefangene Briefe an den Card. Cusca, die dem französ. Directorium vorgelegt wurden, gaben dem französ. Obergeneral einen Vorwand, den Waffenstillstand zu brechen und Rom zu besetzen. Albani verlor seine beträchtlichen Pfründen in Oberitalien, und außerdem hielt man sich an seinen Palast. Albani blieb in Wien. Jetzt lebt er in Rom und ist Secretair der päpstl. Breven. 19.

Albanien, türkisch Arnaut, albanisch Skiperi (Epirus und Illyrien), türkische Provinz in Arnaut-Wilajeti, vom Drino bis zum akrokeraunischen Gebirge längs der Küste des adriatischen und ionischen Meeres. Das Klima ist schön, das Land fruchtbar an Wein, Getreide, Öl, Taback, Baumwolle, Holz, Steinsalz, Rindvieh. Hauptgebirge sind der Montenegro und Chimera, Hauptflüsse der Drino, Bojana, Somini u. s. w. Die 300,000 Einw. sind Türken, Griechen, Juden und Arnauten, welche letztere zu den tapfersten Soldaten im türkischen Heere gehören. Getheilt ist das Land in die Paschaliks Janina, Ilbessan und Scutari, und die Sandschakschaften Awlona und Delwino. Die vorzüglichsten Städte sind Janina, Delwino, Scutari, Durazzo, Argyro-Castro, Awlona ꝛc. — Die Pforte hat hier nur einen sehr schwankenden Besitz. Dieser erweitert und beschränkt sich immer, wie die unabhängigen Gemeinden und Beis ihren Besitzstand unter einander und gegen die Paschen der Pforte erweitern oder beschränken. Die große Bergküste Albaniens ist ein ganz unbekanntes Land, das nur die venetianische Regierung genau kannte und gegen feste Eroberung der türkischen Paschen vertheidigte. Hier leben griechische und katholische Christen und selbst Mohammedaner in halber Wildheit und in den verschiedensten Formen der Verwaltung. Der südlichste Theil Albaniens hieß zur Zeit des Griechenaufstandes wieder **Epirus** (s. d.). Hier entspringen aus dem See von **Janina** (s. d.) die Flüsse **Acheron** (s. d.) und Kocyt, von deren Mündung unfern **Parga** (s. d.) liegt. Epirus ist besonders in der Nähe des Meeres ein fruchtbares Land; es bringt Wein, Korn und Früchte hervor. Im Alterthum waren die Pferde wegen ihres schnellen Laufs, die Hunde wegen ihrer Größe und Wuth, sowie die Kühe wegen ihrer Größe berühmt. Jetzt scheinen diese Racen ausgegangen zu sein.

Vor der Revolution der Griechen regierte hier in Janina Pascha Ali (s. d.). Im Paschalik Skutari gab es noch freie Montenegriner, Sulioten und andre unabhängige Landesgemeinden in der Nähe des ehemaligen venetianischen, nun östreichischen Gebiets. Diese kleinen freien Gemeinden genossen, so lange Venedigs Freistaat existirte, den geheimen Schutz dieser Republik, wodurch ihre Erhaltung sowol gegen die äußere türkische Macht als gegen die Befehdungswuth der Privaten unter sich möglich wurde. Gleiche Politik beobachtete gegen sie die französisch-illyrische Regierung. — Die Arnauten nennt man im Lande selbst Shypetars. Sie sind tapfere, unermüdete, aber käufliche und bundbrüchige Krieger. Sie machten sonst den Kern des türkischen Heeres aus. Jeder, der kein Grundeigenthum hat, sucht sich die Mittel dazu entweder durch Streifereien in benachbartes Gebiet und bewegliche Beute, oder durch Kriegsdienste in der Ferne zu erwerben. Die Söhne angesehener Familien, oder ausgezeichnet tapfere Männer, sammeln dort leicht einen Banner und verkaufen, wie vormals die Condottieri in Italien, Jedem, der sie gut bezahlt, ihren Arm. Diese bewaffnete Hordenauswanderung, im Bedürfniß eines sie ernährenden Grundeigenthums, ist den griechischen, katholischen und mohammedanischen Arnauten ein gemeinschaftlicher Nationalinstinkt. Daher vermehren sich dort die Landesgemeinden selbst in den fruchtbarsten Thälern nicht sehr, und ist immer ein großer Überschuß lediger Frauenzimmer da. Aber auch diese vertheidigen ihren Herd und ihr Eigenthum mit männlichem Muth, wenn sie angegriffen werden. Unter den christlichen Arnauten ist der politische Einfluß der Geistlichen groß. — Albanien, der ältere Name Schottlands (s. Albion); den Namen Herzoge von Albanien führten ehemals die erstgeborenen Söhne der schottischen Könige.

Albano. Die römischen Sagen nennen Alba Longa die Mutterstadt Roms. Sie geben auch ein Verzeichniß vorrömischer Könige von Alba, an dessen Echtheit man zu glauben aufgehört hat. Der römische König Tullus Hostilius soll die Stadt zerstört, und ihre Einwohner nach Rom geführt haben. An der Stelle derselben stand später ein Städtchen, von prächtigen Landhäusern römischer Großen umgeben. Tiberius und Domitianus fröhnten in ihren albanischen Lustschlössern ihren Lüsten und ihrer Grausamkeit. Das heutige Albano schmückt sich noch mit dem alten, weltberühmten Namen. Merkwürdiger ist der albanische Berg, auf welchem jährlich von den Consuln das Andenken an die unter Tarquinius dem Stolzen bewirkte Verbindung der Römer und Lateiner mit besondern Feierlichkeiten begangen wurde. Der albanische See ist ein Wunder der Natur und der Kunst der alten Zeit. Während des Kriegs mit Veji (395 v. Chr.) wuchs dieser See in einem heißen Sommer, ohne alle sichtbare Ursache, zu ungewöhnlicher Höhe. Durch etruskische Wahrsager verbreitete sich das Gerücht, daß von dem Ablassen dieses Wassers das Schicksal von Veji abhänge, und die Römer vollendeten einen herrlichen Bau, durch einen delphischen Spruch in ihrem Glauben bestärkt (Liv. 5, 15—19). Sie lernten wahrscheinlich bei dieser Arbeit von den baukundigen Etruskern die Kunst, unterirdische Canäle zu führen, die sie bald zur Untergrabung der Befestigungen von Veji und dadurch zur Eroberung der Stadt anwendeten. Der Ablasser (Emissarius) des Albanersees hat eine Länge von 3700 Schritten und ist 6 Fuß hoch, 3½ breit. Niebuhr, in der „Röm. Gesch.", Th. 2, S. 234, hält dieses bewundernswürdige Werk für eine ältere Arbeit des gesammten Latiums, oder, wenn es Rom nicht fremd war, für dem Zeitalter der römischen Könige angehörig. — Berühmt ist auch der albanische Stein, von dunkelgraulicher Farbe, der häufig bei Albano gebrochen wird. Er ist von zwei Arten, deren eine Sperone, die andre Peperino benannt wird. Aus denselben, sagt Winckelmann (Werke, herausg. von Fernow, 1. B., S. 347), besteht die Grundlage des Campidoglio, im 387. J. Roms gemacht, von welcher noch jetzt

fünf Lagen großer Steine über der Erde zu sehen sind. — Die Cloaca massima (ein Werk der Tarquinier), das allerälteste römische Grabmal bei Albano, und ein andres von den ältesten Werken der Römer, vom 358 J. d. St. Rom, der Ablaß des albanischen Sees, jetzt Lago di Castello, sind aus diesem Steine gebaut. 3.

Albany (Gräfin), Prinzessin Luise Marie Karoline, oder Aloysia, geb. 1753, Vaters-Bruders Tochter des letzten regierenden (1804 gest.) Fürsten von Stolberg-Gedern (s. d.), vermählte sich 1772 mit dem Prätendenten von England, Karl Stuart. Nach dieser Vermählung führte sie den Namen einer Gräfin von Albany. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Rohheit ihres Gemahls zu retten, der in einem Zustande fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Nach dem Tode ihres unwürdigen Gemahls, der 1788 starb (s. Eduard), ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 60,000 Livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart, welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinal York, 1807 (s. Stuart) erlosch. Sie starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, d. 29. Jan. 1824, in ihrem 72. Jahre. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal ist durch die Werke und die eigne Lebensbeschreibung des Grafen Victor Alfieri auf die Nachwelt übergegangen. Der berühmte Tragöde nannte sie mia Donna. Sie entschied sein Schicksal, denn sie war die Muse, die ihn begeisterte; sie war das einzige weibliche Wesen, dessen „aurea catena" dieses wild herumschwärmende Herz in ewige Fesseln legen konnte. Ohne die Freundschaft der Gräfin von Albany hätte er, wie er selbst gesteht, nie etwas Tüchtiges gethan, „senza laquella non aurei mai fatto nulla di buono". Die Schilderung seiner ersten Zusammenkunft mit Frau von Albany (quella gentilissima e bella signora, wie er sie nennt) ist voll Empfindung und echt poetisch. Mitten unter Fremden war die schöne, junge deutsche Gräfin, selbst eine Fremde, dennoch vor Allen ausgezeichnet; Alle zog ihre Erscheinung an, Alle huldigten ihrer Persönlichkeit, ihrem Geiste; der wilde, scheue Alfieri selbst ward von ihrem Zauber berührt und ihrem hohen, reinen Willen unterthan (s. Alfieri). Ihre und Alfieri's Asche ruht jetzt unter einem gemeinschaftlichen Grabmale in der Kreuzkirche zu Florenz zwischen Macchiavell und Michel Angelo. — Die Mutter der Gräfin von Albany, die im Febr. 1826 zu Frankfurt a. M. verstorbene Elisab. Philippine Claudine, Fürstin von Stolberg-Gedern, geb. 1733, war der letzte Sprößling des alten Hauses der Fürsten von Hornes in den Niederlanden; sie vermählte sich 1751 mit Gust. Adolf, Prinz von Stolberg-Gedern, k. k. General und Commandant der Festung Nieuport, der in der Schlacht bei Leuthen 1757 blieb. Die zweite Tochter dieser Fürstin war in erster Ehe mit dem Herzog von Berwick, und in zweiter mit dem Prinzen von Castelfranco, spanischem Gesandten in Wien rc., vermählt. Die dritte Tochter, vermählt an den k. k. Feldmarschall Grafen von Arberg, Hofdame und Freundin der Kaiserin Josephine, hat die wichtigsten Ereignisse Frankreichs in letzt vergangener Zeit als Augenzeuge gesehen und das Schicksal ihrer Freundin auf dem Throne bis ans Grab getheilt. Eine vierte Tochter jener Fürstin, die Prinzessin Therese von Stolberg-Gedern, lebt zu Frankfurt a. M. 20.

Albendorf, Wallfahrtsort in der Grafschaft Glatz, mit 1036 E., in einer Herrschaft des Grafen Magnis, den viele tausend Wallfahrer, besonders aus Böhmen, jährlich besuchen. Die dortige schöne Kirche ist reich an Votivstücken zum Andenken der durch Gebete erwirkten Heilungen. Auf einem nahen Hügel liegt das neue Jerusalem mit 94 kleinen Capellen zum Andenken der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, meistens Nachbildungen von ähnlichen Denkmalen aus Palästina.

Albernheit, s. Geisteskrankheiten.

Alberoni (Giulio), Cardinal und spanischer Staatsminister, der Sohn

eines Gärtners, geb. 1664 zu Firenzula, einem Dorfe in Parma, empfing eine seiner Bestimmung für den geistlichen Stand angemessene Erziehung. Er war zuerst Glöckner bei der Hauptkirche zu Piacenza. Mit seltener Einsicht begabt, wurde er bald Chorherr, Kapellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs von St.-Donnin. Der Herzog von Parma sandte ihn als Geschäftsträger nach Madrid; hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Ränke stieg er bis zum ersten Minister, ward Cardinal, galt in Spanien Alles seit 1715, und strebte, ihm seinen alten Glanz wiederzugeben. Er schaffte Mißbräuche ab, schuf eine Seemacht, bildete die spanische Armee wie die französische, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es seit Philipp II. gewesen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorene Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der spanischen Verbindung entsagte, um sich mit England zu vereinigen, änderte der stolze Prälat sein System nicht. Vielmehr warf er seine bisherige Maske ab, griff den Kaiser an, und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländischen Meere ward die spanische Flotte von einer englischen vernichtet. Nun dachte er selbst, einen Landkrieg zu erregen, suchte dafür Peter den Großen und Karl XII. mit sich zu verbinden, Östreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe festnehmen zu lassen. Allein der Plan ward entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und setzte in einem Manifest die Ränke des italienischen Cardinals aus einander. Ein franz. Heer brach in Spanien ein, und obgleich Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen suchte, so verlor doch der König den Muth und machte Frieden, dessen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlassen. Er bekam am 20. Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte preisgegeben, deren Haß er sich zugezogen hatte, und sah kein Land, wo er sich aufhalten konnte. Selbst nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als sein Wagen angefallen, einer seiner Bedienten getödtet wurde, und er selbst, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetzen mußte. Lange irrte er unter fremdem Namen umher. Im genuesischen Gebiete ward er, auf Ansuchen des Papstes und des Königs von Spanien, festgesetzt; doch gaben ihm die Genueser bald seine Freiheit wieder. Der Tod des Papstes machte dieser Verfolgung ein Ende, und der folgende Papst, Innocenz XIII., setzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein. Er starb 1752 in einem Alter von 87 Jahren.

Albert oder **Albrecht von Bollstädt**, mit dem Beinamen der Große (Albertus magnus, auch Albertus Teutonicus, Albertus Grotus), Bischof zu Regensburg, ein in dem dunkeln 13. Jahrh. mit Auszeichnung hervorragender Mann, der außer seiner theologischen Gelehrsamkeit für sein Zeitalter viele Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Naturgeschichte besaß, sodaß ihn seine Zeitgenossen für einen Zauberer hielten. Er war 1193 (nach A. 1205) zu Lauingen in Schwaben, in der gräfl. Familie Bollstädt, geboren, studirte zu Padua, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Köln, 1254 Provincial seines Ordens, und erhielt 1260 vom Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein nach zwei Jahren ging er freiwillig in sein Kloster nach Köln zurück, lebte dort für die Wissenschaften, und arbeitete bis an seinen Tod (1280) viele Schriften aus, von denen ein großer Theil noch 1651 in 21 Foliob. (Lyon) zusammengedruckt wurde, und die, wenn sie auch jetzt vergessen sind, bei Vergleichung mit den Schriften seiner Zeitgenossen, am besten beweisen,

daß er den ihm gegebenen Beinamen in seinem Zeitalter mit Recht verdient habe. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit Erklärung des Aristoteles, wobei er auch die Araber benutzte. Um ihn näher kennen zu lernen, verweisen wir auf Buhle's „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" und vornehmlich auf Tiedemann's „Geschichte der speculativen Philosophie". — Albertisten hießen im 13. Jahrh. die Scholastiker, welche seinen Meinungen anhingen.

Albert (Kasimir), königl. Prinz von Polen und Sachsen, Herzog zu Teschen, gewöhnlich Herzog von Sachsen-Teschen genannt, der Sohn des K. August III. von Polen und Oheim des K. von Sachsen, geb. zu Moritzburg bei Dresden den 11. Jul. 1738, starb 1822. Mit seiner Gemahlin, der Erzherz. Marie Christine, Tochter des röm. Kaisers Franz I., die Oberstatthalterin in den östr. Niederlanden war, verwaltete er gemeinschaftlich diese Provinz. Der Aufruhr der Brabanter 1789 nöthigte ihn, Brüssel zu verlassen. Er begab sich nach Wien, kehrte jedoch bald, nach der Unterdrückung des Aufstandes durch ein östr. Heer, auf seinen Statthalterposten zurück. In dem Kriege mit Frankreich 1792 commandirte er das Belagerungsheer vor Lille (21. Sept. bis 10. Oct.), mußte aber die Belagerung aufheben, und bald darauf, als er und Beaulieu bei Jemappes den 6. Nov. geschlagen worden waren, ganz Belgien räumen, wo Dumouriez sich behauptete. In dem folgenden Feldzuge verließ er seines hohen Alters wegen die Armee, und hat seitdem kein Commando übernommen, sondern sich fortwährend am wiener Hofe aufgehalten. Maria Theresia gab ihm bei seiner Vermählung mit der Erzherz., ihrer Tochter, 1766, das Fürstenthum Teschen im östr. Schlesien. Seiner Gemahlin, die d. 24. Jun. 1798 kinderlos starb, hat er ein von Canova verfertigtes, prächtiges Denkmal errichtet. Von seinen ansehnlichen Einkünften machte er den ruhmvollsten Gebrauch. Ihm verdankt die wiener Vorstadt Maria Hilf eine prächtige Wasserleitung. Sein Palast in Wien enthielt eine berühmte Kupferstichsammlung, nebst vielen Originalzeichnungen von Rafael, Michel Angelo, Guido und Vandyk, sowie treffliche Gemälde von Füger, Angel. Kaufmann, Mechau, Hacker, die Madonna von Carlo Dolci, von Berghem die pissende Kuh u. a. m. Sein Erbe war der Erzherzog Karl. 20.

Albertusthaler. Man hat halbe, Viertel- und Achtel-Albertusthaler. Zuerst ließen solche 1598 die Statthalter der südlichen Niederlande, Erzherzog Albrecht von Östreich und seine Gemahlin, die spanische Prinzessin Isabelle, prägen. Wie die Piaster jetzt aus Spanien nach den Staaten Europas gehen, welchen Spanien im Handelsumsatz Geld zugeben muß, so waren damals die südlichen Niederlande die Abnehmer der Silberbarren der Spanier und bezahlten dafür die Staatsanleihen, Zinsen, Subsidien und die zahlreiche spanische Armee, welche hier ihre Hauptstellung hatte, um Belgien gegen Frankreich und die Holländer zu vertheidigen und die habsburgische Secundogenitur in Deutschland zu unterstützen, und das Zahlungsmittel waren die Albertusthaler im Werth von 1 Thlr. 7½ Groschen Conv.-Geld, im Gehalt von 13 Loth 8 Grän, deren 8¾ auf die rauhe und 9½ auf die feine Mark gingen. Später gingen solche stark nach Rußland, Polen und der Türkei: Staaten, aus denen noch jetzt die civilisirten Völker viele rohe Producte beziehen, wofür sie im großen Waarenumsatz Geld zugeben müssen und ihnen am nützlichsten in einer einmal bekannten Münze zahlen. Daher prägten auch andre europäische Staaten, die dahin große Zahlungen zu schicken hatten, Albertusthaler, zuerst Braunschweig 1747, dann die Kaiserin Maria Theresia, mit dem Andreaskreuz 1752, der Herzog von Holstein, Großfürst Peter von Rußland 1753, König Friedrich II. von Preußen 1767, und sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., 1797. Die nun erloschenen Herzoge von Kurland prägten solche von 1752 bis 1780 als Landesmünze, und noch vor kurzem rechneten Kurland und Liefland im Handel nach Albertusthalern zu 90 Groschen à 18 Pfennigen.

Albigenser (Albigeois), ein Ketzername, der keine bestimmte Secte, sondern mehre in der Widersetzlichkeit gegen die römische Priesterherrschaft und in dem Bestreben, die Einfalt des Urchristenthums wiederherzustellen, übereinstimmende Ketzerhaufen, besonders **Katharer** und **Waldenser** (s. d.) bezeichnet, die sich gegen das Ende des 12. Jahrh. im südl. Frankreich um Toulouse und Albi sehr vermehrt hatten, und nach der Landschaft Albigeois (Gebiet von Albi), wo das vom Papst Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer sie 1209 angriff, von den Kreuzsoldaten Albigenser genannt wurden. Veranlassung zu diesem Kriege gab die Ermordung des mit Ausrottung jener Ketzer beschäftigt gewesenen päpstlichen Legaten und Inquisitors, Peter von Castelnau, im Gebiete des Grafen Raimund VI. von Toulouse, und er hat schon als der erste, den die römische Kirche gegen Ketzer in ihrem Schoße führen ließ, bedeutendes Interesse; er wurde aber auch mit einer Vertilgungswuth geführt, die den Geist der damaligen römischen Geistlichkeit um so mehr in Schatten stellte, je deutlicher dabei die wahre Absicht an den Tag kam, den wegen seiner Duldung gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouse um seine Länder zu bringen. Vergebens hatte dieser mächtige Fürst von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geißelung gelitten und mit großen Opfern die päpstliche Absolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux, und Milo nahmen Beziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen alle Einwohner (bei 60,000) ohne Unterschied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leicester, der das Kreuzheer unter den Legaten befehligte, mit andern Orten im Gebiet Raimund's und seiner Bundesgenossen, unter denen Roger von Beziers im Gefängniß, und der König Peter I. von Aragonien 1213 in einem Gefecht vor Muret umkam. Die eroberten Lande schenkte die Kirche, zur Belohnung seiner Dienste, dem Grafen von Montfort, welchen jedoch das wechselnde Kriegsglück nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kommen ließ, und der 1218 bei der Belagerung von Toulouse durch einen Steinwurf getödtet ward. Seinen Sohn Amalrich bestimmten die Legaten, seine Ansprüche der Krone Frankreich zu überlassen. Der päpstliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortsetzten, und auch nachdem Raimund VI. 1222 im Bann der Kirche gestorben war, mußte sein Sohn Raimund VII., trotz seiner Willigkeit zu jeder Buße, das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der sich 1226 in einem Feldzuge gegen die Ketzer den Tod holte, bis 1229 vertheidigen. Nachdem Hunderttausende von beiden Seiten gefallen und die schönsten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüstet worden waren, kam es in diesem Jahre zum Frieden, worin Raimund die Lossprechung vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldsummen erkaufen, Narbonne mit mehren Herrschaften an Ludwig IX. überlassen und seinen Eidam, einen Bruder Ludwigs, zum Erben seiner übrigen Lande einsetzen mußte. So ließ der Papst diese Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn desto fester an seinen Stuhl zu ketten und zur Aufnahme seiner Inquisitoren zu nöthigen. Denn nun wurden die Ketzer dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquisition ohne Rettung preisgegeben, und diese beiden neuen Stützen, die sich die Priesterherrschaft während des Krieges errichtet hatte (s. **Dominicus Gusmann** und **Inquisition**), brauchten ihre ganze Kraft, um die Reste der Albigenser auf ihre Scheiterhaufen zu bringen und machten auch den Bekehrten durch schwere Geld- und Leibesstrafen den unversöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar. Doch verschwand seit der Mitte des 13. Jahrh. nur der Name der Albigenser, Flüchtlinge von ihrer Partei bildeten in den Gebirgen Piemonts und der Lombardei die sogenannte französische Kirche und ihre Absonderung erbte sich durch die Waldenser bis in die Zeiten des Hussitenkrieges und der Reformation fort. E.

Albini (Franz Joseph, Freiherr von), ein berühmter Staatsmann, geb. zu St.-Goar 1748. Nach vollendeten Rechtsstudien zu Pont à Mousson, Dillingen und Würzburg, und zweijähriger Praxis am Reichshofrath zu Wien, trat er als Hof- und Regierungsrath des Fürstbischofs von Würzburg in die politische Laufbahn. 1774 ward er Kammergerichtsassessor; 1787 wählte ihn der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl, zum geheimen Reichsreferendar, wodurch er mit Kaiser Joseph II. in unmittelbare Geschäftsberührung kam, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte und ihn 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehre deutsche Höfe sandte. Nach Josephs Tode rief ihn der Kurfürst von Mainz zu sich nach Aschaffenburg und sandte ihn nach Frankfurt zur Wahlversammlung. Bald nach Leopolds II. Thronbesteigung trat Albini als Hofkanzler und Minister in kurmainzische Staatsdienste. Seine Verwaltung war von den wohlthätigsten Folgen für den Staat; leider wurden sie durch den Krieg 1792 fg. gestört. Albini entwickelte hierbei eine doppelte Thätigkeit. Er war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzosen 21. Aug. 1792 und wohnte dem Abschluß der Übergabepunkte bei. Der Kurfürst beauftragte ihn, dem Friedenscongresse zu Rastadt 1797 beizuwohnen. 1799 stellte sich Albini an die Spitze des mainzer Landsturms. Nach mehren Scharmützeln, in welchen er einige Vortheile behauptete, zog er sich nach Seligenstadt zurück. Er nahm hierauf sein Hauptquartier in Aschaffenburg, von wo aus er in englische Dienste gehen wollte. Im Sept. 1801 empfing er von dem Kurfürsten einen reich besetzten Säbel, auf dessen goldnem Griff man die Worte las: „Friedrich Karl Joseph seinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof." 1802 stand er als kurmainz. Director bei der Reichsdeputation in Regensburg. Während dessen starb am 25. Jul. 1802 der Kurfürst, und Albini nahm sogleich dem Militair den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und foderte die Landesbehörden auf, ihm hold und gehorsam zu sein. Alle wichtige Geschäfte des nunmehrigen kurerzkanzlerischen Staates gingen wie bisher durch seine Hand, und er genoß das volle Vertrauen des Kurfürsten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheinbunde seinen Länderbesitz beträchtlich erweitert sah, vermehrte sich auch der Wirkungskreis des Ministers. In den kritischen Verhältnissen, welche nun eintraten, und bei den dadurch nöthig gewordenen Anstrengungen und Reformen, bewährte er stets seinen humanen deutschen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung seines Werthes dadurch, daß sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialrathe des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in östr. Dienste, und erhielt vom Kaiser die Stelle eines bevollmächt. Ministers am Bundestage. Aber noch ehe er sie angetreten hatte, starb er am 9. Jan. 1816 zu Dieburg an Entkräftung.

Albinos, s. **Kakerlaken**.

Albinus (Bernhard Siegfried), ursprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, geb. d. 24. Febr. 1696 zu Frankfurt a. d. O., starb d. 9. Sept. 1770 zu Leiden, wo er 50 Jahre das Lehramt verwaltet hat. Unterrichtet von seinem als Lehrer der Medicin rühmlich bekannten Vater, Bernhard, und von den berühmten Professoren der leidener Schule, Rau, Bidloo, Boerhaave, ging er 1718 nach Frankreich, wo er mit Winslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jenen der Anatomie, ihrer Lieblingswissenschaft, so nützlichen Briefwechsel unterhielt. Seine Stelle als Lector in Leiden trat er 1719 mit einer Rede „De anatomia comparata" an. Die dortige medicinische Facultät schenkte ihm ohne Examen oder Disputation den Doctorhut. Einige Wochen darauf starb der Professor Rau; 1721 folgte er diesem in der Professur der Anatomie und Chirurgie. Er war einer der Ersten, welche den Stoß aufnahmen, den damals das System Boerhaave's der Anatomie dadurch gab, daß es die Erscheinungen des thie-

rischen Lebens nicht chemisch, sondern mechanisch erklärte und folglich ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihres Baues nothwendig machte; denn die geringste Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verschiedenheiten in der Wirksamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies System, Alles, was Vesal, Fallopia, Eustachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Genauigkeit zu beschreiben. Albinus arbeitete in diesem Sinne; man verdankt ihm die genauesten anatomischen Beschreibungen und Kupfer, besonders von den Muskeln und Knochen. 1720 wurde er Professor der Zergliederungs- und Wundarzneikunst in Leiden; als solcher schrieb er s. „Index supellectilis anatomicae Ravianae", s. Werk „De ossibus corporis humani", s. „Historia musculorum hominis" und andre Werke, die in der Geschichte der Wissenschaften einen ehrenvollen Platz behaupten. Auch gab er verschiedene Schriften von Harvey, Vesal, Fabricio d'Aquapendente und Eustachi heraus. — Sein Bruder, **Christian Bernhard**, Professor zu Utrecht, zeichnete sich in derselben Wissenschaft aus, und war ebenfalls ein schätzbarer anatomischer Schriftsteller; er starb d. 23. Mai 1778.

Albion, oder Britannia major, bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem sie Britannia minor (die franz. Provinz Bretagne) unterschieden. Sprengel, in der „Allgemeinen Geschichte von Großbritannien", hält Albion für eine ursprünglich gallische Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des schottischen Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es scheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu sein, welches ein Felsengebirge bedeutet, weil die Küste von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felsen erscheint. Nach Andern hat die Benennung Albion ihren Grund in der weißen Farbe jener Kreidefelsen an der Südküste Englands.

Alboin, König der Longobarden, folgte seinem Vater Audoin 561. Er herrschte in Noricum und Pannonien, während Kunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrschte, und Bajan oder Kagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narses, Justinian's Feldherr, suchte sein Bündniß und erhielt von ihm Beistand im Kriege gegen Totilas. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboin die Gepiden und erlegte in einer großen Schlacht (566) ihren König Kunimund mit eigner Hand. Dieser Sieg erwarb Alboin einen großen Ruf. Nach dem Tode seiner Gemahlin Klodoswinda vermählte er sich mit Rosamunda, Kunimund's Tochter, welche sich unter den Gefangenen befand. Jetzt unternahm er die Eroberung Italiens, wo Narses, der dem Justinian dies Land unterworfen hatte, von einem undankbaren Hof beleidigt, in Alboin einen Rächer suchte und ihm die Hand bot. Alboin machte von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte in Italien, indem er keinen Widerstand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenstellte. Pavia fiel nach einer dreijährigen Belagerung in seine Hände. Alboin hatte jedoch nur $3\frac{1}{2}$ Jahr in Italien regiert, als er durch einen von seiner Gemahlin Rosamunda gedungenen Meuchelmörder 574 zu Verona umgebracht wurde. Den Haß und die Rache derselben hatte er dadurch auf sich gezogen, daß er einst im Rausche eines Festes ihr ein aus dem Schädel ihres Vaters zubereitetes Geschirr mit Wein gesandt und sie (nach seinen Worten) genöthigt hatte, mit ihrem Vater zu trinken. Ruccellai und Alfieri in den Tragödien „Rosmunda", und Fouqué in seinem „Alboin" haben diese Begebenheit dichterisch behandelt.

Albrecht I., Herzog von Östreich und nachmals deutscher Kaiser, geb. 1248, ein Sohn **Rudolfs von Habsburg** (s. d.), der kurz vor seinem Tode versucht hatte, die Krone auf das Haupt seines Sohnes Albrecht zu setzen. Aber die Kurfürsten, seiner Gewalt müde und durch die Schwäche seines Alters muthig gemacht, hatten das Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römischen

Königs auf unbestimmte Zeit verschoben. Nach dem Tode Rudolfs sah Albrecht, der nur die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, seine Erbstaaten Östreich und Steiermark gegen sich aufstehen. Diesen durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr erstickte er zwar mit kräftigem Arm, allein der Erfolg vermehrte seine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolfs Nachfolger sein, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Dieser Gewaltschritt bewog die Kurfürsten, nicht ihn, sondern Adolf von Nassau zum Kaiser zu erwählen. Unruhen, die gegen ihn in der Schweiz ausgebrochen waren, und eine Krankheit, die ihm ein Auge raubte, bestimmten ihn zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen Kaiser den Lehnseid. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als er in neue Streitigkeiten mit seinen Völkern in Östreich und Steiermark gerieth, besonders mit dem Bischof von Salzburg, der auf das Gerücht von seinem Tode einen Einfall in seine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolf nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. Albrecht suchte diese Umstimmung der Gemüther zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde die Fürsten in dem Grade zu täuschen, daß sie, als 1298 Adolf auf dem Reichstage abgesetzt ward, ihn zum Kaiser erwählten. Um jedoch diesen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gellheim, zwischen Worms und Speier, auf einander. Albrecht zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolf, ihm mit der bloßen Cavalerie zu folgen. Da trafen Albrecht und Adolf auf einander. „Du verlierst Kron und Leben!", rief dieser seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!", antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolf sank vom Pferde, und Albrechts Begleiter tödteten ihn. Albrecht sah nun keine Scheidewand mehr zwischen sich und der höchsten Gewalt; aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall sei, sich großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er vorausgesehen hatte, aufs neue gewählt. Seine Krönung geschah zu Aachen im Aug. 1298, seinen ersten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der äußersten Pracht. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran. Papst Bonifaz VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, die Kaiserwürde zu vergeben, indem er den Papst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Dem zufolge lud er Albrecht vor sich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband sie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbischof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband sich mit dem Papst. Dagegen vereinigte sich Albrecht mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Kurfürstenthum Mainz dessen Fürsten, nicht nur das Bündniß mit dem Papst zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erschreckt durch diesen schnellen Erfolg, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchen dieser aufs neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Er brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum eine Abtretung der Päpste an die Kaiser sei, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem heiligen Stuhle herschreibe, und versprach mit einem Eide, die Rechte des römischen Hofes auf des Papstes Verlangen gegen Jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und gab Albrecht das Königreich Frankreich. Philipp wußte jedoch den Papst zu züchtigen. Albrecht führte sodann unglückliche Kriege gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Im Begriff eine in Thüringen erlittene Nieder-

lage zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 1. Jan. 1308 war der Aufruhr in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. Albrecht hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, sondern sogar gewünscht, um unter einem Vorwande sich die Schweiz ganz unterwerfen zu können. Doch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte ein Verbrechen, das seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Seines jüngern Bruders Rudolf Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; vergebens hatte dieser das Land wiederholt gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Foderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und sprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir". Johann verschwor sich nun mit seinem Lehrer und Führer, Walther von Eschenbach, und drei Freunden, Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm und Konrad von Tegelfeld, gegen Albrechts Leben. Den Augenblick, als der Kaiser auf einem Ritt nach Rheinfeld durch die Rüß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verschworenen und stießen ihn vom Pferde. So, in den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin verblutend, endete am 1. Mai 1308 dieser herrschsüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende Regent, dem Geld und Waffen Alles galten, und dessen charakteristische Eigenschaften Ländergier und Haß der gesetzlichen Schranken seiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeist, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit am Priesterstand liebte, und eine solche Selbstbeherrschung waren, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüth seine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht beugte, und nie der Wollust Gewalt über sich ließ. Wie grausam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, wird unter Johannes Parricida erzählt.

Albrecht II., Herzog von Östreich, Sohn Kaiser Albrechts I., war minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Seine Brüder starben vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit seinem Bruder Otto, nach dessen Tode er allein von seiner Familie übrig blieb. Erhaltenes Gift zog ihm in seinem 32. Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom persönlichen Kriegführen abhielt; er ließ sich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Östreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren, wo er, von Kummer verzehrt, am 16. Aug. 1358, in seinem sechzigsten Lebensjahre starb. Er war thätig, kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, klug, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. Er war der Erste, der das Recht der Erstgeburt in den Erbstaaten des Hauses Östreich einzuführen trachtete. Zwar ward jenes Gesetz nach seinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian I. ist es erneuert und seitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrecht (Daniel Ludwig), Wirkl. Cabinetsrath des Königs von Preußen, geb. zu Berlin 1764. Nach vollbrachten Schulstudien widmete er sich der Rechtswissenschaft und zeichnete sich bald durch Fleiß und Kenntniß aus. Dem eingeführten Gange folgend, trat er nach der Rückkehr von der Universität zuerst als Referendarius in die Dienste des Staats, und nachdem er eine Zeitlang bei dem Kammergericht gearbeitet und die herkömmlichen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, wurde er als Regierungsrath in Bromberg angestellt. Von hier wurde er

zum Kammergerichtsrath und sodann zum Geheimen Ober-Justizrath und vortragenden Rath im Justizministerium befördert. Sein unermüdeter Eifer in den Geschäften seines Berufs, sein streng rechtlicher und menschenfreundlicher Charakter, sowie seine praktische Fähigkeit und Umsicht, konnten in einem Staate, wo Talent und Verdienst offene Bahn finden, nicht unbeachtet bleiben. In Folge der Ereignisse, die mehr als je nothwendig machten, an die Spitze der Geschäfte Männer von erprobter Treue und rascher Thätigkeit zu bringen, wurde Albrecht 1808 nach Königsberg berufen, der damaligen Residenz des Hofes, wo er in dem Cabinet des Königs den Vortrag in Justizsachen erhielt. Zwei Jahre darauf, als eine anderweite Bestimmung Herrn von Klewitz abrief, wurde er zum Wirkl. geheimen Cabinetsrath ernannt, und vereinigte nunmehr alle Geschäfte dieses wichtigen Postens, dem er mit Eifer und Ausdauer fortan alle Kräfte widmete. Der König ehrte ihn durch die Verleihung des rothen Adlerordens, andre Auszeichnungen wurden ihm in fremden Orden zu Theil. Durch seine hohe Stelle mit allen bedeutenden Staatsangelegenheiten in steter Berührung und vertraut mit allen Verhältnissen, die auf jene einwirken, erhielt er sowol im Staatsrath, dessen Mitglied er wurde, als auch in wichtigen Commissionen und Verhandlungen, die außergewöhnlich vorkamen, eine wesentliche Mitthätigkeit. Durch seinen täglichen Beruf der Person des Königs unmittelbar nahe gestellt und gleichsam verbunden, begleitete er den Monarchen auf den meisten Reisen, zu denen in den letzten Zeiten häufigere Anlässe statt fanden, insbesondere nach Frankreich und Rußland, sowie zu den Congressen von Wien, Aachen und Troppau.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. 1729 zu Kloster Neuburg bei Wien, trat 1736, als Discantist in das Capitel dieser Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Composition unter dem Hoforganisten Mann, und wurde in der Folge selbst als Organist in Raab und nachher in Maria-Taferl angestellt. Dann war er zwölf Jahre Organist zu Mölk, bis er 1772 zum Hoforganisten und Mitglied der musikal. Akademie in Wien ernannt wurde. 1792 wurde er Capellmeister der Stephanskirche und 1799 Mitgl. der Musikakademie zu Stockholm. A. war einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit; unter s. Schülern gehört auch Beethoven. Er starb 1809. Seine trefflichen Kirchenmusiken und Concerte werden, wie seine gründliche Anweisung zur Composition, von Kennern und Liebhabern sehr geschätzt.

Albufera, ein fischreicher, bedeutender, jedoch im Sommer theilweis zum Sumpf eintrocknender Landsee, nördlich der Stadt Valencia in Spanien, welcher durch eine Mündung mit dem Meere verbunden ist, und nach dem der franz. General Suchet, wegen der Einschließung und Gefangennehmung des spanischen General Blake in Valencia, den Titel eines Herzogs von Albufera erhielt. Die Jagd der Wasservögel und die Aalfischerei bringen jährl. 12,000 Piaster ein.

Albuhera, Schlacht an der, am 16. Mai 1811 zwischen der Armee des Marschalls Beresford, aus etwa 30,000 M. Briten, Spaniern und Portugiesen bestehend, und der des franz. Marschalls Soult, gegen 25,000 M. stark, aber bedeutend überlegen an Geschütz. Der Zweck des Kampfes war, das von den Engländern belagerte Badajoz zu entsetzen. Soult mußte sich mit einem auf 8000 M. angegebenen Verluste auf Sevilla zurückziehen. Die Verbündeten verloren gegen 7000 M. und erlangten den Sieg besonders durch ihr ruhiges, im rechten Augenblick auf die anstürmenden franz. Infanteriecolonnen sicher gerichtetes Gewehrfeuer. Badajoz fiel wenige Tage darauf in die Hände der Alliirten.

Album, bei den Römern eine weiße Tafel, worauf öffentliche Bekanntmachungen verzeichnet wurden. Beinamen erhielten sie von den verschiedenen Obrigkeiten; so diente das Album pontificum zur Staatschronik. Daher pflegt

man auch die Matrikeln und schwarzen Brete der Universitäten, sowie die Stammbücher durch Album zu übersetzen.

Albuquerque (Alfons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugiesische Mars, war zu Lissabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Königen ableitete. Heldensinn und Entdeckungsgeist zeichneten in diesem Zeitalter seine Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrikas hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen; sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. A., zum Vicekönig der neuen Besitzungen ernannt, landete am 26. Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen auf der Küste Malabar, eroberte Goa, das er zum Mittelpunkt der portugiesischen Macht und des Handels in Asien machte, und unterwarf sich dann ganz Malabar, Ceylon, die sundischen Inseln und die Halbinsel Malacca. 1507 bemächtigte er sich der Insel Ormus, am Eingange des persischen Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Gesandten Kugel und Säbel vor, und sagte: „Das ist die Münze, womit Portugal seinen Tribut zahlt". Der portugiesische Name stand durch ihn bei allen indischen Völkern und Fürsten in hohem Ansehen, und mehre, namentlich die Könige von Siam und Pegu, warben um seine Freundschaft und seinen Schutz. Alle seine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Indier, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfahrteten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieser sandte den Lopez Soarez, einen persönlichen Feind Albuquerque's, um seine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er diesen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe seinen einzigen Sohn und starb einige Tage darauf in Goa 1515. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange Reue, und erhob Albuquerque's Sohn zu den ersten Würden des Reichs.

Albus, Weißpfennig, seit Kaiser Karl IV. eine silberne Scheidemünze im westlichen Deutschland, die damals acht Pfennigen (über zwei Groschen) gleich war. Der jetzt noch umlaufende einfache kurhessische Albus gilt neun gute Pfennige. Es gibt auch doppelte Albus in diesem Staate.

Alcalde, der Name einer obrigkeitlichen Person in den spanischen Städten, der sowol die Verwaltung der Justiz als der Polizei anvertraut ist.

Alcantara, alte, von den Mauren angelegte Stadt und Grenzfestung in der spanischen Provinz Estremadura, mit 3000 E. am Tajo, über den eine prächtige, von den Römern gebaute Brücke führt. Einer der drei alten geistlichen Ritterorden Spaniens, welcher seinen Ursprung von den Brüdern von St.-Julian del Parero (vom Birnbaum) im 12. Jahrh. ableitet, und tapfer gegen die Mauren focht, erhielt um 1207 von dem Orden von Calatrava die Stadt Alcantara, von der er den Namen annahm, und ward, nachdem ihn 1494 der Großmeister Don Juan de Zuniga an Ferdinand den Katholischen als Administrator übergeben hatte, mit der spanischen Krone vereinigt. Seit 1540 dürfen die Ritter heirathen. Der Orden war reich begütert. Sein Zeichen ist ein goldnes grünes Lilienkreuz, sein Wappen ein Birnbaum mit 2 Balken.

Alcäus, einer der größten griechischen Lyriker, aus Mitylene auf Lesbos gebürtig, blühte dort gegen Ende des 7. und zu Anfange des 6. Jahrh. vor Chr. Etwas älter als Sappho, huldigte er den Reizen seiner berühmten Landsmännin, jedoch, wie es scheint, ohne Erfolg. Von feurigem Gemüth, strebte er nach

dem doppelten Lorber des Krieges und der Musenkunst; der Unfall, daß er in einem Kriege der Mitylener gegen die Athener sein Schild verlor, ist in spätern Zeiten fälschlich auf Feigheit gedeutet worden. Die Parteiungen und Stürme, welche sein Vaterland zur Zeit der Vertreibung der Tyrannen in Bewegung setzten, gaben auch ihm die Waffen des Bürgerkriegs in die Hand. Er kämpfte mit der Leier und dem Schwerte für die Freiheit, anfangs an der Seite des weisen Pittakus, in der Folge gegen denselben, als dieser, nach dem Sturze der kleinen Tyrannen, selbst nach dem Zügel der Alleinherrschaft griff, um das getheilte Volk zu vereinigen und zu beruhigen. Durch den Umschwung der Verhältnisse aus Mitylene vertrieben, schweifte er lange in der Fremde umher, und als er an der Spitze der Ausgewanderten die Rückkehr in seine Vaterstadt erzwingen sollte, fiel er dem Pittakus in die Hände. Dieser verzieh ihm großmüthig und gab ihm die Freiheit wieder. — Wie Alcäus's Leben, so waren auch seine Lieder. Eine starke männliche Begeisterung für Freiheit und Recht durchglühte selbst diejenigen seiner Gesänge, in denen er die Freuden der Liebe und des Weins feierte. Aber am meisten trat die Hoheit seiner Natur hervor, wenn er die Tapferkeit pries, Tyrannen züchtigte, der Freiheit Segen und der Landesflucht Schmach und Mühen schilderte. Seine lyrische Muse war gewandt in allen Formen und zu allen Stoffen, und das Alterthum nennt uns Hymnen, Oden und Lieder als die Werke derselben. Von allen sind nur wenige Bruchstücke übrig geblieben, und ein leiser Widerhall der Alcäischen Poesie tönt aus einigen Oden des Horaz heraus. Er schrieb im äolischen Dialekt und ist der Erfinder des von ihm benannten Alcäischen Versmaßes, welches unter den lyrischen Sylbenmaßen eines der schönsten und wohlklingendsten ist. Horaz hat es in vielen seiner Oden angewandt; auch ist es von deutschen Dichtern, z. B. von Klopstock in den Oden „Der Erlöser" und „An Fanny", nachgebildet worden. Die Bruchstücke seiner Werke hat Jani gesammelt. Auch finden sich deren in Brunk's „Analekten" und Jacobs's „Anthologie".

Alceste, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admet's, Königs in Thessalien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausspruch des Orakels, nicht anders sein Leben fristen, als wenn Jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihte. Alceste weihte sich insgeheim den Göttern; sie ward krank, und Admet genas. Als sie verschieden war, besuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gastfreundschaft an ihn knüpften. Herkules versprach seinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt sein Wort, nachdem er den Gott der Unterwelt gezwungen, Alceste dem Gatten zurückzugeben. Euripides hat dieses zum Inhalt eines Trauerspiels gemacht.

Alchymie (Alchemie), die Kunst, mittelst geheimnißvoller chemischer Arbeiten unedle oder geringere Metalle in edlere zu verwandeln. Wahrscheinlich ist man schon unter den ältesten Völkern bei den Versuchen, Metalle zu schmelzen, aufmerksam auf die sich zeigenden Erscheinungen gewesen, und da man bemerkte, daß von Zusammensetzungen verschiedener Metalle ganz anders gefärbte Massen erschienen, z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Mischung, so entstand wol der Gedanke, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm bei den Völkern mit dem Luxus die Begierde nach Gold und Silber überhand, sowie der Wunsch, diese seltnern Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedeln zu erhalten. Zugleich führte auch wol die Lebenslust auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten, ein Mittel, welches zugleich die Beschwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden. Alle diese Ideen vereinigten sich, das hohe Ziel der Anstrengungen verschiedener Menschen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Gleichnissen ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten sie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urstoff aller Materie in sich enthaltend, die

Macht hätte, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dies allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis philosophorum, sowie die angeblichen Besitzer desselben Adepten genannt. Je weniger die Alchymisten selbst deutliche Begriffe von den bei ihren Arbeiten sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in Bildern und Gleichnissen sich auszudrücken. Späterhin wurde diese Sprache auch deßwegen von den Alchymisten fortgesetzt, um ihre Geheimnisse vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Ägypten war in den allerältesten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chemischer, magischer und alchymistischer Wissenschaft herrühren sollen, die jedoch aus späterer Zeit sind. (S. Hermes Trismegistus.) Daher wurde die chemische und alchemische Kunst auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, daß die alten Ägyptier besondere chemische und metallurgische Kenntnisse besaßen, obgleich der Ursprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu suchen ist. Unter den Griechen waren Mehre der ägyptischen Schriften kundig und in ihre chemischen Kenntnisse eingeweiht. In der Folge verbreitete sich auch unter den Römern die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien (s. Magie und Theosophie) und besonders zur Alchymie. Als unter den römischen Tyrannen echte Wissenschaften verfolgt wurden, erhob sich um so mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verschwendung der Römer erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunst, welche ihnen dieses unmittelbar und in Menge verhieß. Schon Caligula stellte Versuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptische Bücher zu verbrennen, die von der Chemie des Goldes und Silbers handelten. In diesem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt, und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums überschrieben So wurden z. B. dem Demokrit, besonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptischen, alexandrinischen Mönchen und sophistischen Einsiedlern aufgesetzt waren, und welche, wie die Tabula smaragdina, in Allegorien, mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen zeigten. Späterhin kamen Chemie und Alchymie bei den Arabern in Aufnahme. Im 8. Jahrh. lebte der erste Chemiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in dessen Werke von der Alchymie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen u. a. m. vorkommt. Im Mittelalter befleißigten sich die Mönche der Alchymie, obgleich sie späterhin von den Päpsten verboten wurde. Allein unter diesen selbst gab es einen Johann XXII., der an der Alchymie Geschmack fand. Im 13. und 14. Jahrh. war Raimund Lull oder Lullius einer der berühmtesten Alchymisten. Man erzählt von ihm das Märchen, er habe bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt, woraus die ersten Rosenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelsus (1525) gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymisten; ferner Roger Bacon, Basilius Valentinus und viele Andre. Da jedoch geläuterte Chemie und Philosophie anfingen, ihre Grundsätze zu verbreiten und mehren Aufschluß über die Erscheinungen bei chemischen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymistischen Träumereien allmälig ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, selbst Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Karl von Lauenburg (1659) wissen, bei dem J. Kunkel von Löwenstern war.

Indessen hat die Alchymie um die Chemie und selbst um die Heilkunst Verdienste gehabt. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chemie hat in der Alchymie ihren Ursprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den Arbeiten und der Geduld der Alchymisten, z. B. die Erfindung mehrer Quecksilberpräparate, des Mineralkermes, des Porzellans u. a. m. Über die Möglichkeit der

Verwandlung der Metalle läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden. Zwar hat die neuere Chemie darüber abgesprochen, und, indem sie die Metalle unter die einfachen Urstoffe setzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geleugnet. Auch mögen die meisten Erzählungen von wirklich geschehener Umwandlung eines Metalls in Gold auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, obgleich manche unter Umständen und mit Aufführung von Zeugen begleitet sind, welche sie wahrscheinlich machen. Indessen da der menschliche Forschungsgeist nicht stille steht; da in der Chemie selbst immer mehre auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle schon selbst nicht von allen Chemikern als einfache, sondern als zusammengesetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelst der Galvanischen Batterie selbst das Kali in ein metallähnliches Erzeugniß verwandelt hat, so muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Substanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andre umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, an seinen Ort gestellt sein lassen. Auch darf man nicht alle Alchymisten als Betrüger ansehen. Viele arbeiteten in wirklicher Überzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymisten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieser Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theosophen und Schwärmer allerlei Art, sogenannte Magier, unwissende Menschen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chemische Kenntnisse, sich auf die Alchymie legten, verunstalteten die chemischen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habsucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unsern Tagen, der, ohne gründliche chemische Kenntnisse zu besitzen, von alten alchymistischen Büchern, die er nicht verstand, zu langwierigen Arbeiten, zu Verschwendung großer Geldsummen und Vernachlässigung seiner Berufsarbeit verleitet wurde, hat dadurch seinen Ruin herbeigeführt. Bis jetzt ist die Chemie noch nicht dahin gelangt, nach sichern Grundsätzen die Entstehung der Metalle in ihren einfachen Stoffen, die Gesetze, nach welchen die Natur sie hervorbringt, ihr Wachsthum und ihre Veredlung einzusehen, und diesen Proceß der Natur zu begünstigen oder nachzuahmen; folglich ist bis jetzt jede Arbeit der Alchymisten, das Suchen nach dem Stein der Weisen, ein Herumtappen im Finstern, und sie sind von Unwissenheit, Täuschung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem sie sich nicht herauszufinden vermögen. Vergl. Wiegleb's „Histor. krit. Untersuchung der Alchemie", Weimar 1777. H.

Alcibiades. Dieser berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, geb. zu Athen in der 82. Olympiade (gegen 450 v. Chr.). Er verlor seinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward darauf in dem Hause des Perikles, seines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieser war zu sehr mit den Angelegenheiten des Staats beschäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit seines Charakters erfoderte. A. verrieth von Jugend auf, was er einst sein werde. Einst würfelte er mit einigen Altersgenossen auf der Gasse; ein Wagen kommt dazu; er bittet den Fuhrmann zu halten, und da dieser sich weigert, wirft er sich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth hast!" In allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück. Seine Schönheit, seine Geburt, das Ansehen des Perikles, seines Vormundes, verschafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern; nachtheilige Gerüchte über seine Sitten waren die Folge davon. Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft und hoffte, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unleugbar eine große Gewalt über ihn, und aus allen Zerstreuungen kehrte Alcibiades stets zu dem Philosophen zurück. Die ersten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidäa; er wurde hier verwundet; Sokrates, der an seiner Seite focht, vertheidigte ihn

und führte ihn zurück. In der Schlacht von Delium befand er sich unter der Reiterei, welche ?greich war. Nachdem aber das Fußvolk geschlagen worden, ward er genöthigt, wie die Übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derselben dem Sokrates, welcher sich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für seine Sicherheit. So lange der Demagog Kleon lebte, machte sich A. nur durch Luxus und Verschwendung bekannt, ohne sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen. Als jener (422 v. Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frieden auf 50 Jahre zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern abgeschlossen wurde. A., eifersüchtig auf des Nicias Ansehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gastfreundschaftlicher Verbindung stand, sich nicht an ihn gewandt hatten, benutzte einige zwischen beiden Nationen entstandene Mißhelligkeiten, um den Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Gesandte nach Athen geschickt. Alcibiades nahm sie mit scheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienser ihnen keine Gesetze vorschrieben. Jene ließen sich täuschen und erklärten, als sie in die Volksversammlung berufen waren, daß sie sich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat A. gegen sie auf, warf ihnen ihre Treulosigkeit vor, und bewog die Athenienser zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte den Bruch mit Lacedämon herbei. A. befehligte bei verschiedenen Gelegenheiten die atheniensischen Flotten, welche den Peloponnes verwüsteten; aber auch hier entsagte er dem Luxus und der Üppigkeit nicht. Nach seiner Rückkehr ergab er sich allen Arten von Ausschweifungen. Als er einst von einer nächtlichen Orgie in Gesellschaft einiger Freunde zurückkehrte, wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wolle, und wirklich gab er sie ihm. Diese Handlung machte großes Aufsehen in der Stadt; A. aber ging zu dem Beleidigten hin, warf sein Oberkleid ab und foderte ihn auf, sich durch Ruthenstreiche an ihm zu rächen. Diese offene Reue versöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, sondern gab ihm in der Folge sogar seine Tochter Hipparete mit einer Aussteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. A. entsagte aber auch jetzt weder seinem Leichtsinn, noch seiner Verschwendung. Diese zeigte er besonders bei den olympischen Spielen, wo er nicht, wie andre Reiche, mit einem, sondern mit sieben Wagen zugleich in die Rennbahn trat und die drei ersten Preise gewann. In den pythischen und nemäischen Spielen scheint er ebenfalls gesiegt zu haben. Alles dies zog ihm den Haß vieler seiner Mitbürger zu, und er würde dem Ostracismus (s. d.) unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäax, die ein gleiches Schicksal fürchteten, so geschickte Maßregeln zu nehmen gewußt hätte, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu stürzen hoffte. Bald darauf beschlossen die Athenienser, auf A.'s Vorschlag, eine Unternehmung gegen Sicilien, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß in einer Nacht alle Hermen verstümmelt wurden. A.'s Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage; kaum aber hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß er zurückberufen ward, um gerichtet zu werden. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rückkehr empfing. Er gehorchte und schiffte sich ein; als er zu Thurium angekommen war, stieg er ans Land und verbarg sich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, hast du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde", antwortete er, „meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft; denn sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt eines weißen nehmen." In Athen verurtheilte man ihn zum Tode. Er aber sagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Atheniensern zeigen, daß ich noch lebe." Zunächst ging er nach Argos, dann nach Sparta, wo er sich mit so gewandter Art in die strengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch

hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perserkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der atheniensischen Unternehmung auf Sicilien, zur Unterstützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin, brachte bei seiner Ankunft in Kleinasien ganz Jonien gegen die Athenienser in Aufstand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmsten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherren in Asien, ihn umbringen zu lassen. A. errieth ihren Plan und ging zu Tissaphernes, einem persischen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich zu handeln. Hier änderte er wieder seine Sitten, stürzte sich ganz in den asiatischen Luxus, und wußte sich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacedämoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, seinem Vaterlande zu dienen, und stellte dem Tissaphernes vor, daß es dem Interesse des großen Königs entgegen sei, die Athenienser ganz zu entkräften; man müsse vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tissaphernes befolgte diesen Rath, und gönnte den Atheniensern einige Erleichterung. Diese hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. A. ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn sie die Ausgelassenheit des Volks unterdrücken und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, so wolle er ihnen die Freundschaft des Tissaphernes verschaffen und die Vereinigung der phönicischen Flotte mit der lacedämonischen hindern. Diese Foderung ward bewilligt, und Pisander von ihnen nach Athen geschickt, der die Regierung einem aus 400 Personen bestehenden Rathe übergeben ließ. Als diese aber nicht daran dachten, A. zurückzuberufen, übertrug ihm das Heer von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung, sogleich nach Athen zu gehn und die Tyrannen zu stürzen. Er wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er griff daher die Flotte der Lacedämonier an und schlug sie völlig. Als er hierauf zu Thissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. A. aber fand Mittel, zu entkommen, stellte sich an die Spitze des Heers, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzikus zu Wasser und zu Lande, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzanz, gab den Atheniensern die Herrschaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt in sein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Kritias Vorschlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athenienser seine Verbannung als die Ursache aller bisherigen Unglücksfälle ansahen. Doch dieser Triumph war von kurzer Dauer. Man sandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Asien. Da man ihm aber den Sold für die Mannschaft nicht schickte, sah er sich genöthigt, Hülfe in Karien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus, der vom Lysander in einen Hinterhalt gelockt wurde und das Leben und einen Theil seiner Schiffe verlor. Diesen Vorfall benutzten des A. Feinde, um ihn anzuklagen und andre Anführer ernennen zu lassen. A. ging nach Paktyä in Thracien, versammelte hier Truppen und bekriegte die freien Thracier. Er machte ansehnliche Beute und sicherte die Ruhe der benachbarten griechischen Städte. Die atheniensische Flotte lag damals bei Ägos Potamos. Er machte die Anführer auf die sie bedrohende Gefahr aufmerksam, rieth ihnen, nach Sestos zu gehen, und bot ihnen seinen Beistand an, um den spartanischen Feldherrn Lysander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geschlagen. A., der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab sich nach Bithynien, und wollte von da zum Artaxerxes gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die 30 Tyrannen, welche Lysander nach der Eroberung von Athen daselbst eingesetzt hatte, diesen gebeten, ihn ermorden zu lassen. Lysander aber hatte sich dessen ge-

weigert, bis er den Befehl dazu von seinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazes auf. A. war damals mit der Timandra, seiner Geliebten, auf einem Schlosse in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazes Helfer bei Nacht sein Haus an, und erschossen ihn mit Pfeilen, als er sich schon aus der Feuersbrunst gerettet hatte. Timandra bestattete den Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades sein Leben 404 v. Chr., ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet und von hinreißender Beredtsamkeit (obgleich er das R nicht aussprechen konnte und stotterte), ließ er sich bei der Anwendung derselben nur von den äußern Umständen bestimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtsein der Überlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hindernisse zurückbebt, da sie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft ist. Unter den Alten haben Plutarch und Cornelius Nepos sein Leben beschrieben.

Alcides, der Alcide, ein Beiname des Herkules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von seinem Großvater Alcäus, dem Vater des Amphitruo.

Alciphron, das Haupt der griechischen Epistolographen oder briefstellenden Schönschreiber. Von seinem Leben ist nichts bekannt, und selbst sein Zeitalter ungewiß. Wahrscheinlich gehört er in das 2. Jahrh. n. Chr. Wir haben von ihm 116 erdichtete Briefe, deren Zweck zu sein scheint, nach Art der mimischen Poesie und der Komödie, gewisse Stände und Classen von scharf bezeichneter Eigenthümlichkeit ihr Leben, Weben, Wirken, Denken und Empfinden unmittelbar aussprechen zu lassen. Sie sind ausgezeichnet durch Reinheit, Klarheit und Einfachheit der Sprache und Darstellung. Hauptausgaben: Genf 1606, Leipz. 1715, Ebend. 1798, von J. A. Wagner.

Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog von), Friedensfürst, Günstling des Königs Karl IV. von Spanien, geb. 1764 zu Badajoz. Als ein armer Edelmann, der gut sang, die Guitarre spielte und durch eine schöne hohe Gestalt sich auszeichnete, ging er mit seinem ältern Bruder, Louis Godoy, nach Madrid. Ein Speisewirth gab ihm ein Jahr lang Credit, und ließ sich statt der Bezahlung von ihm zur Guitarre vorsingen. Endlich gelang es ihm, 1787 unter die Leibgarde zu kommen. Sein Bruder machte durch sein Spiel und seinen Gesang die Bekanntschaft einer Kammerfrau der Königin, die ihn ihrer Gebieterin empfahl. Die Königin hörte von ihm, daß sein Bruder noch besser singe und spiele; und Don Manuel wurde zu ihr gerufen. Auch der König ward von seinem Spiele entzückt. Godoy's Art, sich auszudrücken, gefiel ihm; und der neue Günstling wurde in schneller Folge — so viel vermochten seine verführerische Persönlichkeit, seine Leichtigkeit und Anmuth des Gesprächs und sein seltenes Talent zur Intrigue! — 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Karls III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, ersten Minister an Aranda's Stelle und Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt, zum Friedensfürsten (Principe de la Paz) und zum Grande der ersten Classe ernannt, und noch außerdem mit einer Domaine beschenkt, die 50,000 große Piaster eintrug. Er unterzeichnete am 19. Aug. 1796 zu St.-Ildefonse ein Schutz- und Trutzbündniß mit der franz. Republik. Im Sept. 1797 vermählte er sich mit Donna Maria Theresia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Luis, Bruders König Karls III. Zwar legte er 1798 das Ministerium nieder, allein noch in demselben Jahre ward er zum Generalcapitain ernannt. 1801 befehligte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz, welcher ihm, zufolge ei-

ner geheimen, dem Vertrage vorangehenden Bedingung, die Hälfte der von dem Prinzen von Brasilien zu zahlenden 30 Mill. Franken einbrachte. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht. Er hielt jetzt seine eigne Leibwache von 120 M.; auch stiegen seine Einkünfte um 100,000 Piaster. 1807 legte ihm ein neues Decret den Titel Durchlaucht bei und ertheilte ihm die unumschränkteste Gewalt in der ganzen Monarchie. Aber plötzlich stürzte Godoy von dieser Höhe herab, wozu Ursachen von Außen und Innen zusammenwirkten. Napoleons Macht hatte auch dem Friedensfürsten Argwohn erregt, und 1806, kurz vor dem Kriege mit Preußen, glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen sei, Frankreichs Macht zu brechen. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewol er den Zweck seiner Rüstungen nicht angab, auch, bei der Wendung des Krieges gegen Preußen, Schutzanstalten gegen die Barbaresken vorwendete, so hatte doch Napoleon seine Absicht erkannt und von dem Augenblick an den Plan gefaßt, die Bourbonen in Spanien zu entthronen. (S. Spanien seit 1808.) Unterdessen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günstling aufs äußerste durch den Proceß vom Escurial gereizt. Zu spät sah Don Godoy den Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen. Seinen Plan, mit der königl. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufstand von Aranjuez (18. März 1808). Der Friedensfürst hatte sich auf einem Boden verborgen, wurde aber aufgefunden, gemißhandelt, und auf die Bitte des Königs und der Königin von dem Prinzen von Asturien nur durch das Versprechen gerettet, daß sogleich Gericht über ihn gehalten werden solle. Dies verhinderten indeß die Ereignisse von Bayonne. Napoleon, der sich des Einflusses des Friedensfürsten bei Karl IV. bedienen wollte, bewirkte seine Entlassung aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er den 26. April 1808 ankam und die Triebfeder alles dessen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Seitdem hat er in Frankreich und nachher in Rom sich aufgehalten, wo er die Gunst des Königs und der Königin bis zu Beider Tod (im Jan. 1819) genoß. Als er 1818 krank war, pflegte ihn die Königin selbst. Sein Vermögen in Spanien hat er verloren. Man schätzte sein jährliches Einkommen 1818 auf 5 Mill. Piaster. Er besaß die reichste Gemäldegalerie in ganz Spanien; seine Wohnung war die reichste und geschmackvollste. Von seiner Gemahlin, die in Toledo bei ihrer Mutter, einer geborenen Ballabriga, geblieben ist, hat er eine Tochter, die Herzogin von Alcudia. — Die Privatgeschichte dieses Mannes ist durch den Haß der Spänier verfälscht. Unter mehren Anekdoten wird folgende allgemein erzählt. Ein alter Officier, Namens Tudo, suchte länger als 6 Monate vergebens Gehör beim Fürsten zu erhalten. Endlich ließ er durch seine Tochter darum bitten. Sogleich wurden Beide vorgelassen, und der Vater erhielt die Stelle eines Gouverneurs im Buen-Retiro, wohin der Fürst seitdem öfter ging, um das Fräulein Josephine Tudo zu besuchen. Diese fesselte ihn so, daß er insgeheim sich mit ihr vermählt haben soll. Auch die Königin, sagte man, wußte davon; vor dem König aber wagte Niemand, Etwas zum Nachtheil des Fürsten zu sagen. Aus Eifersucht darüber soll die Vermählung des Fürsten mit der 15jährigen Tochter des Infanten Don Luis betrieben worden sein. Am Abend vor der Vermählung erfuhr die Tudo das erste Wort davon. Außer sich lief sie in den Palast und in die Zimmer des Fürsten. „Er ist mein Gemahl", rief sie, „der Vater meiner Kinder! Ich rufe Gott und Menschen um Gerechtigkeit an!" Godoy entfloh durch den Garten. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und ward in ihre Wohnung zurückgebracht. Doch nach einigen Tagen versöhnte sich der Fürst mit ihr, indem er sie überredete, er habe den Befehlen des Königs gehorchen müssen. Bei der Katastrophe am 18. und 19. März 1808 wurde Frau von Tudo auf keine Weise beleidigt. Sie lebt jetzt noch mit ihren Kindern in Spanien. Noch soll der Fürst zwei Söhne von einem Fräulein haben, das er zur Gräfin v. Castello Fiel hat ernennen

lassen. — Übrigens hatte Godoy sich während seines großen Einflusses über die kirchlichen Verhältnisse des Staats oft weggesetzt, und manche gute Idee, z. B. die der Pestalozzi'schen Schulen, auszuführen gesucht, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Er hat mehren Gefangenen des heil. Gerichts die Freiheit wiedergegeben und ihre Verhörsacten ins Feuer geworfen. Jetzt lebt er in Rom, und spricht von keinem Vorfall seines Lebens auch nur ein Wort. Er tadelt Niemand, und schweigt ganz von seinen Feinden. Man hört ihn bloß wiederholen, daß er kein Blut vergossen habe. — Sein Bruder, Don Luis, ist 1801 als Generalcapitain von Estremadura gestorben. (Vgl. „Zeitgenossen", Nr. XIII.)

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein für seine Zeit berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karls des Großen. Er war zu York, nach Andern bei London, 732 geboren, erhielt von Beda dem Ehrwürdigen und dem Bischof Ekbert Unterricht, und wurde Abt von Canterbury. Auf seiner Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Karl der Große in Parma kennen, berief ihn 782 zu sich und bediente sich seiner bei seinen Veranstaltungen für die Cultur seines Reichs. In der Hofakademie führte er den Namen Flaccus Albinus. Karl ließ durch ihn an seinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofschule (Palatina) errichtet wurde, und gab ihm die Aufsicht über verschiedene Klöster, in welchen A. für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte. Die meisten Schulen in Frankreich wurden durch ihn theils gestiftet, theils in einen bessern Flor gebracht; so legte er die Schule in der Abtei St.-Martin zu Tours 796 an, wobei er die Schule zu York zum Muster nahm. Hier unterrichtete er selbst eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrsamkeit in der fränkischen Monarchie verbreiteten. A. nahm endlich 801 von dem Hofe seine Entlassung, ging in die Abtei St.-Martin zu Tours, von woaus er jedoch mit Karl sich durch häufige Briefe unterhielt, und starb 804. Er hinterließ außer vielen theologischen Schriften mehre zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, der Redekunst und der Sprachlehre, auch selbst Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können und überhaupt den ungebildeten Geist ihres Zeitalters deutlich bewähren; indessen erkennt man noch jetzt in ihm den gelehrtesten und gebildetsten Mann seines Zeitalters. Er verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Seine Werke sind erschienen Paris 1617, Fol., und vollständiger Regensb. 1777, 2 Bde., Fol.

Aldegonde (S. Philipp von Marnix, Herr von Mont Saint-Aldegonde), geb. 1538 zu Brüssel, studirte in Genf. Er entwarf 1565 im Anfang Dec. die Compromißacte, welche zur Erhaltung der niederländischen Freiheiten Graf Ludwig von Nassau, er und Heinrich von Brederode unterzeichneten. Die Acte war besonders gegen die Einführung der Inquisition in den Niederlanden gerichtet, und die Theilnehmer an derselben versprachen, sich einander mit Leib und Vermögen beizustehen. Allein die Statthalterin Margarethe verwarf 1566 diese Bittschrift. Alba landete. Saint-Aldegonde floh mit den Anhängern des Prinzen von Oranien nach Deutschland, und kam mit ihnen als ihr leitender Rath zurück. 1573 fiel er bei Maassluis in spanische Gefangenschaft, wurde später ausgelöset und leitete viele Cabinetsunterhandlungen der jungen Republik im Auslande. Er vertheidigte Antwerpen lange, obgleich am Ende nicht glücklich. In Leiden half er die Universität gründen und starb daselbst als Lehrer der Theologie 1598.

Aldegrever (Heinrich), oder Aldegraf, ein altdeutscher Maler und Kupferstecher, geb. zu Soest 1502. Man nennt ihn daher auch Albert von Westfalen. Er hat viele Kirchen seines Vaterlandes durch seinen Pinsel geschmückt. Er ging nach Nürnberg in Dürer's Schule, den er sich zum Muster nahm, daher auch seine Werke die Vorzüge und Mängel dieses Meisters haben, z. B. in den scharfen, aber

eckigen Umrissen, in dem bewundernswürdigen Fleiß, womit oft das Einzelne in der Umgebung behandelt ist. In der kaiserl. Galerie zu Wien und in der königl. Galerie zu München findet man einige Hauptwerke. Das Kupferstechen scheint er zuletzt ausschließend betrieben zu haben, wie seine zum Theil sehr seltenen Blätter zeigen, welche nach Bartsch bis 1555, nach Andern noch weiter reichen. Man rechnet ihn zu den sogenannten kleinen Meistern, d. h. den alten Künstlern, welche kleine Blätter mit dem größten Fleiß ausgeführt haben.

Aldenhoven (Schlacht bei), d. 1. März 1793. Der Kampf bei diesem, auf der Straße zwischen Jülich und Aachen liegenden Städtchen eröffnete den Feldzug von 1793. Die Östreicher hatten im Jahre vorher nach der Schlacht von Jemappe Belgien räumen und sich hinter die Roer ziehen müssen; Dumouriez bedrohte nun in den ersten Monaten des J. 1793 Holland mit einem Einfall. Um dies zu hindern und das belagerte Mastricht zu befreien, vereinigte der Prinz von Koburg sein aus 40,000 M. bestehendes Heer hinter der Roer und überschritt am 1. März diesen Fluß bei Düren und Jülich in zwei Colonnen. Die erste, aus der Avantgarde unter Erzherzog Karl und dem linken Flügel unter Feldmarschallieut. Prinz von Würtemberg bestehend, umging die verschanzte Stellung der Franzosen hinter Eschweiler in der linken Flanke, beschoß sie mit 14 Kanonen, warf einige Escadrons Husaren in den Rücken der Franzosen und stürmte die Verschanzung in der Front. Bald flohen die Franzosen in wilder Verwirrung, und etwas später hatte auch das bei Aldenhoven aufgestellte Corps dadurch, daß die östreich. Hauptmacht den bei Jülich hinter der Roer stehenden Feind warf und auch die letzte Stellung bei Aldenhoven forcirte, gleiches Schicksal. Die Franzosen verloren gegen 6000 Todte und Verwundete und 4000 Gefangene. Am andern Tage wurden Aachen und Lüttich besetzt, Mastricht befreit und die Franzosen lebhaft verfolgt. Diese setzten sich bei Neerwinden und verstärkten sich durch das Corps, welches in Holland einzufallen bestimmt war, wurden aber hier am 18. März von neuem geschlagen. 32.

Alderman, ein sächsischer Beamter, oder vielmehr die angelsächsische Übersetzung des **senior** und **major** der Franken. Der Vorsteher einer jeden Genossenschaft führte diesen Namen, besonders die Oberbeamten und Anführer der Kreise (Shiren, Grafschaften) und die Ältesten (**Senatores**) des ganzen Reiches. Nach der dänischen Eroberung wurde der Name durch die dänischen Jarls (**Eorla**) verdrängt. Jetzt ist der Name Alderman nur noch bei städtischen Obrigkeiten, Zünften u. dergl. übrig. 37.

Aldinen nennt man die Drucke, welche aus den Officinen der Buchdruckerfamilie Manutius (s. d.) hervorgegangen sind. Durch innern Werth, wie durch äußere Ausstattung sich gleichmäßig empfehlend, haben sie ebenso sehr die Achtung der Gelehrten als die Aufmerksamkeit der sammelnden Bücherfreunde sich erworben. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben griech. und röm. Classiker und zum Theil solcher, welche seitdem nicht wieder gedruckt worden sind (z. B. „**Rhetores graeci**", „**Alexander Aphrodisiensis**"); andre enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text neuerer classischer Schriftsteller (Petrarca, Dante, Boccaccio u. A.). Alle zeichnen sich in der Regel durch eine besondere Correctheit des Druckes aus, wiewol in dieser Hinsicht die griechischen Drucke den lateinischen und italienischen etwas nachstehen. Zugleich machen diese Drucke, vorzüglich die von Aldus Manucci dem Vater, in mehrer Hinsicht Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst. Vorzügliche Verdienste erwarb sich Aldus um die Verschönerung der Typenarten. Von griechischen Typen, mit welchen vor ihm noch Niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9, sowie von den lateinischen 14 Arten fertigen. Von letztern ist die Antiqua, mit welcher „**Bembus de Aetna**" 1495, 4., gedruckt ist, ein Meisterstück; weniger schön ist die von Francesco aus Bologna erfundene

und geschnittene lateinische Cursiv, welche dem Aldus, der sich ihrer zu seiner Sammlung von Handausgaben älterer und neuerer Classiker in Octav (zuerst im Virgili von 1501) bediente, ihre Verbreitung verdankt. Sie ist zu steif und eckig, und wegen der vielen an einander hängenden Buchstaben auch technisch fehlerhaft. Selbst von hebräischen Schriften besaß er drei verschiedene Arten. Von andern Verzierungen der Anfangsbuchstaben, Röschen, Vignetten und dergl. Zierrathen war er kein Freund und bediente sich ihrer nie, und die „Hypnerotomachia Poliphili" von 1499, Fol., ist sein einziger, mit einigen Verzierungen dieser Art und mit Holzschnitten versehener Druck. Sein Papier ist durchgängig stark und weiß; er war der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog (zuerst die „Epistolae graecae" von 1499). Auch lieferte er zuerst einzelne Exemplare auf Großpapier seit 1501 in der Ausg. des Philostratus. Auch lieferte er die ersten Drucke auf blauem Papier; die ersten sind einige Exemplare von den „Libris de re rustica" und Quintilianus, beide von 1514. Pergamentdrucke gelangen ihm unübertrefflich schön. Seine Druckerschwärze ist von vorzüglicher Güte. Dabei waren seine Preise billig. Sein Aristoteles in 5 Foliobänden kostete nur 11 Dukaten oder nach damaligem Course 23 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. Unter Aldus's Sohne, Paul, und seinem Enkel, Aldus, sank die Officin. Als sie nach 100jähriger Dauer und nachdem sie 908 Drucke geliefert hatte, 1597 aufhörte, zeichnete sie sich in Nichts vor andern Druckereien ihres Landes aus. Die Drucke dieser Officin, vorzüglich aus der ältern Periode derselben, sind seit früher Zeit mit Eifer gesucht worden (schon seit 1502 fanden die lyoner Drucker und die Giunti zu Florenz ihren Vortheil dabei, trügerische und schlechte Nachdrücke zu liefern), aber vorzüglich hat sie die neuere Zeit zu einem Hauptgesichtspunkte für die kunstgerechten Sammler erhoben. Besonders selten und gesucht sind die „Horae b. Mar. virg." von 1497 (kürzlich mit 100 Dukaten bezahlt), der „Virgilius" von 1501 und die „Rhetores graeci", um der höchstseltenen Drucke aus den J. 1494 — 97 nicht zu erwähnen. Die vollständigsten Sammlungen besitzen der pariser Buchhändler und Bibliograph Renouard und der Großherzog von Toscana. Zu des Erstern trefflicher Monographie über diese Officin erschien 1812 ein Supplementband. Ein Verzeichniß aller echten Aldinen liefert der Anhang des 1. Bds. v. Ebert's „Bibliogr. Lex." 52.

Aldini (Anton), geb. 1756 zu Bologna, studirte dort und später in Rom die Rechte, wurde in Bologna Professor der Rechtsgelehrsamkeit und von seinen Mitbürgern nach Paris gesandt, als sich seine Vaterstadt in den Tagen der Revolution von dem Kirchenstaate trennte; dann trat er in den Rath der Alten der cisalpinischen Republik. 1801 war er Glied der lyoner Consulta, später Präsident des Staatsraths, aus welchem er durch Veranlassung des Vicepräsidenten Grafen Melzi ausgeschlossen wurde. 1805 ernannte ihn Napoleon zum italienischen Minister-Staatssecretair und zum Grafen. Er gewann 1819 auch das Zutrauen der östreich. Regierung und lebt jetzt in Mailand. Mit dem außerordentlichsten Aufwande hatte er im Park von Montmorency bei Paris eins der schönsten Schlösser erbaut, in dessen Ausschmückung alle Künste Italiens gewetteifert hatten. Bei der zweiten Occupation von Paris 1815 wurde dasselbe aber so zerstört, daß es nur noch an die Bande noire (s. d.) verkauft werden konnte. — **Aldini** (Georg), sein Bruder, Professor der Physik in Bologna, Mitglied der Galvanischen Gesellschaft, italienischer Staatsrath und Ritter der eisernen Krone, ist bekannt theils durch mehre Schriften über den Galvanismus, theils durch seinen Vorschlag, die Ebbe und die Flut in den Lagunen bei Venedig zu Mühlenwerken zu benutzen.

Aldobrandini, der Name einer fürstl. Familie zu Rom, der in der Kunstgeschichte genannt wird, weil ein antikes Frescogemälde in der Villa derselben befindlich ist, welches eine Hochzeit vorstellt und den Namen der „Aldobrandini'schen

Hochzeit" erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden und von da in jene Villa gebracht. (Vgl. Böttiger.) Winckelmann hielt es für die Hochzeit des Peleus und der Thetis, der Graf Bondy für die des Manlius und der Julia. Auch mehre Gelehrte dieses Namens haben sich ausgezeichnet, namentlich Sylvester Aldobrandini als Rechtsgelehrter, und dessen Bruder Thomas, beide im 16. Jahrh.

Aldus, s. Manutius.

Ale (engl.), ein süßes, ohne Hopfen gebrautes, sehr starkes Bier, das in England am vorzüglichsten bereitet wird. Eine geringere Art dieses Biers wird Porter genannt.

Alekto, s. Eumeniden.

Alemannen, d. i. Alle Mannen oder Allerlei Mannen, ein Kriegsbund mehrer deutschen Stämme, die zu Anfange des 3. Jahrh. sich dem römischen Gebiete näherten. Ihre Wohnsitze erstreckten sich auf der Ostseite des Rheins vom Bodensee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahn; gegen O. grenzten sie an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemannischen Bundes waren die Teucterer, Usipeter, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerst am Südrhein (211), ohne sie zu besiegen; eben so Severus. Erst Maximinus überwand sie und trieb sie nach Deutschland zurück (236). Als sie aber nach dessen Tode wieder in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius, verfolgte sie bis in Deutschland, und befestigte die Grenze mit Wällen und Gräben, wovon die Schanzen bei Phöring an der Donau, der durch das Hohenlohische bis nach Jaxthausen sich hinziehende Wall und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains Überbleibsel sind. (S. Teufelsmauer.) Die Alemannen ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Bollianus, des Posthumius Nachfolger, vom Kaiser Probus (282), später von Constantinus Chlorus zurückgeschlagen. Dennoch eroberten sie während der Unruhen im Reich, und bis Constantinus einziger Herr der Monarchie wurde, den Landstrich von Mainz bis über Strasburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäsar nach Gallien geschickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürsten, deren es damals 8 gab, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 M. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Haufen, welche Gallien überschwemmten. Sie verbreiteten sich am ganzen Westrhein, und in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. über ganz Helvetien. Chlodwig endlich brach ihre Macht (496), unterwarf sie und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Besitzungen. Viele flüchteten sich zu Theodorich, König der Ostgothen, nach Italien und in die Alpen; die meisten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmtesten Mathematiker und ausgezeichnetsten Literatoren des 18. Jahrh., geb. zu Paris 1717, wurde von seinen Ältern (welche die Frau von Tencin und der Provinzialcommissair der Artillerie und Dichter Destouches waren) ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß der Polizeicommissair, der es aufhob, statt es in das Findelhaus zu schicken, dasselbe der Sorgfalt einer armen Glaserfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwol d'Alembert's Ältern sich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, so entzogen sie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und sein Vater setzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus, eine Summe, welche damals für die Bedürfnisse des Lebens hinreichte. Er zeigte viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit seinem 4. Jahre war er in eine Pensionsanstalt gekommen und zählte erst 10 Jahre, als der Unternehmer der Anstalt, ein Mann von Verdienst, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. 12 Jahre alt, trat er in

das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraschten die Lehrer in dem Maße, daß sie in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Jansenisten, mit welchen sie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er schrieb in den ersten Jahren seiner philosophischen Studien einen Commentar über die Epistel Pauli an die Römer. Aber als er die Mathematik studirte, fesselte ihn diese Wissenschaft so, daß er allen theologischen Streitigkeiten entsagte. Er verließ das Collegium, studirte die Rechte und ward Advocat, hörte aber nicht auf, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, wiewol es ihm dazu fast ganz an Hülfsmitteln fehlte. Eine Schrift über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit, und eine andre über die Integralrechnung, welche er 1739 und 1740 der Akad. der Wissenschaften vorlegte, zeigten ihn in einem so günstigen Lichte, daß dieselbe ihn 1741 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er schrieb hierauf s. berühmten Werke über die Dynamik („Traité de dynamique"), über die Flüssigkeiten („Traité des fluides"), gewann 1746 durch s. „Theorie der Winde" den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis, und ward zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Denkschriften, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich zwei über die reine Analysis, und eine über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Untersuchungen, welche Newton's Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Während Euler und Clairaut damit beschäftigt waren, übergab er 1747 der Akad. der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. Er setzte diese anhaltenden Arbeiten mehre Jahre fort und schrieb nach und nach seine Untersuchungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, seinen Versuch über den Widerstand flüssiger Körper und eine Menge andrer Abhandlungen: Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und Andern in ein gespanntes Verhältniß setzten. Die erste Glut seiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit seine früh erregte Liebe für die schönen Wissenschaften eingeschläfert; aber diese erwachte bald, als nach seinen wichtigsten Entdeckungen die mathematischen Untersuchungen ihm nicht mehr eine so reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, seinen Geist von so tiefen Forschungen ausruhen zu lassen. Mit seiner Einleitung zur Encyklopädie betrat er die neue Bahn, und sie wird stets ein Muster des Styls bleiben, wie man über die Wissenschaften mit Würde und Bestimmtheit schreiben muß. D'Alembert gab hier den Kern seiner durch 20jährige Studien erworbenen mathematischen, philosophischen und literarischen Kenntnisse, und das war der Kern alles dessen, was man überhaupt damals von diesen Gegenständen in Frankreich wußte. Er unternahm den mathematischen Theil der Encyklopädie, und arbeitete selbst eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er seinen Namen diesem Werke vorsetzte, theilte er gewissermaßen dessen Schicksal und sah sich in unzählige Händel verwickelt. Nach diesem ersten Schritte fuhr d'Alembert, der bald auch in die franz. Akademie trat, fort die schönen Wissenschaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in diesem Fache fanden wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit bei allen guten Köpfen Beifall; sie zeichnen sich sämmtlich durch Reinheit der Sprache und des Styls und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwol er wegen der Encyklopädie Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russ. Kaiserin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte sein Vaterland seinen Werth ken-

nen, und der König von Preußen gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die pariser Akad. der Wissensch. den Gehalt verweigerte, auf den er so gerechte Ansprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig, dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als 30 Jahre lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweist sein ebenso zartes als dauerndes Verhältniß zur l'Espinasse. Die Unabhängigkeit über Alles schätzend, vermied er die Gesellschaft der Großen und suchte nur den Umgang solcher Personen, denen er sich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit seines Charakters hingeben konnte. Das Ansehen, dessen er genoß, seine beständigen Freundschaftsverhältnisse mit Voltaire und seine Verdienste zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er mit J. J. Rousseau einen literarischen Streit wegen des für die Encyklopädie bestimmten Artikels über Genf. In Hinsicht der Religion scheint er ein behutsamer Naturalist gewesen zu sein. Er starb am Stein, ohne sich der Operation unterwerfen zu wollen, 1783 im 66. J. seines Alters. Friedrich II., der d'Alembert 1763 persönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der nach Beider Tode im Druck erschienen ist und eine höchst angenehme Unterhaltung gewährt. — Die Feinde d'Alembert's haben seinen Werth bestimmen wollen, indem sie sagten, er sei ein guter Geometer unter den Literatoren und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit ist, daß er in der Geometrie zwar noch Etwas höher steht als in der schönen Literatur, daß aber, vermöge des Einflusses, den der Styl auf das Schicksal der Schriften jeder Art ausübt, seine literarischen Werke länger Interesse erwecken werden als seine mathematischen. Jene sind gesammelt in den „**Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires de d'Alembert**" (18 vols., Paris 1805). Condorcet schilderte ihn in seinem „**Eloge.**"

Alençon, Hauptst. des franz. Depart. Orne, an der Sarthe (1528 H. 13,500 Einw.), mit einem Collegium, einer **Société d'émulation**, Bibliothek und bedeutenden Fabriken in Spitzen, Etamin, wollenen Strümpfen, Leder u. s. w. In den nahen Steinbrüchen findet man die sogenannten alençonschen Brillanten. — Man verfertigt **points d'Alençon fond reseau** und **fond de bride**, jene von 10 bis 150 Fr. und diese von 8 bis 120 Fr. die Elle, womit sich 3000 Frauenzimmer beschäftigen. Auch eine Art Linnen, **toile d'Alençon**, hat viel Ruf. Die umliegende Gegend ist durch die Vertheilung der Grundstücke reicher und dadurch die Stadt selbst betriebsamer geworden.

Aleppo, Halep, Hauptst. des Paschaliks gl. N., welches eins von den Generalgouvernements des türk. Reichs in Asien ausmacht und den nördl. Theil von Syrien, wo der Libanon sich erhebt (461 □M., 450,000 E.), begreift. Der einzige bedeutende Fluß des Paschaliks ist der fischreiche Orontes, der unter jeder andern Regierung durch einen in den Ebenen fortlaufenden Canal längst mit dem Euphrat verbunden sein würde. Das Land hat Weizen, Gerste, Baumwolle, Indigo, Sesam rc., und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Öl- und Feigenbäume zu seinen Haupterzeugnissen. Halep (der Sitz des Pascha von drei Roßschweifen, eines griech. Patriarchen und eines armenischen, jacobitischen und maronitischen Bischofs) hat drei deutsche Meilen im Umfang, 14,137 H., 200,000 E. (wovon 24,000 Christen), 100 Moscheen, 3 kathol., 1 reform. Kirche rc., Synagoge, vielen Fabriken in Seide, Baumwolle rc. Sie treibt beträchtlichen Handel, indem sie den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem persischen Meerbusen und dem mittelländischen Meere bildet. Die meisten Einwohner sind Mohammedaner, die übrigen Juden, morgenländische Christen und Europäer. Durch die Erdbeben von 1822 und 1823 verlor die Stadt zwei Drittel der Häuser und 8000 E.

Alesia, Hauptst. der Mandubier, einer gallischen Völkerschaft im heutigen Burgund, war eine bedeutende Festung, deren Belagerung und Bezwingung unstreitig Cäsar's größte Waffenthat ist. Ganz Gallien hatte sich gegen die Römer erhoben, auch die Äduer, alte Bundesgenossen der Unterdrücker, hatten sie verlassen; allein Cäsar schlug sie unter Vercingetorix und schloß sie in Alesia ein. 80,000 Mann standen in der Stadt, mit 60,000 lag Cäsar vor derselben. Schnell baute er eine Contravallationslinie gegen die Festung, die eine Ausdehnung von 4 Stunden hatte, um sie, da ihre feste Lage auf einem überall steil abgedachten, 1500 Fuß hohen Berge und zwischen den Flüssen Ope und Operain, einen Angriff unmöglich machte, auszuhungern. Vergebens versuchte Vercingetorix wüthende Ausfälle; darauf entbot er alle Gallier zu den Waffen, und bald erschienen 250,000 M. vor dem Lager. Cäsar hatte indessen auch die Circumvallationslinie fertig, um sich durch Brustwehr, einen starken Palissadengraben und eine mehrfache Reihe Wolfsgruben gegen die Anfälle von außen zu schützen. Der blutige, verzweiflungsvolle Angriff, wo 330,000 Gallier 60,000 Römer in Front und im Rücken bekämpften, war daher ohne Erfolg. Nirgends gelang es den Galliern, die Linien zu übersteigen. Durch Hunger aufs Äußerste getrieben, mußte sich Vercingetorix ergeben, ohne den schon gefaßten Entschluß, die zum Gefecht Untauglichen zu ermorden, ausgeführt zu haben. Aber die ganze Völkerschaft der Mandubier, die von den Galliern zur Stadt herausgetrieben und von den Römern nicht ins freie Feld gelassen worden war, hatte zwischen beiden Lagern verhungern müssen. — Später kam Alesia wieder in einen blühenden Zustand und ward erst 864 von den Normannen zerstört. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen, zerbrochenen Ziegeln, Münzen u. dgl. zeigen das ehemalige Dasein einer Stadt auf dem jetzt mit Feldern bedeckten Platze an, und am Fuße der alten Citadelle (jetzt mont Auxois) liegt ein Flecken Alise (Depart. Côte d'Or) mit einigen hundert Einw. 32.

Alessandria, mit dem Beinamen della paglia, bedeutende Stadt und Festung in Piemont, am Einfluß der Bormida in den Tanaro in einer sumpfigen Gegend gelegen. Sie war 1178 von den Cremonesern und Mailändern erbaut und anfangs Cäsarea, später, dem Papst Alexander III., der ein Bisthum dorthin verlegte, zu Ehren, Alexandria genannt. Ihre Größe und ihr Reichthum wuchs von Jahrh. zu Jahrhundert; jetzt zählt sie 30,000 Einw. und genießt, da sie die Hauptst. der Provinz gl. N. ist und jährlich zwei sehr besuchte Messen hat, eines bedeutenden Wohlstandes. Schon bei ihrer Erbauung zur Festung bestimmt, als Übergang über den Tanaro und die Bormida, auch als wichtiger Straßenknoten stets in gutem Stand erhalten, war Alessandria oft der Gegenstand langen Kampfes. So wurde es 1522 vom Herzog Sforza erobert und geplündert, 1657 von den Franzosen unter Prinz Conti vergeblich belagert, 1707 vom Prinz Eugen nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen, und 1800 schloß daselbst der östr. General Melas, nach der Schlacht von Marengo, mit Bonaparte den Waffenstillstand von Alessandria, den 16. Juni, wodurch er ihm Oberitalien bis an den Mincio und 12 Festungen einräumte. Jetzt bestehen die Befestigungen A.s aus einer bastionirten Umfassung der Stadt, aus einer sehr starken, in 6 Bastions und vielen Außenwerken bestehenden regulairen Citadelle am linken Ufer des Tanaro und aus einem Brückenkopf am rechten Ufer der Bormida. Eine steinerne Brücke verbindet Stadt und Citadelle. Über den Aufstand der Garnison von Alessandria 1821, s. Piemontesische Revolution. 32.

Aleuten, eine russische Inselgruppe, wodurch das Meer von Kamtschatka von dem nördlichen Theile des Australoceans getrennt wird. Sie begreift in bogenförmiger Lage, von Kamtschatka bis Alaschka hin, die Sasingnan- oder nähern aleutischen Inseln, die Chao-, Negho-, oder Andreanow'schen und die Kawalang- oder

Fuchsinseln, zusammen über 100 Eilande (482 □M.), alle felsig, einige mit Vulkanen und heißen Quellen. Die bekanntesten und größten darunter sind: Unalaschka, die Beringsinsel, und Kodjak (Hauptort Alexandria, der Sitz des Gouverneurs und Hauptniederlage der Waaren). Auf diesen Inseln entwickelt sich kein Baum mehr; es gedeiht kein Hausthier, wol aber haben sie Überfluß an Raub- und Pelzwild, an Seethieren und Fischen. Die Einw. gehören zum kamtschadalischen Stamme, ein harmloses Jäger- und Fischervolk, das aber durch Blattern und Lustseuche bis auf 6000 Köpfe ausgestorben ist. Die Russen, denen sie Tribut zahlen, besuchen diese sonst unwirthbaren Inseln bloß des Pelzwerks wegen. Die Beamten der russisch-amerikanischen Handelsgesellsch. behandeln die Eingebornen so drückend, daß Krusenstern darüber bei der Regierung Anzeige gemacht hat.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella 356 v. Chr. geboren. Seine Mutter war Olympias, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater", rief er einst aus, „wird mir Nichts zu thun übrig lassen." Philipp gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lysimachus, nachher den Aristoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieser große Philosoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse durchlaufen, besonders bemühte er sich, ihn in den einem Herrscher nöthigen Wissenschaften zu unterrichten, und schrieb für ihn ein Werk über die Kunst zu regieren, dessen Verlust wir sehr zu bedauern haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, so suchte Aristoteles seinem Zöglinge auch die kriegerischen Tugenden einzuflößen. Zu dem Ende empfahl er ihm das Lesen der Iliade, und besorgte selbst eine Durchsicht dieses Gedichts; dies von Aristoteles berichtigte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben. Zugleich bildete er seinen Körper durch gymnastische Übungen aus. Es ist bekannt, wie er schon als Jüngling den Bucephalos bändigte, den Niemand zu besteigen wagte. Er war 16 Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzanz auszog, ihm die Regierung während seiner Abwesenheit übertrug. Wunder der Tapferkeit verrichtete er zwei Jahre später (338) in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schar der Thebaner zu schlagen. „Mein Sohn", sagte Philipp, als er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Indessen entzweiten sich Beide, als Philipp die Olympias verstieß. Alexander, der seine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache seines Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er seinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm hier im Kampfe das Leben; Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er 336 v. Chr. ermordet wurde. Alexander, noch nicht 20 Jahre alt, bestieg den Thron, ließ die Schuldigen bestrafen, begab sich nach dem Peloponnes und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thracien und war allenthalben siegreich. Aber auf ein Gerücht von seinem Tode hatten die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demosthenes aufgereizt, waren die Athenienser bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, diese Vereinigung zu hindern, erschien vor Theben, das er umsonst zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerstörte die Stadt. 6000 Einw. w[illegible]n niedergehauen und 30,000 in die Sklaverei geführt. Nur das Haus [illegible], sowie die Familie dieses Dichters blieben verschont. Diese Strenge

erschreckte das ganze Griechenland. Die Athenienser erfuhren ein minder hartes Schicksal; Alexander begnügte sich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertsten wider ihn gesprochen hatte, von ihnen zu fodern. Nachdem er Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt und sich in einer allgemeinen Versammlung der griech. Völker als obersten Befehlshaber hatte bestätigen lassen, setzte er im Frühlinge 334 mit 30,000 M. zu Fuß und 5000 Reitern nach Asien über. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Hülfe für sein Unternehmen zu gewinnen, das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries diesen Helden, von dem er durch seine Mutter abstammte, glücklich, einen Freund wie Patroklus und einen Sänger seiner Thaten, wie Homer, gefunden zu haben. Als er dem Granikus sich näherte, vernahm er, daß mehre persische Satrapen ihn jenseits mit 20,000 M. Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander sein Heer durch den Fluß und errang, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergestoßen und sich allen Gefahren preisgegeben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen Alles vor sich nieder, und die ganze Armee setzte über den Fluß. Die griechischen Hülfsvölker der Perser, die, in Phalangen gebildet, noch widerstanden, wurden bis auf 2000 M., die in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen seines Heers hielt Alexander nach diesem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meisten Städte Kleinasiens, und Sardes selbst, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halikarnaß widerstanden länger. In allen griechischen Städten stellte Alexander die Demokratie wieder her, löste bei seinem Durchzuge durch Gordium den gordischen Knoten mit seinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Karien, Pamphilien und Cappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte seinen Lauf. Damals zeigte Alexander die ganze Hoheit seines Charakters. Als sein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief vom Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius bestochen sei, um seinen König zu vergiften. Alexander gibt dem Arzte den Brief und nimmt in demselben Augenblick den Trank. Kaum hergestellt, rückte Alexander gegen die Engpässe Ciliciens vor, wohin sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unkluger Weise mit einem ungeheuern Heere begeben hatte. Bei Issus, zwischen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30,000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längern Widerstand; aber auch sie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen, der die Schätze und die Familie des Darius erbeutete. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigste behandelt. Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern begab sich, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Cölesyrien und Phönicien. Hier bekam er von Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. Alexander antwortete: wenn er sich zu ihm verfügen wolle, werde er ihm nicht nur seine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Lösegeld, sondern auch sein Reich zurückgeben. Diese Antwort konnte zu keinem Resultat führen. Der Sieg bei Issus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander besetzte Damascus, wo sich der königliche Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des mittelländischen Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand ihm, ward aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen erobert und zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche

wieder her und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Libyens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geschichtschreiber behaupten, der Gott habe ihn für seinen Sohn erkannt, aber andere verwerfen Alles, was in Beziehung auf diese Reise erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings setzte sich Alexander gegen Darius in Marsch, der unterdeß in Assyrien wieder ein Heer versammelt hatte und Alexanders Friedensvorschläge verwarf. Bei Gaugamela unweit Arbela kam es zur Schlacht, 331. Justin gibt des Darius Streitkräfte auf 500,000 M., Diodor, Arrian und Plutarch geben sie auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieser ungeheuern Überlegenheit war Alexander keinen Augenblick über seinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze der Reiterei griff er die Perser an und schlug sie unverzüglich in die Flucht; aber erst nachdem er sie völlig zerstreut hatte, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdessen hart bedrängt worden war. Sein Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieser befand sich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte seiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als sie aber sahen, wie Alexander Alles vor sich niederschlug, ergriffen sie die Flucht. Darius warf sich auf ein Pferd, und gab, sich zu retten, sein Heer, sein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger preis. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der seinen Marsch auf Persepolis, Persiens Hauptstadt, richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Persidis, wurde noch von 40,000 M. unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander griff sie im Rücken an, sprengte sie auseinander und zog triumphirend in Persepolis ein. Hier endigten Alexanders glorreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wird er der Sklav seiner Leidenschaften, überläßt sich dem Übermuth und der Ausschweifung, zeigt sich undankbar und grausam und vergießt im Schoß der Wollust das Blut seiner tapfersten Feldherren. Bisher nüchtern und mäßig, sinkt dieser Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu sein strebte und sich selbst einen Gott nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat, brach er bald mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Satrap von Baktriana, den Monarchen gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieser aber, als er sich in der Nähe bedrängt sah, ließ (330) den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Grenzen von Baktriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Sterbenden; es war Darius. Der macedonische Held konnte seine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, eroberte er Hyrkanien, das Marsenland, Baktriana, und ließ sich zum Könige von Asien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch riesenhaftere Plane, als eine Verschwörung in seinem eignen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 M. versammelt, um das macedonische Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem starken Heere herbei, schlug die Spartaner und löste das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden des damals bekannten Asiens, weder durch den Kaukasus, noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zum kaspischen Meere, das den Griechen noch fremd war. Unersättlich nach Ruhm und Eroberungen dürstend, verschonte er selbst die Horden der Scythen nicht. Bei seiner Rückkehr nach Baktriana hoffte er, durch Annäherung der Tracht

und Sitten die Perser zu gewinnen; aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee gab zu jener Scene Anlaß, deren Opfer Klitus ward. Alexander, dessen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelage mit eigner Hand. Klitus war einer seiner treuesten Freunde und tapfersten Feldherren; Alexander fühlte nachher die bitterste Reue. Im folgenden Jahre unterwarf er sich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte seine Familie auf eine Felsenfeste in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erstürmten sie. Unter den Gefangenen befand sich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der schönsten Jungfrauen Asiens, mit welcher Alexander sich vermählte. Auf die Nachricht davon unterwarf sich Oxyantes und kam nach Baktra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus stand und unter deren Theilnehmern Kallisthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Kallisthenes aber verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift seine Martern endigte. Alexander sah jetzt keine Feinde mehr. Da schien ihm das kaum dem Namen nach damals bekannte Indien eine würdige Eroberung. Er ging über den Indus und schloß mit Tapilus, dem Fürsten der Landschaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verschaffte. Von Tapilus geführt, marschirte er gegen den Fluß Hydaspes, dessen Übergang Porus, ein andrer König, mit seinem Heere streitig machte. Alexander besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien als Herr des Landes. Er legte griechische Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken, wollte er bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren des Heers ihn am Hyphasis zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und schiffte mit einem Theil seines Heeres den Fluß hinab, während der andre an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehre indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinab, und kam zu dem Weltmeer. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem persischen Meerbusen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier hatte er ungeheure Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben ward. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. Unterwegs stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen und setzte Statthalter über die Provinzen. In Susa vermählte er sich mit zwei persischen Fürstinnen, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, beide Völker auf das genaueste zu vereinen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter sein Heer aus. Zu Opis am Tigris erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; dies geschah, nachdem er die deßhalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling, Hephästion, durch den Tod. Sein Schmerz war grenzenlos; er ließ den Gestorbenen mit königlicher Pracht bestatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorher gesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich sein würde. Er aber verachtete, auf die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten ihn erwarteten, und war mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte und in einigen Tagen starb (323). So endigte in seinem 32. Lebensjahre, nach einer Regierung von zwölf Jahren und acht Monaten, dieser Eroberer seine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz stets sich erneu-

ernder Kriege ward. Er hatte keinen Erben bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde: wem er das Reich hinterlasse? geantwortet: dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherren den blödsinnigen Arrhidäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, und des A. von Roxane nachgeborenen Sohn Alexander als Könige an, und theilten sich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Den Perdikkas, dem Alexander sterbend seinen Ring gegeben hatte, ernannten sie zum ersten Minister des unmündigen Königs. Alexanders Leichnam ward vom Ptolemäus zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Ägypten, sondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwiesen. Sein Sarkophag befindet sich seit 1802 im brit. Museum. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind Quellen für die Geschichte Alexanders und St.-Croix's „Exam. critique des historiens d'Alex.", Paris 1804, 4.

Alexander Newskoi, ein moskovitischer Held und Heiliger, geb. 1219, war ein Sohn des Großfürsten Jaroslaw. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Mongolen bedrängte Reich besser vertheidigen zu können, zog Jaroslaw von Nowgorod aus, und ließ seine Söhne, Fedor und Alexander, von denen der Erstere bald starb, als Statthalter zurück. Alexander trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Indeß kam Rußland dennoch 1238 unter mongolische Hoheit. Darauf vertheidigte A., Fürst von Nowgorod, die westliche Grenze gegen die Dänen, Schweden und die Ritter des deutschen Ordens. Er erfocht 1240 den glänzenden Sieg über die Schweden an den Ufern der Newa. Davon erhielt er seinen Beinamen. 1242 schlug er die Schwertritter auf dem mit Eis bedeckten Peipussee. Nach s. Vaters Tode 1245 wurde A. Großfürst zu Wladimir. Er starb 1263. Die Dankbarkeit seiner Landsleute feierte den Helden in Volksliedern und erhob ihn zum Heiligen; Peter der Große ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters zu St.-Petersburg an der Stelle, wo Alexander seinen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskiordens.

Alexander Severus, römischer Kaiser, geb. 208 nach Chr., der Vetter, Adoptivsohn und Nachfolger des schamlosesten und üppigsten aller römischen Kaiser, des Heliogabalus — sorgfältig gebildet von seiner Mutter Mammäa —, war einer der besten Fürsten in einem Zeitalter und auf einem Throne, wo Tugenden für einen Regenten gefährlicher waren als Laster. Er regierte von 222 n. Chr. bis 235, und sein Regentenleben füllt eins der schönsten Blätter in der Geschichte einer verderbten Zeit. Wir heben aus demselben folgende Züge aus, die der Geschichtschreiber Älius Lampridius aufbewahrt hat. Alexander suchte den Umgang der Gelehrten; zwei wackere Männer, Paulus und Ulpian, waren seine Rathgeber. Plato („Von der Republik") und Cicero („Von den Pflichten") waren nebst Horaz und Virgil seine Lieblingsschriftsteller. Sorgfältig sah er darauf, daß Ämter nicht dem listigen Bewerber, sondern allein dem Verdienste ertheilt wurden. Obgleich Heide, kannte er den schönen Spruch Christi: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! so gut, daß er ihn nicht nur, so oft Übelthäter auf den Richtplatz geführt wurden, durch den Herold ausrufen, sondern ihn sogar zur Inschrift öffentlicher Gebäude und seines kaiserl. Palastes wählte. Originell und charakteristisch in mehr als einer Hinsicht ist die Art, wie er einen Hochverräther behandelte. Der römische Senator, Ovinius Camillus, reich und aus einer der angesehensten Familien, aber ein Weichling der ersten Classe, wollte sich auf den Thron schwingen. Kaum erfuhr dies Alexander, so ließ er den Ovinius zu sich rufen, dankte ihm verbindlich, daß er sich entschlossen habe, die schwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, ging darauf mit ihm in den Senat und erklärte ihn zu seinem Reichsgenossen. Ovinius, anfangs voll Todesangst, ließ sich die Wohnung im Palast, den kaiserl. Schmuck und die äußern Ehrenbezeigungen wohlgefallen. Aber bald überhäufte ihn Kaiser Alexander so mit Ge-

schäften aller Art, daß der Reichsgehülfe kaum zu Athem kommen konnte. Da brach ein Krieg aus mit Artaxerxes, dem Stifter des neupersischen Reichs in Parthien, und Ovinius begleitete das Heer mit einer Menge Küchenwagen und anderm Gepäck. Allein Alexander, der meistens zu Fuß marschirte, bat ihn, als guter Soldat, Allen zum Beispiel sich dieser kleinen Unbequemlichkeit zu unterziehen. Ovinius wollte seinem Mitkaiser nicht nachstehen und marschirte. Doch nach fünf Milliarien war er erschöpft. Jetzt ließ ihn Alexander zu Pferde steigen; nach zwei Märschen konnte er nicht mehr fort und setzte sich in den Wagen. Doch auch hier gab es keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Berichte kamen von allen Gegenden und Befehle gingen nach allen Seiten. Der Feind war in der Nähe; Ovinius und Alexander immer voran. Da ward jenem die Furcht vor dem Feinde peinlicher als der Tod selbst; er wog alle Mühseligkeiten der kaiserlichen Würde in einer Wagschale, und die bequeme Sicherheit seines frühern reichen Müßiggangs in der andern: also erklärte er endlich, er wolle lieber sterben als länger auf dem Throne bleiben. Alexander lachte und gewährte ihm den letzten Wunsch. Unter guter Bedeckung schickte er ihn nach Italien zurück, wo Ovinius als Privatmann auf seinen Landgütern und auf seinen weichen Polstern der Kaisernoth vergaß. — Leider ward der treffliche Alexander, als er zum Schutze der Grenzen gegen die Deutschen an den Rhein zog, von den über die Schärfe der Mannszucht erbitterten Soldaten in seinem Zelte (bei dem Dorfe Sicklingen unweit Mainz) mit seiner Mutter ermordet. Hierauf erhob sich der militairische Despotismus und Roms Macht sank in Trümmern. 20.

Alexander. Päpste dieses Namens. A. I., v. 109—119, ist nur durch die ihm zugeschriebene Einführung des Weihwassers bekannt. — A. II., Anselm aus Mailand, vorher Bischof von Lucca, kam 1061 durch die Partei Hildebrand's, des nachmaligen Gregor VII., auf den päpstlichen Thron, während die Anhänger des deutschen Königs und des römischen Adels zu Basel Honorius II. wählten. Dieser Gegenpapst vertrieb Alexander aus Rom; aber Hildebrand, damals die Seele der päpstlichen Regierung, erhielt ihn aufrecht, eine Synode zu Köln erkannte ihn 1062 an, und selbst die Römer fielen 1063 von Honorius ab. So kam Alexander zum ruhigen Besitze Roms und der Papstgewalt, welche jedoch Hildebrand in seinem Namen handhabte. Daher kommen auch die päpstlichen Verordnungen aus dieser Zeit gegen die Investitur durch Laien, gegen die Priesterehe und gegen die Ehescheidung Heinrichs IV., ja selbst die übermüthige Vorladung dieses Königs vor seinen Stuhl lediglich auf Rechnung Hildebrand's, der den schwachen Alexander II. als Werkzeug seiner Plane brauchte. Dieser starb 1073. (Vergl. Gregor VII.) — A. III. regierte 1179—81 und bekämpfte die Partei Kaiser Friedrichs I. und der Gegenpäpste Victor III., Paschalis III. und Calixtus III., die nach einander wider ihn aufstanden, mit ungleichem Glück, aber unerschütterlichem Muthe. Schon 1161 mußte er nach Frankreich fliehen, wo er sich zu Sens aufhielt, bis die Unzufriedenheit der Lombarden mit Friedrichs Regierung, der Beistand deutscher geistlicher Fürsten und das Verlangen der Römer ihm 1165 den Rückweg nach Rom öffneten. Hier befestigte er sich durch ein treu gehaltenes Bündniß mit den lombardischen Städten, mußte jedoch 1167 dem kaiserl. Heere weichen und zu Benevent, Anagni und Venedig verweilen, bis nach dem Siege der Lombarden über den Kaiser bei Legnano, der für diesen sehr demüthigende Friede zu Venedig, wo Friedrich Alexandern 1177 die Füße küssen und die Steigbügel halten mußte, die Entsagung des dritten Gegenpapstes und die Rückkehr des Siegers nach Rom mit sich brachte. Wie den Kaiser von Deutschland, demüthigte Alexander auch den König Heinrich II. von England wegen Becket's (s. d.) Ermordung, und erweiterte bei der Aussöhnung die Macht seines Stuhles in beiden Reichen. In Portugal setzte er Alfons II. als König ein, belegte dagegen Schottland mit dem In=

terdict wegen Ungehorsam des Königs. Was er sonst noch bis zu s. Tode 1181 zur Erhöhung der Papstmacht gethan und wie er beharrlich im Geiste Gregors VII. gewirkt hat, ist im Art. Papstthum angegeben. — A. IV., Graf von Segna aus Anagni, vorher Bischof von Ostia, bestieg 1254 den päpstl. Stuhl in einer demselben sehr ungünstigen Zeit. Geschlagen von Manfred von Sicilien, verwickelt in die Händel der Guelfen und Ghibellinen, in Italien selbst verachtet, konnte dieser sonst gutgesinnte und friedfertige Papst weder durch Bitten, noch durch Bannflüche, deren man spottete, die über das ganze Land ausgedehnten Unruhen beschwören, und ließ bei seinem Tode 1261 das Papstthum in trauriger Ohnmacht. — A. V., ein Grieche aus Kandia, unter dem Namen Peter Philargi, Bettelmönch, stieg bis zum Cardinal und wurde 1409 Papst neben den Gegenpäpsten Gregor XII. und Benedict XIII. Er galt bei dem größten Theile der Christenheit als rechtmäßiger Papst, trieb aber zu Bologna, wo er stets residirte, seine Verschwendung und sein Wohlleben weiter als es der Kirche heilsam war, und versprach auf dem Concilium zu Pisa eine Reformation der Kirche, ohne das Mindeste dafür zu thun. Eben mit Verdammung der Lehre Wiclef's und Vorladung des böhmischen Reformators Huß beschäftigt, starb er 1410, wahrscheinlich durch Gift. — A. VI. (s. d.). — A. VII., vorher als Cardinal Chigi päpstlicher Nuntius in Deutschland bei den Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, und sowol wegen seines frommen Eifers für die Kirche, als auch wegen seines heiligen Wandels verehrt, legte nach seiner Erhebung zum Papst, d. 8. April 1655, die Heiligenmaske ab und ergab sich ungescheut seinem Hange zur Üppigkeit und Wo[illegible]. Er umgab sich mit Glanz und Pracht und trat als ränkevoller Politiker auf. Über seine Verdammung von 5 Sätzen aus Jansen's Augustinus und die Händel, die er sich unvorsichtiger Weise dadurch in Frankreich zuzog, vergl. Jansen. Darüber zerfiel er nicht nur mit der Sorbonne und dem Parlament, sondern, von Mazarin gehaßt, sogar mit dem Könige Ludwig XIV., sodaß dieser ihm den Krieg erklärte, Avignon und Venaissin nahm und ihn 1663 zu dem schimpflichen Frieden von Pisa nöthigte. Für diesen Verlust an Ansehen in Frankreich konnten seine Verschönerungen der Stadt Rom, seine poetischen Versuche und Unterstützungen der Gelehrten die römische Curie nicht entschädigen, und ruhmlos starb er d. 22. Mai 1665. — A. VIII., ein Ottoboni aus Venedig, ward 1689 Papst. Durch kluge Unterhandlungen brachte er den König Ludwig XIV. dahin, daß er Avignon und Venaissin herausgab und auf die Quartierfreiheit seines Gesandten in Rom Verzicht leistete. Dafür gab Alexander den Venetianern Geld, Leute und Schiffe zum Türkenkriege. Weniger auf das Wohl der Kirche als auf die Bereicherung seiner Familie bedacht, verzögerte er die Verdammung der vier Artikel der gallicanischen Kirche, um Vortheile für seine Verwandten zu gewinnen. Den Jesuiten war er abhold und verdammte ihre Lehre von der philosophischen Sünde, zugleich aber auch 31 Sätze der Jansenisten. (S. Jansen.) Die Bibliothek des Vaticans verdankt ihm den Ankauf der herrlichen Bibliothek der Königin Christine von Schweden. Er starb 1691, 81 J. alt. 31.

Alexander VI., ein in der Geschichte berüchtigter Papst, geb. zu Valencia in Spanien 1430, bestieg den heil. Stuhl 1492. Er hieß Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den alten und berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia an. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausschweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. Mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Rosa Vanozza, zeugte er fünf Kinder, die er als Papst zu erheben suchte. Cäsar Borgia und Lucretia, letztere viermal vermählt und der Blutschande mit ihrem Vater und ihren Brüdern verdächtig, sind die bekanntesten. Die Cardinalswürde ertheilte ihm Papst Calixtus III., sein Oheim. Durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er sich nach Innocenz VIII. Tode den Weg zum päpstlichen

Stuhle. Die lange Abwesenheit der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert. Um diesen Verlust zu ersetzen, suchte A. VI. die Macht der italienischen Fürsten zu vermindern, sich ihrer Besitzungen zur Bereicherung seiner Familie zu bemächtigen, und wandte dazu die abscheulichsten Mittel an. Seine Politik war treulos und schändlich. So handelte er gegen seine Nachbarn und vornehmlich gegen Frankreich, dessen König, Karl VIII., sein Feind war. Unermeßliche Summen Geld wußte er aus den christlichen Staaten zu ziehen. Auch schlichtete er die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Castilien wegen Amerika entstanden waren, und schied ihre Eroberungen 1494 durch eine Linie, die er 370 Meilen westl. von den Azoren durch das Weltmeer zog. Er starb, 74 J. alt, 1503.

Alexander I., Pawlowitsch (d. h. Pauls Sohn), geb. am 23. Dec. 1777, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen (s. Autokrator), Czar von Kasan, Astrachan, Polen (seit 9. Juni 1815), Sibirien, dem taurischen Chersones, Großherzog von Finland und Herzog von Holstein-Gottorp, bestieg den Thron d. 24. März 1801, ward gekrönt d. 27. Sept. desselb. J. zu Moskau; vermählt d. 9. Oct. 1793 mit Elisabeth (zuvor Louise Marie Auguste), Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden, dritter Tochter, und starb d. 1. Dec. 1825. Dieser Monarch übte seit seiner Thronbesteigung, die Klopstock durch eine Ode „An die Humanität" feierte, das Ansehen eines mit despotischer Gewalt ausgerüsteten Herrschers gesetzmäßig, um Menschenfreundlichkeit als Grundlage seines Thrones festzustellen. Sein Vater nahm keinen Theil an seiner Erziehung, welche von der Kaiserin Katharina II. und dem Obersten Laharpe (s. d.) geleitet wurde. Seine Mutter, Marie, Herzogs Eugen von Würtemberg Tochter, besaß stets seine Liebe und sein Vertrauen. Laharpe erzog ihn ohne politische und religiöse Vorurtheile in den weisern Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menschenliebe veredelten das Herz des „nordischen Telemachs". Sein Oberhofmeister, Graf Nik. Soltikoff, erhielt von Katharina eine Vorschrift, nach welcher der junge Großfürst in Poesie und Musik keinen Unterricht bekommen sollte, weil zuviel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geschicklichkeit zu erlangen. Professor Kraft unterrichtete den Prinzen in der Experimentalphysik, und Pallas eine kurze Zeit in der Botanik. — Die Regierungsgeschichte Alexanders läßt sich in drei Perioden eintheilen. Die erste, die friedliche, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peter des Großen und Katharinas II., in Hinsicht auf die innere Verwaltung, gewidmet; die zweite, die kriegerische, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Persien von 1805 bis 1814 die Streitkräfte des Reichs und das Nationalgefühl des Volks; die dritte, die politische, gründete auf die Erfahrung und die Frucht der beiden frühern den Plan, Peter des Großen Wort wahr zu machen, das er vor hundert Jahren, 1714, in seiner Rede nach Besiegung der schwedischen Flotte bei den Alandsinseln aussprach: „Die Natur hat nur Ein Rußland geschaffen, und es muß keinen Nebenbuhler haben!" Diese dreifache Zeit hindurch hat Alexander mäßig, thätig, unermüdet, durch unmittelbaren Briefwechsel oder persönliche Oberaufsicht regiert, und dabei durch seine ausgezeichnete, ebenso einfache als liebenswürdige Persönlichkeit die Herzen seiner Völker gewonnen und mit Vertrauen zu sich erfüllt. Seine Thätigkeit umfaßte Alles, was auf die Wohlfahrt des Reichs Bezug hat, mit Einsicht und Wärme; für höhere Ansichten empfänglich, war der Gedanke eines christlichen Regentenbundes zuletzt aus seiner von religiösen Gefühlen durchdrungenen — sei es auch von außen angeregten — Brust, und aus seinem jeder großen Idee offenen Gemüthe hervorgegangen. Das Wichtigste, was sein Regentenleben auszeichnet, läßt sich auf Folgendes zurückführen. Er hat die Nationalbildung und das Volkserziehungswesen planmäßig begründet und entwickelt; er hat die innere Verwaltung zweckmäßiger

geordnet, z. B. den Senat durch den Ukas von 1802, den Reichsrath und das Ministerium von acht Abtheilungen durch den Ukas von 1810, die Provinzialverwaltung in den Gouvernements u. s. w.; er hat den Gewerbfleiß der Nation entfesselt, und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerwesen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, auf der man es zuvor noch nie gesehen; er hat in seinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe glorreich entwickelt, und überall den Menschen als solchen geachtet; er hat endlich Rußland auf die erste Stelle und in den Mittelpunkt der politischen Ordnung von Europa und zum Theil von Asien erhoben. Auch darf man wol behaupten, daß seit Alexander I. Rußland in Hinsicht der in den höhern Ständen und an dem Hofe verbreiteten Geschmacksbildung und Aufklärung, sowie der Zahl freisinnig und großartig um sich blickender Staatsmänner, keinem andern europäischen Staate nachstehe. Des Kaisers nächste Umgebungen waren theils geborne Russen, unter ihnen General Jermoloff, später Wolchonsky, Araktschejeff, Diebitsch u. A., theils Fremde, früher einige Griechen, dann (1807—12) der franz. Gesandte, Graf von Caulaincourt. — Unter dem Einzelnen, was Alexander gethan oder veranlaßt hat, müssen zuerst seine Bemühungen um die Ausbildung, Sprache und Literatur der slavischen Völkerschaften erwähnt werden, wodurch eine eigne originale slavische Bildung (wie die germanische) vorbereitet worden ist. Er hat sieben Universitäten — Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und St. Petersburg — errichtet oder neugestaltet, 204 Gymnasien, Lehrerseminarien, und über 2000 niedere Bezirks- und Volksschulen, zum Theil nach Lancaster's Lehrart, gestiftet; er hat zur Verbreitung der Bibel in beinah allen Gouvernements durch die Unterstützung der (1826 aufgehobenen) Bibelgesellschaften mehr beigetragen, als irgend ein Souverain in Europa; auch ist durch kaiserl. Stiftung eine neue Bildungs- und Erziehungsanstalt, das Lyceum in Odessa, zu Stande gekommen. Durch einen Ukas von 1817 wurden den Juden (s. d.), welche zum Christenthum übertreten, bedeutende Vortheile zugesichert. Zum Druck wichtiger Werke (wie Krusenstern's „Reise", Karamsin's „Geschichte Rußlands" u. a.) hat er große Summen angewiesen; wissenschaftliches Verdienst hat er im In- und Auslande geschätzt und kaiserlich belohnt. Er kaufte seltene Sammlungen, wie Loder's anatomische Sammlung, Forster's mineralogische Schätze, der Fürstin Jablonowska Cabinet, Haubold's jurist. Bibliothek. Auch berief er 1818 zwei Orientalisten aus Paris (Demange und Charmoy) nach Petersburg, um durch Unterricht das Studium der arabischen, armenischen, persischen und türkischen Sprache zu befördern. Vorzüglich unterstützte er die Bildung junger talentvoller Männer, die er im Auslande reisen ließ. Damit stand in Verbindung, daß er überall seine Unterthanen der Geißel ihrer Zwingherren, der Adeligen, Bojaren und Starosten, zu entziehen suchte, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Die Leibeigenschaft ward seit 1816 in Esthland, Liefland und Kurland aufgehoben; und Alexander erklärte, daß er auf den Krongütern keine Bauern mehr verschenken wolle. Auch wurde das Ausbieten der Leute zum Verkauf in den Zeitungen verboten, und einer Gesammtschaft von leibeigenen Bauern (einem Theile der Erbbauern des verst. Kanzlers Romanzoff) erlaubt, sich von ihrem Erbherrn loszukaufen. Ebenso ernstlich wollte A. seinem Volke eine geordnete Gesetzgebung verschaffen; allein das bürgerliche Gesetzbuch erfodert noch immer viele Vorarbeiten. Die 1807 eröffnete Rechtsschule ging 1810 ein. Das bis dahin bei der Knutstrafe ohne Freilassung üblich gewesene Ausreißen der Nasenwände und Brandmarken hob A. um 1817 auf. Auch schaffte er schon 1801 das sogenannte heimliche Gericht ab, vor welches insbesondere politische Verbrecher gezogen und durch Hunger, Durst und auf andre Art (jedoch nie durch körperliche Pein oder Folter) zum Bekenntniß gezwungen worden sein sollen. Endlich hat er den Mißbräuchen der Gewalt der Statthal-

ter durch vorbeugende Gesetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adeligen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle als Strafe eines Verbrechens eingezogen werden konnten, erhob er zum allgemeinen Recht für alle seine Unterthanen. Noch wirksamer war, was Alexander für die Manufacturen und den Handel in seinem Reiche gethan hat; z. B. die Einführung eines zweckmäßigern Zollsystems, die Verbesserung des Geldwesens seit der Errichtung eines Tilgungsfonds, die am 19. Mai 1817 gestiftete Reichskammerbank, die Anlage eines neuen Meßplatzes für Makariew zwischen der Oka und Wolga, die Stiftung einer neuen Messe zu Warschau 1817, die fortdauernde Erweiterung des Straßen- und Canalbausystems, die Bewilligung eines Freihafens 1817 u. a. Vortheile für Odessa u. s. w. Überhaupt hat sich der Zustand der Gewerbe seit 1804, wo man ihn aus Storch's „Gemälde" und aus dem „Compte rendu" des Ministers des Innern kennen lernte, sehr verbessert, besonders gegen das britische Interesse in den Wollmanufacturen. Die ganze auswärtige Staatskunst, mehre Reisen um die Welt, die Gesandtschaft 1817 nach Persien (bei welcher sich der mit allen Planen Napoleons in Hinsicht auf Indien und Persien bekannte Franzose Gardanne befand), die Sendung nach Kochinchina und nach Khiwa, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten, mit Brasilien und Spanien, die Handels- und Schifffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlassungen endlich auf der Westküste von Nordamerika: Alles dies beweist den großen und richtigen Blick des russischen Cabinets in Hinsicht auf Rußlands Stellung in dem Welthandel. Daß der Kaiser solche Ideen anregen konnte, dazu haben seine Reisen im Auslande, selbst sein kurzer Aufenthalt in England, sein Umgang mit unterrichteten und geistvollen Männern und Frauen, vorzüglich aber seine öftern Reisen in den Provinzen seines Reichs, ihm Stoff genug gegeben; denn überall, auch an der Spitze des Heeres, war er aufmerksam auf Alles, was seinem Volke Nutzen bringen konnte.

In der Geschichte des russischen Heerwesens unter Alexander macht der Friede zu Tilsit Epoche (1807). Er eröffnete nicht bloß den Weg zur Eroberung Finlands (1809) und zweier Donaumündungen (1812), sondern er gab auch Alexander Zeit, die Unvollkommenheiten des bisherigen Militairsystems zu heben. Seitdem hat in kurzer Zeit das russische Kriegswesen einen so vorzüglichen Grad innerer Ausbildung erhalten, daß die russischen Heere in dem letzten Kriege, was Ausrüstung, Kunstübung und Mannszucht betraf, den Beifall des Auslandes sich erwarben. (Vgl. Wilson.) — Jenes selbstthätige und menschenfreundliche Eingreifen des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung ist der Grund, warum die Nation an Alexander mit vollem Vertrauen hing. Er hat dies erfahren in der Zeit der Gefahr, damals aber auch bewährt, daß er würdig sei, der Herrscher eines großen Reiches und einer tapfern Nation zu heißen. Als es galt, handelte Alexander mit Festigkeit; nie unterlag er jener Schwäche, welche nachgibt und Nichts zu wagen versteht. Dadurch vereitelte er alle Berechnungen Napoleons in Moskau. Alexander gab nämlich seinem Volke das Wort, „daß er nie mit Napoleon unterhandeln wolle, so lange noch ein bewaffneter Feind in seinem Lande sei." — Welche Thätigkeit aber in der Kriegsverwaltung herrschen mußte, bewies das russische Heer, welches 1813 in Deutschland auftrat, und das Heer, welches Alexander 1815, 300,000 M. stark, mit 2000 bespannten Kanonen gegen Frankreich marschfertig aufstellte. — In der Politik Alexanders ist der friedliche und religiöse Charakter derselben eine bemerkenswerthe Seite. Folgereich war seine persönliche Freundschaft, wie man sie selten unter Monarchen erblickt, für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die 1805 am Sarge Friedrichs II. feierlich besiegelt wurde. Die hohe Tugend der unsterblichen Königin Louise war der Schutzengel dieses Bundes. Alexanders Herz war von der reinsten Achtung für das Vortreffliche erfüllt, ohne daß sein Geist darum den Staatszweck Rußlands aus dem

Auge verloren hätte. Bewunderung für Napoleons glänzende Eigenschaften zog ihn auf dessen Seite hin; auch glaubte er, mit dem Kaiser der Franzosen gemeinschaftlich das Schicksal von Europa ordnen zu können. Deßhalb hielt er mit ihm die Zusammenkunft in Erfurt, am Ende Sept. 1808. Allein, als er sah, daß der herrschsüchtige Eroberer ihn in politische Widersprüche verwickelte und ihm Gesetze vorschreiben wollte, die der Wohlfahrt des Reichs nachtheilig waren, behauptete er mit Entschlossenheit seine Selbständigkeit. Es gelang ihm, durch die Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Åbo, im Aug. 1812, Schweden mit sich zu verbinden, nachdem er im Mai d. J. die Pforte zum Frieden von Bucharest bewogen hatte. Durch den Krieg 1812 erhob sich Alexanders Staatskunst zu jenem höhern, frommen Charakter, der auch seine Staatsschriften bezeichnet. Sie umfaßte bald mit ihrem Blick ganz Europa. Merkwürdig ist in diesem Sinne die Erklärung, welche Alexander zu Warschau den $\frac{10}{22}$ Febr. 1813 an die Völker Europas richtete. Sie bewies, daß man in Rußland damals den Zeitgeist wohl verstand, und mit den Völkern offen, deutlich und kräftig zu sprechen wußte. Noch feierlicher verhieß der aus Kalisch den 25. März 1813, im Namen Alexanders und seiner Verbündeten, an die Deutschen erlassene Aufruf einen neuen, rechtlichen, auf Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt mittelst einer angemessenen Verfassung abzweckenden Zustand. Überhaupt hat Alexanders Staatssprache den erhabenen Styl des Orients mit europäisch-christlicher Bildung in sich vereinigt; und die wichtigsten Aufsätze in Hinsicht der Gesammtangelegenheiten Europas erschienen in der petersburger Hofzeitung. Dahin gehört das merkwürdige Manifest vom 27. Jan. 1816, welches die politischen Grundsätze des Kaisers enthielt. Diese Sprache ziemte allerdings dem Wiederhersteller der europäischen Weltordnung, der, ein Agamemnon unserer Zeit, die Fürsten und Völker Deutschlands um sich versammelte; denn ohne Alexanders willkommene Erscheinung diesseits der Weichsel würden damals wenigstens die deutschen Völker, ungeachtet ihrer Begeisterung, die Fessel des Rheinbundes nicht zersprengt haben. Es gelang ihm, auch Preußen zum Kriege zu bestimmen. In diesem europäischen Befreiungskriege (s. Russisch-deutscher Krieg) setzte sich Alexander persönlich der Gefahr aus, um den Muth seiner Truppen zu befeuern. Wie ritterlich einfach und dabei wohlwollend gütig sein ganzes Betragen war, beweist das schöne und edle Verhältniß, in welches Alexander den General Moreau (s. d.) zu sich stellte. Unstreitig hat Alexanders Persönlichkeit auch auf den Gang des Krieges in Frankreich viel eingewirkt. Er gewann durch seine anmuthvolle Offenheit das Vertrauen der Franzosen. Man wandte sich, wie gesagt wird, insgeheim von Paris aus an ihn; und er vorzüglich bestimmte Schwarzenberg's Marsch nach der Hauptstadt am 29. März 1814, welcher den Krieg glorreich endigte. Die Großmuth, mit der Alexander Paris und die Franzosen überhaupt behandelte, die strenge Mannszucht seiner Truppen, und die Zusicherungen, welche die Alliirten auf Alexanders Vorwort der Nation ertheilten, erleichterten nicht nur die Rückkehr der Bourbons, welche der russische Kaiser, ohne Rücksicht auf Legitimität, dem eignen Wunsche der Franzosen zu gewähren glaubte, sondern auch das Friedensgeschäft selbst. Mit ähnlicher Großmuth behandelte er den abgesetzten Kaiser Napoleon; er achtete in ihm die Monarchenwürde ohne Rücksicht auf Geburtsrecht. Auch besuchte er die Kaiserin Josephine, und speiste bei ihr in Malmaison; er verwandte sich für den Prinzen Eugen Beauharnois; er besuchte den Marschall Ney. Die Begeisterung der Pariser für ihn war grenzenlos. Am 1. Juni 1814 ging er nach England, wo er mit Jubel empfangen wurde. Indeß scheint Manches hier einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Doch erhob sich dieser mächtige Monarch bei dem Mahle in Guildhall, zu Ehren des Volksgesanges: **Rule Britannia**, von seinem Sitze! — Den 28. Juni verließ er England, und den 25. Juli traf er wieder in St.-Pe-

tersburg ein, wo er den vom Senat ihm angetragenen Titel des „Gebenedeiten“ ablehnte, und Gott allein die Ehre gab. Dieselbe Gesinnung sprach späterhin ein Ukas (Moskau, d. 27. Nov. 1817) aus, nach welchem der heilige Synod den Geistlichen alles Lobpreisen des Monarchen untersagen sollte. Des Kaisers Anwesenheit in Wien während des Congresses war nicht allein der Eintracht der Fürsten und den freisinnigen Grundsätzen günstig, die man in die Congreßacte aufnahm, sondern sie vollendete auch das politische Übergewicht Rußlands durch die Behauptung des Königreichs Polen. Die polnische Verfassungsurkunde, welche Alexander von einigen Polen und seinen Staatsmännern in Wien entwerfen ließ, war die erste, welche dem Worte der Monarchen und den Erwartungen der Völker entsprach. Die Beharrlichkeit, mit welcher Alexander seinen politischen Grundsätzen treu blieb, bewies sich nicht allein gegen die Schweiz, die hauptsächlich ihm ihre Neutralität verdankt, und gegen die ionische Republik, sondern auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Paris, in der Erfüllung des Tractats von Chaumont. Alexander kam jetzt zum zweiten Mal, den 11. Juli 1815, in die Hauptstadt Frankreichs. Die strenge Mannszucht, welche seine Truppen beobachteten, erweckte neues Vertrauen zu Rußlands Politik, deren Einfluß auf das franz. Cabinet sichtbar den britischen verdrängte, vorzüglich seit Richelieu — bisher in russischen Diensten — an die Spitze des Ministeriums Ludwig XVIII. trat. Von dieser Zeit an zeigte sich Rußlands politisches Gewicht nicht bloß in dem französischen, sondern auch in dem spanischen Cabinet. Selbst der Hof von Rio Janeiro näherte sich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband sich, wie Preußen, Würtemberg und andre Staaten, enger mit dem russischen Hofe. Vermittelnd nahm Alexander gemeinschaftlich mit den Mächten, die den Tractat von Chaumont geschlossen, an den europäischen Gesammtangelegenheiten, z. B. an dem Abfall der spanischen Colonien und an dem Zwiste Spaniens mit Portugal wegen Monte Video Antheil. Auch ergriff er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrikanischen Staaten. Ob er durch die Stiftung des christlichen Bundes, Paris d. 26. Sept. 1815 (s. Heilige Allianz) und durch die Erklärung des Congresses von Aachen (1818) der europäischen Staatskunst eine höhere Richtung gegeben, welche jeder Staatsumwälzung vorbeugen könne, wird die Zukunft deutlicher entwickeln. Er hat sich dadurch, als der Stifter eines religiösen Ruhesystems der Staaten und Völker, mit an die Spitze der europäischen Regentenfamilie gestellt; eine christliche Gesinnung soll fortan die Seele der Staatskunst und das Band zwischen der Regierung und dem Volke sein. In dem Geiste dieses Bundes suchte Alexander, ohne jedoch in die innern Angelegenheiten andrer Staaten selbst sich zu mischen oder eine Art von europäischem Condirectorium geltend zu machen, allen revolutionairen Bewegungen der Völker, vorzüglich den durch das Heer bewirkten Staatsveränderungen, Einhalt zu thun. Das an alle russische Gesandte in Ansehung der spanischen Angelegenheiten gerichtete Memoire und die dem spanischen Gesandten, Ritter de Zea Bermudez, ertheilte Antwort des russischen Cabinets enthalten die Maximen jener europäischen Politik, die zu Aachen, in der Declaration vom 15. Nov. 1818, hauptsächlich gegen revolutionaire Bewegungen, die, ähnlich der französischen, Europa beunruhigen könnten, gerichtet war. In diesem Geiste nahm Alexander 1820 fg. an den wegen der italienischen Angelegenheiten zu Troppau und Laibach (s. d.) gehaltenen Congressen Antheil und befahl seinem Heere, nach Italien vorzurücken, um dort den Aufruhr der Carbonari zu bekämpfen. Da dessen Gegenwart aber nicht nöthig war, so zog es sich wieder nach Rußland zurück, wo 1821 die Sache der Griechen (s. d.) die Aufmerksamkeit des russischen Cabinets beschäftigte. Auch bei dieser Gelegenheit erklärte sich Alexander gegen jede aufrührerische Volksbewegung kräftig, und mißbilligte das ei-

genmächtige Unternehmen des Fürsten Alexander Ypsilantis (s. d.) öffentlich, nahm jedoch die Sache der Menschheit und des Christenthums bei der Pforte in Schutz. (S. Stroganoff.) In dem Geiste desselben Bundes, hat er, völlig mit dem wiener Cabinet einverstanden, aus Liebe zum Frieden und aus Achtung für das allgemein in Europa angenommene Staatensystem, die günstigste Gelegenheit, aus dem gerechtesten Grunde das barbarische Reich der Türken in Europa zu zerstören und die Länder am Bosporus und das classische Hellas der christlich-europäischen Cultur und der gesetzlichen Ordnung zurückzugeben, zur eigenen Vergrößerung nicht benutzt. Wie sehr übrigens Alexander die freisinnige Richtung des Zeitalters erkannte und achtete, hat er in Wien, Aachen und Warschau bei mehren Gelegenheiten bewiesen. Sein Brief an den Vicekönig von Polen, den Fürsten Zajonczeck (Aachen, $\frac{7}{19}$ Oct. 1818), ist ein schönes Denkmal dieser Gesinnung. In demselben Geiste sagte er den 5. März 1819 zu einer Deputation des liefländischen Adels, welche ihn um Bestätigung der neuen, zum Vortheil des liefländischen Bauernstandes entworfenen Verfassung bat, die denkwürdigen Worte: „Sie haben im Geiste unsers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Gesinnungen das Glück der Völker begründen können". — Charakteristisch war seine vor mehren Jahren an die Frau von Staël gerichtete Bemerkung: „Die Leibeigenschaft wird Ihr Auge hier zu Lande beleidigen. Das ist nicht meine Schuld. Ich habe das Beispiel gegeben. Aber ich kann nicht Gewalt brauchen; ich muß die Rechte Anderer achten, als ob es eine Constitution gäbe, die unglücklicher Weise nicht vorhanden ist". — Frau von Staël erwiderte darauf, was die Geschichte einst wiederholen wird: „**Sire, votre caractère est une constitution**". Mit derselben Gesinnung hatte er schon beim Antritte seiner Regierung die geheime Staatspolizei und Büchercensur aufgehoben, letztere jedoch später wieder eingeführt, übrigens den 7. April 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt". In diesem Geiste hatte er die Jesuiten (den 1. Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau, zuletzt (am 25. März 1820) aus dem ganzen Reiche, weil sie sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen wagten und den Frieden im Innern der Familien störten, entfernt; er hatte das Proselytenmachen verboten, den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugesichert und die Bildung der Juden befördert. In demselben Geiste entfaltete Alexander fortwährend die innere Kraft und die äußere Macht seines ungeheuern Reichs. Die Erwerbung Grusiniens, Bialystocks, Finlands, Warschaus, Schirwans und Bessarabiens hat die Reichsgrenzen fast überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs von 36 Mill. bis auf mehr als 43 Mill. — meistens Europäer — vermehrt. Das schnelle Aufblühen Moskaus aus seiner Asche, die wachsende Cultur in Sibirien und der Krimm, die um 800,000 Menschen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, und ähnliche Zeichen der zunehmenden Wohlfahrt des Reichs, haben Alexanders Regierung verewigt. Ob der Riesenplan, die Grundsäulen der russischen Staatsmacht, den Bauern- und den Kriegerstand auf das Innigste zu verschmelzen, sich in der Erfahrung bewähren wird, muß die Zeit entscheiden. (S. Militaircolonien Rußlands.) Überhaupt erwartet Vieles von dem, was Alexander eingerichtet hat, von der Zukunft seine Bestätigung und Entwickelung. So hat er durch die Verordnung vom 28. Dec. 1818 allen Bauern im Reiche das Recht ertheilt, Fabriken und Manufacturen zu errichten; ein Recht, das bisher nur dem Adel und den Kaufleuten der ersten und zweiten Gilde zustand. Eine zweckmäßigere Einrichtung des Reichsschuldenwesens und der Amortisationscasse gestattete die Erleichterung von Abgaben; daher hob der Ukas vom 1. Jan. 1819 die am 11. Febr. 1812 eingeführte Kriegssteuer von dem Ertrage des Grundeigenthums wieder auf, aber mehr zu thun hinderte die kostbare

Unterhaltung des zahlreichen Heers. Wichtig war die von dem Engländer Wyler, einem Quäker, 1818 unternommene Austrocknung der Sümpfe in der Gegend von Petersburg, von deren Erfolg wir nicht unterrichtet sind. Zugleich wurde die Colonisirung des südlichen Rußlands durch die Aufnahme von ausgewanderten Deutschen thätig fortgesetzt und derselbe Plan auch auf das Königreich Polen ausgedehnt, wo nach Alexanders Willen (Warschau, den 10. Aug. 1816) die Colonisten auf den Kronnationalgütern verlassene Häuser und Grundstücke, oder sonst zweckmäßige Unterstützung erhalten. Der Generalplan zu Errichtung von Schulen und Universitäten, in Ansehung der anzulegenden Kirchspielkreisschulen und Gymnasien, sowie die Einführung des vom kaiserl. russischen Leibarzt Hamel in Paris beobachteten Bell-Lancaster'schen wechselseitigen Unterrichtssystems, die Organisation des evangelischen und des katholischen Kirchenwesens, die Beförderung der Judenbekehrung, oder der sogenannten christlichen Israeliten, und die erweiterte Thätigkeit aller öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten, sowie der siebenzehn in Petersburg und Moskau vorhandenen höhern wissenschaftlichen Institute, rückte in seiner allmäligen Vollziehung immer weiter fort. Zwar wurden seit Vertreibung der Jesuiten die Verhältnisse des Kaisers mit dem römischen Stuhle eine Zeitlang gestört; allein die befriedigendsten Erklärungen des Monarchen gegen den Papst, von Laibach aus, eröffneten die Aussicht zu gänzlicher Feststellung der kirchlichen Verhältnisse der russischen katholischen Unterthanen, und der verfassungsmäßige Verkehr des katholischen Klerus in Rußland mit dem römischen Stuhle ward keinen Augenblick unterbrochen. Endlich hatte der Kaiser für die evangelisch-lutherische Kirche 1820 einen Bischof ernannt und ein Reichsgeneralconsistorium in Petersburg errichtet, welches über die reine Lehre, nach den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, wachen sollte. Alles dies beweist, daß der Kaiser Alexander die ganze Verwaltung nach einfachen Grundsätzen ordnen, zugleich aber auch dem, was die Ruhe und sittliche Ordnung stören konnte, dem Unglauben, dem Leichtsinn, der politischen Schwärmerei geheimer Verbindungen und andern Verirrungen des Zeitgeistes durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel entgegenarbeiten wollte. (Vgl. Rußland.) Allein es dauerten, ihm unbewußt, viele Mißbräuche fort; neue entstanden; das Verdienst der Frömmigkeit vermehrte die Zahl der Heuchler; und es bildete sich zuletzt, ungeachtet aller Maßregeln der Polizei, eine furchtbare und ebenso unsinnige als weitverbreitete Verschwörung, deren Enthüllung und Bestrafung seinem Nachfolger vorbehalten war. Vielleicht schon von dem Dasein solcher hochverrätherischen Umtriebe unterrichtet, folgte Alexander seiner kranken Gemahlin in das südliche Rußland, besuchte die Krim, und wählte daselbst eine Gegend sich aus, wo er einst von der Regierung sich zurückziehen und seine Tage ruhig verleben wollte, als er an einem gallichten Fieber, in Folge einer starken Erkältung, zu Taganrog (s. d.) erkrankte, und am 1. Dec. 1825 in den Armen seiner Gemahlin verschied. Kaum war die Nachricht davon am 8. Dec. a. St. in Petersburg eingetroffen, so wurde Alexanders ältester Bruder, Constantin I. (der sich in Warschau befand), zum Kaiser ausgerufen, dem alle Behörden und die Garden am 9. Dec. huldigten. Allein der Großfürst Constantin Cesarewitsch nahm die Krone nicht an, indem er schon bei Lebzeiten Alexanders durch ein Schreiben an den Kaiser (Petersb. d. 14. Jan. 1822) auf die Thronfolge Verzicht geleistet, und von diesem, sowie von der Kaiserin Mutter, durch Alexanders Antwort vom 2. Febr. 1822, die Genehmigung seiner Verzichtleistung erhalten hatte. Ehe noch des Großfürsten Erklärung von Warschau, worin er seiner Mutter und seinem Bruder, dem Großfürsten Nikolaus (d. 26. Nov. a. St. 1825) anzeigte, daß er diesen als Kaiser anerkenne, in Petersburg ankam, hatte der Senat das Testament Alexanders eröffnet, und darin die Urkunde der Verzichtleistung des Großfürsten Constantin Cesarewitsch nebst einem Manifeste des Kaisers Alexan-

der (Zarskojeselo, 16. Aug. 1823) gefunden, worin derselbe seinen zweiten Bruder, den Großfürsten Nikolaus, zu seinem Thronfolger erklärt. Dieser Fürst bestieg daher den Thron durch die Kundmachung vom 12. Dec. a. St. 1825, machte jene Urkunde bekannt, und erklärte zugleich, daß der Todestag Alexander I. der Anfang seiner Regierung sei (d. 1. Dec. n. St., 19. Nov. a. St.). Hierauf wurde dem Kaiser Nikolaus I. am 13. Dec. a. St., am 26. Dec. n. St., in Petersburg gehuldigt. K.

Alexandersbad, im Königr. Baiern, liegt ¾ St. von dem baireuthischen Städtchen Wunsiedel in einer herrlichen Gegend, nahe bei dem Dorfe Sichersreuth. Markgraf Alexander umgab 1782 die Quelle mit einer steinernen Einfassung, erbaute das große Brunnenhaus und hob diese wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anstalten. Die Quelle ward 1734 entdeckt und erhielt 1751 durch den Markgrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandt gibt die Quelle in einer Stunde gegen 16 pariser Kubikfuß Wasser, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7 Grad, und einen starken Geschmack, der Eisen- und Kohlensäure verräth. Man braucht dies Wasser vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen versendet. Das Brunnenhaus ist aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es steht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der steinernen Einfassung der Quelle. Um diese herum ziehen sich in einem Halbkreise kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzsaal, die Wohnung des Bademeisters und mehre Badezimmer befindlich sind. Zur Seite ist ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüsch bepflanzter Hügel. Die schönsten Anlagen in dieser romantischen Gegend finden sich an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, mit Überbleibseln einer Burg. Über Granittrümmer führt jetzt ein wohlgeebneter Weg mit Ruhesitzen durch die Felsenmauer hinauf. Die Stadt Wunsiedel, die hohe Kösseien und andere Punkte des Fichtelgebirges laden zu Wanderungen ein. S. Friedr. Hildebrandt, „Physikalische Untersuchung des Mineralwassers im Alexanderbade", Erlangen 1803, und Lagarde-Messenge, „Coup d'oeil sur Alexandrebad et Louisaburg", München 1819.

Alexandria (türk. Scanderun), die Hauptst. Ägyptens unter den Ptolemäern und Residenz derselben, erbaut 332 J. vor Chr. von Alexander dem Großen, welcher es zum Sitze seines Reichs und zum Mittelpunkte des Welthandels bestimmte. Es war vermöge seiner natürlichen Lage eine Festung und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer, besonders Pt. Soter oder Lagus Sohn und Pt. Philadelphus, verschönerten es immer mehr, und machten es zum Sitz der Gelehrsamkeit. (S. Alexandrinisches Zeitalter.) Die ersten Bewohner Alexandriens waren ein Gemisch von Ägyptern und Griechen, dazu kamen 336, 320 und 312 vor Chr. zahlreiche, zu schnellerer Bevölkerung der Stadt und Gegend dahin versetzte Colonien von Juden, die hier mit griechischer Sprache und Bildung vertraut, Helenisten (s. d.) wurden. Letztere waren es auch, welche die unter dem Namen der Septuaginta (s. d.) bekannte griechische Übersetzung des alten Testaments abfaßten. Der schönste Theil der Stadt, wo am großen Hafen die königl. Paläste prangten, hieß Bruchion. Hier befand sich das weitläufige und prächtige Akademiegebäude oder Museum, wo die größere Hälfte der königl. Bibliothek, 400,000 Bde., aufgestellt war; die kleinere Hälfte von 300,000 B. war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandriens durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius der Kleopatra zum Geschenk machte, ersetzt. Das Museum, in welchem viele Gelehrte Wohnung und Unterhalt hatten, gemeinschaftlich speisten, studirten und Andre unterrichteten, war ver-

schont geblieben und ging erst unter Aurelian's Regierung durch bürgerliche Unruhen zu Grunde. Die Bibliothek im Serapion erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius des Großen. Dieser ließ alle heidnische Tempel im ganzen römischen Reiche zerstören, und auch der herrliche Tempel des Jupiter Serapis ward nicht verschont, ein wüthender Haufe fanatischer Christen, unter Anführung ihres Erzbisch. Theodosius stürmte und verheerte ihn. Bei diesem Sturme, sagt man, ward die Bibliothek theils verbrannt, theils zerstört, und der Geschichtschreiber Orosius (gegen Ende des 4. Jahrh.) sah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es christliche Barbaren und nicht Araber unter Omar, wie gewöhnlich gesagt wird, welche den Wissenschaften diesen unersetzlichen Verlust zufügten. Die alexandrinische Bibliothek umfaßte die gesammte griechische und römische Literatur, von der wir nur noch einzelne Trümmer besitzen. Bei der Theilung des römischen Kaiserthums kam Ägypten mit Alexandrien an das morgenländische Reich. 640 nahmen es die Araber in Besitz; der Khalif Motawakel (845) stellte Bibliothek und Akademie wieder her, aber schon 868 eroberten es die Türken: die Stadt sank immer mehr, behielt jedoch einen blühenden Handel, bis zu Ende des 15. Jahrh. die Portugiesen den Weg zur See nach Ostindien fanden. — Das jetzige Alexandrien steht nicht mehr auf dem Boden des alten, von dem nichts übrig ist als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, das südöstliche Amphitheater, die Nadel oder der Obelisk der Kleopatra (vom Pascha dem König von England geschenkt; die Masse von 400,000 Pf. ist aber zur Verschiffung zu schwer) und die 88 F. 6 Z. hohe Pompejussäule, welche nach der Behauptung eines englischen Reisenden („Memoirs relating to european and asiatic Turkey, by Robert Walpole", 1817) von einem Statthalter Ägyptens, Pompejus, zu Ehren Kaiser Diocletian's errichtet wurde. Das auf derselben befindlich gewesene Standbild zu Pferde ist nicht mehr vorhanden. Die Stadt hat jetzt zwei Citadellen und zwei Häfen, wovon der westliche bessere den christlichen Schiffern gesperrt ist. Vor beiden Häfen liegt die Halbinsel Farillon, die Insel Pharos mit den Trümmern des Ptolemäischen Leuchtthurms. (S. Pharus.) Die Bevölkerung der Stadt, sonst 300,000, ist jetzt 12,600, in 3132 H. Hier ist der Sitz eines Patriarchen und einer Assecuranzkammer. Der Canal von Ramanieh, von Kahira nach Alexandrien (40 engl. Meilen) ward vom Vicekönig Mohammed Ali Pascha hergestellt und den 26. Jan. 1820 zuerst befahren. Dadurch hat Alexandrias Handel sehr zugenommen. 1824 kamen hier 1290 Schiffe an, darunter 606 östr., 1199 sind abgegangen. Eine Eigenthümlichkeit des neuern Alexandriens sind die vielen Hunde, welche wie in Kahira und Constantinopel frei herumlaufen und sehr wild sind.

Alexandriner, Verse, die aus 6 jambischen Füßen bestehen, und in der Mitte als charakteristische Eigenschaft, wodurch sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen Trimeter unterscheiden, einen Einschnitt haben, z. B.

„Umsonst hält die Vernunft | das schwache Steuer an."

Ihre strenge Einförmigkeit wird ermüdend, wenn nicht ein besonders feines Ohr die Feder des Dichters leitet, und sie waren deßhalb bei den Deutschen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. gänzlich, wiewol über die Gebühr, in Verruf gekommen. Seit Göthe aber haben mehre neuere Dichter sie wieder zu Ehren gebracht, sodaß man, ohne Einseitigkeit, den Alexandrinern einen Platz unter den Versarten deutscher Dichtkunst nicht wol verweigern kann. Die Franzosen dagegen sind für das Epos und Drama allein auf diesen Vers beschränkt, der bei ihnen auch der heroische heißt. Den Namen Alexandriner hat die Versart von einem alten franz. Ritterroman auf Alexander den Großen aus der Mitte des 12. oder Anfange des 13. Jahrh., in welchem diese Versart zuerst gebraucht wurde. (S. Französische Poesie.)

Alexandriner, Mitglieder der Alexandrinischen Schule (s. d.).

Alexandrinischer Codex, eine für die biblische Kritik sehr wichtige Handschrift, welche sich im britischen Museum befindet. Sie ist auf Pergament mit Uncialschrift ohne Spiritus und Accente, aller Wahrscheinlichkeit nach in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. geschrieben, und enthält in 4 Foliobdn. die ganze griech. Bibel (das A. Test. nach der Übers. der Septuaginta) nebst den Briefen des römischen Bischofs Clemens, hat aber im N. Test. drei Defecte. In den Evangelien hat sie einen andern Text, als in den übrigen Büchern. Der constantinopolitanische Patriarch Cyrillus Lucaris, welcher diese Handschrift 1628 dem König Karl I. als Geschenk übersendete, versicherte, selbige aus Ägypten erhalten zu haben; und daß sie daselbst wirklich geschrieben worden sei, ergibt sich auch aus andern Merkmalen. Ob sie aber gerade aus Alexandrien (daher eben ihr Name) stamme, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Joh. Ernst Grabe legte ihn bei seiner Ausg. der Septuaginta (Oxford 1707—20, Fol., 4 Bde.) zum Grunde. Einen vollständigen und diplomatisch-treuen Abdruck des Neuen Testamentes hat Woide (Lond. 1786, Fol.) geliefert, und Henry Hervey Baber hat ein Gleiches in Hinsicht des Alten Test. (Lond. 1816 fg., Fol.) begonnen. — Diese berühmte Handschrift gehörte schon seit 1098 zu dem Bücherschatze des Patriarchen von Alexandria. Am wichtigsten ist der Text, den sie bietet, für die Kritik der Briefe des N. T., da offenbar die Urschrift, welche der Copist bei den Evangelien vor sich hatte, weit schlechter war. Die 3 ersten Abtheilungen enthalten die alex. Übersetz. des A. T., die 4. das N. T. in der Ursprache, das Woide 1786 zu London mit Nachahmung der Typen in Folio hat drucken lassen, nachdem Andre schon einzelne Theile der Handschrift benutzt hatten.

Alexandrinische Schule. Als die schöne Blüthe der griechischen Dichtkunst, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahingewelkt war, suchte man durch Kunst zu ersetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. Alexandria in Ägypten ward von den kunstliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrsamkeit gemacht, und gab diesem Zeitalter der Künste und Wissenschaften den Namen des Alexandrinischen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an (die größte und kostbarste im Alterthume, welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog), sondern stiftete auch das Museum, das mit Recht als die erste Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. (Vgl. Alexandria.) Am wichtigsten unter diesen Gelehrten sind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die ebensowol Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyklopädisten genannt werden können. Solche waren Zenodotus, der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu Alexandrien bildete, Eratosthenes, der Cyrener, Aristophanes von Byzanz, Aristarch von Samothrace, Krates von Mallus, Dionysius der Thracier, Apollonius der Sophist, und Zoïlus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nikander, Euphorion, Kallimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon der Phliasier, Scymnus, Dionysius, und 7 Tragiker, welche man das alexandrinische Siebengestirn (Plejaden) nannte. Das alexandrinische Zeitalter hat einen von dem frühern durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Richtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit derselben zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften mehre Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke.

An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Das aber hieß, das Unmögliche verlangen. Nur in Einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerhaften Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Dichterschule, worin solche Meister Muster waren, so begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel der Eigenthümlichkeit fühlend, den Werth derselben aber erkennend und danach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Punkte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen, und suchte durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meistens Dichter und Grammatiker zugleich, sind daher steife, genielose und mühselige Verskünstler. Aber nicht bloß in Hinsicht der Dichter redet man von einer alexandrinischen Schule, sondern auch in Hinsicht der Philosophen, welche in das alexandrinische Zeitalter gehörten und in Alexandrien lebten, wiewol jener Ausdruck nicht allzustreng zu nehmen ist. Das Gemeinsame ist allein dieses, daß sich in Alexandrien Orientalismus und occidentalische Philosophie berührten, und daß hier im Ganzen ein Bestreben nach Vereinigung widerstreitender Philosopheme herrschend ward, weßhalb man die alexandrinischen Philosophen, die jenem Triebe des Sammelns und Vereinigens folgten, auch oft eklektische Philosophen oder Synkretisten genannt hat. Indeß gilt dieser Titel doch nicht von allen. Eine hervortretende Reihe von Philosophen bildeten dort die Neuplatoniker, welche den skeptischen Weg der neuern Akademie aufgebend, Plato mit den orientalischen Ansichten in engere Verbindung zu setzen suchten. Zu den ältern Neuplatonikern gehört schon der Jude Philo aus Alexandrien (s. d.). Im 1. und 2. Jahrh. nach Chr. wurden Plato und Aristoteles fleißig commentirt und zusammengestellt. Hieher gehört Ammonius der Peripatetiker, dessen Schüler Plutarch von Chäronea war. Die eigentliche neuplatonische Schule aber, die von Alexandrien ausging, wurde am Ende des 2. Jahrh. nach Chr. gestiftet von Ammonius aus Alexandrien (um 193 nach Chr.), dessen Schüler Plotin und Origenes aus Alexandrien waren. (S. Neuplatoniker.) Selbst meist Orientalen, mit griechischer Bildung genährt, verrathen sie in dem Geiste ihrer Schriften (z. B. Ammonius Saccas, Plotinus, Jamblichus, Porphyrius) am stärksten die wunderbare Mischung orientalischer und occidentalischer Elemente, deren Amalgamationsstätte Alexandrien durch den Ursprung seiner Einwohner, wie durch seine Lage und seinen Handelsverkehr geworden war. Orientalische Theosophie mit griechischer Dialektik verbindend, gewann ihre Philosophie bedeutenden Einfluß auf die Art, wie das Christenthum in Ägypten aufgefaßt und gelehrt wurde. Die vorzüglichsten gnostischen Systeme waren zu Alexandrien ausgebildet worden (vgl. Gnosis), die angesehensten Lehrer an der gleichzeitig mit dem Eklekticismus daselbst entstandenen und blühenden christlichen Katechetenschule (s. d.) hatten den Geist dieser Philosophie eingesogen, die heftigsten Religionsstreitigkeiten bewegten die alexandrinische Kirche, bis von ihr im Kampfe mit dem Arianismus durch Athanasius das Princip der Stabilität orthodoxer Glaubensbestimmungen ausging. Aber auch große Mathematiker, wie Euklides, der Vater der wissenschaftlichen Geometrie, Apollonius aus Perga in Pamphilien, von dem ein Werk über die Kegelschnitte vorhanden ist, Nikomachus, der erste wissenschaftliche Arithmetiker, Astronomen, welche die ägyptische Hieroglyphik zur Bezeichnung der nördlichen Himmelssphäre anwendeten und die noch jetzt geltenden Bilder und Namen der Fixsterngruppen bestimmten, astronomische Schriften, wie Eratosthenes seine Katasterismen, Aratus seine Phänomena, ein Lehrgedicht, Menelaus seine Sphärica, und vorzüglich der Geograph Ptolemäus (s. d.) seine „**Magna Syntaxis**" hinterließen und die

Theorie des Calenders verbesserten, die von ihnen in den Julianischen Calender überging; Naturforscher, Anatomen, wie Herophilus und Erasistratus; Ärzte und Wundärzte, wie Demosthenes Philalethes, der das erste Werk über die Augenkrankheiten schrieb; die Rhizotomen Zopyrus und Kratevas, welche die Pharmaceutik erweiterten und Gegengifte erfanden; medicinische Dogmatiker und Empiriker, deren Secte Philinus stiftete; Lehrer der Arzneikunde, welchen Asklepiades, Soranus und Galenus ihre Bildung verdankten, gehörten zu dem zahlreichen, auch unter römischer Herrschaft noch fortbestehenden und von den römischen Kaisern begünstigten Gelehrtenverein, der Alexandrien zu einem der berühmtesten und einflußreichsten Sitze der Wissenschaften im Alterthume machte. Das beste Werk über die Gelehrsamkeit in Alexandrien ist die Preisschrift von Jak. Matter: „**Essai hist. sur l'école d'Alexandrie**" (Paris 1819, 2 Thle.).

Alexianer, s. Brüderschaften.

Alexei Petrowitsch, der älteste Sohn Czar Peter des Großen und der Eudoxia Lapuchin, geb. zu Moskau 1690, zeigte sich als Feind und Widersacher der von seinem Vater getroffenen Neuerungen, welcher ihn deßhalb zu enterben beschloß. Alexei leistete auch willig auf die Krone Verzicht, und erklärte dem Vater, er wolle ein Mönch werden; als aber Peter seine zweite Reise angetreten hatte, entfloh er 1717, unter dem Vorwande zu seinem Vater zu reisen, der ihn zu sich beschieden hätte, nach Wien und von da nach Neapel. Auf Peters Geheiß und überredet durch den Gardehauptm. Rumjanzoff und den Geheimenrath Tolstoy, die Peter deßhalb an den wiener Hof geschickt hatte, kehrte er zwar zurück; allein der erzürnte Czar betrachtete jenen Schritt als ein Majestätsverbrechen, enterbte seinen Sohn Alexei durch d. Ukas v. 2. Febr. 1718, und da bei näherer Untersuchung dessen geheimer Plan, dennoch die Thronfolge zu erlangen, entdeckt wurde, so ließ er nicht nur alle nahe und entfernte Theilnehmer desselben hinrichten oder sonst strafen, sondern auch seinen eignen Sohn zum Tode verurtheilen und ihm das Todesurtheil vorlesen. 144 Richter hatten es einstimmig ausgesprochen. Obgleich dem Prinzen bald nachher die Begnadigung angekündigt wurde, so hatte doch die erlittene Angst und Gemüthsbewegung so üble Folgen, daß er schon in den nächsten 4 Tagen starb, den 26. Juni a. St. 1718. Er hinterließ von seiner Gemahlin, Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die er schlecht behandelt hatte, gest. 1715, eine Tochter, die 1728 starb, und einen Sohn, nachmaligen Kaiser Peter II. Die Art, wie der Prinz in Neapel entdeckt wurde, erzählt Dutens in s. „**Mém. d'un voyageur qui se repose**", III, 196. Büsching's Erzählung, daß ihn der General Weide im Gefängniß enthauptet habe, ist ganz unverbürgt. Alexeis Mutter starb 1731. — Eduard Gehe in Dresden hat diesen Stoff zu einem Trauerspiele bearbeitet, das 1821 mit Beifall auf die Bühne gebracht wurde.

Alexisbad im Selkethal des Anhalt-Bernburgischen, das reichhaltigste Eisenbad in Deutschland, dessen Wasser aber selten getrunken wird. 1811 erhielt es ein schönes und geräumiges Badehaus, mit herrlichen Anlagen in der Umgebung, die den Badegästen Schatten und Kühlung gewähren. Es fehlt weder den Kranken an ärztlicher und wundärztlicher Hülfe, an einer Intendanz, die für alles Nöthige sorgt, noch Denen, die das Bad nur Vergnügens halber besuchen, an allerlei Zeitvertreib, die Jagd selbst nicht ausgeschlossen. Am Fuße des Harzes gibt es sehr romantische Spaziergänge, z. B. nach dem Rondel am Schwefelberge auf einer ausspringenden Klippe, nach dem nahen Habichtstein, nach dem aus Marmor gebauten Harzgerode, dem wilden Mägdesprung mitten zwischen Eisenhütten und der Teufelsmühle auf dem Ramberg, endlich nach dem Schlosse Ballenstädt, dem in der Ferne schon freundlichen Stolberg und nach der Burg Falkenstein auf einem Felsen von Grauwacke. Vgl. Gottschalk und Curtze: „Das Alexisbad", Halle 1819.

Alexius Komnenus, s. **Komnenen**.

Alfieri (Vittorio, Graf), eine hohe und edle Natur, die sich durch eigne Kraft entwickelte, einem würdigen Ziele entgegenrang, und in allen Verhältnissen des Lebens sich rein erhielt von den selbstsüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, zeigt uns in Alfieri nicht bloß einen eigenthümlichen und geistreichen Dichter, sondern auch einen ungleich größern Menschen. Von reichen und vornehmen Ältern 1749 zu Asti in Piemont geboren, genoß Alfieri im väterlichen Hause eine Erziehung, wie sie damals unter den höhern Ständen gewöhnlich war, und welche den Geist so unwissend als das Herz unausgebildet ließ. Sein Oheim und Vormund glaubte besser für ihn zu sorgen, wenn er ihn auf der turiner Akademie unterrichten ließ. Allein Alfieri selbst hat uns ein Bild von dieser ganz unzweckmäßig eingerichteten Anstalt entworfen. Er verließ sie fast ebenso unwissend und ungebildet als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angestellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage sich versammelte. Eine unbestimmte Begierde, fremde Länder zu sehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreisen, und kaum war er zurückgekehrt, als sein unruhiger Geist, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philosophie verabscheuend, ihn zu neuen Reisen trieb. Er durchflog fast alle Länder Europas, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden seines Herzens zu finden. Aber so eilfertig und unwissend er auch diese fast 3jährigen Reisen gemacht hatte, so waren sie ihm doch nicht unnütz gewesen. Sein angeborener Freiheitssinn hatte sich bei dem Anblick so verschiedener Tyranneien mit Bestimmtheit entwickelt, der Schein irdischer Majestät konnte seine Augen nicht mehr blenden, und obgleich er über die Wahl seiner künftigen Laufbahn noch unentschlossen war, so entschied er sich doch schnell, den Militairdienst aufzugeben, und zog eine Zeitlang ein ganz unthätiges Leben vor, bis ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst stürzte; lange kämpfte sein Verstand, der diese Liebe als unwürdig verwarf, mit seinem schwachen, von Leidenschaften beherrschten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang, und nun lebhafter als je das Bedürfniß nach Geistesthätigkeit fühlte. Ein früherer dramatischer Versuch, zu dem ihn die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände, und er glaubt eine Stimme in seinem Innersten zu vernehmen, die ihm die dramatische Dichtkunst und seine Bestimmung anzeigt. Er geht sogleich ans Werk; sein erster Versuch wird mit unverdientem Beifall gekrönt, und er verpflichtet sich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen sich selbst, Alles daran zu setzen, ein tragischer Dichter zu werden. Aber jetzt, da er seine Kräfte und Mittel zu diesem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Größe seine Unwissenheit vor Augen. Er begann sogleich in einem schon reifen Alter mit den ersten Elementen; er studirte zunächst lateinisch und toscanisch, zu welchem Ende er selbst nach Toscana ging. Auf dieser Reise lernte er die Gräfin von **Albany** (s. d.), die Gemahlin des engl. Prätendenten, geb. Gräfin von Stolberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöschliche Liebe kettete. An ihr fand sein Herz einen würdigen Gegenstand, wie ihn sein Geist in der Dichtkunst gefunden hatte. Von nun an rang er mit rastlosem Eifer nach dem dichterischen Lorber, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu sein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften. Er schenkte zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Jetzt lebte er abwechselnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien, zu denen später, gleichsam wider seinen Willen, noch einige hinzukamen. Die widerwärtigen Schicksale seiner verehrten Freundin hatten oft seine Ruhe gestört; dieser qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigsten und unzertrennlichsten Verhältniß. Sie allein, in der er Ersatz für eine Welt fand, kräftigte

und befeuerte seinen Geist. Er lebte abwechselnd mit ihr im Elsaß und in Paris, unablässig mit der Dichtkunst und der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke (bei Didot und Beaumarchais) beschäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeistertes Gemüth mußte das Trugbild derselben, dem die Revolution huldigte, mit Abscheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das stete Fallen der Assignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geschändet zu sehen, und durchaus unfähig zu geistigen Arbeiten. Diese Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des Aug. 1792, wo er durch die Flucht aus Paris eben noch den gräßlichen Septemberscenen entging. Er verlor seine Bücher und den größten Theil der eben bei Didot in 5 Bdn. vollendeten Ausg. seiner Tragödien. Seitdem lebte er mit seiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigstens periodisch, zu ihm zurück; er nahm seine gewohnten Arbeiten wieder vor, schrieb seine Satiren und 6 Komödien, und studirte in den letzten Jahren die griechische Sprache, mit deren Dichtern er erst bekannt wurde, als er seine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter diesen Arbeiten starb er am 8. Oct. 1803. Seine Asche deckt in der heil. Kreuzkirche zu Florenz, wo sie zwischen Macchiavell und Michel Angelo ruht, ein schönes Denkmal von Canova. Alfieri hat sich als dramatischer Dichter in drei verschiedenen Gattungen versucht; wir besitzen von ihm 21 Tragödien, 6 Komödien und eine sogenannte Tramelogödie. Alle seine Werke in dieser Gattung sind jedoch nur als Bestrebungen eines großen Geistes anzusehen, der sich in seinem wahren Wirkungskreise vergriffen hat. Überdruß an Müßiggang und ein innerer Drang, sich hervorzuthun, machten Alfieri zum Dichter; er, der selten die Mittelstraße ging, konnte sich unmöglich bei einer Beschäftigung, auf die er sein ganzes Leben zu wenden beschloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziel setzen. Er spricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß sein hohes Bestreben dahin gehe, sich in der dramatischen Kunst, welche bis auf ihn in seinem Vaterlande noch vernachlässigt war, jenen unsterblichen Meistern des Gesanges beizugesellen, welche Italien besitzt. Er rang nach diesem Lorber mit hoher Kraft, und so edle Eigenschaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunst wol sonst zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichen konnte. Entrüstet über die Entartung seiner Zeitgenossen, tiefen Abscheu gegen den Despotismus im stolzen, freien, leidenschaftlichen Herzen tragend, war Alfieri viel mehr politisch als poetisch begeistert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitssinn in die erschlafften Gemüther hauchen, aber es schien ihm unwürdig, sich dazu der schmeichelnden Künste der Rede zu bedienen, er entsagte geflissentlich allem Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernst gefallen; aber er vergaß, daß er damit den wesentlichen Eigenschaften des Dichters entsagte. Seine Tragödien sind schroff und starr, die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach, der Vers hart und ungefällig; die Sprache entbehrt durchaus jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerste Gemüth aufregt. Dennoch ist er Italiens erster Tragiker und hat allen nachfolgenden zum Muster gedient. War A.'s Geist in seiner Jugendblüthe zu spröde für die Tragödie, so mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er sich in seinem Alter, wo längst die süße Täuschung des Lebens vor seiner Seele geschwunden war und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armseligkeit vor seinen Augen lag, in der Komödie versuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erstarrt. Auch in der Komödie hat er eine durchaus ernste, meistens politische Richtung; die Erfindung ist leer, die Verwicklung ohne alles Interesse, die Charaktere sind, wie in der Tragödie, nur allgemeine Umrisse, ohne Individualität; so stehen die Komödien noch weit unter den Tragödien und sind seines hohen Gei-

stes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenste unter allen dramatischen Werken A.'s den „Abel", welchen er, um ihm einen seiner Seltsamkeit angemessenen seltsamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerst diese Zwittergattung zwischen der Tragödie und Oper erfand, hatte sich vorgenommen, sechs Stücke in derselben zu liefern. A.'s am freiesten in den Extremen sich bewegender Geist befand sich hier in seiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik bestehen kann, so machen Erfindung und Ausführung den Abel unleugbar zu einem schönen Dichterwerke. Außer diesen dramatischen Originalwerken besitzen wir von A. ein episches Gedicht in 4 Ges., mehre lyrische Gedichte, 16 Satyren, und poetische Übers. von Terenz, Virgil und einigen Stücken des Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Nach s. Tode erschienen der „Misogallo", ein Denkmal seines Franzosenhasses, und s. Selbstbiographie (deutsch, Leipz. 1812, 2 Thle.), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieses Mannes vor Augen legt. Seine sämmtl. Werke erschienen zu Padua u. Brescia, 1809 u. 1810, 37 Bde. M.

Alfort, Schloß im Depart. der Seine, 2 Stunden von Paris, mit einer, seit 1767 für die Thierarzneikunde und für die Landwirthschaft nach Bourgelot's Plan angelegten Schule, mit einem botanischen Garten und reicher Naturaliensammlung, zoologischem Theater, Bibliothek, einem Cabinet der vergleich. Anatomie und der Pathologie. Das Schloß hat eine Aussicht auf die Seine und die Marne, und liegt zwischen der pariser Straße nach Champagne und jener nach Bourgogne. Die erste Direction erhielt Chabert, Gilbert folgte ihm. Außer diesen machten sich als Lehrer dort berühmt, Vicq d'Azyr, Daubenton, Fourcroy, Flandrin, Girard, Depuis und der jetzige Director Huzard. — Der botanische Garten ist schön und pflanzenreich, die Stallungen für die kranken Thiere sind zweckmäßig angelegt. Noch findet sich dort, außer andern landwirthschaftlichen Anstalten, eine Merinos- und eine Caschmir-Ziegenheerde, endlich ein Amphitheater, in welchem die Zöglinge in der Thierarzneikunde und Landwirthschaft Unterricht empfangen. Eine hydraulische Maschine von Perrier versieht jeden Zweig des Instituts mit hinreichendem Wasser.

Alfred der Große, König von England (geb. 849, gest. 900), bestieg den englischen Thron 872, zu einer Zeit, als die Dänen oder Normänner, die schon seit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüstungen in diesem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred kämpfte gegen sie, anfangs nicht mit Glück, und schloß Vergleiche, die aber nicht von ihnen gehalten wurden. Er mußte verkleidet flüchten und stand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienste. In diesem Zustande sann er darauf, sein Vaterland zu befreien. Er erfuhr, daß seine Unterthanen sich gegen ihre Feinde rüsteten, gab ihnen daher von seinem Aufenthalte Nachricht, und zog über die Verfassung, in der sich die Dänen befanden, selbst Kundschaft ein. Er begab sich nämlich, als Harfenspieler verkleidet, in das Lager des Königs Guthrum, und da er wahrnahm, daß die Dänen sich einer völligen Sicherheit sorglos überließen, eilte er zu seinem Heere, stellte sich an dessen Spitze, und erfocht einen so vollkommenen Sieg, daß die Feinde um Frieden baten. Er gestattete den noch im Lande befindlichen Dänen sich anzubauen; doch mußten sie sowol, als ihr König das Christenthum annehmen. Jetzt legte A. Festungen an und übte einen Theil seiner Unterthanen in den Waffen, während er durch die andern den Ackerbau betreiben ließ. Zugleich theilte er das Königreich in Grafschaften (Shires) u. s. w., wodurch er die öffentliche Sicherheit befestigte. London erhob er zur Hauptstadt des Reichs, hielt daselbst jährlich zweimal die allgemeine Ständeversammlung, und legte überhaupt den Grund zu der britischen Freiheit. Von Zeit zu Zeit suchten indeß neue Schwärme von Dänen in sein Land einzubrechen; Alfred ließ daher Schiffe erbauen und verhinderte damit

die Landungen der Dänen. Außerdem sorgte er für mehre Bildung seiner Unterthanen durch Gesetze und Unterricht. Er ließ zu dem Ende die Gesetze seiner Vorfahren zusammentragen und vermehrte sie, übersetzte selbst die Psalmen, die Äsopischen Fabeln und andre Schriften in die angelsächsische Sprache, und legte eine Schule zu Oxford an. Durch vertrauten Umgang mit den gebildetsten Männern seiner Zeit erwarb er sich viele Kenntnisse, verglich die verschiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte sie bei seinem Scharfsinne und seiner Klugheit gut zu benutzen. Ihm bleibt besonders das Verdienst, zu Englands Seemacht den Grund gelegt zu haben. Denn er ließ zuerst Schiffe oder vielmehr Galeeren bauen, die 60 Ruder hatten, und noch einmal so stark waren, als die größten vorher gebräuchlich gewesenen Schiffe. Auch veranstaltete er Entdeckungsreisen nach dem Norden und ins baltische Meer, deren Resultate er in seiner Übersetzung des Orosius erzählt. S. d. „Leben Alfred d. Großen", von Fr. Leop. Gr. zu Stolberg (Münster 1815).

Algardi (Alexander), Bildhauer, stammte aus einer angesehenen Familie zu Bologna. In der Akademie des Lodovico Carracci gebildet, kam er, 20 J. alt, nach Mantua, wo er Gegenstände in Menge fand, an welchen er sich im Modelliren üben konnte. Der Versuch, Giulio Romano's berühmte Gemälde im Palaste des T plastisch nachzuahmen, war allein hinreichend, seinen Studien eine falsche Richtung zu geben, und ihn, der nur in kleinen Modellen für Goldschmiede sich versuchen konnte, vom Rechten abzuführen. Sein Kunsteifer trieb ihn 1625 über Venedig nach Rom. Empfehlungen des Herzogs von Mantua brachten ihn in Verbindung mit dem Card. Ludovisi, Nepoten des Papstes Gregor XV., der eben die Pracht der Sallustischen Gärten durch Bauten und Bildwerke herstellen ließ. Bei ihm fand Algardi Beschäftigung durch Herstellung alter Marmorwerke (z. B. eines Merkur, der Beifall fand) und durch Erschaffung neuer. Wichtiger war, daß er durch den Card. mit s. Landsmanne Domenichino in engere Verbindung kam. Modelle in Wachs und für Goldarbeiter und Ergänzungen alter Werke, die viel nach Frankreich gingen, mußten damals seinen Lebensbedarf sichern. Erst die Statue der h. Magdalena für S. Silvestro auf dem Quirinal, brachte ihn in den Ruf, daß er auch zu größern Arbeiten geschickt sei. Immer bekannter und von Cardinälen und Fürsten beschäftigt, suchte ihn der französ. Hof nach Paris zu ziehen. Doch kostete es dem Fürsten Pamfili wenig Mühe, ihn bleibend an Rom zu binden. Hier starb er, 52 J. alt, am 10. Jun. 1654. In der Kirche S. Giovanni de Bolognesi liegt er begraben. Am berühmtesten unter s. Werken ist s. Flucht des Attila, ein Basrelief in Marmor mit lebensgroßen Figuren, das in der Peterskirche über dem Altar des h. Leo die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde anzieht. Bei allen Vorzügen dieser Arbeit, namentlich in der richtigen Zeichnung kraftvoller Figuren, bemerkt man zugleich sein Bestreben, malerische Wirkung hervorzubringen, und wie Bernini, von dessen Fehlern er jedoch noch entfernt war, gleichsam in Marmor zu malen, also den Einfluß der Carracci'schen Schule. Seine Kinder, durch derbere Formen ausgezeichnet und sonach der Antike näher stehend, werden denen des Quesnoy beinah gleich geschätzt; ja sein Schlafgott von nero antico in der Villa Borghese hat oft für alt gelten müssen. Das Basrelief, die Flucht des Attila, ist oft und zuletzt in Cicognara's „Storia della scoltura" in Kupfer gestochen. 19.

Algarotti (Francesco, Graf), geb. zu Venedig 1712, ein italienischer Schriftsteller, der das Studium der ernstern Wissenschaften mit der Ausübung der Künste verband. Er studirte zu Rom, Venedig und Bologna, vorzüglich Mathematik, Geometrie, Astronomie, Philosophie und Physik. Dieser letztern Wissenschaft und der Anatomie widmete er sich mit Vorliebe. Vertraut mit der latein. und griech. Sprache, wandte er großen Fleiß auf die toscanische Mund- und Schreibart.

Er sah Frankreich, England, Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutende Städte Italiens. Die letzten zehn Jahre seines Lebens brachte er in seinem Vaterlande zu. Als einundzwanzigjähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil s. „Neutonianismo per le donne", 1737, im Geschmack der „Pluralité des mondes" von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Bis 1739 lebte Algarotti abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Châtelet, bald in London. Dann machte er mit Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung von dem venetianischen Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn König August III. von Polen, welcher ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. A. lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, besonders am erstern Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienstes und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. 1754 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und seit 1762 zu Pisa wohnte. Hier starb er nach langen hypochondrischen Leiden 1764 an der Auszehrung. Den Entwurf zu seinem Grabmal, welches Friedrich II. auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Pisa errichten ließ, hatte er selbst gemacht. Er wird in der Inschrift, mit Beziehung auf seinen „Congresso di Citera" und seinen „Neutonianismo", ein Nebenbuhler Ovid's und Schüler Newton's genannt. Algarotti's Kenntnisse waren weitumfassend und in mehren Fächern gründlich. In der Malerei und Baukunst gehörte er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künstler sind unter seiner Leitung gebildet worden. Er zeichnete und ätzte mit viel Geschicklichkeit. In seinen Werken, welche von dem mannigfaltigsten Inhalte sind, zeigt sich Witz mit Scharfsinn gepaart; seine Poesien haben wenig Dichterfeuer, aber viel Anmuth, und seine Briefe gehören zu den schönsten in der italienischen Sprache. Unter s. „Saggi sopra le belle arti" sind die Versuche über die Malerei die wichtigsten. Die neueste Sammlung s. Werke ist zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bdn. erschienen.

Algebra. Man verwechselt oft die Ausdrücke Algebra und Analysis als gleichbedeutend. Die Analysis ist die allgemeine Darstellung und Entwickelung der Zusammensetzungsarten der Größen durch Rechnung; die Algebra dagegen beschränkt sich auf Betrachtung der Gleichungen (symbolische Formeln jener Verbindung) und Entwickelung des Bekannten aus dem Unbekannten vermittelst derselben; das Instrument (oder, nach der obigen Erklärung, die Grammatik), dessen sie sich dazu bedient, liefert die Buchstabenrechnung. Die Algebra (nach ihrem Verbreiter Gebr, einem Araber, der im 9. Jahrh. zu Sevilla lebte, — die erste Sylbe ist der arab. Artikel — benannt) ist daher, nach Bézout's Erklärung, eine Sprache, in welche man gewisse gegebene Sätze überträgt, dieselben hienächst den Sprachregeln, die die Buchstabenrechnung kennen lehrt, gemäß verbindet, und so, durch Entzifferung der Resultate dieser Verbindung, zu Bestimmungen gelangt, welche sich auf jedem andern Wege schwer, ja, in einzelnen Fällen, gar nicht erlangen lassen würden. Wenn z. B. verlangt wird, aus dem gegebenen Unterschiede zweier Zahlen, und dem Unterschiede ihrer Quadrate, die Zahlen selbst zu finden, so bezeichnet der Algebraist in seiner Sprache den erstern jener Unterschiede etwa mit a, den letztern mit b, die beiden zu findenden unbekannten Zahlen aber mit x und y, und stellt nun die Relation zwischen dem Gegebenen und dem zu Findenden unter der Gestalt $x - y = a$, und $x^2 - y^2 = b$ dar. Da $x^2 - y^2$, fährt er fort in seiner Sprache zu sprechen, $= (x + y), (x - y)$, so wird $x + y = \frac{b}{a}$,

und demnach, durch Addition und Subtraction, $x = \frac{b + aa}{2a}$ und $y = \frac{b - aa}{2a}$, welches also der allgemeine Ausdruck für diese Aufgabe ist, in der, für bestimmte Fälle, statt a und b nur die entsprechenden Zahlwerthe substituirt werden dürfen, um den zugehörigen Betrag von x und y sogleich zu haben. — Das älteste bekannte Werk über Algebra, welches wir besitzen, ist von Diophantus aus Alexandrien. (Die beste Ausgabe der Werke dieses Geometers, welcher nach der gewöhnlichen Meinung im 4 Jahrh. gelebt hat, ist die zu Toulouse, 1670, Fol., mit einem Commentar von Bachet und Anmerk. von Fermat.) Indeß verdankt Europa seine erste Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft nicht dem Alexandriner, sondern, gleich einem großen Theile seiner übrigen Kenntnisse, den Arabern, wie schon der Name bezeugt. Die Araber brachten ihre Algebra nach Spanien, von wo sie den Weg nach Italien fand. Man kann den damaligen Umfang dieser Kenntniß aus des Lucas de Burgo sancti Sepulcri Werke: „Summa de arithmetica, geometria, proportioni e proportionalità", Venedig 1494, kennen lernen. Tartaglia von Brescia, Cardanus von Mailand, und Ferrari von Bologna sind ferner ausgezeichnete Namen unter den italien. Algebraisten dieses Zeitalters. — In Deutschland war die Algebra in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. ebenfalls schon vorgerückt, wovon Mich. Stifel's, Profess. der Mathem. zu Jena, Werk „Arithmetica integra cum praef. Melanchthonis" (Nürnb. 1544, 4.) den deutlichsten Beweis ablegt. In England thaten sich um die nämliche Zeit Recorde, in Frankreich Peletarius als Algebraisten hervor; große Bereicherungen aber erhielt diese Wissenschaft nachher durch Vieta, Requetenmeister bei der Königin Margarethe von Frankreich (st. 1603), und den Engländer Harriot (st. 1631), an welche sich, mit glänzendem Erfolge, der niederländ. Mathematiker Albert Girard (um 1630) anschließt. Hienächst traten Descartes (s. d.), und Fermat, Parlementsrath zu Toulouse, gest. 1664, als gewandte Algebraisten auf; und der große Newton (s. d.) gab s. „Arithmetica universalis". Gleichzeitig mit ihm erwarb sich unser Leibnitz Verdienste um einzelne Lehren der Algebra; nach ihm zeichneten sich besonders Mac-Laurin und Euler durch ihre Bereicherungen auch dieses Theiles der mathemat. Wissenschaften auf das rühmlichste aus. In den neuesten Zeiten ist ununterbrochen an der weitern Ausbildung der Algebra gearbeitet worden. Wir nennen Lambert, d'Alembert, Lagrange, Ozanam, Saunderson, Clairaut, Cousin, Tempelhof, Kästner, Bézout, Gauß u. A. Die Algebra macht es allein möglich, weitläufige und zum Theil höchst verwickelte Verhältnisse zu übersehen. Diese Sprache, welche in ihrer weitesten Ausdehnung den Namen der mathem. Analysis führt, unterscheidet sich von allen andern Sprachen, die mehr oder weniger das Gepräge des Zufalls und der menschlichen Unvollkommenheit an sich tragen, so vortheilhaft, daß die letztern kaum eine Vergleichung mit ihr aushalten. Die Bestimmtheit, Präcision, Kürze und Allgemeinheit der Algebra ist nämlich so groß, daß man gewöhnlich eine gegebene Frage nur durch die algebraische Bezeichnungsart auszudrücken braucht, um sofort nicht nur die gesuchte Antwort selbst, sondern noch außerdem eine große Anzahl andrer, nicht minder interessanter und zuweilen gar nicht geahnter Wahrheiten zu erhalten. — In Rosenthal's „Encyklop. der mathem. Wissensch.", I, 44, findet man ein Verzeichniß der algebraischen Schriften. Die wichtigsten sind: Wiedeburg, „Über das Studium der Algebra", Jena, 1775. Euler's „Algebra", von Bernoulli in's Franz. übers. u. m. Anm. von Lagrange. Eine neue (empfehlenswerthe) Ausgabe dieser Übersetzung erschien zu Lyon 1795, 2 Bde. Lagrange's Zusätze hat Kaußler besonders übersetzt, Frankfurt a. M. 1796. Unter den ältern Lehrbüchern zeichnet sich des tiefsinnigen Mac-Laurin's „Treatise of algebra" (2. Ausg., London 1756) durch Gründlichkeit und Deutlichkeit aus. Beispiele und Erläuterungen findet man

in Saunderson's „Elements of algebra", Cambridge 1740, 2 vols., 4. Franzöf. durch Jancourt, Amsterdam 1756. Clairaut's „Algebra", die zuerst 1746 herauskam, ist mehrmals aufgelegt, neuerlich in 2 Bdn. von Lacroix, mit Anmerk. von Lagrange und Laplace. (Deutsch von Mylius, 1752; 2. A. von Tempelhof, 1778, mit Zusätzen.) Die deutschen Lehrbücher von Tegner, Kästner, Tempelhof, Pasquich und Andern sind bekannt. Anfängern ist zu empfehlen Busse's „Erster Unterricht in der algebr. Auflösung arithm. und geometr. Aufgab.", Dessau 1782, 2 Bde. — Bézout hat die Algebra in der 2. Abtheil. seines trefflichen Werks: „Cours des mathématiques à l'usage de la marine et de l'artillerie" (2. Aufl. durch Peyrard, Paris 1800), gut vorgetragen. Auch enthält der erste Bd. von Vega's „Vorlesungen über die Mathematik" (3. Aufl., Wien 1802) eine gründl. Anleit. zur gem. Rechenkunst und Algebra. — Eine vortreffl. algebr. „Beispielsammlung" hat gegeben Meier Hirsch (2. Aufl., Berlin 1811). D. N.

Algen. Wenn Pflanzensaft ins Wasser kommt, so kann es ein Alge, wie der Pflanzensaft in der Luft ein Pilz werden. Die Meeralgen sind größer, fester und besser gestaltet als die Algen im süßen Wasser. Alle organische Substanzen, welche ins Wasser fallen, verwandeln sich in Schleimknollen oder Fäden, die oft sehr fein beginnen. Auch im Meere gibt es Wasserfäden. Die Meerwurzler heißen Tange. Sie sind breite, viele Ellen lange, braunschwärzliche, auf Stein oder Holz mit einem Ende festsitzende Bänder. An sehr seichten Meerufern werfen die Stürme diesen Tang in großen Massen ans Land. Kluge Uferbewohner benutzten längst diesen Tang bald zum Kelpbrennen, bald zum Dünger und vermehrten dadurch die Fruchtbarkeit ihrer Äcker. Noch klügere trocknen jetzt den Tang an den Küsten von Deutschland und Dänemark, dreschen den Staub aus und nutzen ihn dann auf Jahre statt der Federn und Daunen in Betten, Matratzen und Sitzkissen. Bis in die Mitte Deutschlands und in der Levante nutzt man schon diese Entdeckung, aber noch nicht in England, dessen sowie Schottlands Küsten so reich an Algen sind — ausgenommen zum Kelpbrennen und zur Mischung von Düngerden.

Algier, s. Barbaresken.

Ali, Pascha von Janina (Tepeleni), der kühnste und verschlagenste Rebell gegen die Pforte, für sein Land ein kluger und thätiger Regent, als Krieger entschlossen und tapfer, als Mensch ein Teufel. Sein an sich denkwürdiges Leben gibt zugleich ein Bild von dem Zustande des türkischen Reichs und von dem Schicksale Griechenlands. Geb. zu Tepeleni in Albanien 1744, aus dem Geschlechte der Häuptlinge eines unabhängigen mohammedanischen Stammes, der Tocziden, der Enkel eines von der Pforte ernannten Bey, schwang sich Ali aus einem Abgrunde von Unglück, durch außerordentliche Geistesstärke und List, die vor keiner Gefahr, wie vor keinem Verbrechen zurückwich, auf den Gipfel fürstlicher Unabhängigkeit. Seinem Vater hatten die benachbarten Paschen fast alle Besitzungen entrissen. Nach dessen Tode stellte den sechzehnjährigen Ali seine Mutter, eine kriegerische und grausame Albaneserin, an die Spitze ihrer Anhänger. Er wurde geschlagen und gefangen, aber seine Schönheit und Lebhaftigkeit rührten den Kurd Pascha so, daß er ihn nach einer Züchtigung wieder entließ. Bald griff Ali aufs neue zu den Waffen und trieb Räuberei, war aber so unglücklich, daß er in die Gebirge floh, wo er, um nicht zu verhungern, seinen Säbel verpfändete. In diesem Zustande rieth ihm seine Mutter mit stolzer Verachtung: er solle einen Weiberrock anziehen und im Harem dienen. Darauf zog er abermals auf Krieg und Beute aus. Doch gänzlich geschlagen, verbarg er sich in einem eingefallenen Gebäude, wo er, über sein Schicksal brütend, ohne zu wissen, was er that, die Erde mit einem Stocke aufwühlte. Da stieß er auf etwas Hartes, und fand ein Kistchen mit Gold. Mit diesem Schatze warb er 2000 M., erfocht hierauf seinen ersten Sieg und kehrte im Triumph nach Tepeleni zurück. Seitdem war er fortdauernd

glücklich, aber auch ebenso treulos und grausam. Am Tage seiner Rückkehr ermordete er seinen Bruder, dem er Verrätherei Schuld gab, und sperrte dann seine Mutter, als ob sie den Ermordeten vergiftet habe, ins Harem, wo sie bald vor Schmerz und Wuth starb. Nun trieb Ali sein Räuberhandwerk fort, versöhnte sich jedoch mit der Pforte, indem er den rebellischen Vesir von Scutari besiegen half, und bemächtigte sich der seinem Vater entrissenen Ländereien, sowie einiger griechischen Städte. Darauf überfiel er den der Pforte verhaßten Pascha Selim von Delvino und ließ ihn enthaupten, wofür er dessen Nachfolger wurde. Endlich ernannte ihn der Divan, auf den er durch Bestechung großen Einfluß hatte, zum Statthalter des Dervendgi Pascha, der für die Sicherheit der Landstraßen sorgen muß; allein statt die öffentliche Sicherheit herzustellen, verkaufte Ali den reichsten Räuberhauptleuten großherrliche Diplome, und stempelte sie dadurch zu rechtmäßigen Eroberern. Nun setzte zwar die Pforte den Dervendgi Pascha und seinen Stellvertreter ab, allein Ali erkaufte aufs neue die Gunst der vornehmsten Minister. Auch leistete er mit seinen tapfern Albanesen, ob er gleich mit dem Fürsten Potemkin im geheimen Briefwechsel stand, der Pforte im Kriege mit Rußland und Östreich (1787 fg.) so wesentliche Dienste, daß ihn die Pforte zum Pascha von Tricala in Thessalien ernannte. Zugleich bemächtigte er sich der Stadt Janina, indem er einen untergeschobenen Firman vorzeigte, der ihm die Stadt mit der Citadelle übergab, worauf er die Einwohner zwang, eine Bittschrift an den Sultan zu unterzeichnen, daß er ihnen Ali zum Statthalter geben möchte. Zugleich mußten sie eine große Summe Geldes aufbringen, womit Ali den Divan bestach, der hierauf das Gesuch bewilligte. Späterhin trat er mit Bonaparte in Verbindung, der ihm Ingenieurs schickte, die seine Festungen bauten; als aber dieser in Ägypten abgeschnitten war, überfiel Ali 1798 die ehemals venetianischen, nunmehr franz. Plätze auf der Küste von Albanien. Nur Parga (s. d.) leistete glücklichen Widerstand. Darauf bewirkte er, daß in dem Vertrage zwischen Rußland und der Pforte, 1800, alle venetianische Plätze auf dem festen Lande (folglich auch Parga) der Pforte überlassen wurden. Dann warf er sich auf die tapfern Sulioten (s. d.) und bezwang sie nach dreijährigem Kampfe 1803. Die Pforte erhob ihn jetzt zum Oberstatthalter von Romanien, wo er sein Erpressungssystem mit noch größerer Unverschämtheit fortsetzte. Damals rächte er an den Einwohnern von Gardiki eine, seiner Mutter vor 40 Jahren zugefügte, Beleidigung durch die Ermordung von 739 männlichen Nachkommen der schon verstorbenen Thäter. Übrigens sah er im Innern seines Landes streng auf Recht und Ordnung. Es herrschte Sicherheit und Ruhe, Landstraßen wurden gebaut und das Gewerbe blühte auf, sodaß die europäischen Reisenden, mit denen Ali sich gern unterhielt (vgl. Hughes's „Reisen in Griechenland"), in ihm einen thätigen und einsichtsvollen Regenten erkannten. Seit 1807, wo er abermals mit Napoleon, der den Hrn. Pouqueville als Generalconsul zu ihm schickte, in Verbindung trat, war seine Abhängigkeit von der Pforte nur scheinbar. Indeß erreichte er seinen Zweck nicht, mittelst dieser Verbindung, im Frieden zu Tilsit, Parga und die jonischen Inseln zu erhalten; daher knüpfte er mit den Engländern Verbindungen an, und bewilligte denselben mehre Vortheile, wofür der Pforte (eigentlich aber dem Ali) die Rückgabe von Parga zugestanden wurde. Damals ließ er in seiner Zeitung drucken, daß Maitland (brit. Lord Obercommissair der jonischen Inseln) durch seine Empfehlung den Orden des wachsenden Mondes von der Pforte erhalten habe. Weil sich Ali jetzt in seiner Macht befestigt glaubte, so ließ er die Kapitanys (s. d.) der griech. Armatolien, die bisher ihm Beistand geleistet hatten, einzeln (darunter den Vater des Heerführers Odysseus) meuchlings ermorden, die Meuchelmörder aber umbringen, um nicht als Anstifter verdächtig zu werden. Endlich beschloß die Pforte 1820, der Macht des trotzigen Emporkömmlings ein Ende zu machen. Ismail Paschobey zog mit 5000 Türken, unter-

stützt von den Kapitanys, welche ihm 10,000 M. zuführten, gegen den Rebellen. Die Griechen umgingen die Stellungen des Ali in den Gebirgspässen, sodaß er sich mit den Banden seiner Anhänger, in die mit Allem reichlich versehene Burg von Janina werfen mußte. Von hieraus schoß er Janina in Brand. Paschobey hatte kein Belagerungsgeschütz, und war der Pforte, weil er die Christen zu Hülfe gerufen, verdächtig; daher gab sie dem Kavanosoglu den Oberbefehl. Dieser entließ die Kapitanys mit ihren Scharen unter harten Drohungen, und zwang sie zum Ersatz des einem Türken früher von ihnen zugefügten Verlustes. Sie traten hierauf, zumal da sie den Aufstand der Hetäria (s. d.) voraussahen, wieder auf Ali's Seite, und rückten gegen die Türken vor Janina ins Feld. Kavanosoglu konnte daher nichts gegen den Rebellen ausrichten. Der tapfere Bebapascha aber, sein Nachfolger, starb plötzlich nach der Einnahme von Arta, das Veli (Ali's Sohn) vertheidigt hatte. Nun zog der wilde, allen Griechen verhaßte, Khurschid, Pascha von Morea, mit 12,000 M. gegen die Burg; allein jeder Sturm wurde von Ali's tapfern Scharen abgeschlagen, und die Kapitanys, verstärkt durch die Sulioten, überfielen das türkische Lager. Zugleich rief die Hetäria ganz Griechenland zu den Waffen. Nun wurden die Türken gezwungen, sich in die festen Plätze zu werfen; und Khurschid zog sich im Aug. 1821 mit dem Reste seines Heeres aus Epirus nach Macedonien zurück. Allein die Albanesen, welche Ali mit leeren Verheißungen hinhielt, verließen den Tyrannen. Khurschid Pascha schloß mit einem neuen Heere Janina ein. Die Griechen gaben Ali's Sache auf. Daher entschloß er sich, vielleicht durch seine Gemahlin Wasilika, die eine Griechin war, dazu überredet, mit Khurschid zu unterhandeln. Als nun dieser ihm Gut und Leben eidlich zusicherte, so übergab Ali am 1. Febr. 1822 sein Schloß, und bezog seinen Sommerpalast im See von Janina. Hier kündigte ihm Khurschid's Lieutenant, Mehmet Pascha, das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil an. Ali setzte sich zur Wehre, wurde aber nebst seinen 6 Gefährten niedergehauen. Dies geschah am 5. Febr. 1822. Der Kopf des Rebellen wurde nach Konstantinopel geschickt. Die Pforte zog Ali's Schätze ein. Seine Söhne Veli- und Muchtar-Pascha waren 1820 bei der Eroberung der festen Plätze durch Vertrag in die Gewalt der Türken gekommen, und lebten im Exil in Kleinasien; weil sie aber durch einen als Derwisch verkleideten Griechen Verbindungen mit der Partei ihres Vaters unterhielten, wurden sie (im Aug. 1821) hingerichtet. Ali's Enkel erhielt 1824 von der Pforte die Erlaubniß, mit dessen Witwe Wasilika sich nach Larissa zu begeben. Pouqueville in s. „Hist. de la régeneration de la Grèce", T. 1, entwirft ein furchtbares Bild von Ali's Barbarei, Rachsucht und Treulosigkeit. So ließ Ali eine Griechin, Euphrosine, mit funfzehn andern Frauen ins Meer werfen, weil sie ihm zuviel Einfluß auf seinen Sohn Veli auszuüben schienen. Unstreitig besaß dieser Günstling des Glücks außerordentliche Naturgaben, den kühnsten Unternehmungsgeist und den sichersten Scharfblick; er vereinigte eine ungewöhnliche Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse mit Entschlossenheit und Muth, Beharrlichkeit mit zeitgemäßem Nachgeben; er fand selbst in verzweifelten Lagen Hülfsquellen und Auswege. Aber ebenso gehaßt als gefürchtet, war er falsch, mißtrauisch, unversöhnlich, dabei aus Herrschsucht und Habsucht blutdürstig, und jedes Mittel galt ihm gleich, wenn es nur schnell und sicher zum Ziele führte. Doch waren die Zwietracht seiner Feinde, die Verdorbenheit eines bestechlichen Divan und die politische Ohnmacht der Pforte die Hauptstufen, auf welchen dieser Jugurtha unserer Zeit zu seiner ephemeren Größe emporstieg. 20.

Älianus (Claudius), ein griech. Schriftsteller aus Präneste bei Rom, welcher um 221 n. Chr. lebte. Er war ein belesener Sophist, welcher zwei compilirte Werke in ziemlich gutem Style hinterlassen hat: „Vermischte Erzählungen und Anekdoten" und eine „Naturgeschichte der Thiere." Von dem ersten Buche

ist eine der vorzüglichsten kritischen Ausgaben die von Gronov, Leiden 1731, 2 Bde., 4. (neuere Ausgaben von Kühn, Leipz. 1780, und von Korais, Paris 1805).

Alibi, anderswo. Beweis des Alibi heißt im Criminalproceß derjenige Beweis der Unschuld, welcher aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit des an einem bestimmten Orte geschehenen Verbrechens an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er dieses Verbrechen nicht verübt haben kann: ein Beweis, welcher begreiflich die ganze Untersuchung niederschlägt. Schlaue Verbrecher suchen sich im Voraus den Schein eines Alibi zu verschaffen.

Alicante, Stadt und Hafen am mittelländischen Meere, mit 17,300 E., im spanischen Königreiche Valencia, mit einem ehemals starken, seit dem span. Erbfolgekriege verfallenen Castell. Die Seenationen Europas haben hier sämmtlich Consuln. Der vorzüglichste Ausfuhrartikel ist der süße Wein, welcher Alicante, auch seiner dunkeln Farbe wegen Vino Tinto genannt wird, und größtentheils nach England geht. Karl V. pflanzte ihn zuerst an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Alicante ist überhaupt der Stapelplatz für valencianische Producte und eine Hauptniederlage für den Handel zwischen Spanien und Italien.

Alimente, der Unterhalt, der nothdürftige (alimenta naturalia), der standesmäßige (alimenta civilia). Die gesetzliche Verpflichtung dazu entsteht hauptsächlich aus dem älterlichen und ehelichen Verhältniß. Der Vater muß seine ehelichen und adoptirten Kinder standesgemäß, seine unehelichen Kinder zur Nothdurft alimentiren, bis sie sich selbst ernähren können. Nächst dem Vater hat die Mutter, nächst dieser die väterlichen und endlich haben die mütterlichen Ascendenten diese Verpflichtung; die Ascendenten in Hinsicht auf die unehelichen Kinder jedoch nur dann, wenn sie den Vater derselben beerbt haben. Umgekehrt sind aber auch die Kinder zur Alimentation ihrer bedürftigen Ältern verpflichtet; Ehegatten müssen sich während der Ehe erfoderlichen Falls gegenseitig alimentiren, und zwar der Ehemann die Frau unbedingt auf standesmäßige Weise. Außerdem kann die Verbindlichkeit zu Alimenten aus Verträgen, Testamenten, Stiftungen, Lehns- und Majoratsverhältnissen u. s. w. entspringen.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein solcher, von welchem sich in Zahlen (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie viel Mal er in dem Ganzen enthalten sei. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größern ist, so nennt man dieselben incommensurabel (unmeßbar), weil eine Größe durch die andre messen, überhaupt und im strengsten Sinne nichts Andres heißt, als in Zahlen bestimmen, wie viel Mal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch irrational (verhältnißlos), weil sie in keinem geometrischen Verhältnisse zu einander stehen. Von dieser Beschaffenheit sind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2, 3, 5, 6, 7, 8, 10, u. s. f.) Die Seite eines Quadrats von 8 Quadratzoll Flächengehalt ist durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang sein, denn das gäbe, mit sich selbst multiplicirt, schon 9 Zoll Inhalt; sie kann auch nicht 2 und ein genau angeblicher Bruch sein, weil nach dem Obigen die Quadratwurzel aus 8 irrational ist. Die wahrscheinliche Irrationalität des Cirkelflächengehaltes, d. h. die Unmöglichkeit, ihn durch irgend eine als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumessen, ist unter dem Namen Quadratur des Cirkels zum Sprichwort geworden. (S. Kreis.)

Alkali, von Kali, dem arabischen Namen einer Pflanze, aus deren Asche eine Art der alkalischen Substanzen gewonnen werden kann. Die Alkalien sind solche Körper, welche sich mit den Säuren verbinden, sodaß sie dieselben neutralisiren, oder ihre Wirkung aufheben und Salze damit hervorbringen. Acidität und Alkalität sind deßhalb zwei correlative Ausdrücke einer und derselben Verbindungs-

art. (S. Acidität.) — Die Alkalien können in drei Classen getheilt werden. 1) In solche, welche aus einer metallischen Basis, mit Oxygen verbunden, bestehen. Dieser sind drei: Kali, Natron, Lithion. 2) Solche, welche kein Oxygen enthalten, nämlich Ammoniak (flüchtiges Alkali). 3) Solche, welche Carbon, Oxygen und Hydrogen, und vielleicht auch Azot enthalten, nämlich die Pflanzenalkalien, deren Menge vielleicht ebenso groß sein mag als die der Pflanzensäuren. — Die Erden: Kalk, Baryt und Strontian, wurden von Fourcroy ebenfalls zu den Alkalien gerechnet; von andern Chemikern sind sie aber davon getrennt und alkalische Erden genannt worden. Außer der Neutralisation und Salzbildung haben die vier ersten Alkalien noch folgende Eigenschaften: 1) Sie machen viele purpurrothe und blaue Pflanzenfarben grün, rothe purpurfarben und gelbe braun. Wenn die blaue Farbe durch eine Säure geröthet ist, so stellen die Alkalien dieselbe wieder her. 2) Sie besitzen diese Wirkung auch dann noch, wenn sie mit Kohlensäure verbunden sind, wodurch sie sich von den alkalischen Erden unterscheiden. 3) Sie haben einen scharfen und urinösen Geschmack. 4) Sie ätzen und lösen thierische Substanzen auf, mit welchen sie sich wie mit den Fetten im Allgemeinen so verbinden, daß sie neutral werden. 5) Sie werden bei einer starken Rothglühhitze verflüchtigt. 6) Sie verbinden sich mit Wasser in jedem Verhältniß und lösen sich auch reichlich im Alkohol auf. 7) Sie bleiben auch in ihrer Verbindung mit Kohlensäure noch auflöslich in Wasser, während die alkalischen Erden dadurch unlöslich werden. — **Alkalimeter**, ein Instrument, durch dessen Grade man die Menge des in der käuflichen Soda und Pottasche befindlichen Alkalis bestimmt, durch die Menge verdünnter Schwefelsäure von bekannter Stärke, welche ein bestimmtes Gewicht der fraglichen Substanzen zur Sättigung erfoderte. — **Alkalisiren**, Entwickelung der alkalinischen Eigenschaften einer Substanz. — **Alkalität**, der Inbegriff der alkalinischen Eigenschaften. Die Alkalität eines Alkalis ist desto stärker, je größer das Quantum Säure ist, das sie neutralisiren kann. Der Gegensatz von Alkalität ist Acidität (s. d.).

Alkamenes, s. Bildhauerkunst.

Alkman, ein griech. Dichter, Sohn eines spartanischen Sklaven, geb. zu Sardes in Lydien gegen 670 v. Chr. Er scheint größtentheils in Sparta gelebt zu haben, wo er das Bürgerrecht erhalten hatte. Er sang Hymnen, Päane und andre lyrische Gedichte in dorischer Mundart und gab diesen höheren Gattungen ihre Kunstgestalt. Was davon übrig geblieben, hat F. Th. Welcker gesammelt (Gießen 1815, 4.).

Alkmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle (s. d.) von Argos, nahm, zum Oberhaupte der sieben Epigonen gewählt, Theben ein und verheerte es. Als er hierauf seines Vaters Tod, von diesem selbst deßhalb beschworen, durch Ermordung seiner Mutter gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausspruche des Orakels, erst dann gänzlich befreit werden sollte, wenn er in einem Lande sich niederließe, das damals, als seine Mutter ihn verfluchte, noch nicht Land gewesen wäre. Er fand seine Ruhe endlich auf einer seit kurzem erst im Flusse Achelous entstandenen Insel, wo er dann die Kallirrhoë, Tochter dieses Flußgottes (mit Verstoßung seiner vormaligen Gemahlin Arsinoë) heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe, denn als er, um den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das unglückselige Halsband der Harmonia von seinem ersten Schwiegervater, dem Priester Phlegeus, listiger Weise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden.

Alkmar (Heinrich v.), s. Reinecke (der Fuchs).

Alkmene, Tochter des Elektryon und Gemahlin des Amphitruo, dem sie aus Jupiter's Umarmung, welcher sie liebte und, sie zu täuschen, des Gemahls Gestalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Alkohol, der von seinen wässerigen Theilen durch zweimalige Destillation befreite Weingeist. — Alkoholometer, ein mit Graden versehener, gläserner, hohler, an beiden Enden verschlossener Cylinder. In destillirtem Wasser sinkt er bei einer Temperatur von 16° R. bis auf 0 und im absoluten Alkohol reicht er bis zur höchsten Abtheilung (100). Nimmt man das specifische Gewicht des Wassers = 1,000 an, so ist dasjenige des Alkohols = 0,731. Jede Zwischenzahl zeigt in dem geprüften Branntwein so viel Procente von absolutem Alkohol an, als die Zahl über 0 ist.

Alkoran, s. Koran.

Alla Breve wird ein Tonstück überschrieben, in welchem die halbe Note (brevis) einem Viertel im $\frac{2}{2}$ Takte gleich ist, das in einer doppelt so geschwinden Bewegung, als sonst bei eben der Art Noten stattfindet, vorgetragen werden soll, sodaß eine ganze Taktnote so geschwind wie sonst eine halbe, eine halbe so geschwind wie sonst eine Viertelnote u. s. w., gespielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieser Taktart den Tonstücken ein Zeichen vorzusetzen, das einem durchstrichenen C gleichsieht und eigentlich einen durchstrichenen Cirkel vorstellen soll; auch wol eine 2, große 2, oder 2 oder $\frac{2}{1}$. Sie ist aber eigentlich vom Zweizweiteltakt verschieden, der oft auch Allabrevetakt genannt wird, und durch 2 und C bezeichnet werden kann, wo die Notengeltung ihrer Bezeichnung vollkommen entspricht. Übrigens bedient man sich auch des Ausdrucks: **Alla capella**; durch welche Benennung man andeutet, daß zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieselben sind wie beim Choralgesang, gleichwol nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, sowie es in den Capellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allah, im Arabischen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mohammed sagt, er sei der Einzige, der sein Wesen von sich selbst habe, ihm sei Nichts gleich in der ganzen Reihe der Wesen; alle Geschöpfe hätten das Ihrige von ihm erhalten; er sei der, welcher weder zeuge, noch gezeugt worden sei. Er ist der Herr der Körper- und Geisterwelt, dessen, als des einzigen und wahren Gottes, Verehrung Mohammed als die Hauptlehre seiner Religion überall einschärft. Das Wort ist aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zusammengesetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim ist.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn sich mehre Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß ein Jeder für das Ganze haftet. Dies ist bei Verbindlichkeiten aus unerlaubten Handlungen immer, bei andern Verschreibungen, welche von Mehren gemeinschaftlich ausgestellt sind, nur dann der Fall, wenn es besonders ausgemacht ist, sonst kann der Gläubiger Jeden nur für seinen Theil belangen. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer solidarischen Schuld zuerst angreifen will, hängt von seiner Wahl ab, der Angegriffene aber behält seinen Rückanspruch an die Mitverpflichteten, die er nöthigen kann, die Verpflichtung zu gleichen Theilen mit ihm zu tragen.

Allegorie (griechisch, von *αλλο*, anders, und *αγορειν*, reden), eine Darstellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darstellt, noch etwas Anderes bedeuten sollen, als sie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgesehen von ihrer besondern Zusammenstellung, ankündigen. Der herrschend gewordene Gebrauch dieses Ausdrucks verlangt aber: 1) eine Verwandtschaft oder Gleichartigkeit dieses verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichsam parallel mit einander fortlaufen müssen, denn sonst würde auch die Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2) die Kunst, durch den vor Augen liegenden Sinn

des Dargestellten jenen verhüllten vermittelst dieser Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anschauenden sicher zu erwecken; welche Kunst um so größer ist, je sicherer beim Anschauen des unmittelbar vor Augen Liegenden (des Bildes) die ihm entsprechende höhere Bedeutung des Dargestellten, das ideale Gegenbild, sich in der Einbildungskraft des Anschauenden entfaltet, sodaß vor dem klaren Anschauen des Letztern das Erste allmälig zurücktritt und fast verschwindet. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darstellung, in welcher ein Gegenstand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darstellung ist gewöhnlich ein sinnlicher oder historischer (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zusammenstellung beruht und einen besondern Gegenstand, eine besondere Thatsache und Begebenheit, sie sei nun wirklich geschehen oder werde nur als geschehen vorgestellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anschauen des Erstern hervortretende Sinn aber ein mehr geistiger und allgemeiner, welcher über einzelne Fälle und Thatsachen, auf welche die Darstellung sich bezieht, hinausgeht und in dem Kreise der Ideen und allgemeinen Begriffe liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede schöne Kunst in gewissem Sinne allegorisch nennen kann — denn das schöne Kunstwerk will durch besondere sinnliche Zeichen etwas Höheres, Ideales darstellen —, im strengen Sinn wird aber Allegorie nur ein solches Erzeugniß der Kunst genannt, in welchem die Mittel der Darstellung so verbunden sind, daß sie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen besondern und einen allgemeinen, Sinn darstellen; welche doppelte Bedeutung eines sinnlichen Gegenstandes oder einer Thatsache allerdings zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft des Besondern und Allgemeinen, ja der Natur und des Geistes überhaupt voraussetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geistiges bedeuten und das Ideale durch etwas Individuelles vorgestellt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegorische dem Historischen (in einem weitern Sinne genommen) entgegensetzt, und dann die Allegorie ein Phantasiebild, eine Phantasie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarstellung vorzugsweise zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darstellungen geben kann, denen eine eigentliche historische Thatsache, d. i. eine Handlung oder Begebenheit aus dem Kreise der Geschichte genommen, zum Grunde gelegt ist, welcher man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben versucht hat; so hat doch theils das Geschichtliche schon an und für sich selbst so viele Bedeutung, daß dasselbe, wenn eine allgemeine Deutung seinen eigenthümlichen Charakter — auch nicht zu zerstören pflegte, den Blick noch fortdauernd auf das Besondere hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Besondern ein geistiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzustellen, verschwinden müßte. Daher das Besondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenstand und Erzeugniß der schaffenden Einbildungskraft ist. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den sogenannten redenden Künsten, d. i. Beredtsamkeit und Dichtkunst, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plastik und in den mimischen Künsten, keineswegs aber in der Musik und Baukunst vorkommen könne; denn nur die zuerst genannten sind durch ihre Darstellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn und neben der besondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen. Der Charakter der letztgenannten Künste aber ist schon durch ihre Darstellungsmittel ein sinnbildlicher; denn sie deuten, nach ihrem reinsten Wesen gedacht, durch eine geistige Übereinstimmung der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren des Menschen ideales, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes, harmonisches Gefühl und Leben, und zwar die Musik das innere Leben des Gefühls durch den ihm verwandten Ton, die Baukunst aber das äußere harmonische und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealisirung der äußern Umgebung, kräftig, aber im Ver-

hältniß zu dem Begriff, zu welchem sich Worte, lebendige Gestalten und körperliche Bewegung durch ihre Zusammenstellung und Verbindung erheben lassen, nur dunkel und undeutlich an. Nun gibt es aber in den erstgenannten Künsten Darstellungen, deren Gegenstände historisch sind oder der Sage angehören, und dennoch, unbeschadet ihrer historischen Selbständigkeit, einen allgemeinen Sinn verstatten, oder sich, wie man sagt, allegorisch erklären lassen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollo). Insofern nun bei diesen der allgemeine Sinn gleichsam aus dem Besondern von selbst hervorgegangen ist, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten scheint (man denke hier an die allegorischen Personen einer Victoria, Spes), insofern setzt man wieder das Allegorische auch dem Symbolischen oder Sinnbildlichen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinsicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie wenn man z. B. den Künsten überhaupt eine allegorische oder symbolische Natur zuschreibt). Andere bestimmen den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol willkürlich und einseitig so, daß sie das Symbol auf einen einzelnen Gegenstand, der auch noch kein selbständiges Kunstwerk bildet, beschränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenstand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Ölzweig), unter einer symbolischen Gestalt die Personificirung eines Begriffs verstehen, die Allegorie aber mehr auf ein größeres Ganzes von Gestalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreise der Sage oder Geschichte liegt, eine sinnverwandte Wahrheit dargestellt wird. Nach diesem Unterschiede kann eine symbolische Darstellung (z. B. Rafael's symbolische Gestalten oder allegorische Personen der Klugheit, Gerechtigkeit) sowol für sich bestehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen (z. B. Eros, der auf dem Löwen reitet). Indessen ist auch die Allegorie nicht immer ein allegorisches Ganzes oder ein besonderes Kunstwerk, sondern sie kommt auch als Theil eines Kunstwerks vor, und zwar in der Redekunst und Poesie; insofern wird sie zu den rhetorischen Figuren, namentlich zu den Tropen (s. d.) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Übertragung ähnlicher und verwandter Vorstellungen und Eigenschaften auf ähnliche Gegenstände, sowie in Vertauschung derselben besteht, nur durch ihre Ausführung unterschieden, daher sie auch öfters mit Recht eine ausgeführte Metapher heißt. Hier wird nämlich ein Bild oder der ähnliche Gegenstand statt des darzustellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorstellungen und Eigenschaften desselben von jenem Bilde abgeleitet und durch ähnliche und verwandte Eigenschaften dieses Bildes ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgesetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und stärker den Gegenstand ausspreche, als der eigentliche Ausdruck, welcher für denselben vorhanden ist. Eine Allegorie dieser Art enthalten Shakspeare's Worte: „Mir ist der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand", „Wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt ist?" Auch hat diese Figur, wie alle Metaphern, nicht bloß in dem Mangel der Ausdrücke für gewisse Gegenstände, wie Cicero anführt, sondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, seine Empfindungen und deren Gegenstände stark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Übung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Ursprung. In jenem Drange ist die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geschäftig, 1) das Geistige zu verkörpern (dieses die eigentliche Metapher und Allegorie); 2) das Körperliche zu beleben und zu vergeistigen, oder auch 3) ähnliche Gegenstände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauschen und die Naturerscheinungen persönlich darzustellen (z. B. Aurora), worin die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber ist die Vergleichung so schnell, die Anschauung so lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenstand fast unvermerkt an des zu Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck selbst kürzer, er-

weckt die Vergleichungskraft und den Witz des Lesers bei der Vorstellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie schon überhaupt das Vertauschen verschiedener Gegenstände verwandter Sphären des Denkens, ein gewisses Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unserer Vorstellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der Allegorie als Trope in Rede und Gedicht. 1) Die Allegorie gehört zunächst dem bewegten Zustande an, in welchem Alles auf den Gegenstand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenschaft, Ursache oder Wirkung desselben angesehen wird, eine ängstliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Betrachtung, welche, wie im Gleichniß, die verglichenen Dinge einander gegenüberstellt, unmöglich ist; 2) sie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, und ergreift 3) statt des darzustellenden Gegenstandes ein Bild, welches ungesucht denselben nach seinem Wesen und seiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet und im Übrigen nach der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst sich richten muß. Die Allegorie als selbständiges Ganzes oder besonderes Kunstwerk kann nun auf ähnliche Weise und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber ergibt sich zuerst und hauptsächlich die schwierige Foderung, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemalten Bildes leicht und deutlich hervorschimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müsse, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. historische Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenstand selbst verdunkelt werden würde — oder zu gemein sei, in welchem Falle das ästhetische Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Historische und Mythische mit dem Allegorischen vermischt werde, und dadurch jenes seine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Galerie Farnese des Annibal Caracci); eine andre bedeutende Schwierigkeit liegt in der didaktischen Richtung, welche die Allegorie leicht annimmt und dadurch zur Prosa herabsinkt. Dennoch ist bekannt, daß diese Richtung in Verbindung mit gewissen Umständen, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu sagen, welche im Bilde eindringlicher und mit dem Reize der Schönheit auftrat, die erste und häufigste Veranlassung zu Allegorien dieser Art gewesen ist. Die letzte und größte Schwierigkeit scheint darin zu liegen, daß das Phantasiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse hat und weniger individualisirt ist, als die historische Thatsache. In diesen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die Allegorie so selten echt ist und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunst eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft, in der bildenden Kunst, auch der Verständlichkeit wegen, zu gewissen willkürlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (s. d.) zu greifen, welche außer dem Gegenstande liegen und den Betrachtenden kalt lassen. In dieser Hinsicht vermag nun die allegorische Darstellung mehr, als irgend eine andre, die seltene Verbindung des philosophischen und poetischen Geistes und in Hinsicht des Ausdrucks der Gedanken eine seltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe des Künstlers zu beurkunden; denn das Allgemeine und Besondere soll hier Eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunstwerk das ganze Gemüth ansprechen, und daher nicht bloß auf den Verstand durch einen der Menschheit würdigen und der Versinnlichung fähigen Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, sondern auch auf das Gefühl durch den belebten Ausdruck wirken, der gleichsam willig und von selbst sich jenem anschmiegt und zum beseelten Körper desselben geworden ist, sodaß die Idee nicht wie ein dunkeles Räthsel verborgen liegt, sondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorschimmert. Letzteres aber geschieht nur dann, wenn von der Allegorie so viel als möglich alle willkürliche und conventionelle Zeichen und Attribute, wie überhaupt alles Gesuchte, entfernt sind, und die äußere Form eine innere Verwandtschaft mit der Idee hat, durch welche sie zum nothwendigen, sich leicht ankündigenden Ausdrucke derselben erhoben

wird; wenn ferner das Besondere, welches das Allgemeine darstellt, selbst in seinen Formen Idealität besitzt und sich über die Prosa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beispiel der poetischen Allegorie, als eines selbständigen Kunstwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz, I, 14, in welcher dieser Dichter den römischen Staat und seinen Zustand unter dem ausgemalten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetischer Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, schildert; die Sorge von Herder; die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Lessing in seinen „Nathan" verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle sind an sich schon weder poetisch, noch in dem oben aufgestellten Sinne Allegorien — die „Vögel" des Aristophanes, Göthe's „Epimenides" — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beispiel einer Allegorie in der bildenden Kunst, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Personificirung beschränkt ist, weil die bildende Kunst durch Gestalten darstellt, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegorische Ballets und Pantomimen. Die weitere Verschiedenheit der Allegorie in diesen verschiedenen Künsten und ihren Formen läßt sich nur aus dem Wesen derselben erkennen und ableiten, welche Untersuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. Lessing's, Herder's, Winckelmann's und Moritz's Abhandl. und Bemerk. über Allegorie.) Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern christlichen Kunst als in der alten, der Griechen und Römer besonders, vorkomme, liegt in dem Charakter und der Denkweise des Alterthums und der christlichen Zeit, und ist vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verschiedenen religiösen Weltansichten zu begreifen, von denen jene sich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, diese dagegen von dem Geistigen ausging, weßhalb in Ermangelung einer vielseitigen Mythologie die Kunst die Gestaltung ihrer Ideen und Erfindung ihrer Stoffe der freien Phantasie überlassen mußte. Man vgl. in letzterer Hinsicht: Antik und Modern, und in Beziehung auf das Symbolische: Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1640, ein Sänger in der päpstl. Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetsten Gesang-Componisten damaliger Zeit betrachtet wird, war ein Schüler Nanini's. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches jährlich in der heil. Woche, Mittwochs Nachmittags um 4 Uhr in 2 Chören von 9 Sängern einstimmig in der Sixtinischen Capelle in Rom gesungen, und welchem eine außerordentliche Wirkung zugeschrieben wurde. Die Composition wurde sonst so heilig gehalten, daß Derjenige den Bann befürchten mußte, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinstimmende Copie auffsetzte. 1771 erschien es zu London im Stich und 1810 zu Paris in der „Collection des classiques". 1773 empfing der König von England eine Abschrift von dem Papste selbst zum Geschenk. Nach der Behauptung des gegenwärtigen Capellmeisters oder Chordirectors Baini soll das Miserere von Allegri nicht vollständig in Stimmen gesetzt worden sein, sondern nur die Baßstimme der ersten 18 oder 20 Takte, alles Übrige aber soll eine successive Zuthat der Sänger sein. Zu Anfang des 18. Jahrh. sei aber die damalige Singweise auf päpstlichen Befehl als Norm festgesetzt worden. Nie aber habe eine Partitur existirt. S. Sievers in der „Cäcilie", 1825, Nr. 5.

Allegro (munter, hurtig), der vierte von den Hauptgraden der musikalischen Bewegung. (S. Tempo.) Ein Allegro, ein Stück, das in einer schnellern Bewegung gespielt werden soll. Der Vortrag erfodert Kraft und Nachdruck. Allegretto, die musikalische Bewegung zwischen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes), mithin etwas langsamer als Allegro und

etwas geschwinder als Andantino. Man sagt auch ein Allegretto. Durch Zusätze bezeichnet man noch genauer die Art der Schnelligkeit, z. B. Allegr. maestoso (würdevolles A.).

Alleinslehre, s. Pantheismus.

Allemande, 1) der bekannte, ursprünglich deutsche, fröhliche Tanz; 2) eine sehr muntere Tanzmelodie in $\frac{2}{4}$ Tact, welche viel Ähnliches mit dem franz. Tambourin hat.

Allerchristlichste Majestät, ein Titel, den schon mehre ältere Könige von Frankreich (namentlich Pipin der Kurze) geführt haben, der ihnen aber erst 1469 vom Papst Paul II. beigelegt worden ist. Nach Andern gab Pius II. diesen Titel dem Könige von Frankreich Ludwig XI., um die abschlägige Antwort des Papstes auf des Königs Verlangen, daß der Papst, als neapolitanischer Lehnsherr, wider den König Ferdinand von Neapel, des franz. Königs Vetter, den Prinzen Johann von Calabrien, unterstützen möge, dem Könige weniger unangenehm zu machen. Mit dem Titel: Allergetreueste Majestät, hat der Papst Benedict XIV. 1748 die Anhänglichkeit des Königs Johann V. von Portugal an die römische Kirche belohnt. Der Titel: Allerheiligster Vater, gehört dem römischen Papste.

Allerheiligstes, bei den Katholiken, die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgestellte geweihte (consecrirte) Hostie. (Vgl. Monstranz.) Bei den Juden nannte man den abgesonderten Theil in der Stiftshütte oder später im Tempel, wo die Bundeslade stand und in welches der Priester jährlich nur einmal treten durfte, das Allerheiligste. Nachdem die Christenverfolgungen im 4. Jahrh. im römischen Reiche aufgehört hatten, wurde der Sonntag nach Pfingsten bestimmt, um das Andenken der heil. Märtyrer zu erneuern. Chrysostomus hat uns in der 74. Homilie (Tom. I, Frankf.) ein Muster einer solchen Rede hinterlassen, woraus man zugleich sieht, wie weit man um 380 noch von ihrer Anrufung entfernt war. Die abendländische Kirche bekam dieses Fest erst um 610 von Bonifacius IV. Der Kaiser Phokas hatte jenem Papste das Pantheon in Rom geschenkt. Dieser machte eine Kirche daraus und weihete solche den 4. März zur Ehre der Maria und aller Märtyrer. Unter dem Namen Rotonda oder Maria dei Martiri ist diese Kirche noch vorhanden. Gregor IV. legte 835 die Feier auf den 1. November und machte die Änderung, daß sie überhaupt allen Heiligen und auch den Engeln heilig sein sollte. Damit sie allgemein würde, ersuchte Gregor den Kaiser Ludwig den Frommen um die Bestätigung. Gegen 840 findet man das Allerheiligenfest schon in dem Calender des römischen Mönchs Wandelbert. Gegen 870 wurde es in England eingeführt.

Allianz, ein Bündniß zwischen zwei oder mehren Staaten. Man theilt die Allianzen in Offensiv- und Defensivallianzen, oder Trutz- und Schutzbündnisse. Die erstern sind zum Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes, die andern zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt; nicht selten vereinigen die Allianzen beide Eigenschaften. Die erstern pflegen gewöhnlich nur gegen einen bestimmten Feind, die Defensivallianzen dagegen unbestimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu sein. Überhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen sowol der Alliirten unter sich, als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclassen: nämlich, 1) in sogen. Kriegsgemeinschaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun —, wenn beide Theile sich verpflichten, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; 2) in Auxiliarallianzen (Hülfsbündnisse) im engern Sinne, wenn die Alliirten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als

Hauptmacht, die andere aber als hülfleistende Nebenmacht erscheint; 3) bloße Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien (Hülfsgelder) anheischig macht, Truppen zu stellen, oder sie der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst unmittelbar an dem Kriege Theil zu nehmen, oder wenn die geleistete Hülfe nur in Geldbeiträgen besteht. (S. auch Heilige Allianz und Coalition.)

Alligationsrechnung, Beschickungs- oder Vermischungsrechnung — **Regula Alligationis** —, diejenige Rechnungsart, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehren Dingen von verschiedenem Werthe zu machenden Mischung gesucht wird, sodaß die vollendete Mischung selbst dadurch einen bestimmten Werth bekommt. Sie ist also von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterscheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher bestimmt und der Preis oder Gehalt der Mischung erst hinterher gefunden wird; bei der Alligation hingegen bestimmt man den Preis oder innern Gehalt der Mischung zuerst, und berechnet das Verhältniß der Theile hienach.

Alligator, oder Kaiman, gehört zum Eidechsengeschlecht, ist weit rundlicher und glatter am Leibe und Schwanz, als der eigentliche Krokodill, wird auch nicht so groß als dieser, und legt kleinere Eier. Er lebt im mittlern Amerika. Die Felle dieser Gattung werden jetzt in Brasilien trefflich gegerbt.

Alliteration (Buchstabenreim), eine musikalische Figur der Rede (s. Figur), die in dem Zusammentreffen gleicher Consonanten oder gleichklingender Sylben in einem Satze besteht. Oft ist dieses Zusammentreffen dem Ohr zuwider und insofern tadelhaft; doch gibt es Fälle, wo der gewandte Schriftsteller dadurch das hervorzubringen sucht, was die Franzosen **Harmonie imitative** (nachahmende Harmonie) genannt haben, die, mit Geschmack angewandt, zu einer großen Schönheit werden kann, im Gegentheil aber leicht zur kindischen Spielerei herabsinkt. An Beispielen letzterer Art ist unsere neueste Dichterschule überreich. Zu den musterhaften nachahmenden Harmonien und glücklichen Alliterationen gehören: in der römischen Literatur der bekannte, den taktmäßigen Galopp des Pferdes so glücklich ausdrückende Vers Virgil's:

Quadrupedante pedum sonitu quatit ungula campum.

und ein anderer Vers desselben Dichters:

Luctantes ventos tempestatesque sonoras,

in welchem die häufige Wiederholung des t das anhaltende Sträuben der Winde gegen ihre Ketten zu versinnlichen scheint; in der französischen unter andern ein Vers Racines:

Pour qui sont ces serpens qui sifflent sur vos têtes?

wo man glaubt das Schlangenzischen zu hören. — In der deutschen Literatur sind wenig Dichter so reich an Schönheiten dieser Art als Bürger, und wenn man das „Hurre, hurre, hopp, hopp, hopp" in seiner „Lenore" nicht ohne Grund getadelt hat, so läßt sich dagegen fast nichts Weicheres und Einschmeichelnderes denken, als Verse wie die folgenden:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

A. W. Schlegel hat die Alliteration in einem Sonett, das sich schließt:

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.

(Vgl. auch Assonanz u. Annomination.)

Allix (Jacques Alexander François), französ. Generallieutenant und Mitglied der Akademie der Wissensch. zu Göttingen, geb. zu Perci in der Normandie d. 21. Sept. 1776, der Sohn eines Professors der Mathematik, diente bei der

Artillerie in der Nordarmee, zeichnete sich bei der Belagerung von Luxemburg aus und stieg, 20 Jahr alt, bis zum Obersten. Bei dem Übergange über den Bernhard, bei der Erstürmung von Verona, und während des Feldzugs in St.-Domingo bewährte er ebenso viel Talent als Muth; weil er aber bei dem 18. Brumaire wenig Theilnahme bewies, so erhielt er keine Beförderung. Er trat daher im Oct. 1808 als Brigadegeneral in die Dienste des Königs Hieronymus von Westfalen, und wurde den 15. April 1812 Divisionsgeneral. Jetzt erst gab ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Unleugbar zeichnete sich General Allix unter den Franzosen, die damals auf deutschem Boden ihr Glück suchten, durch Kenntnisse und Thätigkeit aus, vorzüglich bei der Bildung der westfälischen Artillerie, bei der Verbesserung der Landstraßen und bei den öffentlichen Bauten, allein er betrug sich oft mit Übermuth. Nach dem Rückzuge aus Rußland that er, was er konnte, um Westfalen und Kassel im Sept. 1813 gegen Czernitscheff zu vertheidigen; auch führte er den schon entflohenen König nach Kassel wieder zurück, wofür ihm dieser ein Jahrgeld von 6000 Fr. anwies und ihn zum Grafen von Freudenthal ernannte, welchen Titel jedoch General Allix nicht annahm; allein die harten Maßregeln, durch welche er und Malchus sich der Auflösung des Staates entgegenstellten, machten Beide dem Volke verhaßt. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich stellte ihn Napoleon als Brigadegeneral wieder an; als solcher vertheidigte er mit wenig Truppen den Wald von Fontainebleau (d. 18. Febr. 1814) und die Stadt Sens (d. 26. Febr.), daher ihn auch Napoleon zum Divisionsgeneral ernannte. Nach des Kaisers Abdankung lebte General Allix im Schoße seiner Familie, trat aber im März 1815 wieder auf des Kaisers Seite und übernahm das Commando im Depart. der Yonne. Zur Zeit der Schlacht von Waterloo befand er sich als Präsident einer Militaircommission zu Lille und ging in Aufträgen nach Calais. Nach jener Schlacht ließ er, als Befehlshaber einer Division, die wichtige Stellung bei St.-Denis befestigen und folgte endlich dem Heere über die Loire. Die Ordonnanz Ludwig XVIII. vom 24. Jul. 1815 nöthigte ihn, sich nach Deutschland zu begeben. Im Exil schrieb er sein bekanntes Werk gegen Newton's Gravitationsgesetz, worin er alle Bewegungen der Weltkörper aus der Entbindung der Gasarten in den verschiedenen Atmosphären zu erklären sucht. Es ist ins Deutsche von Fr. Murhard, ins Englische, und ins Italienische von Compagnoni übersetzt, hat aber Laplace's Beifall nicht erhalten. 1819 erlaubte der König dem General Allix nach Frankreich zurückzukehren, wo er wieder als Generallieutenant in den Listen steht und bei dem Generalstabe in Thätigkeit ist. 20.

Allodium (Erbe, lehnfreies Gut), eine jede Sache, die man erb- und eigenthümlich besitzt, und in Ansehung welcher keine Lehnsverbindung eintritt. Es wird dem Lehn entgegengesetzt und das ganze Vermögen, das Jemand besitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu dem Einen oder dem Andern gehören. Wofür im zweifelhaften Fall die Vermuthung streite und wer den Beweis der Lehnfreiheit (Allodialeigenschaft) oder der Lehnbarkeit übernehmen müsse, hängt von der Verfassung ab. In England ist Alles lehnbar, und der Beweis der Lehnfreiheit ist gegen den König unzulässig; im alten Frankreich wurde die Lehnbarkeit des Grundeigenthums vorausgesetzt (nulle terre sans seigneur) und die Lehnfreiheit mußte erwiesen werden. In Deutschland wird die Lehnfreiheit als Regel vorausgesetzt und die Lehnseigenschaft fodert Beweis. Da der Vasall in der Verfügung über das Lehn sehr eingeschränkt ist, auch das Lehn nach andern Grundsätzen vererbt wird als das Allodium, so ist der Unterschied von Bedeutung. Bei einem Heimfall des Lehns, sowie wenn Lehnserben und Allodialerben des vorigen Besitzers verschiedene Personen sind, kommt es zu einer Absonderung des Lehns vom Erbe. — **Allodificiren** heißt, die Lehnbarkeit aufheben und zu freiem Erbe machen: eine Operation, welche in verschiedenen Staaten sehr begünstigt wird. Dabei muß

dem Lehnsherrn ein Theil des Werths zur Entschädigung gegeben werden, oder es wird eine fixe jährliche Abgabe (Kanon) auf das Gut gelegt. 37.

Allopathie, Gegensatz der **Homöopathie** (s. d.).

Allori. Diesen Namen führte der auch mit dem Beinamen **Bronzino** belegte Neffe und Schüler des Bronzino: **Alessandro Allori**, ein Maler der florentinischen Schule, der sich ganz auf die Nachahmung Michel Angelo's legte und alle nicht anatomischen Studien verwarf. Auch schrieb er eine Abhandlung, die malerische Anatomie betreffend. Er war zu Florenz 1535 geb. und starb 1607. Sein Sohn **Cristoforo**, geb. zu Florenz 1577, entfernte sich von seines Vaters Manier und folgte dem Gregorio Pagani. Doch malte er meist Landschaften und Portraits; von letztern viele für die florentiner Galerie. Seine Judith im Palast Pitti und mehre andre Gemälde, sowie seine Copieen der Magdalena des Correggio, sind berühmt. Er starb 1621.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutschen gewisse Frauen, denen sie eine geheime Wissenschaft zuschrieben; von all (sehr, viel) und runen (wissen). Sie hießen auch Druden oder Truhten, und waren Genossinnen der alten Vernunftweisen, welche dieselben Namen führten. In der Folge wurden sie von Mönchen und Geistlichen für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. gehalten und oft als Teufelsgenossinnen zum Feuer verurtheilt. Einem noch jetzt nicht ganz erloschenen Volksaberglauben zufolge, sind die Alraunen auch eine Art von Zauberwurzeln, von menschlicher Form, die nur auf Richtstätten wachsen, daher Galgenmännlein, nur von gewissen Personen zu bestimmten Zeiten und unter mancherlei schwer zu erfüllenden Bedingungen gefunden werden können, und deren Besitz, unter andern übernatürlichen Gaben, auch die Fähigkeit, verborgene Schätze aufzufinden, verleiht.

Alluvionsrecht, das Anschwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, sich das durch die Gewalt des Flusses von andern Ufern abgerissene und an das ihrige angesetzte Land zuzueignen. Es gibt ferner Alluvionen, die theils das Meer durch Zurücktreten, theils durch allmäliges Erhöhen eines Uferbodens bildet. Auch bilden die Flüsse oft Inseln durch Niederschlag, wenn der Fluß aufhört schnell zu fließen. In beiden Arten pflegt die Alluvion gemeiniglich durch Staatsgesetze dem Souverain vorbehalten zu werden.

Almanach, 1) ein aus einem Blatte bestehender Wandcalender (s. **Calender**); 2) der Titel verschiedener Taschenbücher, z. B. Musenalmanach u. a., von welchem mit jedem Jahre eine Fortsetzung erscheint, deren Inhalt gewöhnlich aus Erzählungen, Gedichten, Räthseln ꝛc. besteht. Einige erklären das Wort so: Es lebte im 3. Jahrh. im heutigen Bretagne ein gelehrter Mönch, Guinklan, welcher jährlich ein kleines Buch von dem Laufe der Sonne und des Mondes verfertigte, welches er durch Abschreiber vervielfältigen ließ. Es führte in der celtischen Sprache den Titel: „Diagonon al manah Guinklan" (Vorherverkündigungen des Mönchs G.). Diesen Titel verkürzte man in Almanach (der Mönch oder des Mönchs). Nach einer andern Ableitung kommt dieser Name von den viereckigen Stöcken her, auf welchen die alten Sachsen, ehe man geschriebene Calender hatte, den jährlichen Mondswechsel eingruben. Diese Stöcke nannte man „al-Mon-aght" (jedes Monats Beachtung), und abgekürzt: Almanach. Die natürlichste Ableitung ist aus dem Arab. „Al Manah", d. h. Zählung, Berechnung. Im Morgenlande ist diese Benennung für Calender schon längst üblich. 11.

Almarco (Ital.) zeigt beim Münzwesen und Geldhandel an, daß eine gewisse Anzahl von ausgeprägten Münzsorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgestückelt und beim Geldhandel angenommen wird; oder daß man bei Abwägung und Würdigung der Münzsorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, sondern auf die ganze Mark Rücksicht nimmt.

z. B. man stückelt und münzt eine Mark Silber in Groschen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groschen genau ein und ebendasselbe Gewicht zu geben, welches zu schwierig und kostspielig sein würde. Soll eine kölnische Mark Gold zu 57 vollwichtigen Dukaten, gleich 4864 holländ. Aß ausgestückelt und ausgemünzt werden, so kann der Fall beim Ausstückeln eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wol 69 und mehr Stück erfodert werden. In diesen Fällen nimmt man sie nicht stückweise als einzelne Dukaten = 67 auf die kölnische Mark an, sondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Almarco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verschiedenen Geldsorten schließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und sind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Almarco hinzugesetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern.

Almeida, eine der stärksten portugies. Festungen in der Provinz Beira an der spanischen Grenze, am Coa, mit 2750 Einw. Sie ward 1762 nach vielem Verluste von den Spaniern erobert, aber im Frieden zurückgegeben. Als Ney den 24. Juli 1810 über die Coa in Portugal eindringen wollte, vertheidigte der englische General Coco wider den Marschall Massena die Festung Almeida bis zum 27. Aug., da er capituliren mußte. Auf seinem Rückzuge aus Portugal (im März) 1811 kostete die Räumung Almeidas dem Marschall Massena einen zweitägigen mörderischen Kampf mit Wellington am 3. und 4. Mai, bei Fuentes d'Onoro, worauf der französische Befehlshaber, General Brenier, in der Nacht zum 11. Almeida sprengte und sich mitten durch die Belagerer durchschlug. Die Engländer haben die Werke wiederhergestellt.

Almosen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme ist eine von den Nächstenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengesetz jedem Menschen die allgemeine Pflicht auferlegt: du sollst Alles thun, was in deinen Kräften steht, um die rechtmäßigen Zwecke Andrer zu befördern. Der erste Zweck jedes Menschen aber ist, eine moralische Bestimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gehindert. Aus diesem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch sonst eines Nebenzweckes willen, müssen wir mit einem Theile unsers Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterstützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf Wohlthaten zu sein. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensstand des Gebers bestimmt. Der pflichtmäßige Zweck unserer Unterstützung kann kein andrer sein, als dadurch die sittliche Wirksamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieser aus unmoralischem Willen sich seine Bedürfnisse nicht selbst verschafft, oder daß er von unsern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, so müssen wir ihm unsern Beistand versagen. In Hinsicht unsers Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch so viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus lassen sich die Regeln für die Größe der Almosen und für die Beschaffenheit der Personen, die solche vor andern verdienen, bestimmen. Zugleich aber befolge man den Grundsatz, daß es besser ist, wenigen Armen reichlich, als vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten, als den äußersten Fall abzuwarten. (Vgl. Armenwesen.)

Aloe, eine Pflanzengattung aus der 6. Classe Linné's, nach Jussieu zu den Asphodalen gehörig, die eine einfache, regelmäßige, sechstheilige, cylindrische Blumenhülle unter dem Fruchtknoten hat, eine dreifächerige Kapsel trägt und bei der die Staubfäden auf den Fruchtböden stehen. Sie ist in Ost- und Westindien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch und zählt viele Arten, von

denen nur die Aloe vulgaris in Europa fortkommt. Sie liefert ein Harz, welches Aloe hepatica heißt. Der aus den Blättern gezogene und eingedickte Saft, unter dessen im Handel vorkommenden 4 Sorten die Aloe lucida am gewöhnlichsten ist, wird in der Medicin als Reizmittel bei Unterleibskrankheiten, Hämorrhoiden, Kachexie, Hypochondrie, nicht gehöriger Menstruation ꝛc. gebraucht.

Aloiden, Aloidae (so genannt von ihrem vermeintlichen Vater Aloüs), Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und Neptuns, waren Riesen von außerordentlicher Größe. Sie stürmten, mit den Giganten, den Himmel; allein Apoll erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe sie ihr Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdies saß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geschrei ihre Ohren martern mußte. (Vgl. Giganten.) Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupteten, daß die Aloiden den Dienst der Musen eingeführt hätten.

Alopeus, der Name zweier russischen Diplomaten: I. Maximilian von Alopeus, k. russ. Wirkl. Geheimerath, der Veteran der russ. Diplomatie, geb. d. 21. Jan. 1748 zu Wiborg in Finland, wo sein Vater Archidiakonus war, studirte zu Åbo und 1767 und 1768 in Göttingen, ward hierauf, kaum 20 Jahr alt, in Petersburg bei dem Depart. der auswärt. Angelegenheiten angestellt, und von dem Chef desselben, dem Reichskanzler Grafen Ostermann, zum Kanzleidirector erhoben. Er bekleidete diesen Posten auch unter dem Ministerium des Grafen Panin. 1783 ging er als Gesandter an den Hof zu Eutin, und Katharina II. vertraute ihm mehre schwierige Aufträge, die er glücklich vollzog; auch ging die Privatcorrespondenz des Großfürsten Paul mit Friedrich dem Großen durch seine Hände. Hierauf stand H. von Alopeus zu zwei verschiedenen langen Zeiträumen (bis 1796 und seit 1802) als russ. Gesandter am berliner Hofe, in der Zwischenzeit aber beim niedersächs. Kreise und zu Regensburg. 1806 unterhandelte er mit Schweden die Räumung Lauenburgs, dann erhielt er eine diplomatische Sendung nach London. Hier endigte seine politische Laufbahn. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen lebte er einige Jahre im südlichen Deutschland, und zuletzt in Frankfurt a. M., wo er den 16. Mai 1821 gestorben ist. Alles, was er war, hatte er seinem eignen Verdienste, seinem Talente, seiner Thätigkeit und seinem festen Charakter zu danken. Es ist zu wünschen, daß die von ihm hinterlassenen Memoiren bald in Druck erscheinen. Seine einzige Tochter war die am 4. Januar 1823 verst. Generalin von Benkendorff, deren Grabmal in Haslach bei Stuttgart zugleich ein Denkmal dieser edlen geistvollen Frau ist. II. Sein jüngerer Bruder, David von Alopeus, wurde in der Militairakademie zu Stuttgart erzogen, und war in der Folge russischer Gesandter bei dem König von Schweden, Gustav IV. Als er diesen Monarchen 1807 auffoderte, dem Continentalsystem beizutreten und die russischen Truppen Finland besetzten, ließ ihn Gustav in Verhaft nehmen und seine Papiere versiegeln. Kaiser Alexander erhob ihn darauf zum Kämmerer und späterhin zum Geheimenrathe, schenkte ihm ein Landgut mit 5000 Rubeln Einkünfte, und gab ihm den St.-Annenorden erster Classe. Herr von Alopeus unterzeichnete den Frieden 1809 mit Schweden; 1811 ging er als russ. Gesandter an den würtemberg. Hof. Während der Feldzüge 1814 und 1815 ward er bei der Centralverwaltung der verbündeten Heere und als Generalgouverneur in Lothringen angestellt. Seitdem erhielt er den Posten eines außerordentl. Gesandten und bevollmächt. Ministers am Hofe zu Berlin.

Alp, Alpdrücken (Incubus), ein krankhafter Zustand, der zuweilen im Schlafe eintritt. Der davon Befallene glaubt, unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Einbildungskraft desselben sieht einen mißgestalteten Unhold, der den Schlafenden auf

diese Weise quält. Ursachen sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, Überladung des Magens, wodurch der Blutumlauf gestört werden kann.

Al pari (ital.), im Handel gleichen Werth haben, wenn es z. B. heißt, die Banknoten stehen al pari (mit klingender Münze), so ist es gleichgültig, ob man eine gewisse Summe in klingender Münze oder mit einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt als die Summe, die darauf angegeben ist.

Alpen, das höchste Gebirge des europäischen Festlandes, zwischen 23 bis 35° Ö. L. und 44 bis 48° N. B.; mithin bedeckt das Alpenland 11 bis 12 Längengrade und 2 bis 4 Breitengrade oder 6000 □M. Es hängt durch seine Vorberge fast mit allen übrigen Gebirgen Europas zusammen. Seinen höchsten Knoten schürzt es in Savoyen und Helvetien, und von hier aus laufen seine Zweige nach allen Seiten hin. Das Gebirge hat folgende Theile: 1) Die Meeralpen, zwischen Nizza und Provence, vom Monte Viso bis zum mittelländ. Meere; sie stoßen rechts an die Apenninen in Italien, links an die Alpinen in der Provence; ihre vornehmsten Gipfel sind der Monte Ardente, de Tende und Camelon. 2) Die cottischen Alpen, vom Monte Viso über den Mont Genevre bis zum Cenis; sie trennen Piemont und Dauphiné. Der Pelvoux de Vallouisse ist 13,236, der Olan 11,206 und der Viso 9236 Fuß hoch. 3) Die grauen oder griechischen Alpen, vom Cenis über den Isare bis zum Col de bon Homme. Sie scheiden Piemont von Savoyen und erreichen die Höhe der cottischen Alpen nicht; ihr höchster Gipfel, der Cenis, ist 5879 Fuß hoch. 4) Die penninischen Alpen, vom Col de bon Homme über den Montblanc und großen Bernhard bis zum Mont Rosa. Sie scheiden Piemont von Savoyen und Wallis, und haben die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher und die größten Eisfelder. Der Montblanc, der höchste Berg Europas, der erst im letztern Viertel des 18. Jahrh. bestiegen wurde, mißt 14,676, der Mont Rosa 13,428, der große St.-Bernhard 10,380, der Velan 10,327 und der Simplon 6174 Fuß. 5) Die lepontinischen oder helvetischen Alpen, ein großes Gebirgssystem, welches das westliche Helvetien bedeckt, sich vom Mont Rosa auf beiden Seiten der Rhone, durch das Walliserthal über den St.-Gotthard bis zum Moschelhorn und Bernardino in Bündten erstreckt und die Lombardei von Helvetien scheidet. Es ist die besuchteste aller Alpenketten und ebensowol durch erhabene Naturschönheit als dadurch merkwürdig, daß sich seinem Schoße mehre der größten europäischen Ströme entwinden. Zu seinen merkwürdigsten Kuppen gehören das Finsteraarhorn, 13,234, das Jungfrauaarhorn, 12,875, das Schreckhorn, 12,562, der Furka, 13,171, der Grimsel, 9104, und der St.-Gotthard, 9964 Fuß hoch. Von demselben laufen das Furtengebirge und der Jura ab. 6) Die rhätischen Alpen, von Bernardino durch ganz Bündten und Tirol bis zum Dreiherrnspitz auf der Grenze von Salzburg und Kärnthen und südwärts bis zum Pellegrino. Sie scheiden die Lombardei von Deutschland und Bündten, und stehen durch ihre Vorberge, den Arlberg, mit der rauhen Alb und dem Schwarzwalde, und durch diese mit den vornehmsten Gebirgen Deutschlands in Berührung. Die Ortelesspitze erhebt sich 14,666, das Wetterhorn 11,743, der Dödi 11,035, der Riegelberg 9775 und der Pilatusberg 7080 Fuß hoch. 7) Die norischen Alpen, welche vom Dreiherrnspitz durch ganz Kärnthen, Salzburg, Östreich und Steiermark laufen und sich in den Ebenen Ödenburgs verlieren. Ihre Vorberge sind die cetischen Gebirge, mit welchen sie dem böhmer Walde und den ungarischen Gebirgen die Hand reichen. Sie haben sehr hohe Gipfel, über die der 11,982 Fuß hohe Großglockner hervorragt. 8) Die karnischen Alpen, von Pellegrino zwischen der Save und der Drave bis zum Terglou. Einer ihrer höchsten Gipfel, der Obis, ist 7038 Fuß hoch. 9) Die juli-

15 *

schen Alpen reichen vom Terglou zwischen dem rechten Ufer der Save, Kulpa und dem adriatischen Meere bis zum Felsen Klek bei Zeng, und scheiden die Lombardei von Illyrien. Der Terglou erhebt sich 9744, der Loibl 4266 Fuß hoch. Zu denselben gehören der Karst und die kroatischen und slavonischen Gebirge. 10) Die dinarischen Alpen, vom Klek bis in die Gegend von Sophia, wo sie mit dem Balkan zusammenstoßen und durch verschiedene Vorberge das hellenische und rumelische Gebirgssystem bilden. — Das Gebirge wird in seinen verschiedenen Zweigen von wenigstens 7 Mill. Menschen bewohnt, wovon der größere Theil deutscher Abstammung ist, der Rest aber zu den Italienern und Slaven gehört; mehr als 2 Mill. sind Hirtenvölker, die sich der Viehzucht widmen. Die norischen, karnischen und rhätischen Alpen sind an ihren Abhängen metallreich, besonders an Eisen, Kupfer, Blei und mancherlei Halbmetallen; auf ihren Gipfeln wohnen Steinböcke, die jedoch äußerst selten geworden, in ihren mittlern Regionen Gemsen, Murmelthiere, Haselmäuse, Alpenadler, und hier entfaltet sich auch die schöne Alpenflora, die auf den Gipfeln nach und nach erstirbt. (S. Alpenstraßen.) Was den innern Bau, oder die geognostische Constitution der Alpen betrifft, so ist dieselbe im Allgemeinen sehr regelmäßig; nördl. und südl. zeigt sich eine steile, fast senkrecht abfallende Mauer; eine Hügelkette von Sandstein läuft zwar an derselben hin, es erreicht aber dieselbe eine nur wenig bedeutende Höhe, und gehört geognostisch nicht dem eigentlichen Alpengebilde an. Diese so steil abgeschnittene Gebirgsmasse wird aus einer Central- und aus zwei Kalkketten gebildet, deren Gebirgshöhen und Gebirgsmassen von S. W. S. nach O. N. O. streichen; letztere beide laufen bei Turin und etwas südlich von Genf aus, und hören hier auf die Centralkette zu begleiten. Diese ist aus den ältesten Gebirgsformationen gebildet. Der Gneis und Granit nimmt den ganzen mittlern Zug des Alpengebirgs ein und bildet besonders den Körper des hohen, mehr oder weniger breiten Gebirgskammes, der mit unendlich vielen Gipfeln, Zacken, Hörnern und Eisebenen bedeckt ist und nur an wenigen Punkten einen etwas bequemen Übergang zuläßt. Auf dieser Gräte, die auch die Wasserscheide ist, liegen die höchsten der weiter oben genannten Berge. Diese Formation ist besonders reich an schönen Gesteinen, und Gneis, Kalkstein, Glimmerschiefer und Granit sind die Hauptgebirgsarten derselben. Auf selbige folgt, sowol auf der Nord- als Südseite, die Schieferformation, die sich auch noch bedeutend erhebt, ohne jedoch zu den höchsten Punkten anzusteigen; sie besteht vorzüglich aus Tafel-, Wetz-, Kieselschiefer, Grauwacke und aus dem sogenannten Hochgebirgskalkstein; in derselben finden sich auch Erzlagerstätten, besonders die berühmten Spatheisensteinmassen Steiermarks. Die Porphyrformation erscheint nur an der Südseite der Alpen, besonders in Tirol, wo sie ein weites, niedriges Plateau bildet. Das jüngste Glied der Centralkette endlich ist der ältere oder rothe Sandstein, bestehend aus einem gröbern, oft breccien- oder conglomeratartigen, oder feinern, rothen oder grauen Sandstein. — Die Kalkalpenketten erheben sich nördlich und südlich aus dem niedern Fuße der Centralkette steil und höchst pittoresk hervor, constituirt durch Alpen- oder ältern Flötzkalkstein, Mergel, Gyps, Thon, Steinsalz, Trapp, Porphyr, auch Mandelstein und Conglomerat; charakteristisch sind auch Erzlagerstätten von Gallmei, Bleiglanz und Thoneisenstein. — An die Kalkkette lehnen sich die jüngern Formationen des Jura (s. d.), der schwäbischen Alp u. s. w. S. Ebel, „Über den Bau der Erde in dem Alpengebirge" (2 Bde., Zürich 1808). Kastenhofer's „Bemerkungen auf einer Alpenreise" (Aarau 1822) sind wichtig zur Kenntniß der Alpenwirthschaft und des berner Hochgebirgs; sie führen durch weniger bekannte Gegenden.

Alpenstraßen. Das dauerhafteste Denkmal, welches Napoleon seiner Macht und Politik errichtet hat, sind vier Gebirgskunststraßen, welche Savoyen,

Frankreich und Wallis mit Italien verknüpfen. Die erste führt über den 5879 Fuß hohen Cenis (s. d.) über Lanslebourg nach Suza aus Savoyen nach Piemont. Sonst mußte man sich durch Maulesel oder Tragsessel über die steilste Höhe bringen lassen; allein 1805 ließ Napoleon hier eine fahrbare Straße im Zickzack anlegen, die 4½ Meile lang und 18 Fuß breit ist. Man kann sie auch im Winter befahren. 1815 passirten 16,000 Wagen und 34,900 Maulthiere diese Straße. Die zweite führt über den 10,327 F. hohen Simplon (Sempione) aus Wallis nach Piemont, von dem Flecken Glüs nach Domo d'Ossola. Diese Kunststraße, welche Napoleon von 1801 bis 1806 anlegen ließ, die einzige, auf welcher man aus der Schweiz über die Alpen fahren kann, ist 14 Stunden lang, überall 25 F. breit, nirgends stark aufsteigend und daher selbst für den schwersten Lastwagen fahrbar. Dennoch geht sie über jähe Abgründe, in deren Tiefen herabstürzende Wasser brausen und durch sechs durch Felsen gehauene Gänge (Galeries), die mehre hundert Schritte lang durchbrochen sind und wo durch Öffnungen der Weg beleuchtet wird. Aus denselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten und sieht über schwarzen Tannenwäldern, Gletscher und höhere Schneeberge ins Blau des Himmels. Kühne Brücken führen über gräßliche Abgründe von einem Berge zum andern. Die italienische Seite bietet ein schöneres Schauspiel als die helvetische dar, weil dort die Felsen schroffer sind. An derselben ist die Grande galerie, 683 F. lang, ganz in Granit ausgehöhlt, von dem Bache, welcher dabei einen prächtigen Fall bildet, die Galerie von Frissinone genannt. Die Straße beginnt eine Viertelstunde westlich von Brieg und geht über die Saltinabrücke; oberhalb des Dörfchens Ried gelangt man durch einen schönen Lerchenwald zur ersten Galerie und dann über die 80 Schritte lange Kanterbrücke nach Persal. Hier beginnen Abgründe und, der Lavinen wegen, gefährliche Stellen, weßwegen die Straße viele Krümmungen macht. Bei der Galerie des glaciers hört der Baumwuchs auf, und die Straße erhebt sich bis zu 1033 Toisen über den Lago maggiore, oder beinahe 6000 F. über das Meer. Auf der Höhe steht ein Hospitium für Reisende, ein Chausseehaus und rechts in der Tiefe das alte Spital. 1½ Stunde weiter liegt das Dorf Simplon 4548 F. über dem Meere. An der Veriola, einem Flusse, läuft die Straße fort bis in die Nähe von Domo d'Ossola. Zu Gunt ist ein Wirthshaus; eine Viertelstunde weiter hört bei einer Capelle das walliser Gebiet auf; das erste italienische Dorf heißt S.-Marco. Lavinen und vom Regen losgerissene Steinmassen beschädigen oft diese Straße, sodaß die Ausbesserung jährlich einen bedeutenden Aufwand erfodert, welchen aber weder die Schweizer, noch die sardinische Regierung bis jetzt haben übernehmen wollen. Osterwald hat die malerischen Ansichten der Simplonstraße in einem schönen Werke dargestellt. (Vergl. Simplon.) Eine dritte Straße führt über den 6000 F. hohen Berg Genevre, an der Grenze von Frankreich und Piemont, ungefähr 5 Stunden von Briançon, einer Grenzfestung in Dauphiné, Depart. der Oberalpen. Auf dem ebenen Gipfel des Berges liegt ein Dorf mit einem Kloster, das Reisende aufnimmt. Die vierte Straße (la Corniche) geht von Nizza über Monaco nach Genua, durch den Felsenboden am Fuße der Seealpen. — Unter den übrigen Alpenstraßen sind zu bemerken: 1) Die über den St.-Gotthard (s. Gotthardsberg), aus dem Kanton Uri in den Kanton Tessin; da sie aber sehr beschwerlich und zum Theil gefährlich ist, vorzüglich bei der Teufelsbrücke, im Urnerloche und beim Absteigen nach Airolo im Liviner Thale, so können auf derselben die Güter aus der Schweiz nach Italien nur auf Saumrossen transportirt werden. Die Straße erhebt sich bis auf 8264 F. und in der Höhe von 6367 F. liegt ein Capuzinerhospiz. 2) Die Straße über den großen St.-Bernhard (s. Bernhardsberg), von dem genfer See nach Italien (unter allen die nächste nach Turin und Genua), ist nicht fahrbar, sondern wird nur von Fußgängern und Saumthieren gebraucht. Wegen Abkürzung

des Weges ist jetzt die Rede davon, diese Straße für den Waarenzug aus Wallis nach Genua zu bauen. 3) Die Hauptstraße von Insbruck nach Italien über den 6063 F. hohen Brenner in Tirol, wo die 4 Stunden lange Straße bis zu einer Höhe von 4376 F. ansteigt. Mit dieser steht 4) die neue von Östreich seit 1821 erbaute Heerstraße, die höchste in Europa, von Bormio im Veltlin, über den Braglio und das stilfser Joch (8400 F. hoch) in Verbindung. 5) und 6) Die Straße von Bellenz nach Chur über den Bernhardin und die über den Splügen, fahrbar seit 1823; jene nach dem Luganer-, diese nach dem Comersee. Zwar hatte der Canton Tessin 1818 mit der lombardischen Regierung einen Vertrag geschlossen, nach welchem er für seinen aus der Lombardei zu beziehenden Salz- und Früchtebedarf sich verpflichtete, den Bau einer neuen Straße von Bellenz nach Chur über den St.-Bernhardin nicht zu gestatten, sondern bloß die alte Straße ganz in ihrem dermaligen Zustande zu erhalten; allein die Gültigkeit dieses dem Interesse Graubündtens und andrer Kantone zuwiderlaufenden Vertrags ward bestritten und der Bau endlich begonnen. J. J. Meyer hat die neuen Straßen durch d. Kant. Graubündten (30 Bl.) (von Chur über d. Splügen bis zum Comersee, und über den Bernhardino bis Bellinzona) nach der Natur gez. und von Hegi u. A. in Aqua tinta geätzt, nebst Einleit. und Erklär. von D. Ebel, u. m. e. Wegkarte von Keller, Zürich 1825, Querfol., herausgeg. — S. auch „Descrizione della Valtellina e delle grandiose strade di Stelvio e di Spluga", Mailand 1822. Der Straßenbau über das stilfser Joch und der über den Simplon sind vielleicht das Größte, was Menschenkraft und Kunst in neuerer Zeit hervorgebracht haben. 20.

Alphabet, s. Schrift.

Alphēus, einer der größten Flüsse in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien entspringt, bei Olympia fließt und ins jonische Meer fällt; nach der Mythologie: ein Sohn des Oceanus und dessen Schwester, der Thetys. Er verliebte sich als Flußgott in die Diana, welche, um seinen Verfolgungen zu entgehen, sich und ihren Nymphen das Gesicht durch Schlamm schwärzte. Als er die Nymphe Arethusa mit seiner Liebe verfolgte, verbarg Diana diese in eine Wolke, und verwandelte sie in eine Quelle. Er aber nahm nun seine Gestalt als Fluß wieder an, und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen. Diese Fabel entstand wahrscheinlich daher, weil Alphēus an einer Stelle sich in die Erde verliert; die Fabel ließ ihn in Sicilien wieder zum Vorschein kommen, wo er sich mit der Quelle Arethusa vereinige.

Alphons III., König von Leon und Asturien, der Große, folgte, 18 Jahre alt, 866 (nach A. 862, 14 J. alt) s. Vater Ordogno in der Regierung. Nachdem er den mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königl. Würde in einer Familie erblich werden sah, mit Gewalt unterworfen hatte, richtete er seine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs, und verherrlichte seine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreich über die Mauren erfochtene Siege. Er setzte über den Duero, brach Coimbras Mauern, drang bis an den Tejo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch diese Großthaten machte er seine Unterthanen nicht zufriedener; er hatte sogar den Schmerz, seinen eignen Sohn, Don Garcia, an der Spitze der Aufrührer zu sehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an sich zu reißen. Doch Alphons überfiel dessen Heer, nahm ihn selbst gefangen und hielt ihn in strenger Haft auf dem Schlosse zu Gauson. Darauf bildete die Königin Donna Ximena eine mächtige Verschwörung zu Garcia's Gunsten, und bewaffnete selbst ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von seinen eignen Söhnen besiegt, der Krone entsagte und sie auf das Haupt Don Garcia's setzte. Um nicht unthätig zu sein, zog er jetzt, als seines eignen

Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, schlug sie, und kehrte, mit Beute bereichert, zurück. Nach dieser Unternehmung starb er zu Zamora 912, 64 J. alt.

Alphons X., König von Leon und Castilien, mit dem Beinamen der Astronom oder der Philosoph, folgte s. Vater Ferdinand dem Heiligen 1252. Seine Liebe für die Wissenschaften und das Recht, und der Beiname Sabio (der Weise) gaben seinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche Regierung; aber diese Erwartung ging keineswegs in Erfüllung. Alphons wurde weder von seiner Familie, noch von seinen Unterthanen, noch von seinen Nachbarn geliebt; dagegen hatten seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit ihm in Europa einen solchen Ruf erworben, daß die deutschen Fürsten seine Ansprüche auf die Kaiserkrone begünstigten. Statt auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels bedacht zu sein, verschwendete er die Kräfte seines Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, diese Würde gegen Rudolf von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und Papst Gregor X. weigerte sich nicht nur, ihm die Kaiserkrone, sondern auch Schwaben, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Königs Philipp I., Herzogs von Schwaben, Ansprüche hatte, zuzuerkennen. Unterdessen ward Alphons's Thron zugleich von den heimlichen Anschlägen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Aber diese Siege wurden durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufstand unterbrochen, dem er erst nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, sah man nur den Beweis seiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge gegen seine Familie zu verfahren beschloß, empörte sich aufs neue sein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons suchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und starb nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Alphons, der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts, erwarb sich einen bleibenden Ruhm, indem er seinen Unterthanen eine Sammlung von Gesetzen gab, Las partidas genannt. Es finden sich in diesem Gesetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weise Herrscher beschneidet nur die Auswüchse". Dem K. Alphons verdankt Europa die unter seinem Namen bekannten astronomischen Tafeln. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens in castilianischer Sprache abfassen, und die Bibel übersetzen. Überhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende die Gerechtsamen und Lehrstellen der Universität Salamanca. Ohne Festigkeit und Klugheit ist jedoch Gelehrsamkeit einem Regenten unnütz.

Alt, die zweite der vier angenommenen Stimmen (s. d.), von der Oberstimme an gerechnet, genannt, wird mit dem C-Schlüssel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Der Alt steigt nicht ganz bis zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um einige Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigstens dreizehn Tönen. Der weiteste Umfang ist vom kleinen F oder Es bis zum zweigestrichenen E. — Für gewisse Fertigkeit und Stärke der Stimme unterscheidet man auch noch den Alt von dem Mezzosopran (halben Sopran). Bei der Instrumentalmusik wird die Stelle dieser Stimme durch die Alta Viola, Altgeige, (oder Bratsche) unter ebendemselben Schlüssel ersetzt.

Altai, ein Gebirge in Asien, welches vom Ural anfängt, die südliche Grenze Sibiriens bildet und zu dem ungeheuern Felsensystem im Innern Asiens gehört. Das koliwanische Gebirge gehört auch hieher. Der höchste Gipfel des Altai ist 6560 Fuß hoch.

Altan, der Theil des Gebäudes, der ohne Bedeckung von oben herab, mit

einer Abtheilung des Stockwerks durch eine Thür in Verbindung steht, um Aussicht und freie Luft in der Nähe genießen zu können, ohne Treppen hinabzusteigen. Gemeiniglich tragen solchen Balcon oder Altan entweder die fortlaufenden Balken des Stockwerks, oder eigenthümliche Säulen, oder Beides zugleich. Den Fußboden nimmt man häufig von Estrich, der Wohlfeilheit, Leichtigkeit und Reinlichkeit halber, mit einiger Abschüssigkeit für die Feuchtigkeiten aus der Luft unter der Brustlehne. Die Einfassung der Brustlehne kann durchbrochen sein oder nicht, sowie es von der Phantasie des Besitzers abhängt, die Breite der Einfassung mit Blumen, Pflanzen, Brustbildern u. s. w. zu schmücken.

Altar, ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz, Opferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in schöner Form mit mannigfaltigen Verzierungen. Sie standen gegen Morgen vor der Statue des Gottes, niedriger als letztere. Sehr verschieden von diesen sind die Altäre in den christlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferherd, sondern ein Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als sich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tisch, in den Chor der Kirche gestellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andre Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Constantin dem Großen auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, ist vom Papst Sixtus II. In den römisch-katholischen Kirchen findet man seit Gregor VI. mehre Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichste, ist im Chor der Kirche und steht erhaben auf Stufen; die andern kleinern sind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht. Auch in den größern protestantischen Kirchen ist gewöhnlich ein großer und ein kleiner Altar.

Altdorfer (Albert oder Albrecht), berühmter altdeutscher Maler und Kupferstecher, geb. zu Altorf in Baiern 1488, gest. 1538 in Regensburg, wo er die größte Zeit lebte. Unter seinen großen Bildern ist der Sieg des Alexander über Darius, welches durch die Franzosen aus München nach Paris kam, und die Geburt des Heilandes, in der kaiserl. Galerie in Wien, ausgezeichnet durch Fleiß und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Als Kupferstecher wird er zu den sogenannten kleinen Meistern gerechnet, auch der kleine Dürer genannt, weil er diesem Meister sich sehr näherte. Von seinen seltenen Kupferstichen liefern Bartsch und Heinicken Verzeichnisse.

Altenburg, ein sächsisches Herzogthum im alten Osterlande, welches durch die reußische Herrschaft Gera in zwei Theile getheilt wird, und dadurch entstand, daß 1603 Herzog Johann von Weimar, des unglücklichen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, Enkel, das väterliche Land mit dem Sohne seines verstorb. Bruders Friedrich Wilhelm I. theilte, wobei dieser Altenburg wählte und er selbst Weimar erhielt. Die altenburgische Linie erlosch 1672, und das Fürstenthum Altenburg fiel an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha, dessen Söhne das väterliche Erbe theilten, wodurch Altenburg in den gothaischen, eisenbergischen und saalfeldischen Antheil zerstückelt ward. Nach Herzog Christians zu Eisenberg Tode 1707 kam der eisenbergische Landesantheil wieder an das Haus Gotha, welches jetzt die sechs Ämter Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Camburg, Roda und Kahla von dem Altenburgischen besitzt. Dieser gothaische Antheil enthält 25 □M. mit 109,557 Einw., die in 11 Städten, 505 Marktfl. und Dörfern wohnen, und durch ihren ergiebigen Feldbau und starke Viehzucht größtentheils sehr wohlhabend sind, wie denn überhaupt dieses Fürstenthum zu den schönsten Ländern Deutschlands gehört. Der saalfeldische Antheil besteht aus den drei Ämtern Saalfeld, Gräfenthal und Propstzella = 10 □M. mit 30,500 E. (nach A. 8 □M., 21,400 E.), in 4 Städten, 1 Marktfl. und 100 Dörf. Beide Linien besitzen in

ihren Landestheilen die völlige Landeshoheit, und seit 1806 sind durch einen Vergleich die Verhältnisse, welche den saalfeldischen Landestheil noch mit Altenburg staatsrechtlich verknüpften, völlig aufgehoben. Die Landschaft des gothaischen Antheils besteht aus der Ritterschaft und den Städten Altenburg, Kahla und Eisenberg, und hält ihren Landtag und ihren Ausschuß. Die gut gebaute Hauptst. Altenburg an der Pleiße, hat in 1279 H. 10,100 Einw. Bis 1308 gehörte sie zu den freien Reichsstädten. Das alte auf einem Felsen gelegene Schloß ist durch den Prinzenraub von 1455 merkwürdig. (S. Kunz von Kaufungen.) Sonst zeichnet sich die Stadt durch das 1703 gestiftete Gymnasium, durch das 1705 eingerichtete Fräuleinstift, durch mehre Vereine und durch ihre milden Anstalten, sowie durch den schönen Spaziergang auf dem Teichdamm aus; auch hat sie Manufacturen in Wollenzeugen, Wollenband, Leder, Taback und Handschuhen, und treibt einen bedeutenden Wechsel-, Speditions-, Woll-, Korn- und Zwischenhandel.

Altenstein, eine Domaine des sachsen-meiningischen Hofes, seit 1798 Sommeraufenthalt desselben, auf einer Höhe am südwestlichen Abhange des thüringer Waldgebirges. Hier und zu Altenberga im Fürstenth. Gotha predigte der Apostel der Deutschen, Bonifacius, von 724 bis 727 und erbaute für die Neubekehrten eine Capelle. — 600 Schritte hinter dem Schlosse ließ Kurfürst Friedrich der Weise am 4. Mai 1521 Luther, um ihn zu retten, heimlich auffangen und nach der Wartburg bringen. Unter der dortigen alten Buche ruhete Luther aus und labte sich am Brunnen. Auf den Terrassen des Gartens sieht man noch Reste der alten, 1733 abgebrannten Burg. Das jetzige herzogl. Schloß wurde seit 1798 mit seinem Park immer mehr verschönert. Herzog Georg legte die gothische Capelle, die Sennhütte nebst dem Wasserfall, der einen Forellenteich unterhält, die chinesische Rotonde, das Denkmal der Herzogin Charlotte Amalie, den hohlen Stein und die Teufelsbrücke an. Der hohle Stein enthält eine Kluft, aus welcher eine Äolsharfe tönt. Die ganze Gegend mit dem Granitfelsen ist ein verschönerter Naturgarten. — Die schönste Höhle in Deutschland ist die eine Viertelstunde davon belegene altensteiner oder liebensteiner Höhle, nahe beim Bade Liebenstein. Sie ist hoch, breit, geräumig, reinlich und trocken, und wurde bei einer Chausseeanlage 1759 entdeckt. Die Farbe der Gewölbe ist schwarzgrau. Ein Wasser in der Höhle hat einen Teich und einen so starken Fall, daß es beim Austreten zu Tage eine Mühle treibt. Ein Stollen, der unter der Chaussee streicht, bildet den Eingang in die Haupthöhle, aus zwei großen Sälen bestehend. Von einem Altan in der Höhle hört man Musik und aus einer Nebenhöhle von einem zweiten Hautboistenchor ein Echo. Von dieser Höhle aus besteigt man eine Platforme und hat die Aussicht auf das Wasser. Während der Badezeit ist Sonntags hier Erleuchtung, Musik und bisweilen Tanz.

Altenstein (Freiherr Stein von), k. preuß. Staatsminister und Minister des Cultus, geb. 1760 in Franken, wo er, nach beendigten Studien, unter der Verwaltung des Ministers von Hardenberg, in den Staatsdienst trat. Er folgte diesem Staatsmann nach Berlin, wo er beim Ausbruch des Krieges 1806 Geheimer Finanzrath war. In Königsberg, wohin die Umstände ihn versetzt hatten, berief ihn der Freiherr von Hardenberg als Geheimen Staatsrath zu den Arbeiten, die eine völlige Reorganisation des preuß. Staats bezweckten. Als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und tiefen Einsichten — er war insbesondere von Fichte ein Freund und Anhänger — schritt A. mit dem Zeitgeiste fort, half viel unbrauchbares Altes abschaffen und Besseres begründen; vorzüglich drang er auf die Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetz und daher auf Abschaffung der Adelsprivilegien. Nach der Rückkehr des Hofs in Berlin war Altenstein abwechselnd in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung thätig, auch eine Zeitlang, den wech-

selnden Umständen gemäß, von den Geschäften zurückgezogen. Hardenberg führte ihn wiederholt in dieselben zurück. Nach dem großen Umschwung der Dinge 1813 wurde er vorzüglich in der innern Verwaltung beschäftigt. 1815 begleitete er den Staatskanzler nach Paris und leitete dort die preuß. Reclamationen. 1815 bereiste er als einer der drei Commissarien, welche die Überbleibsel früherer landständischen Verfassungen in den preuß. Landen aufnehmen sollten, die westfälischen und rheinischen Provinzen. Nach Beendigung dieses Geschäfts wurde er im nämlichen Jahre zum Minister des Cultus ernannt, und hat als solcher sich neue Verdienste um den Staat und die Wissenschaften erworben, besonders durch die unter seiner Leitung gestiftete Universität Bonn, sowie durch den Schutz und die Sorgfalt, die er den Hochschulen überhaupt und allen Bildungsanstalten angedeihen läßt, in welcher Hinsicht der preuß. Staat mehr thut als irgend einer in Europa. Die kürzlich (1825) gegen die Umgriffe einer Afterpietät und eines verfinsternden Mysticismus im Königr. Preußen erlassene Verordnung ist auch das Werk dieses hochverdienten Staatsmannes.

Altenzelle, ehemaliges Cistercienserkloster an der freibergischen Mulde, zwischen Döbeln und Nossen, wurde 1162 von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen gestiftet, reich begabt und 1175 mit Mönchen aus dem Kloster Pforta besetzt. Es zeichnete sich durch einen lebendigen Sinn für Wissenschaft und Literatur aus, und seine schon im 14. Jahrh. blühende Klosterschule ist als die erste sächsische Bildungsanstalt von Werth zu betrachten. Mit vorzüglicher Achtung ist der Abt Martin von Lochau (1493 — 1522) zu nennen, welcher nicht nur ein Seminarium für die sächsischen Cistercienserklöster im Bernhardinercollegium zu Leipzig stiftete, sondern auch die Bibliothek des Klosters zum Range der ersten damals in ganz Sachsen befindlichen erhob. Besondere vaterländische Bedeutsamkeit erhielt das Kloster auch durch die 1347 von Markgraf Friedrich dem Ernsten im Bezirk der Klostermauern erbaute Fürstencapelle, in welcher die Leichen der landesherrlichen Familie von Markgraf Otto dem Reichen an bis auf Friedrich den Strengen beigesetzt wurden. Als 1544 das Kloster secularisirt wurde, erhielt man doch die Stiftskirche und die anstoßende Fürstencapelle fortwährend in baulichem Wesen, bis 1599 beide von einem Blitzstrahl entzündet und in Asche gelegt wurden. Der schon von Johann Georg II. beabsichtigte Wiederaufbau der Fürstencapelle wurde 1787 von dem jetzigen Könige auf eine würdige Weise ausgeführt. In der von einem schönen Parke umgebenen Todtenhalle erhebt sich ein aus sächs. Marmor gefertigtes Monument mit lateinischen Inschriften, welche die Namen und Todesjahre der fürstlichen Personen anzeigen, deren Gebeine in der dahinter befindlichen Fürstengruft in fünf steinernen, auf einem einfachen Piedestale stehenden Urnen gesammelt und beigesetzt sind. S. „Altenzelle", v. Heinrich Martius (Freiberg 1821). 52.

Alter, eine bestimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode, geht durch verschiedene Zeiträume, welche man Lebensalter nennt. Man nimmt meistens vier an: 1) Die Kindheit, vom 1. bis 14. Jahre. Sie besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste enthält: a) die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum 7. Monate, b) von da an bis in das zweite Jahr (die erste Zahnperiode), c) vom 4. bis zum 7. Jahre (die zweite Zahnperiode). Die zweite Abtheil. der Kindheit ist das Knaben- und Mädchenalter. Sie fängt mit dem 7. Jahre an und geht bei dem weibl. Geschlechte bis ungefähr zum 11. oder 12., bei dem männl. bis zum 14. oder 15., oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit (Pubertät). 2) Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Mannbarkeit, fängt da an, wo das vorige endete, und erstreckt sich in den gemäßigten Himmelsstrichen bei dem weibl. Geschlechte bis in das 20., bei dem männl. bis in das 25. Jahr. 3) Das Lebensalter der Erwachsenen, oder das sogenannte Mannsalter. Hier steht die Natur scheinbar

eine längere Reihe von Jahren still; allein man kann drei Zeiträume desselben unterscheiden: in dem ersten ist der Mensch noch junger Mann (junges Weib), in dem zweiten in mittlern Jahren, in dem dritten alter Mann (alte Frau). 4) Das Alter (im engern Sinne) von 60 Jahren an. Der Mann wird Greis, das Weib Matrone. — Die erste Kindheit ist merkwürdig durch die mit dem Eintritt ins Leben bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse. Der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, die Verdauungswerkzeuge, vorher unthätig, fangen an, ihren Dienst zu verrichten. Die Kindheit ist die Zeit der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Überfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, sowie der Trieb der Natur, sich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden, weßhalb auch die Theile und Werkzeuge desselben, welche dieses Geschäft über sich haben, als die Verdauungswerkzeuge, das einsaugende Adersystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, die starke Eßlust, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befestigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen körperlichen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seiner Krankheiten. Die Systeme, welche vorherrschen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. In der zweiten Abtheilung der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Systeme des menschlichen Körpers verstärken sich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Kraft zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur zu sehr vorwärts mit der Ausbildung, so entstehen ebensowol Krankheiten als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entstehen z. B. die Anlagen zu Nervenzufällen, Zuckungen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist, als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmonische Ausbildung zurück, es entsteht Skrofelkrankheit, Abzehrung (Atrophie), Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. In der Jugend ist das Herz und sein Arteriensystem zur vollen Herrschaft gelangt, mit ihm erhebt sich das Nervensystem. Die Lunge, der Begeistung des Blutes durch den Sauerstoff gewidmet, wendet sich auf die arterielle Seite, nicht das vermittelnde Werkzeug zwischen Herz und Gehirn, wird also durch das Steigen beider in der Herrschaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt sich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raschen und starken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verstärkung der Lungen und der Brust. Der Bau des Menschen ist in sich vollendet, die bildende Kraft strebt nun außerhalb desselben auf den Genuß. Die Geschlechter trennen sich, die hiehin gehörigen Werkzeuge erwachen aus ihrem Entwickelungsschlafe, um ins Leben mit einzustimmen. (S. Geschlecht.) Das Leben steht in seiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur schon aus dem vorigen Zeitraum einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, so setzt er sich leicht in diesem fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Auszehrung (Phthisis) über. Die Jugend ist das eigentliche Alter für diese Classe von Krankheiten. Blutfluß, als Übermaß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Ist Skrofelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, so hemmt sich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geschwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen für den Augenblick in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um so tiefer sinkt. In dem Mannsalter sind nun die einzelnen Gebilde und Systeme des Körperbaues sämmtlich ausgebil-

det, alle Verrichtungen desselben stehen in harmonischer Verbindung; Festigkeit und Ruhe herrscht durchaus. Hier ist die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der entgegengesetzten gegen das Alter hinneigt. Die Fortschreitung der innern Veränderungen scheint einen Stillstand zu machen, aber in der Natur ist kein Stillstand. Der junge Mann neigt sich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Brust ist noch häufig der Sitz der Krankheiten. Im mittlern Alter steigt die fortschreitende Veränderung abwärts, durch die Systeme, durch welche das Wachsthum aufwärts stieg. Das Verdauungssystem läßt von seiner Kraft nach. Der ausgebildete Körper bedarf keines Überflusses mehr an Nahrungsstoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Menge zur Erhaltung. Der Blutumlauf im Unterleibe wird gemäßigt, die Leber, schon längst ihrer Herrschaft beraubt, wird selbst in dem ihr eigenthümlichen Absonderungsgeschäft der Galle träge, die Einsaugung des Venenbluts aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf desselben durch die Leber langsamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutstockung und Anhäufung in dem Venensystem desselben, Hämorrhoidalbeschwerden, Fehler der Verdauung, um so mehr, wenn die Begierden des Menschen nach sinnlichen Genüssen, vielen Speisen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß stehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Körperbaues weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausscheidung (sowie im Gegensatz die Ausbildung durch die Einsaugungsgebilde aufwärts stieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochensystem. Der Überfluß erdiger Stoffe wird in den Knochen nicht mehr abgesetzt, muß daher durch die Nieren ausgeschieden werden. Hier herrscht daher noch die Reizbarkeit in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Gicht (Arthritis) und was dahin gehört. Bei noch bestehenden Lebenskräften ist diese regelmäßig, heftig, aber schnell vorübergehend, den lästigen, erdigen Stoff nach außen absondernd. (S. Arthritisch.) Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und in der Blase ist diesem Lebensalter eigen, wenn die gesunkene Lebenskraft den Überfluß an erdigen Stoffen nicht beseitigen und deren Neigung zur krystallinischen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im besonders sogenannten Alter sinkt die Lebenskraft mehr herab, indessen wenn dieser Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Systemen des Körperbaues harmonisch geschieht, so kann recht gut die relative Gesundheit des Menschen dabei bestehen; wie es denn viele Alte gibt, welche munter und gesund sind und die unabwendbaren Beschwerden des Alters leicht ertragen. Der Geschlechtstrieb schwindet allmälig (bei dem weiblichen Geschlechte noch früher), die Geschäfte der Ernährung sinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden schwächer, die Gefühle stumpf. Eine gute Leibesbeschaffenheit, Ersparniß der Kräfte und regelmäßige Diät in der Jugend und im Mannsalter können diese Periode sehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menschen im Mannsalter beherzigt. Gewiß die meisten Krankheiten des Alters sind entweder nur Entwickelungen der früher gesammelten Keime, oder Folge eines unharmonischen Sinkens der Lebenskraft einzelner Verrichtungen in einzelnen Theilen des Körpers, während sich andre noch behaupten. Vorher bereitete Übel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Theile zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile sterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geschwüre u. s. w. — Auch die geistigen Äußerungen tragen nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenheiten an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne geht wahrscheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch. Weiterhin bilden

sich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterscheiden, über das Geschehene zu denken; das Gedächtniß zeigt sich vorzüglich stark. Die Jugend zeichnet sich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Einbildungskraft, aufbrausende, aber nicht lange auf einem Gegenstand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In diesem Alter blüht die Liebe, die Quelle der seligsten Gefühle und der bittersten Pein, die Triebfeder der edelsten Handlungen und der schrecklichsten Verirrungen. Das Mannsalter trägt ein ernsteres Gesicht, es ist die Zeit der Früchte. Überlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbesonnenheit. Die gesammelten Begriffe werden verarbeitet, der Geist wird veredelt, die Urtheilskraft wächst und wird freier von der sie vorher befangenden Sinnlichkeit. Sowie der Körper abwärts geht, hebt der Geist sich desto höher; die Vernunft zeigt sich in ihrem reinsten Licht. Im Alter nehmen die Äußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maschine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft selbst von ihrer Höhe herabsteigen muß. Im Gegentheil scheint diese bei dem an Körper und Geist gesunden Greise sich immer mehr von den irdischen Schlacken zu reinigen und von den Verhältnissen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen werden auch moralische Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greisenalters desto hervorstechender. Besonders will Ehrsucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelsucht, Geschwätzigkeit, Festhangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Wesen sich herrschend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge des Alters gezeichnet in seiner „Ars poëtica" vom 158. bis zum 174. Verse.

Altera pars Petri (auch secunda Petri oder Rami) wird zur Bezeichnung der Urtheilskraft gebraucht, wenn man nämlich Jemandem dieses Vermögen, oder vielmehr die höhern Äußerungen desselben, den Scharfsinn, Witz rc. abspricht. Man sagt dann: es fehlt ihm altera pars Petri. Dieser Mangel kann also stattfinden bei übrigens großer Gelehrsamkeit, wenn man unter derselben nur einen, dem Gedächtnisse anvertrauten, großen Vorrath von historischen, wissenschaftlichen Kenntnissen versteht. Die hier gedachte Redensart erklärt man aus dem Lehrb. der Logik des Petrus Ramus (eines berühmten Reformators der scholast. Philos. zu Paris, der 1572 eins von den Opfern der Bluthochzeit ward). Sein System der Logik bestand aus 2 Thln., der erste handelte de inventione, der zweite de judicio. Sonach war die Urtheilskraft buchstäblich altera pars Rami. Andre leiten diese Redensart aus der Grabschrift desselben Petrus R. her: „Hic jacet Petrus Ramus (hier ruht P. R.) vir magnae memoriae (ein Mann von großem Gedächtnisse, ein Mann, der viel wußte), expectans judicium". Diese Worte können heißen: er erwartet das Gericht, die Vergeltung; denn das heißt judicium. Das Wort judicium bezeichnet aber auch die Urtheilskraft; also könnte der Sinn dieser Worte sein: ihm fehlte aber, bei vielem Wissen, die Urtheilskraft.

Alter ego, eine besonders in dem Kanzleistyl des Königreichs beider Sicilien gebräuchliche staatsrechtliche Clausel, durch welche der König einem von ihm ernannten Stellvertreter oder Generalvicar des Reichs die volle Ausübung aller Rechte der königl. Gewalt, ohne Ausnahme und Einschränkung, überträgt, sodaß der Reichsverweser gleichsam das zweite Ich des Königs ist. Dies geschah in Neapel nach dem Aufstand von Monteforte, wo der jetzige König als Kronprinz von seinem Vater am 6. Jul. 1820 zum Generalstellvertreter des Königreichs ernannt wurde. In Frankreich brauchte man dafür den Ausdruck: Lieutenant général du royaume. 37.

Alterniren, das Ab- oder Umwechseln von Zweien (oder Mehren), die Einer um den Andern ein und dasselbe thun, z. B. ein gewisses Amt verrichten, eine Stimme geben u. s. w. Die Alternative (Wechselwahl, Wechselfall) bedeutet entweder eine solche umgehende Stimme oder auch das Eintreten von zwei Fällen,

wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andre stattfinden soll, z. B. das Heer befand sich in der Alternative, sich durchschlagen oder sich gefangen geben zu müssen. — Alternirende Häuser. Viele Verhältnisse im deutschen Staatsrecht hatte man nur durch Abwechselungen zu lösen gewußt. So alternirten Östreich und Salzburg im Directorium des Reichsfürstenraths und die sechs Fürstenhäuser Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden und Holstein wechselten im Reichsfürstenrathe nach einer zehnfachen Reihe (Strophe) um, wovon sie alternirende Häuser hießen. 37.

Alter Styl ist die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder alten Calender (s. Calender), nämlich desjenigen, welcher nach Julius Cäsar's Calender die Jahre und Tage rechnet, und nicht nach dem neuen Styl (dem Gregorianischen, welchen Papst Gregor XIII. einführte). Jetzt berechnen alle christliche Staaten, bis auf Rußland, nach dem Gregorianischen Styl ihre Zeit. Die Protestanten haben lange gezögert, ehe sie den neuen Styl annahmen und deren Regierungen sich nur allmälig dazu entschlossen. Der alte Styl ist um 12 Tage in der Zeitrechnung zurück.

Alterthum, Alterthümer (Antiquitäten), Alterthumskunde, Alterthumswissenschaft. Der Ausdruck Alterthum, alte Zeit, im Gegensatz einer neuen, ist an und für sich unbestimmt und wird im Allgemeinen gewöhnlich für das ganze Zeitalter bis zur Völkerwanderung, die in Verbindung mit der weitern Ausbreitung des Christenthums einen Abschnitt und Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bildet, gebraucht. (S. Antik.) Im engern Sinn beschränkt man ihn entweder auf die beiden Hauptvölker der alten Welt, Griechen und Römer, oder auf die Vorzeit irgend eines einzelnen Volkes. Alterthümer sind im Allgemeinen die aus dem Alterthum (je nach dem Sinn, welchen man damit verbindet) herstammenden Denkmäler aller Art. Die Alterthumskunde (wofür man wol auch den Ausdruck Alterthümer, Antiquitäten eigentlich falsch gebraucht) umfaßt das, was zur Kenntniß des politischen, häuslichen, gottesdienstlichen, literarischen und artistischen Zustandes der alten Völker oder auch der neuen gehört, insofern sie ihren Zustand längst verändert und sich ausgebildet haben; und die Archäologie oder die Kunde von den noch vorhandnen alten Denkmälern der alten Völker und deren Beschreibung ist ein Theil derselben. Die Alterthumswissenschaft endlich (von der die Alterthumskunde nur einen Theil ausmacht) ist ein System der gesammten zum Verständniß des Alterthums und Alles dessen, was aus demselben auf uns gekommen ist, erfoderlichen Kenntnisse. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern, bis auf den Zeitpunkt, wo bei jeder der neue Zustand der Dinge eintritt, mit dessen Darstellung sich die Statistik beschäftigt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemälde besitzen wir noch nicht, sondern bloß hebräische, griechische, römische, etrurische, gallische, deutsche &c. Alterthümer. Überhaupt fühlte man das Bedürfniß einer solchen Wissenschaft erst im 15. Jahrh., als der Eifer für die classische Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete sie vorerst als ein Hülfsmittel, die Schriftsteller dieser Nationen besser zu verstehen, und daher kam es, daß man sie auch bloß auf einzelne Gegenstände der Verfassung dieser Völker beschränkte. In den frühern Werken dieser Art findet man eine große Belesenheit, aber keinen festen Plan, keine kritische Unterscheidung der Zeiten und Umstände. Erst im 18. Jahrh. fing man an, die reichen Materiensammlungen der vorigen Zeiten kritisch zu sichten, systematisch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die „Bibliographia antiquaria" von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) gibt hierüber ausführliche Nachricht, zumal in der neuern Ausg. von Schaffshausen (1740), welcher jedoch neue Nachträge zu wünschen wären. Hauptsammlungen für die Alterth. der Griechen und Römer sind Gronov's „Thesaurus antiquitatum graecarum" (Leiden 1697—1703, 13

Bde., Fol.), Gräve's „Thesaurus antiquitatum romanarum" (Utrecht 1694—99, 12 Bde., Fol.), der „Novus Thesaurus antiqu. roman." von Sallengre (Haag 1716—19, 3 Bde., Fol), und „Poleni utriusque Thes. nova Supplem." (Vened. 1737, 5 Bde., Fol.), in welchen Werken von den bedeutendsten Humanisten jener Zeit die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Alterthümer niedergelegt sind. Burmann lieferte einen „Catalogus librorum, qui in Thes. Rom. Graec. Italico et Siculo continentur" (Leid. 1725). Was diese Humanisten im Allgemeinen und Einzelnen gesagt, wurde von den spätern mit Auswahl gesammelt und planmäßig verarbeitet. In dieser Art erwarben sich vorzügliche Verdienste um die griech. Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitsch und dessen Fortsetzer, Höpfner, Köpke, Kannegießer u. A., um die römischen Alterth. aber Rosin, Dempster, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitsch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römische Alterth. sehr brauchbares Werk ist noch „Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman." (Leid. 1713, Fol., Vened. 1719, Fol., 3 Bde., Haag 1737, Fol., 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erschien. Handbücher über die griech. und röm. Alterth. sind von Eschenburg, Scharf, Hanke. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von diesen Werken für ein genaueres, richtigeres Verständniß der griech. und römischen Literatur und Geschichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientalisten so deutlich ein, daß sie den übrigen Humanisten nicht länger hierin nachstehen wollten. Ihre Aufmerksamkeit war wegen des Zusammenhanges der hebräischen Literatur mit den Urkunden des Christenthums, vornämlich auf die hebräischen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. so nützliche als interessante Handbücher geliefert haben. Für die Alterthümer der andern orientalischen Völker haben die „Asiatic researches" vielfältig vorgearbeitet, und Goguet gibt eine zur Vergleichung nützliche Übersicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron, A. W. v. Schlegel u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Ägypten, Hammer, Rhode, Görres über Persien geliefert haben, dürfen wir uns vielleicht eine Darstellung der Alterthümer dieser wichtigen orientalischen Länder bald versprechen. Die Alterthümer der neueuropäischen Völker fanden der Bearbeiter mehre. Die Italiener haben höchst schätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzosen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigne „Archaeologia britannica", so auch die Deutschen u. a. nordische Völker. Die Kunstalterthümer hat man seit Anfange des 18. Jahrh. von den übrigen Alterth. abzusondern angefangen und sie als einen eignen Zweig bearbeitet. Sonst nannte man die Wissenschaft von den Kunstalterth. Archäographie, nachher kam der Name Archäologie dafür in Gebrauch, die man also von den Antiquitäten zu unterscheiden hat, obschon der Name beider dasselbe besagt: Alterthumskunde. (S. Antik, Archäologie und Denkmale.)

Alterthümer, deutsche, Gegenstände, die einem frühern, längst untergegangenen Zustande der Deutschen angehören; namentlich die noch vorhandenen äußern Denkmäler desselben und die Beschreibung dieser Gegenstände, Anstalten, Sitten, Gebräuche, Sprachform und Ausdrücke, sowie vornehmlich die Werke und Geräthschaften, welche einem untergegangenen Zustande unsers Volks angehören, z. B. Bauwerke und ihre Trümmer, Tempel, Gräber, Kunstwerke andrer Art, Bilder und Malereien, Münzen, Schriften, Haus- und Kriegsgeräthe bilden den Inhalt der d. A. Da aber diese Gegenstände sowol auf das innere Volksleben (Religion, Wissenschaft und Kunst, Staatsverfassung und Verwaltung, öffentliches Recht, Privatrecht und Privatleben nebst Handel und Gewerbe) sich beziehen, als auch auf das äußere Leben, das in dem Verhältnisse des Volks nach außen, d. h. auf Wohnplatz und Boden, sowie auf die Abstammung und Bewegung desselben im Raume besteht, so hat man die deutschen Alterthümer in Reli-

gionsalterthümer, wissenschaftliche und Kunstalterthümer, Staats- und Privatalterthümer (worunter auch die technologischen und ökonomischen gehören), ferner geographische und genealogische Alterthümer eingetheilt und einzelne dieser Theile, ja auch Abschnitte derselben, z. B. Rechtsalterthümer, einer besondern Untersuchung unterworfen. Wie jedoch überhaupt der Begriff des Alten und Neuen, auf welchem der Begriff der Alterthümer beruht, schwankend ist, indem das Alte unmerklich in das Neue eingreift und das längst Vergangene in die Gegenwart seine Wirkungen erstreckt, so ist auch eine bestimmte Zeitgrenze in Beziehung dessen, was man deutsche Alterthümer nennt, schwierig und willkürlich. Einige nehmen das 8., Andre das 12., ja sogar Einige das 15. Jahrh. als Zeitgrenze an, und da in der That durch die religiöse Reformation und die Entdeckung von Amerika die wichtigste Veränderung in dem Leben der Deutschen nach allen Beziehungen angegangen ist, so läßt es sich allerdings rechtfertigen, daß man nicht nur die rein germanische Zeit und das eigentliche Mittelalter, sondern auch die Zeit bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften, durch welche die gegenwärtige Cultur der Deutschen vorzüglich begründet worden ist, in diesen Alterthümern begreife. Man unterscheidet in dieser Beziehung unter den deutschen Alterthümern die Denkmale und Überlieferungen 1) aus der heidnischen Zeit, besonders die Denkmale, die aus der Erde herausgegraben werden, als Waffen, z. B. steinerne Äxte, Pfeile und Geräthschaften, welche zu andern Zwecken dienten, z. B. Opfermesser, Urnen und andere Gefäße, Götzenbilder und jene Grab- und Opferhügel selbst. 2) Deutsche Denkmale aus dem Mittelalter, und zwar sowol unbewegliche, als bewegliche, wozu auch die schriftlichen Urkunden gehören. — Noch schwieriger ist die Grenzbestimmung in Hinsicht auf Wohnplätze, Abstammung und räumliche Berührung der Völker, da kein Volk so getrennt steht, daß es nicht in Raum und Zeit auf mannigfaltige Weise, die zum Theil schon durch das Dunkel der Vorzeit verhüllt ist, mit andern in Verbindung träte. In dieser Beziehung hat man Alterthümer Deutschlands und deutsche Alterthümer unterschieden, weil in dem ursprünglichen Gebiet von Deutschland einige Alterthümer von den Römern oder andern Völkern (z. B. slavischen) herrühren; aber bei einzelnen Gegenständen ist der Ursprung des vorhandenen Alterthums oft kaum zu entscheiden, besonders da in den Einrichtungen und Sitten der sich berührenden Völker oft große Ähnlichkeit stattfindet. Es scheint daher überhaupt zweckmäßig, die deutsche Alterthumskunde mit jenen genealogischen und geographischen Untersuchungen zu beginnen, welche die verschiedenen Stämme der deutschen Völker und ihre frühern Wohnplätze, Verwandtschaften und Berührungen mit Völkern fremder Abstammung betreffen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß diese Verhältnisse wiederum im Einzelnen, oft durch Denkmäler selbst, erklärt und aufgehellt worden. Denn nur unter Voraussetzung gründlicher Untersuchungen dieser Art wird es möglich sein, Vermischungen vorzubeugen, wie sie in Hinsicht der religiösen Alterthümer der Deutschen sonst so häufig vorkommen, und das, was celtischen oder nordischen Völkern angehört, von den Überbleibseln des Altgermanischen sorgfältiger zu unterscheiden. Die Quellen der deutschen Alterthumskunde sind, was den ältesten Zustand der Deutschen anlangt, die Schriften der Römer (besonders Tacitus und Julius Cäsar) und der spätern Griechen (Strabo, Plutarch u. A.) und die ältesten Denkmäler selbst, z. B. aufgefundene Geräthschaften; was die mittlere Zeit anlangt, die Gesetzsammlungen der germanischen Völker und die Geschichtschreiber der mittlern Zeit, einheimische und ausländische, sowie die Annalisten, welche wir in allgemeinen und besondern historischen Sammlungen finden, ferner die Urkunden, Handschriften, Inschriften, Gedichte, Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters, sowie nicht minder Sagen und Sprichwörter. Zu den Hülfsmitteln gehören die Glossarien und Idiotica, sowie die Sagen und Geschichten andrer Stämme. Was deutsche Ge-

lehrte für einzelne Theile oder das Ganze der deutschen Alterthümer geleistet haben, kann man in Bernh. Friedrich Hummel's „Bibliothek der deutschen Alterthümer, system. geordnet 2c.," Nürnberg 1787, und dessen „Zusätzen zur Bibliothek", ebendas. 1791, übersehen. Früher wurden die deutschen Alterthümer vorzüglich zur Erläuterung andrer Wissenschaften bearbeitet, wie z. B. Grupen „Deutsche Alterthümer, zur Erläut. des sächs. und schwäb. Lehnrechts" (Halle 1762, 3. Aufl.) und Joh. Gottl. Heineccius „Antiquitates Germaniae, jurisprudentiam illustrantes" (Kopenh. 1772—73) schrieb, wiewol schon Paul. Chr. Höpfner in s. „Germania antiqua, oder kurze Fragen von den alten Gebräuchen der Deutschen 2c.", Halle 1711—12, und später Tresenreuter's kurzes Compendium („Antiquitates German.", Göttingen 1761) den allgemeinen Gesichtspunkt einschlugen. Zu den bessern und ausführlichern gehören des erwähnten Hummel's „Compendium deutscher Alterthümer" (Nürnberg 1788), nebst s. „Beschreib. neuentdeckter Alterthümer in Deutschland" (1792) und Rößig's „Alterthümer der Deutschen 2c." (Leipzig 1801, 2. Aufl.). Wiewol nun diesem allgemeinen Compendium kein neueres, unsers Wissens, gefolgt ist, so hat doch die Kunde der deutschen Alterthümer in der neuesten Zeit, und besonders seit der Epoche der franz. Zwingherrschaft, durch welche das deutsche Nationalgefühl so mächtig aufgeregt wurde, um so größere Fortschritte gemacht, je mehr man sich mit gründlichen Untersuchungen über das Einzelne und in bestimmten Provinzen Vorhandene beschäftigte: Untersuchungen, welche früher theils vernachlässigt waren, theils nicht von dem umfassenden wissenschaftlichen Standpunkte unserer Zeit angestellt werden konnten, weßhalb es auch nicht möglich war, ein gründliches Ganzes zu liefern. In dieser Beziehung sind rühmlich zu erwähnen: Gräter, besonders in s. Zeitschrift „Iduna und Hermode" (1816, 4.). Büsching in s. „Wöchentl. Nachr. für Freunde der Gesch.", woraus besonders abgedruckt ist: „Der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter", und andre Monographien, z. B. „Das Bild des Gottes Tyr" (Breslau 1819); „Die heidnischen Alterthümer Schlesiens", 1. u. 2. Heft (Leipzig 1820—21), nebst Kruse's „Budorgis" (Leipzig 1819). Ferner: Dorow, „Opferstätten und Grabhügel der Germanen am Rhein", 2 Hefte (Wiesbaden 1819—21), „Rheingauische Alterthümer", von Bodmann, 1. u. 2. Abth. (Mainz 1819, 4.), J. A. Pauli, „Die römischen und deutschen Alterthümer am Rhein" (1. Abth.: Rheinhessen, Darmstadt 1821), Göthe, „Kunst und Alterthümer am Rhein", „Kurmärkische Alterthums-Merkwürdigkeiten", im J. 1820 entdeckt, von Reichenbach (Berlin 1821). Ferner gehören hieher: „Die deutschen Denkmäler", herausgeg. und erkl. von Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, 1. Heft (Heidelb. 1820), W. C. Grimm, „Über deutsche Runen" (Gött. 1821) und viele Forschungen, z. B. Barth's, die Urgeschichte Deutschlands betreffend (Hof 1818). Vornehmlich haben sich die Forschungen über deutsche Alterthümer neuerlich auch mit Sprachdenkmalen (hier sind zu nennen von der Hagen, Grimm, Docen u. A.), sowie mit den Denkmälern der altdeutschen Baukunst (hieher gehören Moller's, Costenoble's, Stieglitz's, Quaglio's u. A. Arbeiten; s. Geschichte der Baukunst) beschäftigt. Auch dürfen wir nicht übergehen, daß die deutsche Alterthumskunde sowol durch thätige Unterstützung mehrer Regierungen (z. B. der preußischen am Rhein), in der Nachgrabung und Aufbewahrung altdeutscher Denkmäler, als auch durch mehre kürzlich errichtete Privatgesellschaften, z. B. die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, der thüringisch-sächsische Verein zur Erforschung des vaterländ. Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale, dessen Sitzungen in der Stadt Naumburg gehalten werden, und zwei andre Gesellschaften für Erforschung der Alterthümer im Königreiche Sachsen, welche in Dresden und Leipzig ihren Sitz haben, mit Liebe gefördert wird. Als Sammlungen ausgegrabener deutscher Alterthümer nennen wir das Museum der rheinisch-west-

fälischen Alterth. zu Bonn, die fürstl. Alterthümersammlung zu Braunfels (dargest. von Schaum, in lithograph. Manier), und die des H. Rosengärtner zu Salzburg. Durch solche Bemühungen ist zu hoffen, daß wir das Leben unsers Volks von seinem frühesten Zustande immer klarer überschauen und auch dadurch die richtige Würdigung der Gegenwart gewinnen werden, welche die Kenntniß der Vergangenheit immer vermittelt. Zugleich wird durch sie die thätigste Belebung der Vaterlandsliebe und des Nationalsinnes ausgesprochen und bewirkt. 44.

Alterthümer Schlesiens. Eine seit 1815 in Breslau bestehende Gesellschaft für vaterländische Cultur, welche zu belehrenden Unterhaltungen, gemeinschaftlichen Untersuchungen wissenschaftlicher Gegenstände, die den Namen gemeinnütziger verdienen, und vorzüglich zu Aufbringung aller Hülfsmittel, die diesem Zwecke förderlich sein können, mit Genehmigung der höchsten Behörden zusammentrat, hat ihren Eifer vorzüglich auf die alten Denkmäler sowol heidnischer als christlicher Zeit gewandt. Ein Journal, „Correspondenz der schles. Gesellsch.", gibt von ihren Arbeiten Rechenschaft. Mit ausgezeichneter Theilnahme betrieb man aber die Aufsammlung der heidnischen Überreste, die im Museum der breslauer Hochschule ein Unterkommen und an Prof. Büsching einen gelehrten Erklärer fanden. Beim Anlegen einer neuen Landstraße, unweit Wohlau, traf man auf weit verbreitete Todtenstätten; Geräth, wie auch schon anderwärts entdeckt worden ist, kam zu Tage, und wurde in den „Heidnischen Alterthümern Schlesiens", herausgeg. von Büsching (Leipz. 1820), mit Steindr. in gr. Fol., genau bekannt gemacht. D. Kruse baute auf die Örtlichkeiten der Todtenstätten ein geograph. System, das, Ptolemäus vervollständigend, vorzüglich die Wohnorte der Lygier nachweisen sollte. Zuerst trug er es in der „Budorgis" vor, dann weiter, trotz der Widersprüche zweier Beurtheiler (in den Wiener und in den Heidelb. Jahrbüchern) in dem „Archiv für alte Geographie, Gesch. und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme" (Breslau 1821). 19.

Althäa, Gemahlin des Öneus und Mutter der Deianira (s. d.).

Altona, nach Kopenhagen die größte dänische Stadt, im Herzogth. Holstein (53° 54′ 25″ Br., und 43° 20′ 38″ östl. L.), eine Viertelstunde unterhalb Hamburg an der Elbe, ist vom Hamburger-Berge, Hamburgs Vorstadt, durch einen kleinen Bach, jetzt der Stadtgraben genannt, getrennt. Die Stadt enthält über 23,000 Einw. (unter diesen 2400 deutsche und portugies. Juden, die das Bürgerrecht haben, mit einem Oberrabbiner, unter dem alle Juden, auch die hamburger, von der Elbe bis an den kleinen Belt stehen, ausgenommen die Glückstädter) und etwa 2230 Häuser und 520 Wohnkeller, ist auf einem sehr abschüssigen Boden gebaut, welcher sich zum Stadtgraben, besonders stark aber zur Elbe senkt, indem sie von dieser Seite einen amphitheatralischen Anblick gewährt. In Altona ist, einen Theil an der Elbseite ausgenommen, die Bauart nicht gedrängt, und es sind manche Gärten in der Stadt, desto unregelmäßiger sind die wenigen freien Plätze. Unter den öffentl. Gebäuden zeichnen sich aus: die Lutherische Kirche, das Rathhaus und das Waisenhaus. Der schönste Theil der Stadt ist die Palmaille, eine lange und breite Straße, an beiden Seiten mit ausgezeichneten Privatgebäuden, und in der Mitte mit einem mit mehren Reihen Bäumen besetzten Spaziergange, von wo man an einigen Stellen den Blick auf die Elbe, die mit Mühlen und Werften versehenen Inseln und das gegenseitige öde, meistens mit Heide bewachsene, bergige Ufer hat. Die Straßen sind größtentheils breit und gerade, viele gut, und einige vorzüglich gut gepflastert. Desto schlechter ist die Straßenbeleuchtung. Die Fabriken sind unbedeutend, mit Ausnahme der Zucker- und Seifensiedereien, der Thranbrennereien und Kattundruckereien. Der Herings- und Wallfischfang dieser Stadt ist ansehnlich. Wichtig ist der Handel, obgleich die Stadt weder einen guten Hafen noch Canäle hat, die den Transport der Waaren erleichtern. Weil Hamburg mit

den entferntesten Weltgegenden in Verbindung steht, so genießen die altonaer Kaufleute den großen Vortheil, Schiffe, die von und nach Hamburg gehen, mit zu befrachten, zu deren alleiniger Ausrüstung es ihnen oft an Mitteln fehlen dürfte. Doch haben sie 70 eigne Schiffe. Auch hat die dänische Regierung durch mancherlei Begünstigungen zum Flor der Stadt beigetragen. Hier ist nämlich ein Commerzcollegium, eine Münze, eine Börse, eine Girobank und seit 1739 ein akademisches Gymnasium. Es gibt wenig Orte, wo so viele Duldung aller Religionsparteien von Seiten der Regierung stattfindet, als in Altona. Von den Gesellschaften zur Beförderung des Gemeinnützigen verdient die Schleswig-holsteinische patriotische Gesellschaft angeführt zu werden, deren Hauptverwaltung hier ihre Versammlungen hält. — Altona war um 1500 ein unbedeutendes Fischerdorf. Die Bewohner gingen nach Hamburg in die Kirche. 1604 erhielt Altona die Rechte eines Fleckens, ward 1664 unter Friedrich III. von Dänemark zu einer Stadt erhoben, und blieb bis 1640 der Landeshoheit der Grafen von Schaumburg, die zugleich diesen Theil Holsteins besaßen, unterworfen. 1713 wurde sie von dem schwedischen General Steenbock angezündet und bis auf drei Kirchen und dreißig Häuser ein Raub der Flammen. Nach dieser Zeit ist Altona durch vermehrte Freiheiten, sowie durch einsichtsvolle obrigkeitl. Personen und durch einen langen Frieden, sehr emporgekommen, besonders haben der nordamerikanische und franz. Freiheitskrieg die Größe und den Wohlstand bedeutend vermehrt. 1813 und 1814 hätte es bald ein ähnliches Schicksal haben können als vor 100 J., indem es wegen der Kriegsoperationen gegen Hamburg den Vertheidigern äußerst hinderlich war. Durch die Gewandtheit des Oberpräsidenten Grafen Blücher, Altona mit beiden Gegnern, dem Freih. Benningsen, der das Belagerungsheer der Alliirten, und dem Fürsten Eckmühl, der die Besatzung in Hamburg befehligte, auf solchen Fuß zu setzen, daß beide die Neutralität Altonas selbst bei den öftern Angriffen der Alliirten auf die naheliegende Sternschanze, die die abgebrannte Vorstadt Hamburger-Berg beherrschte, zu ihrem Vortheil benutzen zu können glaubten, war es möglich geworden, die Stadt Altona zu retten und ihren Einw. die sonst unvermeidlich starke Bequartierung zu ersparen, die schon in der Zwischenperiode zwischen Napoleons in Hamburg bekannt gewordener Abdankung und dem wirklichen Abmarsch der franz. Besatzung aus Hamburg drückend genug werden konnte. Übrigens war in dieser Zeit auch die Verproviantirung Altonas eng genug auf das Nothdürftige beschränkt, damit von Altona aus kein Schleichhandel mit Lebensmitteln nach Hamburg bedeutend werden konnte.

Altranstädter Friede, geschlossen zwischen Karl XII., König von Schweden, und August II., König von Polen, am 24. Sept. 1706. Im **Nordischen Kriege** (s. d.) hatte Karl die Sachsen in Polen, wo August Liefland erobern wollte, mehrmals geschlagen; August war sodann auf dem Reichstage zu Warschau abgesetzt und Stanislaus Leszynski 1704 zum König gewählt worden. Weil aber August von seinem Bundesgenossen, dem Czar Peter von Rußland, unterstützt, den Krieg gegen die Schweden in Polen fortsetzte, so drang Karl, nachdem sein General Rehnschöld den sächs. General Schulenburg bei Fraustadt (14. Febr. 1706) geschlagen hatte, durch Schlesien in Sachsen ein, besetzte das Kurfürstenthum und nahm sein Hauptquartier d. 20. Sept. in **Altranstädt**, einem Pfarrdorfe der jetzigen preuß. Provinz Sachsen, zwischen Leipzig und Merseburg, weil in dessen Nähe bei Lützen Gustav Adolf gefallen war. Während dies geschah, unterhandelten Augusts II. Bevollmächtigte, der Geh. Rath Freih. von Imhof und der Geh. Referendar Pfingsten, zu Bischoffswerda d. 12. Sept. über den Frieden, dessen harte Bedingungen sie am 24. zu Altranstädt unterzeichneten, weil sie unbedingte Vollmacht erhalten hatten. August verzichtete auf Polen und Litthauen, behielt aber den Titel König; er entsagte dem Bunde wider Schweden, insbesondere dem mit

dem Czar, er lieferte (am 8. Apr. 1707) den Liefländer J. R. von Patkul (s. d.) an Schweden aus, gestattete den Schweden Winterquartiere in Sachsen, und verpflichtete sich, nichts in dem Kirchenwesen zum Nachtheil der evangelischen Kirche abzuändern. August wollte diese Bedingungen nicht genehmigen, gab jedoch in der Hoffnung, daß eine Milderung erlangt werden würde, dem G. Ref. Pfingsten ein Blanket. Allein Karl bestand fest auf jenen Bedingungen, und Pfingsten schrieb nun die Ratification der Friedensurkunde auf das Blanket. Der Friede ward erst am 26. Nov. publicirt; denn August mußte ihn geheim halten, weil er in Polen gewissermaßen von den Russen abhängig war, und daher sogar, nach bereits abgeschlossenem Frieden, einen Angriff der Russen auf den schwedischen General Mardenfeld bei Kalisch (d. 29. Oct. 1706) unterstützen mußte. Er kehrte d. 19. Jan. 1707 nach Dresden zurück. Der Sieger behandelte das Kurfürstenthum sehr hart, und verließ Sachsen erst im Sept. 1707, nachdem er mit Preußen das Altranstädter Bündniß vom 16. Aug. 1707, und mit dem Kaiser Joseph I. am 22. Aug. und 1. Sept. 1707 die Altranstädter Convention geschlossen, dadurch aber den Protestanten in Schlesien die freie Religionsübung gesichert, sowie die Zurückgabe der eingezogenen 118 Kirchen und Schulen verschafft hatte. — Nach Karls Niederlage bei Pultawa erklärte August d. 8. Aug. 1709 den Altranstädter Frieden für ungültig, weil Imhof und Pfingsten das Blanket gemißbraucht und ihre Vollmacht überschritten hätten. Jener wurde zu lebenswierigem Gefängniß, dieser zum Tode verurtheilt, jedoch ebenfalls auf den Königstein gesetzt. August zog, auf die Einladung einiger polnischen Großen, nach Polen, nahm von dem Throne wieder Besitz, und erneuerte sein Bündniß mit dem Czar.

Alvensleben, eine adelige, jetzt zum Theil gräfliche Familie (luther.), die vorzüglich im Magdeburgischen und in der Altmark begütert ist und ihre Abstammung von Wichard von Alvensleben, bischöflich halberstädtischem Ministerial zu Alvensleben um 1175—85, ableitet, sich in verschiedene Linien theilt und viele hochverdiente Männer unter ihren Mitgliedern, z. B. den Grafen Philipp Karl, Sohn des Kriegsrathspräsidenten in Hanover, zählt. Dieser wurde 1745 geboren, studirte in Halle die Rechte und wurde Referendar der berliner Kriegs- und Domainenkammer, nachher 1775 außerordentl. Gesandter am sächs. Hofe, 1787 am Hofe zu Versailles, Botschafter bei der Republik der verein. Niederlande 1788, und in England 1789. 1790 wurde er Minister der auswärt. Angelegenheiten, und erlangte den Ruf einer thätigen Geschäftsführung, sowie eines einsichtsvollen und zugleich höchst menschenfreundlichen Staatsmannes. Er starb 1802. — Des königl. preuß. Kriegsraths S. W. Wohlbrück's „Geschichtl. Nachr. von dem Geschlechte von Alvensleben und dessen Gütern" (Berlin 1819, 2 Thle.) ist ein für die deutsche Adelsgeschichte überhaupt sehr wichtiges Werk.

Alxinger (Johann Baptist von), geb. zu Wien 1755, studirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten so lieb, daß er in der Folge nie aufgehört hat, sich mit ihnen zu beschäftigen. Durch den Tod seiner Ältern in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt, bediente er sich seiner Doctorwürde und seines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten Derer, die sich an ihn wandten, unentgeltlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1780 zu Halle, 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurt in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man fand eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit darin; weniger Beifall gewann eine neue Sammlung seiner Gedichte (Wien 1794). Desto günstiger waren seine Hauptwerke, „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791), aufgenommen worden, zwei Rittergedichte, in denen er als Nachahmer Wieland's erscheint, und Alles leistete, was man mit einem von höhern Dichtergaben entblößten Talent und Fleiße in der Poesie leisten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes

Werk war eine versificirte Übersetzung des Numa Pompilius von Florian. Er starb zu Wien am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretair des wiener Hoftheaters gewesen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und heiterm Geiste war er ein liebenswürdiger Gesellschafter und treuer Freund. Von dem „Doolin" ist 1797, und von „Bliomberis" 1802 eine neue Aufl. zu Leipzig erschienen. Alxinger's „Sämmtl. Schriften", Wien 1812, 10 Bde.

Amadeisten, s. Franciscaner.

Amadis, ein in der Ritterpoesie berühmter Name: 1) Amadis von Gallien nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelschön genannt, ein Sohn König Perion's von Frankreich und der Eilisena, der Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. 2) Amadis von Griechenland, ein Urenkel des gallischen und Sohn Lisuart's und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. 3) Amadis vom Gestirn, ein Urenkel des griechischen Amadis, Sohn Agesilaus's, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griechischen Amadis mit der Königin Zahara vom Kaukasus. Die Mutter dieses dritten Amadis war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechischen Amadis. 4) Amadis von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisel's und der Helene, Prinzessin von Apollonien. Dieser Amadis ist ein Urenkel Florisel's, Sohn der Polixana und Liscaron's, Prinzen von Catai. — Die Geschichte dieser Helden, die für Spanien ungefähr das sind, was Karl der Große mit seinen zwölf Pairs für Frankreich und König Arthus mit der Tafelrunde für England war, läuft durch neun Geschlechter, ist aber in Ansehung ihrer Entstehung, und dessen, was daran historisch oder erdichtet ist, in ein solches Dunkel gehüllt, daß selbst ungewiß bleibt, ob sie spanischen, portugies. oder franz. Ursprungs sei. Im spanischen Original hat dieser Roman 13 Bücher, von denen Cervantes in der bekannten Musterung der Bibliothek des Don Quixote die vier ersten begnadigen läßt, weil sie nicht nur das erste, sondern auch das beste und einzige Buch dieser Art seien, das Spanien aufzuweisen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene ersten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfasser nennen Einige den Portugiesen Pasco Lobeira zu Anfange des 14. Jahrh., Andre eine unbekannte portugiesische Dame, noch Andre den Infanten Don Pedro, den Sohn Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Tressan wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Ehre der Erfindung einem franz. Troubadour aus der Schule der Rusticien de Puice, des Verf. fast aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten König Philipps August (1180 — 1223) gebühre; doch würden wir dieser Meinung erst dann beizutreten geneigt sein, wenn eine kritische Vergleichung der ältesten Handschriften sie bestätigte. Als Verf. des 5. Buchs, welches die Abenteuer Esplandian's, des ältesten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo der Revisor der alten Ausgabe genannt. Das 6. Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Florisando, das 7. Buch die eines Unbekannten, und das 8., von J. Diaz, die Thaten Lisuart's, das 9. und 10. Florisel's, des Amadis aus Griechenland, des Ritters Anaxante, das 11. und 12. die Ritterfahrten Rogel's und Agesilas's, das 13. die des Silvio de la Silva. Weiter geht das spanische Original nicht; nun folgen die franz. Übersetzungen, welche seit Niclas d'Herberay, Herrn des Essars, Übersetzung (1540) diesen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14. bis 17. Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramont's und des Amadis vom Gestirn, das 18. bis 24. endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen Amadis, mit Einschluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieses sehr ungleichartigen Ganzen, das selten vollständig beisammen gefunden wird, sind von verschiedenem Werthe. Mit

Recht sagt Bouterwek von den vier ersten Büchern: „Ein so wahrhaft großes Gemälde des edelsten Heldensinnes und der Treue, ohne ängstliche Beschränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unsittlichen Zug, mit der höchsten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigste Simplicität der Darstellung auch den gesunden Geschmack ergötzend, verdiente zu seiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortsetzungen haben den ästhetischen Werth nicht, der die vier ersten Bücher auszeichnet. Von neuern deutschen Bearbeitungen dieses Romans oder besser dieses Romanencyklus gibt es keine, die genannt zu werden verdiente; denn der muthwillige „Neue Amadis" von Wieland hat mit jenen ältern Amadissen nichts gemein, als den Titel und etwa die Fülle der von dem Helden zu bestehenden Abenteuer. Dagegen hat ein neuerer franz. Dichter, Creuzé de Lesser (1819 Präfect des Heraultdepart.), es unternommen, seinen Landsleuten den dreifachen romantischen Mythenkreis in einem neuen Gewande darzustellen. — Von seinem 1. Bdch.: „**Les chevaliers de la Table ronde**", in 20 Ges., erschien 1812 eine 2. Aufl. Das 2. Bdch. „**Amadis de Gaule**", gleichfalls in 20 Ges., kam 1813 heraus.

Amalgam (vom spanischen **Amalgacien**, arab. Ursprungs), eine Verbindung des Merkurs oder Quecksilbers mit andern Metallen; daher **amalgamiren**, metallische Substanzen mit Quecksilber verbinden. Durch die **Amalgamation** oder **Anquickung**, d. h. durch das hüttenmännische Verfahren, mittelst welches ein Metall mit Quecksilber zu einem Amalgam verbunden wird, hat das Silberhüttenwesen eine sehr große Verbesserung erhalten. Sie ward schon 1571 in Amerika durch Velasco eingeführt, ist aber 1640 durch Alonso Barba und besonders 1780 durch v. Born wesentlich verbessert worden. Das älteste Verfahren bestand darin, die fein gemahlenen Erze mit Quecksilber und Wasser in steinernen oder in kupfernen Gefäßen zusammenzureiben; gleichzeitig scheint aber auch die Amalgamation in Haufen eingeführt worden zu sein. Das Verfahren dieser Art in Südamerika ist folgendes: Die eingesprengten Erze werden zuerst trocken gepocht, dann in Mühlen (Tahonas) mit etwas Wasser ganz fein gemahlen und entweder schon bei diesem Zermahlen mit Kochsalz versetzt, oder nachher mit demselben vermengt. Der gemahlene Erzschlamm wird in Haufen (Tortas und Montons) auf einem mit steinernen Platten belegten ebenen Platz aufgeschüttet, durch Treten (Trituration) durchknetet, gewendet und mit einem gepulverten Gemenge von Eisen- und Kupfervitriol (Magistral) versetzt. Nachdem die Masse wieder durchknetet worden ist, wird ein Drittel des Gewichts Quecksilber zugesetzt und darauf die Durchknetung 12 bis 20 Tage fortgesetzt, worauf man beim Probenehmen Amalgam und Limadur, d. i. noch nicht amalgamirtes, metallisches Silber, erhält, welches durch fernere Quecksilberzusätze auch amalgamirt wird. Nach beendigter Amalgamation wird das Amalgam verwaschen, filtrirt und gebrannt. Da diese Amalgamationsmethode, ungeachtet ihrer Unvollkommenheit, kein Brennmaterial erfodert, so wird sie in Südamerika nicht leicht durch eine andre verdrängt werden können. — Weit einfacher, schneller, nur mit einem geringen Quecksilberverlust verbunden, aber eine Menge Maschinerien erfodernd, ist die europäische Amalgamation. Sie gründet sich darauf, das Silber in Hornsilber umzuändern und dieses durch die gemeinschaftliche Einwirkung des Quecksilbers und des Eisens oder Kupfers zu zersetzen, wobei sich das entstandene regulinische Silber mit dem Quecksilber zu einem Amalgam verbindet. Nicht alle silberhaltige Erze sind geschickt zur Amalgamation, sondern nur die fein eingesprengten und die kiesigen, in deren Ermangelung auch Schwefelkies zugesetzt werden kann. Das Verfahren ist folgendes: Die fein gepochten Erze werden, mit Kochsalz vermengt, in Flammenöfen stark geröstet, nachher durch einen eisernen Durchwurf geworfen, um das

Feinere von dem Gröbern zu trennen. Letzteres wird nochmals geröstet und durchgeworfen, ersteres aber gemahlen und durch Mehlbeutel gegeben. Das eigentliche Amalgamiren oder Anquicken geschieht in horizontal liegenden Fässern, die sich um ihre Axe drehen und welche gewöhnlich jedes mit 20 Centner Erzmehl, 3 Ctr. Wasser und ¾ Ctr. stumpfen Eisenblechstücken besetzt werden. Nachdem die Fässer 1½ Stunde umgegangen sind, wird ein Quecksilberzusatz von 5 Ctr. gegeben und nun bleiben sie 16 bis 18 Stunden in ununterbrochenem Umgange. Ergeben Proben die vollständig erfolgte Amalgamation, so werden die Fässer ganz voll Wasser gegeben und in eine langsame Bewegung gesetzt, damit sich das schwerere Quecksilber ruhig senken könne. Ist dies geschehen, so werden die Fässer ausgeleert und zuerst wird das silberhaltige Quecksilber und dann werden die Rückstände abgelassen und jedes wird besonders aufgefangen. Das erstere wird durch Säcke von Zwillich gepreßt, um das mit dem Amalgam verbundene, noch immer etwas silberhaltige Quecksilber durch mechanischen Druck zu trennen. Von dem, in den Preßsäcken zurückgebliebenen Amalgam wird das Quecksilber durch Destillation getrennt; um aber allen Quecksilberverlust möglichst zu verhüten, bedient man sich eiserner, von allen Seiten geschlossener und nur unten offener, glockenartiger Gefäße, welche über einem eisernen Ausglüheteller, auf welchem sich das Amalgam befindet, dergestalt herabgelassen werden, daß die unten offene Grundfläche jenes eisernen Gefäßes durch Wasser gesperrt wird, in welchem zugleich der Fuß steht, welcher die Ausglüheteller trägt. Der eiserne Mantel steht in einem Ofen, wird glühend gemacht, und das Quecksilber in Dämpfe verwandelt, welche sich in dem Wasser verdichten. Das auf den Tellern zurückbleibende Quecksilber wird mit auf dem Treibherd aufgesetzt, da es selten mehr als 12löthig ist und dann fein gebrannt. — Die Rückstände werden, mit Wasser verdünnt, in große Bottiche geleitet, dort durch Rechen umgerührt, worauf sich die Quecksilberamalgamtheilchen senken. Die Flüssigkeit kann auf Quicksalz (Glaubersalz, welches mit Kochsalz, salzsaurem Eisen &c. verunreinigt ist) versotten werden, welches bei dem Ackerbau benutzt wird. — Auch bei der Gewinnung des Goldes wird die Amalgamation, z. B. in Südamerika, angewendet. Die goldhaltigen Silbererze werden deßhalb beim Mahlen mit Quecksilber versetzt und amalgamirt, wobei nur das regulinische Gold und Silber von jenem Metall aufgelöst wird. Außerdem können auch silberhaltiger Rohstein und Kupferstein und silberhaltiges Kupfer u. s. w. amalgamirt werden. — **Kalt** heißt die Amalgamation, wenn sie, wie die beschriebene, in der gewöhnlichen Lufttemperatur und **warm**, wenn sie in erhöheter Temperatur geschieht. — **Amalgamirwerk** nennt man eine Anstalt, welche die zum Amalgamiren erfoderlichen Vorrichtungen und Maschinerien enthält. Das vorzüglichste Werk dieser Art ist das an der Halsbrücke bei Freiberg in Sachsen; man findet die Beschreibung desselben in Villefosse's „Mineralreichthum" (deutsche Bearb. Th. III, S. 531), und die Abbild. auf der 35. Taf. des Atlasses.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachsen=Weimar, geb. d. 24. Oct. 1739, Tochter des Herz. Karl v. Braunschw.=Wolfenb. Während der letzten Hälfte des 18. Jahrh. war diese Fürstin der Mittelpunkt und die Seele eines Hofes, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Tasso's und Ariosto's Gegenwart verschönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterstützung, welche sie umsonst von den größern Fürsten des deutschen Reichs erwarteten, indem sie ihnen einen Vereinigungspunkt und eine angemessene Existenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beschützerin der Schriftsteller und Künstler und als erleuchtete Richterin ihrer Werke hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem 19. J. Witwe von Herzog Ernst August Constantin, den sie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte sie durch eine gute Verwaltung die traurigen Folgen des siebenjährigen Krieges zu tilgen, bedeutende

Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Hungersnoth, welche 1773 Sachsen heimsuchte, von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte sie diesen dringenden Bedürfnissen abgeholfen, als sie ihren Blick auf diejenigen Gegenstände wandte, welche allein das Leben veredeln. Sie gründete neue Anstalten für die geistige Bildung des Volks, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Großherzogs, und zog Männer von den glänzendsten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus. Schiller gesellte sich ihnen erst in den letztern Jahren bei. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens konnte es der Fürstin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer als irgend ein gleichzeitiger Hof um sich zu versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lusthäuser in Tieffurth und Ettersburg, waren unverändert der Versammlungsort aller Gelehrten und Reisenden von Verdienst. Eine Reise nach Italien, welche sie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geschmack für die Künste. So erwarb sie sich, als die Erbin der großen Eigenschaften des Hauses Braunschweig und seiner Liebe für die Wissenschaften, den Ruhm, die berühmtesten gleichzeitigen Schriftsteller des deutschen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14. Oct. 1806 hatte ihr Herz gebrochen, sie überlebte ihn nur wenige Monate.

Amalthēa, der Name der Ziege auf Kreta, welche den Jupiter säugte, als ihn seine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg. Von dieser Ziege wird das Horn des Überflusses, welches Jupiter den Töchtern des Melissus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen gab, daß sie Alles, was sie zum Unterhalte nöthig hatten, daraus sollten nehmen können, Cornu Amaltheae (gleichbedeutend mit Cornu copiae, Füllhorn) genannt. Nach Andern hieß die Nymphe, welche jene Ziege bewachte, Amalthea. Die Sibylle zu Cumä führte ebenfalls diesen Namen. Unter d. Tit.: „Amalthea" erscheint seit 1821 eine treffliche archäologische Zeitschrift von Hofrath Böttiger, deren Einleitung auch die Mythe der Amalthea behandelt.

Amaranth, eine Art unverwelklicher Blumen, insofern sie abgepflückt und trocken ihre frische Farbe behalten. Daher ist diese Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unsterblichkeit geworden. Es gibt mehre Arten; eine derselben ist das Tausendschön.

Amathus (Amathunt), vormals eine Stadt auf Cypern, berühmt durch den Dienst der Venus, welche von ihr die amathuntische Göttin, Amathusia, hieß.

Amati, eine alte cremonesische Familie, welche im 16. und 17. Jahrh. Geigen verfertigte, die noch jetzt wegen ihres vollen Tons zu den besten gehören und sehr theuer bezahlt werden.

Amazonen. Eine uralte Sage, der etwas Geschichtlich-Wahres zum Grunde zu liegen scheint, spricht von einem Weibervolke, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung seiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft bloß der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren. Die Mädchen aber zogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Bogenschießen nicht hinderlich sein möchte. Von der abgebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen (Brustlose). Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1) Die afrikanischen Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Herkules vertilgt wurden. 2) Die asiatischen Amazonen, von

allen die berühmtesten, welche im Pontus um den Fluß Thermoden wohnten. Diese sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Ephesus erbaut haben. Die Königin Hippolyta ward vom Herkules getödtet. Zu Theseus's Zeit überfielen sie Attika. Unter der Königin Penthesilea, Tochter des Mars und der Otrere, zogen sie Troja zu Hülfe. Noch um 330 vor Chr. machte ihre Königin Thalestris dem macedon. Alexander einen Besuch; bald nachher verlieren sie sich aus der Geschichte. 3) Die scythischen Amazonen, ein Zweig der asiatischen; sie bekriegten die benachbarten Scythen, verheiratheten sich aber nachher mit ihnen und zogen tiefer in Sarmatien, wo sie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen. Die ältern Geographen gaben auch einem großen Landstriche im innern Südamerika den Namen Amazonenland, weil die ersten Entdecker hieselbst ein Amazonenvolk gefunden haben wollten. Die neuere Geographie hat diesen Irrthum berichtigt und mit ihm ist das Amazonenland verschwunden, das sich nur noch auf ältern Landcharten als ein Theil von Brasilien und von Peru findet. — Der **Amazonenfluß** (richtiger Maranhon), welcher dieses Land, wie der Nil Ägypten, bewässert und fruchtbar macht, ist der größte Fluß auf der Erde. (S. **Südamerika**.) Der erste Entdecker desselben, Orelhan, traf, als er ihn hinaufschiffte, an seinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Flusses und Landes.

Ambassadeur, s. **Gesandte**.

Amberg, ehemal. Hauptst. der Oberpfalz, an der Vils im baierschen Regenkreise in der Mitte vieler Eisenhämmer. Sie ist sehr wohlgebaut, hat 712 H. und 7680 Einw., ein Appellationsgericht für den Regenkreis, ein Rent-, Hall-, Forst- und Postamt, ein Gymnasium, ein Seminar für Schullehrer, eine Hebammenschule und eine Bibliothek. Die Gewehrfabrik liefert jährlich 10—20,000 Gewehre in bester Güte. Die ehemal. Festungswerke dienen zu Spaziergängen. Bei Amberg schlug der Erzh. Karl am 24. Aug. 1796 den franz. General Jourdan, und nöthigte ihn dann am 3. Sept. durch die Schlacht bei Würzburg zum Rückzug an den Rhein.

Amberger (Christoph), ein altdeutscher Maler des 16. Jahrh. aus Nürnberg gebürtig, der sich nachher in Augsburg niederließ. Hier malte er 1530 den Kaiser Karl V., der ihn reichlich beschenkte und in hohen Ehren hielt. Dieses Bild ist jetzt in der königl. Sammlung in Berlin. Sandrart nennt als sein vorzüglichstes Werk die Geschichte Josephs in 12 Bildern auf Leinwand in Leimfarbe gemalt. Er arbeitete in des ältern Holbein's kräftiger Manier, der noch zu seiner Zeit lebte, copirte auch viele Portraits dieses Meisters und schnitt in Holz. Er starb zwischen 1550 und 1560.

Amboina, s. **Gewürzinseln**.

Ambra oder **Amber**, eine Materie von vortrefflichem Geruch, und, weil sie nicht häufig gefunden wird, eine der theuersten Spezereien. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gefischt. Wahrscheinlich ist er eine in dem Mastdarme des Kachelots sich sammelnde Materie, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Tintenwurme, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt. Man verwechsle nicht mit diesem grauen Ambra den Bernstein, auch Ambre jaune genannt.

Ambras, **Amras**, ein landesfürstl. Lustschloß in Tirol, nahe bei Insbruck, am Inn, war berühmt wegen seines Museums von Kunstsachen, alten Rüstungen, Bildnissen u. s. w., welches der Erzherz. Ferdinand, Gemahl der Philippine **Welser** (s. d.), im 16. Jahrh. daselbst angelegt hatte. Die Bibliothek schenkte die Kaiserin Maria Theresia der Universität zu Insbruck. Jene Kunstkammer aber kam, als 1805 Tirol an Baiern fiel, nach Wien, und ward unter

dem Namen der k. k. Ambraser Sammlung im untern Schlosse des Belvedere aufgestellt. Ihr Custos, Alois Primisser, hat sie (Wien 1819) auf eine musterhafte Art beschrieben. Sie enthält viele altdeutsche Kunstwerke, unter andern auch die 48 Ebenbilder sächs. Fürsten, mit Öl auf Leinwand gemalt, von Lukas Cranach dem Sohne. Mehres aus dieser Sammlung, vorzüglich Bücher und Münzen, war schon früher in die wiener Bibliothek und in das kaiserl. Münzcabinet gekommen. Die Gesammtzahl der Handschriften, unter welchen eine prächtige Abschrift des „Heldenbuchs", wahrscheinlich von 1517, zu bemerken ist, mit Inbegriff der Turnier-, Waffen- und Kampfbücher, beträgt gegenwärtig noch 69. Die wichtigern Denkmäler werden jetzt durch Abbildungen bekannt gemacht, und schon ist ein Heft der Bildnisse aus dem habsburgischen Stammbaume erschienen. 20.

Ambrosia, s. Götterspeise.

Ambrosianische Bibliothek. Diese in neuerer Zeit durch die Entdeckungen Ang. Majo's berühmt gewordene Büchersammlung zu Mailand wurde 1609 vom Card. Friedrich Borromeo, einem Verwandten des heilig gesprochenen Carlo Borromeo, dem allgemeinen Gebrauche eröffnet. Der kunstliebende Cardinal, Erzbischof von Mailand, hatte sie durch Gelehrte, die er durch Europa, ja selbst nach Asien aussandte, aufkaufen lassen; doch zählte sie bei ihrer Eröffnung nur etwa 35,000 Druck- und 15,000 Handschriften in allen Sprachen. Jetzt enthält sie 60,000 gedr. Bücher (nach Millin 140,000). Zu Ehren des heil. Ambrosius, des Schutzpatrons von Mailand, ward sie Bibliotheca Ambrosiana benannt. Was die Sammlung späterhin besonders durch die Pinelli'schen Handschriften gewonnen hat, erzählt Angelo Majo in s. Vorrede zu den Fragmenten der Iliade, die er aus ihren Schätzen bekannt machte. Ihr gelehrter Stifter wollte mit dieser Bibliothek, deren günstiges Local auch von ihm herstammt, ein Collegium von Gelehrten verbinden, von denen jeder in irgend einem Fache ausgezeichnet, für die Bekanntmachung der dahin einschlagenden Werke Sorge trüge und überhaupt den ansprechenden Fremden darüber Rede stehe. Mangel der Fonds zwangen aber dies Collegium, das auf 16 Mitgl. berechnet war, auf zwei zu beschränken, die noch jetzt den Titel Doctores Bibl. Ambros. führen und durch eine goldene Medaille mit der Inschrift: Singuli singula sich auszeichnen. Zu den vielen Seltenheiten dieser Büchersammlung gehört, außer den von Majo bekannt gemachten Palimpsesten, auch ein Virgil, dem Petrarca die bekannte Notiz über das erste Begegnen Lauras einschrieb. Mit der Bibliothek durch einen Platz verbunden, wo ein künstlicher kupferner Palmbaum steht, den Lalande für ein Erzeugniß des mildern Himmelstrichs nahm, ist eine Galerie von Kunstsachen, in der außer einigen Gypsabgüssen und Gemälden von Breugel, Barocci, Luini, Albrecht Dürer, vorzüglich der Carton von Rafael's Schule zu Athen und die Studien von Leonardo da Vinci, sowie die frühen Copien von dieses großen Künstlers Cena anziehen werden. Von den 12 Bänden mit Schriften von der Hand des Leonardo da Vinci, die ehemals als ein kostbares Geschenk des patriotischen Galeazzo Arconato hier verwahrt wurden, ist nur ein einziger, der interessantere durch seine Zeichnungen, jetzt noch übrig. Alle andre sind in Paris geblieben. 19.

Ambrosius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geb. gegen 340, wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater als Statthalter von Gallien zu residiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenschwarm bedeckte das Gesicht des im Hofe des Schlosses schlummernden Knaben, und als die Amme herbeieilte, sah sie erstaunt, wie an seinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun und sich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. Seine Erziehung war standesmäßig; die geschicktesten Lehrer zu Rom, wohin nach des Vaters Tode die

Familie gegangen war, bildeten seinen Geist und sein Herz. Nach Beendigung ihrer Studien gingen Ambrosius und sein Bruder Satyrus nach Mailand, wo Beide in die juristische Laufbahn traten. Hier zeichnete sich Ambrosius so aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, dem mittelländischen Meere, Toscana, der Etsch und dem adriatischen Meere ernannte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlstand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet wurde, und als der bischöfliche Sitz von Mailand erledigt worden, ward er einstimmig von den Arianern und Katholischen in der Kirche zum Bischof ausgerufen. Lange weigerte sich Ambrosius, diese Würde, die ihm eine drückende Bürde schien, anzunehmen; aber umsonst. Er floh bei Nacht, und glaubte sich auf dem Wege nach Pavia; statt dessen fand er sich unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich ergab er sich, empfing die Taufe, da er bisher nur Katechumene gewesen, und acht Tage darauf die Priesterweihe. Diese Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7. Dec. Ambrosius erwarb sich auch als Bischof durch seinen Charakter allgemeine Verehrung. Er starb 397. Sanft, leutselig, duldsam, gefühlvoll und bescheiden, gebrauchte er sein Ansehen nur zum Glück seiner Mitbürger und zum Besten der katholischen Kirche. S. Schriften (beste Ausg. von den Benedictinern, 2 Bde., Fol., 1686 — 90) tragen den Stempel seines Charakters. Ihm ist auch der Ambrosianische Lobgesang oder das „Te Deum laudamus" zugeschrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß derselbe von einem unbekannten Verfasser sei. So viel ist gewiß, daß Ambrosius den Gesang in der abendländischen Kirche verbesserte. Vielleicht führte er in dieselbe den antiphonischen Gesang ein. Noch wird ihm der sogenannte „Ambrosiaster oder Pseudo-Ambrosius", ein latein. Commentar über die 13 Briefe des Apostels Paulus, fälschlich zugeschrieben.

Amalungen (Amelungen), im Nibelungenliede drei Brüder, Walamir, Widimir und Theodimir, welche zu den tapfersten und hochgeachtetsten Helden des Hunnenkönigs Etzel's oder Attila gehören. Walamir und Theodimir (im Heldenbuche Ditmar genannt) verloren nach dem Jornandes 458 eine Schlacht gegen den Kaiser Leo, worauf Theodimir seinen siebenjährigen Sohn Theodorich, nachmaligen König der Ostgothen, dem Sieger als Unterpfand des Friedens nach Constantinopel sendete. So die wahre Geschichte; der Sänger des Nibelungenliedes freilich macht auch diesen Theodorich zum Genossen und Helden des Königs Etzel, der ihn so lieb gewonnen hat, daß er ihn nicht um die Hälfte seines Reichs missen will. 52.

Amen, ein hebräisches Wort, mit welchem man Etwas versichert (Ja gewiß, wahrlich!), ist aus der Religionssprache der Juden in die der Christen übergegangen. Der, in den jüdischen Synagogen am Schlusse der Versammlung ertheilte Segen ward von den Anwesenden mit einem Amen bekräftiget. Auch in den religiösen Versammlungen der ersten Christen ward das Gebet, welches der Älteste der Gemeine oder ein Lehrer sprach, von der Gemeine mit einem Amen beschlossen. Noch jetzt wird bekanntlich jede Predigt mit diesem Worte geendigt, welches aber nur dann in seiner wahren Bedeutung genommen sein kann, wenn der Schluß der Predigt eine allgemeine Wahrheit, oder eine Ermahnung, oder einen Wunsch ausspricht. Im Fall die Predigt mit einer Drohung schlösse, würde man schwerlich geneigt sein können, dieses Wort in einer andern Bedeutung als: Nun ist der Vortrag beendigt, zu nehmen. Der sel. Morus in Leipzig schloß selten oder gar nicht seine Predigten mit diesem Worte. Das Amen zu einer Sache sprechen, heißt auch in der Sprache des täglichen Lebens: diese Sache bestätigen, bekräftigen. Es ist Ja und Amen — es bleibt dabei. Wenn von dem Amen eines Componisten die Rede ist, so versteht man darunter dieses Wort in Musik gesetzt, damit in diesen Tönen der Chor das, vom Prediger vor dem Altar gesungene, Gebet, oder den von demselben abgesungenen Segenswunsch beantworten könne. 11.

Amerigo Vespucci, geb. am 9. März 1451 zu Florenz aus einer alten Familie, machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung: damals, wegen ihrer Beziehung auf den Handel, drei Hauptgegenstände des Unterrichts zu Florenz. 1490 begab er sich nach Spanien, um Handel zu treiben, und befand sich in Sevilla, als Colombo Anstalten zu seiner zweiten Reise traf. Das Gelingen der Unternehmungen Colombo's reizte den Vespucci, sein Handelsgeschäft aufzugeben, um den eben entdeckten Erdtheil kennen zu lernen. Am 10. Mai 1497 trat er seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an, der mit 5 Schiffen aus dem Hafen von Cadiz auslief, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte den Meerbusen von Paria und die Küsten mehre hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von 13 Monaten nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 begann er eine zweite Reise, deren Ergebniß die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln war. Hierauf trat er, durch Versprechungen gereizt, in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm zwei Reisen auf portugiesischen Schiffen: die erste den 10. Mai 1501, und die zweite den 10. Mai 1503. Auf dieser letzten hatte er die Absicht, einen westlichen Weg nach Malacca zu finden; allein er verlor ein Schiff, und rettete sich nach großen Gefahren mit den übrigen fünf in die Aller-Heiligen-Bai auf der Küste von Brasilien. 1506 (in welchem J. Colombo starb) trat er abermals in spanische Dienste und besuchte mehre Male den Erdtheil, der schon von ihm den Namen zu führen anfing. Diese Ehre hätte freilich mehr dem Colombo gebührt, als dem V., so wenig man diesem Verdienste absprechen kann. Besonders verdankte Amerigo diesen Ruhm seinem Charakter, denn er war bescheiden, friedliebend und weit entfernt, bei dem Könige und seinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken. So geschah es, daß die Hälfte der Erde seinen Namen annahm, ohne daß er diese Ehre suchte. Übrigens befand er sich bei keiner Reiseunternehmung als Befehlshaber, sondern nur als Geograph und Steuermann. Wir haben von ihm eine Charte von Amerika, ein Tagebuch von 4 seiner Reisen, das 1532 zu Paris lateinisch im Druck erschienen ist und auf 22 Bl. in 4. „Amerigo's Briefe", die gleich nach seinem Tode in Florenz bei Joh. Steph. di Carlo da Pavia erschienen. A. V. starb 1514 auf der Rückfahrt von Amerika zu Terceira. König Emanuel von Portugal, in dessen Diensten er sich zuletzt befand, ließ in der Kathedralkirche zu Lissabon die Reste des Schiffes Victoria aufhängen, an dessen Bord er die letzte Fahrt nach Amerika machte, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen. Noch sind nicht alle Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes ganz aufgeklärt und ohne Widerspruch.

Amerika. Ostwärts von Asien, westwärts von Europa und Afrika, dehnen sich (210° bis 360° L.) in beiden Polrichtungen, zwischen dem Grabe einer versunkenen Ländermasse, dem atlantischen Meere und zwischen dem ungeheuern Wasserbecken des stillen Weltmeeres, das Australien und Asien (s. Bering) von der Westfeste unsers Erdkörpers scheidet, zwei durch die Bergenge von Panama an einander gekettete Welttheile aus: in südöstl. Richtung Südamerika (s. d.), in nordwestl. Nordamerika (s. d.). Da, wo jener Felsendamm die beiden Meere trennt, ragt aus der großen westl. Einbuchtung des atlantischen Meeres, die den Golf von Mexico und die Busen der karaibischen Gewässer gebildet hat, eine Ruine der Urwelt hervor, die große, auf Felsengrund gelagerte, von vulkanischen Ausbrüchen und von Meergewürmschalen gestaltete Eilandsflur der Antillen (s. d.) oder Westindien (s. d.). Die Nordgrenze dieser neuen Welt verliert sich, jenseits des von Hearne 1770 erforschten 72° der Breite, und des von Mackenzie 1789 erreichten 69° B., über die 1818 vom Capit. Roß zuerst unter dem 78° B. entdeckte Nordküste der Baffinsbai hinaus, in dem nördlichen Polargürtel. Die Südgrenze bildet unter dem

54° B. die Straße des ersten Weltumseglers Magellan (s. d.) und jenseits derselben, die Südspitze des Feuerlandes, das Cap Horn. Diese dreifache in einer Strecke von 2000 deutschen Meilen durch 133 Breitengrade über einen Flächenraum von 750,000 □M. ausgedehnte, und von der Andenkette gegen das stille Meer hin umgürtete Ländermasse hat der Europäer vorzüglich an den Küsten erforscht; doch auch das Innere derselben in mehren Richtungen durchzogen (z. B. Nordamerika: die Capit. Lewis und Clarke 1804, Maj. Pike 1805; Brasilien: Langsdorf, Grant, Mawe, Koste, Eschwege, der Fürst v. Neuwied, Spix, Martius u. A.; überhaupt Alex. v. Humboldt, s. d.). — Für die Geschichte ihrer ersten Bevölkerung und ihres voreuropäischen Anbaues sind bei weitem noch nicht alle vorhandene Materialien gesammelt. Sagen, Denkmäler und andre Spuren scheinen auf eine doppelte Einwanderung von Osten her hinzuweisen, auf eine südliche, über die verschwundene atlantische Länderbrücke, und auf eine nördliche, über die Inselkette des russischen Nordarchipels. Oder stammen die frühesten Bewohner Amerikas, die Tolteken in Mexico, von jenem Zweige der Hunnen ab, der 100 Jahre n. Chr. gen Nordosten zog, sowie die Völkerfamilien Südamerikas von einem durch die Pest um 1050 südwärts getriebenen Stamme der Mexicoer? Mehr Licht darüber, vorzüglich was Nordamerika betrifft, wird die Amerikanische Antiquariengesellschaft verbreiten, deren Zweck auf die Entdeckung der amerikanischen Alterthümer, auf die Erhaltung der vorhandenen Reliquien und Werkzeuge der Urbewohner, und auf die Sammlung der alten Handschriften, Urkunden und Bücher, hinsichtlich der ersten europäischen Niederlassungen gerichtet ist. Diese Gesellschaft, welche am 28. Oct. 1812 ihre Corporationsacte erhielt, verdankt ihr Entstehen sowol als ihr Gedeihen der Freigebigkeit ihres Präsidenten Esaia Thomas von Worcester. Aus dem 1. Bande ihrer Denkschrift ersieht man, daß diejenigen Alterthümer, welche im eigentlichen Sinne den nordamerikanischen Indianern angehören, meistens nur aus rohen steinernen Beilen und Messern, aus Mörsern zum Stampfen des Mais, aus Pfeilspitzen und ähnlichen Dingen bestehen, welche den in allen andern atlantischen Staaten gefundenen Dingen vollkommen ähnlich sind. Eine zweite Classe von Alterthümern besteht aus solchen Gegenständen, welche die ersten Europäer in diesen Gegenden zurückgelassen, oder welche die Indianer von den frühern Pflanzern erhalten haben. Man findet sie häufig in den Gräbern der Indianer. Interessanter ist eine dritte Classe von Alterthümern, die von dem Volke herrühren, das die Forts oder Tumuli (Gräben, Wälle, hohe Aufwürfe, Feuerherde u. dergl.) in Nordamerika erbaut hat. Dieses Volk mußte, nach diesen Werken zu urtheilen, weit gebildeter und mit den nützlichen Künsten bekannter gewesen sein als es die jetzigen Indianer sind. Aus den hohen Bäumen, mit denen jene großen Werke überwachsen sind, schließt man, daß seit der Zerstörung jener Anlagen, die nahe bei einander, über die große Ebene von dem südlichen Ufer des Eriesees bis zum mexicanischen Meerbusen hin verbreitet, meistens in der Nähe großer Ströme angetroffen werden, und seit dem Untergange des Volks, das sie errichtet und von dem sich nicht einmal die Sage erhalten hat, ein langer Zeitraum, vielleicht von 1000 Jahren, verstrichen sein muß. Die Bauart ist regelmäßig; man will sogar in der Mitte des Binnenlandes vom Ohio die Spuren einer zerstörten großen Stadt entdeckt haben. Merkwürdig sind die sogenannten Mumien, oder getrocknete, in grobe Zeuge eingewickelte Leichname, welche man in einigen von den Salpeterhöhlen in Kentucky gefunden hat. Sowie man weiter gegen Süden kommt, nehmen diese Werke an Zahl, Umfang und Größe zu. Ihre Spuren leiten sogar durch die Provinz Texas und Neumexico und bis in Südamerika.

Je dürftiger und dunkler alle Nachrichten von dem frühesten Lebensalter dieses Welttheils sind, desto reicher an Begebenheiten ist die neueste Geschichte desselben. Die früheste Fahrt der Isländer (982) nach Winland (Grönland, Labrador

und Nordamerika), sowie die Nachricht der Venetianer von den Antillen (in Charten von 1424), hatte keine Folgen für diesen Theil der Erdkunde. Wahrscheinlich ist die neue Welt erst vor kaum zwölf Jahrhunderten bevölkert worden; daher die geringe Zahl der Ureinwohner (Indianer), die überdies noch, seit Colombo (1492 und 1497, Amerigo 1497, Cabot 1497, Cabral 1500, Balbao 1507, s. d.) u. A. diese Länder entdeckten, durch den Golddurst und die Barbarei europäischer Eroberer, wie Cortez, Pizarro u. a., in Sklaverei und Elend gestürzt, in mehren Landstrichen fast ausgestorben sind, in andern aber in eine Menge Völkerschaften gespalten, bei einem rohen Jäger- und Kriegerleben, von den geistigen Getränken der Europäer vergiftet, sich unter einander selbst so aufgerieben haben, daß man ihre Zahl höchstens noch auf 16 Millionen schätzt. Dazu sind durch das Colonialsystem der Spanier, Portugiesen, Briten, Franzosen, Holländer, Dänen, Russen und Deutschen, für Bergbau, Pflanzungen (Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. s. w.), Ackerbau und Handel 4½ Mill. Neger und Mulatten und 10 Mill. Europäer gekommen. Noch ist Platz und fruchtbarer Boden für mehr als 500 Mill. Menschen! — So ungewiß wie die Abstammung der Amerikaner, so ungewiß ist ihre Verzweigung. Die von Franc. Lopez angenommenen 1500 verschiedenen Sprachen derselben hat Alex. v. Humboldt auf zwei Stammsprachen, die toltekische und apalachische, zurückgeführt.

Die Natur hat die Oberfläche der neuen — jüngern — Welt in größern Formen gestaltet und ihr Inneres mit frischerer Lebenskraft, wenigstens in den wärmern Provinzen, ausgerüstet als die Erdhülle der alten Welt. Amerika hat die meisten Halbinseln, die größten Flüsse (s. Südamerika, Missisippi, Plata, Oronoco), die größten Landseen, wie der Ober- und der Huronensee, die längsten Bergrücken (s. Cordilleras), die weitesten Hochebenen, die üppigsten und größten Grasflächen (Pampas) und die reichsten Erz- und Steinlager. Über das Ganze verbreitet sich in der wundervollsten Abstufung das üppigste Pflanzen- und Thierleben. Von dem Rennthiermoose der Baffinsbai und von den Flechten auf Feuerlands Klippen erhebt sich, von beiden Polen her, die Vegetation bis zu der 180 Fuß hohen Wachspalme und dem säulenförmigen Cactus, die der üppigen Tropenwelt dieser Erdfeste eigenthümlich angehören. Und wer kennt nicht die einheimischen Erzeugnisse des amerikanischen Bodens: Cacao, Cochenille, Mais, peruanische Rinde, Kartoffeln, Taback und Vanille? Eben so mannigfaltig ist die thierische Schöpfung. Der südliche Pescherä und der nördliche Polarmensch, der Eskimo, gleichen der Zwergkiefer, wie dem stolzen Ahorn der Patagone und der Karaibe. Vorzüglich sind Gewürme, Insekten (nur die Bienen hat Europa gegeben), Fische, Geflügel und beidlebige Thiere (Amphibien) in reicher Abwechselung von Größe, Gestalt und Farbe vorhanden; am ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten in den Wildnissen der Anden. So der Riese unter den Vögeln, der Condur, und der prachtvolle Guacumayo. Unter den Säugthieren ist das nutzbare Lama und Vicugna in den Andenländern einheimisch. Doch kommt der Tapir in Brasilien den großen Landthieren der Ostfeste nicht gleich. Buffon's und Robertson's Meinung, daß die vierfüßigen Thiere Amerikas minder groß und wild seien als dieselben Arten in der alten Welt, haben Jefferson u. a. Beobachter widerlegt. Der Jaguar ist so furchtbar als der Tiger; der Landbär in Nordamerika ist größer, wilder und stärker als der europäische; nur der Löwe am Ganges ist dem nordamerikanischen Puma an Größe und Kraft überlegen, sowie das Krokodill dem Kaiman und Alligator. Ebenso wenig gegründet ist es, daß die europäischen Landthiere — man hat die nutzbarsten aus der alten in die neue Welt versetzt — in Amerika ausarteten und schwächer würden. Noch weniger gilt dies von dem Menschen! Der Neger wie der Europäer haben sich in Amerika in dem kühnen Mulatten und in dem feurigen Creolen kräftig fortgepflanzt (s. d. und Mestizen). So beginnt

auch die geistige Welt. Die fruchtbarsten Ideen der Europäer für das praktische Leben, als Duldung, Freiheit, Gleichheit, Selbständigkeit, Verdienstehre und Verfassung, haben in dem Boden von Amerika, mitten unter dem wilden Schlingkraut der Rohheit und des Eigennutzes, tiefere Wurzeln geschlagen, als sonst irgendwo, sodaß aus ihnen da, wo das Recht der eignen Gesetzgebung hinzutrat, in kurzem ein kräftiger Volksgeist erwuchs, welcher die verschiedenartigsten Nationen zu einem Ganzen vereinigte. Amerikas jugendliche Naturkraft war und ist für den gedrückten Europäer der willkommenste Boden, in dem sich die alternde Welt des Ostens nach Körper und Geist verjüngt. — S. Carey und Lea's „Historical, chronological and geographical american atlas etc.", Philadelphia 1822, Fol., auch franz. von Buchon mit Zusätzen, Paris 1825; „Columbus, oder amerikan. Miscellen", herausgeg. v. D. Röding., Hamb. 1826, und „Atlantis", herausgeg. v. Rivinus in Philadelphia, Leipz. 1826. (S. die einz. A. Nord- u. Südamerika, Westindien, Antillen, Auswanderung u. a. m.) K.

Amethyst, s. Quarz.

Ameublement, s. Verzierungskunst.

Amianth, eine Art des biegsamen Asbests (s. d.).

Amiens, in der Picardie, befestigte Hauptst. des franz. Depart. der Somme, an der Somme (5980 H. und 41,000 Einw.), der Sitz eines Bischofs, hat seit 1750 eine Société d'émulation, eine Akad. der Künste, Wiss., Lit. des Handels und des Ackerb., ein Lyceum, zu St.-Acheul eine von Jesuiten geleitete Erziehungsanstalt, und in der nahen Abtei du Gard ein Trappistenkloster, ferner ansehnliche Manufacturen in wollenen Zeugen, Tapeten, Damast und Kasimir, wovon 130,000 Stücke abgesetzt werden, in Leder, Seife und Preßspänen, sowie 80 Baumwollenfärbereien. Auch sind ihre Pasteten, die häufig über den Canal gehen, berühmt.

Amiens (Friede zu), unterz. am 27. März 1802 von Jos. Bonaparte, dem Marq. v. Cornwallis, dem Ritter Azara und Hrn. Schimmelpenninck. Als sich im J. 1800 England von allen continentalen Bundesgenossen verlassen sah, und der russische Kaiser Paul, unzufrieden, daß Malta dem Orden, dessen Großmeister er war, nicht zurückgegeben wurde, Preußen, Dänemark und Schweden zur Herstellung der nordischen bewaffneten Neutralität bestimmte, so legte Pitt auf die Schiffe der drei letzten Flaggen Beschlag. Dagegen ward dem englischen Handel der europäische Continent gesperrt, und dieser Umstand gab der Opposition im Parlamente gegen das Ministerium das Übergewicht. Da nun zu gleicher Zeit die Minister zur Emancipation der katholischen Irländer des Königs Zustimmung nicht erlangen konnten, so löste sich das Pitt'sche Ministerium auf und der Sprecher Addington trat an Pitt's Stelle, als erster Lord der Schatzkammer. Das neue Ministerium, in welchem Lord Hawkesbury an der Spitze der auswärt. Angelegenheiten stand, leitete sofort Friedensunterhandlungen ein. Am 1. Oct. 1801 wurde zu London der Präliminarfriede, und am 27. März 1802 zu Amiens der Definitivfriede zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und der batavischen Republik unterzeichnet. England behielt von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad; die Häfen des Vorgebirgs der guten Hoffnung blieben ihm geöffnet. Frankreich erhielt seine Colonien zurück und gegen Brasilien in Gujana den Araowari zur Grenze; die Republik der 7 Inseln wurde anerkannt und Malta wieder ein Ordensstaat; Spanien und die batavische Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Colonien wieder; die Franzosen wollten Rom und Neapel räumen mit Elba; das Haus Oranien sollte entschädigt werden; endlich ward die Integrität der Pforte in dem Zustande vor dem Kriege anerkannt, weßhalb der Sultan Selim, am 13. Mai 1802, dem Tractate von Amiens förmlich beitrat. — Allein dieser Friede fand bald in England allgemeine Mißbilligung. Denn der

erste Consul rüstete eine große Expedition nach St.-Domingo aus, und wollte in allen irländischen Häfen französ. Consulate errichten. Dagegen weigerte sich Großbritannien, Ägypten und Malta zu räumen, weil es behauptete, Frankreich bedrohe ersteres, wozu Sebastiani's übereilter Bericht von seiner Sendung nach Ägypten Veranlassung darbot. Am 10. Mai 1803 übergab der englische Hof sein Ultimatum zur Ausgleichung aller neuen Differenzen beider Staaten, verlangte Entschädigung für den vom Continent vertriebenen König von Sardinien, Einräumung der Insel Lampedusa und daß die franz. Truppen das Gebiet der batavischen und der helvetischen Republik räumen sollten. Dies schlug die franz. Regierung ab, und der londner Hof erklärte derselben am 18. Mai 1803 von neuem den Krieg.

Ämilius (Paulus), mit dem Beinamen Macedonicus, ein edler Römer aus dem alten Geschlechte der Ämilier. Er überwand den Perseus, König in Macedonien, und hielt deßwegen 586 nach Erb. der Stadt (168 vor Chr.) einen großen Triumph. Während desselben starben zwei seiner Söhne, deren Tod er hochherzig ertrug, und den Göttern dankte, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, den Wechsel des römischen Glücks abzuwenden. Er war der Vater des berühmten Scipio Africanus des Jüngern. Sein Vater, gl. N., ein ebenso tapferer als edler Mann, fiel als Consul und Feldherr im 2. punischen Kriege, in der Schlacht bei Cannä, 216 v. Chr.

Amiot (Pater), ein franz. Jesuit, geb. 1718 zu Toulon, war Missionair in Peking, und trug zu einer genauern Kenntniß Chinas viel bei. Ihm verdanken wir die ausgebreitetsten Belehrungen über die Alterthümer, die Geschichte, Sprache und die Künste der Chinesen. 1750 kam er zu Macao an, und ging im folg. J. auf Befehl des Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chinesischen und tatarischen Sprache vertraut, dadurch konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten, welche die Charakterschrift, die Kriegskunst, die Musik u. s. w. der Chinesen betreffen, ferner eine Lebensbeschreibung des Confucius, eine tatar.-mantschuische Grammatik u. s. w, befinden sich in den „Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois", deren zehnter Theil seinen Antheil an den ersten zehn Bänden, in 14 Columnen verzeichnet, angibt. Außerdem schrieb er die „Eloges de Moukden", welche de Guignes, und das „Dictionnaire tatarmantcheou-français", welches Langlès herausgegeben hat. — Ein älterer franz. Schriftsteller gl. N., der 1593, 79 J. alt, als Bischof von Auxerre starb, ist durch s. noch immer sehr geachteten Übersetzungen des Plutarch, des Diodor 2c. auch dem Auslande bekannt.

Amman, in der Schweiz und in Oberdeutschland soviel als Amtmann, Stadtvoigt, Schultheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt **Landamman**.

Amme. Die Natur legt der Mutter die Pflicht auf, dem Neugeborenen die Mutterbrust nicht zu versagen; daher der Andrang von Blut, der sich bald nach der Entbindung nach den Brüsten hin einstellt, und die vermehrte Lebensthätigkeit, die sich hier regt und die Absonderung der Milch, der ersten naturgemäßen Nahrung des Neugeborenen. Wie jede naturgemäße Handlung mit Vergnügen und Lust verknüpft ist, so auch das Säugen, was noch fortwährend eine Verbindung zwischen Mutter und Kind erhält, die während der Schwangerschaft zwar enger war, aber auch deßhalb den Einrichtungen der Natur gemäß nicht plötzlich gelöst werden soll. — Mutter und Kind erfahren daher nachtheilige Folgen, wenn dies Naturgesetz nicht befolgt wird. Die Erste wird dadurch zu einer großen Menge von Krankheiten geneigter. Entzündungen, Vereiterungen, Verhärtungen und Krebs der Brüste, zu reichliche und erschöpfende Lochien, Entzündungen des Uterus, der Ovarien u. a. Organe des Unterleibes, welche bald das Kindbetterinnenfieber be-

gründen, bald auch zu spätern Verhärtungen, Vereiterungen und Krebs die Veranlassung abgeben, sind die Folgen des unterlassenen Stillens, welche vorzüglich deutlich in die Augen springen. Die für das Kind sind noch größer, denn jede andre Nahrung, die es erhalten kann, ersetzt die Muttermilch keineswegs, und eine Abzehrung (atrophia infantum) ist beinahe gewöhnlich die Krankheit, welche das Leben Derjenigen zerstört, welche der naturgemäßen Nahrung entbehren müssen. Man glaubt nun wol durch Ammenmilch die Muttermilch ersetzen zu können, und nur zu gern ergreifen bequeme, mehr in der großen Welt, als in dem kleinern Familienkreise lebende Mütter dieses Auskunftmittel, wodurch sie ihre Neigung mit ihrer Pflicht vereinigen zu können hoffen; die Amme ist aber nur ein schlechtes Surrogat der Mutter, sie kann ihre Stelle zwar einnehmen, aber nie vollkommen ausfüllen. Doch gibt es allerdings bei der naturwidrigen Lebensweise, welche die Frauen der höhern Stände führen, eine Menge von Fällen, in welchen das Stillen (zumal länger fortgesetzt) weder der Mutter noch dem Kinde nützen würde. Bald stellt sich gar keine Milchabsonderung ein, oder sie hat keine guten Eigenschaften, bald sind die Brustwarzen so verkrüppelt, daß weder die Kunst noch das Saugen des schwachen Kindes sie hervorziehen kann: Umstände, durch welche das Säugen der Mutter unmöglich gemacht wird; nachtheilig aber für das Kind wird es, wenn die Mutter eine Krankheitsanlage besitzt, wenn sie skrofulös, kachektisch, schwindsüchtig, venerisch, sehr reizbar, schwächlich ist, wenn sie sich die nöthige Ruhe, dem Kinde die nöthige Aufmerksamkeit nicht schenken kann noch mag. Unter solchen Umständen ist eine Amme der einzige naturgemäße Ersatz, welchen das Kind erhalten kann; nur hüte man sich vor dem Wahne, als sei eine Amme um so besser, je größer, vierschrötiger, strotzender sie aussieht; für das Kind einer zarten, schwächlichen Mutter, wie sie in den höhern Ständen meistens sind, taugen solche Ammen nichts. Bei der Wahl der Amme ist zuerst darauf zu sehen, daß es eine gesunde Person sei, am allerwenigsten wird sie an einer ansteckenden Krankheit leiden dürfen, sie soll nicht zu jung und nicht zu alt sein, am liebsten zwischen dem 20. und 30. Jahre stehen, sie soll wo möglich nur wenige Tage vor der Mutter entbunden worden, und dieser körperlich und geistig möglichst ähnlich sein; sie muß gute Brüste und Brustwarzen haben; ihre Milch muß in gehöriger Menge vorhanden und süßlich, ohne Geruch, bläulich und weder zu dick noch zu dünne sein; sie darf nicht geneigt zu leidenschaftlichen Ausbrüchen und Affecten, sondern sie soll von ruhiger, geduldiger, sanfter Gemüthsart sein und für ihren Säugling Liebe empfinden. Über alle diese Umstände wird natürlich die Mutter nicht gehörig urtheilen können; es ist daher jederzeit die Untersuchung eines Arztes nothwendig. In größern Städten (z. B. in Paris) sind Ammenbureaus errichtet, welche jedoch die nöthige Sicherheit nicht gewähren sollen. — Endlich muß die erwählte Amme eine solche Diät führen, daß der höchste Grad von Gesundheit dabei bestehen kann. Denn man hat vielfältig die Beobachtung gemacht, daß ein jeder Verstoß gegen die Diät, wie z. B. unangemessene Nahrung, Erkältung, Ausschweifungen, heftige Gemüthsbewegungen ꝛc., viel leichter und häufiger die Gesundheit des schwachen Säuglings als die der Amme stören, und Erbrechen, Diarrhöen, Ausschläge, Abmagerung, nächtliche Unruhe, Krämpfe, Convulsionen, fieberhafte und andre Zufälle bei dem Kinde verursachen, die, wenn sie oft wiederkehren oder lang anhalten, es nothwendig machen, daß die Amme gewechselt wird. 34.

Ammianus Marcellinus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem 4. Jahrh. nach Chr., zu Antiochia in Syrien geb. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen bloß die letzten 24 noch übrig sind) die Geschichte der römischen Cäsaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortsetzung des Tacitus und Sueton betrachten; es ist vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Aus-

gabe ist die von Gronov (Leiden 1693), eine neuere von Ernesti (1773) und die neueste von Wagner fortgesetzt (Erfurt u. Leipz. 1808, 3 Thle.).

Ammon, eine libysche Gottheit. Einige machen den Ammon zu einem Sohne Triton's; Andre erzählen, er sei in einem Walde gefunden worden, wo außer einem Schafe kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiter's und dieses Schafes. Noch Andre sagen, er sei zwischen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Endlich erzählt man, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe gerufen; darauf sei ein Widder erschienen, der mit seinen Füßen scharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe und darauf wieder verschwunden sei. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehre erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturn's, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopf oder Widderhörnern vorgestellt war. Alexander besuchte den Tempel, und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt. Über dieses alte Ammonium in der Oase Siwah vgl. m. Oase u. Meroe. — Ammonshorn, eine nach Art der Widderhörner gewundene Muschelgattung.

Ammon (Christoph Friedrich v.), Dr., k. sächs. Oberhofprediger und Kirchenrath (seit 1813) in Dresden, Ritter des k. sächs. Civilverdienst- und des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe, geb. am 16. Jan. 1766 zu Baireuth, wo s. Vater, k. preuß. Kammerrath, 1812 starb — aus einer altadeligen Familie, nürnberg-baierscher Abstammung, die bis auf den Obersten Ludw. Ammon im J. 880 zurückgeführt wird —, wurde 1789 Prof. der Philosophie zu Erlangen, 1792 ord. Prof. der Theologie und Universitätsprediger, ging 1794 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er zugleich die Würde eines Consistorialraths erhielt, und kehrte 1804 als ord. Prof. der Theologie und Superintendent in Erlangen, zugleich als Consistorialrath in Ansbach, in sein Vaterland zurück. In s. frühern exegetischen Schriften folgte er den Grundsätzen von Heyne, Eichhorn und Koppe, welche die schon von Ernesti vorbereitete historische Interpretation der heiligen Schrift auf einen hohen Grad der Vollkommenheit ausgebildet, und die Auslegungskunde in eine Philosophie der Auslegung verwandelt hatten. Diese wurde zuletzt immer skeptischer und negativer, und ließ von dem Bibeltexte nichts weiter übrig als den Ausleger und die Individualität seiner Ansicht. A. verband daher mit s. Forschungen als Lehrer und Prediger die Grundsätze der Kant'schen Philosophie, als das kräftigste Mittel gegen die einreißende Bibelskepsis; daher denn auch seine Moral, von welcher vier Auflagen erschienen sind (von s. „Handb. der christl. Sittenlehre" erschien Lpz. 1823 der 1. B.), sowol als s. wissenschaftlich-praktische Dogmatik, auf das Princip der praktischen Vernunft gebaut sind. Im Ganzen ist er auch den Grundsätzen dieser Philosophie treu geblieben, die, obschon in der Bibelerklärung selbst verwerflich, doch die christliche Offenbarung mit Ehrfurcht behandelt, und mehr als irgend ein andres System die Vereinigung der Wissenschaft und des Glaubens befördert, die man als die höchste Aufgabe der echten Theologie betrachten muß. A. tadelte in dem Kant'schen System nur seine skeptisch-kritische Haltung, weil jede Lebensphilosophie dogmatisch sein muß, die schroffe Trennung der theoretischen und praktischen Vernunft, und die rein formale Behandlung der Moral nach der leeren Formel des kategorischen Imperativs, wodurch

diese Wissenschaft in ein bloßes Geripp verwandelt wurde. Die religiösen Ansichten und Forschungen Ammon's gehen schon seit zwanzig Jahren von dem Princip aus, daß die Wahrheit sich weder im Gefühl, noch in der Formel, noch in irgend einem Buchstaben findet, sondern in der den Gesetzen unsers Gemüths angemessenen Erkenntniß des lebendigen Seins. Er bekennt sich daher in der natürlichen Theologie zum Theismus, in der christlichen zur innigsten Gemeinschaft Gottes mit Jesu, in der Moral zur Ableitung des höchsten Guts aus Gott und seiner Gnade, als Normalideen seiner Wissenschaft. Indem der Supranaturalismus als Glaube an die Offenbarung ohne Wissenschaft auftritt, der Rationalismus als Wissenschaft ohne Glauben, so erklärt sich A., beide Systeme verwerfend, für den rationalen Supranaturalismus, in welchem der Glaube da beginnt, wo die Wissenschaft aufhört. Auf diesem Wege wird Schwärmerei und Irreligiosität vermieden und die höhere Bestimmung der Menschheit erreicht. In diesem Sinne nahm A. das Wort in dem Thesenstreite von Harms. Dagegen ward er von Schleiermacher eines klugen Wechsels und Wendens der Meinung beschuldigt, und eines Jesuitismus, der von A. mit Unwillen und Verachtung bekämpft zu werden pflegt. So veranlaßte Schl. eine Bitterkeit der Erwiderungen, die Denen den Genuß trübte, die von so ausgezeichneten Männern Belehrung über die wichtigsten Gegenstände erwarteten. Die beabsichtigte Vereinigung der protestantischen Kirchen war eine Sache, über die A. vor Andern sein öffentliches Urtheil aussprechen mußte. Es war nicht die Vereinigung selbst, die er mißbilligte, sondern ein politisches Zusammenwerfen beider Kirchen in eine gährende Masse, von dem er Erschütterung der Basis eines freien evangelischen Kirchenvereins, Beförderung des Mysticismus durch Indifferentismus und Zerspaltung der protestantischen Kirche in neue Secten befürchtete. So gewiß mit der ewigen Einheit der Wahrheit auch die Einheit der christlichen Religion in ihrer höchsten Vollendung gesetzt ist, so sehr ist auch durch die Unvollkommenheit der Menschen die Mannigfaltigkeit der Kirchen, als menschlicher Institute, bedingt. Daher erklärt A. eine christliche Universalkirche ebenso entschieden für ein Platonisches Ideal, als eine geistliche Universalmonarchie. Duldung, Friede, Liebe, Annäherung an die Einheit des Glaubens kann nur die große Aufgabe des Strebens und Wirkens Aller und Jedes, aber niemals das Werk einer äußern Macht sein. Diesem doppelten Geiste des Umwerfens und Zusammenwerfens nach Willkür arbeitet A. auch als Prediger und als geistlicher Vorsteher entgegen. Scharfsinniges Forschen und demüthiges Erkennen der menschlichen Grenzen, das zum Glauben führt, leuchtet aus seinen Reden und Schriften hervor. Daß er aber von der christlichen Liebe durchdrungen ist, beweist seine Humanität, und die Duldung, die er Andersdenkenden beweist. Bei einer seltenen Gewandtheit des Geistes, die auch in der Leichtigkeit sich beurkundet, mit der er mehrer Sprachen Herr ist, und bei der eindringenden Schärfe, mit der er auffaßt, unterscheidet und darstellt, weiß er in gleicher Art den Verstand zu überzeugen und das Herz zu erwärmen. Durch die Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit veranlaßt, gab er (Leipz. 1825) zwei Predigten heraus, mit e. merkwürd. Vorworte üb. den äußern Religionswechsel. Die Einführung der berliner Hofkirchenagende beleuchtete er, dazu ausdrücklich aufgefodert, geschichtlich und kirchlich (Dresd. 1825), und kirchenrechtlich (Dresd. 1826). Der Einheit unserer Kirche widmet er jetzt eine eigne Zeitschrift u. d. T.: „Die unveränderliche Einheit der evangelischen Kirche" (Dresd. 1826, 1. H.), die dogmatischen, polemischen und historischen Inhalts ist. 1824 ward der seinen Stammältern 1594 vom Kaiser Rudolf II. bestätigte Reichsadel vom König von Baiern erneuert. S. „Genealogische Nachweisung des Familienadels der von Ammon", Dresd. 1825. 3.

Ammoniak, s. Salmiak.

Ammonius, unter diesem Namen sind mehre Gelehrte, besonders Phi-

losophen in Alexandrien ausgezeichnet. Nämlich 1) ein Peripatetiker oder vielmehr eklektischer Philosoph des 1. Jahrh. nach Chr., Plutarch's Lehrer; 2) Ammonius, mit dem Beinamen Saccas, der als Stifter einer neuplatonischen Schule in Alexandrien um 193 n. Chr. angesehen wird (s. Alexandriner); und 3) ein Anhänger dieser Schule im 5. und 6. Jahrh., Sohn des Hermias, Schüler des Proklus und Lehrer des Simplicius.

Amnestie (griech.), die gänzliche Verzeihung und Befreiung von Strafe, welche Denjenigen, die sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zugesichert wird. So pflegen Deserteurs von Zeit zu Zeit unter Zusicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufständen ganzer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestrafung nach der Strenge der Gesetze oft nicht füglich ausführbar sein würde. Man begnügt sich, höchstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen. Denn nach innern Erschütterungen und bürgerlichen Kriegen ist die Vergessenheit des Vergangenen eine nothwendige Grundlage des Friedens. Oft aber war sie nur eine trügerische Zusicherung. Auf die Amnestie oder den Religionsfrieden in Frankreich von 1570 folgte 1572 das entsetzliche Beispiel einer Regierung, welche den Mord eines Theils ihrer Unterthanen befahl. (S. Bluthochzeit.) Berühmte Amnestien waren die in dem passauischen Religionsvertrag 1552, §. 23, wo der Feldzug des Kurf. Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. mit sehr mildem Ausdruck „eine Kriegsübung" genannt, und Allen, die daran Theil genommen hatten, volle Vergessenheit und Wiederannahme zur Gnade zugesichert wird. Auch im westfälischen Frieden (Art. 2) wurde nach vielen Schwierigkeiten eine vollkommene und allgemeine Amnestie, vom Anfang der böhmischen Unruhen an, bewilligt, deren Ausführung und Anwendung nach dreißigjährigen Kämpfen keine leichte Sache war. In England wurde bei Karls II. Wiederherstellung 1660 eine Generalamnestie bekannt gemacht, von welcher der König Niemand, das Parlament nur die eigentlichen Königsmörder (die Richter Karls I.) ausnahm. Die französische Revolution ist an Amnestien reich. Die siegende Partei versprach sie, oder ließ sich damit Straflosigkeit begangener Verbrechen zusichern. Bei der Restauration konnte eine förmliche Amnestie nicht wol ausgesprochen werden, aber in der „Charte constitutionelle", Art. 11, wird jede Verfolgung wegen politischer Meinungen und Abstimmungen untersagt. Ungeachtet seiner Entsagung betrachtete doch Napoleon Bonaparte Diejenigen, welche 1814 zum Umsturz des kaiserl. Thrones mitgewirkt hätten, als Staatsverbrecher, und ertheilte ihnen am 12. März 1815 aus Lyon eine Amnestie, von welcher nur 13 Männer (der Fürst Talleyrand, Bourienne, Herzog v. Dalberg u. A.) ausgenommen waren. Bei der zweiten Restauration wurde erst am 12. Jan. 1816 Allen, welche an der Usurpation Napoleon Bonaparte's unmittelbaren Antheil genommen hätten, eine vollkommene Amnestie bewilligt, und nur 19 davon ausgenommen, welchen zufolge der Verordnung vom 24. Jul. 1815 der Proceß gemacht werden sollte (Ney, Labédoyère, Lavalette, Bertrand, Rovigo u. A.); ferner 38 Andre (Soult, Bassano, Vandamme, Carnot, Hullin, Merlin ꝛc.), welche der König binnen zwei Monaten verbannen könne; endlich Alle, welche für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt (Régicides) und während der 100 Tage der Usurpation ein öffentliches Amt angenommen hatten. Diese sind, wie alle Angehörige der Familie Bonaparte, aus Frankreich verbannt. Doch ist seitdem Vielen aus jener Zahl die Rückkehr verwilligt worden. Auch bei den portugiesischen und italienischen Revolutionen und Restaurationen sind mit mehren oder mindern Beschränkungen dergleichen politische Amnestien ausgesprochen worden. In dem wiener Frieden zwischen Preußen und Sachsen befand sich ebenfalls ein Artikel, der solche festsetzte. 37.

Amor, bei den Römern, bei den Griechen **Eros**. Nach der spätern Mythologie ist Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der schönste unter den Unsterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen, zuweilen mit verbundenen Augen. Die Wirkungen seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe, und seine Macht ist Göttern und Menschen furchtbar. Nicht immer ist er jedoch ein in den Armen seiner Mutter spielender, schalkhafter Knabe, er erscheint auch in der frischen Blüthe des Jünglings, z. B. als Geliebter der Psyche. Einer seiner Brüder, von mütterlicher Seite, ist Hymen, der Gott der Ehe, dem er aber durch seinen Leichtsinn manchen Kummer macht. Die Lyriker, Elegiker und Epigrammatisten bildeten vornehmlich seinen Mythus aus und sprachen bald von Liebesgöttern (Amoretten). (S. **Hymen**, auch **Kupido**.) Nach der frühern Mythologie (bei Hesiodus und Orpheus) ist er der älteste unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher der Äther und der Tag hervorgingen. Dieser älteste Amor ist der erhabene Begriff der Alles erregenden und befruchtenden Liebe. Ihr wird jedoch von Einigen der Haß entgegengestellt.

Amorbach, die sehr verschönerte Residenzst. des mediatisirten Fürsten von Leiningen, mit 520 H. und 3300 Einw., im baierschen Untermainkreise. Das Residenzschloß ist die ehemal. Benedictinerabtei. (S. **Leiningen**.)

Amoretti (Carlo), Abbate, geb. zu Oneglia d. 13. März 1741, starb zu Mailand 1816, ein großer Mineralog und einer der Conservatoren der ambrosianischen Bibliothek seit 1797. Bis 1772 war er Professor des Kirchenrechts zu Parma. In neuern Sprachen äußerst bewandert, bemühte er sich, seine Landsleute von den Fortschritten andrer Nationen in Wissenschaften und Künsten zu unterrichten. Er war Mitglied der mailänd. **Società patriotica**, des italien. Nationalinstituts, der **Società italiana**, der **Società d'incorragiamento delle scienze e delle arti**. Von 1775 bis 1788 erschienen zu Mailand 27 Quartbde. mit Kupf. („**Nuova scelta d'opuscoli interessanti sulle scienze e sulle arti**"), die er mit mehren Freunden herausgab. Seine Bergwerkskenntnisse riefen ihn 1808 ins **Consiglio delle miniere**. Er war es, der zuerst auf genaue Untersuchung der Schätze der Ambrosiana drang, worin Majo nachher so Vieles leistete. So beförderte er zum Druck des Ritters Pigafetta aus Vicenza „Erste Reise um die Welt von 1519—1522", und desselben „Tractat über die Seefahrt", 1811 a. d. Italien. übers. von Jacobs und Gries, ferner 1811 des Capitain Maldonado „Nordöstliche Reise durch das atlantische und stille Meer", und 1804 des Leonardo da Vinci „**Trattato della pittura**", m. Kpf., auch eine Biographie dieses berühmten Malers 1806; endlich 1808: „**Codice diplomatico Sant' Ambrosiano**", e. Nachtrag zu des Paters Fumigalli Sammlung italienischer Diplomen des 8. u. 9. Jahrh. Aus s. großen Werke „**Della rabdomanzia ossia elettrometria animale ricerche fisiche e storiche**" (Mailand 1808), lieferte er 1816 einen Auszug: „**Elementi di elettrometria animale**".

Amortisiren (vom franz. amortir) bedeutet ursprünglich ertödten, erlöschen, schwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinsen loskaufen; ferner Grundstücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von diesem Worte hier die Rede ist. Gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verschuldete Staaten bilden zur Tilgung ihrer Schulden einen **Amortisationsfonds** (franz. **Amortissement**, engl. **Sinking fund**) oder **Schuldentilgungsfonds** (Amortisations-, Schuldentilgungscasse, auch bloß Tilgungscasse genannt), indem sie eine jährliche Geldsumme, sowol für die Bezahlung der Zinsen, als auch für die allmälige Abtragung der Schulden selbst bestimmen, die durch Letzteres aus den verminderten jährlichen Interessen gewonnene Summe wieder zur Abbezahlung der

Schulden anwenden, und damit so lange fortfahren, bis alle Schulden getilgt sind. (S. Tilgungsfonds.)

Amos, der Prophet, ein Hirt aus der Gegend von Jerusalem, trat unter den Königen Usias von Juda und Jerobeam II. von Israel um 850 vor Chr. als Eiferer gegen die in Israel herrschende Abgötterei auf. Sein im A. T. enthaltenes prophetisches Buch besteht aus einzelnen Schilderungen des Sittenverderbens und Götzendienstes unter den Israeliten, aus Drohungen und Verheißungen, dergleichen andre Propheten dieses Volks auch vorgetragen haben. Eigen sind ihm gewisse ländliche Bilder, Rundung und Klarheit im Bau seiner Reden und Ausführlichkeit in seinen Schilderungen. Er gehört unter die besten Schriftsteller der Hebräer. 31.

Amphiaraus, des Oikleus (nach Andern des Apollo) und der Hypermnestra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wissend, daß er vor Theben umkommen müsse, sich verborgen hatte, von seiner Gemahlin Eriphyle (s. d.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war Einer der Tapfersten. Als aber einst die Belagerer zurückgeschlagen wurden, öffnete sich ihm auf der Flucht die Erde und verschlang ihn sammt seinem Gespann. An dem Orte, wo dies geschehen sein sollte, zu Oropus, wurde ihm zu Ehren ein Fest (Amphiaräa) gefeiert und nicht weit von dieser Stadt war ein, ihm geweihter Tempel, wo Orakelsprüche gegeben wurden. Seinen Tod rächte sein Sohn Alkmäon.

Amphibie, ein zweilebiges Geschöpf, d. h. ein solches, das auf dem Lande und im Wasser zugleich leben kann. Die ältern Naturforscher fassen alle Geschöpfe, die diese Eigenschaften haben, unter der Classe der Amphibien zusammen. Gegenwärtig hat das Wort Amphibie einen eingeschränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit Einer Vorkammer und Einer Herzkammer. — Durch diese Kennzeichen sind sie von allen andern Thieren sehr genau unterschieden. Die Kälte ihres Blutes trennt sie von den Säugethieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fischen. Ihr Blut nimmt nie einen höhern Grad der Wärme an als die Luft oder das Wasser hat, worin sie sich aufhalten. Kein Thier aus andern Classen scheint in so auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, besonders einzelne Gattungen. Frösche z. B. sind in dem Magen des Menschen und in Eisschollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben sie Knorpel, daher sie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann sowol auf dem Lande als im Wasser leben. Manche halten sich nach Willkür in diesem oder jenem der beiden Elemente auf; andre bringen nur eine gewisse Periode ihres Lebens oder gewisse Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich sind auch einige bloß für das Wasser oder bloß für das Land bestimmt. Sümpfe, Moräste und stehende Gewässer, ferner dumpfige, düstere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von ihnen bewohnt. Ihre Fortpflanzung geschieht meistens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen gab die Natur einigen dieser Thiere eine gewaltige Körperkraft, ein scharfes Gebiß (wie dem Krokodill), andern ein schnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewissen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine scharfe Feuchtigkeit, welche sie ausspritzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges ist die starke Wiedererzeugungskraft einiger dieser Thiere, vermöge welcher sie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen geraubt werden, wieder ersetzen. Verschiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und selbst ohne Nahrung leben. — **Amphibiolithen** oder **Amphibiensteine** sind Versteinerungen von Amphibien.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit, welche durch Stellung oder vielfache Bedeutung der Worte unwillkürlich entsteht oder mit Absicht hervorgebracht worden ist; in der Philosophie auch die Verwechslung der Begriffe.

Amphibrachys, s. **Rhythmus**.

Amphimacrus, s. **Rhythmus**.

Amphiktyonengericht, das Bundesgericht Griechenlands, nach den meisten Nachrichten von dem König Amphiktyon, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, nach Strabo aber von dem argivischen König Akrisius gestiftet, um ein Vereinigungspunkt für die einzelnen griechischen Staaten zu sein. Anfangs war Delphi der Versammlungsort, später aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechische Völkerschaften schickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit versammelten, die öffentlichen Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und peinliche Verbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi bestraften. Nach geschehenem Ausspruch ward dem strafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der ganze Bund gegen dasselbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, es vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige phocensische Krieg. S. Tittmann's Preisschrift „Über den Bund der Amphiktyonen".

Amphion, Sohn Jupiter's und der Antiope, der älteste der griechischen Tonkünstler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Musik, und brachte sie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Kadmea hieß. Amphion aber vereinigte die obere und untere Stadt durch Mauern, baute die sieben Thore, und jetzt entstand der Name Theben. Um die Gewalt seiner Musik und vielleicht auch seiner Beredtsamkeit auszudrücken, sagten die Dichter: die Steine hätten sich bei dem Klange seiner Leier selbst zu Mauern gefügt, die Thiere der Wildniß und selbst Bäume, Felsen und Ströme seien den Tönen seiner Saiten gefolgt. Auch soll er mit seinem Bruder Zethus die von seinem Vater verstoßene Antiope gerächt und die Dirce an einen Stein gebunden haben; welche Fabel das unter dem Namen „der farnesische Stier" bekannte plastische Musterwerk darstellen soll.

Amphitheater, ein bei den Römern zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmtes Gebäude ohne Dach, in runder oder ovaler Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer, mit Sand bestreuter Platz, auf welchem die Kampfspiele vorgestellt wurden. Rings herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe; über diesen war die Galerie; und von dieser an erhoben sich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die obern aber für das gemeine Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 709 nach Roms Erbauung das erste größere Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein. Das **Coliseum** (s. d.) zu Rom ist das größte aller Amphitheater des Alterthums. In Verona befindet sich ein solches (ein andres steht noch in Pola), dessen Inneres noch ganz die alte Bauart zeigt, und sorgfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von allen römischen Alterthümern hat keins der Zeit so sehr widerstanden wie dieses merkwürdige Gebäude, dessen Form oval und dessen Bauart im Geschmack des Coliseums zu Rom ist. — **Amphitheater** wird gegenwärtig, nach den Franzosen, der Platz genannt, welcher bei unsern Theatern der Bühne gegenüber ist, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher steigen, angebracht sind.

Amphitrite, Tochter des Oceanus und der Tethys oder des Nereus und der Doris. Neptun wünschte sie zur Gemahlin, und ließ sie, da sie sich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufsuchen, der sie ihm auch zuführte und zur Belohnung dafür unter die Sterne versetzt ward. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptun's Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo oder **Amphitryo**, König von Theben, Sohn des Alcäus, Gemahl der Alkmene. Plautus, nach ihm Molière, und nach diesem Falk und Kleist haben den ihm von Jupiter gespielten Streich (s. **Alkmene**) zu interessanten Lustspielen benutzt, wo die Rückkehr des wahren Amphitruo und sein Zusammentreffen mit dem falschen lächerliche Scenen in Hof und Stadt herbeiführt. Die Franzosen nennen so einen gefälligen Wirth.

Amplification, Erweiterung in rhetorischer Hinsicht. Sie findet schon statt in jeder ausführlichen Darstellung einer einzelnen Vorstellung oder eines Urtheils. Denn durch eine solche ausführliche Darstellung mannigfaltiger Beziehungen wird der Satz selbst erweitert und gleichsam ausgedehnt. Insbesondere gehört die Amplification zur rednerischen Ausführung. Sie ist derjenige Theil derselben, welcher nicht aus innern Quellen, d. i. aus dem Begriff und der innern Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern aus äußern Quellen geschöpft ist. Hiezu rechnet man: das Verhältniß eines Gegenstandes zu andern Dingen, vornehmlich Ähnlichkeit und Gegentheil, sowie das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern, worauf sich das Beispiel gründet, und die Zeugnisse über einen Gegenstand. In einigen Schulen der Rhetorik nahm man vier Theile der rednerischen Amplification an: Erläuterung eines Satzes durch Ähnliches (dahin gehört auch das Gleichniß); Entgegengesetztes, sowie durch Beispiel (besondere Fälle) und Zeugnisse, und diese Erläuterung mußte sonst als wesentlicher Theil der Chrie auf die eigentliche Begründung des Hauptsatzes folgen. Man könnte nach diesem Inhalte die rednerische Erweiterung als diejenige Ausführung eines Satzes bestimmen, bei welcher man über den unmittelbaren und wesentlichen Inhalt desselben hinausgeht und ihn durch sein Verhältniß zu andern Dingen zu erläutern sucht. Sie setzt daher allerdings die eigentliche Erklärung und Begründung des Gegenstandes durch sich selbst voraus, und macht folglich die Ausführung eines Satzes nur vollständig, obwol sie oft, weit mehr als strenge Erklärungen und Beweise, den Leser und Zuhörer zu überzeugen und auf seinen Willen zu wirken, im Stande ist. In einem noch engern Sinne verstehen Einige unter rednerischer Amplification insbesondere die ausführliche Auseinandersetzung eines Gegenstandes in Beispielen. Die griechischen und römischen Rhetoren aber verstanden unter rednerischer Erweiterung die Vergrößerung oder Verkleinerung eines Gegenstandes durch Gedanken und Ausdruck; Longin die Zusammenfassung aller der dem Gegenstande anhängenden Beziehungen, wodurch das schon Begründete noch mehr bekräftigt wird. Beide Bestimmungen lassen sich wol vereinigen, da eine solche Ausführung gewöhnlich Vergrößerung oder Verkleinerung des Gegenstandes, Erhebung oder Herabsetzung desselben bei den Zuhörern zur Absicht hat. Da ferner bei einer solchen Ausführung, wie wir eben anführten, die vollständige Wirkung auf den Zuhörer beabsichtigt wird, so ist zu erklären, warum Cicero und mehre alte Redner die Amplification nebst der Zusammenfassung des Inhalts der Rede (enumeratio oder Recapitulation) zu einem wesentlichen Theile des Schlusses machten; jedoch wird dann unter Amplification (auch exaggeratio genannt) nur die letzte Bekräftigung des Gegenstandes verstanden, wobei man, vorzüglich vermittelst eines allgemeinen Satzes, auf den Zuhörer zu wirken suchte. 49.

Amputation, die kunstmäßige Abnehmung der Glieder mittelst chirurgischer Instrumente. Obgleich die chirurgische Kunst die Amputation zu verhüten

suchen muß, so ist diese doch in mehren Fällen nicht zu vermeiden. Diese sind besonders 1) große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerschmettert sind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen; 2) langwierige Eiterungen und Hohlgeschwüre (Fisteln) mit Gängen, welche den Knochenfraß verursachen, besonders wenn sie als Überreste oder Versetzungen von Krankheiten erscheinen; 3) Knochengeschwüre, der sogenannte schwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anschwellungen von Pulsadergeschwülsten; 4) der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Ursache entstanden ist, oder tief in das Glied sich erstreckt; 5) krebshafte Geschwüre; auch 6) dergleichen Geschwülste, welche, ohne beträchtliche Pulsadern zu verletzen, nicht ausgerottet werden können u. a. m. Es ist jedoch sehr schwer, eine bestimmte Anzeige zur Amputation festzusetzen, weil auch die meisten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Das Verfahren ist von Zeit zu Zeit sehr verbessert worden, daher die verschiedenen Methoden der Amputation, die in verschieden gearteten Fällen den Vorzug verdienen. Finger und Zehen werden auch durch den Meißel abgenommen, und diese Operation heißt Dactylosmileusis.

Amsterdam. Diese weltberühmte Handels- und, zufolge der Grundverfassung des Königreichs der Niederlande, die Hauptstadt dieses Reichs war noch zu Anfang des 13. Jahrh. ein Fischerdorf im Besitz der Herren von Amstel; gegen die Mitte dieses Jahrh. erhob es sich zu einem Städtchen und erhielt städtische Rechte. 1296 wurde es von den benachbarten Kennemers wegen der Theilnahme Gysbrechts van Amstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland überfallen, verwüstet und der Besitzer selbst vertrieben. Auf diese Weise kam Amsterdam mit Amstelland an die Grafen von Holland, welche die Stadt mit vielen Vorrechten beschenkten. Amsterdam bekam bald einen bedeutenden Handel nach der Ostsee und war im 16. Jahrh. eine ansehnliche Kaufstadt. Der Übergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die gräfliche Landeshoheit begründete ihr erstes Glück, ihr ferneres der Übergang aus der Herrschaft Spaniens. Sie schwang sich hiedurch zur ersten Handelsstadt der vereinigten Niederlande empor. Schon 1585, nachdem Antwerpen wieder spanisch geworden war und dessen Welthandel sich nach Amsterdam gezogen hatte, mußte die westliche neue Seite neben dem alten Amsterdam erbaut werden. Neue Vergrößerungen erhielt die Stadt 1593, 1612 und 1658. — 1622 zählte sie bereits 100,000 Einw. Diese anwachsende Größe erweckte die Mißgunst der Nachbarn. Leicester suchte sich derselben 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. 1650 durch Überrumpelung zu bemeistern. Beide Versuche mißlangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hooft und Bicker. Amsterdams Bürgermeister erlangten damals in der Versammlung der Generalstaaten ein solches Gewicht, daß ihr Ansehen in den ersten 94 Jahren des 18. Jahrh. mit dem des Erbstatthalters wetteiferte. In dieser Glanzepoche hatte A. einen solchen Reichthum erworben, daß ihr keine andre Stadt in Europa gleich zu stellen war. Sie war der große Markt aller Producte in Osten und Westen, und der Hafen stets so voll Schiffe, daß man von dieser Seite die Thürme der Stadt kaum wahrnehmen konnte. Der Ruf holländischer Redlichkeit und Sparsamkeit beförderte die Blüthe des amsterdamer Handels; indessen hemmte denselben die Sandbank vor dem Pampus, weßhalb die großen Seeschiffe nicht ohne Entladung eines Theils der Güter auf Lichterschiffen einlaufen konnten. Auch war das Auslaufen der Handelsschiffe aus der Zuydersee beim Texel nur bei gewissen Winden möglich. Endlich fühlte Amsterdam nicht selten den Druck harter Kriegsdrangsale. Selbst in der glanzvollen Periode des 17. Jahrh. war 1653, in Folge des Kriegs mit England, der Handel dergestalt gesunken, daß 4000 Häuser in Amsterdam unbewohnt waren, und daß, wie erzählt wird, auf der Börse Gras wuchs. Doch immer hob sich der Handel wieder, und blieb sich, selbst in der unruhigen Zeit von 1780 bis 1794, mit Ausnahme der engl. Kriegsjahre von 1781 und 1782, fast gleich. Allein seit der Regierungs-

veränderung von 1795 verfielen Handel und Wohlstand immer mehr. Am nachtheiligsten wirkte die gezwungene Verbindung Hollands mit Frankreich, da jenes der franz. Politik gegen die mit Frankreich im Krieg befindlichen Mächte folgen mußte. Der den Holländern als König aufgenöthigte Ludwig Bonaparte suchte zwar den holländischen Handel durch manche Begünstigungen zu heben, auch verlegte er 1808 seine Residenz und den Sitz der Regierung nach Amsterdam; allein jenes reizte Napoleon nur um so mehr gegen Holland auf, und dieses führte, wenn sich auch einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, dennoch mancherlei Nachtheile herbei. Die völlige Einverleibung Hollands in Frankreich, 1810, vernichtete den auswärtigen Handel Amsterdams völlig, und manche andre Maßregel, wie z. B. die Einführung der Tabacksregie und der sogenannten droits réunis, wirkte für den inländischen Verkehr außerordentlich nachtheilig. Die Revolution von 1813 gab Amsterdam seinen alten Beschäftigungen zurück. Seitdem hat der Handel wieder bedeutend zugenommen, da die unermeßlichen Capitale der alten großen Handels- und Commissionshäuser und die solide Art des amsterdamer Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, seine kundigen Waarenmäkler, sowie eine Menge den Handel erleichternder und sichernder Einrichtungen sowol Inländer als Ausländer mit ihren Aufträgen nach Amsterdam hinziehen und ihr den Vorzug vor andern Handelsstädten sichern. Zu den wichtigsten und eigenthümlichen Anstalten, die A.s Welthandel unterstützen, gehören insbesondere eine große Zahl Schiffszimmerwerfte, Seil-, Tau- und Tabacksfabriken u. dgl. — Außer den öffentlichen Gebäuden zählte A. (1732) 26,385 Wohnhäuser; doch wird in Holland in der Regel ein Wohnhaus (meist Giebelhäuser von 3 bis 4 Fenstern in der Fronte) nur von Einer Familie bewohnt. Die Zahl der Einw. betrug 1796: 217,000, 1808: 208,000, worunter 20,000 Juden. 1820 zählte man dagegen nur 180,000, unter welchen sich 90,010 zur reformirten, 38,000 zur katholischen, 30,000 zur lutherischen Confession bekannten. Aus allen Zählungen geht hier das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts ungefähr wie 4 zu 5 hervor; 1817 stieg die Zahl der Total- oder Partialarmen auf 39,000. Wegen des niedrigen Grundes der Stadt ist der größte Theil derselben auf Pfählen gebaut. A. nimmt sich von der Hafenseite durch ihre vielen Kirchenthürme prachtvoll aus; auch ist die Übersicht der Stadt von der hohen Amstelbrücke und von der östlichen Einfahrt von Muiden aus, durch die sogenannte Plantage, sehr angenehm. In früherer Zeit war A. eine starke Festung, die mit ihren 26 Bollwerken und besonders mit ihren Überschwemmungen selbst Ludwig XIV. bedenklich machte sie anzugreifen; allein 1787 mußte sie, nach Übergabe der verschanzten nahen Dörfer, von einem mäßigen preußischen Heere bedroht, capituliren. Bei der jetzigen Kriegskunst kann A. nur durch Überschwemmung der umliegenden Gegend behauptet werden; doch sagt man, daß in der letzten Regierungszeit des Exkönigs Ludwig ein Plan zur regelmäßigen Befestigung Amsterdams entworfen worden sei. Von der Seite von Harlem deckt jetzt die Stadt die Schleuse von Halfwegen und von der Ostseite die Festung Naarden. Im Halbcirkel, den die Grenze der Stadt von der Landseite beschreibt, bilden die Prinzen-, Kaiser- und Herrengrachten mit dem Singel viele kleinere Halbcirkel, die alle auf den Amstelfluß oder auf den Meerbusen Y auslaufen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das vormalige Stadthaus berühmt. Der Bau desselben begann unter Leitung des Baumeisters Jakob van Kampen nach dem westfälischen Frieden, welcher die Unabhängigkeit der niederländischen Republik (1648) aussprach, und wurde 1655 vollendet. Huijgens und Vondel verherrlichten den Bau durch ihre Muse. Unter dem Stadthause liegt im gewölbten Kellergeschoß der Schatz der amsterdamer Bank. Das prächtige Gebäude steht auf 13,659 eingerammten Pfählen, ist 282 Fuß lang, 235 F. breit und 116 F. hoch; 211 F. über die letztere Höhe erhebt sich noch der runde Thurm. Das In-

nere des Ehrfurcht gebietenden Gebäudes schmückten die niederländischen Bildhauer und Maler des 17. Jahrh. mit ihren Meisterstücken. Den patriotischen Niederländern mißfiel es daher höchlich, daß Ludwig Napoleon 1808 dies amsterdamer Rathhaus zu seiner Residenz erkor, und daß Kammerdiener und Höflinge die Berathungssäle der verehrten Väter der Gemeinde einnahmen. Der bei dieser Gelegenheit eingerichtete Thronsaal ist wol der schönste Saal in Europa. Das herrliche Museum holländischer Gemälde, das erst im Hause zum Busch beim Haag und dann in diesem Stadthaus aufgestellt war, ist jetzt in das Trippenhaus verlegt. Auch der jetzige König wohnt in diesem Palast (dem ehemaligen Stadhuijs), wenn er sich in Amsterdam aufhält; die ehemalige Stadtwage gegenüber wurde unter König Ludwig, um einen größern freien Platz vor dem Palaste zu erlangen, abgebrochen und nach dem Westermarkt verlegt. Die Stadtbehörden versammeln sich jetzt im ehemaligen Prinzenhofe. Die amsterdamer Börse, die von 1608 bis 1613 gebaut wurde, ruht auf 5 gewölbten Bogen, unter denen die Amstel in das Damrackgewässer fließt, hat 250 Fuß Länge und 140 F. Breite. Das ostindische Haus, von dem kürzlich ein ganzer Flügel, der zu Kornböden benutzt wurde, einstürzte, das Staatszimmerwerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt anderweitig dem Handel und der Seefahrt. Das schöne Trippenhaus, wo sich die Akademie der Künste und Wissenschaften versammelt, ist jetzt ein Tempel der Künste und Wissenschaften; die Gesellschaft felix meritis, eine Schöpfung des Handelsstandes, die Alles befördert, was den Geist beschäftigt und veredelt, die Gesellschaft doctrina et amicitia, die tot nut van't allgemeen, der freien Künste und Wissenschaften, das treffliche Lesemuseum, verschiedene Musikvereine, das holländische, französische und deutsche Theater, der zum Athenaeo illustri gehörige hortus medicus, die berühmten lateinischen Schulen, und viele treffliche Nationaldichter beweisen, wie sehr der Amsterdamer für Wissenschaften und Gelehrsamkeit Sinn hat. Ihren religiösen Wohlthätigkeits und Ordnungssinn bezeugen die zahlreichen Kirchen, das Hospital für alte Männer und alte Frauen, die Armen-, Zucht- und Waisenhäuser, die Seefahrtsschule, die vielen Gesellschaften für bestimmte Zwecke der Humanität, die Werk-, Spinn-, Raspel- und Besserungshäuser. Zahlreich sind die Kirchen aller Religionsgemeinden; unter diesen haben die niederländischen Reformirten 10, die französischen 1, die englischen 1, die römisch-katholischen 18, und selbst die Griechen und Armenier eine Kirche. Am prächtigsten ist die neue Kirche auf dem Damm, deren Kanzel und Orgel Meisterstücke sind; hier sieht man die Grabmäler des Admirals de Ruyter, des tapfern van Galen und des großen Dichters Vondel; auch wurde hier, nach so vielen Stürmen, das Staatsgebäude durch Annahme des Grundgesetzes und durch die dem jetzigen Monarchen am 29. und 30. März 1814 geleistete Huldigung befestigt. In der Oude Kerk ehrte die dankbare Nation ihre Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Zweerts und van der Hulst durch Denkmäler. Die Westerkirche hat einen schönen Thurm. Bei so vielem Schönen und Großen in Amsterdam und bei der Eigenthümlichkeit, daß der hiesige Kaufhandel jedem Fleißigen seinen Unterhalt verschaffen kann, hat Amsterdam allerdings auch den Nachtheil einer sehr feuchten Luft und eines mephitischen Geruches, der oft Sommers aus den Grachten emporsteigt, ferner Mangel an gutem Quellwasser und die Unbequemlichkeit sehr hoher und schmaler Wohnhäuser, wegen Mangels an Raum für die große Bevölkerung. Wichtig ist für Amsterdam der neue Canal, der von seinem Hafen bis zur äußersten Spitze Nordhollands in einer Tiefe von 26 Fuß sich erstreckt. Er hebt ein paar Haupthindernisse des amsterdamer Handels, nämlich das bisher nothwendige Umladen der Waaren aus den tiefgehenden Seeschiffen, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten, und die frühere Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die seichte Zuydersee bei widrigen Winden; die Waarenverschiffungen nach und von Amsterdam werden also künftig schneller und wohlfeiler bewerk-

stelligt werden können. Die geringste Breite dieses von A. bis Nieuwe Diep 14 Stunden langen Canals, der durch ein zum Theil sumpfiges Land geht und außer mehren Dörfern die Städte Purmerend und Alkmaar berührt, beträgt 120 Fuß. Er hat vier Fallschleusen (écluses à sas) und zwei gewöhnliche (écluses de passage), welche so groß sind, daß ein Linienschiff durchpassiren kann. Zwei große Dampfschiffe bugsiren die Kauffahrteischiffe mit ihrer ganzen Ladung binnen zwei Tagen durch den ganzen Canal. (Vgl. Blanken.) Musterhaft ist die topographisch-medicinische Beschreibung dieser Stadt von D. C. J. Nieuwenhuijs: „Proeve eener geneeskundige plaatsbeschrijving der Stad Amsterdam" (Amst. 1820, 4 Bde.).

Amt (Officium, Office, Bureau), 1) ein bestimmter Kreis von Befugnissen und Pflichten, in welchem Jemand mit Ausübung der Staatsgewalt beauftragt worden ist, z. B. das Amt eines Richters, Predigers, Lehrers, Polizeibeamten u. s. w.; 2) die Behörde selbst, vornehmlich, wenn sie nur einen verantwortlichen Beamten an der Spitze hat, als Justizamt, Rentamt, Postamt; 3) die geographischen Bezirke, in welche die Staaten zum Behuf der Localverwaltung eingetheilt sind; 4) das zu Besorgung der Geschäfte bestimmte Local. (S. Staatsdienst, auch wegen Entlassung und Entsetzung der Beamten.) 37.

Amt der Schlüssel. Darunter versteht die Kirche die Macht der Sündenvergebung und Sündenbehaltung, auf welcher die Beichte, als auf ihrer Grundlage, beruhe. Der stralsunder Superintendent Knipstrov fügte wahrscheinlich erst 1554 den fünf Hauptstücken des lutherischen Katechismus noch ein sechstes bei, welches von dem Amte der Schlüssel handelt. Die Antwort, welche auf die Frage: Was ist das Amt der Schlüssel? gegeben wird, lautet so: „Es ist die sonderbare Kirchengewalt die Christus seiner Kirche auf Erden hat gegeben, den bußfertigen Sündern die Sünde zu vergeben, den unbußfertigen aber die Sünde zu behalten, so lange sie nicht Buße thun." Man beruft sich hierbei auf Joh. 20, 21—23, und nach Matth. 16, 19, unterschied man im Amte der Schlüssel den sogenannten Löse- und Bindeschlüssel. Die geläuterten Ansichten, welche hiervon jetzt in der protestantischen Kirche stattfinden, s. bei Absolution. 11.

Amulet, ein mit gewissen Figuren oder Charakteren bezeichneter Körper, z. B. Stein, Metall, welchen man bei sich trägt, um sich abergläubischer Weise damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Der Name stammt, wie die Sache, aus dem Orient; in seiner jetzigen Form aus dem Arab., wo er Hamail, d. i. ein Anhängsel, lautet; denn die Ableitung vom Latein. amollire hat weniger für sich. Als ein bequemerer Ersatz für die steinernen und metallnen Gnadenpfänder (Talismane) muß man ihn für jünger als jene halten, doch haben die Amulette dafür desto größere Verbreitung gefunden, denn bei den Türken und vielen Völkern des mittlern Asiens glaubt jeder Einzelne sich durch ein Amulet feien zu müssen. Im christlichen Europa waren die Juden ihre Verbreiter. Das merkwürdigste möchte wol das sein, welches Lord Byron bis an seinen Tod in einer Kapsel auf dem Leibe trug: ein Teufelspakt zwischen Satan und Salomo, durch den Jeder, der ihn trug, vor des Erstern Tücken sicher gestellt ward. (Allg. Zeit., 1825, Beil. 55.) Bei den alten Völkern, z. B. Ägyptern, Griechen, Römern, findet man sie häufig. Von den Heiden nahmen die Basilidianer den Gebrauch der Amulette an. Ihre Amulette waren Steine mit dem eingeschnittenen Worte Abraxas. Die Juden trieben besonders vielen Aberglauben mit den Amuletten. Viele Christen der ersten Jahrhunderte trugen Amulette, die mit einem Fische bezeichnet waren, als Sinnbild des Erlösers. Den christlichen Geistlichen ward der Gebrauch der Amulette bei Verlust ihres Amts auf der laodicäischen Kirchenversammlung untersagt. Mit der Verbreitung arabischer Wissenschaft und Astrologie verbreiteten sich auch die astrologischen Amulette der Araber, d. i. die Talismane (s. d.), im Abendlande. Die kleinen Heiligenbilder, welche die neapolitanischen Schiffer bei sich tragen, sind auch nichts Andres

als Amulette. Die Türken, Tibetaner, Chinesen und viele andre Völker haben noch großes Vertrauen zu ihnen. [Der Magnetismus hat neuerlich dergleichen wieder in Aufnahme gebracht, jedoch aus natürlichen Gründen, weil nämlich theils gewisse Substanzen eine Heilkraft durch äußere Berührung haben, theils die Einbildungskraft ihre Wirksamkeit befördert. S. Passavant, „Unters. über d. Lebensmagnetismus rc." (Frankf. a. M. 1821).

Amusette, ein leichtes einpfündiges Kanon, das beim Gebirgskrieg angewendet wurde. Leichtigkeit und Schnelle, dadurch erlangte Beweglichkeit sind die Vortheile desselben. Der Marschall von Sachsen empfahl die Amusette dringend. Der Graf von Lippe-Bückeburg verbesserte sie wesentlich und führte sie bei der portugiesischen Infanterie so ein, daß jedes Peloton eine Amusette, von 5 Menschen gezogen und bedient, mit sich hatte. Auch der Herzog von Weimar gab 1798 seinen Jägern Amusetten. Jetzt sind sie bei allen Truppen außer Gebrauch. 32.

Ana. Diese Endung mit einem Eigennamen verbunden, bezeichnet eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln solcher Männer, welche sich durch Witz, drollige Einfälle und eigenthümliche Manieren auszeichnen. Es gibt Bibliotheken, worin diese Ana einen großen Raum einnehmen. Luther's „Tischreden", Nicolai's „Anekdoten vom großen König" u. s. f. gehören hierher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich ohne diesen Namen. Xenophon's „Memorabilien" und des Diogenes von Laërte „Leben der Philosophen" sind voll Anekdoten und Sprüche. Die „Attischen Nächte" von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Aussprüche und witziger Einfälle ausgezeichneter Personen in Rom. So soll, nach Quintilian, ein Freigelassener des Cicero ein Buch voll Späße seines Herrn hinterlassen haben, und ein Freigelassener des Mäcenas schrieb die Tischgespräche und Einfälle dieses großen Musenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften fing man zuerst wieder an, die lustigen Einfälle berühmter Leute zu sammeln; die „Scaligeriana" waren die erste Sammlung, die unter diesem Namen erschien. Nachher haben besonders die Franzosen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche ausgezeichneter Männer gesammelt, ja diese Ana bisweilen bloß als Vehikel gebraucht, um gewisse Lieblingsmeinungen unter einer berühmten Firma in die Welt zu bringen. Wir nennen von solchen Sammlungen bei den Franzosen Huetiana, Menagiana, Poggiana, Voltairiana, Bonapartiana, Bièvriana, Brunetiana, Potieriana, Pradtiana. Auch die Engländer haben solche Sammlungen; die Deutschen namentlich die „Taubmanniana". Sammlungen über besondere Gegenstände führen auch diesen Titel, z. B. Parisiana, Revolutiana, Polissoniana, Ivrogniana.

Anabaptisten, s. **Taufgesinnte**.

Anacharsis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs Saulus, ward als ein Freund der Weisheit und der Wissenschaften in die Zahl der 7 Weisen aufgenommen. Die Begierde nach Kenntnissen und Bildung trieb ihn aus seinem rohen Lande auf Reisen in gesittetere. Er kam zu Solon's Zeiten nach Athen, von woaus er auch andre Länder besuchte. Nach seiner Rückkehr erschoß ihn der König, um der von Anacharsis versuchten Einführung der weichlichen Sitten und des Gottesdienstes der Griechen vorzubeugen. (Vergl. **Barthélemy**.)

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für sich in der Einsamkeit lebt, Einsiedler. Die Mönche, welche in Gemeinschaft leben, heißen **Cönoliten**.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen, besonders frühern Zeitraum versetzt.

Anadyōmene, bei deutschen Dichtern auch, mit veränderter Bedeutung, Anadȳomene, die Hervorgehende, ist ein Beiname, den Venus durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte: die aus dem Meere Hervorgestiegene. Apelles hatte diesen Augenblick 'n einem Gemälde dargestellt, zu welchem ihm, nach Einigen,

Kampaspe, Alexander's Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere, wie erzählt wird, sich an einem Feste Neptun's zu Eleusis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöste und sich im Meere badete, um dem Maler einen anschaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufsteigenden Venus zu geben. (S. Phryne.) Unter Augustus kam dieses Gemälde nach Rom. Unter mehren Gedichten in der Anthologie schildert sie das von Antipater aus Sidon am schönsten:

Sieh, von Apelles's Pinsel erzeugt, ein treffliches Kunstwerk:
  Cypria, wie sie dem Schoß purpurner Wellen entsteigt!
Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
  Und das schäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
Pallas spricht nun selber und Zeus erhabne Gemahlin:
  Sieh, wir bestreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Gestalt.

Anagoge, eine von den vielen Arten der buchstäblichen Anwendung der Bibel. — **Anagogisch** erklären, heißt, den buchstäblichen Sinn des Textes auf höhere himmlische Dinge deuten, z. B. von der Sabbathsruhe auf die Ruhe im Himmel aufsteigen, und diese in jener angedeutet finden. Von solchen verwerflichen allegorischen Erklärungen ward sonst häufig Gebrauch gemacht, besonders in Predigten und Erbauungsbüchern. Die Braut und der Bräutigam, welche im Hohenliede vorkommen, werden auf Christus, als den Bräutigam, und seine Kirche, als die Braut, gedeutet, und die Spielerei mit diesem Bilde wurde oft mit Verletzung des Zartsinns durchgeführt. Auch jetzt scheinen durch die Mystik solche Spielereien wieder hie und da beliebt werden zu wollen.

Anagramm heißt eigentlich das Rückwärtslesen der Buchstaben eines oder mehrer Worte. So ist Sarg ein Anagramm von Gras. Im weitern Sinne versteht man darunter eine Buchstabenversetzung, um dadurch ein oder mehre neue Wörter zu bilden, wie z. B. Dame und Made. Unrein nennt man ein Anagramm, wenn es bei dieser Versetzung nicht alle Buchstaben des gegebenen Wortes benutzt. In sonstigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inschriften vermittelst eines Anagramms die Jahreszahl u. dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum ist Lumen orbi. Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Auf ähnliche Weise geben die Worte: Révolution française das Anagramm: Un Corse la finira und das bedeutungsvolle Veto. — In der Malerkunst heißt es soviel als Monogramm.

Anakasis, s. **Brechung der Lichtstrahlen.**

Anaklet, zwei Päpste d. N. Der erste soll 91 n. Chr. den Märtyrertod erduldet haben. Alle andern Nachrichten von ihm, z. B. daß er Rom in 25 Parochien getheilt habe, sind unzuverlässig. — Der zweite, Enkel eines getauften Juden, hieß vorher Peter von Leon, war Mönch in Clugny, Cardinal und päpstl. Legat in Frankreich und England und wurde 1130 Gegenpapst gegen Innocenz II. Rom, Mailand und Sicilien waren auf seiner Seite und Roger von Sicilien erhielt von ihm den Königstitel. Auch behauptete er sich gegen Kaiser Lothar II. und starb 1138. 31.

Anakoluthon, in der Grammatik und Rhetorik, Mangel an Folgerichtigkeit der Construction. Diese besteht darin, daß ein Nachsatz aus dem Vordersatze grammatisch nicht entspringt, oder ganz außenbleibt. Bei vielen Zwischensätzen, welche schwer zu übersehen sind, entsteht dieser Fehler leicht. Oft ist er aber auch Folge der Unachtsamkeit eines Redners oder Schriftstellers. Da ein solcher Mangel aber auch aus einer leidenschaftlichen Stimmung hervorgehen kann, so kann die Anwendung des Anokoluthons bei Darstellung der Leidenschaften zum charakteristischen Ausdruck benutzt und zur Schönheit erhoben werden. Manche Anakolutha sind gewissen Sprachen eigenthümlich.

Anakreon, den das griechische Alterthum unter die neun größten Lyriker

zählte, war zu Teos in Jonien geboren, und blühte um 500 vor Chr. Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang Anakreon, von Wein und Liebe begeistert, seine lieblichen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben vertrieb ihn aus Athen, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt starb. Der Sage nach erstickte er an einer Weinbeere. Die Stadt Teos setzte sein Bild auf ihre Münzen, auf der Burg von Athen stand seine Bildsäule, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist auf uns gekommen. Von 5 Büchern sind 68 Gedichte unter Anakreon's Namen übrig, unter denen jedoch die Kritik nur wenige als echt anerkennt. Sie sind, mit Ausschluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter Grazie und Naivetät in der lyrischen Poesie; wie schwer diese Eigenschaften zu erreichen sind, beweisen unzählige verunglückte Nachahmungen, die des Namens Anakreontischer Lieder nicht würdig sind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachschlagsylbe; nach Hermann aber besteht es aus dem Jonicus a majori mit der Anakrusis:

⏑⏑ | ´ ´ — — ⏑⏑ | ´ — ⏑

Unter den Ausgaben zeichnen sich aus die von Fischer (Leipzig 1793) und die von Brunck (Strasburg 1786, neueste Aufl.). Die neuesten sind von Möbius, 1810, und von Mehlhorn, 1825. Übersetzungen haben wir von Ramler, Degen, Overbek, Brosse u. A. m.

Anakrusis, in der Musik so viel als Vorspiel, in der Metrik, Aufschlag, Auftakt, Vorschlagsylbe. (S. Thesis.)

Analecten, Aus- und Zusammengelesenes. Insbesondere eine Auswahl von Stellen und Bruchstücken aus verschiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philosophie, Geschichte und Literatur. Zuweilen sagt man dafür Fragmente, Blumenlese u. dergl.

Analogie bezeichnet ursprünglich Verhältniß, Ähnlichkeit oder Gleichheit eines Dinges in gewissen Beziehungen. Die Erkenntniß eines Dinges, die bloß auf diesem Verhältnisse beruht, heißt *analogische Erkenntniß*. Der Schluß aber, welcher von dieser Ähnlichkeit zweier Dinge, oder Gleichheit in gewissen bekannten Beziehungen, auf die Ähnlichkeit in andern oder ihre noch größere Übereinstimmung gemacht wird, wird in der Logik *analogischer Schluß*, Schluß der Analogie genannt und ist nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß. Dieser Schluß wird angewandt bei der Erklärung der Schriftsteller (Analogie der Interpretation, oder hermeneutische A.), und insbesondere bei der Auslegung der heiligen Schrift, wobei man eine Übereinstimmung derselben in den Glaubenslehren voraussetzt (analogia fidei); ferner bei der Anwendung der Rechtsgesetze (Rechtsanalogie) — indem man in Ermangelung bestimmter Entscheidungen eines Gesetzes nach der Vergleichung mit Entscheidungen der Gesetze in ähnlichen Fällen urtheilt; in der praktischen Heilkunde bei Anwendung der Heilmittel. Ein großer Theil der Sätze, welche die empirische Naturlehre aufstellt, beruht auf diesem Schlusse, indem man größere Übereinstimmung unter Erscheinungen voraussetzt, je mehr man schon wahrgenommen hat. In der Sprachlehre versteht man unter Analogie die Übereinstimmung in der Bildung der Worte. In der Mathematik ist sie die Übereinstimmung gewisser Größenverhältnisse, und auch die Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen werden Analogien genannt. T.

Analysis, Auflösung, Zergliederung. In der Philosophie nennen wir Analysis diejenige logische Behandlung eines gegebenen allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine einfachen Merkmale auflösen. Ein Begriff aber, der durch Analyse eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, heißt insofern analytischer Begriff. Die analytische Methode in der Philosophie ist diejenige, bei welcher man von dem Bedingten oder den Folgen ausgeht, und zu den Gründen oder Bedingungen aufsteigt, unter denen etwas allein möglich ist. Man könnte sie besser die regressive (rückschreitende) nennen, zum Unterschiede der synthetischen (s. Synthesis), als der progressiven (vorschreitenden). Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derselben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytisch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umstände, unter welchen sie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu, oder den Versuch, so zu bestimmen sucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine bestimmte und sichere Art herausgebracht wird. Der synthetische Weg hingegen besteht darin, daß man von gewissen Voraussetzungen als Vordersätzen ausgeht, und die Natur den Schlußsatz angeben läßt, der daraus folgt. — Analysis in der Mathematik, und zwar als wissenschaftliches System, da der Geist der Methode schon aus dem Obigen erhellt, ist, im weitesten Sinne, die allgemeine Darstellung und Entwickelung der Zusammensetzungsarten der Größen durch Rechnung. Es gibt nämlich eine doppelte Art zur Darstellung der zwischen den Größen bestehenden Beziehungen: Construction und Rechnung. Die reine Geometrie z. B. findet alle Größen durch Construction, d. i. durch intellectuelle Zeichnung von Linien, deren Durchschnitte die verlangten Größen geben; die Analysis hingegen bedient sich zur Verbindung symbolischer Formeln, Gleichungen. In dieser weitesten Ausdehnung des Begriffes der Analysis, erscheint die Algebra (s. d.) mit ihrem Hülfsmittel, der Buchstabenrechnung, als der erste Theil des Systems. Dagegen steht die Analysis, im engern Verstande, der Algebra darin gegenüber, daß sie die Größen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet; während die Algebra von dem Bekannten und dem Unbekannten spricht, hat es die Analysis mit dem Unveränderlichen oder Bestimmten, und dem Veränderlichen oder Unbestimmten zu thun. Die algebraische Gleichung $x^2 + ax - b = o$, z. B. verlangt einen Ausdruck für die unbekannte x, durch die bekannten a und b; die analytische Gleichung $y^2 = ax$ dagegen gibt das Gesetz der gemeinschaftlichen Bildung der veränderlichen y vermittelst der ebenfalls veränderlichen x und der mit ihnen verbundenen constanten a an. Bei ihrer Anwendung auf die Geometrie sucht die Analysis auch die geometrischen Größen durch Rechnung für eine angenommene oder unbestimmt gelassene Einheit; die Analysis der Alten bezog sich nur auf Geometrie, bediente sich aber dabei auch nur geometrischer Hülfsmittel, wodurch sie sich also von der Analysis der Neueren unterscheidet, welche sich, wie gesagt, auf alle meßbare Gegenstände erstreckt und den Zusammenhang der Größen in Gleichungen bringt. Sonst aber sind Analysis und Algebra darin verwandt, daß sich, wie im letztern Art. ausführlicher gezeigt ist, beide mit einer Sprache vergleichen lassen, in deren Ausdrücke gewisse Bedingungen übersetzt, und sodann, den Sprachregeln gemäß, weiter behandelt werden, um zu den Resultaten zu gelangen; die Analysis erscheint, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, als weiteste Ausdehnung jenes Sprachgebietes. — Die Analysis im engern Verstande wird in die niedere und höhere getheilt, deren Grenzen aber sehr in einander laufen, weil mehre Disciplinen auf beiden Wegen zugänglich sind. Indeß zieht man zur niedern Analysis, mit Ausschluß der Buchstabenrechnung und Algebra, gewöhnlich die Lehren von den Functionen, Reihen, Combinationen, Logarithmen und Curven; zur höhern aber ausschließend die Differential- und Integralrechnung, die man auch unter dem Namen der

Infinitesimalrechnung (s. d.) zusammenbegreift, deren erstere die Franzosen dagegen als mit zur Théorie des fonctions analytiques im weitern Sinne gehörig betrachten. — Von der Analysis der Alten gibt Pappus von Alexandrien, ein Mathematiker des 4. Jahrh. in s. „Sammlung geometr. Untersuchungen" *) einen guten Unterricht, wobei er zugleich die analytischen Schriften der Alten namhaft macht. Was nach dem Untergange des römischen Reiches, besonders von den Arabern, in algebraischen und damit vermischten analytischen Untersuchungen gethan worden ist, haben wir in d. A. Algebra angegeben. Als Erfinder der oben sogenannten Infinitesimalrechnung erscheinen Newton und Leibnitz (s. d.). Hiernächst bemühten sich namentlich Euler, die Gebrüder Bernoulli (s. d.), mit glänzendem Erfolge um die weitere Ausbildung der mathem. Analysis; und in den neuern Zeiten haben sie d'Alembert, Laplace, Lagrange u. A. m. auf eine noch höhere Stufe erhoben. Erfinder der combinatorischen Analysis ist Hindenburg (s. d.); auf die übrigen einzelnen analytischen Disciplinen hier einzugehen, verbietet der Raum. — Eins der wichtigsten Werke für die Analysis endlicher Größen ist noch immer Euler's: „Introductio in Analysin Infinitorum"**), Lausanne 1748, 2 vol. (n. A. Leiden 1797; deutsch durch Michelsen, Berlin 1780). Damit stehen in einer engen Verbindung desselben Vfs. „Institutiones calculi differentialis", Petersb. 1755, 4. (ebenfalls deutsch durch Michelsen, Berlin 1790). Ein wegen der Tiefe seiner Ansichten und vieler schätzbaren Anwendungen auf Geometrie und Mechanik empfehlenswerthes Werk zur Kenntniß der Verbindung zwischen der Analysis endlicher Größen und der sogenannten, hier freilich aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachteten, Rechnung des Unendlichen ist Lagrange's: „Théorie des fonctions analytiques" (nouv. édit., Paris 1813, 4.). Da man aber dazu schon gute Kenntnisse für allgem. und sehr abstracte Rechnungen mitbringen muß, so verbinde man damit desselben Vfs. „Leçons sur le calcul des fonctions" (nouv. édit., Paris 1806). Man hat von der frühern Ausg. des ersten dieser beiden Werke auch eine deutsche Bearbeitung durch Rohde: „Anfangsgründe der Differentialrechnung", Potsd. 1799. Eine brauchbare Anleitung zur Einsicht in den eigentl. Geist des Infinitesimalcalculus gewährt Nürnberger's „Theorie des Infinitesimalcalculus", Berlin 1812, 4., und desselben Vfs. „Die letzten Gründe der höhern Analysis", Halle 1815, 4. Neu in seinen Ansichten der Analysis endlicher Größen ist Arbogast's „Du calcul des dérivations", Strasb. 1800, 4. Unter den ältern Werken über Integralrechnung stehen obenan Euler's: „Institutiones calculi integralis", Petersb. 1768—1770, 3 Bde., 4. Den gegenw. Zustand der Integralrechn. nach d. Erweiter. der französ. Analysten lernt man besonders kennen aus Lacroix's „Traité du calcul differential et du calcul intégral", Paris 1797 fg., 3 Bde., 4. (Es ist seitdem eine neue aber noch nicht vollendete Ausgabe erschienen.) — Zum ersten Unterrichte ist zu empfehlen Pasquich's „Mathemat. Analysis", Leipz. 1791; und zur weitern Ausbildung desselben Vfs. „Elementa Analyseos sublimioris", Leipzig 1799, 4. Endlich bemerken wir, daß Nürnberger's „Darstellung der Herleitung aller derivirten Functionen" (Hamb. 1821) den hier berührten Gegenstand aus einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet. N.

Anamorphose, die falsche Gestaltung und Verbindung der einzelnen

*) Man hat davon eine latein. Übersetzung durch Commandinus: „Mathemat. collationes, commentariis illustratae", Bonn 1659, Fol. Der griechische Text ist nicht gedruckt.

**) Diesen Titel hat es wegen der Anwendung, welche bereits hier von der Idee des Unendlichen gemacht wird, und wegen Verbindung der Untersuchungen mit der höhern Analysis.

Theile, den wahren Verhältnissen entgegen, welche dem Künstler die Regeln der Perspective (s. d.) auferlegen.

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäusern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artischoke ähnlich ist, aber einen äußerst lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeschmack hat. Man nennt sie auch Königsapfel.

Anapäst, s. Rhythmus.

Anapher (gr. ἀναφορὰ), eine rhetorische Figur, welche in der Wiederholung desselben Worts oder derselben Wortverbindung in mehren auf einander folgenden Sätzen am Anfange derselben besteht, da hingegen die Wiederholung eines und desselben Worts oder derselben Wortverbindung am Ende solcher Sätze Epiphora oder Homoioteleuton heißt. Einige sehen die Anapher für den Gattungsbegriff an und nennen die erstere Art Epanaphora. Eine solche Anapher ist es, wenn es heißt: Rührt dich nicht das Schicksal deines Vaterlandes; rührt dich nicht der Zustand deiner Familie ꝛc. Man sieht, die Anapher ist eine Figur, welche den Nachdruck befördern soll, leicht aber wird sie selbst durch zu öftere Wiederholung bei einem Redner unwirksam, wie dies häufig bei Predigten der Fall ist.

Anarchie, der Zustand nicht sowol der Gesetzlosigkeit, sondern vielmehr des Mangels einer mit Erfolg befehlenden Macht. Ein solcher Zustand kann in jeder Staatsform eintreten, wenn auch eine gesetzliche Herrschaft vorhanden, sie aber entweder durch eigne Schwäche oder durch Widerspenstigkeit des Volkes oder einzelner Classen (der Geistlichkeit, des Adels, der Gemeinden) nicht im Stande ist, ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen. An einer solchen Anarchie haben manche Staaten, z. B. Polen, sehr lange krank gelegen. 37.

Anathema, von Gott verflucht, ist die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgesprochen wird. Daher heißt: das Anathema aussprechen oder anathematisiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (griech. ἀνατέμνειν, zerschneiden, zergliedern), die Zergliederungskunst. Wenn sie sich mit Untersuchung der thierischen, im Gegensatze der menschlichen Körper beschäftigt, nennt man sie Zootomie. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte, und gehört unter die wichtigsten Hülfswissenschaften der Arzneikunde. Die Zergliederung des menschlichen Körpers war bei den ältesten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Ägyptier hatten einen großen Abscheu davor, sie pflegten sogar Denjenigen, welcher beim Einbalsamiren der Todten den Leib derselben aufschneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundsätze ihrer Religion die Beschäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verstorbener Menschen so schnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbst zu Hippokrates's Zeiten waren die anatomischen Kenntnisse unbedeutend, und wahrscheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues weiter vorgerückt. Als später Alexandrien in Ägypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wissenschaften und Künste geworden, wurde hier auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 v. Chr.) und von Erasistratus aus Keos. Nach dem Zeugnisse des Celsus erhielt der Erstere sogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu eröffnen, obgleich man keine nähern Beweise dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröses, die nach der Leber gehen u. s. w. Erasistratus bestimmte Mehres in dem Baue des Gehirns deutlicher, und gab unter Anderm den Klappen in der Hohlvene die Namen, die noch jetzt gebräuchlich sind. In der Folge, besonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachlässigt. Galen, in Alexandrien gebildet (geb. 131 nach Chr.), hatte alle anatomische Kenntnisse der damaligen und vormaligen

Ärzte gesammelt, scheint aber selbst die menschliche Anatomie nicht sehr vorwärts gebracht zu haben, indem er sich meistens nur mit Zergliederung der Thiere beschäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menschlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie statt; sie war in ihrer Religion verboten. Ihre Ärzte schöpften daher die anatomischen Kenntnisse bloß aus den Schriften der Griechen, besonders Galen's. So blieb also mehre Jahrhunderte die Anatomie stehen. Erst im 14. Jahrh. standen einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kenntnissen in der Anatomie nicht zufrieden, selbst anatomische Untersuchungen wagten. Die abergläubische Furcht vor dem Zergliedern menschlicher Leichname, welche bisher geherrscht hatte, schien allmälig zu verschwinden, da ein philosophischer Geist mehr Denkfreiheit unter den Menschen erregte. Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, zergliederte zuerst 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beschreibung des menschlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demselben enthalten waren. Seit dieser Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Universitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menschlicher Leichname angestellt wurden. Die Anatomie stieg jedoch langsam, weil man nur zergliederte, um Galen's Schriften und Mondini's Lehrbuch zu erklären. Nur Montagnana, Professor zu Padua im 15. Jahrh., konnte sich rühmen, daß er 14 Leichenöffnungen verrichtet habe, was damals sehr viel war. Im 16. Jahrh. standen allenthalben Anatomen von großem Rufe auf, wodurch das anatomische Studium allgemeiner wurde. Fallopia, Eustachi, Vesal, Varol und viele Andre bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Im 17. Jahrh. lebten gleichfalls mehre berühmte Anatomen, und viele Entdeckungen wurden gemacht; so entdeckte Harvey den Blutumlauf, Wirsung den pankreatischen Gang, Schneider die Schleimhaut u. s. w. Im 18. Jahrh. machten sich durch ihre anatomischen Untersuchungen berühmt: Pacchioni, Valsalva, Keil, Lancisi, Ruish, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr und Andre. Meckel, Sömmering, Loder, Reil, Bichat, Rosenmüller, sind außer mehren Andern als berühmte Anatomen der neuesten Zeit der besondern Erwähnung würdig. — Man theilt die Anatomie, nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen, in die allgemeine und besondere. Die erstere betrachtet die Bestandtheile des Körpers überhaupt oder die Gewebe, die allen Werkzeugen oder einzelnen Systemen desselben gemein sind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urstoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, den Bau und die Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechsen, Nerven, Blutgefäße u. s. w. Die zweite beschreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Systeme insbesondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zusammenhang unter sich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man die verschiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Osteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechsen 2c.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu seinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blase, Magendrüse u. s. w. gerechnet werden; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüssigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die sich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchsaft einsaugen, theils im ganzen Körper vertheilt sind, die abgesonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Neurologie, die Lehre von dem Nervensystem und Gehirn; Dermologie, die Beschreibung der Haut. — Unter den anatomischen Arbeiten sind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren Anatomischer Präparate (s. d.). Präpariren benennt man die Absonderung eines Organs, eines ganzen Systems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen,

um sie zum Unterricht zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochensystem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechsen und andern Theilen, dargestellt und ein Skelett genannt; so werden die Muskeln, Nerven, die Eingeweide, die Gefäße derselben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre besondere Bauart deutlich einzusehen. Zu diesen Arbeiten gehören schon hinlängliche anatomische Kenntnisse, und gewöhnlich verrichtet sie auf Akademien der Prosector (Zergliederer) vor den Lehrstunden, damit in denselben der Lehrer der Anatomie die Präparate vorzeigen und erklären kann. H.

Anatomie der Pflanzen, s. Pflanzenanatomie.

Anatomische Präparate. Thierische Körper und Körpertheile, welche nach der verlorenen Vitalität sich zu neuen Verbindungen aus ihrem jetzigen Zustande aufzulösen streben, können durch die menschliche Kunst substantiell erhalten werden. Für den Arzt ist es wichtig, die durch Krankheit verletzten Organisationen zur Festsetzung der ärztlichen Behandlung in ähnlichen Fällen, in ihrem krankhaft beschädigten Zustande, und zum Gegenstück das nämliche Organ in unbeschädigtem Zustande sich zu erhalten; ebenso dienen die anatomischen Präparate von gesunden Körpertheilen zum anatomischen Unterricht. Man bewahrt die anatomischen Präparate entweder durch Austrocknung, wie beim Skelett, oder in Flüssigkeiten, z. B. in Weingeist, Terpentinöl u. s. w. auf, wie bei Eingeweiden und den übrigen weichen Theilen des Körpers, oder endlich durch Injection (Einspritzung). Das Einspritzen wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen und deren Form man erhalten will. Der Anfang des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird mittelst einer Spritze mit irgend einer weichen gefärbten Masse angefüllt, welche alsdann sich in alle Äste und Zweige der Gefäße vertheilt, sie auftreibt und sichtbar macht. Die feinsten Haargefäßchen können auf diese Weise deutlich dargestellt werden. Die einzuspritzende Masse besteht gewöhnlich aus einem Gemisch von Seife, Pech, Öl und Terpentin, denen eine färbende Substanz zugesetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für sehr feine Gefäße, z. B. die einsaugenden Lymphgefäße, nimmt man Quecksilber wegen seiner äußersten Theilbarkeit. Trockene Präparate sind die von allen weichen Theilen gereinigten, ausgekochten und gebleichten Knochen, die natürlichen Skelette und die mit einem deckenden aber durchsichtigen Firniß überzogenen weichen Gebilde, wie Muskeln, Eingeweide ꝛc. Je schneller die Austrocknung der zu Präparaten bestimmten Organe möglich ist, desto besser werden sie sich erhalten. Der Alkohol von 16—22°, je farbloser er ist, erhält die Präparate um so besser. Sobald er stärker ist, zerstört er alle Farben. Auch nimmt man Weingeist, der über Pfeffer oder sehr starken Piment abgezogen worden, mit etwas Salzsäure. Das Waschen mit scharfen Flüssigkeiten, neuerlich auch mit Holzsäure, gibt den Präparaten bald Weiße, bald Festigkeit. Besonders ist die Wäsche bei faulend gewesenen Knochen nöthig. Die Muskeln pflegt man zu gerben, und Alles, was in Gefahr des Wurmfraßes oder der Beschädigung durch eine feuchte Atmosphäre ist, mit zweckmäßigem Firniß zu überziehen. Die so behandelten Präparate stellt man auf einen festen Körper oder in einen Rahmen. Die Aufbewahrung der Präparate in Flüssigkeit geschieht gemeiniglich in hellen Gläsern, luftdicht verschlossen, soweit die menschliche Kunst dies treiben kann; denn Staub, Luft, Feuchtigkeit, Hitze, Kälte, Sonne, Insekten und endlich die Zeit selbst streben dahin, das zu zerstören, was nur die Kunst lange aufzubewahren versteht. Die Restauration beschädigter Präparate ist selten vollkommen.

Anaxagoras, einer der vorzüglichsten jonischen Philosophen, geb. zu Klazomenä in Jonien im 1. J. der 70. Olympiade (500 vor Chr.), von reichen und angesehenen Ältern, widmete sich dem Studium der Philosophie unter Anaximenes von Milet, nach Andern unter Hermotimus, seinem Landsmann, ging,

20 Jahre alt, auf Reisen, besuchte Ägypten und alle Länder, wo die Wissenschaften blühten, und ließ sich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter seinen Schülern bald die angesehensten Bürger, wie Archelaus (des Perdikkas, Königs von Macedonien, natürlichen Sohn, der selbst 9 Jahre regierte) und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwissenschaften setzte ihn in den Stand, die Finsternisse der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen zu erklären; aber durch die Ränke seiner Feinde gerieth er in den Verdacht der Gotteslästerung, und mußte in Folge einer Anklage deßhalb 431 Athen verlassen. Er ging nach Lampsacus, wo er 3 Jahre nachher, 72 Jahre alt, starb. Anaxagoras's Grundsatz war: Aus Nichts wird Nichts. Er nahm daher ein Chaos und als Grundbestandtheil aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche sie bilden sollten, von gleicher Natur wären. Diese Atomen, an und für sich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein andres, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Urwesen in Bewegung gesetzt, welches er Νοῦς (Intelligenz) nannte. Durch diese Bewegung und Scheidung des Ungleichartigen, Verbindung des Gleichartigen, hat sich die Welt gebildet; die irdischen Körper hatten sich gesenkt, während der Äther oder das Feuer sich in den obern Theilen verbreitete. Die Gestirne waren ihm indeß auch irdischer Natur, und die Sonne unter Anderm eine glühende Steinmasse, größer als der Peloponnes. Die Milchstraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler, bewohnbarer Körper, welcher sein Licht von der Sonne empfängt; die Kometen wandernde Sterne. Er leugnete die objective Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen und sah die Vernunft für die Quelle objectiver Wahrheiten an. Wegen der Annahme jenes geistigen Princips haben ihn Viele sonst für den ersten Theisten unter den Philosophen angesehen. Sein Schüler war Archelaus von Athen.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der selbstdenkende Schüler des Thales, war zu Milet in der 42. Olympiade (620 v. Chr.) geboren. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte mindestens die Schiefe der Ekliptik und bestimmte die Sonnenwenden und Nachtgleichen (Äquinoctien) mittelst eines Sonnenzeigers (Gnomon), wozu er in Lacedämon einen Versuch machte, genauer. Um die Sätze der Geometrie anschaulicher zu machen, bediente er sich zuerst der Figuren. Auch versuchte er zuerst die Umrisse der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch sind diese Angaben nicht ganz zuverlässig. Als Philosoph speculirte er über das materielle Urprincip. Das Unendliche betrachtet er als das Urwesen aller Dinge, woraus sich Alles absondert und wohin Alles zurückkehrt, ohne jedoch die Natur dieses ewigen, unverderblichen Urstoffs, dessen Theile beweglich, dessen Ganzes aber unveränderlich ist, zu bestimmen. Die Zahl der Welten ist nach ihm unendlich. Der Himmel besteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet sich an dem höchsten der Himmel, hat einen 28 Mal größern Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen. Verstopft sich die Öffnung, so erscheint sie verfinstert. Ebenso ist ihm der Mond eine Walze 19 Mal so groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Donner und Blitz sind Erzeugnisse des Windes, wenn er in den Wolken zusammengepreßt wird. Die Erde hat die Gestalt eines Cylinders, befindet sich in der Mitte des Weltalls und erhält sich daher schwebend. Er st. in der 58. Olympiade (546 v. Chr.), 64 J. alt.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56. Olympiade (556 v. Chr.). Er war ein Schüler des Anaximander, von dessen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft (ἀήρ) der unendliche, göttliche, stets sich bewegende Urstoff aller Dinge. Er behauptete, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde; die Sterne

seien Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sei flach wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde. Diogenes von Apollonia führte seine Lehre weiter aus.

Anbruch, dasjenige, was zuerst von einer Sache genommen, wodurch sie also angebrochen wird, insbesondere in den Bergwerken, das erste Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberstücke, welche im Treibofen an dem Spor herum stehen bleiben, wenn sie von den sogenannten Blicken angebrochen sind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B. anbrüchiges Obst u. s. w. In dieser Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menschen gebraucht.

Ancillon, eine angesehene Familie in Metz, die nach Preußen auswanderte: 1) **David Ancillon**, geb. zu Metz 1617, Sohn eines Rechtskundigen reform. Religion, machte seine ersten Studien bei den Jesuiten, die Alles aufboten, um ihn zur Veränderung seiner Religion zu bewegen. Er studirte dann die Theologie zu Genf unter Sponheim, Deodati und Tronchin und betrat erst in Charenton und in Meaux, endlich in seiner Vaterstadt den Lehrstuhl. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes begab er sich nach Frankfurt, wurde Prediger bei der Colonie in Hanau und als solcher nach Berlin berufen, wo er 1692 starb. Von seinen nicht sehr zahlreichen Schriften hat sich keine erhalten. 2) **Charles Ancillon**, Sohn des Vorigen, geb. 1659 zu Metz, machte seine Studien in Hanau, Marburg, Genf und Paris und ließ sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Als solcher genoß er eines so großen Ansehens, daß seine Mitbürger ihn zur Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes an den königl. Hof nach Versailles deputirten, um zu bewirken, daß in Rücksicht ihrer eine Ausnahme gemacht werde. Er bewirkte jedoch nur, daß man sie etwas milder als die andern Hugenotten behandelte. Hierüber unzufrieden, folgte er seinem Vater nach Berlin. Der Kurfürst von Brandenburg nahm ihn sehr gut auf und ernannte ihn zum Richter und Director der Réfugiés, die sich in Berlin befanden, dann wurde er mit der Leitung der besondern Gerichte beauftragt, die ihnen waren zugestanden worden; hierauf ward er zum Ambassaderath, zum Historiographen des Königs und zum Chef der franz. Erziehungsanstalten befördert. Auch gebrauchte man ihn zu diplomatischen Geschäften. Er starb in Berlin 1715. Von s. zahlreichen Schriften führen wir an: „Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de Brandenbourg" (Berlin 1690), und „Mélanges critiques de littérature" (Basel 1698, 3 Bde.). — 3) **Friedrich Ancillon** (Jean Pierre), Enkel des Vorigen, geb. zu Berlin d. 30. Apr. 1766, ist k. preuß. Wirklicher geh. Legationsrath und seit 1825 Director der politischen Section im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, erhielt von s. Vater (Ludwig Friedrich A.), der als Mann von Geist und Gelehrsamkeit berühmt war, die zweckmäßigste Anleitung zu den Studien, für welche ihn glückliche Anlagen, ernster Fleiß und rege Geisteskraft zu bestimmen schienen. In dem Kreise der Wissenschaften, die ihn als künftigen Geistlichen und Redner nach alter gründlicher Weise beschäftigten, zog ihn vor Allem die Geschichte an. Nach vollendeten Studien begann er seine Laufbahn zu Berlin als Professor bei der Militairakademie und als Prediger bei der franz. Kirche am Werder. Seine Lehrvorträge wie s. Predigten zeichneten sich durch Gehalt und Beredtsamkeit aus, besonders erhielt eine Trauungsrede, die er 1791 zu Rheinsberg in Gegenwart des Prinzen Heinrich hielt, großen Beifall. 1793 machte er eine Reise nach der Schweiz; späterhin besuchte er Frankreich. Nach s. Rückkehr in Berlin erschienen 1801 s. „Mélanges de littérature et de philosophie" (2 Thle., 2. A. 1809), in welchen der scharfsinnige Denker und sprachgewandte Schriftsteller auch von dem Auslande anerkannt werden mußte. An diese schlossen sich s. „Nouv. essais de politique et philosophie", Berlin 1824, 2 Bde. — 1803 kam sein Geschichtswerk heraus:

„Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis le 15me siècle" (4 Bde., N. A. 1824), welches durch Reinheit der Ansicht, Wärme der Darstellung und Gediegenheit des Styls eine bedeutende Stelle unter den Hervorbringungen dieser Art einnimmt. Die Commission des franz. Instituts erkannte, in ihrem Bericht (1810) über die Fortschritte der Geschichtschreibung, die Verdienste Ancillon's an; er sei, sagte sie von ihm, der würdige Erbe von Leibnitz, „montrant par son exemple que le but de la vraie philosophie est de multiplier et non de détruire les vérités; qu'elle tire sa principale force de l'alliance des sentimens avec les principes, et que c'est parmi les ames élévées qu'elle aime à chercher ses premiers adeptes". A. wurde Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin und Historiograph. In vielseitigen Beziehungen jetzt dem Staatsleben nahegerückt, wurde er, mit dem Titel eines Staatsraths, nach der Katastrophe von 1806, zum Erzieher des Kronprinzen gewählt und erhielt den rothen Adlerorden. Er entsagte jedoch in seiner neuen Bahn dem frühern Berufe keineswegs; 1810 erschien s. in der Akad. d. Wissensch. gehaltene merkwürdige „Lobrede auf J. B. Merian", und bald nachher die „Trauerrede auf den Tod der Königin", eine Schrift, die in Frankreich wegen ihres beziehungsreichen Inhaltes verboten wurde. Als Patriot wirkte A. rastlos für Preußens Ruhm und Heil und nahm lebhaften Antheil an Allem, was diese fördern konnte, die endlich in den großen Ereignissen 1813 in herrlichem Glanze emporstiegen. In Begleitung des Kronprinzen kam er 1814 nochmals nach Paris, wo dem geachteten Schriftsteller, unabhängig von den äußern Umständen, die ehrenvollste Aufnahme zu Theil wurde. Nach seiner Rückkehr konnte sein bisheriger Beruf als beendet betrachtet werden; er wurde jetzt als Wirkl. geh. Legationsrath im Ministerium der auswärt. Angel. angestellt, und späterhin bei Errichtung des Staatsraths, als Mitglied desselben, der Commission zugesellt, die mit Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde beauftragt werden sollte. Auch von einer zweiten Commission, die 1819 denselben Auftrag erhielt, wurde er Mitglied, und er hatte die Freimüthigkeit, mit seinen Ansichten in dieser Beziehung den schwankenden Meinungen des Tages durch eine wohlgesinnte Schrift öffentlich entgegenzutreten. Schon 1816 hatte er eine Schrift „Über Souverainetät und Staatsverfassungen" in deutscher Sprache herausgegeben; jetzt gab er eine zweite „Über Staatswissenschaft" überhaupt, ebenfalls in deutscher Sprache, in Druck, und 1824: „Über Glauben und Wissen in der Philosophie." Seine Schreibart zeichnet sich auch hier durch Klarheit und Würde aus. Mehr aber noch als das Verdienst, in zwei so sehr entgegengesetzten Sprachen als Schriftsteller einheimisch zu sein, gilt hier die Behandlung der Sache selbst. A.'s Grundsätze sind diejenigen, welche von den Gemäßigten überall gebilligt werden und deren richtige Anwendung mit dem gegebenen Zeitbestande am schicklichsten übereinzustimmen scheint. Denselben Charakter hat s. treffliches Werk „Über den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" (Berlin, 1825), in welchem er Montesquieu's „Geist der Gesetze" mit den Erfahrungen der neuesten Zeit zu lehrreichen Folgerungen verbindet. Die gesetzliche Freiheit hat an diesem eifrigen Anhänger des Königthums und des königl. Hauses insbesondere immer einen Verfechter gehabt; auch damals, als so viele Mißdeutungen zu befürchten waren, trat er ohne Scheu als ein solcher auf, aber zugleich als der entschiedenste Gegner des revolutionairen und jacobinischen Geistes. Am Hofe, im Staatsrath, in der Ober-Censurbehörde mannigfach beschäftigt, bewährt er überall den gebildeten Geist und die wohlmeinende Gesinnung, die ihn zu dieser angesehenen Stellung geführt haben.

Anchises, Sohn des Kapys und Urenkel des Tros. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida (nach Andern am Simoïs) in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm

den Äneas. Dieser rettete den Greis auf seinen Schultern aus dem Brande von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. Er starb während der Reise auf Sicilien. Nach andern Sagen wurde A. vom Blitze des Jupiter getödtet, weil er, vom Weine trunken, das Geheimniß seiner Vertraulichkeit mit Venus verrathen hatte.

Ancona, Hauptst. der Delegation und ehemal. Mark Ancona, am venetianischen Meerbusen, Sitz eines Bischofs, hat 17,330 Einw., darunter 5000 Juden, und einen schönen Hafen, den, wie die Stadt selbst, schon die ältesten Schriftsteller rühmen. Trajan bekleidete die Ufer desselben mit Marmor und die dankbaren Bürger errichteten ihm dafür einen noch jetzt auf dem Molo stehenden Ehrenbogen von weißem Marmor. 1732 wurde Ancona zu einem Freihafen erklärt und ungeachtet der häufigen Verschlämmung des Hafens wird er doch jährlich von 1100 Schiffen besucht, und der Handel wie die Manufacturen der Stadt sind beträchtlich. Auch befindet sich hier ein Quarantainehaus. Ancona, von jeher eine bekannte Festung, von Römern, Gothen, Longobarden und Saracenen erobert und zerstört, erhob sich durch eigne Kraft aus den Trümmern zur Republik, ward aber 1532 von dem Papst durch List eingenommen und sammt dem Gebiet zum Kirchenstaat geschlagen. Die Belagerung der Russen, Türken und Östreicher 1799 nach langer Vertheidigung des franz. Generals Meunier wurde merkwürdig, weil die russische zuerst auf Anconas Wällen aufgepflanzte Fahne durch östreichisches Militair ausgerissen, und dadurch das unglückliche Mißverständniß des Kaisers Paul mit den Alliirten angeregt wurde. Seit 1815 ist nur die Citadelle noch befestigt. 32.

Andacht, dem Ursprunge nach scheint das Wort gleichbedeutend mit Aufmerksamkeit oder Richtung der Seele auf einen Gegenstand. In dieser allgemeinen Bedeutung kommt es aber selten vor, vielmehr versteht der Sprachgebrauch darunter die Richtung der Seele auf Gott oder auf religiöse Gegenstände, Erhebung des Geistes und Gemüths zu dem Höhern, Heiligen, Ewigen, Göttlichen. An der Andacht derjenigen Religiösen, deren Religionsglaube vornehmlich durch die Vernunft begründet und bedingt ist, wird der denkende Geist den vorzüglichsten Antheil haben, und nur insofern, als jene religiöse Gedanken, die seinen Geist in den Stunden der Andacht beschäftigen, unmöglich das gebildete Herz ohne Gefühle der dankbaren Freude, der Liebe, Bewunderung, Demuth, des Vertrauens u. s. w. lassen können, wird auch das Herz lebhaften Antheil an dieser Andacht haben. Bei denjenigen Religiösen aber, welche das Wesen der innern Religiosität mehr von Gefühlen als von deutlichen, auf dem Wege des prüfenden Nachdenkens gewonnenen Ueberzeugungen abhängig machen und welche auch für die Phantasie eine gewisse Befriedigung fodern, modificirt sich die Andacht anders. Soll bei jenen das Herz zur Andacht geweckt oder der schon angeregte Andachtssinn unterhalten werden, so wird eine klare, deutliche, würdevolle Ansprache an den Verstand erfodert, welche das, was einer Erklärung bedarf, mit kurzen, wohlgewählten edeln Worten erklärt; das, was eines Beweises bedarf, kurz und gründlich beweist. Auf diesem Wege wird in der Seele Überzeugung bewirkt und das mit ihr verbundene Gefühl wird eintreten. Es wird um so eher und lebhafter erwachen, wenn da, wo der dem Geiste vorgehaltene Gegenstand eine schöne Schilderung zuließ, diese mit Geschmack, Würde und ohne Überladung in den Erläuterungen und Beweisen verbunden wurde. Diejenigen aber, welche den Weg zum Herzen nicht durch den Verstand gehen lassen, sondern in Sachen der Religion und Andacht von dem Verstande entweder gar nichts wissen wollen, oder doch meinen, der Weg gehe durchs Herz zum Verstande, machen andre Anfoderungen an das, wodurch ihre Andacht geweckt und genährt werden soll. Bei einem höhern Grade von Lebhaftigkeit der Phantasie und Stärke der Gefühle ist ihnen Andacht nichts Andres als ein Schwelgen in dunkeln Gefühlen, welche durch starke Bilder der Einbildungskraft

und mystisch ausgedrückte Formeln vorzüglich angeregt werden. Für manche Andre von der Classe dieser Religiösen ist selbst das Wort, auch das kraftvolle, selbst bildliche Wort der Rede und des Gesangs noch zu schwach, das, was ihnen Andacht heißt, in ihrer Seele zu wecken. Sie verlangen stärkere äußere Eindrücke durch Handlung — durch kirchliches Drama. Andacht, auch im edelsten und würdigsten Sinne des Worts, soll nicht Zweck des Lebens, sondern nur ein wohlthätiges Mittel zur Veredlung, Verschönerung und Beseligung des Lebens sein. Wahre Andacht soll über die dunkeln Stunden und Stellen des Lebens einen Strahl des himmlischen Lichts aus der höhern Welt verbreiten und das niedergebeugte Herz durch die Kraft des frommen Glaubens und der Hoffnung erheben. Wahre Andacht soll den Freuden und Genüssen der Erde die höhere Weihe geben, durch welche sie zu rein menschlichen Genüssen erhoben werden. Wird durch sie keiner dieser Zwecke erreicht, so war sie entweder gedankenlose Gewohnheitssache oder Andächtelei, äußerer Schein der Andacht. Die Gefühle des wahrhaft Andächtigen werden sich auch im Äußern mehr oder weniger ausdrücken. Der heilige Ernst, welcher Geist und Herz bei dem Gedanken an das Heilige erfüllt, wird sich auch durch Vermeidung alles dessen, was die stille Betrachtung stört, also durch äußere feierliche Stille, auch da, wo sich die Andacht im Gebet oder Gesang ausspricht, kund thun. Aber der Andächtelei sind die äußern Zeichen der Andacht die Hauptsache. Ohne das Herz zu Gott zu erheben, erhebt sie das Auge zum Himmel, ohne ihren großen Abstand von dem Ideale der sittlichen Vollkommenheit lebendig zu fühlen, senkt sie den Blick zur Erde, verneigt sich und faltet die Hände, weil äußere Cultusformen bei ihr das Wesen der Andacht ausmachen. Wenn man von Andachtsübungen spricht, so versteht man darunter die Theilnahme an Feierlichkeiten, durch welche der Andachtssinn geweckt und belebt werden soll. Diejenigen Schriften, welche man Andachtsbücher nennt, haben einen gleichen Zweck. Die Verschiedenheit der religiösen Bildungsstufen, auf welchen Geist und Gemüth stehen, bestimmen Inhalt und Ton zweckmäßiger Erbauungsschriften. Der Vorwelt genügte Bibel, Gesangbuch und höchstens ein sogenanntes Morgen- und Abendsegenbuch zu ihrer häuslichen Andacht. Diejenigen, welche einzelne religiöse Wahrheiten auch in einer etwas andern Form dargestellt wünschten, erbauten sich durch Thomas von Kempis „Von der Nachfolge Christi", oder durch Arndt's „Wahres Christenthum", Scriver's „Seelenschatz" und einige andre ascetische Schriften, welche für ihre Zeit manches Gute wirkten. An ihre und des beliebten Cubach's (s. d.) Stellen traten in neuern Zeiten Gellert's Oden und Lieder, Zollikofer's, Tiede's, Sturm's, Seifert's, Rosenmüller's, Witschel's u. A. Gebete und Betrachtungen und die „Stunden der Andacht" (von einem Ungenannten). Gebildetere Religionsfreunde und Freundinnen, welche die Andacht in etwas Höherm als in einem mystischen Floskelspiel suchen, werden Stoff zur Belebung ihrer häuslichen Andacht nicht nur in Erbauungsschriften, sondern selbst in solchen Büchern finden, welche nicht unmittelbar zur Erbauung geschrieben sind. 11.

Andante, ein Hauptgrad in der musikalischen Bewegung (s. **Tempo**), nämlich der Übergang vom Langsamen zur ruhigen mittlern Bewegung. Das **Andantino** steht zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante, und etwas langsamer als Allegretto; dieses ist wenigstens die gemeine Meinung. Andre behaupten: Andantino habe eine etwas langsamere Bewegung als Andante. Er erfodert das Andante einen sanften Vortrag.

André (Christian Karl), seit 1821 k. würtembergischer Hofrath, vorher gräfl. Salmscher Wirthschaftsrath zu Brünn, als Herausgeber des „Hesperus", des „Östreich. Nationalcalenders" und mehrer für die Landes- und Volkscultur wichtigen Schriften rühmlichst bekannt, ist geboren zu Hildburghausen den 20. März 1763. Er widmete sich dem Erziehungsfache und war einst eine Hauptstütze des

Salzmann'schen Instituts, das er 1785 durch zugeführte Zöglinge und wesentliche Hülfleistung in dem Augenblicke rettete, als der Muth des Stifters zu wanken anfing. Von 1788 bis 1798 machte er sich auch als Schriftsteller um Erziehung und Unterricht verdient. Die Pädagogen schätzen vorzüglich die von ihm anfänglich mit Bechstein, später mit Blasche gemeinschaftlich herausgeg. „Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre" (10 Thle., 3. Aufl.). Ein gutes Schulbuch war seine „Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse" (120 H.), deren Fortsetzung unterbleiben mußte, als der Verf. am Ende 1798 die Direction der protestantischen Schule zu Brünn in Mähren übernahm, und das Verbot erschien, daß kein Östreicher auch außerhalb der östreich. Staaten Etwas ohne Genehmigung der wiener Censur drucken lassen sollte. Noch rührt von ihm aus jener Zeit der Plan des Reichsanzeigers oder des jetzigen „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" her, den er anfänglich (vor nunmehr 30 Jahren) in Gotha mit dem Hofrath Becker gemeinschaftlich unternahm, dessen Ausführung aber er sehr bald Letzterm allein überließ. Von 1800 bis 1805 wirkte André in dem östreich. Kaiserstaate viel Gutes durch sein „Patriotisches Tageblatt", das erste und lange das einzige Nationalblatt dieser Art seit der josephinischen Periode. Censurverhältnisse hinderten jedoch den Fortgang dieses Instituts. Sein Bestreben, wissenschaftliche Kenntnisse gemeinnützig zu machen, bewies André unter Anderm 1802 durch die Herausgabe eines „ABC- oder ersten Lehrbuchs der Mineralogie" und durch die Verbreitung mehrer Hunderte von Mineralien-Cabinettern, wodurch er dieser Wissenschaft in Östreich mehr Eingang in das Leben verschaffte. Daher erging an ihn 1806 höhern Orts die Veranlassung, aufs neue für die Cultur seiner Mitbürger als Schriftsteller zu wirken, und die Polizei-Censur-Hofstelle willigte in die von ihm gemachte doppelte Bedingung einer liberalen Censur und des ungehinderten Gebrauchs der auswärtigen literarischen Hülfsmittel. Es ist nämlich in Östreich gesetzlich, daß kein auswärts erkauftes Buch seinem Besitzer, der Fracht und Gefälle dafür bezahlt hat, verabfolgt werden darf, bevor nicht das Bücher-Revisionsamt entschieden hat, ob das Buch zu den ganz oder halb erlaubten oder verdammten gehöre. Im letztern Falle muß es von dem Eigenthümer ungesehen wieder aus dem Lande geschafft werden. André richtete jetzt seine schriftstellerische Thätigkeit theils auf die gebildetere Classe im Allgemeinen, theils auf die Landwirthe insbesondere. Für jene war seit 1809 sein „Hesperus", eine mit dem Beifall der Kenner fortgesetzte encyklopädische Zeitschrift, bestimmt, für diese seine „Ökonomischen Neuigkeiten." Beide Zeitschriften wurden, da sie von trefflichen Mitarbeitern viele Originalaufsätze enthielten, in allen Ländern deutscher Zunge gern gelesen. 1810 foderte man ihn auf, einen Calender zu schreiben. Dies gab ihm Gelegenheit, auch auf die Cultur des Mittelstandes in Östreich planmäßig einzuwirken, wie der Inhalt der 14 Jahrgänge seines stark verbreiteten und in den letzten Jahren durch wichtige statistische Zusätze wahrhaft bereicherten „Nationalcalenders" beweist. Von den ersten Jahrgängen ist eine neue Auflage unter dem Titel: „Hausbuch für Familien" erschienen. Neuere Vorfälle haben ihn veranlaßt, diesen östreich. Nationalcalender in ein „Volksbuch für die gesammten deutschen Bundesstaaten" umzuwandeln. Auch Geographie und Statistik hat André mit Beifall bearbeitet und seine gelungene Bearbeitung des „Östreichischen Kaiserstaats" (der 15. Bd. der von Bertuch in Weimar herausg. „Länder- und Völkerkunde", 1813) wurde selbst in wiener Blättern mit Auszeichnung genannt. Am Ende 1812 verlor André ohne sein Verschulden, aus höhern Rücksichten, die beiden oben erwähnten 1806 ihm bewilligten Vergünstigungen. Er sah sich dadurch in s. schriftstellerischen Wirksamkeit gehemmt und trat daher 1821, nachdem ihn der König von Würtemberg den 4. Mai zum k. Hofrath ernannt und ihm die Aufnahme in das würtemb. Staatsbürgerrecht, sowie jede angemessene Unterstützung in seinem Streben für gemein-

nützige Zwecke zugesichert hatte, in würtemb. Dienste, wo ihm das wissenschaftliche Secretariat bei der Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins, nebst der Redaction der von ihm herauszugebenden Zeitschriften übertragen worden ist. Dahin hat er auch seinen „Hesperus" verpflanzt. — Noch bemerken wir, daß er in Brünn zwanzig Jahre lang die Seele der kais. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde gewesen ist, bis er 1820 seine Stelle als Secretair derselben niederlegte. Insbesondere hatte er um die Stiftung des Franzens-Museums viel Verdienste.

Andreä (Johann Valentin), einer der originellsten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, war 1586 im Würtembergischen geboren. Nachdem er zu Tübingen studirt und Frankreich und Italien besucht hatte, bekleidete er in s. Vaterlande mehre geistliche Ämter, und starb 1654 als Generalsuperintendent und Abt zu Adelsberg. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben und die Wissenschaften von Eitelkeit und Neugierde gemißbraucht zu sehen, beschäftigte er sich unablässig mit den Mitteln, sowol jener als diesen ihre moralische und wohlthätige Richtung wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigstens Erneuerer des Rosenkreuzordens (s. d.) gewesen, ist unentschieden. Eine gewisse Neigung zum Mysticismus ist bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch sei, unleugbar war er ein ebenso geist- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen Gelehrsamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laster in jedem Stande, bald in scherzhafter Laune, bald mit strengem Ernst und bitterm Spott verfolgte und der Tugend durch sein ganzes Leben getreu war. Trefflich hat ihn Herder charakterisirt. Er hat Vieles, und dies meistens in einer sonderbaren Sprache geschrieben. Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, von richtigem Gefühl und scharfem Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewol unausgebildeten, Dichtergeist des Verfassers. Was er deutsch schrieb, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er selbst sagt darüber:

Ohn' Kunst, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitzst, spitzst und schnitzst im Sinn,
Hab' ich's gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's besser, nimm ein Jahr dazu.

Was von Andreä's Schriften Anspruch auf gelehrten Inhalt und kunstgerechte Form macht, ist lateinisch geschrieben. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist A. besonders glücklich, wie auch in komischen und witzigen Zügen. Aus s. „Mythologia christiana" haben Herder und Sonntag Mehres übersetzt; auch hat Erster aus seiner „Geistlichen Kurzweil" Proben gegeben. S. Herder's „Zerstreute Blätter", Bd. 5. „Andreä's Dichtungen (übers. von Sonntag) herausg. von Herder" (Lpz. 1786). Andreä's „Selbstbiog.", Winterthur 1799.

Andreas (der heilige), Bruder des heil. Petrus, und der erste Schüler, den Christus wählte. Beide Brüder waren Fischer, entsagten aber diesem Geschäfte und folgten dem Erlöser. Andreas Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß; die gewöhnliche Meinung ist, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Russen verehren ihn als denjenigen Apostel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzheiligen ihres Landes. In den ersten Zeiten der Kirche war ein ihm untergeschobenes Evangelium in Umlauf; auch die sogenannten Acta, die seinen Namen führen, sind nicht von ihm.

Andreaskreuz, ein Kreuz von dieser Form X, weil der Sage nach Andreas (s. d.) an einem Kreuze, welches diese Gestalt hatte, am 30. Nov. 83 zu Patras in Achaja getödtet worden sein soll. 11.

Andreossy (Antoine François, Graf), franz. General, Urenkel des be-

rühmten (1688 gest.) Franz Andreossy, welcher als Ingenieur den Canal von Languedoc zwischen dem atlantischen und mittelländischen Meere zu Stande brachte, geb. 1761 zu Castel-Naudary, war 1781 franz. Artillerielieutenant. 1797 zeichnete er sich als Commandant der Canonierschaluppen auf dem See von Mantua bei der Belagerung dieser Festung aus, später in dem franz. Feldzuge nach Ägypten als Militair und Mitglied des Nationalinstituts zu Kahiro, durch gelehrte, besonders mathematische Schriften. Er war franz. Botschafter in London nach dem Frieden von Amiens, hernach in Wien und zuletzt in Constantinopel. 1814 rief ihn der König von diesem Posten zurück; 1815 ließ er sich in den 100 Tagen von Napoleon wieder anstellen. Außer s. „Mémoire sur l'irruption du Pont-Euxin dans la méditerranée" und s. „Mémoire sur le système des eaux qui abreuvent Constantinople", wird sein Werk über den Bosporus und das türkische Reich geschätzt.

Andrieu (Bertrand), ein durch seine auf neue Zeitereignisse seit 1814 verfertigten und mit Beifall aufgenommenen Denkmünzen bekannter Medailleur in Paris, geb. zu Bordeaux d. 24. Nov. 1761, starb zu Paris d. 6. Dec. 1822.

Andrieux (François Guillaume Jean Stanislaus), einer der vorzüglichsten neuern franz. dramatischen Dichter, geb. d. 6. Mai. 1759 zu Strasburg, war vor der Revolution Secretair beim Herzog von Uzès. Durch seinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Festhalten der Constitution und die reine Anwendung des Naturrechts zeichnete er sich nicht minder aus als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthige Poesie in seinen vielen literarischen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, besonders hinsichtlich der Sprache fehlt. 1798 trat er als Deputirter des Seinedepart. in das gesetzgebende Corps, wo er durch seine Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primairschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, den 21. Jul. 1800 Secretair, im Sept. Präsident des Tribunats. Mit Eifer und Festigkeit erklärte er sich gegen die verfassungswidrigen Schritte des ersten Consuls und des Staatsraths, bis er 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn späterhin der Kaiser zum Ritter der Ehrenlegion und zum Professor der Literatur am Collège de France und der schönen Wissenschaften bei der polytechnischen Schule, sowie der König ihn 1816 unter die Vierzig der franz. Akademie aufnahm. Sein vorzüglichstes, als classisch betrachtetes Werk ist „Anaximandre", Lustspiel in einem Act. Auch ist s. „Les étourdis" beliebt, ferner s. „Molière avec ses amis". S. „Examen critique du Théâtre des Grecs" wird geschätzt.

Andromache, Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien und Hektor's Gemahlin (vgl. d.). Nach Trojas Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achilles's Sohne, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, sie nachher aber dem Helenus, Hektor's Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn gebar. Euripides hat sie zur Hauptperson einer Tragödie gemacht.

Andromeda, des äthiopischen Königs Cepheus und der Kassiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereïden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus's Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausspruch, Poseidon's Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Cepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte; die Äthiopier zwangen ihn zur Befolgung des Spruchs, und die unschuldige Andromeda wurde, an einen Felsen gefesselt, dem Ungeheuer preisgegeben. So erblickte sie Perseus, der, das versteinernde Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Gerührt von Mitleid und Liebe, versprach der Held, das Ungeheuer zu er-

legen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. Das versprach ihm der Vater und hielt Wort. Zur Erinnerung an die Thaten des Perseu's (s. d.) steht Andromeda, durch der Pallas Gunst, unter den Sternen.

Äneas, des Anchises und der Venus Sohn. Unter Trojas Helden ist er nach Hektor der tapferste in der Vertheidigung der Stadt. In der Nacht, als diese von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Äneas stürzt sich dennoch in den Kampf, aber umsonst. Priamus fällt, und nun erst kehrt er, auf seiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Kreusa (s. d.). Jetzt, da Nichts mehr zu retten ist, verläßt er das brennende Ilium. Mit 20 Schiffen segelt er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos erbaute, allein, durch ein Wunder erschreckt, vom Anbau abläßt. Von da geht er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelspruchs führt ihn nach Kreta, von wo ihn eine Pest vertreibt. Nun geht sein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollo's Spiele feierte; in Epirus findet er Helenus und Andromache. Von hier geht seine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Trepanum auf der Westseite, wo Anchises stirbt. Ein Sturm verschlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Karthago freundlich aufnimmt und an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendet durch Merkur Befehl an Äneas, nach Italien abzugehen. Während die verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, segelt Äneas mit seinen Genossen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojanischen Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Leichenspiele feiert. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, stecken die Schiffe in Brand, worauf er beschließt, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkt ihn Anchises, der ihn im Traume ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesta schifft Äneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsucht, die ihm seine Zukunft weissagt und seinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach seiner Rückkehr aus dieser gelangte er nach einer neuen Schifffahrt in den Tibris, wo er am östlichen Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies veranlaßt einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Äneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil (s. d.) in der „Äneide", abweichend in manchem Stücke von der historischen Wahrheit, die Geschichte des Äneas. — Sein mit der Lavinia erzeugter Sohn, Äneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, Ascanius, der Albalonga erbaute, und von dessen Sohn Julus die Römer das julische Geschlecht ableiteten.

Äneas Sylvius, s. Äneas und Piccolomini.

Änesidemus, ein skeptischer Philosoph aus Knossus gebürtig, der ein wenig später als Cicero blühte und in Alexandrien den Skepticismus in einem größern Umfange als früher lehrte. Er setzte die Wahrheit in die Allgemeinheit des subjectiven Scheins und stellte zehn Gründe zur Zurückhaltung des entscheidenden Urtheils auf (s. Skepticismus), die man aber auch schon dem Pyrrho beigelegt hat. Den Skepticismus, welchen er als eine vergleichende Reflexion über die Erscheinungen und Vorstellungen betrachtete, mittelst welcher man in denselben die größte Verwirrung finde, unterstützte er sehr durch s. Widerlegung des Causalitätsbegriffs. In neuester Zeit hat der Prof. Schulze unter diesem Namen eine bekannte Schrift herausgegeben, welche den Skepticismus gegen die Kant'sche Kritik vertheidigte.

Anekdote, eigentlich Anekdoton (griech.), das, was noch nicht herausgegeben oder bekanntgemacht worden ist. Wir verbinden mit diesem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen oder witzigen Äußerung, eines außerordentlichen oder lächerlichen Vorfalles. Die Erklärung dieses Begriffes ist um so schwieriger, als so Vielartiges darunter gedacht und zusammengefaßt wird, und oft sind Anekdoten gleichbedeutend mit Ana (s. d.). Wenn Anekdoten unbekannte Aufschlüsse über allgemein interessante Ereignisse oder das Leben merkwürdiger Personen liefern, oder eine besonders witzige Wendung nehmen, so vermögen sie in geselligen Kreisen besonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß sie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden; in solchen Fällen wird auch eine bereits oft gehörte Anekdote noch wohlgefälligen Eindruck machen. **Anekdotenkrämer** nennt man spottweise Personen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeschichten ausschütten, und **Anekdotenjäger** besonders Reisebeschreiber, die ihre Beschreibungen mit solchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemometer (Anemoskop, Anemometograph, auch Plagoskop), Windzeiger oder Windmesser, jedes Werkzeug, das die Richtung des Windes angibt. Die Wetterfahne, auf Thürmen und Dächern, ist das einfachste Anemoskop; dann hat man aber auch solche, wo sich die Fahne um eine bewegliche Spindel dreht, die durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer geht, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieses Gemachs ist eine Windrose befindlich, und indem der Wind die Fahne nebst der Spindel dreht, gibt ein unten an selbiger angebrachter Zeiger auf der Windrose die Richtung des Luftstroms zu erkennen. Es gibt besonders künstliche Anemoskope oder eigentliche Anemometographe, die sogar in Abwesenheit des Beobachters die Veränderung des Windes selbst aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnet man die vom Professor Moscati und Ritter Marsilio Landriani. P. S.

Anevrysma, Pulsadergeschwulst, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies ist das echte Anevrysma; man rechnet aber auch noch hierher das unechte Anevrysma, wenn die Haut einer Arterie geöffnet ist, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die äußern Häute der Arterie verletzt sind, und die innere Haut derselben durch die entstandene Öffnung sich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet (das zusammengesetzte Anevrysma); endlich das varicöse Anevrysma, die Pulsadergeschwulst, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschnitten wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Die echten Anevrysmen entstehen theils von dem zu heftigen Andrang des Bluts, theils von einer, nicht selten vielleicht angeborenen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie sind daher häufiger an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Es können aber auch, besonders zu den innern Anevrysmen Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, Affecten, besonders Zorn, Veranlassung geben, ja selbst deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod verursachen. Äußere Anevrysmen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder länglichen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geschwulst, welche weich, elastisch ist, und in welcher man ein dem Pulse ähnliches Klopfen bemerkt. Dieses Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geschwulst stark zusammendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald der Druck aufhört. In der ersten Periode dieser Krankheit

bleibt die Geschwulst lange Zeit klein, oder wächst doch sehr langsam; in der zweiten aber nimmt sie plötzlich sehr zu, verändert die Farbe, wird blau, und fängt an zu schmerzen, die benachbarten Theile schwellen an, das Klopfen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berstet die Geschwulst, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig; die innern Pulsadergeschwülste sind schwer zu erkennen. Die äußerlichen Anevrysmen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt, oder durch Operation weggeschafft, wobei (nach Hunter's Methode) die Arterie oberhalb der Geschwulst entblößt und unterbunden wird, sodaß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Anevrysma gehindert wird, und er allmälig sich zusammenzieht.

Anfossi (Pasquale), geb. zu Neapel 1729, wurde in den Musikschulen von Neapel für die Violine gebildet, und studirte die Composition unter Sacchini und Piccini. Letzterer gewann ihn lieb und verschaffte ihm 1771 seine erste Anstellung bei dem Theater delle Dame zu Rom. Wiewol er kein Glück machte, verschaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier dasselbe Schicksal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfossi glücklicher. „Die verfolgte Unbekannte" ward 1773 mit großem Beifall aufgenommen; so auch in den folgenden Jahren „La finta giardiniera" und „Il geloso di cimento"; dagegen fiel die „Olimpiade" 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, bestimmten ihn Rom zu verlassen. Er durchreiste Italien und kam gegen 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conversatorium zu Venedig. Er führte in der königl. Akademie „Die verfolgte Unbekannte" auf, aber diese anmuthige und zarte Musik fand nicht die Aufnahme, welche sie verdiente. Von Frankreich ging Anfossi nach London, wo er 1773 Musikdirector beim italienischen Theater war. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehre Werke aufführte, deren Erfolg ihn seine ehemaligen Unfälle vergessen ließ, und ihm eine Achtung erwarb, die er bis an seinen Tod 1795 genoß. Anfossi erinnert in s. Compositionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er seinen Styl gebildet hat; aber sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehre seiner Finales sind Muster in dieser Art. Seine Fruchtbarkeit beweist, daß er mit Leichtigkeit arbeitete; wir machen von seinen Werken noch den „Avaro", „Il curioso indiscreto" und „I viaggiatori felici" namhaft, die zu den besten in dieser Gattung der komischen Oper gehören. Außerdem hat er mehre, meist von Metastasio gedichtete, Oratorien und Psalmen componirt.

Angeln, ein deutsches Volk, das im jetzigen Herzogthume Magdeburg wohnte, und wahrscheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als diese den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da sie sich dem Rheine und dem römischen Gebiete nie näherten, finden wir ihren Namen nicht bei den römischen Schriftstellern, welche sie unter dem allgemeinen Namen der Chauzen und Sachsen mit begriffen, bis die Eroberung Britanniens sie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im 5. Jahrh. schlossen sie sich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachsen an, und eroberten unter dem Namen Angelsachsen das heutige England (s. Großbritannien); ein Theil von ihnen blieb auf der dänischen Halbinsel, wo noch jetzt ein unbedeutender Landstrich auf der Ostküste des Herzogthums Schleswig den Namen Angeln führt.

Angeln, Angelnfischerei, im süßen Wasser oder wenigstens am Ufer. Der Ertrag ist selten bedeutend, woran ungünstige Witterung, Entfernung vom gewöhnlichen Zug einzelner Fischarten, Unkenntniß der Stellung des Hamens rc. Schuld zu sein pflegen. Die gewöhnliche Angel besteht aus dem Haken, der Schnur und Zubehör und endlich der Ruthe. Der Haken von reinem Eisendraht ist der

beste. Er muß nicht zu sehr gehärtet sein. Wider den Faden dreht man die Schnüre von weißen Pferdehaaren, Seide oder Hanf. Letztere beide tränkt man vorher in Wachs. Die seidene Schnur kann die schwächste sein. Die Feder besteht aus einem durch einen Korkstöpsel gesteckten Kiel, durch welchen die Angelschnur gezogen und mittels eines Spaltes befestigt wird. Gesenke heißt ein Stückchen Blei, etwa einen Fuß über dem Angelhaken angebracht, um ihn in die gehörige Tiefe zu ziehen. Seine Schwere muß mit der Schnur und der Feder in richtigem Verhältnisse stehen. Das sogenannte Vorfach bedürfen nur die Angeln für Raubfische. Zu Ruthen sind am besten junge, am Abgang stehende Fichten, in Ermangelung der seltenen Angelruthen von Zuckerrohr. Die beste Angelzeit ist die schwüle Luft, in der der Fisch, des warmen Wassers halber, in die Höhe steigt. Der Wasserspiegel, wo die Angel fällt, muß rein sein von Rohr und Binsen und wo möglich der Angler sich versteckt halten.

Angelo (Michael) Buonarotti, aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, geb. 1474 zu Caprese oder Chiusi, gest. 1564 zu Rom, offenbarte sein erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Poesie. Domenico de Grillandajo war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, und er war noch nicht 2 Jahre bei ihm gewesen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunstschule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit so gutem Erfolge genoß, daß er schon in s. 16. J. den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerksamkeit auf sich, sodaß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinschaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathssaal von Florenz mit historischen Darstellungen zu schmücken. Zu diesem Behuf entwarf er jenen berühmten, leider nicht mehr vollständig vorhandenen Carton, der eine Scene aus dem pisanischen Kriege darstellt, und von den Kennern als eine der trefflichsten Schöpfungen Michael Angelo's gepriesen wird. Indeß hatte ihn Papst Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu arbeiten. Zweimal wurde diese Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo besonders waren es, die den Papst überredeten, von Michael Angelo das Gewölbe der Sixtinischen Capelle malen zu lassen; denn sie wußten, daß er in Frescomalereien sich noch nicht versucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papstes entziehen würde. Michael Angelo weigerte sich vergebens, den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in 20 Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier vielleicht mehr als irgendwo der Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes erscheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, starb Julius, und auf des nachfolgenden Papstes Leo Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Vorderseite an der St.-Lorenzbibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo starb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, besonders die berühmte Statue des Moses und einen Christus, der nachher zu Rom in der Kirche della Minerva aufgestellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpstlichen Stuhl bestieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und übertrug ihm die Vollendung der neuen Sakristei und der St.-Lorenzbibliothek zu Florenz. In der ersten sind die Monumente der Mediceer von ihm gearbeitet, z. B. Tag und Nacht. Stürmische Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle zu malen. Ungern ging der 60jährige Künstler an ein Werk, das seinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum Ernst und Tiefsinn hinneigte, der unter allen Dichtern sich am

liebsten durch Dante's ungeheure Gemälde begeisterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgensten Mechanismus der Muskeln erforscht hatte, suchte im Gefühl seiner Kraft sich einen neuen Weg für diese Arbeit zu bahnen, und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umrisse, in der Kühnheit der Bewegungen seine Vorgänger, zu welchen vornehmlich Luca Signoretti gehörte, zu überbieten. So vollendete er 1541 ein Gemälde, das durchaus mißlungen in der Composition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel und abenteuerlich im Einzelnen, zwar nicht den Schönheitssinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrnen Künstler zeigt und mehr für den Künstlerverstand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geschmack des Liebhabers ist. Indem es die menschliche Gestalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abstufungen darstellt, ist es als ein unerschöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Angelo's letzte beträchtliche Werke der Malerei waren zwei große Gemälde, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus, in der Paulinischen Capelle. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzabnahme Christi, vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor. Von seinem Kupido in Marmor erzählt man, daß er eine Vervollkommnung eines andern Kupido ist, den Michael Angelo nach abgeschlagenem Arm zur Täuschung vergraben ließ, damit er für eine Antike gelten möge. Jener vervollkommnete Kupido hat Lebensgröße. Michael Angelo's Statue des Bacchus schrieb Rafael gleiche Vollendung als den Meisterwerken des Phidias oder Praxiteles zu. Angelo mußte noch 1546 die Fortsetzung des Baues der Peterskirche übernehmen. Er verbesserte den Plan dazu, worin er auch die Form des griechischen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querschiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer festen Mauer stützte, und eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung seines Plans nicht, an dem nach seinem Tode wiederum Einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio (Capitols), des Farnesischen Palastes und vieler andern Gebäude. Auch seine architektonischen Gebäude zeichnen sich durch Größe und Kühnheit aus; aber in seinen Verzierungen zeigt sich oft seine ungeregelte, ausschweifende Phantasie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geschmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Einbildungskraft und als Zeitvertreib ansah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweise seines großen Talents. Sie sind mehren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erschienen. Vgl. Mich. Angelo's B. als Dichter in „Beiträgen z. ital. Poesie", 1. Heft, 1810. S. prosaischen Werke (Vorlesungen, Reden, Ciccolate, d. h. scherzhafte akademische Vorlesungen) befinden sich in der Samml. der „Prose fiorentine", und s. Briefe in Bottari's „Lettere pittoriche". S. die „Vita di Michelangelo B. scritta da Ascanio Condivi, suo discepolo" (Rom 1553, 4. — Florenz 1746, Fol. m. Zus.); die neueste Ausg. Pisa 1823, mit Anm. von Cav. de Rossi.

Angeloni (Luigi, Graf), aus Frosinone, lebt zu Paris als geachteter Gelehrter, wo er 1818 in 2 Bdn.: „Dell' Italia, uscente dell Settembre del 1818. Raggiamenti IV, dedicati al italica nazione" heraus gab. S. Flugschrift im Mai 1814 zu Gunsten der Einheit Italiens nahm der König von Preußen gnädig auf, während in Mailand der Buchhändler Stella wegen des Debits derselben verhaftet wurde. Als die Italiener (wie der Verfasser sagt) einzig ohne Vaterland blieben, entschloß er sich zur weitern Ausführung seines Werks. Er hat eine Abneigung nicht gerade gegen Östreich, sondern gegen jede fremde Regierung seines Vaterlandes. Interessant ist seine Darstellung des vorigen und jetzigen bürgerlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zustandes desselben. Neu ist die ausführliche Beschreibung des Nichterfolgs der lombardischen Gesandtschaft nach Paris 1814 an die alliirten Souveraine und deren Minister, um die verheißene

Selbständigkeit zu erflehen. Lord Castlereagh nannte u. A. die den Italienern früher in Publicationen gemachten Versprechungen naiv genug „opere d'imbecillità".

Angelus Silesius, ein geistlicher Dichter und Mystiker, hieß eigentlich D. Johann Scheffler und war zu Breslau 1624 geb. Er wurde Leibarzt Kaiser Ferdinands III., trat 1653 zur römisch-katholischen Kirche über und starb 1677 in einem Kloster zu Breslau. Zart in seinen Gefühlen und feurig in seiner Begeisterung, aber schwärmerisch überspannt und fromm tändelnd, gleicht er dem Dichter der „Trutz Nachtigall", Friedrich Spee. Des Angelus Silesius „Cherubinischer Wandersmann" war fast ein ganzes Jahrh. lang ein in zahlreichen Ausgaben verbreitetes Erbauungsbuch. Es erschien zuerst zu Glogau 1675. Außerdem hat Angelus noch „Geistliche Hirtenlieder" und eine „Betrübte Psyche" geschrieben. Die neuere Kunstschule hat sein Andenken erneuert. 1815 gab Heid eine Sammlung von Sprüchen des Angelus Silesius heraus; 1818 besorgte Franz Horn eine ähnliche, und 1820 erschien zu Berlin von V. v. E. (Varnhagen von Ense?) eine „Sammlung geistlicher Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann". 20.

Angenehm ist ein Gegenstand, der ein Gefühl der Lust erweckt. Dies geschieht besonders in Hinsicht auf die Vorstellungskraft durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. s. w., in Hinsicht auf Gefühl und Begehrung durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das Sinnlichangenehme von Empfindung, subjectiver Einrichtung, Neigungen u. s. w. abhängt, so ist es nichts absolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftwesen; es ist nichts Objectives, das für alle vernünftige Wesen gelten könnte. Der Mensch, als Sinnenwesen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabscheuen, und es ist ihm physisches Bedürfniß, die Summe des Angenehmen möglichst zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterschied zwischen angenehm und schön in der Kunst sei, s. Schön.

Angesicht, Antlitz oder **Gesicht**, die vordere Fläche des Kopfes, der Sitz der meisten Sinne, zeigt auf seiner Oberfläche schon eine Menge Organe, wie die Stirn, die Augenlider und Augenbrauen, die Augen, die Nase, die Wangen, den Mund, die Lippen, die Kinnlade, die Zähne. Unter der Haut, welche im Gesicht zarter, feiner, empfindlicher und freier ist als an andern Theilen, finden sich eine Menge in Fett eingehüllte Muskeln, welche Einfluß auf die Bewegung der Haut haben. Ferner bemerkt man im Gesichte mehr Gefäße und Nerven als an irgend einem andern äußern Theile. Unter allen diesen weichen Theilen stößt man dann endlich auf die knöcherne Grundlage, welche, die 32 Zähne ausgenommen, aus 14 Knochen besteht, die vorzugsweise mit dem Namen der Gesichtsknochen in der Anatomie belegt werden. Außerdem aber trägt auch ein Theil des Stirnbeins zur Bildung des Gesichts viel bei. Nur einer von allen diesen Knochen, die untere Kinnlade, ist in ihrer Verbindung mit dem Schläfenbeine beweglich, die übrigen Knochen sind fest unter einander verbunden. In allen diesen Theilen drückt sich die Gemüthsstimmung, Geistesfähigkeit und mit einem Worte das psychische Leben des Menschen sehr deutlich aus, wie die Physiognomik (s. d.) lehrt; außerdem aber erhält das Gesicht auch durch das Temperament, durch die körperlichen Veränderungen und vorzüglich durch Krankheiten einen sehr verschiedenen Ausdruck und muß sehr häufig als Mittel zur Beurtheilung solcher Zustände benutzt werden. Schon die Knochen tragen dazu bei, daß die äußere Form des Gesichts bei Thieren und Menschen sehr verschieden ist. Bei den erstern sind die Kinnladen weit hervorgezogen und bilden mit der Stirn einen spitzen Winkel, bei dem Menschen aber treten die Kinnladen desto mehr zurück, je mehr die menschliche Bildung und Schönheit die Oberhand gewinnt. Auf dieses Verhältniß der Kiefer zu der Stirn gründet sich die von Peter Camper entdeckte Gesichtslinie, welche man

auf folgende Art bildet: Man denkt sich eine gerade Linie, welche an der Basis des Schädels vom großen Hinterhauptsloche durch den äußern Gehörgang bis an den untersten Theil der Nase gezogen wird. Zieht man nun eine andre gerade Linie von der untersten Stelle der Nase oder auch der Wurzel der obern Schneidezähne nach der Stirn hin, so werden beide Linien einen desto spitzigern Winkel bilden, je weniger sich die Gesichtsbildung der Thiere der menschlichen nähert. Noch bei den Affen beträgt dieser Winkel nur 45—60°, ja bei dem Orang-Utang doch schon 63°, bei dem Neger ungefähr 70°, bei dem Europäer 75—85°. Merkwürdiger Weise aber findet man, daß in den Kunstwerken der Griechen dieser Winkel 90°, ja bei den Statuen des Jupiter sogar 100° beträgt. 34.

Angiologie, die Adern- und Lymphgefäßlehre, s. Anatomie.

Anglaise (Engl. Country-dance), ein Tanz von lebhaftem Charakter und leichter Bewegung. Er verdankt sein Entstehen dem franz. rigaudon, ist allmälig einfacher geworden und beschränkt sich jetzt gemeiniglich auf vier Touren. Die Melodien dazu sind mehr oder weniger schnell, bestehen aus zwei Wiederholungen von 8 Takten, aus kunstlosen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Absätzen und Einschnitten. Die gewöhnliche Taktart ist $\frac{2}{4}$ oder $\frac{3}{4}$.

Anglesea (Henri William Paget, Graf von Uxbridge, Marquis von), britischer General der Reiterei, der seiner in der Schlacht bei Waterloo den 18. Juni 1815, wo er ein Bein verlor, bewiesenen Tapferkeit wegen zum Marquis von Anglesea erhoben wurde. Er diente unter Wellington in Portugal und Spanien, wo er als Generallieutenant, unter dem Namen Paget, bei mehren Gelegenheiten sich durch Geschicklichkeit und Muth auszeichnete, auch mehrmals verwundet wurde. Bei seiner Rückkehr nach England im Aug. 1815 führte ihn die Bürgerschaft von Lichfield im Triumph nach dem Stadthause und überreichte ihm einen Ehrendegen. Marquis Anglesea sitzt im britischen Oberhause und stimmte im Processe der Königin für die Strafbill. Seine unglückliche Verbindung mit Lady Charlotte Wellesley, Wellington's Schwägerin, die er nach der Scheidung von ihrem Manne ehelichte, ist bekannt.

Anglicanische oder englische Kirche (auch bischöfliche Kirche) ist die in England reformirte Kirchenverfassung, welche als einen Hauptgrundsatz annimmt, daß die Bischöfe von Gott eingesetzt worden und daß die Kirche unter ihnen stehen müsse. Die Päpste übten vormals eine große Gewalt über England aus, und zogen jährlich sehr bedeutende Summen aus diesem Lande. Heinrich VIII. entzweite sich, wegen seiner berüchtigten Ehescheidung, mit dem päpstlichen Stuhle, und erklärte sich (1531) für das Haupt der englischen Kirche. Doch blieb er noch eifrig katholisch, und änderte, die Oberherrschaft des Papstes in geistlichen Dingen und das Mönchswesen ausgenommen, nur wenig in der alten Lehre seiner Kirche. Die Reformation fand zwar schon unter ihm insgeheim, und unter seinem Nachfolger Eduard VI. öffentlich, Beifall, aber sie ward erst unter der Königin Elisabeth (1558) völlig eingeführt. Elisabeth gab der Kirchenverfassung in England die Gestalt, die sie noch jetzt hat, und ließ die Aufsicht darüber den Erzbischöfen und Bischöfen. Ihre Nachfolger, ob sie gleich fortwährend das Haupt der Kirche geblieben sind und die höchste Gewalt über sie ausgeübt haben, behielten doch diese Verfassung bei, weil sie fanden, daß das königliche Ansehen dadurch besser, als durch die mehr republikanische Verfassung der Presbyterianer, unterstützt werde. Jene bischöfliche (episkopale) oder hohe Kirche ist nun die in England herrschende, und wird alle in unter der Benennung der anglicanischen (englischen) Kirche verstanden. Durch verschiedene Gebräuche des äußern Gottesdienstes, vorzüglich aber dadurch, daß die Bischöfe das Regiment führen, unterscheidet sie sich von der genfer Kirche, welcher Älteste (griechisch Presbyter) vorstehen. Diejenigen, welche sich in England zu der letztern bekennen, werden daher Presbyte-

rianer, auch Puritaner — weil sie eine von den in der bischöflichen Kirche noch beibehaltenen Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes ganz reine Verfassung behaupten — genannt. Dieser religiöse Sectengeist war auch in seinen politischen Ansichten verschieden, und verfolgte sich gegenseitig, sowie die Umstände es gestatteten. Aus den verschiedenen kirchlichen Parteien gingen politische hervor, welche die öffentliche Ruhe in England mehr als einmal erschüttert haben. In dem Schoße der Puritaner entstanden die Independenten, welche die Kirche ebenso wenig den Ältesten als den Bischöfen unterworfen wissen wollten. Durch ihre Unterstützung bewirkte Cromwell die Revolution unter Karl I. In jenen unruhigen Zeiten bildeten sich mehre religiöse Secten, deren mehr als zwanzig in England sind. Nach vielen Kämpfen erhielten die Presbyterianer unter Wilhelm III. (1695) völlige Gewissensfreiheit durch die Duldungsacte („Act of toleration"). Seitdem ist die bischöfliche Kirche in England und Irland, und die presbyterianische in Schottland die herrschende. Alle andre Secten werden geduldet und haben mit Einschluß der Presbyterianer, im Gegensatz der Episkopalen, den allgemeinen Namen: Nonconformisten oder Dissenters.

Angoulême (Louis **Antoine** de Bourbon, Herzog von), **Dauphin** seit **1824**, Neffe Ludwig **XVIII**., und ältester Sohn des jetzigen Königs von Frankreich und Marie Theresiens von Savoyen, geb. zu Versailles d. 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit s. Vater aus, und beschäftigte sich bei seinem Großvater in Turin, nebst dem Herzog von Berry, s. Bruder, vorzüglich mit dem Studium der Artilleriewissenschaft. Im Aug. 1792 trat er in Deutschland an die Spitze eines Corps von Ausgewanderten. Die ungünstigen Erfolge des Krieges veranlaßten ihn, sich mit s. Vater zu Edinburg niederzulassen; er ging jedoch einige Zeit darauf nach Blankenburg, im Herzogthum Braunschweig, zurück, und endlich nach Mitau in Rußland. Hier vermählte er sich mit der einzigen Tochter Ludwig **XVI**. **1801** verließ er Mitau und zog mit seiner Gemahlin und Ludwig **XVIII**. nach Warschau unter königl. preuß. Schutz. Aber das damalige System des Hofes von Berlin zwang sie **1805** zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo sie von Alexander I. die freundschaftlichste Aufnahme fanden. Von hier ging er nach England, wo Graf Artois und die ganze bourbonische Familie auf dem einsamen Landgute Hartwell bei London beisammen wohnte. Als **1814** die verbündeten Heere Frankreichs Boden betraten, begab sich der Prinz von Angoulême (2. Febr. **1814**) in das britisch-spanische Hauptquartier zu St.-Jean de Luz, und erließ sogleich jene berühmte Proclamation an die französische Armee („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère"). Schon hatten sich die Bewohner von Bordeaux gegen Bonaparte erklärt, und täglich eilten die eifrigsten Royalisten an die Grenze, um dem Herzog ihre Dienste anzubieten. Dieser hielt endlich, unter dem Schutze des engl. Heers, am 12. März seinen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den versammelten Bürgern, unter lautem Freudengeschrei, Vergessenheit alles Vergangenen und Glück für die Zukunft! Drei Tage nachher erließ er eine Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abschaffung der Conscription und gehässiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, sonder allen Parteigeist, von den Franzosen verlangte. Unermüdlich in seinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er die ganze königl. Familie vereinigt fand. Er ward zum Generalobersten der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. Im Febr. 1815 machte er mit seiner Gemahlin eine Reise in die mittäglichen Provinzen und ward überall mit Enthusiasmus empfangen. Allein in Bordeaux erhielt er am 9. März aus Paris die Nachricht von der Landung Bonaparte's, und zugleich mit der ausgedehntesten

Vollmacht die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs. Sogleich reiste er ab, seine Gemahlin der Treue Bordeaux's anvertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gouvernement, an dessen Spitze er den Grafen Damas und den Baron von Vitrolles stellte. Hierauf rückte er mit einigen Linientruppen und Nationalgarden bis gegen Montelimart vor, wo er am 30. März die Napoleonisten schlug. Dann zog er von Montelimart gegen Valence, um Lyon zu besetzen, und schlug bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome, zum zweiten Male die Aufrührer, ward aber am 6. April bei St.-Jacques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt und von seinen Truppen verlassen. Bordeaux und Toulouse fielen ab, er selbst wurde bei Port-St.-Esprit angehalten und 6 Tage gefangen gesetzt, endlich freigegeben und mit seinen Getreuen auf das schwedische Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeschifft. Er stieg zu Barcelona ans Land und begab sich nach Madrid zu Ferdinand VII. Bald näherte er sich wieder der franz. Grenze, um neue Mittel gegen Bonaparte in Bewegung zu setzen. In Puycerda erfuhr er am 10. Juli, daß sich Marseille gegen Bonaparte empört hatte. — Er schrieb sogleich an den königl. Comité in dieser Stadt und ernannte den Generallieutenant Marquis de Rivière zum Gouverneur. Er selbst hatte alle nach Spanien geflüchtete Franzosen in ein Corps versammelt, und wollte eben die Grenze überschreiten, als die Ereignisse in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptstadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog von Bordeaux nach Toulouse, wo er das königl. Gouvernement wieder herstellte, und in kurzer Zeit viele Bataillone königl. Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Diensten sich verbindlich machten und für ihn die Festungen in den Pyrenäen, in den Alpen und an den Küsten besetzten. Nach seiner Zurückkunft in Paris zum Präsidenten des Wahlcollegiums des Girondedepart. ernannt, reiste er mit seiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede eröffnete und das Vergnügen hatte, die Wahlen nach Wunsch ausfallen zu sehen. Am 12. Oct. ward er zum Präsidenten des 5. Bureau der Pairskammer ernannt, erschien aber so selten, wie die übrigen Prinzen vom Hause in ihrer Mitte. Politische Zänkereien und mehr noch der stürmische Sectengeist zwischen Katholiken und Protestanten nöthigten den König bald, diesen Prinzen in die mittäglichen Provinzen zu senden, wo er nach einigen Ausbrüchen des Parteigeistes die Ruhe wieder herstellte. Seitdem erwarb er sich in Paris durch sein mildes und kluges Verhalten die allgemeinste Verehrung, sowie durch den Feldzug in Spanien 1823 (s. Spanien), wo er als Generalissimus mit Einsicht und Unparteilichkeit handelte, das Vertrauen der Nation und die Liebe des Heeres.

Angoulême (Marie Therese Charlotte, Hrzogin von), Dauphine, Tochter Ludwigs XVI., geb. d. 19. Dec. 1778 zu Versailles, zeigte schon früh einen scharfen, durchdringenden Verstand, einen kräftigen Willen und die zarteste Empfindung für das Unglück Andrer. Der Großfürst Paul, welcher als Comte du Nord Frankreich bereiste, nahm beim Abschiede die vierjährige Prinzessin in seine Arme und küßte sie mit den Worten: „Leben Sie wohl, ich werde Sie nicht wieder sehen!" „Herr Graf", erwiderte das Kind, „Ich werde zu Ihnen kommen!" — Die Revolution brach aus, und am 10. Aug. 1792 ward die ganze königl. Familie in einem der Thürme des Tempels eingesperrt. Die Prinzessin wurde im Dec. 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Östreichern überliefert hatte, ausgewechselt und nach Wien geführt. Ihr damaliges Einkommen bestand in den Zinsen eines Capitals von 400,000 Fl., welches die Erzherzogin Christine von Östreich (verstorb. Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) ihr vermacht hatte. Während ihres Aufenthalts in Wien hatte Ludwig XVIII. beschlossen, sie mit dem Herzog von Angoulême zu vermählen; dies geschah d. 10. Juni 1799 in Mitau. Der Kaiser von Rußland unterzeichnete den Vertrag; allein die politische Lage Ruß-

lands nöthigte sämmtliche Bourbons im Jan. 1801, sich nach Warschau zu flüchten. Hier lebten sie bis 1805, wo sie mit Bewilligung Kaiser Alexanders nach Mitau zurückkehrten. Gegen das Ende 1806 aber wurden sie durch die Siege Bonaparte's genöthigt, nach England zu flüchten. Ihren stillen Sitz zu Hartwell verließ die Prinzessin zum ersten Male auf die Einladung des Prinzen Regenten am 4. Juni 1811, zur Geburtsfeier Georgs III. Der April 1814 brachte ihr endlich die Kunde von der Wiedererhebung der Bourbons auf den Thron von Frankreich, und schon am 4. Mai hielt sie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand sie sich mit ihrem Gemahl in Bordeaux. Ihre Bemühungen, diese Stadt dem König zu erhalten, waren vergebens, sie schiffte sich nach England ein, ging nach Gent und kehrte von da, bei der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Angriff. Jeder Kampf zerfällt in zwei Hauptäußerungen, in Angriff und Vertheidigung. Die erstere wird mit wenigen Ausnahmen stets die vortheilhaftere sein, daher wählt sie der geschickte Feldherr womöglich selbst beim Vertheidigungskriege. Es ist nichts verderblicher als den Vortheil derselben aus der Hand zu geben und eine der wichtigsten Aufgaben, ihn dem Gegner zu entreißen und diesen auf die Vertheidigung einzuschränken. Der Angriff richtet sich zunächst nach der Verfassung und Stellung des Gegners, nach dem Kriegszweck, nach Ort, Moment und Umständen. Schon diese Rücksichten lassen eine Menge Combinationen zu, welche das Genie benutzen wird, um die jedesmalige, angemessene Form aufzufinden; die einfachste und überraschendste wird die beste sein. Von der Gewandtheit und dem Muthe der Truppen wird die pünktliche und schnelle Ausführung abhängen. Alle Angriffsformen müssen darauf berechnet sein, den Zweck *unfehlbar* und *vollständig* zu erreichen. Folglich sind diejenigen die vorzüglichsten, wo alle Kräfte zusammenwirkend gegen den Punkt des Gegners geleitet werden können, auf welchem seine Haltung beruhet. Ist dieser Punkt zerstört, so löst sich seine Macht höchstens noch in vereinzelten Widerstand auf. Bisweilen kann es vortheilhaft sein, die schwächste Seite des Feindes anzugreifen, wenn dadurch seiner Macht der Todesstoß gegeben wird; außerdem ist diese Maxime nicht anzurathen, weil sie zu keinen entscheidenden Ergebnissen führt, die stärkern Seiten zu besiegen übrig läßt und die Kräfte zersplittert. Fast immer ist es entscheidend, die Kraft des Feindes zu spalten und die getrennten Theile einzeln zu vernichten; die schlechteste Angriffsform wird die sein, welche die eigne Kraft in lange, schwache Linien ausdehnt oder divergirend zersplittert, die unglücklichste endlich besteht in halben Maßregeln, wo man den Zweck nicht um jeden Preis zu erreichen sucht. Anstatt die Kräfte zu schonen, verliert man sie mit dem Zweck zugleich und die Opfer sind vergeblich gebracht. Dahin gehören schlaffe Erstürmungen, ohne Nachdruck, in die Länge gezogene Belagerungen u. dergl. — Die seit den frühesten Zeiten üblichen Angriffsformen einer Schlacht unterscheiden die Taktiker: 1) In die *parallele*; sie scheint die natürlichste, und auch der Angegriffene strebt sie stets so viel als möglich herzustellen, denn so lange er sie festzuhalten vermag, bleibt ihm Übersicht, Zusammenhang und möglichst geordnete Entwickelung seiner Kräfte; eben darum aber ist sie nicht die beste Angriffsform, weil sie den Vertheidiger zu lange im Vortheil läßt. 2) Die *umfassende*, wo beide Flügel angreifen, die Mitte sich aber zurückhält; bei einer schwächern Fronte des Feindes, wo sie nur möglich ist, scheint sie allerdings überwältigend; wie umgekehrt 3) mit der Mitte vorzurücken und die Flügel zurückzuhalten, der mancherlei Nachtheile wegen, die ins Auge springen, schwerlich gewählt werden möchte. 4) Endlich die vielgepriesene *schräge*, oblique, wo ein Flügel vorrückt, während der andre, den Feind nur beschäftigend durch Spiegelgefechte, zurückgehalten wird. Epaminondas, wo nicht der Erfinder dieser Form, wußte sie doch schon sehr vortheilhaft anzuwenden; er häufte, während der zurück-

gehaltene Flügel dem Feind zu thun gab, nach und nach immer mehr Kräfte auf den vorrückenden, den er gegen die Flanke des Feindes leitete, um sie zu überwältigen; was auch nicht leicht fehlschlagen kann, sobald der Feind keine Anstalten dagegen trifft. In unsern Zeiten sucht man diese Form noch anders auszudrücken: indem man den Feind beschäftigt, läßt man durch entsendete Corps seine Flanke umgehen und ihm zugleich auf dieser Seite in den Rücken fallen. Läßt er das ruhig geschehen, so ist er besiegt. Die Beschäftigung des Feindes während solcher strategischen Operationen besteht meist in Scheinangriffen oder Scheinbewegungen, die man überhaupt Demonstrationen nennt und die des Feindes Aufmerksamkeit von den eigentlichen Absichten weglenken und im Irrthum erhalten sollen. — Über den Angriff der Festungen s. Belagerung. — Feldverschanzungen werden mit Angriffscolonnen, wo möglich von mehren Seiten, zugleich angegriffen; rasch und kräftig erstürmt. Gewöhnlich bahnt das Geschütz vorher den Weg, zerstört die Werke und sucht die Besatzung zu ängstigen. 5.

Angst wird oft als ein höherer Grad der Furcht betrachtet. Andre bestimmen es, wie es scheint, richtiger als eine Furcht, die mit dem Gefühl des Unvermögens sich zu helfen, oder des Gebundenseins vereinigt ist, — man könnte sie die weibliche Furcht nennen. Sie erscheint nicht bloß als ein rein psychischer Zustand, durch psychische Ursachen bedingt, sondern auch häufig durch krankhafte Zustände des Körpers erregt. Im letztern Fall redet man von körperlicher Angst. Und wie sie im erstern Falle störend auf die Lebensverrichtungen wirkt, besonders aber den natürlichen Kreislauf des Bluts hemmt, einen Andrang des Bluts nach dem Herzen verursacht, das Athmen beschwerlich macht, so bringt im andern jede bedeutende Störung der Lebensverrichtungen, vornehmlich im Blutumlauf und im Athemholen, welche häufig durch organische Fehler, z. B. Herzfehler, bedingt sind, Störung der Ab- und Aussonderungen, und eine bedeutende Reizung des Nervensystems das Gefühl der Angst hervor. In der Hypochondrie ist diese Angst einheimisch, sowie in der Wasserscheu und in gewissen Arten des Wahnsinns. Sowie aber die Angst das lästige Symptom gewisser Krankheiten ist, so ist sie von andern der Vorläufer und Verkündiger. Oft warnt sie vor gewissen schädlichen Einwirkungen. — Die Ängstlichkeit ist eine leichte Angst, oder vielmehr ein der Angst sich annähernder Zustand, oft nur durch zu viel Überlegung und Bedenklichkeit entstanden. T.

Anhalt, das Herzogthum, ist, wie fast alle deutsche Staaten, aus mehren kleinen Ländern zusammengesetzt. Die ursprüngliche Besitzung des herzogl. Hauses war Ballenstedt und die dazu gehörige Gegend. Die Ahnen des Hauses Anhalt nannten sich Herren von Balkenstedt (im Plattdeutschen Bölen- oder Balenstedt) und führten im Wappen 5 schwarze Balken im goldenen Felde, das sie auch dann, als sie sich Grafen von Askanien und Fürsten zu Anhalt schrieben, beibehielten und es nach Sachsen mit herüber brachten. Der Besitzer von Ballenstedt, Graf Esico, erbte von seiner Mutter Hilda, die aus dem Geschlechte der östlichen Markgrafen entsprossen war, 1031 deren beträchtliche Allodien zwischen der Elbe und Saale und hinterließ sie seinem Sohne Albrecht, dessen jüngerer Sohn, Otto, die anhaltischen Stammgüter überkam. Dieser Otto heirathete die jüngere Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, Elike, mit ihr die Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen, das er jedoch gegen die Guelf-Esten nicht behaupten konnte, und nannte sich zuerst Graf von Askanien und Aschersleben. Sein Sohn war der berühmte Albrecht der Bär, der die Lausitz und die Mark Soltwedel 1134 erhielt, durch glückliche Kriege mit den Wenden selbige mit der Mittelmark vermehrte und der erste Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und beträchtliche Güter in Thüringen. Von seinen 7 Söhnen erhielt Otto die Mark Brandenburg, Hermann die Grafschaft Orlamünde und Bernhard die an-

haltischen Allodien mit Plötzkau und den thüringischen Gütern. Der Stamm der beiden Erstern starb aus, aber Bernhard wurde der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von Anhalt und 1180, nach der Achtserklärung Heinrich des Löwen, Herzog von Sachsen, welches er auf seinen zweiten Sohn Albrecht, das Anhaltische aber auf den ältern Heinrich vererbte. Dieser Heinrich führte zuerst den Titel Fürst zu Anhalt, und hinterließ drei Söhne: Heinrich den Fetten, welcher Aschersleben, den Harz und die thüringischen Güter für sich nahm, und die aschersleben'sche bis 1316 blühende Linie stiftete; Bernhard, welcher Ballenstedt, Bernburg und einige der thüringischen Güter überkam und der Stifter der alten bernburger, bis 1468 blühenden, Linie wurde, und Siegfried, welcher in der Theilung Dessau, Köthen, Koswigk und Roslau überkam. Die von diesem Letztern gestiftete Linie brachte 1307 die Herrschaft Zerbst und 1370 die Grafschaft Lindau an sich, und theilte sich 1396 abermals in zwei Zweige: Zerbst, welcher 1526 erlosch, und Dessau, in welchem der Stamm fortblühete. Joachim I. aus dieser Linie bekam die sämmtlichen anhaltischen Länder, so viel davon noch übrig waren, wieder zusammen, vereinigte sie in ein Ganzes und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfassung dieser Länder. Er starb 1586 und hinterließ 5 Söhne, von welchen 4 sich in das väterliche Erbe, 1603, dergestalt theilten, daß der ältere, Johann Georg, Dessau; der zweite, Christian, Bernburg; der vierte, Rudolf, Zerbst, und der fünfte, Ludwig, Köthen erhielt; der dritte, August, wurde mit Gelde abgefunden, doch behielt sich derselbe vor, daß bei dem Abgange einer der 4 Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheile folgen sollten. Dies Letztere geschah 1665 (s. Köthen), wo dessen Söhne den damals erledigten köthenschen Antheil erhielten. So blühten in dem Hause Anhalt 4 fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster mit dem Fürsten Friedrich August ausstarb, worauf deren Antheil bis auf die Allodialherrschaft Jever, welche an die russische Dynastie und späterhin an die holstein-gottorpsche des Hauses Oldenburg gelangte, unter die 3 Linien Dessau, Bernburg und Köthen vertheilt wurde. Diese 3 Linien bestehen noch jetzt und haben sich durch das eingeführte Erstgeburtsrecht vor weitern Theilungen bewahrt, sodaß die nachgeborenen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die bisher regierend gewesene köthensche Linie ist zwar im Dec. 1818 mit dem minderjährig verstorbenen letzten Zweige derselben erloschen, das Land jedoch an die apanagirt gewesene Nebenlinie dieses Hauses, Anhalt-Pleß, gefallen, und also in politischer Hinsicht dadurch keine Änderung eingetreten. Die der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg unter bernburgischer Landeshoheit überlassen gewesenen 4 Ämter Hoym, Zeitz, Belleben und Frose sind nach deren Erlöschen im Mannsstamm 1812 an die Linie Bernburg zurückgefallen. Im April 1807 nahmen die Fürsten von Anhalt den Herzogstitel an. Das Haus ist gegenwärtig dem deutschen Bunde beigetreten und hat mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15. Stimme in der Bundesversammlung, im Plenum aber führt jedes der 3 Häuser eine besondere Stimme. Jedes derselben hat in seinem Antheile die Landeshoheit, doch stehen alle 3 in einer Gesammtung, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten, sondern auch die landständische Verfassung und das davon abhängende Credit- und Schuldenwesen von dem Gesammthause abhängig ist und unter der obern Leitung des jedesmaligen Seniors des Hauses, jetzt des Herzogs von Bernburg, steht. Das herzogliche Haus führt einen gemeinschaftlichen Titel und Wappen, und ist der reformirten Religion zugethan, wozu sich auch der größere Theil des Landes bekennt (Ende 1825 trat indeß der Herzog von Köthen nebst s. Gemahlin in Paris zur katholischen Kirche über); doch finden sich unter den Einwohnern auch viele Lutheraner und einige Juden. Die Länder des Hauses Anhalt — zusammen 48 □M. mit 128,100 E. — liegen größtentheils zwischen dem Harze und der Elbe und sind von der preuß. Provinz Sachsen einge-

schlossen: fruchtbare Länder mit wohlhabenden Bewohnern, die theils vom Ackerbau und der Viehzucht, im Bernburgischen aber auch vom Bergbau sich nähren und nur unbedeutende Manufacturen unterhalten. (S. Dessau, Bernburg, Köthen, Wörlitz.) S. Stenzel's „Handbuch der Anhaltischen Geschichte", 1821, und (gegen die Angriffe von Mann, Bäntsch u. A.) den Anhang dazu, 1824.

Anhaltische Enclavensache, s. Enclaven.

Anich (Peter), der bekannte tiroler Bauer, Astronom und Geograph, geb. 1723 zu Oberporseß bei Insbruck, gest. 1766. In den ersten 28 J. seines Lebens war er, gleich s. Vater, Landmann, der sein Feld selbst bearbeitete, aber jung ein Verehrer der Wissenschaften. Die Jesuiten in Insbruck bemerkten sein Talent, und gaben ihm Unterricht in Mechanik und Mathematik. Dies genügte dem jungen Manne, sich nun auf das Verfertigen eines Himmelsglobus, eines andern für die Erde und verschiedener mathematischer Instrumente zu legen. Als sein Lehrer, ein Jesuit, wahrnahm, daß diese Arbeiten vorzüglich geriethen, so empfahl er ihn der Kaiserin Maria Theresia, und diese trug ihm auf, eine Charte vom nördlichen Tirol zu entwerfen. Der Aberglaube seiner Landsleute machte ihm seine Messungen schwierig; sogar waren sie mit Lebensgefahr verbunden. Endlich kam die Charte zu Stande, aber man fand in Wien, daß sie zu groß gerathen wäre und verlangte die Reduction auf 9 Blätter. Diese Umarbeitung machte ihm viele Mühe, und er starb vor der Vollendung am 1. Sept. 1766. 1774 erschien endlich die Charte unter dem Titel: „Tyrolis geographice delineata a Petro Anich et Blasio Huever curante Ign. Weinhart."

Ankarström (Johann Jakob), der Mörder Gustavs III., war anfangs Page am schwedischen Hofe, dann Unterofficier beim Leibregiment, in der Folge Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberstlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenschaftlichen und düstern Charakter, und bewies ein stetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs, zumal als dieser die Macht des Senats und der Großen einschränkte. Hiezu kam noch Privathaß wegen eines verlorenen Processes. 1783 erhielt er seinen Abschied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte sich hier mit mehren vom Adel, namentlich mit den Grafen Horn und Ribbing, den Freiherren Bielke und Pechlin, dem Oberstlieutenant Liljehorn u. A., und sie beschlossen den Tod des Königs. Ankarström bat, ihm die Ausführung zu überlassen, allein Ribbing und Horn stritten mit ihm darum; sie losten und das Loos entschied für Ankarström. Eben hatte der König einen Reichstag in Gefle zusammenberufen (1792) und die Verschworenen gingen dahin. Hier fand sich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beschlüsse des Reichstags erbitterten sie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15. März die Maskerade besuchen würde. Hier schoß Ankarström auf den König und verwundete ihn tödtlich. (Vgl. Gustav III.) Er ward entdeckt, festgesetzt, und gestand sein Verbrechen, weigerte sich jedoch, die Mitverschworenen zu verrathen. Am 29. April 1792 zum Tode verurtheilt, ward er mehre Tage mit Ruthen gepeitscht und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Überall bewies er die größte Ruhe, rühmte sich seiner That, und endigte sein Leben 31 Jahre alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Liljehorn wurden für immer des Landes verwiesen.

Anker: 1) In der Baukunst mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, womit man beim Bauen Steine, Holz, Balken, Säulen, Wände &c. fester vereinigt. Nach dem verschiedenen Gebrauche nehmen sie verschiedene Namen und Gestalten an, indem sie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet sind. 2) In der Schifffahrt das Werkzeug, welches bestimmt ist, das Schiff auf den Flüssen, auf der See oder im Hafen festzuhalten. Sie sind von so verschiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis 6000 Pfund ansteigt.

Nach ihrer mannigfaltigen Bestimmung erhalten sie verschiedene Namen. Der Schiffsanker ist eine große eiserne Stange oder Ruthe, welche unten zwei, auch wol vier gekrümmte und mit spitzugehenden Schaufeln versehene Arme erhält. Man hat auf den vollständig ausgerüsteten Schiffen Pflicht- oder Nothanker, die größten, welche nur in der äußersten Noth ausgeworfen werden, die mittlern sind der große und der kleine Buganker, die kleinern sind der Strom- und der Flußanker. — Den Anker aufsetzen, heißt den Anker auf den Kranbalken, der vorn auswendig am Schiffe befindlich ist, bringen und daran befestigen. — Den Anker bekleiden, heißt die Schaufeln des Ankers mit Bretern wegen des schlechten, d. h. das Anker nicht haltenden Grundes verbinden, um zu verhindern, daß das Schiff nicht schleppt. — Den Anker kappen, heißt das Tau des Ankers abhauen. Dies geschieht, wenn man Eile hat, um beim Sturm schnell in die hohe See zu stechen, oder weil ein Schiff einem Caper entfliehen, oder ein andres Schiff rasch angreifen will. — Ankern, vor Anker legen, Anker werfen, bedeuten die Operation des Auswerfens des Ankers, um das Schiff stehend zu machen. — Durch Lichtung des Ankers zieht man solchen in die Höhe, und nun kann das Schiff fortsegeln. — Das Anker schleppt oder treibt vor Anker, wenn es im Ankergrund nicht fest liegt und der Wind oder die Flut oder Ebbe das Schiff fortführen. — Ankergrund ist entweder Sand, Schlick oder Steingrund. Ersterer, vermischt mit Muscheln, hält das Anker am besten, weniger gut Schlickgrund, am schlechtesten Steingrund, worin Anker und Taue sich leicht beschädigen und letztere brechen. — Ankerhaken ist ein am Taue befestigter Haken, womit der Anker aus dem Grunde losgemacht wird. — Ankergeld ist die Gebühr, welche jeder Schiffer für die Erlaubniß, auf einer Rhede oder in einem Hafen Anker zu werfen, geben muß. Solches bezahlt nach Seerechten immer der Schiffer, niemals der Versicherer, und gehört nicht zu den Havereikosten. — Ankerrecht ist die Befreiung von diesem Ankergelde. — Ankerstock ist ein großes Stück Holz, woran der Stiel des Ankers befestigt ist. — Anker- oder Kabeltaue sind große, dicke Hanfseile, die an den Anker gebunden werden, um mittelst derselben das Schiff vor Anker zu legen, gewöhnlich 120 Klafter lang. — Ankerwächter oder Ankerbuoy ist ein großes Stück Holz oder auch eine auf dem Wasser schwimmende Tonne, um die Lage des Ankers auf dem Grunde anzuzeigen.

Anklage (Accusatio), ein Antrag bei dem Richter auf Einleitung eines Strafverfahrens gegen eine bestimmte Person, wobei der Ankläger auch die Beweise herbeischaffen muß. Zur Anklage sind nicht nur die, welche durch ein Verbrechen beschädigt wurden, die nächsten Verwandten eines Ermordeten, sondern wenn das Verbrechen ein gemeinschädliches ist, auch alle Andern berechtigt. Der Staat bestellt auch wol öffentliche Beamte (öffentliche Ankläger, Fiscale, Kronanwälde), welche als Ankläger auftreten. Der in England übliche Anklageproceß (Appeal) ist 1819 abgeschafft worden; jetzt werden die Criminalprocesse durch Staatsanwälde, jedoch mit Zuziehung des beschädigten Theils (Prosecutor), betrieben. Im deutschen gemeinen Recht ist der Anklageproceß zwar ungewöhnlich, aber nicht gesetzlich abgeschafft, was jedoch in vielen Ländern (Östreich, Preußen u. s. w.) durch die besondere Gesetzgebung geschehen ist. Vom Ankläger ist verschieden der Angeber (Denunciant), welcher die Verdachtsgründe nur dem Richter anzeigt, und ihm deren Benutzung überläßt. Aber auch er muß die Wahrheit jener Angaben beweisen können, wenn er sich nicht zu Proceßkosten und Strafe verurtheilt sehen will. Der Denunciationsproceß mancher Länder ist nur ein weniger förmlicher Anklageproceß. (S. Criminalproceß.)

Ankylosis, Steifigkeit der Gelenke, im engern Sinn unbewegliche Vereinigung, Verwachsung der Gelenke. Das Dasein der Krankheit verräth der Augenschein. Zu solcher gesellen sich bisweilen mißgestaltende Krümmungen eini-

ger Glieder, und bei der Ankylose der Gehörknöcheln Taubheit, des Unterkiefergelenks Unvermögen zu kauen. Die Ankylose kann Schwinden eines Gliedes und Blutungen, Pulsadergeschwülste u. dergl. veranlassen, ja den Tod herbeiführen. Im Anfange dieser Krankheiten pflegt der Kranke Schmerz in den Gliedern, ein mehr oder weniger starkes Geräusch bei der Bewegung, Gefühl der Schwäche, Unvermögen, das Glied, wie im Stande der Gesundheit, zu richten, wahrzunehmen. Eine Ankylose entsteht gemeiniglich aus mehren Ursachen, und wirkt theils auf den ganzen Organismus des Körpers, theils nur auf ein ankylosirtes Glied. Die Ankylose ist bisweilen erblich, das Alter und besonders das männliche Geschlecht ist ihr unterworfener als das weibliche. Die wahre Ankylose ist unheilbar. Ausschweifende Befriedigung des Geschlechtstriebes kann zu diesem Leiden mit beitragen.

Anlage bedeutet die Grundlage und den Anfang einer Sache; in der Technik der schönen Künste den Entwurf vor der Ausführung eines Kunstwerks, in welchem alle wesentliche Theile desselben angegeben sind. Wollte ein Künstler ohne einen solchen Entwurf sogleich zur Ausführung schreiten, so liefe er Gefahr, ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein schönes Ganzes ausmachte. In der Gartenkunst heißt aber Anlage das nach einem Plan Angelegte, die angeordnete landschaftliche Umgebung. In der Psychologie nennen wir Anlage die innern Bedingungen, durch welche ein menschliches Handeln oder Leiden möglich wird. Es gibt eine allgemeine menschliche Anlage und eine individuelle oder persönliche. Hebt sich die Anlage des Menschen so hervor, z. B. in der Erlernung und Ausübung einer Kunst, so nennen wir die Anlage auch **Talent** (s. d. und **Fähigkeit**).

Anlage, Disposition in medicinischer Hinsicht, ist ein Zustand des ganzen menschlichen Körpers, oder eines seiner Organe, zu einer Krankheit oder Schwäche, wenn sie auch noch nicht existirt oder wenigstens nicht bemerkbar ist. — Das Alter, das Geschlecht, das Temperament, das Gewerbe, die Lebensart, die Erblichkeit, das Klima, die specielle Eigenthümlichkeit des gesammten Organismus, die besondere äußere Structur, die Verschiedenheit der anatomischen Structur mancher Organe, frühere überstandene Krankheiten, das Verschwinden oder Aufhören gewisser Naturstände, endlich gewisse herrschende Krankheiten, befördern den wirklichen Ausbruch der durch die Anlage vorbereiteten Desorganisation des gesunden Zustandes. — Da sich die Fehler des innern Organismus selten durch äußere Zeichen, ehe sich die Krankheit schon ausgebildet hatte, verrathen, so kann man nur selten davon allgemeine Merkmale angeben. Bei der besondern äußern Structur beobachtete man längst, daß ein großer Kopf auf einem kurzen Halse eine Anlage zum Schlagflusse, und daß eine kleine Brust eine schwindsüchtige Anlage verrathe. Ungleich gebaute Organe, die mit einander so wenig übereinstimmen, daß sie sich einander im Wege sind, müssen Krankheiten bilden, da jedes Organ gewissermassen eine eigne Vitalität hat, die in einem Organ leichter verletzt werden kann als in einem andern. So sind die Brüste dem Krebse ausgesetzter als die Speicheldrüsen. In einem Fiberngeflechte äußert sich ein Blutfluß leichter als in häutigen Theilen. Einmal überstandene Krankheiten erneuern sich oft wieder, so der Schlagfluß, die Gicht, Engbrüstigkeit, Lungenhusten, Lungenentzündungen ꝛc. Verschwindet eine gewisse Kränklichkeit, so entsteht bisweilen gerade durch die Heilung einer Desorganisation eine anders modificirte. So durch das Verschwinden der monatlichen Reinigung manche Blutgeschwulst, und durch die Heilung von Hautwunden werden innere Theile verletzbarer. Die Skrofelanlage bildet leicht Luxationen und Neigung zum Krebse, Knochenbrüche ꝛc. Gemeiniglich hat eine Krankheit mehre Desorganisationen zugleich zur Ursache. Geschickte Ärzte wirken, wenn sie Krankheitsgefahren voraussehen, der Entstehung gern entgegen.

Einige Krankheiten erleidet der Mensch nur einmal im Leben, und die Kunst weiß einige sehr zu erleichtern und bewirkt doch, daß sie nicht wiederkehren.

Anländung (Landanwachs, Alluvion, Anwachs), eine merkwürdige Erscheinung längs der deutschen Küste der Nordsee. Die Flut des Meers, welche hier und an den Ufern der Flüsse, so weit die Flut hinaufsteigt, zweimal täglich hinanläuft, setzt an der schrägen Fläche des Ufers den fetten Schlamm, Schlick, genannt, ab. Wenn sich dieser Schlick lange Jahre erhöht hat, und selten mehr vom Meere überschwemmt wird, so pflegt man ihn zu bedeichen. Anfangs ist der aus dem Meere sich erhöhende Boden kahl und unbenarbt. Die erste Vegetation eines solchen Bodens ist die **Salicornia maritima** (Quendel, Krückfuß, Glasschmalz, ein saftiger Salat). Sie dauert so lange, als sie die tägliche Flut bespült. Wird der Boden höher, so folgen andre Pflanzen, z. B. **Poa maritima** (Seerispengras, Andel) und auf sehr fettem Anwachs **Aster tripoleum** (Meersternkraut, Sülte), ein Gewächs, 1 — 6 Fuß hoch, mit röthlich-blauen Blumen und gelben Kelchen, das ebenfalls dem Andel, einer guten Nahrung für das Rindvieh, weicht. Letzteres hat mehre kleine, hohle, knotige Halme auf einem Stengel. Ein solches mit Gras bewachsenes Land ohne Bedeichung, hier und da voll Stellen mit Wasser, nennt man Heller, Groden, Außendeichsgroden, Vorland, und benutzt solche zur Weide oder zum Heugewinne. Erst wird es von Gänsen, dann von Schafen, zuletzt von Rindvieh und Pferden beweidet, wenn die Menge der Weide erlaubt, Alles ganz so zu benutzen, wie es der höchste Ertrag des Bodens bedarf. Im Herzogthum Oldenburg ist der Landesherr im Besitz alles Vorlandes, sobald er es bedeichen oder verpachten will, in Holstein und im Bremischen ebenfalls, im Lande Hadeln, im Amte Ritzebüttel, in Ostfriesland, an allen Flußufern, ist das Herkommen verschieden; sogar unterhält nach einigen Deichrechten der Landesherr oder der Erwerber des bedeichten Grodens nicht immer den neu angelegten Deich. Hier und da verliert sogar ein Eigenthümer durch Ausdeichung sein Eigenthum am ausgedeichten Lande. Dieser Theil der Gesetzgebung verdient sehr nach Billigkeit bearbeitet zu werden, denn das zurückliegende Marschland verliert bisweilen sehr an Bonität durch eine Bedeichung des Vorlandes und durch unzureichende Wasserlösung, welche die Entwässerung nicht genug befördert. Jetzt wird dieser Übelstand freilich seltener stattfinden, weil unsere Deichbeamte mehr gründliche Erfahrung in ihrem Fache haben als vormals, wol aber auf einem schon lange bedeichten Boden. — Nicht an allen Stellen am Strande schlickt sich Vorland auf. Es ist aber wegen des hohen Watts an der ganzen Nordseeküste wahrscheinlich, daß man künftig noch viel mehr als bisher Land gewinnen wird. Von vielen Watten, die jetzt das Meer zur Zeit der Ebbe entblößt, wissen wir, daß sie einst Inseln oder festes Land waren. Die Kunst des Menschen befördert indeß den Anwachs, indem man durch das Außendeichsland, welches die tägliche Flut bespült, mehre parallel laufende Gräben zieht und nach der Landseite auswirft. Diese Gräben füllt der Ebbeschlick bald wieder. Auch diese Erde wird wieder ausgeworfen, dann legt man Dämme durch die niedrigen Stellen des Vorlandes, damit auch hier das Land höher werde. Durch gleiche Vorsicht sucht man ein jedes breites oder schmales Vorland zu erhalten und zu erhöhen.

Anlauf, s. Ablauf.

Anleihen (öffentliche). Wenn der Staat Geld borgt, so macht er eine öffentliche Anleihe. Es können nämlich Fälle vorkommen, welche Ausgaben verlangen, wozu die ordentliche Einnahme des Staats nicht mehr hinreicht. Wenn es nun in solchen Fällen entweder nicht möglich ist, die gewöhnlichen Einnahmen durch Erhöhung oder Vermehrung der Abgaben um so viel zu vergrößern, als es zur Erreichung jener Zwecke nöthig sein würde, weil das Volk nicht mehr Abgaben geben kann als es schon gibt, oder weil wenigstens seine Erwerbmittel

dadurch so geschwächt werden würden, daß es in seinem Vermögen dadurch zurückkäme, und in der Folge nicht mehr so viel hervorbringen könnte, als nöthig ist, die bisherigen Abgaben zu bezahlen: so wird es der Staat räthlich finden müssen zu borgen, und die so entstandene Schuld so lange zu verzinsen, bis er sie wieder nach und nach abbezahlen kann. — Wenn dergleichen Anleihen zu einem Zwecke bestimmt sind, wodurch die Mittel der Production vermehrt, die Macht des Staats verstärkt und die Industrie vergrößert wird, so sind die Wirkungen solcher Anleihen denen gleich, welche ein industriöser Gewerbsmann macht, um sein Gewerbe zu erweitern und zu vervollkommnen. Gelingt ihm dieses, so wird er dadurch sein Vermögen vergrößern und der Gebrauch, den er von seiner Anleihe macht, wird selbst die Mittel hervorbringen, wovon er das erborgte Capital wieder bezahlen kann. Dieses wird auch der Fall mit dem Staate sein, wenn er die angeliehenen Capitale verwendet, um der Nation erweiterte Absatzwege zu eröffnen, es mit andern reichen Landen in Verbindung zu setzen, die seiner Industrie zu thun geben, oder wenn er dem Handel Sicherheit damit verschafft, die Communicationsmittel vervollkommnet u. s. w. Wenn aber der Staat das Geld, was er anleihet, zu Zwecken verwendet, die nichts zur Vermehrung des Nationalwohls beitragen, wenn das Erborgte in nutzlosen oder unglücklichen Kriegen verthan oder sonst unfruchtbar verbraucht wird, so haben dergleichen öffentliche Anleihen folgende Wirkungen: 1) sie entziehen die Capitale der productiven Arbeit oder dem Genusse, und widmen sie der öffentlichen Consumtion, nach deren Verwendung keine Spur von ihnen mehr übrig ist; 2) sie vernichten alle Vortheile, welche mit diesen Capitalen hätten gewonnen, oder doch alle Genüsse, welche der Nation dadurch hätten verschafft werden können; 3) sie legen der Nation die Last auf, die Zinsen des geborgten und verzehrten Capitals so lange zu bezahlen, bis sie das Capital selbst wieder bezahlen kann; und 4) das Capital selbst muß, wenn es zurückbezahlt werden soll, von der Nation von neuem hervorgebracht werden. Die Capitalisten, welche produciren helfen, wenn sie ihr Capital Unternehmern leihen und dann ihre Zinsen von der Production ihrer Capitale erhalten, werden unproductive Einwohner, sobald sie es dem Staate leihen, und dieser es nutzlos verthut; denn nun leben sie von den Producten fremder Capitale, da sie vorher von den Producten ihrer eignen lebten.

Indessen können doch in dem Staate Anleihen nothwendig werden, und dann ist nur die Frage, welches die vortheilhafteste Methode ist, sie zu machen. — Ein Hauptunterschied unter den Anleihen besteht darin, daß die Regierung entweder die Rückzahlung des Capitals, das sie während dieser Zeit verzinset, zu einer bestimmten Zeit verspricht, oder daß sie sich die Freiheit vorbehält, das Capital nach Belieben zu behalten und nur die Zinsen davon regelmäßig zu bezahlen. Im letztern Falle versichert sie dem Creditor bloß eine regelmäßige jährliche Rente, so lange sie das Capital nicht zurückbezahlt. Beide Arten lassen vielerlei nähere Bestimmungen zu. Die erstere Art wird für den Staat leicht beschwerlich, weil ihm die Rückzahlung oft zu unrechter Zeit kommt. Insbesondere hat die Rückzahlung großer Summen das Nachtheilige, daß die Nation, wenn zurückgezahlt werden soll, von der Baarschaft entblößt wird. Daher pflegt man große Anleihen so einzurichten, daß entweder die Rückzahlung nur allmälig, in vielen Terminen geschieht, oder daß sie ganz unbestimmt bleibt. Es läßt sich jedoch die letztere Methode der Anleihen nicht eher anwenden, als bis 1) der Staat, welcher dergleichen Anleihen machen will, sich so viel Credit erworben hat, daß ihm die Capitalisten ihr Geld unbedingt anvertrauen, und 2) daß sich große Capitale in den Händen vieler reichen Leute gesammelt haben, welche den größten Vortheil dabei finden, dieselben in Staatsanleihen anzulegen, sodaß die Nachfrage nach Staatsrenten so stark geworden ist, daß ein jeder Inhaber derselben sie leicht wieder für das Capital, das sie ihm kosten, verkaufen kann. Wie in England, Frankreich, Östreich und andern

Staaten öffentliche Anleihen in der Form von Zeitrenten, Leibrenten, Tontinen u. s. w. gemacht werden, wie man Lotterien dazu gebraucht, kann man in diesen Art. nachlesen. Die Methode, welche bei einem gutbegründeten Creditsysteme als die vortheilhafteste befunden ist, haben die einsichtsvollsten Staatsmänner darin gefunden, daß sie bloß die richtige Bezahlung der bedungenen Zinsen auf immer sicherten, die Rückzahlung des Capitals aber dem Belieben des Staats anheimstellten. Man nennt diese die Fundirungsmethode, inwiefern man dabei einen bestimmten und sichern Fonds zur ewigen Bezahlung der Zinsen anweist. Man verkauft dabei den Capitalisten nichts als jährliche Rentenversicherungen. Man nennt sie perpetuirliche Annuitäten. Sie haben ihren Ursprung in England, sind aber nachher in Holland, Frankreich, Rußland, Östreich und vielen andern Reichen nachgeahmt. Um nämlich auch für Rückkauf des Capitals zu sorgen, hat man einen Tilgungs- oder Amortisationsfonds neben und mit demjenigen Fonds zugleich gestiftet, welcher zur Bezahlung der Renten dient. Diesen schafft man sich durch eine Abgabe, die so groß ist, daß davon nicht nur die Rente, so lange sie dauert, bezahlt, sondern auch jährlich ein Theil der Capitalschuld getilgt werden kann. Dieser Tilgungsfonds wird jährlich vergrößert, wenn die jährlich zurückgekauften oder durchs Loos eingegangenen Annuitäten demselben zugeschlagen und zu vermehrter Tilgung der Schuld angewandt werden (S. Tilgungsfonds). Nach dieser Methode borgt der Staat eigentlich nicht Capitale, sondern er verkauft Renten und verschafft sich durch diesen Verkauf das benöthigte Geld. Um sich jedoch einen bestimmten Preis für den Rückkauf zu sichern, fixirt er beim Verkauf das Capital, für welches ihm die Renten wieder abgelassen werden müssen. Gemeiniglich setzt er diesen Preis auf hundert fest. Der Contract, welchen er mit den Capitalisten schließt, ist folgender. Er sagt: Ich biete euch eine jährliche Rente von 3 — 4 — 5 u. s. w. an, und wenn ich solche nicht mehr bezahlen will, gebe ich euch 100 dafür. Wie viel gebt ihr mir jetzt dafür? Nach dem Marktpreise der Zinsen und nach dem Grade des Credits, den der anleihende Staat genießt, bieten ihm nun die Capitalisten 50, 60, 70, 80, 90 u. s. w. Dafür verschreibt er ihnen 100 mit der dazu gehörigen Rente. Gesetzt nun, die Capitalisten werden mit ihm einig, ihm für eine jährliche Rente von 4, 70 zu geben, so setzt sich der Staat der Gefahr aus, daß er, wenn er die Rente los sein will, für die empfangenen 70, 100 zurückzahlen muß. Da er indessen sich die Freiheit vorbehalten hat, die hundert nicht eher zurückzubezahlen, als wenn er selbst Lust dazu hat: so sucht der Tilgungsfonds die Schuld dadurch zu tilgen, daß er jährlich einen Theil der Renten nach dem Marktpreise zurückkauft. Steigt nun dieser über den Preis, zu welchem er seine Renten verkauft hat, so wird er sie mit Verlust zurückkaufen müssen; fällt aber der Preis derselben in der Folge, so kann er sie mit Gewinn zurückkaufen. Wer aber auch bei diesem Geschäfte verlieren oder gewinnen mag, das Volk gewinnt dadurch nichts. — Eine andre Art von Contract würde es sein, wenn der Staat sich von den Capitalisten 100 Thaler voll zahlen ließe und mit ihnen über die Zinsen einig würde, die er ihnen dafür zahlen solle und wobei er sich vorbehielte, das Capital zu jeder ihm beliebigen Zeit zurückzuzahlen. Gesetzt, er könnte 100 nicht anders erlangen, als wenn er jährlich 8 dafür zu zahlen verspräche, diese Renten stiegen aber im Verlaufe von 3 Jahren bis auf 200; so würde er leicht Capitalisten finden, die ihm 100 für 4 jährlich überlassen, und damit könnte er die achtprocentigen Renten einlösen. Wenn daher der Staat erwarten kann, daß der Preis der Renten steigen wird; so thut er besser, zu einer Anleihe sich volle fixirte Capitale bezahlen zu lassen und über die Zinsen zu verhandeln. Fürchtet er aber, daß die Zinsen oder die Preise der Renten fallen werden, so ist es sein Vortheil, sich die nöthigen Gelder durch Verkauf von Renten nach dem Marktpreise zu verschaffen, weil er sie wohlfeil zurückzukaufen hoffen kann.

Auch in der Art, wie man das Geld bei den Anleihen zusammenbringt, sind sie verschieden. Wendet man zur Zusammenbringung der Gelder directen Zwang an, so heißen sie Zwangsanleihen. Werden die angebotenen Vortheile als einziges Motiv gebraucht, um die Capitalisten zu bestimmen, ihre Capitale dem Staate anzuvertrauen, so heißen sie freiwillige. Sucht man den Patriotismus dabei in Bewegung zu setzen, sodaß der Beitrag dazu als eine, jedoch freie, Pflicht des Patriotismus vorgestellt wird, so heißen sie patriotische. Hält man die Triebfeder des Patriotismus oder der zu erlangenden Rente nicht für stark genug, so knüpft man noch Prämien oder Lotteriegewinnste daran. Wo ein Staat, außer der Rentenversicherung, noch andre Triebfedern anwenden muß, um die Anleihe zu Stande zu bringen, da ist es ein sicheres Zeichen, daß er noch in schwachem Credit steht, oder daß es an Capitalien zu dem gewöhnlichen Zinsfuße fehlt. (Vgl. Staatsschulden.) 51.

Anmuth, s. Grazie.

Anna, der letzte zur Regierung gelangte Zweig des nun gänzlich erloschenen Hauses Stuart auf dem großbritannischen Throne, wurde geb. zu Twickenham bei London 1664, als ihr Oheim, Karl II., seit vier Jahren den blutigen Thron Karl I. wieder bestiegen hatte. Sie war die zweite Tochter erster Ehe Jakob I., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römischen Kirche übergetreten, und so wurde Anna nach den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder König Christian V. von Dänemark, vermählt. Als 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, wäre Anna, die Lieblingstochter Jakobs II., gern bei ihrem Vater geblieben. Aber sie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und bestieg, nachdem 1694 ihre Schwester Maria und 1702 deren Gemahl, Wilhelm III., kinderlos verstorben waren, auch sie selbst schon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Glocester, durch den Tod verloren hatte, den englischen Thron, und wurde als Königin, bei ihren nur mäßigen Geistesgaben, und bei den großen Ereignissen, an denen ihre Regierung so reich war, von Marlborough und dessen Gemahlin beherrscht. Die Tories waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jakobs II. zu wissen, und hofften, das alte Fürstenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu sehen. Die Whigs freuten sich wenigstens, daß die Königin, treu der Tripelalliance, sich der Herrschsucht Ludwig XIV. entgegenstellte, um die Freiheit Europas zu vertheidigen, und die Vereinigung der französischen und spanischen Krone in Einem Hause zu verhindern. So nahm sie Antheil an dem spanischen Erbfolgekriege, in welchem England Gibraltar eroberte, der einzige wichtige Erwerb dieses 11jährigen Kriegs. Ferner wurden unter Annas Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und so sehr auch die Königin die Wiedereinsetzung ihrer Familie wünschte, wurde doch die Nachfolge dem Hause Hanover bestimmt. Jakob versuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna mußte sogar eine Bekanntmachung unterzeichnen, wodurch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als eine Witwe von 44 Jahren gab sie den Bitten der Parlamente, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinsetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godophin, Sunderland, Sommers, Devonshire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen

von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt ersetzt, und das Parlament aufgelöst. Man beschloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entsetzt und verwiesen. Indeß scheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche sie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu sichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unversöhnliche Feindschaft Oxford's und Bolingbroke's, von denen Ersterer den Letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, wurde ihr zu einem unübersteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, verfiel sie in einen Zustand der Schwäche und Lethargie und starb den 20. Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche sie auf dem Sterbebette aussprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Annas war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten ausgezeichnet, sondern auch das goldene Zeitalter der Literatur.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, geb. 1693, die Tochter Iwan's, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte sich mit dem Herzog von Kurland, ward Witwe und bestieg 1730 den Thron der Czaaren auf eine Weise, die Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem 16. Jahre gestorben; die jungen Prinzen Iwan und Basil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da dieser sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht im Lesen gegeben hatte, sein Ansehen zu behalten, bediente er sich seines ganzen Einflusses, um der Herzogin von Kurland die Krone zu verschaffen. Er gewann den Senat und die in Moskau versammelten Großen, und so ward Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürst Basil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Dieser aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thüre zu führen, hinderte ihn Anna; es war Ernst Johann von Biren, der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. Anna, die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die unumschränkte Gewalt der Czaaren einzuschränken, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie Beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biren setzte jetzt seiner Ehrsucht keine Grenzen. Die Dolgorucky wurden die ersten Opfer derselben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen. Gleiches Schicksal hatten ihre Freunde, ungeachtet Anna's flehentlicher Vorstellungen. (Vergl. Biren.) Anna zwang die Kurländer 1737 ihn zu ihrem Herzog zu erwählen, und ernannte ihn sterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunschweig). Sie starb 1740.

Annaberg, eine der wichtigsten Manufacturstädte, doch minder wichtige Bergstadt des sächsischen Erzgebirges. Sie ist eine von den mittlern Städten, führt auch unter diesen auf den Landtagen im weitern Ausschusse den Vorsitz, und enthält in 610 Häusern etwa 5000 Einw. Als seit 1492 der Bergbau in dieser Gegend, besonders am Schrecken- und Schottenberge, außerordentlich ergiebig wurde, sodaß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der stets anwachsenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menschenmenge Unterkommen zu verschaffen, wurde 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein dieser neuen Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den Hebel des reichen Bergbaues vollendet da stand. Anfänglich war ihre Verfassung, sowie die Mehrheit ihrer Einwohner, bergmännisch. Späterhin, als der Bergbau sank, und Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln erfand, wenigstens einheimisch machte, traten Gewerke an die Stelle des Bergbaues; doch wird noch jetzt Silber, Zinn und Kobalt gewonnen; auch ist in der Nähe ein guter Marmorbruch. Als Alba's

Tyrannei die protestantischen Belgier vertrieb, wanderten von daher viele Posamentirer ein, und die Spitzenmanufactur erhielt eine Schwester in der jetzt so bedeutenden Bandfabrication. Annaberg liefert weißzwirnene und schwarzseidene Spitzen, verschiedene Sorten Gorl- und Schmelzspitzen, Bänder in den verschiedensten Gattungen, mehre Sorten Franzen, Kleiderbesetzungen und andre Posamentierarbeiten. Die Anzahl der Posamentierer beläuft sich bloß für Annaberg auf 400 Meister, 100 Gesellen und 200 Lehrlinge.

Annalen, geschichtliche Jahrbücher, welche zunächst die Begebenheiten eines Jahrs, dann auch mehrer Jahre in chronologischer Folge enthalten, ohne Ursach und Folgen zu entwickeln oder sonst auf historische Kunst Anspruch zu machen. Der Name kommt von den ältesten Jahrbüchern der Römer her, welche Annales pontificum oder Annales maximi hießen und deren Abfassung dem Pontifex maximus oblag. — Für Deutschlands ältere Geschichte und deren häufig noch unbenutzte Annalen dürfen wir vom Fleiße der in Frankfurt zusammengetretenen Gesellschaft für deutsche Geschichte die Ausfüllung mancher Lücke erwarten.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papste von einer geistlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden. Die Concordata Germaniae 1448 berechtigten den Papst wieder zur Hebung der Annaten, welche das baseler Concilium 1431 untersagt hatte. Sie entstanden im 14. Jahrh. Rom hat eine allgemeine Kanzleitaxe der Einkünfte aller geistlichen Pfründen.

Anno, Erzbischof von Köln, aus niedrigem Stande geboren, starb 1075. Nicht lange nach s. Tode entstand der „Lobgesang auf den heil. Anno", den zuletzt D. Goldmann mit einer Einleitung, Übers. und gründlichen Anmerk. Leipz. 1816 herausgab. Vor ihm haben Opitz, Schilter, Bodmer und Hegewisch sich um die Herausgabe und Erklärung desselben verdient gemacht. Die politische Bedeutung des heil. Anno als Kanzler Kaiser Heinrichs III., und nachher als Reichsverweser in der Minderjährigkeit des Kaisers Heinrich IV., sein kühner Herrschersinn, sowie die Würde seines geistlichen Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum, der Eifer, mit dem er die Reformation der Klöster betrieb und neue Klöster und Kirchen stiftete, machten ihn zum Heiligen. Sein äußeres Leben war mit Bewunderung in das Gemüth des Volks eingegangen, und wirkte von da aus manche wunderbare Erscheinungen und Zeichen, welche den neuen Heiligen zeigten und beglaubigten. Wahrscheinlich dichtete der Sänger das Lied wenige Jahre nach Anno's Tode. Er eröffnet erst das Pantheon der Volksgeschichte nach der deutschen Volkssage, zugleich aber die Geschichte des erzbischöflichen Stuhls zu Köln und seiner 33 Bischöfe vor Anno, von denen 7 Heilige waren, und ihres Sitzes, der Stadt Köln am Rhein. Dann malt er des Heiligen weltliche und geistliche Regierung und seinen Kummer über den Wahnsinn der Deutschen, sich immer selbst durch innere Zwietracht zu bekämpfen und zu zerstören. Da er das nicht abzuändern vermag, mag der deutsche Mann nicht länger leben, und stirbt aus Gram über die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen, deren Wohlthäter er nach seinen Kräften sein wollte. Dieses Lied ist das einzige bedeutende poetische Denkmal aus der deutschen Nationalliteratur des 11. Jahrh.

Annomination, auch **Paronomasie**, ist eine musikalische Redefigur mit Hinsicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derselben Wörter, doch von Wörtern desselben Stammes, besteht, und welche sich zur süßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt, aber auch sehr leicht in kindische Spielerei ausartet, und daher mit großer Vorsicht angewandt werden muß. Bei Klopstock finden wir:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

und bei Tieck:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuitäten, jährliche Renten, welche in bestimmten (gewöhnlich halbjährigen) Terminen an Diejenigen, welche ein Recht darauf erworben haben, bezahlt werden. Der Name ist englischen Ursprungs (annuity). Sie entstehen durch einen Contract, durch welchen eine Person der andern versichert ihr eine solche Rente zu bezahlen. Dergleichen Contracte können sowol zwischen Privatpersonen als zwischen Regierungen, und zwischen Privatpersonen und Regierungen geschlossen werden. Die gewöhnlichsten Annuitäten sind letzterer Art, sodaß die Regierungen die Zahler, und die Privatpersonen die Empfänger der Annuitäten sind. Dergleichen Annuitätenverträge können entweder auf eine bestimmte Zeit oder auf eine unbestimmte Zeit geschlossen werden. Aus ersterer Art entspringen Zeitrenten, aus letzterer perpetuirliche oder ewige Renten oder Annuitäten. Die Zeitrenten werden entweder an eine bestimmte Person geknüpft, sodaß sie so lange bezahlt werden, als die Person oder Personen, auf welche sie lauten, leben. Dergleichen heißen Leibrenten, wenn ihre Bezahlung auf die Lebensdauer der betreffenden Personen versichert ist. Die Person, welche die Leibrente zieht, braucht nicht gerade die zu sein, auf deren Leben sie lautet, sondern die letztere kann auch eine andre sein. — Eine solche Leibrentenannuität kann daher auch veräußert werden. (S. Leibrente.) Eine andre Art von Annuitäten bilden die Tontinen. Nach denselben bildet eine Gesellschaft, die sich nach Classen von ungefähr gleichem Alter eintheilt, ein Ganzes, und bezahlt an den Staat, in gleichgetheilten Actien ein Capital, welches er an die ganze Gesellschaft, so lange noch eines von den Gliedern derselben lebt, dergestalt zu verzinsen verspricht, daß die Gesellschaft nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit der Länge des menschlichen Lebens in den an sie zu zahlenden Renten die landüblichen Zinsen des Capitals und mit den Zinsen nach und nach den Betrag des Capitals selbst zurückerhalten muß. Die jährlich zu bezahlende Rente für das ganze Capital wird alljährlich unter die noch lebenden Glieder der Gesellschaft vertheilt, sodaß die Rente für jedes einzelne mit der Zahl der jährlich sterbenden Glieder proportionirlich wächst, bis endlich der Zuletztlebende die für die ganze Gesellschaft bestimmte Rente allein zieht, und mit dessen Tode die Rentenzahlung aufhört. (S. Tontine.) Die perpetuirlichen Renten sind an das Capital geknüpft, welches dafür bezahlt worden ist, und werden an Jeden bezahlt, der sich als Eigenthümer des Capitals legitimiren kann, so lange als der Staat sich nicht wieder in den Besitz der Obligationen über das empfangene Capital gesetzt hat. Deßhalb kann diese Art von Annuitäten ein steter Gegenstand des Verkehrs sein und von Jedermann erworben werden, der das Recht dazu an sich kauft. Die Methode, wie man den Creditoren über die Annuitäten Sicherheit ausstellt, ist sehr verschieden. Einige Regierungen stellen förmliche Obligationen darüber aus, und diese lauten entweder auf die Namen der Gläubiger oder bloß auf den Inhaber; andre tragen die Namen der Gläubiger bloß in ein öffentliches Buch ein, und Jeder, welcher die Renten beziehen will, muß sich als Eigenthümer der Annuitäten oder als Bevollmächtigter desselben legitimiren. Einige theilen mit den Obligationen zugleich Zins- oder Rentencoupons aus, welche die Regierung an den bestimmten Terminen von jedem Inhaber baar einlöset. Andre verlangen, daß jeder Gläubiger selbst oder durch Bevollmächtigte die Renten gegen Quittung empfange u. s. w. Im Privatleben können dergleichen Annuitäten auch auf Grundstücke oder auf sonstige Weise versichert werden. 51.

Annunciaten, s. Franciscaner.

Anodyna (v. d. griech. ὀδύνη, der Schmerz, und dem beraubenden α), schmerz-

stillende Mittel. Da der Schmerz von sehr verschiedenen Ursachen entstehen kann, so müssen natürlich auch die Mittel dagegen verschieden sein. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren, und kühlende Mittel, laue feuchte Aufschläge, zuweilen selbst Aderlaß, Abführungsmittel, sind hier schmerzstillend. Ein andres Mal sind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenschwäche und Krämpfen. In dieser Rücksicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die schmerzstillenden Mittel. Im engern Sinne verstand man sonst unter den Anodynis solche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervensystem, indem sie nämlich die Empfindlichkeit desselben vermindern, die Empfänglichkeit für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den ältesten Zeiten, als die Arzneimittellehre erst anfing, aus ihrer Kindheit sich zu erheben, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein andrer Theil der Heilkunst bearbeitet wurde, beobachtete man auch die schmerzstillende Eigenschaft vieler hierher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher eine eigne Classe aus diesen Mitteln. Weil man an dem schon damals gebräuchlichen Mohnsaft die Eigenschaft, für den Schmerz unempfindlich zu machen, in vorzüglichem Grade bemerkte, so gab man ihm nicht nur den ersten Platz in dieser Abtheilung der Mittel, sondern man belegte vorzugsweise alle Mischungen, worin das Opium sich befand, mit dem Namen Anodyna.

Anomalie, die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt **Anomalon, anomalisch**. Man gebraucht diesen Ausdruck in der angegebenen Bedeutung in der Grammatik, wo es der Analogie entgegengesetzt wird; ferner in der Astronomie, um den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten abhängigen Abstand derselben in ihrer Bahn vom Punkte der Sonnenferne (oder dem neuern Gebrauch gemäß vielmehr der Sonnennähe) zu bezeichnen.

Anomöer, s. Arianer.

Anonym (Anonymus), griech. namenlos, auch der, dessen Name unbekannt ist, oder der sich nicht nennt, z. B. der Verf. einer anonymen Schrift. **Pseudonym**, falschnamig, oder ein willkürlich angenommener Name. Anonyme oder ungenannte Schriftsteller verbergen sich oft unter einem Trug- oder falschen Namen, den sie als Schriftsteller beibehalten, auch wenn ihr wahrer Name längst bekannt ist. Ein Rechtsfall in Stuttgart hat kürzlich gezeigt, daß es einem Dritten nicht erlaubt ist, den angenommenen Namen eines andern bekannten Schriftstellers, z. B. Heinrich Clauren, seiner eignen Schrift vorzusetzen. Die Kenntniß der anonymen und der pseudonymen Schriftsteller ist dem Bibliographen unentbehrlich. S. Barbier's „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, composés, traduits ou publiés en français et en latin", mit histor. krit. Anm., 2. Aufl., Paris 1822—24, 3 Thle. Oft halten Schriftsteller ihren Namen aus politischen Gründen geheim; so der unbekannte Pseudonym **Junius** (s. d.). In der Geschichte nennt man Betrüger, welche unter einem fremden Namen eine politische Rolle spielen, Pseudo, z. B. die Pseudo-Sebastiane in Portugal, die Pseudo-Dmitry in Rußland, den Pseudo-Woldemar in Brandenburg, den Pseudo-Smerdis in Persien.

Anordnung, als Kunstausdruck, ist im Allgemeinen die jedem Werke der schönen Kunst nothwendige regelmäßige Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen. Es gibt eine geistige und eine sinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, diese in den äußern Zusammenhang. Durch die Einheit des Mannigfaltigen kündigt sich ein Kunstwerk an. Alles Mannigfaltige in einer Einheit steht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder 1) als Grund zur Folge (subjectiv), Ursache zur Wirkung (objectiv), oder 2) als Mittel zum Zweck, oder 3) als Theil zum Theil und zum Ganzen. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, ist also das Gesetz der Causalität und das Gesetz der Pro-

portion, jedes entweder für sich oder beide in Vereinigung. Um ersteres Gesetz aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem schönen Kunstwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrschen, und diesem alles Andre untergeordnet sein, und in dieser Unterordnung gibt sich das Gesetz der Causalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenstände die doppelte Nothwendigkeit, daß sie zusammentreten in das Verhältniß als Ursache zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hierher erscheint die Kunst der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles so anlegen, daß immer Eins als aus dem Andern folgend erscheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit und des Raums müssen berücksichtigt werden. Im zeitlichen und räumlichen Verhältniß erscheint eine Handlung nicht bloß durch Grund und Folge, Ursache und Wirkung verbunden, sondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwerk dem Gesetze der Proportion unterworfen. Jetzt ist nur noch übrig, daß auch ein Gesammteindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigne Art der Anordnung erfodert, daß sich nämlich Alles verhalte wie Mittel zum Zweck. Dieses ist das Motiviren im höhern Sinne. — In der Rhetorik wird die Anordnung (dispositio) von der Erfindung sowie von dem Ausdrucke und dem Vortrage unterschieden. Sie betrifft hier die Eintheilung, die Bestimmung der Abschnitte der Rede und deren Folge.

Anorganisch, der Gegensatz von organisch. (S. **Organ**.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetsten Orientalisten des 18. Jahrh., geb. zu Paris d. 7. Dec. 1731, studirte auf der Universität daselbst, dann zu Auxerre und zu Amersfort Theologie, fand sich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräischen, arabischen und persischen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo sein Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerksamkeit des Abbé Sallier, Aufsehers der Manuscripte, erregte. Dieser machte ihn seinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenschaft eines Zöglings für die orientalischen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Zufällig fielen ihm einige nach einem Zend-Manuscript copirte Blätter in die Hände. Jetzt ward Indien das Ziel seines Lebens. Er wollte die heiligen Bücher der Parsen entdecken. In dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Ostindien ausgerüstet, aber die Bemühungen seiner Beschützer, ihm die Mitreise auszuwirken, schlugen fehl. Anquetil ging nun zu dem Werbecapitain, nahm Dienste, und reiste als gemeiner Soldat, den Tornister auf dem Rücken, 1754 von Paris ab. In gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften, bewilligte ihm die Regierung die freie Reise und einen Gehalt. Zu Pondichery angekommen, lernte er daselbst das Neupersische und ging nach Chandernagor, wo er hoffte, das Sanskrit studiren zu können. Allein eine Krankheit und der Krieg zwischen Frankreich und England störten seine Hoffnung. Chandernagor ward eingenommen, und Anquetil, um nicht den Zweck seiner ganzen Reise zu verfehlen, kehrte zu Fuße nach Pondichery zurück, und schiffte sich nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küste von Coromandel kennen gelernt hatte, stieg er zu Mahé ans Land und reiste zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parsischen Priester (Destour) zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er ein Wörterbuch und einige andre Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Er beschloß hierauf, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindu zu Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er reiste über London, besuchte Oxford und kam 1762 nach Paris zurück, mit einem Schatz von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Der Abbé Barthelemy und seine andern Freunde wirkten ihm eine Pension aus, mit dem Amte eines Dolmetschers der morgenlän-

dischen Sprachen bei der königl. Bibliothek. 1763 ward er Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften. Jetzt fing Anquetil an, die so mühsam eingesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschienen von ihm nach und nach der Zend-Avesta, die morgenländische Gesetzgebung, seine historischen und geographischen Untersuchungen über Indien und sein Werk über den Handel. In der Folge störte die Revolution seine Ruhe. Ihren Gräueln sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund als seine Bücher, keine andern Erholungen als die Erinnerung an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren sein Werk: „L'Inde en rapport avec l'Europe" und die nicht zu enthüllenden Geheimnisse („Oupnek'hat", 2 Bde., 4., 1804), letzteres die Übersetzung eines persischen Auszugs aus den Vedas ins Lateinische. Als das Nationalinstitut an die Stelle der vormaligen Akademien getreten war, ernannte es Anquetil zu seinem Mitgliede. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät erschöpft, starb er d. 17. Jan. 1805 zu Paris. Umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß fast aller europäischen Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichsten Herzen verbunden.

Ansatz bedeutet in der musikalischen Terminologie die Bildung der Lippen beim Anblasen der Blasinstrumente. Nach der verschiedenen Einrichtung der Blasinstrumente sind auch die Erfodernisse des Ansatzes verschieden. Der gute Ansatz hängt daher von der Bildung und Beschaffenheit der Mundtheile, besonders der Lippen, ferner von Gewöhnung und Übung der Mundstellung ab. Der Ansatz ist z. B. beim Flötenblasen sehr wichtig, denn durch ihn wird der Ton voll oder matt, angenehm oder hart.

Anschauung bedeutet im engern und ursprünglichen Sinne eine durch Gesichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorstellung. Vereinigen wir Beides, so erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar (durch Verstandsbegriffe) erlangten, sondern unmittelbar auf den Gegenstand bezogenen Vorstellung oder Sinnenanschauung. Sie ist unter allen Arten der Vorstellungen die klarste und lebhafteste, dabei aber auch die beschränkteste, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Gesetze der Sinnlichkeit gebunden, und unfähig, über die Grenzen sinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Diese Wahrnehmbarkeit aber ist zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn gibt, so auch eine äußere und innere Anschauung. Alles, was im Raum ist, veranlaßt äußere Anschauungen; was hingegen in der Zeit ist, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Einbildungskraft, welche gar nicht räumlich sind, ist der Gegenstand innerer Anschauungen. Da alles Äußere aber Vorstellung, und mithin nothwendig in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß alles Äußere auch zugleich ein Inneres sei, und man kann sich daher räumliche Gegenstände durch die Einbildungskraft innerlich vorstellen. Umgekehrt kann das Innere, nur in der Zeit Vorstellbare, nicht zugleich auch ein Äußeres sein, woraus folgt, daß die letztern Vorstellungen keine Gestalt haben. Wenden wir das Gesagte auf die schöne Kunst an, deren Geschäft es ist, alles Äußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, so sehen wir dadurch nicht nur den Unterschied von Künsten der Zeit und des Raums begründet, sondern es gehen auch aus diesen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunstdarstellung wesentliche Gesetze für das Darzustellende und die Darstellungsart dieser Kunstarten hervor, deren Grenzscheide sich dadurch bestimmen lassen wird. Auch die Wirkung eines schönen Kunstwerks hängt großentheils von seiner Anschaulichkeit ab, und es wird um so lebhafter wirken, je mehr sich die Darstellung der Klarheit der Anschauung nähert. Die Anschaulichkeit, worunter wir im All-

gemeinen die Eigenschaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Überzeugungskraft einer Vorstellung, Erkenntniß u. s. w. verstehen, liegt in einem Werke schöner Kunst einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darstellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Jene besteht darin, daß alle Theile auf eine solche Weise verbunden sind, um ohne Hülfe des Gedächtnisses und Verstandes von der Einbildungskraft gleichsam unmerklich zusammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden zu können. In der Darstellung und im Ausdruck jedes Einzelnen muß Anschaulichkeit vorhanden sein, weil sonst der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunstwerk trocken und matt machen würde. Dazu ist nöthig möglichste Versinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichnisse, Anspielungen, Metaphern und Figuren. In der Philosophie redet man noch von einer Vernunftanschauung, von einer intellectuellen Anschauung, Anschauung des Absoluten und Göttlichen durch die Vernunft. Kant unterscheidet von den oben angeführten empirischen Anschauungen die reine Anschauungen (oder Anschauungen a priori), welche ihnen zum Grunde liegen, z. B. des Raums und der Zeit.

Anschauungslehre nennt Pestalozzi die Anweisung zu seinem Verfahren, die Kinder zum Bewußtsein der Zahlen- und Maßverhältnisse zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu setzen, daß sie die zu bildenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbstthätigkeit sinnlich anschauen. Er bewerkstelligt diese Anschauung durch seine Einheitentafel, die dem Auge ein sinnliches Bild von den Verhältnissen des Decimalsystems gibt und durch planmäßiges Vorzeigen regelmäßiger mathematischer Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es ist anerkannt, daß diese Lehrart die beste Vorbereitung zu höhern mathematischen Studien ist, aber auch als Gewöhnung der jugendlichen Verstandskraft zum regelmäßigen Denken hat sie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur Diejenigen absprechen konnten, die ihre Wirksamkeit entweder noch nicht durch eigne Erfahrung kennen gelernt hatten, oder sich dagegen durch die Besorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenlose, strenggeordnete Fortschreiten dieses Unterrichts in einen Mechanismus eingeschränkt, der das freie Spiel der Kräfte hemmen und den Geist für andre an keine so strenge Regel zu bindende Wissenschaft abstumpfen müsse. Diese Besorgniß erscheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Übungen, wobei das Kind sich den Unterrichtsstoff durch eignes Bewußtsein bildet, und der Lehrer nur den Gang angibt, ungemein gestärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumschweifen des kindlichen Geistes doch wahrlich nicht besser Einhalt gethan werden kann, als durch eine Lehrart, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Erzieher dargethan, daß Kinder, die man nach der Anschauungslehre unterrichtete, wenn sie sonst nicht stumpfsinnig waren, sich zur Erlernung jeder andern Wissenschaft fähiger zeigten als andre, denen man die Fertigkeit, mathematische Aufgaben zu lösen, durch Eintrichtern der Rechnungssätze und geometrischer Formeln beizubringen gesucht hatte; denn jene hatten durch den Pestalozzi'schen Gang des Unterrichts in den Zahlen- und Maßverhältnissen eine so klare Anschauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematischen Schlußfolgen, und eine so große Gewandtheit in der Zusammenstellung der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsstoffe nach dem Warum zu fragen und sich zum Begriff zu erheben. Freilich ist durch diese Übungen zunächst nur für die Fertigkeit in äußern Anschauungen gesorgt, und inwiefern sie auch zur Fähigkeit für rein innere und sittliche Anschauungen beitrage, ist bis jetzt weder durch die theoretischen Untersuchungen der Erzieher, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moralische und religiöse Unterricht kann, sei-

ner Natur nach, diese Lehrart nicht annehmen; eben so wenig verträgt die Geschichte, die im Gebiete der Freiheit fortschreitet und nie zur lückenlosen Vollständigkeit gebracht werden kann, die Naturgeschichte und Geographie, die es mit historischen, von außen gegebenen Stoffen, deren innere nothwendige Regel sich bis jetzt keineswegs befriedigend nachweisen ließ, zu thun hat, der Sprachunterricht, der, den Mechanismus des Lesens abgerechnet, sich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, sich mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos Zwei aus Eins entstehen läßt. Gewinnen werden aber alle diese Unterrichtsstoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Haltbarkeit, wenn sie der strenge gründliche Geist der Pestalozzi'schen Lehrart belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Übungen gesetzt und ernsthaft geworden ist. Die Anwendung des Verfahrens auf das Zeichnen, wie besonders Joseph Schmidt sie versucht hat, wurde vorzüglich von den Künstlern gemißbilligt, desto glücklichern Einfluß gewann sie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli, und in mehren Bürgerschulen Deutschlands auf die Schreibekunst. (Vgl. Pestalozzi.) E.

Anschlag, 1) in der Musik, bezeichnet die Art, wie die Tasten der Tasturinstrumente durch die Finger in Bewegung gesetzt werden, um die bestmöglichste Schwingung des klingenden Körpers und dadurch einen runden und vollen Ton zu erzeugen. Da alle Kunstübung zuerst durch Leichtigkeit gefällt, und das Prellen der Klänge beim festen Anschlag dem Ohre unangenehm ist, so soll der Anschlag vor allen Dingen leicht sein. Die Stärke des Anschlags hängt von der Kraft des Spielenden und der Schwere seiner Hand, im Verhältniß zu der Beschaffenheit des Instruments, ab, welches Verhältniß wohl berücksichtigt werden muß. Ohne das Anhalten bei gesangvollen Stellen verlieren aber die Tastinstrumente die Wirkung, die ein von der Hand des Menschen erregtes, aber nach eignen Gesetzen schwingendes Saitenchor auf den musikalischen Zuhörer machen soll. Dieses Anhalten bewirkt den sogenannten singenden Anschlag. Alle Klänge müssen ferner gleich sein, ungeachtet der ungleichen Kraft der Finger. Daher muß der Schüler die Tonleiter in allen Tonarten üben, um Gleichheit des Anschlags zu gewinnen, dabei muß aber auch Rücksicht genommen werden, daß eine längere und stärkere Saite einen viel kräftigern Anschlag erfodert, als die kurzen dünnen der höhern Klänge. Es muß daher wiederum ein Gleichgewicht in dem verschiedenen Anschlag stattfinden. Überhaupt muß jeder wahre Virtuos auf Tastinstrumenten die Wirkungen des verschiedenen Anschlags der Töne kennen, und daher das technische Verhältniß, z. B. der tiefen und hohen Töne und des Sprunges von der Tiefe in die Höhe, in seiner Gewalt haben, um sein Gefühl in den mannigfaltigsten Formen frei auszudrücken. Dies gilt nicht nur von einzelnen Künstlern, sondern noch mehr bei Ausführungen mit Begleitung. — 2) In der Baukunst, die einfache oder doppelte Fuge, die in einer Thürzarge, in einem Fensterkreuz u. s. w. ausgefalzt worden ist, woran das Thürblatt oder der Fensterflügel einschlägt und genau paßt. Von Bauten und Reparaturen an Gebäuden, Deichen, Säulen, Canälen, Brücken, Mühlen ꝛc. macht man Anschläge, die Quantität und Qualität der Materialien und der Baukosten betreffend. 3) In der Finanz kennt man Steueranschläge, 4) beim Kaufen und Pachten Kauf- und Pachtanschläge, deren genaue Ausführung vollkommene Kenntniß des Örtlichen voraussetzt.

Anselm, Erzbischof von Canterbury, geb. zu Aosta in Piemont 1034, wurde 1060 Mönch, einige Jahre darauf Prior, 1078 Abt des Klosters Bec in der Normandie, wohin ihn der Ruf des berühmten Lanfrank zog, und 1093, als dessen Nachfolger, Erzbischof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an seinen Tod behauptete. Scharfsinn und Frömmigkeit zeichnen seine Schriften aus. Mit Eifer suchte er nach einem gründlichen Beweise für das Dasein Gottes, den

er endlich in dem nachher sogenannten ontologischen Beweise gefunden zu haben glaubte, dessen Erfinder er fälschlich genannt wird. Er schloß nämlich von dem Begriffe eines höchsten und vollkommensten Wesens auf dessen Existenz. Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieses Beweises, der schon damals in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, ist Anselm's Bestreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphilosophie zu gründen, für die damalige Zeit sehr wichtig. Ob nämlich gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des geistesverwandten Augustinus, auf seine philosophische Denkweise nicht zu verkennen ist: so gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundsätze seiner Religionsphilosophie in bestimmterer dialektischer Form, mit Scharfsinn und Leben entwickelt und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur scholastischen Philosophie gelegt zu haben. Er starb 1099, und hinterließ durch seine Schriften „**De veritate**", „**De libertate arbitrii**", durch sein „**Monologium**" und „**Prologium**", in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgestellt hat, einen fortdauernden Ruhm. W.

Ansgar oder **Anschar**, Apostel des Nordens, weil er das Christenthum in Dänemark und Schweden einführte. Geb. 800 in der Picardie, u. in der Klosterschule zu Korvei gebildet, wurde er 813 Benedictinermönch und 820 Oberlehrer dieser Schule. Auf Anordnung Kaiser Ludwigs des Frommen ging er im Gefolge getaufter dänischer Prinzen 826 nebst seinem Gehülfen Audibert nach Dänemark, und bekehrte nach oftmaligem Mißlingen und ausgestandenen Verfolgungen im Innern des Reichs 830 den König nebst dem größten Theil der Nation. Nach seiner Rückkehr 831 stiftete er zu Hamburg eine Metropole, und wurde erster Erzbischof daselbst. Zur Befestigung des Christenthums stiftete er auch ein Kloster zu Hamburg, als Pflanzschule für Glaubensboten, und ein andres zu Ramesloh im Saterlande, wo ihm eine Matrone Schutz gegeben, da plündernde Dänen und Normänner ihn 845 aus Hamburg vertrieben hatten. Wegen Unsicherheit verlegte er 847 den Sitz des Erzbischofs von Hamburg nach Bremen, wo sein Andenken noch durch den Namen einer Hauptkirche erhalten wird. Damals unternahm er neue Missionsreisen nach Dänemark, um König Erich I. wieder zu gewinnen, und ging mit dessen Empfehlung auch nach Schweden, wo er mit Erlaubniß des Königs Olaus Viele taufte. Auch taufte er 858 den Nachfolger Erichs. Er starb 865 mit dem Ruhme, wenn nicht die ersten, doch die folgenreichsten Versuche zur Ausbreitung des Christenthums im Norden unternommen zu haben. Auch wird seine Klugheit, die Lauterkeit und Wärme seines Eifers für die Religion und die Unbescholtenheit seines Wandels von seinen Zeitgenossen gepriesen. Die katholische Kirche versetzte ihn unter ihre Heiligen. 31.

Ansicht bezeichnet die Art u. Weise, wie Etwas angesehen oder betrachtet wird (physisch und geistig), oder wie es von einem gewissen Standpunkte aus erscheint — daher man auch von Ansichten einer Gegend, einer Stadt redet. Immer wird dadurch ein wechselnder, zufälliger, subjectiver Standpunkt bezeichnet. Die Ansicht muß daher auch von dem Objectiven im Wissen unterschieden werden.

Anson (George), dessen Name in den Jahrbüchern der englischen Schifffahrtskunde glänzt, geb. 1697 zu Shuckborough in Staffordshire, widmete sich früh dem Seewesen. 1716 diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Ostsee, und 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier. Als 1739 das Ministerium einen Bruch mit Spanien als unvermeidlich ansah, ernannte es ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südsee, gegen den Handel und die Niederlassungen dieser Nation. Die Ausrüstung beschränkte sich nur auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. A. verließ mit diesem Geschwader England am 18. Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Horn zu umschiffen. Von den übrigen Schiffen ge-

trennt, erreichte Anson die Insel Juan Fernandez, wo noch drei andre seiner Schiffe, jedoch in dem kläglichsten Zustande, wieder zu ihm stießen. Kaum aber hatte sich die Mannschaft einigermaßen erholt, als er, unter Aufgebung des einen Fahrzeuges, von neuem auslief, mehre Prisen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen jährlichen Manilla-Galeone vergebens aufgelauert hatte, sah er sich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, sondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzig noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er sich nach Tinian, einer der Diebsinseln, rettete. Hier riß ein Orkan den Centurion mit sich fort. Anson ließ ein kleines, auf der Insel gefundenes, Fahrzeug vergrößern und segelte nach einigen Wochen Ruhe nach Macao, wo er den kühnen Plan entwarf, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, richtete aber statt dessen seinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo. Nach einem Monat erschien die erwartete Galeone, die, im Vertrauen auf ihre Überlegenheit, das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer siegte, und die Galeone, deren Werth sich auf 400,000 Pf. St. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überstieg 600,000 Pf. Mit diesen Reichthümern kam A. nach Macao zurück, verkaufte seine Prise, und behauptete mit Kraft gegen die chinesische Regierung zu Kanton die Rechte seiner Flagge. Von hier segelte er unentdeckt durch die franz. Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15. Juni 1744, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Diese gefahrvolle Reise war für Erd- und vorzüglich für Schifffahrtskunde durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Künsten sehr ergiebig gewesen, und die unter Anson's eigner Leitung verfaßte Beschreibung derselben hat ihre Ergebnisse der Welt dargelegt, wiewol ihnen der eigentlich wissenschaftliche Zweck fehlt. A. ward Contreadmiral der weißen, dann Viceadmiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den franz. Admiral Jonquière beim Cap Finisterre 1747 verschaffte ihm die Pairschaft und den Grad eines Viceadmirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität. 1758 befehligte er die Flotte vor Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St.-Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeschlagenen Truppen in seine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchste Würde eines Admirals und Oberbefehlshabers der Flotte, welche die Königin nach England führen sollte. Er starb 1762 auf s. Gute Moor-Park, ohne Kinder zu hinterlassen.

Anspach (Onolzbach), ehemalige Residenz der Markgrafen von Anspach-Baireuth, jetzt Hauptstadt des baierischen Rezatkreises und Sitz der Kreisbehörden, eines Appellationsgerichts u. s. w., von 1016 H. und 16,370 E., mit einem schönen Schlosse, einem Gymnasium und mancherlei Fabriken. Im Schloßgarten steht das Denkmal des hier geb. und 1796 gest. Dichters Uz. Aufmerksamkeit verdienen die Anlagen des Geheimenraths von Lenz, eines der geistreichsten Schriftsteller unserer Zeit. Der letzte Markgraf, Karl Alexander, trat sowol dies Fürstenthum, als das 1709 geerbte Baireuth am 2. Dec. 1791 an seinen Lehnserben, K. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ab. Seine Gemahlin war Lady Craven (s. d.). K. Friedrich Wilhelm III. überließ 1806 Anspach an Frankreich, das es gegen Jülich und Berg an Baiern gab, und trat im tilsiter Frieden 1807 Baireuth an Frankreich ab, das solches 1809 ebenfalls an Baiern übertrug.

Anspielung, Allusion, in der Rhetorik eine von den Redefiguren, welche eine Vorstellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragene bezeichnen (Tropen), und besteht in der Bezeichnung einer allgemeinen Vorstellung durch einen einzelnen bekannten Gegenstand, um demselben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieser Hinsicht ist die Anspielung meist ein Werk des Witzes und gefällt

durch die gut aufgefaßte Ähnlichkeit der beiden Vorstellungen, z. B. der Prometheischen Kühnheit; er ist ein neuer Cato rc. Man kann von dieser bildlichen Anspielung noch eine eigentliche unterscheiden, welche in einer leisen Hindeutung auf Etwas, das nicht ausdrücklich gesagt werden sollte, dem Andern aber hinzuzudenken überlassen wird, besteht. Beide Arten der Anspielung beruhen auf Ideenassociation, sind auch dem bildenden Künstler verstattet, der sie jedoch mit ungleich größerer Vorsicht gebrauchen muß als der Redekünstler.

Ansprechen (weidmännisch), das richtige Angeben des Jägers von einer Wildart, des Geschlechts, des Alters und der Stärke am Leibe kraft der Anschauung, oder aus der Fährte und Spur eines wilden Thiers. Diese Kunst kann fast nur allein in der freien Natur unter der Leitung eines kundigen Lehrers mit Beihülfe des Leithundes (schwerlich durch Selbststudium ohne jene Hülfe) erworben werden; zumal die Zeichen im Gebirge und auf der Ebene sich nicht völlig gleichen. — Das Ansprechen auf die Fährte oder auf die Spur ist nur möglich, wenn die Spur oder die Fährte einen Eindruck auf den Boden zurückgelassen hat. Der Rasenfilz ist diesem Eindruck sehr hinderlich, desto günstiger der Reif und selbst der Thauschlag, am günstigsten aber eine leichte Schneedecke. Das Zeichen der Fährte gründet sich theils auf die Gestaltung (Form) und Stärke (Größe des Tritts), theils auf die Stellung der Tritte in der Fährte oder Spur. Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten, die hierbei obwalten, macht den Jäger fährtengerecht. Haarwild ist die Benennung aller jagdbaren vierfüßigen Thiere. Beim Ansprechen nach dem Alter des Haarwildes und des Federwildes bezeichnet das Beiwort jung durchgängig die früheste Lebensperiode, bis dahin, wo diese Wildart bei ersterm zum ersten Male sich begattet (brunstet, begehrt, rollt, ranzt), und bei dem Federwilde, wenn die Vollwüchsigkeit, oder der Begattungstrieb eingetreten sind.

Anstand oder der gute Anstand ist die genaue Übereinstimmung unsers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit unserer persönlichen Würde und unsern Verhältnissen, z. B. mit Alter, Geschlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernst; dem Kinde natürliche Unbefangenheit, Fröhlichkeit und Anschmiegung u. s. w. Man kann den Anstand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewisse nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewisse innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieser Zeichen macht den natürlichen Anstand aus, den wir nicht vernachlässigen dürfen und der unter den Gebildeten aller Völker als Ankündigung der Humanität gilt. Der ihm untergeordnete willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten.

Anstand in der Weidmannssprache: 1) der Ort, wo der Jäger sich verbirgt, um dem Wilde Abbruch zu thun; 2) der Jagdbetrieb in dieser Verborgenheit. Bedingungen zum glücklichen Erfolg dieser Jagdart sind a) Kenntniß des Wechsels des Wildes, welches durch fleißiges Abspüren und Vorsuchen erworben wird, indem die wilden Jagdthiere gewisse salzhaltende Kräuter, die nicht allenthalben wachsen, ihrer Gesundheit halber von Zeit zu Zeit aufsuchen. b) Genaue Beobachtung des Windes (Windzugs). Der Jäger muß sich nämlich bei Annäherung des Wildes unter dem Winde befinden. c) Mehr oder minder sorgsame Verborgenheit, verbunden mit freier Aussicht und Bewegung des Körpers. Hierzu benutzt man bisweilen die sogenannte Kanzel oder Schirm, oder im Nothfall einen Baum oder Strauch. d) Unermüdliches, oft langes Harren des Jägers. Nähert sich endlich das erwartete Wild, so ist Behutsamkeit nöthig, damit der Jäger ein reines gutes Abkommen habe, Achtsamkeit auf den Standpunkt des Wildes im Moment des Abdrückens, sowie auf das Zeichnen desselben nach dem Schusse, ungesäumte Untersuchung des Anschusses, Verbrechen desselben zu aller Zeit, Enthaltsamkeit von übereilter Folge, wenn es nach dem Schusse flüchtig wird, Hinzu-

eilen mit Vorsicht, wenn es im Feuer zusammenbricht (stürzt) und im Nothfall noch einen Schuß zu geben, ehe es — was bei einem Krell- oder Fadenschuß der Fall zu sein pflegt — wieder zur Besinnung kommt und dann gemeiniglich auf immer entflieht.

Ansteckende Krankheiten (contagiöse) sind solche, die sich von dem erkrankten Individuum auf gesunde Individuen übertragen lassen und hier immer dieselbe Krankheit wieder erzeugen. Die Übertragung geschieht gewöhnlich durch das Krankheitsproduct, z. B. Pockeneiter, und daher sind viele dieser Krankheiten nur dann ansteckend, wenn sie wirklich ein Product bereits erzeugt haben, nicht aber in ihren frühesten Perioden. Bei manchen dieser Krankheiten ist die wirkliche Berührung eines solchen palpabeln Stoffes nothwendig, wenn Ansteckung erfolgen soll, so bei Krätze, Syphilis, Hundswuth; bei andern ansteckenden Krankheiten kann selbst die atmosphärische Luft die Ansteckung bewirken, so bei dem Scharlach, den Masern, dem ansteckenden Typhus u. s. w.; hierauf beruht der Unterschied der fixen und flüchtigen Contagien. Immer gehört zur wirklichen Ansteckung eine gewisse Empfänglichkeit von Seiten des gesunden Individuums und manche Ansteckungskrankheiten heben diese Empfänglichkeit für ihr Contagium bei einem Individuum für immer auf und befallen daher den Menschen nur Einmal, wie Pocken, Masern, Scharlach u. s. w.; andre Ansteckungskrankheiten thun dies nicht und können daher den Menschen mehrmals befallen, wie Typhus, Krätze, Syphilis u. a. Bisweilen hebt eine Ansteckungskrankheit die Empfänglichkeit für eine andre auf, wie die Kuhpocken für die Menschenpocken. Im Ganzen sind die mit zarterer Haut bedeckten Theile des Körpers mehr zur Aufnahme von Ansteckungsstoffen geneigt; noch mehr sind es verwundete, von der Oberhaut entblößte Theile. Vor den schon durch die Luft ansteckenden Krankheiten kann man sich durch möglichste Entfernung von der Atmosphäre der Kranken, durch große Reinlichkeit und durch möglichste Furchtlosigkeit bisweilen verwahren; am besten freilich durch allgemeine Vorkehrungen der Gesundheitspolizei, durch Guyton-Morveau'sche Räucherungen u. s. w. Leichter schützen wir uns gegen solche Ansteckungskrankheiten, welche nur bei unmittelbarer Berührung des Contagiums anzustecken vermögen, durch Reinlichkeit, Sorgfalt beim Gebrauche der Eß- und Trinkgeschirre, der Blasinstrumente und Tabackspfeifen, der Betten, Kleidungsstücke u. s. w. Ein besonderes arzneiliches Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten gibt es nicht, wenn deren gleich bisweilen marktschreierisch feilgeboten werden. Ebendeßhalb ist eine genaue ärztliche Besichtigung der zu Ammen und Kinderwärterinnen bestimmten Personen so unerläßlich nothwendig, da Tausende von Kindern durch diese Geschöpfe früh dahinsterben oder für zeitlebens vergiftet werden, wovon man dann die Ursachen fälschlich ganz anderswo zu suchen pflegt. (Vergl. **Epidemie**.) 16.

Anstett (Johann Protasius von), kaiserl. russischer Geheimrath und außerordentl. Gesandter beim deutschen Bunde, Ritter des Alexander-Newsky-, sowie andrer russischer und auswärtiger Orden, ist geb. zu Strasburg, wo sein Vater königl. Rath und Tribunalrichter war. Er trat 1789 in russische Dienste und nahm anfangs als Unterlieutenant auf der Scheerenflotte Theil an dem damaligen Kriege gegen Schweden, wurde wegen seiner in der Schlacht vom 13. Aug. 1789 bewiesenen Tapferkeit von der Kaiserin Katharina II. zum Hauptmann befördert und mit dem Wladimirorden beehrt. 1791 wurde er Assessor beim Collegium der auswärt. Angelegenheiten und 1794 nach Berlin gesandt, an welchem Hofe er mit einer geheimen Negotiation beauftragt war. In Begleitung des Königs von Preußen machte er den damaligen polnischen Feldzug mit, und nahm an den blutigen Hauptgefechten desselben Theil. Nach der Abdankung des letzten Königs von Polen hatte er die Grenzregulirung im Krakauischen, und stieg zum Hofrath. Hernach war er Mitglied der Commission zur Liquidirung der polnischen Schul-

den, und wurde erst Collegien-, sowie 1801 Staatsrath. In demselben J. wurde er als Gesandtschaftsrath nach Wien geschickt, wo er bis 1809 blieb und während dieser Zeit dreimal in den wichtigsten Momenten als Geschäftsträger seines Hofes fungirte. Im nächsten J. regulirte er die Grenzen zwischen Rußland und Östreich. In den denkwürdigen Feldzügen 1812, 1813 und 1814 war er beständig im Gefolge des Kaisers oder beim Hauptquartiere angestellt, und wohnte fast allen Schlachten derselben bei. In dieser Periode hatte er eine geheime Negotiation mit dem Fürsten von Schwarzenberg über die Besitznahme von Warschau zu leiten, und nachdem er die Präliminarartikel zu dem nachmaligen kalischen Vertrage abgeschlossen hatte, wurde er zum Geheimenrath ernannt. Beim prager Congresse erschien er als russischer Bevollmächtigter; in gleicher Eigenschaft fungirte er späterhin beim Abschluß des frankfurter Territorialrecesses, und erhielt dafür, wie für seine Theilnahme an den übrigen großen diplomatischen Verhandlungen der Zeit, stets neue Beweise der Gnade seines Monarchen.

Antanaklasis, in der Rhetorik die Wiederholung eines Worts in verschiedener Bedeutung und als verschiedener Redetheil mit Nachdruck, z. B. **veniam ad vos, si mihi senatus det veniam.**

Antar, Andar. Ein berühmter arabischer Fürst in der Mitte des 6. Jahrh. und einer von den sieben Preisdichtern der Araber, deren gekrönte Gedichte, mit Gold in Seide gestickt, an das Thor der Kaaba geheftet wurden. (S. Arabische Literatur und Moallakut.) Er schildert in seiner Moallaka seine kriegerischen Thaten und seine Liebe zu Abla. Am vollständigsten ist es von Menil (Leiden 1816, 4.) herausgegeben worden. Hartmann hat es nach Jones ins Deutsche übertragen in den „Hellstrahlenden Plejaden am arab. poet. Himmel" (Münster 1802). In dem arabischen Romane „Antar" hat der Verfasser Asmai, ein berühmter Grammatiker und Theolog am Hofe Arun al Raschid's, im Anfange des 9. Jahrh., der zuerst aus dem Munde der Tradition die altarabischen Thaten sammelte, an Antar's Namen und Heldenabenteuer die übrigen berühmtesten Heldenthaten der Araber angereiht. Zuerst machte uns Jones mit diesem merkwürdigen und anziehenden Romane genauer bekannt; dann beschrieb Herr von Hammer, in den „Fundgruben des Orients", 1812, das vollständige Exemplar dieses Romans in der kaiserl. Bibliothek zu Wien, außer welchem es in Europa noch sechs gibt. Dieser Roman stellt das vollständigste Bild von den Sitten und der Lebensweise, der Denk- und Vorstellungsart, den Meinungen und dem Aberglauben der alten Araber vor der Zeit des Propheten auf, und man erkennt die Treue des Bildes noch jetzt in vielen Zügen der heutigen Beduinen. Er ist in der reinsten arabischen Sprache geschrieben, und gilt daher als classisch. Poetische Prosa wechselt darin mit reiner Poesie. Übrigens ist er so anziehend, daß ihn Kenner der „Tausend und einen Nacht" vorziehen. Hamilton, Secretair der britischen Gesandtschaft in Constantinopel, hat ihn ins Englische übersetzt. („**Antar; a bedoueen romance, translated from the Arabic by Terrik Hamilton**", London 1819, 4 vols.) In Paris erschien seitdem eine franz. Übersetzung, und Herr v. Hammer hat eine deutsche versprochen.

Antarktisches Land. Da man den Nordpol auch den arktischen Pol, von dem Sternbild Arktos (Bär), zu nennen pflegt und den antarktischen den entgegengesetzten, d. i. den Südpol, so nennt man auch antarktische Zone den Erdstrich, der in der Entfernung von $23\frac{1}{2}°$ um den Südpol liegt, oder die kalte südliche Zone. (S. Erdstrich.) Bisher glaubte man, in dieser Zone befinde sich kein Land, und sie sei daher ganz unwirthbar, ein einziger Ocean, der sich bis zum 60° S. B. erstrecke. Cook (s. d.) näherte sich dem Pole bis zum 60°, aber Eismassen und Stürme trieben ihn zurück. 1820 entdeckte ein Wallfischfänger südlich vom Cap Horn unter dem 61° der Breite eine gegen 200 englische Meilen lange Insel, die er Neu-Schettland nannte. Seitdem sind Engländer und Russen noch

weiter gegen den Südpol vorgedrungen. (S. Südpolländer.) Wahrscheinlich dürfte auch dort nicht die Kälte, sondern die große Zahl Inseln mit seichten Strömungen zwischen solchen und die daher spät erfolgende Eisschmelzung auf den Sandbänken in schmalen Meeresbuchten das hauptsächlichste Hinderniß bilden, den Südpol jemals erreichen zu können. — Da in dieser Region der Kälte der Wallfisch erst seit ein paar Jahren aufgesucht wird, so ist er, nach langer Ruhe vor Verfolgung der Menschen, sehr zahlreich, und da zugleich der Fischthran ein gesuchter Waarenartikel ist, der noch immer im Preise steigt, so wird vermuthlich auch der Zufall einzelne in den antarktischen Regionen die Wallfische verfolgende Schiffer zu Entdeckungen führen.

Antäus, der riesenhafte Sohn Neptun's und der Erde (Gäa), welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von seiner Mutter stets mit neuer Kraft versehen, so lange er sie berührte, erschlug er alle, und pflanzte ihre Schädel um seine Wohnung auf. Aber Hercules, den er auch zum Kampfe foderte, merkte schnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umschlang seinen Leib, und erstickte ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antediluvianisch, das, was vor der Sündflut war; daher das Zeitalter des Menschengeschlechts vor der Sündflut das antediluvianische genannt wird.

Antenor, ein edler Trojaner. Beim Homer erscheint er als der verständige Greis. Er herbergte Ulysses und Menelaus während ihrer Gesandtschaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu schließenden Bündniß, und schlug nach Ajax und Hektor's Zweikampf, wiewol vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geschlossen, Antenor sei ein Griechenfreund gewesen und die Sage von seinem Verrath darauf begründet. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont, was sich aber durch die ehemalige Gastfreundschaft Antenor's mit Menelaus erklärt. Er selbst wurde wie Äneas gerettet und gleich ihm Stifter einer neuen Dynastie. Die Nachrichten darüber lauten verschieden. Am bekanntesten ist die von Virgil angenommene Sage, daß er nebst seinen Söhnen nach Thracien gewandert, von dort aber mit den Henetern nach Italien gegangen sei, wo er die henetische Provinz am adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gegründet habe.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die spätere Mythe erzählt, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sei, bis ihm seine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Eine liebliche Dichtung, um anzuzeigen, daß die Liebe der Gegenliebe bedarf. Nach einigen neuern Auslegern ist jedoch der Anteros eine der Liebe feindselige Gottheit, oder die Antipathie.

Anthem, s. Antiphonien.

Anthing. 1. Friedrich, bekannt als Künstler und durch seine Lebensbeschreibung des Feldmarschall Suwaroff, dessen Kriegsgefährte er war, geb. zu Gotha, und eine Zeit lang Pagenhofmeister daselbst. Er durchreiste 1783—87 einen großen Theil von Europa, kam über Constantinopel nach Rußland und gewann seinen Unterhalt durch Unterricht in Sprachen und Wissenschaften und noch besser, als er durch Zufall das damals beliebte Silhouettiren vornahm und nicht allein die ganze Figur, sondern auch Gruppen zusammenstellte. Die kaiserlich russische damals aus fünf Personen bestehende Familie traf er sehr glücklich. Das Sinnreiche der Gruppirungen in Lieblingsstellungen der Individuen in voller Gestalt machte Allen Vergnügen, die er in seine Tableaux aufnahm. Er silhouettirte auch den Großherrn, den Großvezier und andre Personen, welche 1785—1800

an den Höfen zu Constantinopel, Wien, Berlin, Petersburg u. a. eine bedeutende Rolle gespielt haben. Auf der Reise durch Polen traf er den Feldmarschall Suwaroff an, dessen Biograph er ward. Er blieb bei ihm als Haus- und Tafelgenosse, bis Suwaroff beim Kaiser Paul in Ungnade fiel. Dies zog auch Anthing eine Verhaftung zu, den Suwaroff zum Major und zu seinem Adjutanten befördert hatte. Nach Suwaroff's Tode gerieth er mit dessen Erben über ein Gut, welches dieser ihm geschenkt hatte, in einen Proceß, den er verlor. Er starb in Petersburg 1805 in einer kümmerlichen Lage als verabschiedeter Major. Auf dem akademischen ersten Bibliotheksaale in Petersburg hängen von ihm zwei sprechend ähnliche und deutungsvolle Tableaux, deren eins die mathematische und das andre die physikalische Classe der Akademiker darstellt. Sein merkwürdiges Stammbuch, worin sich seine Schattenrisse und Handschriften berühmter Personen befinden, kam in die Hände des D. Hassing in Gotha. — II. **Karl**, Generallieutenant, Bruder des Vorherigen, diente als Cadet in einem, in Altenburg liegenden, gothaischen Infanterieregimente, kam darauf als Lieutenant in eins der deutschen, in holländischem Solde stehenden Regimenter nach Holland. In der holländischen Revolution 1795 als Platzcommandant vom Haag und bei Vertreibung der bei Alkmaar gelandeten Engländer zeichnete er sich aus. Unter der königl. Regierung stand er in besonderer Gunst und wurde Generallieutenant und Adjutant des Königs. Bei dem Zuge gegen Schill und der Einnahme von Stralsund bewies er einen glänzenden Muth. Nach Einverleibung der holländischen Armee in die franz. ging er als Brigadegeneral in diese über, und befehligte als Divisionsgeneral 1812 die sechste Division. Nach Auflösung des franz. Kaiserreichs trat er als Generallieutenant in niederländ. Dienste, bloquirte nach der Schlacht bei Waterloo die Festung Le Quesnoy, welche am 28. Juni capitulirte, und erhielt später das Generalgouvernement im niederländischen Ostindien. Seit 1819 privatisirte er in Gotha, wo er 1823 gestorben ist.

Anthologie (griechische). Es wurden im Alterthum mehre Blumenlesen (dies bedeutet das Wort) oder Sammlungen kleinerer, meistens epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern veranstaltet. Der erste Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 60 J. vor Chr. aus fremden und eignen Gedichten eine Auswahl machte; später thaten ein Gleiches Philippus von Thessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajan's, Diogenianus von Heraclea, Strato aus Sardes, Beide unter Hadrian, und Agathias im 6. Jahrh. Aber alle diese ältern Sammlungen sind für uns verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Constantinus Kephalas aus dem 10. Jahrh., der bei seiner Lese die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte, die andre von Maximus Planudes, aus dem 14. Jahrh., einem Mönch zu Constantinopel, der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Letztere ist die gewöhnlichste. Sie enthält sieben Bücher, die, mit Ausnahme des fünften und siebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetischer Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen stimmt sie mit der Anthologie des Kephalas zusammen, die sich in einem einzigen Codex erhalten hat, welcher von Heidelberg nach Rom, und von da nach Paris kam, jetzt aber wieder in die heidelberger Bibliothek zurückgekehrt ist. Die neueste und vollständigste Ausgabe dieses Urtextes ist von Jacobs, Leipz. 1813, 4 Bde. Aus der Planudischen und Constantinischen Anthologie gemischt sind die Ausg. von Brunck („Analecta"), Strasb. 1772, 3 Bde., und mit Jacobs's Commentar, Lpz. 1794, 13 Bde. Im Deutschen ist durch Herder's, Sonntag's, Stolberg's, Voß's, Conz's, Jacobs's und Andrer Übersetzungen die griechische Anthologie nicht mehr unbekannt, und die reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemälden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe

einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leser mit verdienter Bewunderung ergriffen. Eine ähnliche latein. Anthologie haben Jos. Scaliger, Lindenbruch u. A. m. gesammelt. Beste Ausg. v. Pet. Burmann d. J. Amsterdam 1759—73, 2 Bde, 4. Sehr reich an Anthologien ist die orientalische Literatur, wie z. B. die arabische unter dem Titel Hamasah.

Anthropognosie (griech.), Menschenkunde, im Gegensatze von Anthropologie, Menschenlehre, insofern sie Jemand besitzt. Der Wunsch und das Bedürfniß, den Menschen, d. h. sich selbst, und insbesondere Andre kennen zu lernen, ward Veranlassung, die Menschenkunde auf verschiedenen Wegen zu suchen. Der einzige wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Psychologie dahin zu kommen, wurde oft verlassen, und versucht, auf Wegen von außen her, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menschen zu gelangen. Solchen Bestrebungen hatte z. B. die Chiromantie ihr Dasein zu danken; auch hat darin die verkehrte Anwendung der Physiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Menschenkunde, d. h. Kenntniß der Menschen, wie sie sind, entwickelt sich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunkeln Gefühle, den innern Menschen zu verstehen, und wird wol am sichersten durch Beobachtung der Menschen ausgebildet.

Anthropolithen, Versteinerungen menschlicher Körper oder Körpertheile. (S. **Versteinerungen**.)

Anthropologie, wörtlich Menschenlehre, eine Wissenschaft, welche die physische und geistige Natur des Menschen umfaßt. In neuern Zeiten hat man sie als Naturlehre des Menschen von der Naturgeschichte desselben abgesondert. Ihre Behandlung aber ist verschieden, je nachdem man die physische oder geistige Seite des Menschen mehr im Auge gehabt hat, oder beide zu verbinden suchte; ferner nach dem besondern Gesichtspunkte und Zwecke, aus und zu welchem man den Menschen betrachtet. Da man den Menschen nothwendig in einer dreifachen Hinsicht betrachten muß; 1) nach seiner physischen Natur, 2) nach seiner geistigen Natur, 3) nach dem, was er als freihandelndes Wesen aus sich macht, so hat man in ersterer Hinsicht eine somatische oder physiologische Anthropologie (die man, weil sie mehr der Heilwissenschaft dient, auch medicinische Anthropologie genannt hat); ferner eine psychische Anthropologie (s. **Psychologie**) und eine vergleichende Anthropologie oder Anthropologie ohne Beinamen angenommen, die man jedoch mehr als philosophische Wissenschaft behandelt. Die letztere geht vorzüglich auf eine Kenntniß des Menschen u. führt zur richtigen Menschenkenntniß hin. (S. **Menschenkenntniß**.) Doch ist sie verhältnißmäßig noch am wenigsten bearbeitet. Hartmann, Heinroth, v. Berger, Hillebrand haben neuerlich Versuche ihrer Bearbeitung gemacht.

Anthropomorphismus, s. **Abgötterei**.

Anthropomorphiten oder **Audianer**, die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der, nach Scythien vertrieben, das Christenthum zu den Gothen brachte und um 370 n. Chr. starb. Den Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Pascha der Juden gleichzeitigen Osterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Priester zu, als ihre anthropomorphische Vorstellung von Gott, den sie sich in der Gestalt eines menschlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des 4. Jahrh. sah man sie noch als Separatisten von strengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien gesammelt, im 5. Jahrh. verloren sie sich. Die italienischen Geistlichen zu Vicenza, die um d. J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten gescholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Anthropophag (von *ἄνθρωπος*, der Mensch, und *φάγω*, ich esse), Menschenfresser, Kannibalen. Individuen, auch ganze Völker haben die erschreck-

liche Gewohnheit, Menschenfleisch zu genießen, eine Eigenthümlichkeit, welche dem natürlichen Instinkte entgegen ist. Manche sind durch den Hunger dazu genöthigt worden, Andre bringt die Rache dahin. Bei Andern scheinen religiöse Vorurtheile dieselbe Wirkung gehabt zu haben; wenigstens wird erzählt, daß die Mexicaner das Fleisch Derjenigen fraßen, welche sie ihren Götzen geopfert hatten. Endlich scheint diese Abscheulichkeit bisweilen eine wahre Krankheit zu sein, welche sich an andre Abweichungen des Appetits (s. d.) anschließt. So erwachte in einem Kuhhirten Goldschmidt, der zufälligerweise zum Mörder geworden war und der, um die Entdeckung des Mords zu verhindern, den Getödteten in Stücke zerschnitten hatte, bei dieser Gelegenheit der Appetit nach Menschenfleisch, den er durch den Genuß des Fleisches des Getödteten, dann aber, als dies verzehrt war, durch das Fleisch eines Kindes stillte, welches er absichtlich ermordet hatte. S. Gruner's „Almanach für Ärzte", 1782, S. 312. Ja, Boethius führt in seiner Geschichte von Schottland ein Beispiel an, daß sich diese Krankheit einer ganzen Familie bemächtigte. Ein Räuber, seine Frau und Kinder wurden verbrannt, weil sie mehre Menschen an sich gelockt, getödtet und gefressen hatten. Nur eine Tochter, die noch sehr jung war, blieb übrig, und kaum hatte diese ihr 12. Jahr erreicht, als sie desselben Verbrechens wegen, welches sie aufs neue begangen hatte, auch hingerichtet wurde. Daß es Völker gibt, die das Fleisch des getödteten Feindes verzehren, z. B. die Neuseeländer, ist bekannt; aber es gibt keine Völker, zu deren gewöhnlicher Nahrung Menschenfleisch gehört, wenn es nicht die Battos auf Sumatra sind, wie Anderson (London 1826) erzählt. Die Grausamkeit der ersten Eroberer der neuen Welt — der Spanier — reizte die gutmüthigen Amerikaner zu barbarischer Rachsucht, und man verleumdete sie, um sie unterdrücken zu können; so wurden die Caraiben (s. Antillen) ausgerottet. Allein die neuern Weltumsegler haben jene Vorwürfe von Barbarei und Anthropophagie nicht bestätigt, und selbst da, wo sie Völker antrafen, die Menschenfleisch aßen (das von getödteten Feinden), sanftmüthige und gutherzige Leute gefunden. Die Chinesen werden nicht Anthropophagen genannt, obgleich Jeder weiß, daß in China der Kindermord nicht als ein Verbrechen angesehen und daß in Kanton Kinderfleisch auf dem Markte verkauft wird. Unter Joseph II. Regierung wollte man entdeckt haben, daß die Zigeuner einzelne Reisende ermordet, zerhackt, eingesalzen und verspeist hätten! — Uebrigens ist Anthropophagie eine alte Barbarei, bei den Scythen und Sauromaten, wie bei den alten Bewohnern Kanaans. 34.

Antibacchius, s. Rhythmus.

Anticaglie (anticaglia), s. Antik.

Antichrist. In den letzten Jahrh. vor Chr. knüpften die Juden an ihre Messiasidee die Vorstellung von einem Gegenmessias oder Widersacher der Zwecke des Messias zur Wohlfahrt ihres Volks, der diesem vor Ankunft des wahren Messias noch große Leiden bereiten würde. Die Schriften des N. Test. gedenken des Antichrists als eines oder mehrer falschen Propheten, die sich für den wahren Christus ausgeben und die Welt betrügen würden; nur in der Apokalypse wird er als ein mächtiger, gegen die Christenheit feindseliger Herrscher geschildert. Die Christen blieben in den ersten Jahrh. bei der Idee eines solchen gewaltigen Feindes der Kirche, dessen Erscheinung durch die Verfolgungen derselben angekündigt, der nach chiliastischen Meinungen erwarteten Wiederkunft Christi vorangehen würde. Mit dem Glauben an das tausendjährige Reich, das, jener Meinung gemäß, nach den Beängstigungen der Kirche durch den Antichrist eintreten sollte, erhielt sich diese Vorstellung späterhin in den mannigfaltigen Deutungen und abenteuerlichen Einkleidungen, die ihr die Kirchenväter gegeben hatten, bis das J. 1000 ohne Eintreffen der darauf bezogenen Prophezeihungen vergangen und daher die chiliastische Schwärmerei selbst abgekühlt war. Zwar gab die Auslegung der Apokalypse immer noch

Gelegenheit zu neuen Berechnungen der Erscheinung des Antichrists, doch trugen die im Mittelalter theils einzeln aufstehenden, theils in allerlei Secten vereinigten Gegner der römischen Hierarchie diesen Begriff bald und am liebsten auf den Papst über, in dem nicht nur die Waldenser, Wiclefiten und Hussiten, sondern auch Luther und seine Freunde den wahren Antichrist erkannten, weil er sich wider und über Christum gesetzt habe, dagegen wiederum die Papisten Luther und andre Reformatoren mit diesem Titel belegten. So lebte die Idee des Antichrists als Bild eines gefährlichen Feindes der wahren Kirche nach verschiedener individueller Ansicht fort, ohne je wieder allgemeine Anerkennung zu gewinnen, und spielte noch in den chiliastischen Träumen Jung-Stilling's, z. B. in seiner Zeitschrift „Der graue Mann", eine wichtige Rolle, die in den Jahren der Herrschaft Napoleons häufig diesem gefürchteten Mann aufgebürdet wurde. Jetzt sieht die große Partei der Obscuranten den Antichrist in der Vernunft oder vielmehr in dem freimüthigen Gebrauche derselben gegen die Absichten und Anmaßungen des Obscurantismus. Aber eben an diesem hat die gute Sache der Menschheit, welche mit der Sache Christi Eins ist, den entschiedensten und geschäftigsten, wenn auch, da diese Sache die Bürgschaft ihres Siegs in sich selbst trägt, einen nicht unüberwindlichen Feind. — Auch unter den Juden erhält sich seit Zerstörung Jerusalems durch Titus die wunderliche Prophezeihung eines Kampfes, in dem ein Gegenmessias, Namens Armillus, nach harter Bedrückung der Juden von dem wahren Messias überwunden werden solle. 31.

Antigone, von Ödipus und der Jokaste in blutschänderischer Ehe erzeugt, trug unschuldig den Fluch des väterlichen Hauses. Ihre Geschichte s. unter **Eteokles** und **Ödipus**. Sophokles hat sie verherrlicht.

Antigonus, einer von den Feldherren Alexanders, dem dieser nach seinen ersten Eroberungen in Asien die Statthalterschaft von Lykien und Phrygien anvertraute. Antigonus vertheidigte diese Provinzen nicht nur mit geringer Macht, sondern unterwarf auch noch Lykaonien. Als nach Alexanders Tode die Feldherren desselben seine Eroberungen unter sich theilten, erhielt er Großphrygien, Lykien und Pamphylien. Perdikkas, der alle Staaten Alexanders unter seiner Herrschaft zu vereinigen suchte und die Thätigkeit des Antigonus fürchtete, klagte ihn des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs an. Antigonus errieth ihn, schiffte sich heimlich nach Europa ein, begab sich zu Kraterus und Antipater, und gemeinschaftlich mit Ptolemäus erklärten sie dem Perdikkas den Krieg; Letzterer ward durch seine eignen Soldaten ermordet. Noch war aber des Perdikkas Feldherr Eumenes sehr mächtig in Asien. Antigonus setzte den Krieg gegen ihn allein fort, brachte ihn in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. So war er in kurzem Herr von fast ganz Asien geworden; denn Seleucus, der in Syrien herrschte und sich seinen Anmaßungen entgegenzustellen versucht hatte, war ebenfalls von ihm überwältigt und hatte bei Ptolemäus Schutz gesucht. Antigonus bemächtigte sich auch des größten Theils der Schätze Alexanders zu Ekbatana und Susa, wollte aber dem Ptolemäus, Kassander und Lysimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte sogar dem Kassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört, verbanden sich alle Feldherren gegen ihn, und während Kassander Kleinasien angriff, rückten Ptolemäus und Seleucus in Syrien ein, wo sie des Antigonus Sohn Demetrius schlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum hatte Antigonus diese Vorfälle erfahren, als er zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzug nöthigte. Demetrius entriß dem Seleucus Babylon aufs neue. Jetzt schlossen Antigonus, Ptolemäus, Lysimachus und Kassander einen Friedensvertrag, in dessen Folge sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz

sie waren. Als aber Kassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs neue zwischen den Bewerbern. Antigonus nahm den Königstitel an, mußte aber den Plan, Ägypten zu erobern, aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb der junge Demetrius den Kassander aus ganz Griechenland. Dieser rief den Lysimachus um Beistand an, welcher sich mit einem mächtigen Heere nach Asien begab; hier stieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipsus in Phrygien kam es (301 v. Ch.) zur Schlacht, in welcher der 84jährige Antigonus blieb.

Antik, Antike. Seit die Bildung der neuern europäischen Völker so weit vorgeschritten war, daß diese, in bleibenden Wohnsitzen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen fester gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Bildung der Vorzeit wenden und die befruchtenden Keime einer neuen geistigen Entwickelung in dem Alterthume ausgestreut finden und aufnehmen konnten, seitdem wurde auch den Denkmälern griechischer und römischer Literatur und Kunst vor allen noch bekannten Überresten andrer Völker und Zeiten fast allgemein der Vorzug zuerkannt. Sie wurden als das Bedeutendste und Dauerndste, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb und wohin er stets zurückkehrte, vorzugsweise antik (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker selbst die Alten genannt. Indessen war auch diese Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Zeiträumen der neuern Bildung verschieden, indem sie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demselben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzsucht gegründet, selbst bei den Bessern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anstaunen ähnlich zu sein schien, oder einseitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelst der zuerst sich ausbildenden Theologie und Wissenschaft des römischen Rechts, auf mannigfaltige Weise hingewiesen wurde. Sammlungen von Werken der griechischen und römischen Bildhauerkunst (Plastik), welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmale alter Herrlichkeit im 14. und 15. Jahrh. zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide erst machten eine die wichtigsten Werke dieser Art umfassende Wissenschaft möglich, welche dieselbe nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, welches jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, und das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte und, durch philologische und historische Kenntniß unterstützt, erklärte. Winckelmann, ein Mann von antikem Geiste, war es, der späterhin in Deutschland mit dieser Ansicht durchdrang. Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besonderer Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck **Antike** (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassenden philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Band, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, ja selbst mit dem übrigen religiösen und politischen Leben jener Völker verknüpfte und allen diesen Äußerungen des Geistes einen gemeinschaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen andern auszeichnet, bei aller Mannigfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand nun der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und

durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunst, wo man, von eigner Höhe schon herabgesunken und in die poetische Ferne der Vergangenheit blickend, sich an vormalige Größe zu stützen und an ihr zu erheben bemüht war; in dieser Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angestellt, gegen welches das Neuere für nichts geachtet wurde. Gegenwärtig, wo eine umfassendere und durch reinere Begriffe von Kunst und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunstwerke des vorchristlichen Alterthums und der neuern Zeit sich immer weiter verbreitet hat, sieht man auch allgemeiner ein, daß einestheils die Werke der Griechen und Römer nicht den Begriff des Antiken erschöpfen, wenn auch die Mehrzahl derselben dem Ideale der Kunst unter allen Werken des Alterthums am nächsten kommt, und daher vor allen durch jenen Namen ausgezeichnet zu werden verdient, anderntheils die neuere Bildung ebenfalls eine unübersehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Erzeugnisse der Künste aufzuweisen hat, welchen die Überreste des Alterthums als gleichrelative Erscheinungen des menschlichen Geistes gegenüberstehen. Allein die nähere Bestimmung dieses Begriffs des Antiken, welcher dem Modernen oder den Erzeugnissen der neuern Zeit entgegengestellt wird, setzt eine genaue Angabe des Umfangs und der Dauer der Bildungsperioden, welche wir mit diesem Begriffe bezeichnen, sowie der Ursachen voraus, welche den besondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide absondern, hervorgebracht haben. Denn soll der Begriff des Alterthums einen bestimmten Abschnitt der allgemeinen Bildungsgeschichte bezeichnen, so muß derselbe auf eine Verschiedenheit der Bildung gegründet sein, durch welche mehre Völker sich von den Nationen einer neuern Zeit (die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberstellen und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunst nennen) absondern, und wir setzen dabei voraus, daß Völker, so verschieden sie in ihren Werken erscheinen, dennoch in Hinsicht eines höhern Gesichtspunktes unter einem gemeinschaftlichen Begriff gefaßt werden können, da überhaupt die Völker nicht für sich bestehen, sondern zusammenwirkend ein großes Leben der Menschheit bilden, das, wie das Reich der Natur, in unzählige größere und kleinere untergeordnete und beigeordnete Kreise, bis zu den Individuen herab zerfällt und sich nach einem festen Gesetze der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannigfaltige Perioden anzunehmen berechtigt sind. Jene Verschiedenheit nun findet sich unleugbar in den Werken der vorchristlichen und christlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrschaft der christlichen Religionsansicht, dem mit der sogenannten großen Völkerwanderung eintretenden Verfalle des römischen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit sich wiederum so ähnlich sein, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberspielt, und umgekehrt (daher sich auch diese Abschnitte historisch nicht genauer bestimmen lassen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geisteswerken der Individuen tausendfältige kaum merkliche Übergänge statt; aber wir reden hier von einem herrschenden Charakter, welcher diese Verschiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieser Verschiedenheit, so müssen wir sogleich die Ursachen andeuten, welche jenen bestimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken näher bestimmt werden wird.

Wir verstehen aber unter dem Antiken im weitesten Sinne die Beschaffenheit der Bildung der vorchristlichen Völker unserer Erde, welche sich in den Werken der Wissenschaft und Kunst als herrschender Charakter derselben geäußert hat. Die Bildung des Menschen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menschengeschlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher den ersten Zeitraum derselben den Zeitraum des herrschenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber ist der Mensch in die Natur versenkt, sie sind die

unmittelbarsten Berührungspunkte des Geistes und der Natur, durch welche auch ersterer die Kraft der letztern empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der ersten Periode das natürliche Princip selbst im menschlichen Geiste gleichsam vorwaltet und eine gewisse Oberhand immer behalten mußte. In dieser Periode lebte der Mensch anfangs wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur. Sobald er aber mit dem Wachsthume des Verstandes sich und seine Zwecke von ihr absonderte, entstand der Kampf zwischen dem Innern und Äußern, und er suchte diesen auszugleichen 1) in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erschien, durch Versöhnung der Natur, Naturdienst; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich ihm offenbarte, auch nothwendig Vielgötterei sein mußte, vielfach gestaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verschieden war und die Welt der Einbildungskraft auf jener sich erbaute; ferner 2) durch die Wissenschaft, welche sich aus der Naturforschung erhob und lange Zeit nichts weiter als Naturforschung war, und wo sie, zur höchsten Einheit hinstrebend, sich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Causalzusammenhang schließen sollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter setzte, stehen blieb; endlich 3) durch die Kunst, welche sich als Naturnachahmung auf mannigfaltigen Stufen wirksam äußerte. Ja, auch in den mehr polyarchischen Verfassungen zeigte sich die Herrschaft des Naturprincips. In dem Leben der Einzelnen galt die männliche Kraft, und bildete den Heroen; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundschaft; das Verhältniß der Geschlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlicher als sittlicher Art, nur durch angeborene Decenz hier und da veredelt. Dieses halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunst insbesondere, zu welcher dieser Zeitraum vorzüglich hinneigte, und namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung steht, und deren Werke man vorzüglich mit dem Ausdrucke Antiken bezeichnet, so nahm diese besonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit, über welcher gleichsam bewußtlos die Einheit waltete, in sich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verschieden den Menschen die Natur durch den Sinn erschien, so verschieden gestaltete sich auch das Leben der Phantasie, welche auf diesen gegründet ist, und in dieser Hinsicht unterscheidet sich der düstere, räthselhafte Charakter des Ägyptiers, den wir in seiner Kunst bemerken, und des tiefsinnigen, in sich gekehrten Indiers von dem des heiter um sich blickenden Griechen. Blühend war die Phantasie des Letztern; in günstigen Umgebungen der Natur, in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelste der Natur in seinem Geiste spiegelnd empfangen und nachbilden. Die Gestalten und Bilder seiner Kunst erhielten die edeln Nationalzüge seines Volks, und keine Nation erreichte in Hinsicht auf die sinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Wesen des Kunstwerks gehört, diese Höhe, sodaß damit die plastische Darstellung selbst in dieser ersten Culturperiode und bei diesem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben scheint. Denn während andre Völker noch mit dem Material der Darstellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken sich nur zu einer riesenhaften, den Menschen fast erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthselhaften Bedeutsamkeit erheben konnten, vereinigten sich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer schon geübten und von jenen Völkern empfangenen Kunst, und das Werk der Kunst stand, wie aus dem Schoße der Natur entsprungen, leicht, aus Einem Gusse, in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbständigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität), vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverleugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griechischen Kunst

bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in bestimmten Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und jene reizende Unbefangenheit (Naivetät), vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seinen reinsten Zweck in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet ist. So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, sie erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung verklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt, aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist. Und hierin besteht die (ideale) Wahrheit sogenannter antiker Formen. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur; der durchgreifende Charakter derselben Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt und das Vollendetste der Natur gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten strebt.

In diesen Zügen glauben wir das Wesen des Antiken in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die römische Kunst war eine Nachahmung, und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüthe der griechischen, deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, näher bestimmt durch den Charakter dieses kriegerisch strengen, aber weniger bildsamen Volks; und darum wird dieselbe, insofern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, wenigstens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen Kunst, wie schon bemerkt worden, antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, insofern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (das man daher auch das classische Alterthum nennt) und den hier allgemeiner verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn sieht, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, sodaß die Mittelmäßigkeit in dieser Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Wesen des Antiken in diesem Sinne auch oft mit dem Namen des Plastischen vorzugsweise bezeichnen wollen, und beide Begriffe insofern gleichgesetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religion und herrschende Naturanschauung überhaupt unter allen Künsten die plastische oder bildende Kunst (im weitern Sinne) vorzüglich begünstigt war, ja, derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Gestaltung, auch in der Dichtkunst sich regte und ihren Hauptcharakter bestimmte (daher man auch von einem Plastischen in der antiken Dichtkunst redet). Und hiernach versteht man also unter Antiken insbesondere, im noch engern Sinne, Werke der bildenden Kunst der Griechen und Römer. Hierzu würden gehören: die Denkmäler der Baukunst ebensowol als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur) und der übrigen zeichnenden Künste, mithin Gebäude und Trümmer, Bildsäulen, Geräthschaften, erhabene Arbeiten (Basreliefs), Münzen, geschnittene Steine, Gemälde und Mosaiken. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch sich überall als Mittelpunkt seiner Darstellungen ansieht und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes, werden die umfassenden Vorstellungen des Lebendigen, hauptsächlich des Menschen, durch die bildende Kunst im engern Sinne (auf die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt ist und auch der Natur der Sache nach nicht dieselbe Höhe mit der bildenden Kunst erreicht zu haben scheint,

wird hierbei weniger gesehen) Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben heißen Antikengalerien, Antikensammlungen (s. Museum). Von diesen Antiken im engsten Sinne sondert man die kleinern Darstellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Überreste der alten, besonders griechischen und römischen, Kunst unter dem italienischen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch besondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Daktyliotheken u. s. w. errichtete. Übrigens setzt man den Anfang der griechischen Kunst, und mithin der Antike in jenem weitern Sinne (das Ende ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden), in das Zeitalter des Homer (s. Böttiger's „Andeutungen“, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigstens unsere Beschreibungen reichen. Mit den Antiken im engsten Sinne aber, welche wegen der Reinheit ihrer Formen und des edeln Ausdrucks stets als Musterwerke betrachtet und dem sinnigen Studium der Künstler empfohlen werden müssen, macht man sich näher bekannt durch die Archäologie (s. d.). Übrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen (s. d.) erläutert. T.

Antillen, die zahlreichste Inselgruppe unter allen bis jetzt bekannten, die im mexicanischen Meerbusen, unweit der Küste der spanischen Provinz Yucatan anfängt und in einer bogenförmigen Kette fast bis an die Mündung des Oronoco in Guiana sich erstreckt. Man begreift sie gewöhnlich, zugleich mit den Lukaien- oder Bahama-Inseln, unter dem Namen Westindien im engern Sinne. Sie werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Der ersten sind vier, Cuba, Jamaica, St.-Domingo, jetzt Haiti (ehemals Hispaniola) und Portorico. Die kleinen, die auch die Caraibischen Inseln (s. d.) heißen, werden, ihrer Lage nach, in die Inseln im Winde und unter dem Winde (Span. **Islas Barlovento** und **Sotto vento**; engl. **Windward-** und **Leeward-Isles**) unterschieden. Jene, zu denen Martinique und Guadeloupe nebst vielen andern gehören, wiewol die Engländer nur die am meisten vorspringende Insel Barbados als im Winde liegend betrachten und danach benennen, liegen näher nach Morgen zu, und erhalten den Ostwind, der den größten Theil des Jahres hindurch in diesen Gegenden herrscht, am ersten; die Inseln unter dem Winde (la Trinidad, Curaçao u. a.) sind diejenigen, zu welchen, ihrer Lage nach, dieser Ostwind am spätesten kommt. Ein Theil der kleinen Antillen, 60 an der Zahl, unter welchen St.-Thomas und St.-Croix die wichtigsten sind, ist auch unter dem Namen der Jungferninseln bekannt. Viele der Antillen enthalten Gebirge (Kalk mit Muschelgries); einige sind bloß nackte Felsen, und daher gar nicht angebaut; mehre sind vulkanischen Ursprungs, und die Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, daß sie in den ältesten Zeiten Theile des festen Landes ausgemacht und durch irgend ein großes Naturereigniß ihre dermalige Gestalt erhalten haben. Sie gehören zu der heißen Zone; die große Hitze wird jedoch durch die Seewinde abgekühlt. Das Klima ist besonders den Europäern gefährlich, sie werden fast ohne Ausnahme von Fiebern befallen, die leicht tödtlich werden. Zu den physischen Übeln dieser Inseln gehören auch öftere Erdbeben und besonders Orkane, die gewöhnlich vom Juli bis zum Oct. da herrschen, und bisweilen mit nicht zu beschreibender Wuth die größten Verwüstungen anrichten. Dagegen ist die Fruchtbarkeit der meisten Antillen sehr groß. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Zuckerrohr, Caffee, Baumwolle, Indigo, viele Gewürze und Südfrüchte. Die Bevölkerung sämmtlicher Inseln, deren Flächeninhalt man auf 4653 □M. schätzt, wird zu 2,373,000 Einw. angegeben, worunter 514,000 Europäer, 670,000 freie farbige Leute und weit über eine Mill. Neger. Von den ersten Einwohnern, den Caraiben, welche die Spanier bei ihrer Ankunft auf den Antillen fanden, sind nur wenige Reste übrig. Die Spanier vernachlässigten diese von ihnen zuerst entdeckten Inseln, weil sie nicht viel edle Metalle da fanden, daher ließen sich bald Franzosen und Engländer auf verschiedenen der-

selben nieder. Der Handel, den die Europäer dahin treiben, ist von der größten Wichtigkeit. (S. Westindien.)

Antilochus, Sohn des Nestor (man sagt von der Anaxibia oder Euridice), der Jüngste in dem Heer der Griechen vor Troja, tapfer und muthig, schön und von gewandtem Gliederbau und deßhalb dem Achill, nächst Patroklos, am meisten lieb und theuer. Deßhalb wurde er (nach Homer) ausgewählt, dem Achill des Letztern Tod zu verkünden. Man rief ihn aus der Schlacht und rasch flog er hin zu seinem Freund und meldete mit Thränen die Trauerbotschaft; er hielt dem fast Verzweifelnden sänftigend die Hände. Bei dem Wettkampf zu des Todten Ehre empfing er den dritten Preis im Wettrennen, den ihm Achilles lobend erhöhte. Viele tapfere Trojaner erschlug er im Treffen, und einst rettete ihn selbst Neptun aus der Gefahr der Schlacht. Endlich erlag er bei der Vertheidigung seines greisen Vaters, der ihn, bedrängt vom Äthiopier Memnon, in der Schlacht zu Hülfe gerufen (Pindar. Pyth. VI), weßhalb ihm der Name Philopator beigelegt worden ist. Seinen Fall stellt die ilische Tafel Nr. 48 vor. Mit den Freunden Patroklos und Achill verbunden, kommt er auch in der Unterwelt vor. Das Übrige ist spätere Sage. 44.

Antimon, s. Spießglanz.

Antinomie, Gesetzesstreit, oder Gesetzwidrigkeit. Kant nennt Antinomie einen Widerstreit der Gesetze der reinen Vernunft und versteht darunter den Widerspruch, in welchen die Vernunft mit sich selbst geräth, wenn sie die Idee des Unbedingten und ihr Gesetz, welches vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte schließt, auf die Sinnenwelt anwendet, indem sie dabei entweder Etwas annehmen muß, was die grenzenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Weltgrenze, Freiheit, oder Etwas dem Verstande Unerreichbares, als Weltewigkeit und Grenzenlosigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Ursache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieser Widerspruch nicht in den Gesetzen der Vernunft selbst liegt, zeigt Kant selbst einmal durch den transscendentalen Idealismus, nach welchem die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes ist, und Nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verstandesgesetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Bestimmung der Vernunft und ihrer Grundsätze, welche nicht das Dasein und die Beschaffenheit der Gegenstände, sondern nur unsere Untersuchung derselben bestimmen sollen.

Antinomismus, Widerspruch gegen das Gesetz, nannten die wittenbergischen Reformatoren die Geringschätzung des Sittengesetzes, besonders des Mosaischen, welche sich Johann Agricola erlaubte, um die Wirksamkeit des Evangeliums oder der Glaubenslehre zur Besserung des Menschen desto nachdrücklicher anzupreisen. Dieser Agricola hatte schon 1527 eine scharfe Censur der Visitationsartikel Melanchthon's (vgl. Melanchthon) verbreitet, wodurch er die darin enthaltene Empfehlung fleißiger Vorhaltung des Gesetzes, und besonders der zehn Gebote, zur Erweckung der Buße, als eine mit der Lehre des Evangeliums unvereinbare und dem Papstthume günstige Überschätzung des Gesetzes verdächtig zu machen suchte. Zwar sah er sich durch die Gründe Melanchthon's bei einem zur Beilegung des Streits im Dec. 1527 zu Torgau veranstalteten Religionsgespräch genöthigt, seine Meinung zurückzunehmen und vor der Hand zu schweigen, brachte sie aber dennoch 1537 in einer Disputation zu Wittenberg mit neuer Heftigkeit und merklichen Ausfällen gegen Luther und Melanchthon wieder auf und behauptete ausdrücklich, weil der Mensch bloß durch das Evangelium gerechtfertigt werde, sei das Gesetz zu seiner Rechtfertigung und Heiligung gar nicht nöthig. Diese einseitige, auf Mißverstand des Verhältnisses der Glaubenslehre zur Besserung beruhende Meinung widerlegte Luther in seinen Disputationen gegen die Gesetzstürmer oder Antinomer, wie er sie nannte, mit überzeugender Kraft und bewies, wie nöthig Vorhaltung des Gesetzes zur Erkenntniß der Sünde und zur wirklichen Besserung

sei. Als darauf Agricola widerrief, machte Luther 1539 diesen Widerruf mit scharfem Tadel der in Ober= und Niedersachsen schon zahlreichen Anhänger Agricola's bekannt. Dieser, hierdurch persönlich gekränkt, protestirte gegen die ihm von Luther aufgebürdeten Consequenzen, ging aber, ehe der Kurfürst von Sachsen seine Sache schlichten konnte, nach Berlin, wo er 1540 eine, Luther völlig befriedigende, Revocationsschrift herausgab und damit den sogenannten antinomistischen Streit beendigte. Jedoch wurden hierdurch eigentlich nur die persönlichen Händel dieser Männer beigelegt, dagegen die Frage, ob die durch das Christenthum bezweckte reine Sittlichkeit mehr durch den Glauben an die Verheißungen der Gnade Gottes in Christo, oder mehr durch moralischen Unterricht bewirkt werde, noch immer und vorzüglich jetzt wieder ein Gegenstand theologischer und pädagogischer Controversen ist. Wer den Geist des Christenthums richtig würdigt, wird Glauben und Pflichtgefühl als unzertrennliche Motiven christlicher Tugend und Beruhigung gleich wichtig finden und Luther's Verdienst um die Religiosität auch darin erkennen müssen, daß er in jenem Streite der, unter den evangelischen Predigern damals eingerissenen, der Moralität sehr nachtheiligen Gewohnheit, nur zum Glauben zu ermahnen und die Besserung der Sitten darüber zu vernachlässigen, nachdrücklich zu steuern suchte. (Vgl. Agricola, Johann.) — Antinomer, welche den Gebrauch des Sittengesetzes bei dem Unterrichte auch der Ungebesserten ganz entbehrlich fanden und, um die Kraft des Glaubens hervorzuheben, sogar das Laster zu rechtfertigen suchten, hat es auch unter den Independenten in England zu Cromwell's Zeit gegeben. Als strenge Anhänger der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, sprachen sie sittlichen Bestrebungen jeden Einfluß auf die künftige Seligkeit ab. Zahlreich waren sie nie und lebten seit dem Ende des vorigen Jahrh. ohne kirchliche Verbindung. Ihre Grundsätze theilten die Antinomian= oder Particular=Baptisten, s. Taufgesinnte. 31.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrian's an Wahnsinn grenzende Liebe für die Kunst verewigt hat. Ob er in dem Glauben, Hadrian, den er auf seinen Reisen begleitete, dadurch das Leben zu erhalten, oder ob er, müde seiner Bestimmung, sich in den Nil gestürzt habe, läßt sich nicht bestimmen. Hadrian aber fand über diesen Verlust kein Maß des Schmerzes. Nicht zufrieden, einem neuentdeckten Gestirn in der Milchstraße den Namen seines Lieblings zu geben, welche Benennung noch gilt, ließ er auch Tempel für ihn errichten, Städte nach seinem Namen benennen und ihn durch das ganze Reich gleich als einen Gott verehren. Daher wurde auch das Bild von der Kunst auf alle Weise dargestellt und vervielfältigt. Mehre dieser Abbildungen gehören zum Theil zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben; namentlich die Bildsäule des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrian's, und des Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrian's zu Tivoli. Aber gerade über diese Bildsäulen sind die Archäologen sehr verschiedener Meinung, und viele wollen sie nicht für Abbildungen des Antinous gelten lassen, sondern erkennen die charakteristischen Kennzeichen andrer Heroen oder Götter darin. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, da die Künstler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmale vermischt wurden. Die vaticanische Statue ist wahrscheinlich kein Antinous, sondern ein Hermes, die capitolinische aber ein Hermes=Antinous. — „In allen Abbildungen", sagt Winckelmann vom Antinous, „hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Umrisse, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist Etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." (Vergl. Levezow, „Über den Antinous, dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums", Berlin 1808.)

Antiochia oder Antiochien. So hießen mehre Städte im Alterthum. Die berühmteste d. N. (jetzt Antakia), die Residenz der syrischen Könige, der Seleuciden, in Asien, am Orontes, war eine der ansehnlichsten Städte und eine Pflegerin der Wissenschaften. Späterhin war sie der Sitz des römischen Statthalters und des Patriarchen von Asien. Ein andres Antiochia (ad Pisidiam) lag in Großphrygien, in Kleinasien, wurde von den Römern zu einer Colonie gemacht und war berühmt durch einen Tempel der Luna.

Antiochenische Schule, s. Katechetenschulen.

Antiochus, ein Name mehrer syrischen Könige, der in der römischen Geschichte Epoche macht. Der erste, der unter d. N. bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleucus (s. d.). Der Sohn von diesem, Antiochus Soter, führte mehre, wiewol nicht ganz glückliche, Kriege, und ist noch wegen der Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonica bekannt: eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen suchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit stürzte, bis der königl. Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm, und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu dem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Versammlung seine junge und schöne Gemahlin abtrat. — Einer seiner Nachkommen war Antiochus der Große, der s. Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, schlug den Ptolemäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlassen mußte, war nicht minder glücklich gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern in Streit gerieth. Dies ist der berühmte antiochische Krieg, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte. Da er aber wenig in die Plane dieses Feldherrn eindrang, und bloß ein Heer nach Griechenland schickte, das unthätig blieb, ward dasselbe zuerst bei Thermopylä, dann mehre Male zur See geschlagen, wodurch A. den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Übergang nach Kleinasien streitig machte, wo sie den Sieg bei Magnesia erfochten und den Antiochus zu dem schimpflichsten Frieden nöthigten. Als er in der Folge aus dem Tempel des Jupiter Elymäus den Schatz entführen wollte, wurde er mit allen seinen Leuten erschlagen. — Sein 2. Sohn Antiochus Epiphanes (der in der Geschichte der Maccabäer als der ärgste Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptischen König Ptolemäus Philopator an, und belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, sowie ganz Ägypten, verließ, da sich die Römer des Ptolemäus annahmen. Ihm folgten noch mehre syrische Könige unter d. N. Antiochus, mit verschiedenen Beinamen, bis endlich Antiochus Asiaticus von Pompejus vertrieben und Syrien (s. d.) zur römischen Provinz gemacht wurde.

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer des Asopusflusses, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete sie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher diesem versprochen hatte, ihn an seiner Tochter zu rächen, erschlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er sie seiner Gemahlin Dirce übergab, von der sie auf das grausamste gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch der Antiope zu entrinnen und sich durch ihre Söhne gerächt zu sehen. Sie rühmte sich, aus der Umarmung des Jupiter den Zethus und Amphion geboren zu haben. Übrigens wird ihre Geschichte sehr verschieden erzählt.

Antiparos, s. Paros.

Antipater, Feldherr und vertrauter Freund Philipp's von Macedonien. Alexander ließ ihn, da er nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück. Wiewol er diesen Posten rühmlich verwaltete, indem er den aufrührerischen Statt-

halter von Thracien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, so gelang es doch der Olympias, Alexanders Mutter, mit welcher er in Uneinigkeit lebte, ihn ihrem Sohne verdächtig zu machen. Dieser rief den Antipater zu sich nach Asien, und ernannte den Kraterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander starb, noch ehe diese Veränderung ins Werk gerichtet worden; Antipater behielt bei der bekannten Theilung Macedonien und Griechenland, und wurde zum Vormunde des Kindes ernannt, mit welchem Roxane, Alexanders Witwe, schwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem ganzen verbündeten Griechenland zu bestehen; anfangs war er unglücklich, als aber Leonatus und Kraterus ihm zu Hülfe gekommen waren, unterwarfen sich die Griechen aufs neue. Diesem Kriege folgte ein andrer mit Perdikkas, der ebenfalls glücklich geendigt wurde. Antipater starb 317 v. Chr. in einem hohen Alter, nachdem er dem Polysperchon die Vormundschaft des jungen Königs anvertraut hatte. Die Beschuldigung, daß Antipater den Alexander habe vergiften lassen, ist völlig unerwiesen.

Antipathie ist 1) der unwillkürlich in uns entstehende Widerwille gegen eine Person, wobei wir von ihrem uns mißfälligen Äußern auf ihr Inneres schließen. Gewöhnlich ist unser Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft sind wir selbst in der Folge nicht im Stande, dasselbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieser, einer Eingebung ähnlichen, Antipathie gibt es aber 2) noch eine andre, welche sich auf Erfahrungen stützt, die der aufmerksame Beobachter in seinem Umgange und Verkehr mit den Menschen macht, und durch die er die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menschen in sich hervorzurufen. Diese beruhen auf den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen ist, desto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er wieder zutreffen werde. Die Seele wird gewissermaßen sichtbar im Körper; ihre Leidenschaften lassen in demselben gewisse Spuren zurück, welche sich unwillkürlich zeigen und die herrschende Denk- und Handelsweise eines Menschen verrathen. Sind nun gewisse äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerstrebenden Natur beobachtet worden, so erwecken sie bei ihrer jedesmaligen neuen Erscheinung das Gefühl der Antipathie. 3) Die Antipathie gegen Thiere und leblose Gegenstände entsteht theils auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menschen, theils aber aus gewissen Eigenschaften, z. B. Ausdünstung u. dgl., die ein Einzelner, vermöge der eigenthümlichen Bildung seines Körpers, nicht ertragen kann. Überlegung und allmälige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art schwächen und überwinden, nicht selten aber bleiben alle Mittel fruchtlos, und man darf diese überhaupt nur mit Vorsicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unsicher ahnen können.

Antiphlogistische Chemie, s. Chemie.

Antiphonie, Gegen- oder Wechselgesang, wird besonders in der katholischen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erst von einem einzelnen Sänger angestimmt, und dann, wenn der darauf folgende Psalm von zwei Chören wechselsweise abgesungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Ferner ein Gesang des Priesters, welchen der Chor oder die Gemeinde beantwortet. Daher **Antiphonarium** oder **Antiphonale** dasjenige große lateinische Gesangbuch, woraus die Kanonici und andre Geistliche die Antiphona und auch andre Hymnen, Collecten rc. absingen. Psalm 87, 7, beweist, daß solche Wechselgesänge schon in dem alten jüdischen Cultus gebräuchlich waren. Ihre Einführung in die christliche Kirche wird dem Kirchenvater Ignatius (im 1. Jahrh. nach Chr.), seine Einführung in die abendländische Kirche insbesondere dem **Ambrosius** (s. d.) zugeschrieben. Am Ende des 6. Jahrh. verfertigte Gregor der Große ein Antiphonarium zur Ehre

der Maria und andrer Heiligen. In der evangelischen Kirche kennt man zwei Arten der Antiphonien. Entweder bestehen sie aus ganzen Liedern, wie die Litanei, oder nur aus wenigen biblischen Worten. Diese letztere Art faßt theils eine Intonation, welche der Prediger verrichtet, theils ein responsorium des Chors und der Gemeinde in sich. In England nennt man Anthem oder Antiphonen eine Art Kirchenmusik, für die Kathedralkirchen bestimmt. Weibliche Stimmen singen zwei Zeilen allein, und die ganze Gemeinde fällt dann stärker und kräftiger ein. Händel hat deren mehre componirt.

Antiphrasis, eine Wortfigur, vermöge welcher man Etwas von dem benennt, was es nicht ist. So z. B. soll der Name Parzen von parcere, schonen, abgeleitet sein, ob sie gleich nichts weniger als schonend sind; so auch bei dem Namen der Furien, Eumeniden. Gewöhnlich findet dabei eine Ironie statt.

Antipoden, s. Gegenfüßler.

Antiqua, damit bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die geradstehenden lateinischen Schriften von mannigfaltiger Größe, zum Unterschiede von der schiefliegenden (Cursiv-) Schrift. (S. Schriften.)

Antiquare, diejenigen Gelehrten, welche sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigen, in Italien oft gleichbedeutend mit Ciceroni gebraucht; dann auch Diejenigen, welche ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich starke Sortimente alter Bücher, wovon die der Elzeviere und Waesberge zu Leiden und Amsterdam, und die von Fritsch, Gleditsch und Weidmann zu Leipzig am bekanntesten waren; noch jetzt herrscht diese Sitte außerhalb Deutschland. In Frankreich werden diese Antiquare spottweise von Bouquin — ein altes Buch von geringem Werth — Bouquinistes genannt. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Rom bei de Romanis, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leiden bei Luchtmans die vollständigsten Lager. Nur in Deutschland, wo sich der Buchhandel am regelmäßigsten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlassen, von denen Weigel in Leipzig, Meusel in Koburg, Häßler und Nestler in Hamburg, Sommerbrod in Berlin unter die bekanntesten gehören. A—s.

Antiquitäten, s. Alterthümer.

Antispast, s. Rhythmus.

Antisthenes, Stifter der cynischen Secte, geb. zu Athen in der 89. Olympiade (424—421 v. Chr.), genoß den Unterricht des Sophisten Gorgias, und trieb das Geschäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entsagte er dem eiteln Schmuck der Beredtsamkeit, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Aus Sokrates's Lehren schöpfte er jenen Eifer für die Tugend und jenen gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete. Er setzte die Tugend in das freie Entbehren und die Unabhängigkeit vom Äußern und verachtete Reichthum, Würden, Wollust, ja selbst die Wissenschaft. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Quersack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erscheinen. Plato erkannte den wahren Zweck dieses auffallenden Betragens. „Ich sehe", sagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorscheinen." Die Sonderbarkeit des Betragens reizte Viele zur Nachahmung. Sein vorzüglichster Schüler war Diogenes (s. d.). Wenn dieser durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes und durch die Eigenthümlichkeit seiner Ausdrücke ausgezeichnet ist, so wußte Antisthenes sich mit mehr Würde zu betragen. Er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger; auch soll er zuerst gewagt haben, die Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und Ursache gewesen sein, daß ei-

ner verbannt, ein andrer mit dem Tode bestraft wurde: eine Angabe, die jedoch Barthelemy in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und in Xenophon's Gastmahle wird seiner mit Lobe gedacht. Nach Sokrates's Tode ließ er sich im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, nieder, wovon, wie man glaubt, die Schule ihren Namen erhalten hat. Antisthenes's Sinnsprüche sind bekannt. Seine vielen Werke sind sämmtlich verloren gegangen; denn die unter seinem Namen vorhandenen Briefe werden für unecht gehalten. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Antithese, der Gegensatz, eine Redefigur, vermöge deren man einen Gedanken durch Verbindung mit einer entgegengesetzten Vorstellung hervorhebt. Diese Figur erfodert Scharfsinn und ist oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn Lessing in der Beurtheilung eines Buchs sagt: „Dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!" Das Antitheton setzen Einige bloß in die Verbindung contrastirender Vorstellungen. (S. Contrast.)

Antitrinitarier, Irrlehrer und Secten, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie sie das nicäische und athanasische Symbolum aufstellt, nicht annehmen, und entweder den Sohn und den heil. Geist in der Gottheit dem Vater unterordnen, oder Christum schlechthin für einen Menschen und den heil. Geist für eine willkürliche Persönlichung der göttlichen Geisteskraft erklären. In den frühern Zeiträumen der christlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, sehr zahlreich; besonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören hieher. Der Name Antitrinitarier kam aber erst seit dem 16. Jahrh. auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonstranten nach dem Lehrbegriffe des Episcopius (starb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obige Behauptung in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Christenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Christen erkennen und in christlichen Staaten dulden; der spanische Protestant Miguel Servetus wurde dieser Ketzerei wegen auf Calvin's Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und selbst die duldsamen Könige von England erließen die strengsten Verordnungen wider sie. Gleichwol bildeten ein englischer Geistlicher, Theophilus Lindsey 1774 zu London, und ein Kaufmann, William Christie zu Montrose in Schottland, unitarische Gemeinden, welche sich durch Gottesdienst und religiöse Gebräuche von der herrschenden Kirche absonderten. Über andre noch bestehende Gemeinden dieses Glaubens s. Unitarier. E.

Antoinette (Marie Antoinette Josephe Johanne) von Lothringen, Erzherzogin von Östreich und Königin von Frankreich, geb. zu Wien den 2. Nov. 1755, war die T. Kaiser Franz I. und der Maria Theresia. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung, und erwarb mannigfaltige Kenntnisse. Die Natur hatte ihr in einem seltenen Grade Anmuth und Schönheit verliehen. In einem Briefe Marie Theresiens an den künftigen Gemahl M. Ant., heißt es u. A.: „Ihre Gemahlin, lieber Dauphin, trennt sich eben von mir. Sowie sie stets meine Wonne gewesen, so wird sie Ihr Glück machen. Dazu habe ich sie erzogen, denn ich sah lange vorher (es war seit vielen Jahren Choiseul's und Kaunitz's Lieblingsidee gewesen, Frankreich und Östreich durch Familienbande an einander zu knüpfen), daß sie die Gefährtin Ihres Lebens werden würde. Ich habe ihr Liebe zu ihren Pflichten gegen Sie eingeflößt, die zärtlichste Anhänglichkeit an Ihre Person, die größte Aufmerksamkeit für Alles, was Sie glücklich machen und Ihnen gefallen kann. Vor Allem habe ich ihr Demuth gegen Gott empfohlen, indem ich überzeugt bin, daß man nie das Glück der uns anvertrauten Völker machen wird, wenn man es an Ergebenheit gegen den fehlen läßt, der die Scepter der Könige zerbricht und die Thronen zermalmt, wie es in seinem Rathschluß beschlossen ist." Die Abreise M.

Ant. von Wien erfüllte die Hauptstadt mit Trauer; ihre Ankunft in Strasburg und ihre Reise bis Compiegne, wo Ludwig XV. und der Dauphin sie empfingen, und bis Versailles, wo am 16. Mai 1770 die Vermählung statt fand, glich einem Triumphe. Es ist späterhin bemerkt worden, daß unmittelbar nach dem Acte der Vermählungsceremonie ein furchtbares Gewitter, wie man es kaum vorher erlebt, ganz Versailles und die Umgegend in Schrecken setzte. Noch mehr Deutungen erlaubten sich ängstliche Gemüther, als bei der Festlichkeit, welche die Stadt Paris am 30. Mai zur Feier der Vermählung des Dauphins veranstaltete, aus Mangel an verständiger Anordnung in der Rue royale eine bedeutende Anzahl von Personen im Gedränge erdrückt oder zertreten wurden. Ein Etikettenstreit zwischen dem prévôt des marchands, erstem Repräsentanten der Stadt Paris, und dem Polizeilieutenant, Herrn von Sartines, war Ursache dieses Unglücks. Jener verlangte herkömmlich für diesen Tag alle polizeiliche Anordnungen zu leiten. Er war unerfahren und eingebildet, lehnte alle Einmischung des Herrn von Sartines ab und — das Unglück geschah, das insbesondere auf das neuvermählte Paar den tiefsten Eindruck machte. Dreiundfunfzig wurden todt gefunden und gegen 300 schwer verwundet. So erzählt Weber, der Milchbruder Marien Antoinettes, in seinen 1806 und 1807 in London und 1822 in Paris erschienenen „Mémoires concernant Marie Antoinette" (in der „Collection des Mémoires relatifs à la révolution française"). Als M. Ant. nach dem Tode Ludwigs XV. Königin wurde, ahmte sie das Beispiel Ludwigs XII. nach. Einem Gardeofficier, der ihr früher mißfallen hatte und jetzt seinen Abschied nahm, ließ sie sagen, er möchte auf seinem Posten bleiben und das Vergangene vergessen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. Auch jetzt fuhr sie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; besonders unterstützte sie in dem schrecklichen Winter von 1788 die Nothleidenden aufs thätigste. Aber um dieselbe Zeit reizte sie gegen sich den Haß der Hofpartei, welche Alles aufbot, um sie bei der Nation verächtlich zu machen. Sie ward in Flugschriften angeklagt, daß sie Ränke auf Ränke spinne; und wenn auch von diesen Beschuldigungen keine je erwiesen worden, und viele schon an sich unwahrscheinlich sind, so muß man doch eingestehen, daß die junge, unerfahrene Königin einigen Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantasie gab ihr oft den Schein des Leichtsinns und zuweilen der Verstellung; eine angeborene Unruhe verleitete sie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu stetem Wechsel der Lustbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Noch nachtheiliger für sie war es, daß sie ihr Ansehen beeinträchtigte, indem sie sich der strengen Hofsitte entzog. Über den Tadel, den man ihr darüber machte, äußerte sie sich mit Empfindlichkeit; nun verbreiteten ihre Feinde, daß sie im Herzen eine Östreicherin geblieben und eine geborene Feindin der Franzosen sei, deren Glück sie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab neuen Stoff zu Verleumdungen, indem es den Namen der Königin in einem schändlichen Processe bloß stellte. Zwei Juweliere foderten die Zahlung eines ungeheuern Preises für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. In der Untersuchung, welche die Königin ausdrücklich verlangt hatte, ward bewiesen, daß Marie Antoinette nie den Kauf befohlen habe; eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, sie vorzustellen und um Mitternacht im Park von Versailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben (s. La Motte und Rohan). Dessenungeachtet gelang es den Feinden der Königin, einen Schatten auf ihr Betragen zu werfen. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall sei, ward die Schuld davon blindlings auf die Verschwendung der Königin geworfen. Endlich mußten die Stände des Reichs zusammenberufen werden. Die Königin wohnte der Eröffnung der ersten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Bald folgten Er-

eignisse, die ihren Muth auf die Probe setzten. Sie war mit ihrem Gemahl bei dem Gastmahl erschienen, das die Leibgarden zu Versailles am 1. Oct. den Officieren der Linientruppen gaben, und wo bald, nachdem der Hof sich entfernt hatte, die Nationalcocarde beschimpft worden war. Dies reizte den Pöbel von Paris gegen die Königin noch mehr auf. Man hielt sie für die Seele der Reactionspartei, welche damals das Heer gegen Paris und gegen die Nationalversammlung zusammenzog. Am 5. stürmte der pariser Pöbel nach Versailles; am 6. früh brach er in das Schloß ein, ermordete einige Leibgarden und stieß die wüthendsten Drohungen gegen die Königin aus. Mitten in der Nacht hatte ihr ein Geistlicher geschrieben: „Nehmen Sie Maßregeln; morgen früh um 6 Uhr sollen Sie ermordet werden." Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Schreiben. Die Wüthenden drangen in das Zimmer der Königin; sie flüchtete sich zum König. Um den Mordscenen Einhalt zu thun, zeigen sich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieser Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die Rasenden; bald aber ertönt der allgemeine Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!" — Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt auf den Balcon zurück. Dieser unerwartete Muth entwaffnete den Haufen; den Drohungen folgte Beifallgeschrei. An demselben Tage mußte Marie Antoinette auf dem sechsstündigen Wege nach Paris das entsetzlichste Schauspiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf Picken die Köpfe zweier Gardisten; trunkene Furien umringten sie mit den schrecklichsten Verwünschungen. Als sie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und bestrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete sie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs sein"; und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe Alles gesehen, Alles gehört und Alles vergessen." In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft zu Paris wandte sie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhause versetzten Kleider einzulösen; aber ihre Wohlthaten konnten die erbitterten Gemüther nicht besänftigen. Als Ludwig XVI. 1791 zu fliehen beschloß, folgte sie ihrem Gemahl, obgleich sie das Mißlingen voraussah. Von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht, antwortete sie den Commissarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit seinen Kindern abzureisen wünschte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß ich ihn nie verlassen werde. Was mich noch mehr dazu bestimmte, war die feste Überzeugung, daß der König Frankreich nie verlassen wollte; hätte er es gewünscht, so würde ich Alles angewandt haben, es zu verhindern." Diesem Sturme folgte ein Augenblick der Ruhe; indeß kamen der 20. Juni und der 10. Aug. 1792. Auf Alles gefaßt, wandte die Königin an dem letzten dieser Tage das Äußerste an, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß er mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegengehe; mit ihm in die Nationalversammlung geführt, hörte sie die Entsetzung des Königs aussprechen, seine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, sie zu begleiten. Hier bewohnte sie mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth das einzige heizbare Zimmer. Dichte Eisengitter verwahrten die Fenster, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. Marie Antoinette zeigte jetzt die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreise der Ihrigen, flößte sie ihnen Entsagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr sagte, daß er verurtheilt sei, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so qualvollen Daseins, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen solle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie an den Convent nur die Bitte um Trauerkleider, welche sie bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4. Juli 1793 ward sie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß diese Trennung auf immer sei, nichtsdestoweniger blieb sie standhaft. Am nächsten 5. Aug. ward sie mitten in der Nacht in

die Conciergerie versetzt. Ein dunkles und feuchtes Gemach wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3. Oct. verordnete der Convent, daß sie vor Gericht gestellt werden solle. In der Anklage wurde sie beschuldigt, die Finanzen verschwendet, den öffentlichen Schatz erschöpft, Summen daraus dem Kaiser gegeben, mit den auswärtigen Feinden correspondirt und die innern Unruhen begünstigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringsten Beweis gegen sie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chaveau-Lagarde: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern nur eine einzige scheinbare Anklage zu finden." Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen und ihren blutdürstigen Ankläger Fouquier-Tinville wegen seiner offenbar falschen Angaben bitter zu tadeln. Die Königin selbst antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Bestimmtheit. Auf Hebert's schändliche Beschuldigung, daß sie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete sie mit dem tiefsten Unwillen: „Wegen der Möglichkeit eines solchen Verbrechens appellire ich an alle Mütter." Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Fassung und schlief, als sie nach einer 18stündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht war, bald ruhig ein. Am andern Morgen um 11 Uhr bestieg sie den Karren, der sie nach dem Schaffot führte. So sehr man auch das Volk anreizte, sie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrschte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerstört und in dem feuchten ungesunden Kerker hatte sie fast ein Auge verloren. Ihr Anblick schien den wilden Pöbel zu erschüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwig XV. an. M. Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und bestieg dann hastig das Blutgerüst. Als sie oben war, warf sie sich auf die Knie und sprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu Eurem Vater." — So starb den 16. Oct. 1793 Frankreichs Königin, in ihrem fast vollendeten 38. Jahre. S. „Marie Ant. à la Conciergerie. Fragm. hist. publ. par le Comte de Robiano" (Paris 1824), und die „Mém. sur la vie privée de Marie Antoinette, Reine de France etc.", von Mad. Campan (ihre Vorleserin), 5. Aufl., 4 Bde., Paris 1823.

Anton (Karl Gottlieb v.), berühmt als deutscher Geschichtsforscher und als Verbesserer der Landwirthschaft, geb. d. 23. Jul. 1751 zu Lauban, wurde 1774 zu Görlitz in der Lausitz Oberamtsadvocat. 1774 schrieb er zu Leipzig eine geschätzte Abhandlung: „De dato diplomatum, regum et imperatorum Germaniae"; 1777 den „Versuch einer Geschichte des Tempelherrnordens" (2. Aufl., Dessau 1781); 1778: „Diplomatische Beiträge zu den deutschen Geschichten und Rechten"; 1782: „Untersuch. über das Geheimniß und die Gebräuche der Tempelherren"; 1781 die „Übersetzung und den Commentar über Tacitus's Germanien"; 1783 — 89: „Erste Linien eines Versuchs über der alten Slaven Ursprung". Manche kleine Schriften über Landwirthschaft waren Vorläufer s. „Geschichte der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des 15. Jahrh." (Görlitz 1799—1802, 3 Bde.). S. wichtigsten Werke sind fast noch ungedruckt. In der Geschichtschreibung war sein Fehler, daß er zu gern parallelisirte. Die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften erbte seine schöne Bibliothek und seine Manuscripte. Er starb 1818.

Antonello von Messenia, s. Ölmalerei.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius), stammte aus Nemausus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarschaft 86 nach Chr. geboren. Sein Vater Aurelius Fulvius hatte das Consulat bekleidet, und 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die höchste Magistratur Italiens theilte ging dann als Statthalter (Proconsul)

nach Asien und stieg, bei seiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrian's Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er mit weiser Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, Marc Aurel's nachmalige Gattin. 138 ward er von Hadrian an Kindesstatt angenommen, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte. In demselben Jahre bestieg er den Thron, und unter ihm genoß das Reich Ruhe und Glück. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Oft wiederholte er die schönen Worte Scipio's: „Ich will lieber eines Bürgers Leben erhalten, als tausend Feinde vernichten." Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er möglichst ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römische Gebiet erweiterte und durch Aufführung einer neuen Mauer den verheerenden Einfällen der Picten und Schotten steuerte. Der Senat gab ihm den Beinamen Pius (des Kindlich-Frommen), weil er dankbar das Andenken Hadrian's, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünste, Überschwemmungen und Erdbeben richteten an mehren Orten Verwüstungen an; aber seine Freigebigkeit milderte die Folgen dieser Unglücksfälle. Er starb, 74 Jahre alt, nach einer 23jährigen Regierung 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrian's beigesetzt; der Senat weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden ist. Das ganze Reich trauerte, und die folgenden Kaiser legten sich seinen Namen als eine Zierde bei. Die Geschichte hat ihn durch den Ausspruch geehrt: „Fast unter allen Herrschern hat er allein ohne Bürger- und feindliches Blut zu vergießen gelebt."

Antoninus der Philosoph (Annius Verus), am bekanntesten u. d. N. Marc Aurel, geb. 121 nach Chr., bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters, Tode 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus (s. d. vor. Art.), den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarch's Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juristen L. Volusius Mecianus, hatte er sich zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie liebgewonnen. Während seine Feldherren, Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto, die Parther schlugen, Armenien, Babylon und Medien eroberten, und die große Stadt Seleucia am Tigris zerstörten, richtete Marc Aurel sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und Überschwemmungen heimgesucht, deren Folgen er zu vermindern suchte; diese beunruhigten das römische Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich Marc Aurel, die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des parthischen Krieges hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Pest aus, womit die morgenländische Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dazu kamen Erdbeben, Überschwemmungen und ein allgemeiner Aufstand der Grenzvölker von Gallien bis an das schwarze Meer. Die beiden Kaiser gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings die Markomannen anzugreifen. Ein Theil der Feinde unterwarf sich; bald aber griffen Alle aufs neue zu den Waffen. Acht Jahre lang wurde mit abwechselndem Glücke gefochten. Verus starb 169 im ersten Jahre des Krieges. 174 drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erschöpft war, sah sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Palastes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer Sieger. Als aber 178 der Kaiser bei der Stadt Gran den Quaden entgegenstand, gerieth er, von den Fein-

den eingeschlossen, aus Mangel an Wasser, in die äußerste Noth; da erhob sich ein furchtbarer Sturm; ein Platzregen erfrischte das Heer, und die Quaden wurden geschlagen. Darauf baten die Markomannen, die Quaden, sowie die übrigen Barbaren um Frieden. Die Empörung des syrischen Statthalters, Avidius Cassius, der sich Ägypten und die Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief den Kaiser von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen Anhängern ermordet worden. Marc Aurel verzieh allen Theilnehmern, zog triumphirend in Rom ein und beschäftigte sich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Markomannen ihn nöthigten, abermals gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie zu verschiedenen Malen, erkrankte aber in Sirmium, und starb (nach Aurel. Victor) zu Vindobona im 59. Jahre s. Alters und im 19. s. Regierung. — Die besten Ausg. der von ihm griechisch geschriebenen „Betrachtungen über sich selbst", in welchen er sich als einen Anhänger der Stoa zeigt, sind von Casaubonus (Lond. 1643), Morus (Leipz. 1775) und Schulz (1802); Übersetz. von Schulz und Kuhn mit Anmerk. — Der große Marcus gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben, obgleich seine Philosophie und die natürliche Großmuth seines Charakters ihn nicht abgehalten haben, die Verfolgung der Christen (s. d.) in Gallien zu befehlen.

Antonius von Padua, der heilige, geb. d. 15. Aug. 1195 in einer vornehmen Familie zu Lissabon, einer der berühmtesten Schüler des heil. Franz von Assissi und ein thätiger Verbreiter des Franciscanerordens, dem er 1220 beigetreten war, wurde auf einer Fahrt nach Afrika, wo er Märtyrer des christlichen Glaubens zu werden wünschte, an die Küsten von Italien verschlagen und predigte mit großem Beifall in Montpellier, Toulouse, Bologna und Padua, wo er d. 13. Jun. 1231 starb. Die von ihm vorhandenen Legenden sind voll Märchen; einstimmig rühmen sie aber sein Talent als Prediger; nach der Legende sind selbst die Fische dadurch gerührt worden. Die katholische Kirche, besonders in Portugal und Italien, verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen, unter die Papst Gregor IX. ihn 1232 versetzte. Zu Padua ist ihm eine Kirche mit seinem Grabmale geweiht, das ein Meisterstück der Bildhauerkunst ist. 31.

Antonius (Marcus), der Triumvir, Sohn des Prätors und Enkel des Redners gl. N., geb. 68 J. v. Chr., war durch s. Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften, mit Cäsar's Familie verwandt. Ausschweifungen und Schulden bezeichnen seine Jugend. Beredtsamkeit und Kriegskunst zu studiren, ging er nach Griechenland, und folgte von dort dem Consul Gabinius auf einem Feldzug in Syrien. Er zeigte sowol hier als in Ägypten, wo er den Ptolemäus Auletes einsetzen half, viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er sich überaus freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. In Rom verband er sich mit Curio, und unterstützte, wie dieser, die Partei Cäsar's. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige Vorschläge erregte er einen solchen Haß gegen sich, daß er mit Curio und Cassius Longinus in Cäsar's Lager eine Zuflucht suchte; dieser Schritt ward einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege. Bei dem Ausbruche desselben (Cäsar gegen Pompejus) ward Antonius von Cäsar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt; später führte er ihm eine beträchtliche Macht nach Epirus zu Hülfe. In der pharsalischen Schlacht befehligte er den linken Flügel, und kam als Magister equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er sich so sehr, daß Cäsar ihn bei seiner Rückkehr mit Kälte behandelte. Um diese Zeit verheirathete er sich mit des Clodius Witwe Fulvia, welche ihn eine Zeitlang despotisch beherrschte. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die schimpflichsten Schmeicheleien seine Gunst wieder, und ward 44 vor Chr. sein Miteonsul. Damals warf er sich am Lupercalienfest öffent-

lich zu Cäsar's Füßen, und bot ihm zweimal ein Diadem an, das dieser unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf fiel Cäsar, und Antonius würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Republik zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwandt hätte. Allein Antonius hielt dem Cäsar eine Leichenrede, und breitete dabei dessen blutiges Gewand aus, wodurch er das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten flüchten, und Antonius herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäsar's Erben, der nach der Herrschaft strebte und aus Politik die Partei des Senats ergriff, entzweit und versöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das cisalpinische Gallien, dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn als einen öffentlichen Feind, und die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius schlug anfangs Pansa in einer mörderischen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und Antonius ward geschlagen. Allein auch beide Consuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze des republikanischen Heers. Antonius floh mit seinen Truppen unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab sich in Trauerkleidern in sein Lager, und gewann schnell das Heer für sich, sodaß dies seinen Anführer nöthigte, sich mit Antonius zu verbinden und sogar ihm seine Stelle zu übergeben. Auch Plancus und Pollio verstärkten seine Partei mit ihren Heeren, sodaß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius, der bis dahin sich nur zum Schein als Anhänger des Senats und Verfechter der republikanischen Freiheit gezeigt hatte, die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Insel des Reno unweit Bologna (nach Andern auf einer Insel des Panaro bei Modena) die berühmte Zusammenkunft, wo sie die römische Welt unter sich theilten. Hier beschlossen sie auch die Ächtung ihrer gegenseitigen Feinde; Jeder gab dem Andern seine Anhänger preis. Darauf zogen die Triumvirn nach Rom, und mit ihnen kam Mord und Raub über ganz Italien. Antonius ließ Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau stellen, auf welcher dessen Beredtsamkeit so oft gesiegt hatte. 300 Senatoren und 2000 Ritter kamen in diesen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Mill. Sesterzien (ungefähr 10 Mill. Thaler) herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehre Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius (42 vor Chr.) nach Macedonien ab, wo die vereinigten Streitkräfte ihrer Gegner, Brutus und Cassius, ein mächtiges Heer bildeten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Cassius, der sich, als der blutige Kampf unglücklich für ihn ausgefallen war, von einem seiner Sklaven tödten ließ. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung. Von da ging er nach Asien. In Cilicien befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, sich wegen ihres den Triumvirn mißfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich, und wußte ihn für immer zu fesseln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachricht von den in Italien zwischen seiner Gemahlin Fulvia und Octavius ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius's Ankunft in

Italien zu Octavius's Gunsten entschieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit Octavia, der Schwester des Octavius, besiegelt ward. Die beiden Herren des römischen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländische Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. Antonius ging hierauf nach Athen, machte einen wenig rühmlichen Feldzug gegen die Parther und kam dann nach Italien zurück. Durch die Vermittelung der Octavia herrschte, dem Anschein nach, vollkommenes Einverständniß zwischen den beiden Triumvirn; allein nach seiner Rückkehr in Asien ergab sich Antonius dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an Kleopatra, und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem zweiten schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien, Artavasdes, den er der Treulosigkeit beschuldigte, durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavius versäumte nicht, mit Beziehung auf Antonius's Betragen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und beide fingen an sich zu rüsten. Antonius versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten, und füllte die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern. Von Octavia trennte er sich öffentlich. Dieser Maßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, und Kleopatra's hochfahrender Sinn allgemein verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg, und entsetzte Antonius seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte, und Antonius verlor in der Seeschlacht bei Actium (s. d.) 31 v. Chr. die Herrschaft der Welt. Er folgte schimpflich der fliehenden Kleopatra. Das Landheer erwartete ihn vergebens und unterwarf sich dem Sieger. Darauf ging A. nach Libyen, wo ein nicht unbedeutendes, von ihm daselbst zurückgelassenes Heer seine letzte Hoffnung war. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte, und sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmord hinderte. Er kehrte nach Ägypten zurück, und lebte in finsterer Zurückgezogenheit, bis es Kleopatra gelang, ihn in ihren Palast und zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavius's Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge der Unterwerfung verwarf. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien Antonius den alten Muth wieder zu finden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück; später aber, von der ägypt. Flotte und seinem Heere verlassen, und in dem Argwohne, von Kleopatra selbst verrathen zu sein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Königin, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht, und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, stürzte er sich nunmehr in sein eignes Schwert (30. vor Chr.). Plutarch erzählt, Antonius habe seinen Sklaven Eros aufgefodert, ihn zu tödten; dieser habe sich gestellt, als sei er bereit, zu gehorchen, habe ihm geheißen, das Gesicht abzuwenden, und sei, sich selbst durchbohrend, todt zu seinen Füßen gesunken, worauf denn Antonius, gerührt durch diesen Beweis von heldenmüthiger Anhänglichkeit, sich in dasselbe Schwert gestürzt habe. Auf die Nachricht, daß Kleopatra noch lebe, ließ sich Antonius zu ihr bringen, um in ihren Armen zu sterben. (Vgl. Augustus und Kleopatra.)

Antonius der Heilige, auch der Große, Stifter des Klosterlebens, geb. 251 zu Koma bei Heraklea in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wissenschaften nie kennen, wahrscheinlich auch nie lesen gelernt hatte, 285 aus Andachtstrieb in die Einsamkeit. Um 305 vereinigten sich mehre Einsiedler mit ihm, wodurch

die cönobitische (klösterliche) Lebensart der Mönche in gemeinschaftlichen Wohnungen entstand, 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Christenverfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Hütten seiner Mönche zurück. Später überließ er diese Anstalt seinem Schüler Pachomius (s. Klöster), und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 356 starb. Daß er sich nur mit einem härenen Hemde und einem Schaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher, als die seltsamen Erzählungen von seinen Teufelskämpfen und Wundern, die er selbst bekannt gemacht hat, wie sie in seinem Leben vom h. Athanasius zu lesen sind. Alle seine Schritte zeugen von der Übermacht seiner glühenden Einbildung und seiner dunkeln Gefühle für religiöse Ascetik. Die sieben Briefe und einige andre ascetische Schriften, die das Alterthum ihm beilegte, rühren schwerlich von ihm her. Ebenso wenig ist erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und ganz ungegründet, daß er einen Orden gestiftet habe; doch wollen die Mönche der schismatischen Kirchen im Orient, z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören; sie folgen aber nur der Regel des h. Basilius. Als Heiliger der katholischen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um seine Fürsprache soll besonders gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter wüthende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallene Glied dörrte und schwärzte, als wäre es verbrannt, geholfen haben. Gaston, ein reicher Edelmann in Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen desh. Antonius zu St.-Didier-la-Mothe eine solche Cur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hospitalbrüderschaft des h. Antonius zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilgrimme, deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096 päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Brüderschaft geregelter Chorherren nach der Regel des h. Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St.-Didier-la-Mothe seinen Sitz haben und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Komthure, später Präceptoren, und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie sie nun als Kanonici hießen, war schwarz und mit einem blaugeschmelzten, der Form eines T sich nähernden Kreuze auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung haben sie als Chorherren aufgegeben und sich dem still beschauenden Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenburg im sächsischen Kurkreise war vor der Kirchenverbesserung Kanzler der Universität Wittenberg, und auch nachher zählten sie noch bis in das 18. Jahrh. 30 Klöster (die meisten in Frankreich); aber keins derselben hat das 19. Jahrh. erlebt. E.

Antonomasie ist der Tropus der Rede, vermöge welcher man statt der Eigennamen eine bezeichnende Eigenschaft (wie der Sohn der Aphrodite für Amor) setzt, oder einen Eigennamen statt eines Gattungsbegriffs, z. B. ein wahrer Cicero st. Redner.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d'). Dieser im Lauf der Revolution berühmt gewordene Staatsmann war in Vivarais geboren. Sein Hofmeister, der berühmte Abbé Maury, bildete früh seine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredtsamkeit aus. Den ersten Gebrauch seiner Talente machte er in dem berühmten „Mémoire sur les Etats-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer", 1788, worin der fesselloseste Freiheitssinn, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchischen

Staaten und Rechtfertigung der Empörung, so kraftvoll sich aussprach, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther diese Schrift einen überwiegenden Beifall fand, und wol mit Recht als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme der franz. Revolution entzündeten. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Generalständen ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, war unter Denjenigen, welche sich der vorgeschlagenen Vereinigung der drei Stände am heftigsten widersetzten, und stimmte für eine die Menschen- oder vielmehr Bürgerrechte festsetzende Constitution, erklärte indessen dabei das Veto des Königs als eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. 1790 verließ er die Versammlung, übersandte seinen Bürgereid mit Einschränkungen, ward als Unruhestifter angeklagt, vertheidigte sich öffentlich und ging dann nach Petersburg und Wien, stets mit diplomatischen Aufträgen und Angelegenheiten beschäftigt. Er ward jetzt der eifrigste Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons. Von Rußland 1798 nach Italien gesandt, ward er zu Mailand auf Bonaparte's Befehl verhaftet; seine Gattin, die berühmte Opernsängerin St.-Huberti, verschaffte ihm Mittel zur Entweichung. Er kehrte nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. 1803 zum Staatsrath machte und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden schickte. Hier schrieb er eine merkwürdige Schrift gegen Bonaparte: „Fragment du 18me livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos." Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte sie dem Ministerium mit, wodurch sein Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in franz. Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge that. Er unterhielt seine diplomatischen Verbindungen, besonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker. Trotz seiner Anhänglichkeit und seiner vielen Bemühungen für die Bourbons, gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwig XVIII. ganz zu gewinnen. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin, durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher sich gleich nach der That erschoß.

Antwerpen (Antorf, Anvers), die große und gut gebaute Hauptst. einer niederländischen Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquisat Antwerpen und der Herrschaft Mecheln, welche während der franz. Herrschaft das Depart. der beiden Nethen ausmachten, zusammengesetzt ist und auf 48 □M. 287,347 Einw. zählt. Die Stadt liegt an der Schelde, auf welcher die größten Schiffe mittelst 8 Hauptcanälen und 3 von den Franzosen neu angelegten Bassins bequem an ihre Kaien gelangen können, ist stark befestigt, und hat eine Citadelle, über 10,000 Häuser, worunter die prächtige Börse (die älteste in Europa), das Rathhaus, die Hauptkirche, worin Rubens (dessen Familie aus Antwerpen stammte) begraben liegt, das sehr weitläufige Haus der Ostrelins (ehemalige Niederlage der Hansa) u. a. sehenswürdig sind, und 60,000 Einw.; sie ist der Sitz eines Bischofs, einer Akad. der Wissensch., einer Maler- und Bildhauerakad., einer medicinisch-chirurg. Schule und eines Seearsenals. Ihre Fabriken und Manufacturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, Stöcken, baumwollenen Zeugen, Spitzenzwirn sind sehr ansehnlich, und antwerpner Nähseide, schwarze Seidenstoffe und Druckerschwärze überall berühmt. Der Handel nimmt jetzt, nachdem die Schelde hier wieder geöffnet ist, sehr zu, und 1823 liefen 788 Schiffe ein, darunter 353 ausländische; auch hat die Stadt schon wieder 100 Mäkler. Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war sie eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe im 16. Jahrh. durch den Verfall von Antwerpen einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen und oft Wochen lang warten mußten, ehe sie löschen konnten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einw. zählte, hatte die Hansa bedeutende Niederlagen. Dieser blühende Zustand der

Stadt bekam während der denkwürdigen Belagerung von 1585 unter dem Prinzen von Parma den ersten Stoß, und schwand gänzlich, als im westfälischen Frieden die Schelde für sie geschlossen wurde. Josephs II. Versuch, diesen Zwang aufzuheben, mißlang, und erst die Franzosen setzten nach der Eroberung der österr. Niederlande durch, was jener Kaiser für Antwerpen hatte thun wollen. Die Schelde wurde für frei erklärt, und der Handel würde sich nun schnell gehoben haben, wenn Napoleon nicht den Ort in einen Waffenplatz umgeschaffen hätte. 1814 wurde die Stadt von den Engländern und Sachsen unter Graham eingeschlossen, und von Carnot vertheidigt, der sie erst, in Folge des mit Monsieur abgeschloßenen Waffenstillstandes, am 5. Mai übergab. Geboren sind hier die berühmten Maler van Dyk, beide Teniers, Seyher, Crayer, Floris und Brill.

Anūbis, eine der vornehmsten Gottheiten der Ägyptier. Anfangs verehrte man ihn unter der Gestalt eines Hundes, nachher in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe, daher Kynokephalos genannt. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Osiris, den dieser, wähnend, sich zu der Isis gesellt zu haben, mit Nephthys erzeugte. Als Isis sich hievon durch den Lotuskranz überzeugt, den Osiris bei Nephthys zurückgelassen hatte, suchte sie das, aus Furcht vor Typhon, von seiner Mutter ausgesetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie der Hund die Menschen. Also Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, seine Söhne, den Osiris auf seinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Gestalt eines Hundes verehrt. — Nach der astronomischen Theologie der Ägyptier war Anubis der siebente unter den acht Göttern der ersten Classe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius), den Mercur. Als dieser war er denn auch Regent einer Tagesstunde und Genius der Weisheit. Seine ursprüngliche Gestalt stammt wol aus dem Thierdienste der Ägyptier her; hier war er Schutzgeist der Jagd, dann wurde er, nach Zoega, Schutzgeist überhaupt, Wächter der Götter. Die Griechen fanden ihn in ihrem Hermes wieder; so verschmolz er mit diesem.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), erster Geograph des Königs, Pensionair der Akad. der Inschriften und schönen Künste u. s. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landcharte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigem Knaben in die Hände führte, weckte seine Neigung für die Geographie. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römischen Geschichtschreiber erwähnen, zu entwerfen, und richtete alle seine Studien auf die Geographie. Er las die Alten nur in der Absicht, die Lage der Städte, von denen sie sprechen, herauszubringen, und die Grenzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geschichte finden, zu bestimmen. So hatte er sich frühzeitig umfassende Kenntnisse in der Geographie erworben; durch sie ward er bald den angesehensten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 J. die Bestallung als königl. Geograph. Jetzt fing er an, die Masse seiner Kenntnisse zu sichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er sich jenen feinen Takt, der einem Instinkt gleicht, aber bei d'Anville das Ergebniß scharfsinniger, mit Berücksichtigung aller Umstände gemachten Vergleichungen war. Fast allenthalben fand sein Scharfblick die Wahrheit auf. Daher gebührt ihm als Kritiker einer der ausgezeichnetsten Plätze, und um so gerechter, da die meisten seiner Meinungen und Vermuthungen durch spätere Untersuchungen an Ort und Stelle bestätigt worden sind. Im Ganzen hat er 211 Charten und Plane und 78 Abhandlungen herausgegeben. Vor allen verdient s. Charte vom alten Ägypten Erwähnung. Sein „Orbis veteribus notus", sein „Orbis romanus" müssen in den Händen Aller sein, welche die alte Geschichte lesen; so auch seine Charten von Gallien, Italien und Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Charten derselben Länder für die mittlere Zeit. Auch seine Charten der neuern Zeit leisten Alles, was die damals vorhandenen Hülfsmit-

tel verstatteten. Er war einfach und bescheiden, obgleich für den Tadel etwas zu empfindlich. Die natürliche Zartheit seines Körpers hinderte ihn nicht, täglich 15 Stunden zu arbeiten. Zwei Jahre vor seinem Tode erlagen seine geistigen Kräfte dem Alter; so starb er 1782. Seine kostbare Chartensammlung hatte 1779 die Regierung gekauft.

Anweisung (Assignation), der Auftrag, welchen der Anweisende (Assignant) einem Andern (dem Assignator) ertheilt, Etwas bei einem Dritten (dem Assignaten) zu erheben. Sie hat die Wirkung, daß der Angewiesene mit rechtlicher Wirkung, sodaß der Anweisende es gegen sich gelten lassen muß, an den Assignator zahlen kann, und daß der Assignator für Versehen (Versäumniß im Einfodern der angewiesenen Summe, eigenmächtig gegebene Nachsicht und dergl.) haften muß. Wenn der Schuldner seinen Gläubiger auf einen Dritten anweist, so hat dies nicht die Kraft einer Zahlung; der Schuldner bleibt so lange verhaftet, bis die Zahlung wirklich erfolgt ist, wogegen er bei wirklicher Cession nur für die Richtigkeit der angewiesenen Foderung zu haften hat (s. Cession), und wenn diese vorhanden ist, von seiner Verbindlichkeit frei wird. Eine Delegation (s. d.) macht ihn sogleich frei. Die Assignation kann in der Regel wieder weiter übertragen werden. Unter Kaufleuten haben die Assignationen (mandats) nach manchen Landesgesetzen die Kraft eines Wechsels. 37.

Anwurf im Münzwesen, eine Maschine, vermittelst welcher die groben Münzsorten geprägt werden. Sie besteht aus einem Unter- und einem Oberstämpel, welche genau auf einander passen, und durch Gewicht oder irgend eine andre Kraft den zur Ausprägung des Geldes erfoderlichen Druck erhalten.

Anwurf, Abputz. Fast alle Mauern werden bald zur mehren Dauerhaftigkeit, bald zum Putz mit einer Zusammensetzung von Erde, Kalk, Gyps, Glasstücken u. s. w. beworfen. Eine Hauptsache dabei ist, daß die Substanz, welche die Mauer an sich bildet, und die Substanz, welche den Anwurf ausmacht, sich so compact mit einander vereinigen, daß Verwitterung, Salpeterausschlag und Schlagregen die dichte Verbindung der Mauer und des Anwurfs nicht leicht wieder zerstören können. Zu dem Ende ist bisweilen ein Anstrich oder dünner Anwurf einer vermittelnden Substanz nöthig, der die dichte Verbindung der eigentlichen Mauer und des Anwurfs erst chemisch möglich macht. Es ist eine Hauptsache für einen geschickten Architekten, hierin den Anwerfern genaue Vorschriften zu geben, die nach der Localität und dem Klima verschieden sein müssen. An der Südseite der Gebäude ist nur bei ungemein starken Mauern der Anwurf wegen der Witterung in unserm Klima zu entbehren. 48.

Anziehung (Attraction), das Bestreben sowol der Materie im Allgemeinen, als auch der verschiedenen besondern Körper, sich einander zu nähern, Verbindungen einzugehen und in denselben zu verharren; zuweilen aber auch die der Materie inwohnende, dabei thätig werdende Kraft. Die Erfahrung lehrt, daß diese Eigenschaft aller Materie zukomme. Auch flüssige Körper hängen mit ihren Theilen zusammen, und leisten Widerstand, wenn man sie trennen will. Flüssigkeiten vereinigen sich in Tropfen, Tropfen, wenn sie sich nähern, in größere Massen. Flüssige Körper hängen sich an feste, besonders an solche, die eine sehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie steigen ferner in feine Röhrchen von selbst hinauf (s. Haarröhre) u. s. w. — Jeder Körper, wenn er aufgehoben war, neigt sich, freigelassen, zur Erde und fällt gegen dieselbe. Der sonst senkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine schiefe Richtung an; das Meer strebt gegen den Mond an; der Mond selbst wird stets nach der Erde, die Erde nebst den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrscht das unverkennbare Gesetz der gegenseitigen Anziehung. Schon die griechischen Naturforscher sprechen von der Attraction; Copernicus und Tycho nehmen

sie ebenfalls an; Kepler's kühner, umfassender Geist wagte zuerst den Gedanken, daß sie allgemein und in allen Körpern gegenseitig sein müsse; Descartes suchte sie, da sie zu den sogenannten verborgenen Kräften gerechnet wurde, deren keine er erkannte, ganz aus der Naturlehre zu verbannen; Newton aber setzte sie wieder in ihre Rechte ein, und bestimmte nach mehrjährigen genauen Beobachtungen ihre Gesetze. Sie zu erklären, ist man vergebens bemüht gewesen. Die Erscheinung der Attraction zeigt sich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abstehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere, oder Cohäsion (Zusammenhang) (s. d.); wenn sie aber zwischen Theilen eines festen und eines flüssigen Körpers stattfindet, Adhäsion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen der Anziehung aufzählen und benennen kann, so gehören doch ferner dahin die chemischen Verwandtschaften (s. d.), die magnetischen und elektrischen Anziehungen u. s. w., worüber die einzelnen Art. zu vergleichen sind. Das Hauptwerk über die Anziehung der Himmelskörper sind Newton's „**Philosoph. natural. principia mathematica**". Über die Anziehung, welche Berge gegen das Bleiloth ausüben, s. v. Zach: „**L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb**". (Avignon 1814, 2 vols). Vom Wesen der Anziehung handeln Kant's „Metaphys. Anfangsgründe d. Naturwissensch.", 3. Aufl. Leipz. 1800.

Anzugsgeld, auch Einzugsgeld (**Census, s. gabella immigrationis**), eine Summe, welche in manchen Ländern für die Aufnahme in eine Gemeinde erlegt werden muß. Sie hat nichts Unbilliges, wenn sie mit den Vortheilen des Bürger- oder Nachbarrechts (z. B. Antheil an Gemeindenutzungen, Weiden, Waldungen, milden Stiftungen, einträglichen Nahrungszweigen) in Verhältniß steht. 37.

Äolier, ein griechischer Völkerstamm in Thessalien, welcher von Äolus (Hellen's Sohne und Enkel des Deukalion) seinen Namen führte, sich daselbst ausbreitete und mehre kleine Staaten errichtete. Ein Theil von ihm ging nach Kleinasien, wo er das ehemalige Troas besetzte und der Landschaft den Namen Äolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Kuma seine feierliche Versammlung hielt, blieben sie eine Zeitlang frei, kamen nachher unter die Herrschaft der Lydier, dann der Perser; wurden, nachdem sie mit Hülfe Athens das persische Joch abgeschüttelt hatten, von Darius Hystaspis aufs neue unterworfen, und als ihnen die Griechen wiederholt Beistand leisteten, entstand der berühmte persische Krieg (500 v. Chr.). Sie wurden frei, kamen nochmals unter persische Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem sie von den syrischen Königen, den Nachfolgern Alexander's in diesem Theile seines großen Reichs, durch die Römer befreit worden waren, von Sulla, da sie dem König Mithridates beigestanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache, der äolische Dialekt, war eine von den drei Hauptmundarten der griechischen; ihr Land eines der fruchtbarsten; Ackerbau und Viehzucht waren ihre vorzüglichsten Nahrungszweige.

Äolsharfe (Windharfe), ein Saiteninstrument, das, dem Winde ausgesetzt, Töne von sich gibt. Kircher scheint der Erfinder derselben zu sein. Pope hatte im Eustathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf ausgespannte Saiten stoße, harmonische Töne hervorbringe. Oswald, ein schottischer Componist, fand es bestätigt. Er spannte in einem schmalen, etwas hohen und langen Kasten von trockenem Tannenholze, mit einem Resonanzboden, über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden, wie ein Pultdeckel, aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Instrument wird hierauf mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt, welcher beim Durchströmen Töne hervorbringt. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; sowie sich aber der

Wind mehr hebt, entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Äolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Insel Liparos, im Norden von Sicilien. Er soll fromm und gerecht und gegen die Fremden menschenfreundlich gewesen sein, den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus seinen Beobachtungen den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergesagt haben, weßhalb ihn die Fabel zum Windbeherrscher gemacht hat. Später wurde seine Geschichte ausgeschmückt; Dichter machten ihn zu einem Sohne des Zeus oder Neptun, und zum Gott der Winde. Abgebildet findet er sich als bärtiger Mann mit dem Scepter in der Hand, auf einem Felsen sitzend, oder wie er den Scepter in den Felsen stößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargestellt in einer Grotte stehend, mit einer Muschel am Munde und einem Blasebalg unter den Füßen.

Äon, eine unbestimmte lange Zeit, auch wol die Ewigkeit. Dichter brauchen vorzüglich dieses Wort und zwar im Plural: Äonen, Ewigkeiten; daher Äonen lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch. In einem besondern Sinne haben die Gnostiker diesen Begriff in ihren Theogonien personificirt. (Vgl. **Gnosis**.)

Aorta, s. **Adern**.

Apanage (apanagium), eine Art Abfindung, welche die nachgeborenen Prinzen eines regierenden Hauses, in welchem Erstgeburtsrecht eingeführt ist (wie jetzt allgemein) aus den Landeseinkünften (zunächst aus dem Kammergut) erhalten, um davon standesmäßig zu leben. Sie ist kein römischer Pflichttheil und besteht jetzt meistens in Geld, in dem Gebrauch eines fürstlichen Schlosses mit Jagd und auch wol in dem Nießbrauch von Kammergütern mit Gerichtsbarkeit, Naturalien u. dgl. Ihre Größe richtet sich nach der Größe des Landes und dem Finanzzustand. Ist sie einmal bestimmt, so geht sie auch auf die Nachkommen des Apanagirten (aus einer gesetzlichen und standesmäßigen Ehe) über und fällt in deren Ermangelung gewöhnlich an den regierenden Herrn zurück, zuweilen wächst sie den übrigen Apanagirten zu, wenn etwa für sämmtliche nachgeborene Söhne eine Summe im Ganzen, worein sie sich theilen müssen, festgesetzt ist. Wird ein Landestheil mit Regierungsrechten zur Apanage ausgesetzt, so heißt dies paragium. 37.

Apareille, Rampe oder Auffahrt, ist der von dem Innern einer Stadt oder eines Werks auf den Wallgang führende Erdaufwurf. Führt derselbe nicht auf den Wall, sondern von der Fläche, auf welcher dieser aufgeworfen ist, in den Graben hinab, so heißt er eine **Rasteille**.

Apathie, eigentlich Leidenschaftslosigkeit, kann als Zustand, Eigenschaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zustand wird sie für eine gänzliche Unempfänglichkeit des Menschen für natürliche Reize genommen; als Eigenschaft ist sie Affectlosigkeit, welche die Stoiker von dem Weisen fodern. Als Naturgabe ist die Apathie ein geringer Grad von Empfänglichkeit oder Reizbarkeit; in diesem Falle, sagt Kant sehr richtig, ist sie das glückliche Phlegma. Der damit Begabte ist zwar darum kein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden.

Apel (Johann August), geb. 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seinen frühern Unterricht durch Privatlehrer und auf der Thomasschule. Hierauf studirte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg Jurisprudenz und daneben mit vielem Eifer Naturwissenschaft und Philosophie, wurde 1795 Doctor der Rechte, späterhin Rathsherr und starb 1816 an einer Halsentzündung bei sonst frischer Gesundheit. Sein kräftig männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthsverhältnisse sich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falschen unterscheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Aber desto entschiedener war er auch allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, desto unverwandter war sein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet

und desto eifriger baute er die innere Welt der Wissenschaft und Kunst an. Mit reichen Kenntnissen, scharfem Beobachtungs- und Vergleichungsgeiste ausgestattet, wandte er seine Forschungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von seiner Philosophie enthalten theils die leipziger-, hallische und jenaer Literaturzeitung, theils die „Musikalische Zeitung" zahlreiche Proben, die einen tiefen, gründlich gebildeten Geist verrathen. Seine lyrischen Poesien sind theils in den „Cicaden" (1810—12), theils in den „Zeitlosen" (1817) enthalten. Zu dem „Gespensterbuche" lieferte er ausschließlich Novellen im schauerlichen Styl, unter welchen einige, wie „Der Freischütz" und „Das stille Kind", classisch zu nennen sind. Zu derselben Gattung von Erzeugnissen gehört auch das „Gottesgericht", „Pater Anselmo's peinliche Klage" und andre. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls ebenso wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen „Ines und Pero", „Die Mondsteine", „Der Hahn im Korbe" u. s. w. Alle seine Darstellungen aber zeichnen sich durch eine sichere feste Hand, eine kräftige klare Anschauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien „Polyidos", „Die Ätolier", und „Kallirhoe" richtig zu würdigen, muß man wissen, daß alle drei bruchstückliche Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht der antiken Tragödie sind, in dichterischer Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit ersterm auf eine Nachbildung im Äschyleischen, mit dem zweiten auf eine im Euripideischen Styl abgesehen sein mochte, daß für die Sophokleische der „Themistokles" bestimmt war, daß endlich „Kallirhoe" den Übergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen soll. Den ganzen Kreis schließt als satyrisches Drama „Herakles in Lydien", der sich ganz vollendet in seinem Nachlasse findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik sollten als Gegenstück in andern Tragödien erscheinen, von denen er „Kunz von Kaufungen", „Faust" und ein drittes romantisches Drama vollendet hat. Bleibenden Ruhm verdankte A. einem Werke, zu dem jene Arbeiten die Veranlassung gaben, wir meinen seine „Metrik", Leipz. 1814, und früher durch eine gelungene Abhandlung vorbereitet. Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Hermann'schen Lehrbuche führte ihn auf die seinem Führer entgegengesetzte Taktttheorie, deren Richtigkeit sich ihm bei jedem Schritte bestätigte; seinem klaren Geiste fügten sich schnell und leicht die Theile zum System zusammen. Hermann's Widerspruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher sich dagegen durch fortgesetzte Forschungen von der Richtigkeit seiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in seiner „Metrik" der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Vergl. „Zeitgenossen" 3. Bd.

Apel (Andreas Friedrich), ein Kaufmann, welcher in Leipzig im Anfange des 18. Jahrh. lebte, und durch den nach s. Namen benannten (jetzt Reichel'schen) Garten und durch die Einführung des sogenannten Fischerstechens in Leipzig bekannt geworden ist. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August I., machte mit dem Grundstück dieses Gartens der Gattin des erwähnten Kaufmanns ein Geschenk und trug selbst dem Oberlandbaumeister Schatz auf, den Garten in Gestalt eines Fächers anzulegen, die man auch noch jetzt, trotz der neuen Umgestaltungen, welche der jetzige Besitzer dem Garten gab, bemerken kann. Die Statuen des Jupiter, der Juno, des Mars und der Venus, welche in diesem Garten zu sehen sind, arbeitete der kursächsische Bildhauer Permoser. Apel ließ in diesem Garten, in welchem man 1723 den ersten Kaffeebaum in Leipzig blühen sah, Seiden- und Wollenmanufacturen anlegen, auch Sammt, Brocat und Damast daselbst verfertigen. Apel hatte bei seinem frühern Aufenthalte in Venedig, wo sich Friedrich August I. als Kurprinz damals auch aufhielt, bemerkt, daß derselbe das dort gewöhnliche Fischerstechen nicht ohne Wohlgefallen angesehen hatte. Da nun Apel wußte, daß der König im Mai 1714 nach Leipzig kommen würde, so überraschte er ihn am 10. Mai d. J. mit einer solchen Belustigung, zu welcher er die

Fischer aus Venedig verschrieben. Noch jetzt wird in Leipzig das Fischerstechen in jedem Jahre am Bartholomäustage gehalten.

Apellanten, eine religiöse Partei, s. **Unigenitus**.

Apelles, der berühmte Portraitmaler des Alterthums, war des Pythias Sohn, wahrscheinlich geb. zu Kolophon. Zu Ephesus erhielt er das Bürgerrecht und heißt darum zuweilen der Ephesier. Ephorus aus Ephesus war sein erster Lehrer, doch angeregt durch den Ruf der Sicyonischen Schule, die sich durch Gründlichkeit auszeichnete, suchte er später, schon als Künstler von Bedeutung, den Unterricht des Pamphilus in Sicyon, wo er mit andern Schülern dieses Meisters einige Werke ausführte, die lange berühmt waren. Zu Philipp's Zeiten ging A. nach Macedonien und dort begründete sich wahrscheinlich das vertraute Verhältniß zwischen ihm und dem großen König, welches zu vielen Anekdoten Anlaß gegeben hat. Doch mögen sich manche dieser Anekdoten auf ein zweites Zusammentreffen mit Alexander in Ephesus beziehen, wohin Apelles nach einem kürzern Aufenthalte in Rhodus, Kos und Alexandrien gekommen war. Seinen Aufenthalt zu Rhodus machte eine kleine Tafel berühmt, auf der er im Atelier des gerade abwesenden Protogenes einen Umriß mit dem Pinsel aufgezeichnet hatte. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr an diesem Contour die Meisterhand des Apelles, unternahm es aber, ihn durch einen noch schönern und genauern hineingezeichneten zu übertreffen. Apelles kommt wieder; man zeigt ihm Protogenes's Zeichnung, und er durchzeichnet aufs neue diese beiden Contoure mit einem dritten, noch feinern, sodaß sich endlich der rhodische Maler für überwunden bekennt. Die Tafel wurde in der Folge nach Rom gebracht und schmückte den Palast der Cäsaren, bis eine Feuersbrunst sie zerstörte. Sein berühmtestes Bild, Alexander, der den Blitz hielt, von dem das Hauptlicht ausging, stand in dem Tempel zu Ephesus. Durch glückliche Verkürzung und Helldunkel schien die Hand mit dem Blitze aus der Tafel hervorzuragen. Apelles's Ruhm und Talent blühten am glänzendsten gegen die 112. Olympiade. Doch malte er nach dem Tode Alexander d. Gr. den König Antiochus zu wiederholten Malen, was auf Olymp. 118 hinweist. Der Tod scheint den Künstler in Kos ereilt zu haben, wo eine angefangene Venus gezeigt wurde, die Niemand zu vollenden wagte. Aber ein andrer gleichnamiger Künstler muß in der Anekdote gemeint sein, daß ein Apelles an dem Hofe des Ptolemäus zu Alexandrien von dem Maler Antiphilus als Theilnehmer an einer Verschwörung angeklagt ward, wofür er sich, als seine Unschuld anerkannt war, an seinem Kunstnebenbuhler und an dem König durch das Gemälde der Verleumdung rächte. Tölken in s. Vorles. „Apelles und Antiphilus", im 3. Bd. d. „Amalthea" hat erwiesen, daß dieser Apelles zwischen Olymp. 139 und 144 hätte leben müssen, folglich 100 J. später als der Zeitgenosse Alexander's, wenn nicht überhaupt eine ganz andre Erklärung sehr verwickelter Angaben eintritt. Apelles's unerreichtes Verdienst war die Anmuth; Alles in seinen Werken war Poesie, Liebreiz und Leben, und mit Recht wurde daher die Kunst, die er übte, ars Apellea genannt. — Wie Plinius angibt, malte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen selbst erfundenen Firniß in Übereinstimmung brachte.

Apenninen, eine Gebirgskette, die bei den Meeralpen unweit Genua anfängt, dort den Paß Bocchetta bildet, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien in fast zwei gleiche Hälften, die östliche und westliche, theilt. Die Apenninen sind bis an die Gipfel mit Bäumen, besonders mit Kastanienbäumen, bewachsen, deren Frucht in einigen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel der Bergbewohner ist. Nicht so hoch als die Alpen, haben die A. nur einzelne hohe und steile Felsenberge, z. B. der Gran Sasso bei Aquila in der Provinz Abruzzo hat 8255, und der Velino 7872 Fuß Höhe. Die A. sind im Winter mit Schnee bedeckt, der bisweilen spät schmilzt,

und liefern das für das heiße Klima Italiens so unentbehrliche Eis. In den A. gibt es wenig große Thäler, wenig Seen und Flüsse, desto mehr Sümpfe am Fuße ihrer Vorberge. — Die innere Construction der Kette zeigt eine große Einförmigkeit, indem die herrschende Gebirgsart, ein dichter weißer Kalkstein, sich in den verschiedensten Gegenden auf dieselbe Weise darstellt. Abweichend ist der nördliche mit den Alpen zusammenhängende Theil, sowie auch der südlichste; beide zeigen eine mannigfaltige Abwechselung älterer Gebirgsarten. Auch die Vorberge und Vorhügel der A. zeigen Mannigfaltigkeit im Innern. Urgebirgsarten fehlen in dem mittlern Theile der Kette gänzlich; in dem obern sind sie wenigstens nicht häufig, in dem südlichen erscheint jedoch Granit, Gneis und Glimmerschiefer in bedeutender Verbreitung. Ausgebreitet und reich an verschiedenartigen Gliedern ist dagegen die Übergangsformation, und man findet Grauwacke, Thonschiefer, Kalkstein (z. B. den carrarischen Marmor) und Gabbro. Eben so weit verbreitet ist der unter dem Namen Apenninenkalk bekannte dichte Flötzkalkstein, welcher wahrscheinlich der Jurakalk-Formation angehört. Reich sind die Apenninen ferner an den jüngsten Gebilden und an dem sogenannten vulkanischen Tuff, welcher seine Bildung einer Fortschlämmung vulkanischer Materien durch Wasser und einem Absatze daraus verdankt. Eigentliche vulkanische und sogenannte Trappgebilde sind der Hauptkette der Apenninen fremd; diese beschränken sich auf den südöstlichen Theil Italiens, und nur der Vesuv, die erloschenen Vulkane von Nemi und Albano, sowie der Lavastrom von Borghetto, nähern sich den Grenzen der Kette.

Apertur (jur.), Eröffnung. 1) Zurückfall eines Lehens an den Lehnsherrn, wenn der Stamm des Vasallen erlischt, oder das Lehn durch Felonie verwirkt wird. 2) Öffnungsrecht (Jus aperturae), das durch Vertrag erlangte Recht, daß der Eigenthümer eines Schlosses solches dem Berechtigten zu jeder Zeit öffnen muß.

Aphorismen, abgerissene Sätze; in der Wissenschaft kurze Sätze, in welchen der Hauptinhalt einer Wissenschaft vorgetragen wird. Bekannt sind Hippokrates's Aphorismen; daher der Ausdruck: aphoristische Schreibart, d. i. die Schreibart in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wobei ein innerer logischer Zusammenhang im hohen Grade stattfinden kann. Die aphoristische Schreibart wird besonders dem ausführlichen, fortlaufenden Vortrage entgegengesetzt. Fälschlich hat man die aphoristische Schreibart den Vortrag in Paragraphen genannt, da die Paragraphenbezeichnung und Abtheilung hierbei ganz zufällig ist und auch ein ausführlicher, grammatisch fortlaufender Vortrag unter Paragraphen gestellt sein kann.

Aphrodite, die Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entsprungen (die Schaumgeborene). — Aphrodisia, ein der Venus geweihtes Fest, das an mehren Orten Griechenlands, am feierlichsten auf der Insel Cypern, begangen wurde.

Apicius (M. Gabius), ein Feinschmecker zu den Zeiten des Augustus und Tiberius. Er führte die leckerhafteste Tafel in Rom, beurkundete sein Genie für die Kochkunst durch Erfindung neuer Speisen, und nahm endlich, da er sein großes Vermögen erschöpft hatte, Gift, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen. Außerdem werden noch zwei Apicius als römische Schlemmer genannt. Aber das Kochbuch, „De arte coquinaria", welches unter Apicius's Namen vorkommt, rührt von keinem dieser drei her, sondern von einem Cölius, welcher sich den sprichwörtlichen Beinamen Apicius gegeben hat. Neueste Ausg. von Bernhold, Anspach 1806.

Apis, ein von den Ägyptern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem Volksglauben, wurde eine Kuh durch einen Lichtstrahl vom Himmel, besonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Er mußte schwarz sein, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer

glich. Wenn er gefunden war, fütterte man ihn vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Osten zu stand; dann ward er mit dem Neumonde unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Priestern und von Frauenzimmern, die auf eine höchst unanständige Weise vor ihm erschienen, abermals 40 Tage lang gefüttert ward. Nach dieser Zeit durfte keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Priester nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung und einen großen Hof, sich Bewegung zu machen, hatte. Er besaß die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die um ihn waren. Es galt als gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andre Capelle ging. Sein Geburtsfest wurde jährlich, wenn der Nil anzuschwellen begann, sieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale ward in den Nil geworfen, und dieses Fest machte selbst die Krokodille zahm, so lange es dauerte. Trotz dieser Verehrung durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrscheinlich in der astronomischen Theologie der Ägyptier lag. Begraben ward er in einem Brunnen. Doch glaubt Belzoni in den Bergen Oberägyptens, welche das Thal der Gräber oder Pforten der Könige einschließen, in einem der dortigen Felsengräber ein Grabmal des Apis entdeckt zu haben. Er fand daselbst einen kolossalen alabasternen, durchsichtigen und helltönenden (jetzt im britischen Museum befindlichen) Sarkophag, innerhalb und außerhalb mit eingeschnittenen Hieroglyphen und Figuren verziert; im Innersten des Gemachs befand sich ein mit Asphalt einbalsamirter Stierkörper. Des Apis Tod erregte eine allgemeine Landtrauer, welche so lange dauerte, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten; da jedoch das Auffinden eines mit den obigen Abzeichen versehenen Stiers gewiß sehr schwer war, so läßt sich annehmen, daß dabei von Seiten der Priester Betrug obwaltete.

Apodiktisch gewiß ist eine Erkenntniß, die eine absolute Nothwendigkeit bei sich führt. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, sondern muß ein reines Product der Vernunft sein, da Erfahrung keine Nothwendigkeit begründen kann. Daher heißt ein Beweis apodiktisch, der das Gegentheil ausschließt. — **Apodiktischer** (Kategorischer) **Imperativ**, s. **Kant**. — **Apodiktik** nannten Einige die Wissenschaft von den nothwendigen Grundlagen des Wissens, oder die philosophische Grundwissenschaft.

Apokalypse, die Offenbarung Johannis, deren dunkler Sinn zu schwärmerischen Auslegungen Anlaß gegeben hat; daher der Ausdruck apokalyptischer Träumer für Schwärmer, Seher, Geisterseher rc. (Vgl. **Johannes**.)

Apokatastase, Wiederherstellung in den vorigen Zustand, auch Erfüllung des Verheißenen, nach Apostelg. 3, 21. Als Johann Wilhelm Petersen im Anfange des vorigen Jahrh. durch die Meinung, daß in einer gewissen Zeit alle Dinge in den Stand, in dem sie vor Entstehung des Bösen waren, wieder gesetzt und folglich auch die Verdammten noch Buße thun und von den Höllenstrafen erlöst werden würden, theologische Händel erregte, nannte man dieselben apokatastatische Streitigkeiten. Petersen gab der von ihm erwarteten Apokatastase den Namen „Wiederbringung aller Dinge." (Vgl. **Chiliasmus**.)

Apokryphische (a. d. griech. verborgen) **Bücher** sind verborgene oder unbekannte, sodann untergeschobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfasser sich zu verbergen sucht und gewöhnlich nicht bekannt ist. In Beziehung auf die Bibel versteht man unter apokryphischen Büchern solche, denen kein göttlicher Ursprung beigelegt und deren Inhalt daher nicht als eine untrügliche Glaubens- und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine solche Schrift nicht unecht und ihr Verfasser nicht unbekannt ist. Ihnen stehen entgegen die **kanonischen** Schriften, d. h. diejenigen, deren Inhalt als Glaubens- und Lebensregel angesehen wird, weil man ihnen einen göttlichen Ursprung zuschreibt. Da die Bi-

bel in das Alte und Neue Testament eingetheilt wird, so gibt es auch kanonische und apokryphische Bücher des A. und N. Test. Die apokryphischen Bücher des A. T. stehen in unsern Bibelausgaben gewöhnlich am Ende desselben. Die apokryphischen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Man findet sie in des Fabricius „Cod. apogryph." (Hamb. 1719, 2 Bde.). Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den kanonischen gerechnet werden, von Vielen als apokryphische betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. D.

Apollinarismus, in der christlichen Dogmengeschichte die Meinung, daß der Logos (das Wort Gottes) bei Christo die Stelle der vernünftigen Seele vertreten und demnach Gott sich in ihm mit dem menschlichen Leibe und der sinnlichen Seele verbunden habe. Ihr Urheber, Apollinaris, war 362 bis wenigstens 382 Bischof von Laodicea in Syrien und ein eifriger Gegner der Arianer. Als Mensch und Gelehrter stand er in großer Achtung und gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit. Nach den alten Kirchenhistorikern soll er nebst seinem Vater, einem Lehrer der Sprachwissenschaft und Presbyter gl. N., als Kaiser Julian den Christen den Schulgebrauch und die Erklärung der griechischen Classiker verbot, Nachahmungen derselben zum Gebrauch für die Christen, z. B. Heldengedichte und Trauerspiele aus historischen Stoffen des alten Testaments, eine Einkleidung des neuen Testaments in Platonische Dialogen, verfertigt haben, von denen jedoch nichts mehr vorhanden ist. Erst 371 wurde seine oben angeführte Meinung bekannt und seit 375 auf mehren Synoden, unter andern auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel 381, als ein ketzerischer Irrthum verdammt. Inzwischen bildete Apollinaris aus seinen Anhängern zu Antiochien eine eigne Gemeinde und setzte ihr den Vitalis als Bischof vor; auch verbreiteten sich die Apollinaristen oder Vitalianer — so nannte man nach ihm und jenem Vitalis seine Anhänger — schnell in Syrien und den angrenzenden Ländern, errichteten mehre Gemeinden mit eignen Bischöfen, selbst in Constantinopel eine, zerfielen aber nach seinem zwischen 382 und 392 erfolgten Tode in zwei Parteien, deren eine, die Valentinianer, der Lehre des Apollinaris treu blieb, die andre der Polemianer in den noch gröbern Irrthum verfiel, Gott und der Leib Christi sei Eine Substanz geworden und daher das Fleisch göttlich anzubeten, weßhalb sie auch Sarkolaträ, Anthropolaträ, und weil sie eine Vermischung beider Naturen in Christo annahmen, Synusiasten genannt wurden. Kaiserliche Verbote schränkten ihre von der katholischen sonst nicht abweichende Religionsübung 388 und 397 ein, und 428 wurde sie in den Städten völlig untersagt. Doch verlor diese niemals zahlreiche Secte sich ohnehin um diese Zeit theils unter die Orthodoxen, theils späterhin unter die Monophysiten. Die Lehre von der Transsubstantiation und die Anbetung der consecrirten Hostie geht von derselben Ansicht aus, welche die katholische Kirche den Polemianern zum Verbrechen machte. 31.

Apollo, Sohn des Zeus und der Latona, die von der eifersüchtigen Juno verfolgt, nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn nebst seiner Zwillingsschwester, Artemis (Diana), auf der Insel Delos (s. d.) gebar. In der Mythologie erscheint A. als Gott der Dichtkunst, Musik und Weissagekunst, als Gott der Ärzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens, tödtete er schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Python; erlegte später mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe u. s. w. Sowol im Titanen- als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil sie die Donnerkeile geschmiedet, womit Zeus seinen Sohn und Liebling, den Äskulap, erschlagen. Überhaupt glaubte man von Jedem aus dem männlichen Geschlechte, der durch schnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward, er sei von Apollo's Pfeilen erlegt. Als Gott des Gesanges erscheint

Apollo schon in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen und irdischen Freudenmahlen, an denen die Olympier Theil nahmen, spielt und singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. Er erfand die Kithara oder Lyra. Marsyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde besiegt, und A. zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettstreit hatte A. mit Pan, wobei jener die Lyra, dieser die Syrinx spielte. Tmolus hatte bereits für A. entschieden, als Midas das Urtheil verwarf, und dafür mit verlängerten Ohren geziert ward. Daß Apollo die Sehergabe besessen, finden wir in der Ilias, wo berichtet ist, daß er sie dem Kalchas verliehen, und in der Odyssee wird eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer **Delphi** (s. d.) verkündigte er aber auch zu Didyma, Klaros, Tenedos und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrsagern besonders auch ärztlichen Rath suchte, so wird daraus erklärlich, wie Apollo in der spätern Zeit auch als Arzt gebraucht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Äskulap, und dichtete, daß er den Asklepiaden die Heilkunst mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben Apollo's waren schon den Zeiten Homer's nicht fremd, und Kallimachus zählt ihn den wirklichen Herdengöttern zu. Die berühmteste Sage aus Apollo's Hirtenleben ist sein Dienst beim Admet, dessen Heerden er eine Zeitlang hütete, nach Einigen freiwillig, nach Andern aber vom Zeus wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythischen Drachen dazu verurtheilt. Als Städteerbauer wird ihm die Gründung von Cyciкum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeschrieben. Homer erzählt, daß er mit Poseidon Trojas Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, die Stadt mit Pest heimgesucht habe. Nach Pausanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er seine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darstellungen der Bildner gehört A. mit Mars, Mercur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Urbilder jugendlicher Männlichkeit sich darstellen. Die ihn bezeichnenden Attribute sind: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenstab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorber, der Ölbaum u. s. w. Die Mythengeschichte erzählt viele Liebesabenteuer von ihm. (S. **Daphne**.) In der spätern Zeit ward er mit dem Helios (bei den Römern Sol) verwechselt. Außer vielen Tempeln, waren ihm die Insel Delos, die Stadt Delphi, die Berge Helikon, Leukas und Parnassus heilig. Zu Rom wurden ihm eigne Spiele gefeiert, die Apollinarischen, welche in Stiergefechten, in scenischen und gymnastischen Spielen bestanden. Ein bei Griechen und Römern sehr gebräuchlicher Beiname des A. ist Phöbus. (S. **Musagetes**.) Unter den Apollostatuen des Alterthums, die auf uns gekommen sind, ist die berühmteste und nach dem Urtheile der Kenner, namentlich Winckelmann's, das Höchste und Vollendetste, was die Kunst hervorgebracht hat, der von dem Pavillon des Belvedere im Vatican zu Rom benannte, belvederische Apollo, den man auch den pythischen nennt, weil man annimmt, daß der Künstler den Gott dargestellt habe als Besieger des Python. Diese Antike ward zu Ende des 15. Jahrh. in den Ruinen von Antium gefunden. Durch den Frieden von Tolentino (1797) kam sie nebst andern Kunstschätzen nach Paris, von wo sie 1815 nach Rom zurückgebracht worden ist.

Apollodor, Sohn des Asklepiades, ein athenischer Grammatiker, etwa 140 Jahre v. Chr., studirte die Philosophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Aristarch. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homer's Schiffskatalog und ein versificirtes Geschichtsbuch verfaßt. Das mythologische Werk, welches wir unter dem Titel: „Bibliothek", angeblich von ihm besitzen, ist wahrscheinlich ein späterer Auszug aus einem größern Werke des Apollodor. Aber auch so ist es für Götter- und Heldengeschichte sehr wichtig.

Die besten Ausg. sind von Heyne (2. Aufl., Göttingen 1803, 2 Bde.) und von Clavier (Paris 1805, 2 Bde.) mit franz. Übersetz. Apollodor hieß auch ein berühmter Baumeister, der das Forum Trajani baute.

Apollodor von Athen, ein berühmter Maler, s. Malerei.

Apollonikon, eine von den Orgelbauern Flight und Robson 1817 vollendete große Drehorgel, die abrr auch durch Claviaturen, deren fünf neben einander angebracht sind, von mehren Musikern zugleich gespielt werden kann. Sie soll dem Mälzl'schen Panharmonikon ähnlich sein und eine majestätische Wirkung hervorbringen, welche durch die Mannigfaltigkeit der Register sehr gewinnt. S. Niemeyer's „Reise", 2. Th. — Früher erfand der Instrumentmacher Röller, aus Hessen-Darmstadt gebürtig, ein Instrument mit zwei Claviaturen, welches als Pianoforte und als Positiv gespielt werden kann und zugleich mit einem musikalischen Automaten verbunden war. Im 2. Jahrg. der „Leipz. musik. Zeitung" ist es beschrieben. Dieses Instrument hieß Apollonion.

Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftstellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes), die wir als die Gründer der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen. Er lebte um 240 vor Chr. und studirte die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen mathematischen Schriften ist das Buch von den Kegelschnitten (Ausg. Oxford 1710, Fol.), welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteste. — Apollonius von Rhodus war nach Einigen zu Alexandria, nach A. zu Naukratis um 230 v. Chr. geboren, begab sich aber, da ihn die Eifersucht andrer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte, und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging nach Alexandrien zurück, um Eratosthenes in der Aufsicht über die Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen Werken besitzen wir allein die „Argonautika", ein Gedicht von mittelmäßigem Werth, so großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung desselben verwandte. Einzelne Stellen zeichnen sich jedoch vortheilhaft aus, besonders die Episode von der Liebe der Medea. Die besten Ausg. sind von Brunck, Strasb. 1780, Leipz. 1810 und Anmerk. 1813 (letztere noch unvollendet). Vgl. Weichert, „Über das Leben und Gedicht des Apollonius", Meißen 1821. — Apollonius von Tyana, in Kappadocien, am Anfange der christl. Zeitrechnung geb., Anhänger der Pythagoräischen Philosophie. Der Phönicier Euthydemus unterrichtete ihn in der Grammatik, Rhetorik und den verschiedenen philosophischen Lehren, Euxines von Heraklea aber in der Pythagoräischen Philosophie. Apollonius fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den strengen Regeln seiner Lehre, zu werden. Es befand sich zu Ägos ein dem Äskulap geheiligter Tempel, wo dieser Gott zu Gunsten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab sich in denselben. Pythagoras's Vorschriften zufolge, enthielt er sich aller thierischen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete sich in Zeuge aus Pflanzenstoffen, ging barfuß und ließ sein Haar wachsen. Die Priester des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Mysterien ein. Man sagte, daß Äskulap selbst ihn zum Zeugen seiner Curen machte; doch hören wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken versucht hätte. Er bildete eine philosophische Schule und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Während dieser Zeit besuchte er auch Pamphilien und Cilicien, später Antiochia, Ephesus und a. Städte. Darauf beschloß er, über Babylon nach Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen, und da seine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er sich allein auf den Weg. Ein gewisser Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward sein Begleiter und Reisebeschreiber.

Zu Babylon unterredete er sich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geschenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, regierte, welcher ihm ein Empfehlungsschreiben an den ersten Braminen mitgab. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten kam A. nach Babylon zurück, von da ging er nach Jonien und besuchte mehre Städte. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her und die Einwohner strömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich seine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras's Lehre, die Gemeinschaft der Güter. Den Ephesern soll er Pest und Erdbeben vorhergesagt haben, die später wirklich eintrafen. An dem Grabe Achilles's brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos besprach er sich mit den Priestern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer anfangs die Aufnahme in die heiligen Mysterien verweigerten, einige Jahre später aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbesserung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzusagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben alle Magier aus der Stadt verbannt. A. fühlte, daß er in dieser Maßregel mitbegriffen sein könnte; dies hinderte ihn jedoch nicht, mit acht seiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, sagt ein Geschichtschreiber, eine junge Frau vom Tode und ward aus der Stadt vertrieben. Er besuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland zurück, und von da nach Ägypten, wo Vespasian sich seiner zur Befestigung seines Ansehens bediente und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Von da machte er eine Reise nach Äthiopien, und ward nach seiner Rückkehr von Titus ebenfalls günstig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitian's Thronbesteigung ward er angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Ägypten erregt zu haben, er stellte sich freiwillig vor Gericht und ward losgesprochen. Darauf bereiste er abermals Griechenland und ließ sich in Ephesus nieder, wo er eine Pythagoräische Schule eröffnete und in einem fast hundertjährigen Alter starb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitian's Ermordung in dem Augenblicke, als sie geschah, gewußt und verkündigt habe. Die Heiden stellten ihn als Wunderthäter dem Stifter unserer Religion entgegen. Flavius Philosophus d. ält. beschrieb sein Leben in 8 Bdn. sehr lobpreisend.

Apolog, s. Fabel.

Apologetik. So viele Apologien für das Christenthum auch seit Justinus u. s. w. geschrieben worden sind, bildete sich die Apologetik als theologische Wissenschaft doch erst im 18. Jahrh. Man versteht darunter die wissenschaftliche Darstellung der Gründe für das göttliche Ansehen des Christenthums und unterscheidet sie genau von der Polemik, welche nur die Vertheidigung der Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Religionspartei oder Secte gegen eine andere zum Zweck hat. Nach Hugo Grotius sind unter den neuern Apologeten Leß, Nösselt und Reinhard die vorzüglichsten. Aus ihnen schöpfte Beda Mayr, der unter den deutschen Katholiken die beste Apologetik schrieb. Was Châteaubriand in s. „Génie du Christianisme" zu geben versuchte, läuft auf seichte, unwissenschaftliche Declamationen hinaus, denen nur der Reiz einer blühenden Sprache Beifall verschaffen konnte. Das gründlichste apologetische Werk neuester Zeit ist ein dänisches: „Kristelig Apologetik, eller Videnskabelig Udvikling af Grundene for Kristendommens Guddommelighed", ved P. E. Müller (Christliche Apologetik, oder wissenschaftliche Entwickelung der Gründe für die Göttlichkeit des Christenthums), Kopenhagen 1810. 31.

Apologie, Vertheidigung eines Angeklagten. Da die Gerichte der Alten öffentlich waren, so bestanden sie aus Reden für und wider eine Person oder Sache, in Zeugenverhör und Abstimmung. Aus gerichtlichen Vertheidigungsreden, die oft während des Gerichts niedergeschrieben, oft von den Rednern selbst genauer

ausgearbeitet und dann Mehren mitgetheilt wurden, entstanden Vertheidigungsschriften. Dergleichen sind die Apologien des Sokrates von Plato und Xenophon, denen sie wenigstens zugeschrieben werden. Jene ist eine ausgearbeitete Rede, in der Sokrates selbst sprechend eingeführt wird, diese mehr eine Erzählung der letzten Stunden und Reden des Weisen, mit Entwickelung der Gründe, warum er zu sterben vorzog, wodurch er mehr verherrlicht und über seine Ankläger erhoben erscheint, als durch eine förmliche Vertheidigung, deren er sich zu bedienen verschmähte. Später schrieben die Rhetoren zur Übung Apologien, und ließen dergleichen von ihren Schülern arbeiten. Von dieser Art sind die Apologien des Libanius (im 4. Th. der Reisk. Ausg.). So ging der Name zu den christlichen Schriftstellern über, die vorher Redner oder Philosophen gewesen waren und einen großen Theil ihrer Kunstausdrücke von dem öffentlichen Gerichtswesen entlehnten. Sie benannten so die Schriften, welche bestimmt waren, das Christenthum gegen die Einwürfe und Anschuldigungen der Gegner, besonders der heidnischen Philosophen, zu vertheidigen und seine Bekenner bei den Kaisern zu rechtfertigen. Von dieser Art waren die von Justinus Martyr, Athenagoras, Tertullianus, Tatianus und die verloren gegangenen von Quadratus, Aristides, Melito, Miltiades, Theophilus. Ihnen sind in Hinsicht des Inhaltes mehre Werke von Origenes, Clemens von Alexandrien, Eusebius, unter den Lateinern von Lactantius, Arnobius, Minucius Felix, Augustinus beizufügen, wenn sie gleich nicht diesen Namen führen. Man muß in ihnen nicht philosophische Bündigkeit, nicht strenge Auslegung der heiligen Schrift suchen, sondern bedenken, daß die meisten Verfasser, zum Theil früher Sachwalter, sich um des Zwecks willen aller der Künste der Beredtsamkeit bedienten, die in den öffentlichen Gerichten erlaubt waren. 3.

Apophthegma, ein kurzgefaßter kräftiger Sinn- und Denkspruch, wie z. B. die Sinnsprüche der sogen. sieben Weisen.

Apoplexie, s. **Schlagfluß**.

Aporetiker, s. **Skeptiker**.

Aposiopesis, **Aposiopese**, heißt in der Poetik u. Rhetorik die mit Nachdruck verbundene Abbrechung eines Satzes, wobei man also einen Theil des Gedankens unterdrückt und dem Zuhörer oder Leser zur Ergänzung überläßt. Es geschieht dies z. B. im Zorn (hierher gehört das berühmte Quos ego des Neptun beim Virgil), und überhaupt, wenn man in der Stärke der Aufwallung den Ausdruck nicht gleich finden kann; oder in dem Augenblicke, wo die Überlegung eintritt und die Besorgniß, etwas Unwürdiges, Anstößiges oder Nachtheiliges zu sagen. Die Römer nannten diese Figur reticentia.

Apostasie, **Apostat**, s. **Häresie**.

Apostel, ein Gesandter (a. d. Griech.: ἀποστελλειν). In der christlichen Kirche heißen Apostel die 12 Männer, welche Jesus als seine vertrautesten, in seine Lehre am besten eingeweihten Schüler zu den vornehmsten Werkzeugen der Verbreitung seiner Lehre bestimmte, und die daher als Gesandte Jesu an die übrigen Menschen betrachtet wurden.

Apostelbrüder, **Apostelorden**, nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Klosterleben, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unstäten Lebensart der Apostel Jesu um 1260 stiftete. Bettelnd, predigend, singend zogen sie barfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und bessere Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einst die Apostel Gefährtinnen, und kamen in den Verdacht unsittlicher Vertraulichkeit mit diesen Schwestern. Die päpstliche Bestätigung erhielt diese Gesellschaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. sie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquisitoren verfolgt, trieben sie ihr Wesen immer herumschweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand sich ein an-

drer Oberapostel, Dolcino, ein kluger Mailänder, der seine auf 1400 Glieder angewachsene Schar mit Weissagungen tröstete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten sie aus verschanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in welchem sie über nothgedrungenen Räubereien ihre erste Bestimmung ganz vergaßen, und, nachdem sie ein großes Gebiet im Mailändischen verheert hatten, 1307 von bischöfl. Truppen auf ihrem festen Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und fast ganz vernichtet wurden. Dolcino starb in den Flammen. Später zeigten sich Reste dieser Apostel in der Lombardei und im südlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei bestand in Schmähungen auf den Papst und die Geistlichkeit. E.

A posteriori, s. A priori.

Apostolisch, alles das, was von den Aposteln herkommt und auf sie Bezug hat. So sind apostolische Schriften von den Aposteln verfaßte Schriften; so wird die frühere christliche Kirche die apostolische genannt, weil die Apostel sie leiteten und der von den Aposteln ausgegangene Geist in ihr fortdauert. So wird der römische Stuhl der apostolische Stuhl genannt, weil man in der Meinung stand, daß ihn der Apostel Petrus gegründet habe. — Apostolische Kammer heißt zu Rom diejenige Behörde, welche die päpstlichen Einkünfte verwaltet. — Apostolischer Segen ist der Segen, den der Papst als Nachfolger Petri ertheilt. — Apostolischer König, apostolische Majestät heißt der König v. Ungarn. Papst Sylvester II. gab dem Herzog Stephan I. v. Ungarn (1000) diesen Titel, weil er nicht nur die christliche Religion in Ungarn sehr beförderte, sondern auch zur Nachahmung der Apostel selbst predigte. Clemens XIII. erneuerte das Andenken dieser Begebenheit, indem er der Kaiserin Königin Maria Theresia den Titel apostolische Königin (1758) beilegte. — Apostolisches Symbolum ist ein kurzer Inhalt des christlichen Glaubens u. führt diese Bezeichnung, weil in den drei Artikeln desselben die Lehre der Apostel enthalten ist. Schon in den Werken des Ambrosius, der im Anfang des 4. Jahrh. lebte, findet man dies apostolische Symbolum. Peter Gnapheus schrieb die beständige Wiederholung desselben zu Ende des 5. Jahrh. beim öffentlichen Gottesdienste vor.

Apostool, Apostoolen, s. Taufgesinnte.

Apostroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um das Ausfallen oder die Weglassung eines Vocals am Anfang, in der Mitte oder am Ende eines Wortes anzuzeigen.

Apostrophe, eine Redefigur, welche diese Benennung von den Alten darum erhielt, weil der Redner beim Gebrauch derselben sich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und diesen anredete. Sie gehört zu den objectiven Redefiguren, welche die Gegenstände in einem veränderten Verhältnisse vorstellen, und zwar wird durch sie der unmittelbare Vortrag der Form des Dialogs genähert. Im engern Sinne versteht man darunter, einmal Anrede des Abwesenden, als wäre er anwesend, dann Anrede des Leblosen, Empfindungslosen, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apostrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apothekerkunst (Pharmaceutik), die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Mischung der Heilmittel erfoderliche Wissenschaft und Kunst. Zu ihrem theoretischen Theile gehört 1) die Kenntniß der Botanik, Zoologie und Mineralogie (s. d.), welche die rohen Stoffe zu den Heilmitteln liefern; 2) die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben, also Chemie (s. d.); 3) die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und der Erklärung der Erscheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4) Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung der Heilmittel nach den Verordnungen der Ärzte, Receptur. Ihr praktischer Theil, die eigentliche Apothe-

kerkunst besteht in der durch hinlängliche Übung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunsterzeugniß, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit steter Beziehung auf die Anwendung jener Kenntnisse, herstellen zu können. Hierher gehört also auch die Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der besten und tauglichsten Stoffe zu den Arzneimitteln, mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargestellt und den Kranken übergeben werden sollen u. s. w. Die Entstehung der Apothekerkunst fällt in die früheste Zeit, da die Ärzte angefangen hatten, die Heilmittel selbst zuzubereiten und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien (300 v. Chr.), eine Trennung verschiedener Theile der Heilkunst bewirkt, sodaß mehre Ärzte der damaligen Zeit sich bloß mit Zubereitung von Arzneien beschäftigten. Nachher überließen sie dieselbe oft besondern Männern (Rhizotomen), und Heilkunst und Apothekerkunst wurden von einander getrennt. Mantias, ein Schüler des Herophilus in Alexandrien, war vielleicht der Verf. der ersten Pharmakopöe, indem er ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, deßgleichen eins über die Werkstatt des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea machte sich besonders durch Erfindung einer Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt. Auch Fürsten beschäftigten sich mit medicinischen Wissenschaften, und vorzüglich mit der Untersuchung und Zubereitung von Giften, Gegengiften und mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 v. Chr.), berühmt wegen seiner medicinischen Geschicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verschiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaster aus Bleiweiß u. a. m. Mithridat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr.), erfand ein Gegengift, das aus 54 Ingredienzien bestand. Heras von Kappadocien schrieb in Rom (49 v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Musa, der berühmte Leibarzt des Augustus, empfahl mehre Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter s. Namen gebräuchlich wurden. Eine große Sammlung von zusammengesetzten Arzneimitteln ist uns in des Scribonius Largus (43 nach Chr.) Werke erhalten worden. Menekrates, Leibarzt des Tiber u. s. w., war Erfinder des Diachylonpflasters; ferner erfand Damokrates (47 nach Chr.) und beschrieb sogar in Versen die Zubereitung mehrer Arzneimittel, Zahnpulver, Pflaster u. a. m. Philo von Tarsus (23 nach Chr.) war der Erfinder eines schmerzstillenden Mittels, aus Opium, Saffran und a. Stoffen zusammengesetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter Trajan 97 u. f.) war einer der damals berühmtesten Erfinder vieler Zusammensetzungen der Arzneimittel. Dioskorides, wahrscheinlich unter Nero (34 n. Chr.), ist noch jetzt als Pflanzenkenner bekannt, und hat zuerst Kenntniß von der Verfälschung vieler Arzneimittel und von der Bereitung vieler andern, z. B. des Bleiweißes, Galmeis, des weißen Nichts u. a. m. gegeben. Auch der ältere Plinius (bis 79 n. Chr.) machte sich durch Forschen in der Naturgeschichte um die Pharmacie verdient. Zu Galen's Zeit (160 bis 200) beschäftigten sich viele Ärzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetischer (Schönheit befördernder) Mittel. Späterhin, als mit dem Verfall des römischen Reichs die Wissenschaften und Künste dort und in den Abendländern überhaupt nach und nach gänzlich versanken, blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem stehen, was die ältern Ärzte gelehrt hatten; Aberglaube und blinder Empirismus nahmen in der Arzneikunde überhand. Im Morgenlande hingegen, besonders in Alexandrien, wo sich Kunst und Wissenschaft erhielten, wurde die Chemie und Pharmacie von den Arabern mit großem Eifer bearbeitet. Sie benutzten die griechischen Schriften, und von ihnen rühren viele Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Khalif Almansur stiftete (754) in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. s. w., sind arabischen Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die von der Obrigkeit

genehmigten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel (s. Dispensatorien) von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte um die Mitte des 9. Jahrh. das erste Dispensatorium; im 12. Jahrh. gab Abul Hassan, Bischof und Leibarzt der Khalifen zu Bagdad, ein solches Dispensatorium heraus, welches in der Folge in den arabischen Apotheken zum Muster diente. Diese standen unter der besondern Aufsicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel ward besonders gesehen. So erzählt man vom Feldherrn Afshin, daß er in den Feldapotheken seines Heers selbst untersucht habe, ob alle in den Dispensatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die medicinischen Wissenschaften auch im Abendlande wieder aufblühten, ward die Schule zu Salerno gestiftet, und in der Folge, besonders von dem Kaiser Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Ansehen und Gewalt verliehen. So bekam auch das ganze Apothekerwesen eine gesetzliche Einrichtung und die Apotheker und Spezereihändler bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Ansehen in großen Städten zur besondern Aufsicht über die Apotheken angestellt. In Gegenwart derselben mußten die wichtigsten Mittel, z. B. Theriak, verfertigt werden, und Betrügereien wurden hart bestraft. Aus dem 15. Jahrh. ist noch ein Werk von Saladin von Asculo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, darin der Verf. unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der damaligen Apothekerkunst auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen, ferner moralische Verhaltungsregeln und eine Anleitung gibt, was sie in jedem Monate für besondere Geschäfte haben. Das wichtigste pharmaceutische Werk im ganzen Mittelalter war aber das bereits im 12. Jahrh. bekannte Antidotarium des Salernitaners Nicol. Prapositus. In Frankreich wurden erst im 15. Jahrh. die Apotheken unter Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. König Karl VIII. gab ihnen (1484) zunftmäßige Form und Grundgesetze, welche in den folgenden Zeiten theils bestätigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker noch bloß Arzneihändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht selbst, sondern ließen sie aus Italien kommen und verhandelten sie. Die Ärzte bereiteten auch selbst ihre Heilmittel. Die Apotheker waren in den meisten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magisträte bedungen sich in ihren Contracten mit ihnen die jährliche Lieferung einer gewissen Menge Backwerke auf die Rathsstube. Die Paracelsische Reform in der Heilkunde (im 16. Jahrh.) brachte auch bei uns Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Zubereitungen in den Arzneivorrath aufgenommen; auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Spießglases und des Quecksilbers, her. Indessen wurden die Arbeiten noch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen u. s. w. betrieben. Von der Mitte des 17. Jahrh. bis auf unsere Zeiten hoben sich Naturgeschichte und Naturkunde, und mit ihnen die Chemie allmälig aus dem Dunkel, das sie umhüllte, wodurch auch in der Pharmacie mehr Licht verbreitet ward. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch Cavendish's und Lavoisier's verbessertes System der Chemie verändert, geregelt und erklärt; eben so hatten die Aufklärungen in der Heilkunde sehr großen Einfluß auf dieselben, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, ihre Zubereitung und Mischung vereinfacht wurden. —

Apotheke (von ἀποθήκη, Fachwerk, Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Dazu gehört 1) der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2) das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten des Apothekers, Destillationen u. dergl. vorgenommen werden; 3) Trockenboden und Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und der chemischen Zubereitung der Mittel; endlich 4) das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. Eine der frü-

besten mit Sicherheit bekannten Apotheken ist die 1409 gestiftete Löwenapotheke in Leipzig. — Apothekergewicht ist dasjenige, dessen man sich in der Bestimmung des Gewichts der Mittel, sowol beim Verordnen als bei Zubereitung und Mischung der Arzneimittel bedient. Es ist fast in ganz Deutschland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht ist etwas schwerer. Ein Gran (Gr. j.) des gewöhnlichen Apothekergewichts ist gleich $17\frac{1689}{3846}$ Richtpfennigstheilen des kölnischen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gersten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel (℈j); sechzig Gran oder drei Scrupel machen eine Drachme oder ein Quent (ʒj); vier Drachmen machen eine halbe Unze (℥ß), oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutschlands überein sind); acht Drachmen machen eine Unze (℥j), zwölf Unzen ein Apothekerpfund, welches demnach um ein Viertel leichter ist als das gewöhnliche oder bürgerliche Pfund, und auch Aß genannt wird. — Apothekertaxe ist die gesetzliche Bestimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker seine Arzneimittel verkaufen darf. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis steigend und fallend ist. Man darf den Apotheker nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilen, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, die nach längerer oder kürzerer Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden; auf solche wird ihm daher mehr Gewinn erlaubt als auf andre Waaren. Auch von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, wird ihm ein größerer Gewinn verstattet, um kostbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher ansetzen zu müssen. H.

Apotheose, Vergötterung, eine Feierlichkeit bei den Alten, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter versetzt ward. Der Gebrauch, Sterbliche, die ihrem Volke wichtige Dienste geleistet, unter die Götter zu versetzen, war bei den Griechen sehr alt; vornehmlich waren es bei ihnen Orakelsprüche, durch welche verdiente Helden vergöttert wurden. Auf ihren Münzen sind die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte vergöttert, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Denkmälern den Göttertitel zu. Die Römer hatten mehre Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten die Griechen in dieser Hinsicht erst seit Cäsar und Augustus nach. Hier geschah die Apotheose in der Regel durch Senatsbeschlüsse und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche römische Apotheosen darstellen. Zuletzt waren sie so gemein, daß sie ein Gegenstand der Verspottung wurden; wie denn selbst Vespasian bei einem Anfalle von Ohnmacht im Scherz gesagt haben soll: „Ich trete unter die Zahl der Götter; wenigstens fehlt nicht viel daran."

Appell, das durch die Trompeten oder Trommeln gegebene Zeichen, worauf sich die Soldaten versammeln. In der Jägersprache nennt man die Aufmerksamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers Appell, und von einem Hunde, der diesen Ruf nicht achtet, sagt man, er habe keinen Appell.

Appellation, die Erklärung an den Richter, daß man sich mit einem (von ihm oder einem ihm untergeordneten Richter) gesprochenen Urtheile oder andrer richterlicher Verfügung nicht beruhige, sondern sich auf nochmalige Prüfung und Entscheidung eines höhern Gerichts berufe. Daher bringt die Appellation die Leitung der Proceßverhandlungen nothwendig in die Hände eines höhern Richters (sie ist ein devolutives Rechtsmittel), bis der streitige Punkt entschieden ist und die Sache zur weitern Verhandlung wieder an den vorigen Richter zurückgewiesen wird, während die Erklärung, daß man nur eine nochmalige Prüfung des vorigen Rechtsstreits verlange (Revision, Läuterung u. s. w.), die Sache in der Hand des vorigen Richters läßt und nur die Rechtskraft des vorigen Ausspruchs hindert (suspensiv ist), auch gewöhnlich die Einholung eines zweiten Erkenntnisses von einem Spruchcolle-

gium nothwendig macht (Actenversendung). Die Appellationen sind entweder gegen förmliche Rechtssprüche gerichtet, welche einen streitigen Punkt zwischen den Parteien rechtlich entscheiden (Judicialappellationen) oder gegen eine andre Verfügung des Richters (z. B. Vormundschaftsbestellung, Versagung einer Confirmation), welche nur einen Befehl, kein eigentliches Rechtsurtheil enthalten: Extrajudicialappellation (auch Recurs oder Beschwerde genannt). Die Förmlichkeiten der Appellationen, welche sonst üblich waren (Appellationseide, daß man nicht ohne gerechte Ursache appellire; Ablösung des Berichts der Apostel, bei dem Unterrichter, Einführung und Justification der Appellation bei dem Oberrichter), sind neuerdings in den meisten Staaten aufgehoben worden (vgl. u. A. für Sachsen das Mandat vom 13. März 1822), und man hat nur die Frist zu Einwendung derselben, gewöhnlich von 10 Tagen, in manchen Ländern von 30 Tagen beibehalten. In der Regel kann von einer jeden richterlichen Entscheidung appellirt werden, welche einen wahren Nachtheil für den einen Theil (eine Beschwerde) enthält, diejenigen Verfügungen, welche im Laufe des Processes immer wieder abgeändert werden können, oder an sich keinen bleibenden Nachtheil mit sich bringen (bloße Interlocute), sind der Appellation nicht unterworfen. (Daher finden im preußischen Proceß Appellationen nur gegen Definitiverkenntnisse statt.) (Vgl. Appellationsgerichte.) 37.

Appellation (Appeal) hat in der Gerichtssprache Englands außer der gewöhnlichen Bedeutung noch eine andre. Das englische Criminalverfahren ist ein Anklageproceß, in welchem der Ankläger seine Anschuldigung erweisen muß, und der Angeklagte nicht verbunden ist, über seine Handlungen Rede und Antwort zu geben. (Der deutsche Criminalproceß hingegen sucht vornehmlich aus den eignen Angaben und Geständnissen des Angeschuldigten die Wahrheit zu erforschen, und ist, seinen Grundlagen nach, philosophisch richtiger als jener.) Allein diese Anklage wird auf Ansuchen des Beschädigten von der Regierung geführt, und der Beschädigte hat auf die Leitung desselben weiter keinen Einfluß, als daß er dem Kronanwald die Beweismittel liefert. Es war aber noch eine andre Art des Verfahrens üblich, in welchem der Beschädigte, oder ein Verwandter desselben, den Beschädiger vor die Schranken des Gerichts (der kings bench) foderte, um von ihm Genugthuung zu erlangen. Hiebei hieß der Kläger Appellor oder Appellant, der Angeklagte Appellee. Diese Art des Verfahrens fand statt, wenn auch der angebliche Thäter schon von den Geschwornen frei gesprochen war, nicht aber, wenn er (wenn auch wegen eines geringern Verbrechens, als er angeklagt worden, z. B. unvorsätzlichen Todtschlags statt Mords) verurtheilt worden war und eine Strafe erlitten hatte. War er begnadigt worden, so schützte ihn dies nicht gegen die Privatanklage, und wenn er dabei nochmals schuldig erfunden wurde, so mußte er, ohne daß der König begnadigen konnte, die gesetzliche Strafe ausstehen. Das Recht dieser Privatanklage dauerte ein Jahr; wenn also der Richter, das Publicum, oder die Verwandten mit dem freisprechenden Urtheile der Geschwornen nicht zufrieden war, so konnte eine solche Appellation eingeleitet, auch der Freigesprochene bis zum Ablaufe des Jahres in Verhaft gehalten, oder Bürgschaft gefodert werden. Über die Privatanklage richtete gewöhnlich eine zweite Jury, und es fehlt nicht an Beispielen, daß der Ausspruch derselben auf Schuldig gerichtet war, während die erste Jury aus denselben Gründen freigesprochen hatte. So wurde 1708 Joh. Young ermordet gefunden, und man warf Verdacht auf Eph. Slaughterford, ihren Liebhaber, in dessen Gesellschaft sie zuletzt gesehen worden war. Er wurde in dem Assisengericht freigesprochen, allein das Publicum war so von seiner Schuld überzeugt, daß man eine Subscription eröffnete, um die Kosten der Privatanklage zusammenzubringen. Diese wurde vor dem Oberhofgericht (Kings-, damals Queens-Bench) verhandelt, Slaughterford durch ein zweites Schöffenurtheil schuldig befunden und hingerichtet. Ein ähnlicher Fall ereignete sich 1818. Ein junges Mädchen, Mary

Ashford wurde unter Umständen ermordet gefunden, wo der stärkste Verdacht auf einen gewissen Abraham Thornton fiel. Er hatte sie von einem Balle nach Hause begleitet, und war kurz vor der Entdeckung des Leichnams mit ihr unweit des Brunnens, worin dieser lag, bei ihr gewesen, was er zugab. Dessenungeachtet wurde er freigesprochen, und nun trat der Bruder der Ermordeten mit dem Appeal of murder gegen ihn auf. Allein hier machte Thornton Gebrauch von einem Rechte, an dessen Dasein man jetzt noch kaum gedacht hatte; er foderte den Ankläger zum gerichtlichen Zweikampfe (wager of battle), anstatt sich dem Ausspruche eines Schöffenrechts (wager of law) zu unterwerfen. Leugnen ließ sich die formale Gültigkeit dieses Rechts nicht, und der Anwalt des Anklägers erhielt vom Gericht einen scharfen Verweis, als er sich beigehen ließ, es unvernünftig und barbarisch zu nennen. Der Ankläger, ein schwächlicher Mensch von 20 Jahren, wagte nicht, sich mit dem athletischen Thornton in einen Kampf mit dem Kolben einzulassen, mußte seine Anklage zurücknehmen, und der muthmaßliche Mörder ging abermals frei aus; doch war die öffentliche Meinung so stark gegen ihn, daß er nach Amerika auswanderte, wo er bald gestorben ist. Dieser Fall war die Veranlassung, nicht bloß den gerichtlichen Zweikampf, sondern, da die Rechtsgelehrten darin einig waren, daß dem Angeklagten die Wahl zwischen einem zweiten Schöffenurtheile und dem Kampfgericht durchaus nicht entzogen werden könne, das ganze Recht der Privatanklage abzuschaffen. Dies geschah 1819 durch den Parlamentsact 59. Georg III. L. 46. Dadurch scheint aber eine wesentliche Lücke in der englischen Rechtsverfassung entstanden zu sein. 37.

Appellationsgerichte. Die germanischen Verfassungen kannten ursprünglich nichts von einer Appellation an einen höhern Richter, sondern nur wenn der untere Lehnsherr das Recht gänzlich weigerte, konnte die Sache an das Gericht des höhern, des Königs, gebracht werden, und wenn die Schöffen falsch urtheilten, konnte ihr Urtheil gescholten werden (fausser le jugement in Frankreich), wobei der Appellant es nun mit den vorigen Urtheilern, und zwar dem Recht nach, auf Leben und Tod zu thun hatte. Es war ein großer Schritt zur bessern Ordnung, daß die regelmäßige Prüfung der Urtheile durch einen höhern Gerichtshof wieder in Gang kam, welches in Frankreich durch K. Ludwig IX. geschah, in Deutschland aber erst mit Errichtung des Reichskammergerichts (1495) eine geregelte Basis erhielt. Von den grundherrlichen Gerichten ging nun die Appellation an den Hof der Landesherrn, welche dafür Gerichtscollegien (Hofgerichte, Regierungen, Justizkanzleien) einrichteten, und von den höhern landesherrlichen Gerichten an die Reichsgerichte, das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Reichsstände suchten sich dieser Unterordnung ihrer Gerichte unter die Reichsgerichte möglichst zu entziehen; Östreich machte sich gleich von Anfang an von der gerichtlichen Gewalt des Reichs gänzlich frei; die Kurfürsten sollten es vermöge alter Vorrechte gleichfalls sein, allein es waren einmal drei Stufen des Rechtsprechens grundgesetzlich, und diejenigen, welche nicht Gerichte der dritten Instanz (Ober-Appellationsgerichte) anordnen wollten, ließen sich die Appellation an die Reichsgerichte wieder gefallen, und erlangten erst die Appellationsfreiheit wieder durch eigne kaiserliche Privilegien (privilegia de non appellando). Dergleichen wurden auch andern Reichsständen ertheilt, welche eigne oberste Gerichte errichten konnten (wie Schweden zu Wismar, Hanover zu Celle, Hessen-Kassel u. a.), oder dafür die Actenversendung an auswärtige Spruchcollegien einführten. Die langsamen Formen bei den Reichsgerichten und andre Mängel der Reichsjustiz gaben diesen isolirenden Bestrebungen Popularität, obgleich der Grundsatz, daß zu gänzlicher Beendigung eines Rechtsstreits drei gleichlautende Erkenntnisse erfoderlich seien, die Processe ins Unendliche verzögerte, und der Mangel eines einzigen, seine Wirksamkeit über alle deutsche Lande verbreitenden höchsten Gerichts der Ausbildung der deutschen Rechtsverfassung höchst nach-

theilig geworden ist. Die Auflösung des deutschen Reichs vermehrte in den kleinern Staaten die Verwirrung, und es ist eine der wohlthätigsten Bestimmungen des deutschen Bundesvertrags, daß die Aufstellung dreier Instanzen zu einem Grundgesetze aller einzelnen Staaten erhoben, aber auch dafür gesorgt worden ist, daß nicht die kleinern Staaten für sich allein kleine und unvollständige Einrichtungen machen konnten, sondern daß sie sich die Verpflichtung gefallen ließen, gemeinschaftliche Oberappellationsgerichte zu errichten. Auch sie fanden in der Ausführung manche Schwierigkeit, indem man die Unterordnung der bisherigen obern Landesgerichte unter ein zum Theil wenigstens fremdes Gericht, und die Neuerungen in der bisherigen Justizverfassung, so sehr als möglich zu beschränken suchte. Doch sind diese gemeinschaftlichen höchsten Gerichte nunmehr sämmtlich eingerichtet: 1) Für Braunschweig, Waldeck, Lippe und Schaumburg (ungefähr 360,000 Gerichtsuntergebene) zu Wolfenbüttel, eröffnet am 2. Jan. 1816. Gerichtsordnung bloß als Handschrift gedruckt, 1818. 2) Für das Großherz. Sachsen-Weimar-Eisenach, die übrigen herzogl. sächsischen und fürstl. reußischen Lande zu Jena (Gerichtssprengel 624,000 S.), eröffnet den 7. Jan. 1817. Provisorische Gerichtsordnung vom 8. Oct. 1816. 3) Für die herzogl. anhaltischen und fürstl. schwarzburgischen Lande (221,000 S.) zu Zerbst, 1. Oct. 1817. Gerichtsordnung v. 8. Sept. 1817. 4) Für Mecklenburg-Schwerin und Strelitz (470,000 S.) zu Parchim, am 1. Oct. 1818. Gerichtsordnung vom 1. Jul. 1818. 5) Für die vier freien Städte (267,000 S.) zu Lübeck, 1820. Gerichtsordn. v. 7. Jul. 1820. 6) Hohenzollern hat sich an das großherz. hessische Oberappellationsgericht zu Darmstadt, und 7) Lichtenstein an das Appellationsgericht zu Insbruck angeschlossen. Merkwürdig ist in der Verfassung dieser Gerichte die große Beschränkung oder gänzliche Ausnahme der Criminalsachen, in welchen nicht nur wichtigere Rechte der Bürger auf dem Spiele stehen, sondern auch eine gleichförmige Rechtspflege nach unveränderlichen Grundsätzen fast noch nothwendiger ist als in Civilsachen. Auch ist die Verschiedenheit der Appellationssumme, d. i. des Werthes, welchen ein Proceß betreffen muß, wenn eine Appellation zulässig sein soll, interessant. Sachsen-Hildburghausen allein läßt alle Sachen, ohne auf den Werth zu sehen, an das Oberappellationsgericht zu Jena gelangen; in den übrigen Ländern steigt solche von 100 Th. bis auf 500 Thaler. Hierdurch ist, mit einigen Verschiedenheiten in den Benennungen und Proceßformen, die Gerichtsverfassung in ganz Deutschland gleichförmig, der Regel nach in drei Instanzen eingerichtet. In den Herzogthümern Holstein und Lauenburg gehört die Aufstellung eines eignen deutschen Gerichtshofs dritter Instanz noch zu den unerfüllten Wünschen des Landes. Für die zweite Instanz bestehen das Landgericht und das Obergericht zu Glückstadt, von welchen zwar noch ein Rechtsmittel (der Supplication) an die deutsche Kanzlei zu Kopenhagen stattfindet, jedoch ohne feste gesetzliche Einrichtung des Instanzenzuges. Aus dem Großherzogthum Luxemburg gehen die Appellationen nach Lüttich. Östreich hat Appellationsgerichte zu Wien, Klagenfurt, Fiume, Prag, Brünn, Lemberg, Zara, Insbruck, Mailand, Venedig und eine oberste Justizstelle zu Wien. (Die ungarischen und siebenbürgischen Länder haben eine besondere Gerichtsverfassung.) In Altpreußen bestehen für die untere Instanz Ämter, Stadtgerichte, Kreisgerichte und Patrimonialgerichte; die zweite Instanz wird bei den 15 Oberlandsgerichten zu Königsberg, Insterburg, Marienwerder, Frankfurt, Stettin, Köslin, Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Münster, Paderborn und Kleve, und dem Kammergericht zu Berlin gebildet; für die dritte Instanz ist die Regel das Geheime Obertribunal zu Berlin, allein die Wirksamkeit dieses Gerichts zur Erhaltung der Einheit in der Rechtsverwaltung wird dadurch sehr unterbrochen, daß viele Revisionen häufig von einem Oberlandgericht an das andre gehen. Die preußischen

Rheinlande haben noch die franz. Gerichtsverfassung, und für diese ist, statt des franz. Cassationsgerichts, durch die Verordnung vom 20. Jul. 1819 ein Revisionshof zu Berlin eingerichtet worden. Das Großherzogthum Posen hat durch Verordnung vom 9. Jan. 1817 eine eigne Gerichtsverfassung erhalten. Baiern hat 8 Appellationsgerichte zu München, Passau, Amberg, Neuburg, Ansbach, Bamberg, Würzburg und Zweibrücken, und ein Oberappellationsgericht zu München. Die Oberappellationsgerichte der einzelnen Bundesstaaten vertreten zugleich, nach Wahl der Parteien in jedem einzelnen Falle, die Stelle eines Bundesgerichts für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander. — In Frankreich finden nur zwei eigentliche Instanzen statt, die Tribunale erster Instanz (Kreis- und Landgerichte) und die Appellationsgerichte (Cours royales, Hofgerichte), welche an die Stelle der alten Parlamente getreten sind. Aber für das ganze Reich besteht das Cassations-Hofgericht, welches bloß über Nichtigkeitsbeschwerden zu urtheilen hat, und sehr viel dazu beiträgt, in der Rechtspflege Einheit zu erhalten. 37.

Appelius, niederländischer Finanzminister, gebürtig aus Middelburg in Zeeland, wo sein Vater Prediger und er selbst früher Notar war. Einem Manne, der sich aus den untersten Staatsämtern rasch zu den höchsten emporhebt, den alle, seit 30 Jahren so oft wechselnde, Regierungen seines Vaterlandes als einen sehr brauchbaren Mann beibehielten, wird es selten an Neidern und Verkleinerern fehlen. — Sein System, die indirecten Auflagen einträglicher zu machen, eine traurige Folge der großen Staatsbedürfnisse, erregte, bei der Abneigung der großen Landeigenthümer, hohe Staatsabgaben vom Boden zu tragen, so große Unzufriedenheit wie seine Einrichtungen bei der Handelswelt, die in ihrem Interesse von zwei ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgeht. In den Niederlanden waren früher die Abgaben vom Grund und Boden geringer als anderswo. Ein Versuch des Generaldirectors Appelius, die Erbschaften höher, als es in Frankreich üblich gewesen war, zu besteuern, fand daher, als das Eigenthum zu schwer verletzend, in der Aristokratie der niederländischen Deputirtenkammer 1815 den heftigsten Widerspruch, und als A. später die Handlungsherren mit erhöheten Auflagen zu belegen vorschlug, erlaubte sich der rotterdamer Pöbel 1819 wider diesen Mann Excesse.

Appetit (von appetere, begehren) wird im Deutschen ausschließlich von dem Begehren der Speisen oder der Eßlust gebraucht; im Franz. und Latein. aber auch, um die Regungen des Geschlechtstriebes damit zu bezeichnen; man fügt alsdann das Beiwort vénérien oder venereus hinzu. — Die Eßlust unterscheidet sich von dem Hunger dadurch, daß die erstere eine angenehme, der letztere aber, welcher allzu heftig das begehrt, was eine längere Zeit versagt war, eine unangenehme Empfindung gewährt. Jene drückt das Vergnügen am Essen, dieser das Bedürfniß aus. Man bemerkt bei dem Appetite eine Erregung der Geschmacksnervenwärzchen, eine reichliche Speichelabsonderung und oft eine Erinnerung an solche Dinge, welche früher mit Lust genossen worden waren. Er hat, wie der Hunger, seinen Sitz in dem Gangliensysteme, und ist als eine eigenthümliche Äußerung des Gemeingefühls anzusehen. Er wird nicht mit dem Hunger zu gleicher Zeit gestillt, sondern es kann das Vergnügen am Essen auch dann noch fortdauern, wenn das Bedürfniß schon befriedigt worden ist. — Wie andre Empfindungen, wie alle Thätigkeiten des Organismus, so kann auch der Appetit sich auf krankhafte Weise äußern; häufig wird er gestört und oft gänzlich vernichtet, bisweilen äußert er sich auch über die Maßen heftig, und wird dann **Heißhunger** (cynorexia oder bulimia) genannt. Bei der Nichtbefriedigung der Anfälle des Heißhungers stellen sich Ohnmachten ein, und doch wird das Genossene durch Erbrechen oder Stuhlausleerungen oft schnell wieder ausgeleert. Endlich äußert sich der Appetit auch dadurch bisweilen krankhaft, daß er sich mit zu großer Heftigkeit

auf gewisse Speisen, z. B. Gewürze, Kuchen (die Gelüste der Schwangern), oder auch auf solche Dinge erstreckt, welche eigentlich gar nicht zu den Speisen gerechnet werden, z. B. Kalkerde, Kreide, Thon, rohes Fleisch, Blut, Insekten und selbst Excremente. Man hat die Bemerkung gemacht, daß in solchen Fehlern, welche pica, analacia, eissa, oder kitta genannt werden, sich bisweilen ein nützlicher Instinkt regt, daß z. B. Kinder, welche an Magensäure leiden, Kreide, Kalk zu sich nehmen, sowie gallichte Menschen einen Appetit nach sauern Dingen haben. Der nächste Grund dieser Appetitsfehler muß in einer Verstimmung des Nervensystems gesucht werden, welche gewöhnlich von anderweiten Krankheiten abhängig ist. 34.

Appiani (Andrea), Maler, geb. zu Mailand d. 23. Mai 1754, stammt aus einer alten adeligen, aber herabgekommenen Familie. Von früher Jugend an zeigte er Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmalern verschiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm gelang, die anatomischen und Zeichenschulen mit besuchen zu können. Die Geschäfte seiner Brotherren führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit, die Werke großer Meister zu studiren und sich einen eignen Styl zu bilden. Er besuchte Rom dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorene Geheimniß Rafael'scher Frescomalerei einzudringen. Bald übertraf er auch in diesem Kunstzweige alle lebende Maler in Italien und bewies seine Kunst vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celso in Mailand (s. den Kupferstich) und in den Wand- und Deckengemälden, welche er für den Statthalter Erzherzog Ferdinand in dessen Landhause zu Monza (1795) verfertigte. Bonaparte ernannte ihn zum königl. Hofmaler, ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion und den der eisernen Krone, und ernannte ihn zum Mitglied des Instituts der Wissenschaften und Künste von Italien. A. malte in der Folge beinahe die ganze kaiserl. Familie, sowie mehre Generale, Minister rc. Seine schönsten Werke sind die Deckengemälde im königl. Palast zu Mailand, Allegorien aus und auf Bonaparte's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Fast alle Paläste Mailands haben Frescoarbeiten von ihm. Der Fall Napoleons wirkte auf Appiani's Verhältnisse sehr nachtheilig; er starb 1817 in beschränkter Lage.

Appianus aus Alexandria, Sachwalter und Besorger der kaiserl. Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, schrieb eine römische Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus, in 24 Büchern, wovon wir nur noch die Hälfte haben, ein ungleiches Werk, je nachdem dem Compilator seine Quellen flossen. Die beste neuere Ausg. ist die von Schweighäuser (Leipz. und Strasburg 1785, 3 Bde.; deutsch von Dillenius (Frankf. 1793, 1800, 2 Bde.).

Appische Straße, die von Rom nach Capua führende älteste und berühmteste Straße der Römer. Sie wurde von Appius Claudius Crassus Cöcus angelegt, als er 313 v. Chr. Censor war, und in der Folge bis Brundisium geführt. Sie bestand aus sehr harten, sechseckigen, genau in einander gefügten Steinen, und man sieht noch gegenwärtig, besonders bei Terracina, bedeutende Reste derselben, welche ihre treffliche Bauart beweisen.

Appius Claudius Crassinus, aus dem angesehenen patricischen Geschlechte der Claudier, war kaum 401 v. Chr. zum Consul ernannt worden, als er, obgleich hart und stolz wie seine Vorfahren, dennoch, um die Gunst des Volks zu gewinnen, zum Erstaunen des Senats den Gesetzesvorschlag des Tribuns Terentillus oder Terentius unterstützte, welcher eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. An die Stelle der gewöhnlichen Magistratspersonen wurden Decemvirn (Zehnmänner) ernannt, die ein Gesetzbuch (das nachher genannte Gesetz der zwölf Tafeln) für Rom entwerfen und ein Jahr lang die höchste Gewalt bekleiden sollten.

Er selbst wurde zum Decemvir erwählt, und als nach dem ersten Jahre die Gewalt dieser Staatsbehörde noch um ein Jahr verlängert wurde, war er der Einzige, dem es durch seinen Einfluß auf die Volkshäupter gelang, wieder gewählt zu werden. Sein Entschluß war, die Herrschaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieses Plans vereinigte er sich mit seinen Amtsgenossen. In demselben Jahre verheerten die Äquier und Sabiner einen Theil des römischen Gebiets. Die Decemvirn warben Truppen und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius blieben mit zwei Legionen in Rom, um die bereits unrechtmäßiger Weise sehr ausgedehnte Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. Appius faßte die heftigste Leidenschaft zu der Tochter des Virginius, eines angesehenen Plebejers, der sich bei dem Heere befand. Da Appius, als Ehemann und Patricier, die dem ehemaligen Volkstribun Icilius verlobte Virginia nicht rechtmäßig besitzen konnte und den Weg der Verführung umsonst versucht hatte, so gewann er einen seiner Clienten, Namens M. Claudius, daß dieser an der Spitze mehrer Gehülfen die Virginia aus der öffentlichen Schule, wo sie sich eben befand, unter dem Vorwande, daß sie die Tochter einer seiner Sklavinnen sei, mit Gewalt wegführte. Das Volk zwang ihn, sie in Freiheit zu setzen; aber Claudius foderte sie sogleich vor Appius's Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sklavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Darauf enthüllten Numitorius, ihr Oheim, und Icilius, ihr Verlobter, die verbrecherischen Absichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginia in den Händen ihrer Familie zu lassen, aber er erklärte, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von seinem Bruder und Icilius herbeigerufen, erschien auf dem Forum, sowie seine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigsten Beweise; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, sich ihrer als seiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginia's eigner Gegenwart befragen zu dürfen, um sich wenigstens zu seiner Beruhigung, wie er sagte, von dem bisherigen Irrthum zu überzeugen. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers, und durchbohrte ihre Brust mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren." Appius befahl, ihn zu ergreifen, aber Virginius entfloh ins Lager. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius das Geschehene dem Heere erzählt, welches, Rache fordernd, nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder. Der Senat beschloß unverzüglich die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats (305 d. Stadt). Appius starb im Gefängniß, wie Livius sagt, von seiner eignen Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln. Auch Oppius, der als sein Mitschuldiger angeklagt war, entleibte sich; ihre übrigen Amtsgenossen entgingen der Anklage durch freiwillige Verbannung. Der niederträchtige Claudius ward, da er nur als Werkzeug des Tyrannen gedient hatte, nach dem damals öden Tibur verwiesen. Den Tod der Virginia hat Alfieri als Trauerspiel behandelt.

Applicatur, s. Fingersetzung.

Appoggiato bezeichnet in der Musik und namentlich im Gesange den getragenen, nicht abgesetzten Vortrag, daß also die Töne ohne wahrnehmbare Lücken in einander übergehen und verschmelzen. Dazu bedient man sich auch der Vorschläge (appoggiatura).

Approchen, s. Laufgraben.

April, Monatsname, entweder von aperire, öffnen, weil in ihm die Erde sich zu öffnen scheint, um uns mit ihren Gaben zu bereichern, oder, nach Varro, von Aphrodite, weil der April dieser Göttin besonders geweiht war.

Aprilschicken, eine, ehedem gemeine, jetzt aber durch einen bessern Zeitgeist verdrängte Unsitte. Man machte sich nämlich den Spaß, am Morgen des ersten Aprils ein Kind, eine dienende oder eine einfältige Person irgend wohin zu schicken, um Etwas zu holen oder zu sehen, was entweder gar nicht, oder doch nicht an dem bezeichneten Orte zu bekommen oder zu sehen war, und hatte nun seine Freude, wenn die Einfalt, die sich hatte anführen oder in den April schicken lassen, ausgelacht wurde. Da man im Mittelalter in der biblischen Geschichte vorkommende Scenen durch Spiele zu versinnlichen kein Bedenken trug, so sehen Einige diesen Gebrauch als eine ungeziemende Nachäffung eines Umstandes an, welcher bei Jesus Verhöre vorfiel. Er wurde nämlich vom Pilatus zum Herodes und von diesem wieder zum Pilatus geschickt. Daher die Redensart: Jemanden vom Pilatus zum Herodes (von Einem zum Andern, fast meistens zwecklos) schicken. Daß zu jenem Spaße der erste April gewählt wurde, hatte wol darin seinen Grund, daß sehr oft in diesem Monat das Osterfest, und also auch die Erinnerung an die damit in Verbindung stehenden Ereignisse aus dem Leben Jesu fällt. Andre leiten dies von Aprilwetter ab. Nach Hammer findet ein ähnlicher Gebrauch in Indien bei dem Hulifeste statt. 11.

A priori, Gegensatz von a posteriori. A priori Etwas einsehen oder beweisen, heißt, solches aus Gründen thun, welche der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch von derselben unabhängig, wie z. B. die Sätze der Mathematik, a priorisch sind; da hingegen eine Einsicht oder ein Beweis a posteriori sich bloß auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet, wie z. B. die Lehren der Naturgeschichte.

Apsiden. Die Planeten- und Kometenbahnen sind Ellipsen, in einem Brennpunkte derselben steht die Sonne, und in gleicher Art laufen die Monde um ihre Planeten. Der nächste und fernste Punkt der Ellipsen von jenem Brennpunkte heißen mit einem gemeinschaftlichen griech. Namen Apsiden, bei den Planeten und Kometenbahnen insbesondere Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium), in der Bahn des Erdmondes, Erdnähe (Perigäum) und Erdferne (Apogäum). Die gerade Linie, welche die Punkte der Apsiden verbindet, die große Axe der Ellipse, heißt die Apsidenlinie. Sie bewegt sich in der Richtung des Planetenlaufs langsam vorwärts. Wenn die Erde daher jetzt vom Punkte der Sonnenferne ausgegangen ist, so muß sie mehr als einen ganzen Umlauf machen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die sie dazu gebraucht, heißt ein anomalistisches Jahr. Es ist eben daher länger als ein tropisches. (S. Jahr). D. N.

Apulejus (L. Lucius), geb. zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrian's, stammte von angesehenen Ältern und blühte um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. Er studirte zu Carthago, machte sich darauf zu Athen mit der griechischen Literatur, vorzüglich mit der Platonischen Philosophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, seinen eignen Worten zufolge, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lateinische Sprache erlernte, welcher Umstand bei Beurtheilung seines Styls nicht übersehen werden darf. Er machte aus Wißbegierde große Reisen, auf welchen er sich in die verschiedenen Mysterien einweihen ließ, lebte wieder einige Zeit in Rom, studirte die Rechtswissenschaft, kehrte dann in sein Vaterland zurück, heirathete eine reiche Witwe und lebte sehr geehrt daselbst. A. war ein feuriger, rastlos thätiger und nicht kärglich mit Witz begabter Geist, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Theosophie, Mystik und Magie hinderte, sich vollkommen auszubilden. Es fehlt seinem „Goldenen Esel", einem Roman in elf Büch., weder an Witz, Laune und sa-

lyrischem Gehalt, noch an andern poetischen Eigenschaften. Den Stoff dazu schöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan und setzte hinzu. Höchst merkwürdig ist in diesem Werke die Episode der Psyche, die Herder den zartesten und vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden, und über dessen Gegenstand schwerlich etwas Höheres auszudenken sein möchte. Durch sie allein würde des Vfs. Andenken und sein Werk unvergänglich sein, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Überlieferer. — Außerdem war A. Vf. vieler philosophischer und oratorischer Werke, von denen wir noch einige besitzen. Seine Schreibart ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Die beste Ausg. des „Goldenen Esels", oder der „Metamorphosen", der übrigens das Beiwort „golden" erst später, um dadurch den Werth des Buchs zu bezeichnen, erhalten hat, ist von Oudendorp, Ruhnken u. Boscha, Leiden 1786—1823, 3 Bde., 4.; deutsch von A. Rode, Dessau 1773, 2 Bde. Die „Metamorphosen" hat Elmenhorst mit den übrigen größtentheils philosoph. Schriften des Apulejus herausgegeben, Frankf. 1621.

Apulien. Japygien, von Japyx, dem Sohne des Dädalus, so benannt (der südöstliche Theil Italiens von dem Flusse Siris bis an den Berg Garganus), faßte auch Apulien in sich. Hier wohnten in den ältesten Zeiten drei verschiedene Völker, die Messapier oder Sallentiner, die Peuketier und die Daunier oder Apuler. (S. Niebuhr's „Untersuchungen über die älteste Geschichte dieses Landes in der röm. Gesch.", Th. I., S. 99 fg., vergl. mit Wachsmuth's älterer „Gesch. des röm. Staats", S. 61 fg. Die Peuketier wohnten südlich bis an den Aufidus, nördlich bis an den Garganus die Daunier. Die altlateinischen Sagen erzählten von einem König der Apulier, Daunus, der, aus Illyrien vertrieben, sich in diesem Theile Italiens niederließ. Zu ihm ließ man nach der Sitte, die Irrfahrten der Helden des trojanischen Kriegs nach Italien zu führen, den Ätoler Diomedes kommen, der, im Kriege mit den Messapiern, von Daunus unterstützt, dann um die Früchte des Siegs betrogen und getödtet wurde. Die alten Namen hat nur die römische Dichtkunst beibehalten. Die Geschichte der Römer nennt uns keine Könige der Apulier mehr, aber als bedeutende Städte Arpi, Luceria und Canusium. Den Fluß Apuliens, Aufidus, hat Horaz, der zu Venusia in demselben Lande geboren war, verherrlicht. Der zweite punische Krieg wurde Jahre lang in Apulien geführt. Cannä, berühmt durch die Niederlage der Römer, liegt in diesem Lande. Der heutige Name Apuglia ist ein trauriger Überrest der alten Herrlichkeit, die Geschichte und Dichtkunst jenem Lande gegeben hat. Apuglia ist jetzt entvölkert und ernährt mehr Schafe als Menschen. 3.

Aquäduct, Wasserleitung, ein Bau, das Wasser über Thäler und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Die Alten führten dergleichen Leitungen mit großer Geschicklichkeit aus, z. B. Sesostris in Ägypten, Semiramis in Babylon, Solomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer sowol in Rom, als in den Provinzen aufgeführt, und die Überreste derselben gehören zum Theil zu den bewunderungswürdigsten Denkmälern der römischen Baukunst. Der Censor Appius Claudius Crassus Cäcus, der Erbauer der großen Heerstraße, die seinen Namen führte, ließ den ersten Aquäduct zu Rom bauen (appia aqua). Frontin zählt deren 9, Procopius 14 und P. Victor 24. Über die Wasserleitungen der neuern Zeit s. Canal.

Aquamarin, s. Beryll.

Aquarell, Malerei mit Wasserfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtstellen durchscheinen läßt.

Aqua Tinta, Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen, die mit dem Pinsel in Tusch, Bister, Sepia u. s. w. vornehmlich in breiten Massen behandelt sind, glücklich nachahmt. Es gibt davon mehre

Arten. Bei der ersten wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastix (Kolophonium) übersiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit der Mastix auf der Platte anschmelze. Auf diese Art entstehen zwischen jedem Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird sodann wie bei der schwarzen Kunst verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarz gefärbten Dickfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Orginale befindliche Abstufungen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, sowie hingegen bei Landschaften, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfodert, die zweite gebraucht wird. Bei dieser wird die Platte, wie beim Radiren, mit einem guten Ätzgrund überzogen; dann arbeitet man, mittelst des Pinsels, mit Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugesetzt wird, auf die gegründete Platte wie auf Papier. Das Öl erweicht den Ätzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachte Striche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit einem feinen Mastix übersiebt, angeschmolzen und dann geätzt. Dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmal wiederholt werden. Durch eine glückliche Vereinigung beider Arten läßt sich die Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen; vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, ist die erste neben der zweiten von der besten Wirkung. — In Frankreich und in der Schweiz bedient man sich auch der Roulette hierzu, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder Wälzchens, mit mehren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat sie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. — Die englischen Aquatintablätter pflegen auf folgende Art gearbeitet zu werden. Die Platte wird, wie bei der schwarzen Kunst, über und über rauh gemacht; die höchsten Lichter werden mit dem Schaber und Grabstahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches mit einem Glaspinsel aufgetragen wird. — Offenbar schickt sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatintamanier ist erst seit kurzer Zeit in England und Deutschland aufgekommen, die Engländer aber besonders verzieren, seit Gilpin den Ton dazu angab, ihre literarischen Werke mit Kupferstichen in dieser Manier. (S. Kupferstecherkunst.)

Aqua Tofana, ein Gifttrank, der zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufsehen gemacht hat, dessen Geschichte aber noch dunkel ist. Eine Sicilianerin, Tofana, soll die Erfinderin dieses Trankes gewesen sein. Lobat's Nachrichten zufolge ward diese Medea, nachdem sie mehre hundert Menschen gemordet, obgleich sie bei Entdeckung ihrer Gräuelthaten sich in ein Kloster geflüchtet, dennoch erdrosselt. Dagegen versichert Keyßler, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Der Trank selbst wird als klares geschmackloses Wasser beschrieben, wovon 5 bis 6 Tropfen hinreichend gewesen, den Tod zu geben, der langsam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zucken oder Fieber erfolgte. Allmälige Abnahme der Kräfte, Überdruß des Lebens, Mangel an Eßlust und beständiger Durst waren die Folgen davon, die bald in völlige Abzehrung übergingen.

Daß man den Tag des Todes habe vorherbestimmen können, ist eine Fabel. Über die Zusammensetzung dieses Giftes sind die seltsamsten Gerüchte verbreitet worden. Eine Auflösung von krystallisirtem Arsenik scheint der Hauptbestandtheil gewesen zu sein, welchem man, wahrscheinlich um ihn zu verstecken, noch irgend etwas Andres hinzusetzte.

Äquator (Gleicher, Mittellinie). Unter dem Himmelsäquator versteht man denjenigen eingebildeten größten Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltaxe senkrecht steht, der von den Weltpolen überall um 90° entfernt ist, dessen Pole mithin die Weltpole sind, sowie seine Axe zugleich die Weltaxe ist. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und südliche Halbkugel. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zweimal in den Äquator, zu Anfang des Frühlings und zu Anfang des Herbstes. (S. Äquinoctium.) Alsdann sind Tag und Nacht gleich; daher der Name Äquator (Gleicher). Die Lage der Gestirne gegen den Äquator wird durch ihre gerade Abweichung und Aufsteigung (s. d.) bestimmt. — Der Äquator, auch Äquinoctiallinie, und von den Seefahrern schlechthin die Linie genannt, ist derjenige größte Kreis unserer Erdkugel, der von den Polen derselben in allen Punkten um 90 Grade absteht. Seine Pole sind die Erdpole, und seine Axe die Erdaxe. Er fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchschneidet, haben beständig gleich lange Tage und Nächte. Durch ihn wird unsere Erdkugel in die nördliche und südliche Halbkugel getheilt. Nach seiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchschneidet das mittlere Afrika, in Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w., läuft dann durch das Südmeer, und schneidet Südamerika an der Grenze von Terra firma, von wo er durch das Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde bestimmt, s. unter Breite und Länge. Die Linie passiren heißt, auf der Seefahrt den Äquator durchschneiden. In der Region desselben herrschen furchtbare Windstillen, die mit Orkanen wechseln.

Aquaviva, Jesuitengeneral, s. Jesuiten.

Aquila, Hauptst. der Abruzzo ulteriore II. im Gebirge des Apennins, mit 7500 Einw. (das alte Amiternum, Geburtsort des Sallustius), ist als Vereinigungspunkt mehrer Straßen von militairischer Wichtigkeit und hat eine Citadelle, die 1815 und 1821 bei dem ersten Erscheinen der Östreicher capitulirte. (S. Abruzzen.)

Aquileja, auch Aglar, zur Zeit der römischen Kaiser eine blühende Handelsstadt am adriatischen Meere und am Timavus in Oberitalien; Marc Aurel erhob sie 168 zur ersten Festung des Reichs. Sie war der Schlüssel Italiens gegen die Barbaren, und wurde ihres Reichthums wegen zuweilen Roma secunda genannt; auch war sie der Sitz eines Patriarchen, dessen Dioces 1750 in die Erzbisth. Udine und Görz (später Laibach) getheilt wurde. 452 zerstörte sie Attila. Die Einwohner hatten sich auf Inseln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde. Später entstand hier eine unbedeutende Stadt, die jetzt zu dem östreich. Königreiche Illyrien (Kreis: Triest, Friaul) gehört; die Einw. (1500) ernähren sich hauptsächlich von der wenig einträglichen Fischerei, und Fremde besuchen den Ort der dort befindlichen römischen Alterthümer wegen.

Äquilibrist (von dem lat. aequilibrium, Gleichgewicht, wagerechter Stand) ist ein Mensch, welcher seinen Körper auch bei den unnatürlichsten Stellungen und den gewagtesten Bewegungen dennoch im Gleichgewicht zu erhalten versteht, der, ungeachtet er scheint, ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen zu wollen, z. B. zu stürzen, hinzufallen, dennoch sich aufrecht erhält und den Schwerpunkt nicht verliert. Der Äquilibrist macht seine kunstvollen Bewegungen, Stellungen, Sprünge u. s. w. vor den Augen Andrer zu ihrer Belustigung, und jeder Seiltänzer muß zugleich Äquilibrist sein. Indien ist das Vaterland der Äqui-

libristen, und es grenzt an das Unglaubliche, was die indischen Gleichgewichtskünstler nach der Erzählung mehrer Reisenden leisten. Daß die Franzosen viel Geschick zu äquilibristischen Fertigkeiten, und daß sie große Künstler darin besitzen, ist bekannt; auch in Deutschland fehlt es nicht daran, z. B. in Wien, Berlin, Hamburg, Leipzig und andern Meßplätzen. Die Äquilibristen werden nicht selten mit Gauklern, Taschenspielern und andern Kunststückmachern gleichbedeutend genommen. 11.

Äquinoctialstürme. Zur Zeit der beiden Nachtgleichen reinigen heftige Stürme die Luft, und wühlen das Meer so auf, daß selbst die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieser Orkane lassen sich nicht genau angeben, so wenig als die Gründe dieser Erscheinung.

Äquinoctium, Nachtgleiche, diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind; daher die Dauer des Tages 12 Stunden beträgt und die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Dies ist zweimal im Jahre der Fall: im Frühling und im Herbst, jedesmal wenn die Sonne im Äquator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche den des Herbstes; zu allen andern Zeiten ist die Länge des Tages und der Nacht ungleich, dieser Unterschied aber um desto größer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert, dagegen unter gleichen Breiten allenthalben von gleicher Größe. Unter der Linie verschwindet diese Ungleichheit gänzlich, hier geht jedesmal an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Auf der uns entgegengesetzten Halbkugel unserer Erde nimmt zwar die Ungleichheit der Tage in demselben Verhältniß wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn sie bei uns abnehmen und umgekehrt. (S. Frühling, Herbst, Vorrücken der Nachtgleichen.)

Aquitanien, der lateinische Name einer römischen Provinz in Gallien, welche die Gegenden an der Küste des Oceans von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bei Toulouse umfaßte. Augustus erweiterte sie bis an die Loire. Die Anwohner dieses westlichen Küstenlandes heißen bei den Kelten Aremoriker, und waren vermuthlich iberische, beim Vorrücken der Kelten nach Westen gedrängte Stämme; sie trieben Seehandel. In Aquitanien stifteten die Westgothen nach 412 ein Reich; seitdem war es bald ein Königreich, bald ein Herzogthum, und hieß später Guyenne.

Äquipollenz, in der Logik das Verhältniß gleichgeltender Urtheile. Gleichgeltende (äquipollente) Urtheile aber sind solche, welche gleichen Inhalt haben, und sind es in logischer Hinsicht, wenn die Verschiedenheit derselben nicht bloß im Ausdrucke beruht (grammatisch ist), sondern in der Form des Gedankens. So sind die Sätze: Aristoteles war des Alexander Lehrer, und Alexander war des Aristoteles Schüler, in logischer Hinsicht äquipollente Sätze. Da nun dieses Verhältniß von der Art ist, daß, wenn ich den einen zweier solcher Sätze für wahr erkläre, ich auch den andern als wahr annehmen muß, und wenn ich den einen für falsch erkläre, auch den andern für falsch erklären muß, mithin Eins aus dem Andern unfehlbar folgt, und beide für einander gesetzt werden können: so beruht auf diesem Verhältnisse die Classe von unmittelbaren Schlüssen, welche man Gleichgeltungsschlüsse (ratiocinia immediata ad aequipollentem) nennt. Indessen leuchtet diese Gleichgeltung nicht immer ohne genaue Untersuchung ein; Letzteres ist der Fall besonders dann, wenn die Vorstellungen, unter welchen die Sätze gedacht werden, verschieden sind.

Arabeske, s. Grotteske.

Arabien, eine Halbinsel, (46,778 □M. mit 12 Mill. Einw.), der westlichste Theil im südlichen Asien, vom 52—76° L., und vom 12. bis 30.° N. B., von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dschesira al Arab, von den Türken und Persern Arabistan genannt, liegt zwischen dem arabischen und persischen Meer-

busen, ist nördlich von den großen Wüsten Irak und Dschesira, südl. vom arabischen Meere umgeben, und hängt nordwestlich durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Statt der alten Eintheilung, in das wüste, felsige (auch peträische, von dem sonst festen, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra so genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus anführt, nimmt man die natürliche Abmarkung an, welche das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatennuß- und vorzüglich Caffeebäumen bedeckte Küstenland von dem Binnenlande scheidet, welches aus einer Wüste voll Flugsand mit Dornen und salzigen Kräutern besteht. Im Lande selbst gilt die Eintheilung in 5 Provinzen: 1) Das Land Yemen (3,240 □M., 3 Mill. Einw.) wird erblich von dem Khalifen oder Imam von Yemen regiert, der die Hoheit des Khalifats im Hause Osman's anerkennt und zu Szanna residirt. **1818** hat der Vicekönig von Ägypten Yemen (worin Mokka am Todesthor Babel Mandeb liegt) tributbar gemacht. Der Tribut besteht in 2000 Ctr. Caffee. Die Hauptstadt Aden, Hauptmarkt des Gummi, liegt in Trümmern. 2) Die Provinz Oman unter dem Imam von Maskate (Hafenst. 60,000 Einw.), dem auch die Insel Sokotorah (beste Aloe) an Afrikas Küste gehört. 3) Die Provinz Lachsa oder Hadsiar, mit Seeräuber-Häfen am persischen Meerbusen, hat Perlenfischerei. 4) Die Provinzen Nedsched und Jemama, das Stammland und der Hauptsitz der Wahabis (s. d.) oder Wehabiten mit deren Hauptst. Derrejeh; dieses Land, oder Centralarabien, hat man durch Mengin's „Hist. d'Egypte sous Mohammed Ali" und eine Charte von Jomard 1823, genauer kennen lernen. 5) Die Provinz Hedschas, das obere Küstenland des arabischen Busens. Hier ist das heilige Land der Mohammedaner, mit Mekka, Medina rc. (s. d.). Unweit dem Thale Moses, merkwürdige Alterthümer von Pitra und Jerrasch. Der Handelshafen Dschidda (5000 Einw.) ist zwar der Sitz eines türk. Pascha, allein der Scherif von Mekka führt eigentlich die Regierung. In der syrischen Wüste liegen die Ruinen von Palmyra (s. d.). — An Arabiens Westküsten ziehen sich hohe Gebirgsketten hin, die im N. mit den syrischen Gebirgen zusammenstoßen und mit den ostasiatischen Urgebirgen in Verbindung stehen; darunter die Berge Sinai und Horeb. Von den Flüssen, die nur durch große Regengüsse entstehen und selten das Meer erreichen, ist der Aftan, ein Küstenfluß, der bedeutendste; die nördliche Grenze wird vom Euphrat berührt. Das Klima durchläuft fast alle Grade der Scala: Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechseln mit solchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen ersetzen muß; die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendsten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem trocknen Samum, der wie in Afrika der Harmattan und Chamsin lebensgefährlich ist. — Der Boden besteht aus Sandwüsten und den fruchtbarsten Gefilden; Weizen, Hirse, Reis, Küchengewächse, Caffee (welcher in Arabien, seiner Heimath, von hochstämmigen Bäumen, in Amerika aber auf niederstämmigem Gebüsch der bequemern Einsammlung halber gewonnen wird), Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Gummi, Aloe, Myrrhen, Taback, Indigo, wohlriechende Hölzer, Balsam rc., sind die reichen Erzeugnisse Arabiens, das auch Edelsteine, Eisen und andre Metalle (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüssen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) besitzt; sowie Maulesel, Esel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Affen, Springhasen, Federvieh aller Art (Pelikane, Strauße rc.), eßbare Heuschrecken, Skorpione rc.

Die Einwohner bestehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigner Sprache, von mohammedanischer Religion und interessanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den ältesten Zeiten leben die Araber noch jetzt als Nomaden in patriarchalischer Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhält sie in einer Verfassung, die

in gewisser Hinsicht sie zu glücklichen Menschen macht. Das alte „Friede sei mit dir!" ist auch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sei willkommen! was brauchst du?" ist die Anrede an einen Fremden, der mit einem „Gott vergelt es euch!" die Zehrungskosten abträgt. Dabei treiben sie Räuberei, jedoch nie auf Kosten des Gastrechts. Dieses kriegerische Volk besitzt viel Geschicklichkeit in gymnastischen Künsten. Der Araber hat eine vortheilhafte Körperbildung; nur in den heißen Ebenen färbt seine Haut sich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit sichern ihn vor Krankheiten. Sie nennen sich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüste, die Arabes sienitae bei den Alten), und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den Mauren, die in Häusern leben, Ackerbau ausschließlich und Gewerbe und Handel treiben. Außer den Ureinwohnern sind Christen, Juden, Türken und Banianen im Lande wohnhaft. — Ehemals war Arabien der Hauptsitz des phönicischen Landhandels; gegenwärtig ist sein Land- und Seehandel fast ganz in fremden Händen; der erstere wird durch Karavanen betrieben. Auf den hohen Schulen der Araber lehrt man Astronomie (mehr Astrologie), Arzneikunde und sogenannte Philosophie; auch Geschichte und Dichtkunst werden getrieben; die Beduinen bleiben ganz unwissend. Ihre Verfassung ist einfach: die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schech, die Richter Kadi. Der türkische Kaiser heißt zwar der Oberherr des Landes, der freisinnige Araber spottet aber der ohnmächtigen Befehle des tiefgesunkenen Herrscherhauses, und gehorcht nur, wenn es ihm gefällt. Die Geschichte der Araber vor Mohammed ist dunkel und wegen geringer Verbindung mit der übrigen Welt von geringem Interesse. Die Ureinwohner von Arabien heißen bei den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorene. Sich selbst leiten diese theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des letztern Mostaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das sind sie den Asiaten); in Europa und Afrika nannten sie sich Saracenen, Morgenländer. Die ältern arabischen Geschichtschreiber verstehen unter Arabien nur Yemen; Hegiaz (das steinige) rechnen sie theils zu Ägypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die syrische Wüste. Die Fürsten (Tobbai) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geschlecht der Homeyriten zweitausend Jahre lang über Yemen herrschte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüsten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten, und das wahrscheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch in der Wüste umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwissenheit (wie sie die vor Mohammed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Gestirne; jedoch bei den verschiedenen Stämmen mit großer Verschiedenheit, indem jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländischen Eroberer, durch Wüsten und Meere ebenso sehr als durch ihren Arm beschützt. Weder die babylonischen und assyrischen, noch die ägyptischen und persischen Könige vermochten sie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten sie sogleich nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Feldherrn und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in diesem Zeitraume die nördlichen Fürsten Arabiens ihre Herrschaft bis über die Grenze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabischen Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Hareth noch weiter bis in Syrien ein, und ließ sich im Lande Gassan nieder, woher er den Namen Gassaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drangen

die Römer an diese Grenzen. Die getheilten Araber mochten den römischen Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigstens die nördlichen Fürsten in einer gewissen Abhängigkeit von den Kaisern, und wurden als ihre Statthalter angesehen. Freier erhielten sich die alten Homeyriten in Yemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus mißlang. Ihre Hauptstadt Saba wurde durch eine Überschwemmung vernichtet. Mit der Schwäche der römischen Monarchie vermehrte sich das Streben nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche eine Vereinigung aller arabischen Stämme leicht erlangt haben würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen viele Jahrhunderte zu, während welcher das mittlere Hochland (Nedschd) der Schauplatz jener ritterlichen, von arabischen Dichtern vielfach besungenen Fehden war, bis ein begeisterter Mann ihnen durch Mittheilung seines Feuereifers Einheit und durch die Einheit Stärke gab. Das Christenthum fand früh viele Anhänger, es gab selbst mehre Bischöfe, die den Metropoliten zu Bosro (in Palästina an der arabischen Grenze) anerkannten. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz vertrieben werden. Jene Widersetzlichkeit der Araber gegen den römischen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Ostreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders die Monophysiten und die im ganzen Oriente verbreiteten Nestorianer, und die Glaubensschwärmerei dieser Vertriebenen gab jenen Widerstrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren seit der Zerstörung Jerusalems in Arabien sehr zahlreich und machten sogar, vorzüglich in Yemen, Proselyten. Der letzte König der Homeyriten (Hamjariten) war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm (502) den Krieg mit dem Könige von Äthiopien zu, der ihm Thron und Leben kostete. In der Gleichgültigkeit, die so große Verschiedenheit der Secten bei vielen erregte, liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Mohammed's, einen neuen Glauben aufzustellen. Mit ihm, der die Araber zu welthistorischer Wichtigkeit erhob, beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Volks. (S. Mauren und Khalif, Khalifat.)

Arabier, eine aus christlichen Lehrern in Arabien in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. entstandene Secte, welche die Meinung aufbrachte, daß die menschliche Seele mit dem Körper zugleich sterbe, verwese und wieder auferstehe. Origenes widerlegte und bekehrte sie 246. Ihr Irrthum rührte von der damals herrschenden Gewohnheit her, sich die Seele als eine körperliche Substanz zu denken. 31.

Arabische Literatur und Sprache. Über die erste Cultur und Literatur dieses Landes haben wir nur einzelne Angaben. Daß in Arabien frühzeitig Poesie geblüht habe, läßt sich schon aus den Naturanlagen seiner Bewohner schließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Die in den fruchtreichen, paradiesischen Gegenden des glücklichen Arabiens unter ihren Scheiks umherziehenden Nomaden hatten Alles, was die Naturpoesie begünstigt, lebhafte Empfindung und warme Phantasie. Wäre es außer allen Zweifel, daß das Gedicht „Hiob" wirklich arabischen Ursprungs sei, so bewiese dies nicht bloß, daß auch das peträische Arabien seine Dichter gehabt habe, sondern wir könnten auch den Charakter dieser Poesie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, kühne Metaphern, Gleichnisse und Naturschilderungen, untermischt mit räthselhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philosophie bei den Arabern ließe sich ebenfalls aus Hiob erweisen, welches Gedicht zugleich auf naturwissenschaftliche und astronomische Kenntnisse schließen läßt, die jedoch nur dürftig sind. Wenn übrigens die Araber selbst sagen, bis zur Ankunft Mohammed's (622 nach Chr.) habe ihre Zeit der Unwissenheit gedauert, so ist dies nur von dem Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit zu verstehen, denn ohne Geist war diese Nation

auch vorher nicht. Besonders zeichnete sie sich schon vor Mohammed durch ihre Poesie auf eine glänzende Weise aus. Auf der Messe zu Mekka, und im 5. Jahrh. nach Chr. zu Okadh, wurden poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben (Modababäth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakäth, aufgehängte). Die Sammlung der Moallakath enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern: Amralkeis, Tharasah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalstolz und Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. („Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, übers., erläutert und mit einer Einleit. von A. Th. Hartmann", Münster 1802.) Mit Mohammed eröffnete sich die glänzendste Zeit der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott gesandten Propheten kündigte er sich seinen Landsleuten an, und legte Glaubens= und Lebenslehren in dem poetischen Koran nieder. Von Abubekr, dem ersten Khalifen nach Mohammed's Tode, wurde diese aus einem dogmatischen und einem praktischen Theile bestehende Bibel der Araber gesammelt und von Othman, dem dritten Khalifen, berichtigt und bekannt gemacht. (S. Koran.) Hierdurch wurde die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer glücklichen Lage zwischen zwei Welttheilen schienen die Araber zwar sehr geeignet für den Handel, weniger aber für Eroberung, zumal da im wüsten und steinigen Theile nur umherziehende Horden wechselsweise von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mohammed aber war es gelungen, sich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine religiös=militairische Verfassung zu geben, und den Geist der Tapferkeit, der längst den Arabern einwohnte, durch einen schwärmerischen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen, gestorben war (632), wählten seine Anhänger einen Khalifen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geist der Eroberung sich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell, und schon 80 Jahre nach Mohammed's Tode erstreckte sich das Reich der Araber von Ägypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. Während dieses Zeitraums beseelte sie nur kriegerische Schwärmerei, unter deren Herrschaft die zarten Blüthen des Geistes niemals gedeihen. Die Zeit und der Umgang mit gebildeten Nationen verdrängten allmälig diesen rohen Sinn: mit der Regierung der Khalifen aus der Familie der Abbassiden begann (750) auch Beförderung der Wissenschaften und Künste. Am glänzenden Hofe Al Mansur's zu Bagdad fanden sie zuerst Unterstützung; Harun Al Raschid aber war es (786—808), der seinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichsten griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen und diese Übersetzungen durch viele Abschriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechischen Kaiser 100 Centner Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Bassora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Kahira angelegt. Der Khalif Motasem (starb 841) wirkte in gleichem Sinn und Geist, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrh. die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben beschäftigten, und sie in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach 900 reiste man aus Frankreich und andern europäischen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen

hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. Außer Corduba hatten die Araber in Spanien **14** Akademien errichtet, ohne die höhern und die Elementarschulen. Sie hatten daselbst fünf öffentliche Bibliotheken, und Casiri nennt 17 Araber in Spanien, die gelehrte Reisen unternommen haben. So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, auf Poesie und Beredtsamkeit eingeschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. In der Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Astronomie hat ihr Fleiß sehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabische Kunstwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja selbst die Zahlzeichen, deren wir uns bedienen und die man für ihre Erfindung hält, von ihrem Einfluß auf die literarische Bildung Europas. — Im Mittelalter verdankt die Erdkunde den Arabern das Meiste. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der von ihnen bekannten Welt. In der nördlichen Hälfte von Afrika drangen sie bis an den Niger vor, und kamen westlich bis an den Senegal, östlich bis zum Cap Corrientes. Schon im Anfang ihrer Eroberungen mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgesandten Feldherren die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asiens Länder, Völkerschaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; sie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien, und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die große Tatarei, das südliche Rußland, China und Hindostan. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: Al Marun, Abu Ischak, Sherif Edrisi, Nassir Eddin, Ebn Haukal (schrieb zw. 15. und 21. nach Chr.), Abulfeda, Ulugh Begh Abdollatif, und Vieles, was die berühmtesten unter ihnen, Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar, und in historisch-geographischer Hinsicht wichtig. — Zahlreich waren seit dem 8. Jahrh. auch die Geschichtschreiber der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft und benutzt worden sind. Vielleicht findet Wilken bald mehre Nachfolger. Der älteste uns bekannte Geschichtschreiber ist Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhekebi, von 818. Außerdem verdienen Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadsch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfasser einer allgemeinen Weltgeschichte bis auf 1315, Makrizi, Arabschah u. A. In den spätern historischen Werken herrscht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philosophie der Araber war griechischen Ursprungs, und ging hauptsächlich von Aristoteles aus, der durch sie auch in Spanien, und von da im ganzen westlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn ins Lateinische. Man kann deßhalb den Ursprung der scholastischen Philosophie von den Arabern ableiten. Auf Dialektik und Metaphysik wendeten sie vorzügliche Aufmerksamkeit. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien schrieb (954); Avicenna (st. 1036), der außer andern philosophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken verfaßte; Ibn Bajah zeichnet sich als Selbstdenker aus; Algazel schrieb eine Niederreißung aller philosophischen Systeme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeschätzt war von Averroes besonders der Commentar über Aristoteles; Beachtung verdient aber auch seine Paraphrase der Republik Platon's, welcher sonst den Arabern wenig bekannt gewesen zu sein scheint. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Ärzte, denn von der Philosophie trennte man die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unleugbar haben die Araber in diesen Wissenschaften, nächst der Erdkunde, das Bedeutendste geleistet. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Bassora, Alexandria und Corduba wurden vom 8. bis zum 11. Jahrh. medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das

man diesem Zweige der Wissenschaften widmete, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortschritte hätte machen sollen. Die Anatomie gewann durch sie nichts, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr die Therapie; denn sie besaßen vielumfassende Kenntnisse in der Arzneimittellehre, studirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigstens haben sie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dscheber wird für den Erfinder einer Universalmedicin gehalten. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharum, der zunächst die Pocken beschrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Ishak Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes, Almansor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Ishak ben Soleiman, Abulkasis, Aben Zohar, Averroes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede sein, daß den Arabern das Verdienst gebührt, auch die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache in der Art der Behandlung. Um die Aristotelischen Principien mit der Verhängnißlehre des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. — Desto mehr leisteten sie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern und das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden; sie vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed ben Musa und Thebit ben Korrah erwarben sich darum besondere Verdienste; Alhazen schrieb über die Optik; Nassireddin übersetzte die Elemente des Euklides; Dscheber ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Astronomie cultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon 812 hatten Alhazen und Sergius des Ptolemäus Almagest, dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, ins Arabische übersetzt, woraus Alfargani 833, und später Averroes Auszüge lieferten; Albaten beobachtete im 10. Jahrh. die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed ben Dscheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, besonders von Abulfeda. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Klimate, viele geographische Maße u. dgl. — Bei allen diesen Fortschritten in den strengern Wissenschaften wurde der Geist der Araber nicht unempfänglich für die Poesie. Abu Temam sammelte 830 die größere Hamasah, eine Anthologie in 10 Büch., u. Bochteri 880 die kleinere Hamasah, als Nachtrag zur größern. Hierher gehören auch die 7 Preisgedichte Moallekût. Indeß wurde weiterhin die höhere orientalische Eigenthümlichkeit der arabischen Poesie immer seltener, der Ton mystisch-hyperbolischer, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motenabbi durch seine sanften Elegien in einer classischen Sprache (s. „Proben der arab. Dichtkunst von Reiske", Leipz. 1765, und „Motenabbi zum ersten Male ganz übers. von Jos. v. Hammer", Wien 1823); Abu Ismael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch seine Elegien und Lieder (s. „N. deutsch. Merkur", 1800, St. 1, S. 8); Ithiel Hariri durch seine Geschichte eines fahrenden Ritters, „Makamat" betitelt, in 50 Abschnitten (s. Rosenmüller, „Über einen arab. Roman des Hariri", Leipz. 1801, übers. 1826 von Rückert). Abu Dschaafar Ibn Tophail

durch s. interessanten philosophischen Roman, „Der Naturmensch" (übers. von Eichhorn, Berlin 1783). Admai's großer Heldenroman: „Antar's Leben" (s. Antar), in 35 Thln., wird noch bis auf den heutigen Tag in den Caffeehäusern von Aleppo stückweise vorgelesen. Die dramatische ausgenommen, findet man keine Gattung der Poesie, in welcher die Araber sich nicht versucht hätten; die Romanze, ein Erzeugniß des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß sie dadurch auch auf die neueuropäische Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen Poesie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Märchen mit ihren Feen und Zauberern, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendländische Poesie übergegangen. So hat diese Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weise wohlthätig für Bildung und Literatur Europas gewirkt und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrschaft hinterlassen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forscher geworden sei, springt von selbst in die Augen. Wer einen tiefern Blick in die Geschichte der Wissenschaften und Menschheit thun will, kann dieser Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den sogenannten semitischen Mundarten, unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Durch den Koran ward sie als Büchersprache festgestellt, und kurz nach Mohammed, weit mehr aber seit dem 10. Jahrh., gab es unter den Arabern Schriftsteller, welche die Grundsätze der Sprache bestimmten, ihre Schönheiten untersuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zusammentrugen. Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien ward die arabische Sprache in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat, so ging doch ihre Kenntniß nach Vertreibung der Mauren den Europäern meist verloren. Postel weckte das gelehrte Studium derselben wieder in Frankreich, Spey in Deutschland. Im 17. Jahrh. blühte dasselbe in den Niederlanden und wurde seitdem in Deutschland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardson, Jahn, Rosenmüller, de Sacy haben wir schätzenswerthe Sprachlehren; von Erpen, Golius, Giggeji, Castell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Rosenmüller, Jahn, de Sacy, Savary u. A. Chrestomathien erhalten. Kirsten, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychsen, Schnurrer, Hasse, Kosegarten, Hezel, Wahl, Paulus, Rosenmüller, Vater, Augusti u. A. haben sich durch größere Verbreitung, Forschung und Auslegung bedeutende Verdienste erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Ärzten sei. Endlich verdienen die Überreste der arabischen Baukunst in Spanien und Afrika die Aufmerksamkeit des Reisenden. Den Styl derselben studirte der franz. Architekt P. Coste 1818 fg. vorzüglich in Kahira und in Alexandrien. Daraus entstand sein Werk: „Architecture arabe, ou Monumens du Caire, dessinés et mesurés", mit 74 Kpf. Fol., Paris 1823.

Arabisches Meer, ein Theil des östlichen Oceans an den Südküsten Arabiens. — **Arabischer Meerbusen**, s. Rothes Meer.

Arachne, Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Jonien, hatte von Pallas die Kunst des Webens gelernt und unterfing sich ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte die Göttin sie vorher in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und Arachne fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die Liebesgeschichten der Olympier darstellte. Pallas darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und schlug ihr das Schiff um den Kopf, Arachne aber erhing sich in Verzweiflung. Die Göttin gab ihr zwar das Leben, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachnologie, oder **Araneologie**, die Kunst, aus den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen.

Winke davon finden sich schon bei Plinius (H. N. Lib. XI, sect. 28); auch wird davon in einer 1588 zu Görlitz erschienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemal. Mitglied der Akad. der Wissensch. zu Paris, während einer achtmonatl. Gefangenschaft, in der einige Spinnen seine einzige Gesellschaft waren, viele Beobachtungen über sie angestellt, und 1797 zu Paris seine Entdeckung des beständigen Verhältnisses bekannt gemacht, das zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehren oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verschiedener Arten und den atmosphärischen Veränderungen von schönem Wetter auf Regen, von der Trockenheit zur Nässe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froste zum Thauwetter statt findet.

Arago (Dominique François), geb. zu Estagel bei Perpignan d. 28. Febr. 1786, war schon 1804 Lehrer in der polytechnischen Schule. 1805 wurde er Secretair des Bureau des longitudes. Mit Biot und den spanischen Commissarien Chaix und Rodrigues setzte er, nachdem Delambre und Méchain den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona aufgenommen hatten, diese Messung bis zur Insel Formentera fort. Als damals ein französ. Heer in Spanien einrückte, wurde Arago von spanischen Behörden verhaftet und blieb mehre Monate in Rosas. Als er von hier zur See nach Frankreich zurückkehren wollte, brachte ihn ein Freibeuter nach Algier. 1809 verschaffte ihm der dortige französ. Consul die Freiheit wieder. Er hatte das Glück gehabt, seine Instrumente und alle berechnete Observationen zu retten. Letztere machen eine Fortsetzung der früher von dem Institut herausgeg. „Base du système métrique" aus u. d. Tit. „Recueil d'observations géodésiques, astr. et phys., exécutées par ordre du Bureau des longitudes, en Espagne pour déterminer la variation de la pesanteur et des degrés terrestres sur le prolongement du méridien de Paris; réd. p. Bist et Arago". (4.) — A. trat an Lalande's Stelle in das Nationalinstitut und 1816 in die 3. Sect. der k. Akademie der Wissensch. Gegenwärtig beschäftigt er sich mehr mit der Physik, besonders mit Untersuchungen über die Theorie des Lichts u. mit dem Galvanismus.

Aragon, die Krone, machte sonst den zweiten Hauptbestandtheil Spaniens aus, und war aus den Königreichen Aragon, Valencia und Mallorca, sowie dem Fürstenthume Cataluna zusammengesetzt. Bis zur Vermählung Ferdinand des Katholischen mit der castilianischen Erbin Isabella machte Aragon ein von Castilia ganz getrenntes Reich aus, das damals nicht bloß jene 4 Provinzen, sondern auch als Nebenländer beide Sicilien und Sardinien umfaßte. Nach Ferdinands Tode, 1516, ward es auf immer mit Castilia vereinigt, die aragonischen Provinzen behielten aber ihre alten Vorrechte, Freiheiten und Gesetze, die sie erst unter den Bourbonen, da sie bei Gelegenheit des Erbfolgekrieges sich zu fest an die östreichische Sache gekettet hatten, fast gänzlich verloren. Die jetzige Provinz Aragon führt noch den Titel eines Königreichs.

Arak oder **Rak**, ein starker Branntwein aus Reis, Zuckerrohr oder dem Safte der Kokosnüsse. Der letztere, welcher der beste ist, kommt aus Batavia; andrer aus Goa. Zu Goa gibt es dreierlei Sorten, nämlich einfache, doppelte und dreimal abgezogene. Der doppelte wird am meisten gesucht, obwol er nicht so stark wie der batavische ist.

Arakatscha, eine Pflanze, deren Vaterland die Andenkette (die Cordilleren) ist, und die zuerst in Santa-Fé-de-Bogota (Neugranada im spanischen Südamerika) entdeckt wurde. Sie ist nahrhafter und vervielfältigt sich schneller als die Kartoffel (Solanum tuberosum), die bekanntlich in derselben Gegend, in den Wäldern bei Santa-Fé-de-Bogota, in Peru und Chile wild wächst. An Geschmack und Festigkeit gleicht die Arakatscha der spanischen Wallnuß. Der Boden erfodert keinen größern Grad von Wärme und Nässe, als Europa darbietet; daher sie in

Deutschland zuerst in Bamberg oder Würzburg mit Erfolg angebaut worden ist. Im 19. St. des „Quart. journ. of science, literat. and the arts" (Octbr. 1820) theilt Lambert Mehres über die Arakatscha (Heracleum tuberosum Molinae) und über ihren Anbau in England mit. Merkwürdig ist, was James Grey Jackson im 20. St. des „Quart. journ. of science etc." anführt, daß diese Pflanze auch im Gebiet von Nieder-Suse, auf der Südseite des Atlas, wächst, und von den Arabern Arakatschan oder Atschu (d. i. die durstige Wurzel) genannt wird. Wie hat sie ihren Weg nach Amerika gefunden, und hier ihren ursprünglichen Namen behalten? Besaßen die ältern Araber mehr Kenntnisse von der Seefahrt, als man gemeiniglich glaubt? Oder sollen wir die Meinung von einem versunkenen Festland (Atlantis) annehmen, das vor seinem Untergang eine Verbindung zwischen Afrika und Südamerika vermittelte? 20.

Aral, nächst dem kaspischen Meere der größte Binnensee Asiens, den die Alten nicht gekannt haben. Er liegt in der Steppe der Turkomanen, Chovaresmier und Kirgiskaisacken, und ist 1124 □M. groß. Seine Länge beträgt 45, seine größte Breite 30 Meilen. Sein Wasser ist salzig, wie alle stehende Gewässer ohne Ausströmung. Er nimmt den Amu (Oxus) und Sir (Jaxartes) auf, und enthält eine Menge von Stören, Hausen und Seehunden. Wüste Sandsteppen umgeben ihn, und seine versandeten Ufer sind ohne Hafen. Die Verdunstung und kein Abfluß scheint ihm sein Wasser zu entziehen. Er liegt sehr niedrig und ist von vielen kleinern Seen und Sümpfen und keinen Bergen umgeben. Wahrscheinlich hing er vormals mit dem kaspischen Meere zusammen, dessen östliches Ufer vom westlichen Ufer des Aral nur 20 deutsche Meilen niedrigen Sand- und Sumpfbodens entfernt ist. Beide gegen einander gekehrte Enden dieser Meere sind sehr seicht. Der Aral ist voll Inseln, die ebenso unbewohnt sind als seine Ufer.

Aranda (Don Pedro Pablo Abarca de Bolea, Graf von), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, geb. 1719, widmete sich den Waffen, da er aber viel Beobachtungsgeist zeigte, ernannte ihn Karl III. zu seinem Gesandten bei August III., König von Polen, welche Stelle er 7 Jahre lang bekleidete. Nach seiner Rückkehr ward er Generalstatthalter von Valencia; 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zurück und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Aranda stellte nicht nur die Ordnung wieder her, sondern bewirkte auch die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es dem Einflusse Roms und der Priester, den König dahin zu bringen, daß er Aranda von sich entfernte, und ihn als Gesandten nach Frankreich schickte. In Paris verlebte A. 9 Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm dessen Platz ertheilen ließ. Einige Monate später wurde er, nicht ohne den bittersten Spott des Hofes und der Nation, durch Don Manuel Godoy (s. Alcudia) ersetzt. A. blieb zwar Vorsitzer des Staatsraths, den er in Thätigkeit gesetzt hatte, ward aber, als er einst seine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgesprochen hatte, nach Aragonien verwiesen. Hier starb er 1794, mit Hinterlassung einer jungen Wittwe, ohne Kinder. Madrid verdankt ihm größtentheils Sicherheit, Reinlichkeit und die Abstellung vieler Mißbräuche.

Aranjuez, Villa und k. Residenzschloß (Sitio), mit Prachtgärten, schönen Ulmengängen und einem Jagdpark, in der spanischen Provinz Toledo, in einem reizenden Schattenthale des Tajo, der hier den Xarama aufnimmt, 7 Legoas (5 Meilen) von Madrid, wohin eine von Ferdinand VI. auf römische Art gebaute Kunststraße führt, von der jede Meile 3 Mill. Realen (etwa 190,000 Thlr.) gekostet haben soll. Der Hof lebt hier gewöhnlich von Ostern bis Ende Juni, dann steigt die Volksmenge von 2600 bis auf 8000 Menschen. Schon Karl I. (V.) bestimmte dieses schöne Thal zu der Anlage eines Sitio. Philipp II. gründete Schloß

und Garten. Seine Nachfolger, vorzüglich Ferdinand VI., Karl III. und Karl IV., verschönerten und vergrößerten es. Die Villa ist in holländischem Geschmack gebaut, hat breite und gerade Straßen, die rechtwinklig durchschnitten sind. Das Schloß hat schöne Marmortreppen, herrliche Spiegel von S. Ildefons, reiche Kunstwerke und sowie die Kirche und das Kloster viele gute Gemälde von spanischen und italienischen Meistern; sehr reich ist die von Karl IV. mit großer Pracht angelegte Casa del Labrador. Das von den spanischen Dichtern oft besungene Aranjuez ist seiner Gärten, Alleen und Wasserkünste wegen berühmt. Die Gärten bilden die Form eines Sterns. Die Hauptallee von Ulmen ist 6—700 Schritt lang, 12 Fuß breit und hat eine lebendige Umzäunung. Alle 70—80 Schritte sind Ruheplätze in Form eines Hexagon mit Springbrunnen. Zwölf Ulmenwege stoßen in einen runden, großen Platz zusammen. Sonst waren auch die hiesige königl. Stuterei, die Maulesel- und Büffelzucht, mehre Cultur-, Obst- und Gartenanlagen in einem guten Zustande. In der Nähe ist eine Quelle, aus der man eine Art Glaubersalz gewinnt. Bekannt ist Aranjuez durch die Revolution vom 18. März 1808. (S. Spanien.) S. die Beschreib. dieses Sitio, von Hasse, im „Kronos", Leipz. 1816.

Aräometer, gr. Dichtheitsmesser (für Flüssigkeiten); eine Senkwage, hydrostatische Wage u. s. w., ein Werkzeug, mittelst dessen Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der Dichtigkeit oder specifischen Schwere derselben und dadurch ihre Güte bestimmen kann. Der griechische Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1) Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüssige Materien eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben eingetaucht hat; 2) wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten derselben wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze gibt eine besondere Einrichtung der Aräometer; auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Gradeintheilungen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug. Vgl. A. Baumgärtner's „Aräometrie, oder Anleit. zur Bestimm. d. spec. Gew. und zur Verfert. genauer Aräometer für Chymisten u. Technologen", Wien 1820.

Ararat, Gebirge in Armenien, besonders im Paschalik Erzerum. Es steigt fast ganz einzeln aus einer weiten Ebene empor, ob es gleich durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung steht, und sein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel, der die Form eines in zwei Spitzen gespaltenen Zuckerhuts hat, bietet mit seinen zerrissenen Felsenklüften und Abgründen einen furchtbaren Anblick dar. Seine höchste Kuppe (Mazis) liegt in der persischen Provinz Iran, und erhebt sich über 12,000 Fuß hoch. Sie ist die erhabenste der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derselben die Arche Noah's sich niedersetzen läßt.

Aratus, griechischer Dichter, geb. zu Soli (Pompejopolis) in Cilicien, lebte um 270 v. Chr. und stand in Gunst bei Ptolemäus Philadelphus und in steter Freundschaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Wir kennen ihn nur aus seinem Gedicht „Phaenomena", worin er uns Alles, was man damals vom Himmel und dessen Zeichen und Erscheinungen wußte und kannte, in correcten und eleganten Versen überliefert hat, wiewol man Ursache hat zu glauben, daß er selbst nicht Astronom war. In welchem Ansehen dieses Werk bei den Alten stand, erkennt man daraus, daß Cicero, Cäsar Germanicus und Avienus es übersetzten und Eratosthenes u. a. große Astronomen es commentirten. Die besten Ausg. sind von Fell (Oxford 1672) und von Buhle (Leipz. 1793—1801,

2 Bde.), welchen sich die neueste, von Matthiä, Frankf. 1817, 8., anreiht. Deutsch v. J. H. Voß, Heidelb. 1824, mit griech. Text und Erläut.

Araukanen. Diese südamerikanische Nation von 400,000 S. im südlichen Theile von Chile (auf 4000 □M.) hat bis jetzt ihre Unabhängigkeit gegen die Spanier behauptet. Im N. von dem Flusse Bio-Bio, gegen S. von dem Flusse Gallacallay, gegen O. von den Andes, gegen W. vom stillen Ocean begrenzt, leben sie unter einer freien aristokratischen Regierungsform, nach einem gemeinschaftlichen Gesetz und Herkommen. Sie wohnen in Dörfern, treiben Ackerbau und Viehzucht. Des Araukanen wollene Kleidung ist ein Hemd und ein dunkelblauer Mantel. Auch das Weib kleidet sich in den Mantel und in den tief herabhängenden Rock. Eine Hütte ist des freien Mannes Wohnung. Seine Nahrung ist fast nur vegetabilisch. Polygamie herrscht hier, und doch ist die Sorge des Hauswesens in weiblicher Hand. Die Sprache ist verwandt mit der patagonischen. Die gemeinen Angelegenheiten besorgt einer von den vier Toqui's (höherer Erbadel). Genießt dieser aber nicht der allgemeinen Verehrung, so ersetzen ihn die Ulmenen oder der Erbadel von der untersten Classe; denn vorzügliche Kenntniß und Tapferkeit muß dort der Adel besitzen, um geachtet zu sein. Der Heerführer ernennt selbst seinen Vertreter und dieser den seinigen. So ist jeder untere Rang vom obern abhängig, jedoch nicht von der Centralgewalt. Bei Gesetzen und kriegerischen Operationsplanen hat jeder Araukane eine vorschlagende Stimme; sie verpflichtet jedoch die vollziehende Gewalt nicht. Bis 1551 fochten die Araukanen nur zu Fuß und lernten damals erst den Werth der Reiterei schätzen. Jetzt haben sie viel Reiterei, und bei Märschen sitzt ein Infanterist hinter dem Reiter auf dem Pferde, um schnell vordringen zu können. In Schlachten steht die Reiterei auf beiden Flügeln. Einen der Flügel befehligt der zweite Befehlshaber, Vice-Toqui. In der Mitte steht die Infanterie, Mann um Mann mit der Keule oder Lanze bewaffnet. Auch wissen sie Feuergewehr gut zu brauchen. Sie haben Vortruppen und ein nicht sogleich ins Gefecht rückendes kleineres Heer. Mit Gebrüll rückt der Araukaner zum Angriff vor. In dem jetzigen Kriege der Insurrection mit der Partei des Mutterlandes beschloß der Toqui der Araukanen Neutralität u. beobachtete sie ehrlich. — **Araucana**, ein episches Gedicht des **Ercilla** (s. d.).

Arbeit, im eigentlichen Sinne die **willkürliche** Anwendung menschlicher Kräfte, um dadurch irgend einen Zweck auszuführen. Wenn man von der Arbeit der Natur und der Thiere redet, so wird der Ausdruck uneigentlich gebraucht, oder indem man voraussetzt, daß sowol die Natur als die Thiere bei ihrer Thätigkeit die Ausführung gewisser Zwecke beabsichtigen. Bei dem Begriffe Arbeit wird immer vorausgesetzt, daß die Thätigkeit Willkür zur Ursache habe. Bei der menschlichen Arbeit wird daher jedesmal angenommen, daß irgend eine Triebfeder die Willkür in Bewegung setze, um die Thätigkeit der menschlichen Kräfte nach irgend einem Begriffe zu modificiren. Immer ist dabei eine Vorstellung als Ursache im Spiel. Der allgemeine Sporn zur Arbeit des Menschen ist die Vorstellung, daß er ohne dieselbe seine Bedürfnisse nicht stillen kann. Die Arbeit ist daher nichts Andres als die Ausführung der Begriffe, deren Gegenstände die menschlichen Bedürfnisse verlangen, oder die Realisirung dessen durch die in der Gewalt des Menschen befindlichen Kräfte, was der Verstand sich als Bedürfnißmittel vorstellt. Da nun der Mensch sehr mannigfaltige Bedürfnisse hat, und diese sich mit der steigenden Cultur und Ausbildung des menschlichen Geschlechts vermehren, zu jedem Dinge andrer Art aber eine andre Art von Arbeit gehört, so sind unendlich verschiedene Arten von Arbeit nöthig, um die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Wollte nun ein jeder Mensch mit seiner eignen Arbeit alle mannigfaltigen Dinge hervorbringen, die er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hat, so würde er nur eine sehr geringe Zahl seiner Bedürfnisse und auch diese nur sehr schlecht befriedigen können.

Denn die Erfahrung lehrt, daß die Arbeit eines Einzigen vielerlei Dinge nur schlecht und langsam hervorbringen kann. Sobald sich aber Mehre in die verschiedenartigen Arbeiten theilen, der Eine dies, der Andre etwas Andres hervorbringt, so kann der Eine viel mehr Dinge von einerlei Art durch seine Arbeit hervorbringen, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hat. Indem dieses nun Alle thun, behält Jeder von den Producten seiner Arbeit übrig, und indem sodann Einer seinen Überfluß den Andern gegen ihren Überfluß überläßt, wird es möglich, daß ein Jeder unendlich viele Dinge genießen oder unendlich mannigfaltige Bedürfnisse stillen kann, deren Gegenstände er nicht selbst gemacht, sondern für den Überfluß der Producte seiner Arbeit von andern eingetauscht hat. Arbeit ist daher das große Mittel, wodurch alle Bedürfnißmittel, wie weit sie die Natur nicht ohne Arbeit liefert, hervorgebracht werden. Was aber die Natur freiwillig hervorbringt, kann selten sowie sie es gibt genossen werden; das Meiste davon bedarf noch irgend einer und oft vielerlei Arbeit, ehe es zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse geschickt wird. Im rohen Zustande, wo noch wenig Menschen auf weiten Räumen zerstreut leben und auf einem günstigen Boden leicht das Nothwendigste finden, hat der Mensch zwar wenig Arbeit nöthig, um sein Leben kärglich zu erhalten. Jeder sammelt die wilden Früchte der Natur, oder tödtet die Thiere, deren Fleisch ihn ernährt, oder deren Fell ihn bedeckt, und bereitet sich solche Dinge zu Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zu; Jeder baut sich seine Hütte und schafft sich auch wol ein kleines Eigenthum durch seine Arbeit, womit er einen kleinen und unvollkommenen Austausch fremder Arbeitsproducte treiben kann. Denn Jeder thut, Jeder hat in einem solchen Zustande ungefähr dasselbe: was soll daher Einer für den Andern hervorbringen? Auch kostet ihm die ungeschickte Arbeit, die er verrichtet, so viel Zeit und Anstrengung, daß er nur einen geringen Vorrath seiner Arbeitsproducte zu Stande bringen kann. Sobald aber die Menschenmenge sich in einem Lande so anhäuft, daß die freiwilligen Producte der Natur nicht mehr zur Ernährung Aller hinreichen, wird der Verstand geweckt, auf Mittel zu sinnen, um der Erde auf eine künstliche Weise durch Arbeit mehr Nahrungsmittel abzugewinnen, als sie von selbst liefert. Einzelne eignen sich sodann Grundstücke zu, und bringen auf denselben durch künstliche Arbeit eine viel größere Quantität Lebensmittel hervor, als sie und die auf denselben beschäftigten Arbeiter bedürfen. Diejenigen nun, welche keine solchen Grundstücke besitzen, sehen sich dann genöthigt, andre Arten von Arbeiten zu erfinden, und solche Güter durch dieselben hervorzubringen, welche die Landbesitzer und Landarbeiter begehren, und wofür sie geneigt sind, ihnen ihren Überfluß an Nahrungs- und Lebensmitteln dafür abzulassen. Bei einiger Cultur der Gesellschaft, d. h. sowie in derselben die gegenseitigen Rechte anerkannt werden und die Erkenntnißkräfte sich bis zu einem gewissen Grade entwickelt haben, kömmt es bald dahin, daß kein Mensch mehr alles das allein verrichtet, was er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig hat. Jeder bedarf Andrer Arbeit regelmäßig, sowie Andre wieder der seinigen bedürfen. Dadurch entsteht ein wechselseitiger Austausch der Arbeit, und es erzeugen sich unter den Menschen unendlich verschiedene Arten von Arbeiten, deren jede andre Objecte hervorbringt und andre Mittel anwendet, welche durch die verschiedenen Geschicklichkeiten und Künste, die Natur und Fleiß unter den verschiedenen Subjecten erzeugt, möglich werden. Nach dem Maße der immer mehr zunehmenden Geschicklichkeit in der Arbeit bringt nun Jeder einen Überfluß von Producten seiner Arbeit hervor, wovon er nur einen geringen Theil für sich selbst gebraucht. Da nun dieses allgemein geschieht, so kann Jeder die Producte mehrer Andrer genießen, indem er unter diese die Producte seiner Arbeit dagegen vertheilt. Jeder bedarf nun zur Befriedigung seiner mannigfaltigen Bedürfnisse der Arbeit Andrer oder deren Producte; daher ist Arbeit ein allgemein begehrter Gegenstand. Insbesondere werden diejenigen Arbeitsproducte am häufigsten und in größter Menge gesucht, welche allge-

meine Bedürfnißmittel sind und wofür Jeder die übrigen benöthigten Bedürfnißmittel von Andern leicht eintauschen kann.

Hauptsächlich wird die menschliche Arbeit angewandt: 1) um der Natur unmittelbar oder mittelbar allerlei nützliche Producte abzugewinnen, sie zu sammeln oder durch Cultur des Bodens und künstliche Bestellung der Felder ꝛc. zu vermehren und zu veredeln, sie in der Tiefe der Erde oder des Wassers aufzusuchen ꝛc.; 2) die gefundenen rohen Producte für die menschlichen Zwecke brauchbar zu machen oder ihnen die unzählig mannigfaltigen Formen und Zusammensetzungen zu ertheilen, wodurch sie zu Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse geschickt werden; 3) die nützlichen Waaren dahin zu befördern, wo sie gesucht werden, und sie unter die Bedürftigen zu vertheilen; 4) diejenigen persönlichen Dienste zu leisten, welche zu einem Zwecke nöthig sind. In diese verschiedenen Arten von Arbeiten theilen sich die Menschen und bilden danach verschiedene Classen, welche wieder in viele Unterarten gespalten werden. So theilen sich diejenigen, welche sich mit Gewinnung der rohen Producte abgeben, in Ackerbauer, Jäger, Fischer, Bergleute u. s. w. Noch viel mannigfaltigere Arten bilden sich unter denen, welche sich mit der Veredlung dieser Producte beschäftigen (Handwerker, Künstler, Manufacturisten und Fabrikanten). Bei dem Vertriebe der Waaren sind die handelnden Classen, die Frachtfahrer, Schiffer u. s. w. thätig. Endlich bilden diejenigen, welche sich mit persönlichen Diensten beschäftigen, sehr vielerlei Arten von Arbeitern, als solche, welche gemeine Dienste für Andre verrichten, wie die verschiedenen Classen von Dienstboten, diejenigen, welche durch ihre körperlichen oder geistigen Talente Andern allerlei Vergnügen machen, die, welche sich mit der Ausbildung und dem Unterrichte des menschlichen Geschlechts befassen, endlich die, welche dem Staate Dienste leisten, das Recht pflegen, für die öffentliche Sicherheit sorgen u. s. w. Jede von diesen verschiedenen arbeitenden Classen hat Producte oder Dienste anzubieten, welche nur durch Arbeiten hervorgebracht werden, und welche die übrigen Classen bedürfen, und indem sie ihre Arbeitsproducte und Dienste gegenseitig vertauschen, kann ein Jeder die Producte und Dienste aller Übrigen genießen. Auch ist klar, daß das Wohlbefinden einer Nation von der Menge und der Mannigfaltigkeit der vorhandenen und immerfort erzeugten Arbeitsproducte, inwiefern dieselben Bedürfnisse befriedigen, abhängt, und daß daher eine Nation um so besser daran sein müsse, je mehr und je vollkommnere Producte ihre Arbeit hervorbringt. Daher einer Nation außerordentlich viel an der Vervollkommnung ihrer Arbeiten gelegen sein muß.

Die Vervollkommnung der Arbeit besteht aber darin, daß sie immer mehr und immer bessere Producte hervorbringt. Hierzu tragen folgende Umstände Vieles bei: 1) Die Einsicht, die Geschicklichkeit und der Fleiß, mit welchem die Arbeit betrieben, und die Gegenstände, worauf sie verwandt wird, ausgewählt werden. Hierzu helfen theils eine geschickte Vertheilung der Arbeiten, sodaß einer nicht vielerlei, sondern ein und dasselbe Product, oder wol gar nur einen Theil des Products ausschließlich und in Menge verfertigt. Denn dadurch erlangen die einzelnen Arbeiter nicht nur größere Fertigkeit und Geschicklichkeit in ihrem Fache, sondern sie ersparen auch viel Zeit, welche sonst auf den Übergang von einem Geschäft zum andern verwandt wird; theils durch die Beihülfe von Instrumenten und Maschinen (s. d.), durch welche die Natur zur Mitarbeit nach Begriffen gezwungen wird. 2) Die Hoffnung, die Producte der Arbeit leicht gegen andre erwünschte Dinge vertauschen zu können. Je mehr daher ein Volk unter sich oder bei andern benachbarten Völkern Liebhaber seiner Producte findet, und je mehr die andern zugleich ihm solche anzubieten haben, die es begehrt, desto größere Reize zur Vervollkommnung der Arbeit sind vorhanden. Endlich 3) daß die Zahl Derer, welche bloß von den Producten der nützlichen Arbeit zehren, gegen die Zahl Derer, welche durch ihre Arbeit Überfluß erzeugen, nicht zu groß sei. Denn wenn es zu viele Müßiggänger im Volke gibt,

welche den arbeitenden Classen ihre Producte wegnehmen, ohne ihnen dafür Etwas wieder zu geben, so muß die Triebfeder zu Anstrengungen bei der Arbeit natürlicherweise sehr geschwächt werden. Arbeiten sind unnütz, wenn sie oder ihr Product kein menschliches Bedürfniß befriedigen können, oder dazu nicht nothwendig sind; nützlich ist jede Arbeit, die zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses dient. Man nennt die Arbeit productiv, inwiefern sie unmittelbar materielle Güter hervorbringt oder ihren Werth erhöht, unproductiv, inwiefern sie dieses nicht thut. Letztere aber kann doch mittelbar productiv sein, inwiefern ihr Product zur Vervollkommnung der Arbeit oder zur Entdeckung, Erhaltung oder Vermehrung nützlicher materieller Güter etwas beiträgt; Arbeiter, deren Arbeit überflüssig oder unnütz ist, sind sterile oder unfruchtbare Arbeiter (S. Maßstab des Werths). 51.

Arbeitshäuser sind von Regierungen und Vereinen errichtete Anstalten, in welchen arbeitlose Menschen gegen einen mäßigen Lohn Beschäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material anschaffen und die Fabricate dann verhandeln. Sie sind entweder Armen= (Beschäftigungsanstalten) oder Strafarbeitshäuser; jene sind bloß zur Beschäftigung der Arbeitlosen bestimmt, und die Arbeiter sind entweder freiwillig darin oder werden durch die Polizei dahin gebracht; diese sind für Verbrecher bestimmt und sollen zu ihrer Züchtigung und Besserung dienen. Beide sind unstreitig dem Staate sehr vortheilhaft, da erstere zur Verhütung des Bettelns, letztere dazu dienen, die Züchtlinge an Arbeitsamkeit zu gewöhnen und dem Staate ihre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beschäftigung wird von örtlichen Umständen bestimmt, vor Allem aber darauf geachtet werden müssen, daß sie einfach und leicht zu erlernen sei. Die Menschlichkeit fodert Berücksichtigung der Gesundheit der Arbeitenden, besonders der Kinder, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vortheils willen Krüppel zuwachsen. Was die Strafarbeitshäuser betrifft, so treten dieselben Rücksichten ein, nur mit dem Unterschiede, daß allenfalls die Bildung mehrer Handwerker darin zu empfehlen sein möchte, damit der Züchtling, wenn er seine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, sich redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baierische und preußische, geben hier nachahmungswürdige Beispiele; ja, sie lassen sogar vom Ertrag der Arbeiten des Sträflings Einiges zurücklegen, damit er beim Austritt aus dem Hause einen Sparpfennig mitnehmen könne. (Vgl. die Schriften von Lotz und Weweld.)

Arbeitslohn, das, was ein Arbeiter für seine Arbeit erhält. Arbeit kostet dem Menschen seine Kräfte, und diese kann er nicht anders ersetzen als durch Nahrungsmittel, auch gehen dabei seine Kleider und die Instrumente, welche er dazu nöthig hat, zu Grunde. Soll daher der Mensch die Arbeit fortgesetzt verrichten, so muß er während der Zeit, wo er arbeitet, Nahrungsmittel und andre Güter haben, womit er die Bedürfnisse, welche er als Mensch hat, befriedigen und immer wieder neue Kräfte zur Arbeit gewinnen kann. Bringt er nun durch seine Arbeit das, was er hierzu nöthig hat, unmittelbar selbst hervor, und bedarf er hierzu Nichts von Andern, so ist dieses Product selbst das Mittel, um seine Arbeit immer fortzusetzen. Immer setzt jedoch dieses voraus, daß er schon im Besitz eines Vorrathes von Bedürfnißmitteln ist, wovon er sich während der Zeit, daß seine Arbeit neue hervorbringt, erhält und zu neuer Arbeit Stärke und Kräfte sammelt. Der Lohn seiner Arbeit besteht sodann in dem Producte seiner Arbeit. Unterdessen findet es sich: 1) daß nicht jeder Arbeiter solche Producte hervorbringt, die ihm zu Nahrungs= und Unterhaltungsmitteln dienen, und 2) daß die meisten Arbeiten nicht anders geschehen können als daß dazu gewisse Bedingungen, als Grund und Boden, Materialien, Vorschüsse u. s. w., geliefert werden. Sodann aber ist das Product solcher Arbeiten zusammengesetzt, indem mehre Ursachen daran Theil nehmen. Das Product ist in solchen Fällen nicht ganz das Product der Arbeit, folglich kann

es auch nicht ganz dem Arbeiter zukommen, sondern es muß sich unter diejenigen vertheilen, welche an der Production desselben Theil genommen haben. Da Arbeit das regelmäßigste und allgemeinste Mittel ist, wodurch die menschlichen Bedürfnißmittel hervorgebracht und viele Bedürfnisse unmittelbar befriedigt werden, so ist auch Arbeit dasjenige, was stets gesucht wird. Wer Überfluß hat, kann ihn nicht anders anwenden, wenn er ihn nicht selbst verzehrt, als daß er damit Arbeit bezahlt, oder Producte, die Arbeit gekostet haben; und wer keinen Überfluß hat, der muß arbeiten, um sich die nöthigen Bedürfnißmittel entweder unmittelbar hervorzubringen oder selbige gegen seine Arbeit einzutauschen. Es kann aber die Arbeit im Allgemeinen umsonst nicht geschehen oder lange fortgesetzt werden, denn die Arbeit kostet dem Arbeiter Kräfte. Soll sie daher fortgesetzt werden, so muß er, wenn er selbst Nichts hat, die nöthigen Bedürfnißmittel erhalten, um die verlorenen Kräfte zu neuer Arbeit wiederherzustellen. Auch ist die Arbeit selbst etwas Unangenehmes für die Arbeiter, und es würde Niemand Lust haben anhaltend zu arbeiten, wenn er nicht regelmäßig Etwas dafür empfinge, das ihn dazu aufmunterte. Dieses ist der Lohn der Arbeit. Sobald nun die Gesellschaft so weit gediehen ist, daß sich in den Händen der meisten Glieder Überfluß an Bedürfnißmitteln sammelt, und einige davon mehr als andre haben, wird dieser ganze Überfluß zur Bezahlung von Arbeit angewandt. Es bildet sich in der Gesellschaft eine Classe von Menschen, welche die arbeitende heißt, und in eine große Menge mannigfaltiger Abtheilungen zerfällt, die sich theils gegenseitig ihre Arbeit bezahlen, theils von den nicht arbeitenden Classen für ihre Arbeit Bezahlung empfangen. Der regelmäßige Preis, den die Arbeit erhält, macht den Arbeitslohn aus. Derselbe besteht der Sache nach in einer bestimmten Quantität von Bedürfnißmitteln, und wenn er gleich nicht unmittelbar in denselben, sondern im Gelde bezahlt wird, so ist doch was dieses Geld, welches den Arbeitslohn bildet, werth sei, nach keinem andern Maßstabe zu messen als nach der Quantität der Bedürfnißmittel, welche dafür beliebig zu erhalten sind. Wenn man daher wissen will, ob der Arbeitslohn in dem einen Orte oder Lande größer oder kleiner ist als in dem andern, so reicht es nicht hin, wenn man weiß, daß hier oder dort mehr oder weniger Geld für die Arbeit bezahlt wird, sondern man muß untersuchen, ob für das Geld, welches für die Arbeit bezahlt wird, hier oder dort mehr oder weniger gleich viele und gleich gute Bedürfnißmittel zu erlangen sind. Da das Arbeitslohn die Ursache der Hervorbringung fortgesetzter Arbeit ist, so ist klar, daß es so groß sein muß, als es nöthig ist, um nicht nur die lebenden Arbeiter, sondern auch die ganze Classe der Arbeiter in ihrer Fortdauer zu erhalten, und da zur Erhaltung der verschiedenen Classen und Arten der Arbeiter sehr verschiedene Quantitäten und Qualitäten der Bedürfnißmittel nöthig sind, so muß auch der Arbeitslohn der verschiedenen Classen und Arten der Arbeiter sehr verschieden sein. Der kleinste Arbeitslohn ist für die gemeinste Art der Arbeiter nöthig. Die gemeinsten Arbeiter sind nämlich solche, zu deren regelmäßiger Verrichtung nur solche Kräfte und Geschicklichkeiten gehören, die Jedermann schon von der Natur erhält und zu deren Erlangung er die geringsten Kosten bedarf. Um ein solcher Arbeiter zu werden, dazu gehört nichts Künstliches weiter, als daß der Mensch so lange, bis er diese Kräfte durch sein Wachsthum erhält, ernährt und zur Arbeit angewiesen werde. Daher kann diese Art von Arbeit erreicht und unterhalten werden, wenn den Arbeitern ein solcher Lohn gegeben wird, wovon sie sich selbst bei Kräften erhalten und ihr Geschlecht fortpflanzen und zu gleichen Arbeitern erziehen können. Dieses ist aber auch das Minimum des Lohnes der gemeinen Arbeit. Andre Arten von Arbeitern erfodern mehr zu ihrer Hervorbringung und Erhaltung. Folglich muß auch der Lohn solcher künstlicher und zusammengesetzter Arbeiten größer sein, um solche Classen von Arbeitern zu erwecken und zu unterhalten, welche die Geschicklichkeit haben, dergleichen Arbeiten zu verrichten. Für jede dieser Classen gibt es gleichfalls ein Minimum

von Lohn, ohne welchen eine solche Classe von Arbeitern gar nicht entsteht, und mit dessen Verminderung sie, wenn sie auch entstanden ist, bald wieder verschwindet. Unterdessen gibt es mehre Ursachen in der menschlichen Gesellschaft, welche machen, daß der Preis des Lohnes einer jeden Art von Arbeit über sein Minimum heraufsteigt, und andre, welche machen, daß er wieder zum Minimum heruntersinkt. Dieses rührt von der Concurrenz der Nachfrage und des Angebots (s. Concurrenz) her. Da nämlich Arbeit ein Bedürfniß ist, welches Alle nöthig haben, die Etwas, das sie nicht selbst machen wollen oder können, besitzen wollen, so kömmt es nur darauf an, 1) ob Arbeiter der Art, welche man sucht, vorhanden sind, und 2) ob Die, welche dergleichen suchen, die Mittel haben, sie zu bezahlen. Nun sind da, wo viele Menschen beisammen sind, immer welche da, welche gern für Andre arbeiten. Denn es ist das einzige legale Mittel für sie, sich ihre Bedürfnißmittel zu erwerben. Und sobald sich die Gesellschaft so gestaltet, daß Mehre in derselben Überfluß oder mehr Güter haben als sie selbst verzehren, sind auch immer welche da, die Arbeit suchen. Da nun Arbeiter gar nicht vorhanden sein können, wenn sie nicht wenigstens das Minimum, was zur Entstehung und Unterhaltung dieser Arbeit nöthig ist, erhalten, so müssen Die, welche Arbeit suchen, das Minimum des Lohnes zum allerwenigsten nothwendig bezahlen. Wird aber mehr Arbeit solcher Art gesucht, und es sind nicht genug Arbeiter dazu vorhanden, so wird die Zahl der Arbeiter oder ihr Fleiß nur durch einen höhern Lohn vermehrt werden können, und es entsteht daher durch vermehrte Nachfrage nach Arbeit auch ein höherer Arbeitslohn. Diesen erhalten nicht bloß die neu hinzutretenden, sondern auch die alten Arbeiter, da sie durch Verweigerung ihrer Arbeit einen Theil der Nachfrage unbefriedigt lassen würden, und die Arbeitsuchenden daher auch diesen den höhern Lohn zugestehen müssen. Die Zunahme und die größere Verbreitung des Reichthumes unter dem Volke ist die Ursache sowol der Erhöhung des Arbeitslohnes überhaupt, als der Vervollkommnung und der Vervielfältigung der verschiedenen Arten der Arbeiten, und des höhern Lohnes der künstlichen Arbeiten, verglichen mit den gemeinen Arbeiten. Denn der Reichthum besteht in dem fortdauernden Überflusse der Güter über das, was zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse dient. Mit diesem Überflusse kann aber Niemand etwas Andres anfangen, als ihn zu Bezahlung von Arbeiten entweder selbst oder durch Andre anzuwenden. Also vermehrt der Reichthum die Nachfrage nach Arbeit um so mehr, je mehr er sich ausbreitet, und der Arbeitslohn muß nothwendig dadurch gesteigert werden. Durch den erhöhten Lohn aber wird die arbeitende Classe selbst wohlhabend und erhält Überfluß über die Nothwendigkeiten des Lebens. Dieser aber wird zur Bezahlung neuer Bedürfnißmittel, folglich neuer Arbeit verwandt. Also wird durch die Ausbreitung des Wohlstandes unter den gemeinen Arbeitsclassen nothwendig die Nachfrage nach Arbeit vermehrt und dadurch der Arbeitslohn gesteigert. Auch wird leicht begreiflich, wie sich der höhere Preis der künstlichern Arten der Arbeit bildet, und der Lohn für jede Art wiederum der Einwirkung der Concurrenz ausgesetzt ist. Denn sobald die Bedürfnisse, zu deren Befriedigung nur gemeine Arbeiten gehören, gestillt sind, so entsteht, wo Überfluß ist, die Begierde nach Bedürfnissen, welche künstliche Arbeit erfodern. Diejenigen, welche aber dergleichen Dinge begehren, werden Die, welche Geschick zu solchen Arbeiten haben, nicht anders bestimmen können, ihr Geschick und ihre Zeit auf die Hervorbringung solcher Dinge zu wenden, als wenn sie ihnen mehr dafür bezahlen als für gemeine Arbeit. Diejenigen aber, welche dergleichen verrichten können, werden ebenfalls darauf sinnen, künstliche Dinge hervorzubringen, welche die Reichern reizen, weil sie wissen, daß diese froh sind, für ihre Reichthümer Etwas zu erlangen, was neue angenehme Empfindungen in ihnen erweckt. Je mehr sich nun der Geschmack in solchen Dingen ausbreitet und je mehr sich die Personen vermehren, welche Mittel haben, dergleichen Producte zu bezahlen, desto mehr wird der Preis dieser

Dinge und der Arbeiten, die darauf verwandt werden, steigen, bis sich die Zahl der Arbeiter dieser Art wieder so vermehrt, daß ihr Lohn heruntergeht und sich dem Lohne andrer ähnlicher Arbeiter gleichstellt, welches sodann die Wirkung hat, daß mehre von diesen Arbeitern aus ihrer Classe ausscheiden, um Etwas zu ersinnen und zu verfertigen, wofür sie einen größern Lohn hoffen können. Dieser Umstand verhindert, daß der Lohn der von ihnen verlassenen Art der Arbeit nicht tiefer fällt, sondern sich mit den übrigen ähnlichen Arten der Arbeit ins Gleiche stellt und dabei stehen bleibt, wenn nicht der Wohlstand der Gesellschaft in Abnahme geräth, sodaß sie eine gleiche Quantität Arbeit zu dem bisherigen Preise ferner nicht bezahlen kann. (S. **Preis**.) Diese Regeln gelten, so lange der Arbeitslohn seinem eignen ungehinderten Gange überlassen bleibt. Werden aber künstliche Mittel angewendet, demselben eine andre Richtung zu geben, so treten natürlicherweise auch andre Wirkungen ein, wie: wenn gewisse arbeitende Classen dem Zwange und der Gewalt der Arbeitsherren unterworfen werden, oder wenn einige zu besondern Arbeiten privilegirt werden, wenn die Polizei sich in die Bestimmung des Lohns für gewisse Arbeiten einmischt u. s. w. 51.

Arbela, jetzt Arbil, ein kleiner Ort des östlichen Assyriens, berühmt durch die entscheidende Schlacht, die in seiner Nähe bei Gaugamela (331 v. Chr.) Alexander d. Gr. dem Darius lieferte. (S. **Alexander**.)

Arbiter hieß bei den Römern 1) derjenige Richter (judex), welchem der Prätor den Auftrag gab, einen bei ihm anhängig gewordenen Rechtsstreit nach Grundsätzen der Billigkeit (ex aequo et bono) zu entscheiden; 2) diejenige Person, welcher die streitenden Parteien die Entscheidung ihres Rechtsstreits ohne obrigkeitliche Dazwischenkunft, durch einen theils unter einander (compromissum), theils mit ihm selbst abgeschlossenen Vertrag (receptum) übertrugen; endlich 3) Der, den die streitenden Parteien bloß in der Absicht zuzogen, um einen Vergleich unter ihnen zu vermitteln, ohne ihm zugleich eine Entscheidung ihres Streits zu übertragen. Einem arbiter in der erstern Bedeutung wurde vom Prätor nur in Vertrauensangelegenheiten (in negotiis bonae fidei), nicht in Geschäften des strengen Rechts (in negotiis stricti juris) die Entscheidung übertragen. In den letztern Angelegenheiten ernannte der Prätor einen Richter (judex pedaneus) mit dem Auftrag, den Rechtsstreit nach einer ihm gegebenen genauen und strengen Vorschrift (formula) zu entscheiden. In der angegebenen dreifachen Bedeutung kommen die arbitri (διαιτηταὶ) auch bei den Atheniensern vor. Von dem arbiter ist der arbitrator, d. i. Der, dem der entscheidende Richter ein Gutachten über eine auf die Entscheidung Einfluß habende, auf wissenschaftlichen oder technischen Kenntnissen beruhende Frage überträgt, zu unterscheiden. Von dem Gutachten eines solchen können die Parteien noch auf ein gründlicheres und besseres Gutachten eines Dritten (auf eine reductio ad arbitrium boni viri) antragen. Sobald sie aber durch Vertrag (compromissum) die Entscheidung einem Dritten übertragen haben und von diesem der Auftrag (durch das sogenannte receptum) angenommen worden ist, müssen sie sich seiner Entscheidung unterwerfen und sind daran unabänderlich gebunden. Nur dann kann der Ausspruch eines solchen Schiedsrichters (welches arbitrium, auch laudum heißt) angefochten werden, wenn dem Schiedsrichter offenbarer Betrug, z. B. Bestechung, bewiesen werden kann; nach der Meinung vieler Rechtsgelehrten auch wegen einer Verletzung über die Hälfte (propter laesionem enormissimam). Justinian setzte einen Unterschied fest, zwischen der Entscheidung, welche die Parteien unterschrieben oder durch zehntägiges Stillschweigen genehmigt, und der, gegen welche sie binnen zehn Tagen protestirt haben. Jene hieß arbitrium homologatum, diese non homologatum. Die letztere sollte nach ihm gar keine rechtliche Wirkung haben. Allein da nach neuern, zumal deutschen Rechtsgrundsätzen, alle nicht gesetzwidrige Verträge ohne Weiteres verbindliche Kraft haben, so wird jetzt jede schiedsrichterliche Entscheidung, wie ein Vergleich, und

daher wie dieser als unabänderlich gültig betrachtet. Schiedsrichter unter den ehemaligen deutschen Reichsständen, jetzt unter den Bundesstaaten, werden Austräge genannt. (S. Austrägalinstanz.) Unter Privatpersonen sind die Schiedsrichter auch jetzt sehr üblich. Es wird z. B. wenige kaufmännische Societätscontracte geben, in welchen nicht die Bestimmung vorkäme, „daß alle unter den Compagnons oder zwischen dem einen Compagnon und den Erben des andern vorfallende Streitigkeiten nur durch Schiedsrichter entschieden, nicht vor die Obrigkeit gebracht werden sollen". Auch pflegen bisweilen in Testamenten Schiedsrichter ernannt zu werden, um die unter den Erben vorfallenden Streitigkeiten zu entscheiden. Gewöhnlich wird von jeder Partei ein Schiedsrichter ernannt und diesen zwei Schiedsrichtern die Macht gegeben, wenn sie sich über die Entscheidung nicht vereinigen können, einen Dritten, der dann entscheide (einen superarbiter, Obmann), zu wählen. Können sie sich jedoch über die Wahl dieses Obmanns nicht vereinigen, so ist das ganze Compromiß vergeblich und die Parteien müssen andre Schiedsrichter wählen. Um diesen Umstand zu verhüten, ist es (vornehmlich in Societätscontracten, Testamenten u. s. w.) nöthig, daß man eine bestimmte Person zum Obmann im voraus ernenne. Diese (gewöhnlich ein Dicasterium) entscheidet dann, wenn die Schiedsrichter sich nicht vereinigen können. Auch pflegt in Societätscontracten bestimmt zu werden, daß jeder Compagnon zwei Schiedsrichter ernennen und diese sofort und ehe sie die Streitenden anhören, einen fünften wählen sollen. Auf diese Art erleichtert man die Entscheidung durch die Möglichkeit der Stimmenmehrheit. Die erwählten Schiedsrichter müssen sich, wenn ihnen im Compromiß keine Verfahrungsart vorgeschrieben ist, nach der Proceßordnung ihres Landes, sowie nach den Gesetzen desselben richten. Sie müssen die Parteien selbst hören und bei der Entscheidung, sowie allen ihr vorhergehenden Besprechungen, sämmtlich persönlich zugegen sein. Es kann in gewissen Fällen bedenklich sein, wenn in Societätscontracten die Entscheidung ausländischen Schiedsrichtern übertragen, z. B. (wie es nur zu oft geschieht) die Einholung eines parere in auswärtigen Handelsstädten bestimmt wird. Das Compromiß kann auf verschiedene Art befestigt werden. Bisweilen leisten die Parteien sogar einen Eid, daß sie dem Ausspruch des erwählten Schiedsrichters folgen wollen, bisweilen bestimmen sie eine Conventionalstrafe, die Den treffen soll, welcher ihm nicht gehorcht. Beides ist gültig; das Erstere insbesondere nach dem kanonischen Rechte. Schiedsrichter kann übrigens Jeder ernennen, wer Vergleiche abzuschließen berechtigt ist, und Alle dürfen als Schiedsrichter ernannt werden, welche das Gesetz nicht ausnimmt, wohin z. B. Unmündige und Frauen gehören. Auch dürfen nur solche Rechtsstreite, über welche sich die Parteien frei vergleichen können, Schiedsrichtern überlassen werden, daher z. B. nicht Ehescheidungen, Verbürgungen der Frauen u. s. w. Sind mehre Schiedsrichter bloß in Bestimmung einer Summe verschieden, so wird die geringste Summe als die entschiedene angenommen, weil wenigstens alle in Betreff dieser einstimmig sind. Wer (durch das receptum) einmal das Amt eines Schiedsrichters übernommen hat, muß auch den Rechtsstreit entscheiden, — es müßte denn eine gesetzmäßige Entschuldigung für ihn sprechen, z. B. wenn ihm die Streitenden Parteilichkeit vorgeworfen haben. Widerspricht die Entscheidung den im Lande geltenden Rechten, dem Compromiß oder receptum, so ist sie null und nichtig. Haben die Schiedsrichter die Entscheidung den Parteien einmal bekannt gemacht, so können sie sie nicht mehr ändern, wol aber Dunkelheiten in ihr erläutern. Aufgelöst wird das ganze schiedsrichterliche Verhältniß z. B. durch den Tod des gewählten Schiedsrichters, oder eines der mehren Schiedsrichter, durch das Ableben einer der streitenden Parteien (wenn nicht etwa das Compromiß auf die beiderseitigen Erben zugleich gerichtet ist), durch die Wahl eines andern Schiedsrichters, durch den Untergang der streitigen Sachen, durch die Insolvenz der streitigen Parteien u. s. w.

Arbitrage, Arbitragerechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrer Wechsel- oder Geldcourse, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteste sei. (S. **Cours** und **Wechsel**.)

Arc (Jeanne d'), s. **Jeanne d'Arc**.

Arcade, Bogenstellung, nennt der Baukünstler eine Reihe von Bogen, einer immer zwischen zwei Pfeilern gespannt. Die Pfeiler können auch mit Säulen oder Pilastern verziert sein. Säulen allein hingegen, statt der Pfeiler, würden eine Bogenstellung gegen den guten Geschmack bilden.

Arcanum, das Geheimniß; insbesondere ein geheimes Mittel, oder eine Arznei, deren Bestandtheile und Zubereitung geheim gehalten werden. Solche Arzneien sind der vielen Mißbräuche wegen ein Gegenstand der medicinischen Polizei.

Arcesiläus (Arkesilas), Stifter der zweiten oder mittlern Akademie, geb. zu Pitane in Äolien im 1. J. der 116. Olympiade (316 v. Chr.), ward sorgfältig erzogen, und nach Athen gesandt, um sich daselbst der Rhetorik zu widmen. Aber die Philosophie hatte mehr Reiz für ihn. Er genoß den Unterricht des Peripatetikers Theophrast, dann des Polemo, und stand nach des Krates Tode an der Spitze der akademischen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor. Plato und seine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenstände unterschieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und solche, die bloß vom Geiste aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erstern mache, sagten sie, die Meinung, die der andern die Wissenschaft aus. Arcesilaus, der sich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, leugnete, daß man irgend Etwas wisse, selbst das nicht, daß man Nichts wisse. Er verwarf als falsch und täuschend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, der wahre Weise dürfe nie Etwas behaupten; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weise bekämpfen. Da er jedoch diese seltsamen Grundsätze mit der allen Wesen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Übereinstimmung zu bringen suchen mußte, so sagte er, daß sie nur auf die Wissenschaft eine strenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben sich an das Wahrscheinliche halten könne. Übrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Aristipp's, theilte er seine Zeit zwischen dem Amor, dem Bacchus und den Musen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er starb an übermäßigem Genuß des Weins, 75 J. alt, im 4. J. der 134. Olymp.

Archaïsmus, eine Alterthümlichkeit in der Sprache, sie bestehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen; allein in gewissen Gattungen der Schreibart, besonders der poetischen, können sie sogar Zierde sein, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archangel, Hauptst. im Gouvernem. gl. N. (16,225 □M., m. 263,100 Einw., darunter 7000 Samojeden), liegt 8 Meilen von der Mündung der Dwina ins weiße Meer, hat 1900 Häus. und 15,100 Einw. Das 1584 dort erbaute Michaelskloster gab der Stadt ihren Namen. 1553 entdeckten die Engländer die Fahrt dahin auf dem Eismeere zuerst, und Archangel war bis zur Anlegung von Petersburg der einzige Stapelplatz der russischen Waaren. Als Petersburg gleichen Stapel erhielt, und Riga auch als russ. Hafen benutzt wurde, sank dort der Handel, bis 1762 diesem trefflichen Nordhafen die Kaiserin Elisabeth alle Vorrechte des petersburger Hafens einräumte. Seitdem hebt sich mit der wachsenden Bevölkerung Rußlands der Handel auf der Dwina an Ein- und Ausfuhr immer mehr; und A. ist für Sibirien der Hauptstapelplatz aller Ein- und Ausfuhr geworden, der durch Canäle mit Moskau und Astrachan in Verbindung steht. Im Juni oder Juli kommen dort die fremden Flaggen an, und segeln im Sept. oder Oct. zuletzt wieder ab. In jenen Sommermonaten ist dort ein steter Markt von Fischen, Fischthran,

Talg, Kronleinsaat, Pelzwerk, Häuten, Schiffsbauholz, Wachs, Eisen, grobem Linnen, Schweinsborsten, chinesischen und japanischen Waaren, Caviar, Hausen rc. Über 200 Schiffe fremder Flaggen laufen dort jährlich ein; 1823 ließen 230 aus. Ein großes Hinderniß des Handels ist die Sandbank vor dem sonst sichern Hafen, die nur $12\frac{1}{2}$ Fuß Wasser hat. Die Festung Nowo-Dwiesk schützt die Einfahrt des Hafens. Jetzt ist dort ein Werft für Kriegsschiffe, welche die russische Regierung nirgends in ihren Staaten wohlfeiler erbauet, und ein treffliches Niederlagehaus für verzollte fremde Waaren. Im April bricht sich das Eis in der Mündung der Dwina, an deren Ufer im 65. Grad N. Br. die Vegetation des Getreides und Obstes zugleich gänzlich aufhört. 17 Werste von der Stadt liegt das Schiffswerft mit 3 Docken. In Archangel residirt ein Civil- und Militairgouverneur; und ein Erzbischof. Die Admiralitätsgebäude und Casernen der Matrosen liegen auf der Insel Solombalsk, welche der Fluß Kuschenida bildet. 1816 war der Werth der eingeführten zollbaren Güter 1,138,000 Rubel, und der ausgeführten 8,600,000 Rubel. Für den Schleichhandel der Einfuhr sind dort die kurzen Nächte (der kürzeste Tag dauert 3 Stunden 12 Minuten) ein natürliches Hinderniß, während der kurzen Seefahrtsmonate. Von hier gehen jährlich viele Expeditionen auf Fischfang und Jagd nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja zu Wasser, zu Schlitten im Winter bis zur Lenamündung und vielleicht weiter.

Archäologie, in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche den Zustand und die Verfassungen der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Besondern (hebräische, jüdische, griechische, römische, deutsche, gallische Archäologie u. s. w.). In engerer Bedeutung: die Wissenschaft von den **Antiken** oder **Kunstdenkmalen** des Alterthums, als Werken schöner Kunst, und dann sagt man zuweilen Archäologie der Kunst, bisweilen jedoch auch Archäologie schlechthin, weil man gewohnt ist, bei dem bloßen Namen der Archäologie, im Gegensatz der Antiquitäten, an die Kunst zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, so bei dem Archäologen an den Kunstforscher. Diese Kunstarchäologie kann ebenfalls eine allgemeine sein, z. B. Stieglitz's „Archäologie der Baukunst", oder eine besondere einer oder mehrer einzelnen Nationen. Seltsam kann es scheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunst überhaupt spricht, an die Ägypter nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, sodaß Archäologie in engster, jedoch gewöhnlichster, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Ägypter, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hiervon (wenn man ihn nicht in einer Einseitigkeit der Philologen aufsuchen will) ist, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherm als bloßer Kunde derselben, nach einer Ästhetik der Kunst des Alterthums strebte, die man nur bei einer Nation auffinden konnte, deren Kunstwerke als Muster für alle Zeiten da stehen. Eine solche Nation war die griechische, deren Kunstwerke man auch bei der Archäologie, insofern diese Studium der Antike als des Classisch-Schönen in bildender Kunst des Alterthums, vorzüglich Plastik im engern Sinne sein soll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beschränkte man sich nicht allein auf sie, weil die vorhin mitgenannten Völker den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf sie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert haben, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt sind. Und weil man, die Kunstgeschichte jener Nationen zusammenfassend, gleichsam die Naturgeschichte der Kunst durch alle Zeiträume, vom Beginnen bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und wieder zur Entartung herab, erhielt, so nahm man die Archäologie in jener Beschränkung um so lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeschlossenes Ganzes. Die Kunstwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, sind die Überreste 1) der Baukunst, 2) der Bildhauerei, 3) der Toreutik, 4) der Zeichen- und Malerkunst, wohin auch die Mosaik gehört, 5) der Bildgraberei und

Münzkunst, 6) der archäologischen Geräthe (Anticaglien). Diese Überreste sind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland und Dänemark zerstreut, und nur auf Reisen könnte man sie daher eigentlich selbst anschauend studiren, wenn nicht Nachforschungen und Abbildungen einigen Ersatz gäben. Das Erste, dessen der Archäolog bedarf, ist Kenntniß der Summe des von solchen Kunstwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem registrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der Antiken, ihrer Beschreibungen, Abgüsse und Abbildungen, sowie der Museen, Galerien, Cabinette, Paläste und Villen, worin sie sich befinden, nebst einer Geschichte ihrer Wanderungen und Schicksale, enthielte. Leider ist dieser nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in seinem ganzen Umfange ausgeführt. Diesem Theile würde sich anschließen die Kunstlehre des Antiken, als Kunstgeschichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Kunstpraktik und Technik, Geist und Behandlung der Kunstwerke, nach Maßgabe der Kunstepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunsthermeneutik, welche Aufschlüsse gibt über die Bedeutung der alten Kunst und Künstlerfabel, über die Art, wie bei Erklärung der alten Kunstwerke verfahren werden muß, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geschichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswissenschaften. Die Kunstkritik liefert nachher die Grundsätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen ist, oder als einer gewissen Periode der Kunst angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Ansetzungen, Ergänzungen, Verfälschungen, von Urbild- und Nachbildung u. s. w. gehandelt. Die Ästhetik des Antiken endlich setzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyklus als die Summe der Menschheit, diese Körper als sichtbar gemachte Seele in den mannigfaltigsten Idealen nach Geschlecht und Alter, von der erhabensten Göttlichkeit eines Zeus, bis herab auf den Satyr, wo sich die Menschennatur in das Thierische verliert. Sie lehrt uns eindringen in die ästhetischen Ideen, die den Kunstschöpfungen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derselben bestimmend, macht aufmerksam auf den reinen Geschmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine also angelegte Archäologie dürfte allen Anfoderungen an ein zweckmäßiges Studium derselben Genüge leisten. Noch aber ist kein Werk vorhanden, welches dieser Idee ganz entspräche. Winckelmann, Heyne, Böttiger, Welcker, Tölken, Hirt, Azincourt, Millin, haben dazu verschiedene Vorbereitungen gemacht.

Arche. So nennt Luther in der Bibelübersetzung das Schiff oder den Kahn, oder das schwimmende Gebäude, in welchem Noah während der Noahchischen Flut oder Sündflut seinen Aufenthalt genommen hat; unstreitig von dem lateinischen arca, der Kasten, gebildet. (S. Sündflut.) In den Synagogen der Juden führt das Schränkchen, in welchem die Gesetzrolle aufbewahrt wird, den Namen der heiligen Arche. **11.**

Archenholz (Johann Wilhelm v.), ehemals Hauptmann in preußischen Diensten, geb. in Langenfurth, einer Vorstadt Danzigs, 1743. Sein Name war Johann Daniel; er fand aber für gut, sich Johann Wilhelm zu nennen. Aus dem Cadettenhause zu Berlin kam er als Officier (1760) zur preuß. Armee, diente bei dem Regiment Forçade bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, und ward als Hauptmann (1763) verabschiedet, oder vielmehr cassirt, weil er dem Könige von einer nicht vortheilhaften Seite, besonders als leidenschaftlicher Spieler, bekannt geworden war. Er ging nun auf Reisen, und sah in einem Zeitraume von 16 Jahren fast ganz Europa. Oft war das Spiel und trüglicher Handel seine Erwerbsquelle; überhaupt scheint ihm sein Thun und Treiben in dieser frühern Zeit seines Lebens auf keine Weise zur Ehre zu gereichen. In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Pisa, behielt aber

seit dieser Zeit eine stets unheilbar gebliebene Lähmung des Fußes. Nach der Wiederkehr nach Deutschland hielt er sich in Dresden, Leipzig, Berlin und Hamburg auf, und lebte von Schriftstellerei. Ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, aber bekannt mit mehren neuern Sprachen, ausgerüstet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiste und einer seltenen Geschicklichkeit zu fragen und zu sammeln, mit großer Menschen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzustellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeschmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung seiner Schriften zu wählen, gewann er in wenig Jahren ein großes Publicum, und erlangte auf dasselbe einen entschiedenen Einfluß. Von der Zeit an, da er zuerst als Schriftsteller auftrat, suchte er zugleich seine Belesenheit sehr zu erweitern, und wußte sie mit Geschmack geltend zu machen. Den Grund zu seiner ehrenvollen literarischen Laufbahn legte er durch die vielgelesene Zeitschrift: „Literatur- und Völkerkunde", die sich durch Neuheit, Mannigfaltigkeit, meistens glückliche Wahl und leichte, gefällige Behandlung der Gegenstände vortheilhaft auszeichnete. Den glänzendsten Erfolg hatte sein, fast in alle lebende Sprachen Europas übersetztes Buch: „England und Italien". Unverkennbar ist hier des Verfassers Kunst, auf Effect zu malen, und sein Bestreben, durch geschickte Anordnung und einen gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren und das oft Gesagte wieder neu zu sagen. Wenn er in Hinsicht auf England das Lob übertrieb, so übertrieb er in Hinsicht auf Italien den Tadel und erlaubte sich oft die handgreiflichsten Verdrehungen. Als Fortsetzung schrieb er die „Annalen der britischen Geschichte" von 1788 an, Braunschw., Hamb. und Tübing., 20 Bde. 1789 — 98. Auf eine ausgezeichnete Weise zeigte sich sein Talent in interessanter Darstellung, vereint mit dem Bestreben, ein schönes Ganzes zu liefern, in seiner, mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen geschriebenen „Geschichte des siebenjährigen Kriegs", zuerst im „Berliner historischen Taschenbuch für 1789", dann erweitert in 2 Bdn., Berlin 1793. In der „Geschichte der Königin Elisabeth", welche er zu dem „Historischen Kalender für Damen" (Leipzig 1798) lieferte, sind die Begebenheiten mit so unverwandter Rücksicht auf den Endzweck ausgewählt, so charakteristisch gestellt, und in einer so gefälligen, prunklosen Manier erzählt, daß kaum der interessanteste Roman die Aufmerksamkeit mehr an sich ziehen und fesseln kann. Auch seine „Geschichte Gustav Wasa's, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an bis an das Ende des 15. Jahrh." (Tübing. 1801, 2 Thle.), enthält eine anziehende Darstellung der Regierungsgeschichte jenes Königs, aber etwas Neues von historischen Ansichten oder Beurtheilungen, wie aus des Verfassers Ankündigung neugebrauchter Hülfsmittel zu erwarten gewesen wäre, findet man nicht. Die letzten 20 Jahre seines Lebens widmete Archenholz meist der politischen Schriftstellerei, als Herausgeber der Zeitschrift „Minerva", die mit 1792 ihren Anfang nahm, unter den mannigfaltigsten Schicksalen auch nach des Herausgebers Tode fortgesetzt, und nur in einzelnen kritischen Epochen, wie 1806 und 1811, eine Zeit lang unterbrochen wurde. Mit vieler Klugheit wußte sich Archenholz als politischer Journalist, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben, ohne eben immer folgerecht in seinen Urtheilen und Grundsätzen zu sein. Dessenungeachtet ist seine „Minerva", die oft in 3000 Exemplaren verkauft ward, ein an Aufklärungen der Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, Mittheilungen ausländischer Aufsätze, Auszügen aus größern Werken und wichtigen Actenstücken sehr reichhaltiges Werk. Nach der Rückkehr von Paris (im Herbst 1792) wählte Archenholz abermals Hamburg zu seinem beständigen Aufenthalte. Er kaufte sich im Holsteinischen an, und so sehr auch körperliche Schwächen ihn in den letzten Jahren niederdrückten, und obgleich manche Vereitelungen und Einbußen seine Zufriedenheit

störten, so blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Noch 1810 machte er eine Reise nach Berlin, kam nach einem Aufenthalte von 6 Monaten auf seinem Landsitze Oyendorf unweit Hamburg zurück, und starb daselbst 1812, in einem Alter von 71 Jahren, an Entkräftung. B. G.

Archi, ein griechisches Wort, das mehren, besonders kirchlichen, Amtstiteln vorgesetzt wird; ihm entspricht die deutsche Vorsylbe „Erz" und es bezeichnet einen höhern Grad der Würde, vor deren Titel es steht, z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiskopus, Erzbischof, Archipresbyter, Erzpriester, Archidiakonus, oberster Diakonus. Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Äbte in der griechischen Kirche, die über mehre Äbte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griechischen Kirche die Äbte Mandrá genannt wurden. In Sicilien nennen sich einige Äbte so, weil ihre Klöster ursprünglich von griechischer Stiftung sind und der Regel des heiligen Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen diesen Titel. E.

Archidiakonus. Diese kirchliche Würde, welche anfänglich nur den ersten unter den Diakonen an einer Kathedral- oder Metropolitankirche bezeichnete, erhielt schon im 5. Jahrh. eine Bedeutung, welche sie über den Rang der Presbyter erhob und den Bischöfen nahe stellte. Die Archidiakonen waren seitdem nicht nur bloß Gehülfen, sondern auch Vicarien derselben in den Diöcesen und auf den Concilien. Nach und nach kamen die Geschäfte der bischöfl. Jurisdiction, die Aufsicht über den Klerus, die Kirchen, Klöster und kirchlichen Güter, das Visitationsrecht und das Ketzergericht in den abendländischen Bisthümern, an die Archidiakonen. Bis in das 9. Jahrh. waren sie nur noch delegirte Officialen der Bischöfe ohne persönliche Amtsgewalt, aber theils die Unbehülflichkeit und Unwissenheit ihrer Principalen, theils die seit dem 8. Jahrh. aufgekommene Eintheilung der Diöcesen in mehre kleinere Sprengel oder Archidiakonate, denen Archidiakonen vorgesetzt wurden, machte sie zu selbständigen Kirchenbeamten, die mit Ausnahme des Archidiakonatrechts die völlige bischöfl. Gewalt ausübten. Im 11. und 12. Jahrh. waren sie als die einflußreichsten Prälaten der Kirche anerkannt und auf dem Gipfel ihrer Macht. Seit Entstehung der allgemeinen bischöflichen Gerichtshöfe unter eignen Officialen oder Generalvicarien im 13. Jahrh. sank jedoch das Ansehn der Archidiakonen, und ihre Gerichtsbarkeit ging in den meisten Diöcesen im 15. und 16. Jahrh. an die neuen Gerichtshöfe über. Im 18. Jahrh. findet man sie nur noch als Dignitarien in einigen Domcapiteln, und jetzt ist diese Würde, besonders wegen Rangstreitigkeiten mit den Dechanten und Pröpsten, in der katholischen Kirche fast überall erloschen, auch in die nach der Periode Napoleons wieder errichteten Domcapitel nicht aufgenommen worden. In der griechischen Kirche gab es schon seit dem 7. Jahrh. keine Archidiakonen mehr, außer einem einzigen am griechischen Kaiserhofe zu Constantinopel, dagegen die hohe bischöfl. Kirche in England noch jetzt Archidiakonen hat, welche die Stellvertreter der Bischöfe in Beaufsichtigung ihrer Sprengel sind. Die Archidiakonen in der evangelisch-lutherischen Kirche genießen außer dem Vorrange vor den übrigen Diakonen keine besondern Vorrechte. In Hamburg sind sie die zweiten Geistlichen an den Hauptkirchen. 31.

Archilochus, griechischer Dichter, geb. auf der Insel Paros, blühte um 700 v. Chr. Sein feurig wildes Gemüth riß ihn in den Strudel politischer Parteiungen fort und er mußte sein Vaterland verlassen. Er begab sich nach Tarsus, wo er gegen die Thracier focht, aber dabei mehr aus Unfall als durch Feigheit sein Schild verlor. Hierauf irrte er in Griechenland umher und die Spartaner sollen ihn von ihren Thoren weggewiesen haben. Jedoch gewann er in den olympischen Spielen den Siegeskranz durch einen Hymnus auf den Hercules. Sein Leben soll

er im Kriege, nach Andern durch Meuchelmörder verloren haben. Furchtbarer war Archilochus mit der Feder als mit dem Schwerte. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, treulos aber seine Zusage gebrochen hatte, erhenkte sich aus Gram über die Satyre, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen seiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland so hoch verehrt, daß man ihn dem Homer an die Seite stellte. Man rühmt an seinen jambischen Gedichten die Kraft des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine sinnvolle Kürze, erhabene Gefühle und eine kräftige, aber bittere Satyre. Aber auch in andern, höhern lyrischen Gattungen galt er als Muster. Seine Werke sind bis auf wenige Bruchstücke für uns verloren gegangen, die von Liebel gesammelt sind, Leipz. 1812—17, übers. v. Stolberg und Herder. Da er des getheilten Pentameters zu seinen Gedichten sich bediente, so heißt dieser daher der archilochische Vers:

— ◡◡ — ◡◡ —

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Geometern, geb. zu Syrakus um 287 v. Chr., ein Verwandter des Königs Hiero, scheint kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Seine Verdienste um die Mathematik vollkommen zu würdigen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Wissenschaft vor ihm; doch weiß man, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert hat, auf welche die Neuern ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper gegründet haben. Euklides betrachtet in seinen Elementen nur einige dieser Größen in Beziehung auf einander; aber er vergleicht sie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. A. hat die zu diesem Übergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden, und in seiner Schrift von der Messung des Cirkels, entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, deren Unverständlichkeit jedoch selbst von Kennern schwer zu besiegen ist. A. ist der Einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydrostatik überliefert. Er hat zuerst den Satz gelehrt: „daß ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper soviel an seinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt"; und bestimmte mittelst desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weise hinzugefügt habe. Die Auflösung dieses Problems fand er, als er eben badete, und sie verursachte ihm so viel Freude, sagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden!" Die praktische Mechanik scheint zu Archimedes's Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu sein, denn seine Äußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen eingeflößt hatten. Er ist der Erfinder des Flaschenzugs, wahrscheinlich auch der Schraube ohne Ende u. s. w. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte A. sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß er mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe: eine Sache, die an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf spätern Nachrichten des Galen und Lucian beruht. In demselben Augenblicke, wo die Römer, unter Marcellus, durch Überrumpelung sich der Stadt bemächtigten, saß Archimedes, wie die Sage erzählt, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte, und hatte allerlei Figuren vor sich in den Sand gezeichnet.

Einem römischen Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!" Allein der rohe Krieger achtete so wenig darauf, daß er ihn selbst niederstieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das J. 212 v. Chr. setzt, so war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Auf sein Grabmal setzte man einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Auffindung ihres gegenseitigen Verhältnisses, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Cicero, der sich als Quästor in Sicilien befand, hat dasselbe unter Gebüsch, wodurch es verdeckt war, wieder aufgefunden.

Archipelagus, der Name einer großen Gruppe von Inseln. Die bekannteste ist die vorzugsweise so benannte Inselgruppe des ägäischen Meers, zwischen den Küsten des alten Griechenlands und Kleinasiens. Ihrer Lage nach wurden die dazu gehörigen Inseln in die europäischen und asiatischen getheilt; die erstern, welche gleichsam in einem Kreise beisammen liegen, sind aus dieser Ursache von den Griechen die Cykladischen (s. d.), sowie die andern, weiter auseinander liegenden, die Sporadischen (s. d.) Inseln genannt worden. Alle diese Inseln zusammen bilden den Sandschak (die Statthalterschaft) des Kapudan Pascha, wozu jedoch Candia mit den umliegenden kleinen Inseln nicht gehört. (Vgl. d. Art. Hydra, Negropont, Scios, Samos, Rhodos, Cypern rc.)

Architektonik, Architektur, s. Baukunst.

Architrav, s. Säule.

Archiv, eine Sammlung von schriftlichen Urkunden, welche die Rechte, Vorrechte, Ansprüche, Verträge, Verhältnisse u. s. w. einer Familie, Corporation, Gemeinde, Stadt oder eines Reichs enthalten; auch der Ort, wo dergleichen Urkunden aufbewahrt werden. Es gibt demnach Privat- und öffentliche oder Staatsarchive. Der den letztern vorgesetzte Beamte heißt Archivar. Schon bei den ältesten Völkern gab es Archive. Israeliten, Griechen und Römer hatten sie in ihren Tempeln und auch die Christen bewahrten anfangs wichtige Urkunden bei den heiligen Gefäßen und Reliquien, bis eigne Orte dazu angewiesen wurden. Das Recht ein Archiv zu haben (jus archivi) ist mit dem Rechte verknüpft den Urkunden öffentliche Glaubwürdigkeit mitzutheilen.

Archonten, die höchsten obrigkeitlichen Personen in Athen. (S. Attika.) Auch die Juden hatten Archonten in ihrer Verbannung.

Archytas von Tarent, ein berühmter Pythagoräer, und als wahrhafter Weiser, großer Mathematiker, Staatsmann und Feldherr seiner Zeit berühmt. Er widmete sich zu Metapont dem Studium der pythagorischen Philosophie. Als Zeitgenosse des Plato (96 Ol. 400 v. Chr.), lebte er 100 Jahre später als Pythagoras, und lebte noch, als Plato nach Sicilien reiste. Man kann ihn daher nicht als Lehrer des Philolaos betrachten, welcher älter war, noch weniger als des Pythagoras unmittelbaren Schüler. Man schreibt ihm die Erfindung der analytischen Methode in der Mathematik und die Lösung mehrer geometrischen und mechanischen Probleme zu. Auch soll er ein Automat (eine fliegende Taube) verfertigt haben. Vielleicht war er auch Erfinder der Kategorien in der Philosophie. Doch ist noch unentschieden, ob Aristoteles aus seinen Schriften geschöpft, oder seine Schrift über die 10 Kategorien untergeschoben ist. Horaz besingt ihn als einen an der apulischen Küste Ertrunkenen.

Arckenholz (Johann), Historiker, geb. 1695 in schwedisch Finnland, gest. zu Stockholm 1777. Ein schriftlicher Aufsatz gegen Frankreich und Fleury (später in Büsching's „Magazin für Historie und Geographie" mitgetheilt) war Ursache, daß er 1738 seine Ämter verlor. Indeß ernannte ihn K. Friedrich I., der zugleich hessischer Landgraf war, 1746 zum Bibliothekar in Kassel, und zwanzig Jahre später

rief ihn der Reichsrath nach Stockholm zurück. Er schrieb „Mémoires concernant Christine, Reine de la Suède" (Amsterdam 1751—60, 4 Bde., 4.)

Arco (Grafen von). Schon unter dem Kurfürsten Max Emanuel war diese Familie in Baiern einflußreich. Unter der vorigen Regierung wurde sie es noch weit mehr, vornehmlich durch folgende fünf Geschwister, wovon drei in dem blühendsten Alter starben. 1) Max, Gesandter des Maltheserordens am bairischen Hofe. Von seiner frühern Gesandtschaft nach Petersburg hat der Abbé Georgel Nachricht gegeben. Er commandirte 1809 als bairischer General ein Corps gegen die Tyroler und fiel von einer feindlichen Kugel getroffen. 2) Philipp, welcher als Generalcommissair der bairischen Provinz Schwaben in Ulm gestorben. Er verband große Geschäftskenntniß mit den vorzüglichsten Geistesgaben und rastlosen Fleiß mit dem liebenswürdigsten, humansten Betragen. 3) Ernestine, Gräfin v. A., vermählt mit dem Minister Grafen Montgelas, starb 1820 in Italien. Es ist bekannt, daß dieser Minister seit seiner Vermählung ein minder liberales System in der Staatsverwaltung angenommen hatte. 4) Ludwig, Oberhofmeister (und Gemahl) der Erzherzogin Marie Leopoldine von Östreich, Witwe des Kurfürsten Karl Theodor von Baiern. Seine Söhne führen den Namen der alten Grafen von Bogen. 5) Karl, Präsident des Oberappellationsgerichts zu München, und Reichsrath. Man kennt ihn durch sein im Reichsrath abgegebenes Votum über die Juden, und durch ein Sendschreiben an Herrn v. Spaun, worin die Wunder des Fürsten Hohenlohe in Schutz genommen werden, sowie auch durch einige Worte an das Publicum über die im Proceß wenig angefochtene fideicommissarische Verfügung des Grafen von Tattenbach, welche mit Umgehung des Tattenbach'schen Mannsstamms die ganze in einem Werth von ungefähr 2 Mill. Gulden bestehende Erbschaft dem Sohne des Grafen v. Arco zugewendet wissen will.

Arco, s. Pizzicato.

Arçon (Jean Claude Eleonore von), Erfinder der schwimmenden Batterien, mit denen Gibraltar bezwungen werden sollte, geb. 1732 zu Pontarlier, war für den geistlichen Stand bestimmt; sein Vater, ein Advocat, gab aber der herrschenden Neigung des Sohns für die Kriegswissenschaft nach. Er ward in die Militairschule zu Mezieres 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr Mitglied des Geniecorps. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich vortheilhaft aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Kassel. 1774 bekam er den Auftrag, eine Charte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, und um dieses Geschäft zu beschleunigen, erfand er eine neue Tuschmanier, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerschöpfliche Einbildungskraft und unermüdete Thätigkeit. Er schrieb Mehres, und in allen seinen Schriften, die trotz der fehlerhaften Schreibart sich angenehm lesen lassen, erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie. 1780 erfand er die schwimmenden Batterien. Daß der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, daran war besonders die Eifersucht und der Mangel an Einigkeit unter den franz. und spanischen Officieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt dem Erfinder volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei dem Einfalle in Holland unter Dumouriez nahm er mehre Plätze, u. a. Breda. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes Werk, das Ergebniß aller übrigen, „Considérations militaires et politiques sur les fortifications". Der erste Consul brachte ihn 1799 in den Senat, und er starb am 1. Jul. 1800.

Ardennen, ein Waldgebirge zwischen der Maas und der Mosel im Großherzogth. Luxemburg. Zur Römerzeit nahm der Ardennerwald einen großen Theil von Gallia belgica ein und nach Cäsar reichte er vom Rhein durch das Gebiet der Trevirer bis zu dem Gebiet der Remier. Mehr als zwanzig Flüsse und Bäche entspringen auf demselben. Der Bergbau auf Eisen, Kupfer und edle Metalle wird

nicht mehr betrieben. Noch jetzt ist dort die Schafzucht beträchtlich und die Jagd sehr ergiebig. Den Namen Ardennen leitet man von dem celtischen Ar, bei, und Duanna, Brunnen Gottes, ab. — In einem weitern Sinn nennt man die Gebirge, die vom ehemaligen franz. Hennegau bis zur Mosel reichen, Ardennen, daher auch ein Depart. des nordöstl. Frankreichs, welches auf 80 □M. 266,985 E. (Hauptst. Mezieres) zählt, von ihm den Namen hat.

Ardey, das ganze Mittelgebirge, das sich in der Grafschaft Mark von Fröndenberg bis Volmarstein längs der Ruhr hinzieht. Es besteht aus rauhem Sandstein, über welchem sich das Steinkohlengebirge erhebt. Die Steinkohlen sind in dieser volkreichen und fabrikreichen Gegend sehr wichtig. Noch sieht man in diesem Gebirge die Trümmer der Burg, woselbst im 7. Jahrh. die Grafen von Ardey hauseten.

Are, ein Flächenmaß in Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe ersetzt und ungefähr zwei Quadratruthen enthält. Der 10. Theil einer Are heißt Deciare und der hundertste Centiare. Decare ist ein Maß von zehn Aren.

Äre, der Zeitpunkt, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Äre der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. sie fingen von dieser Zeit an zu zählen; unsere Äre ist die Geburt Christi. Dichter und Redner brauchen das Wort auch für Zeitalter und Geschichtsepoche.

Arelat, Arelatisches Reich, hieß von seiner Hauptstadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provence, das im 9. Jahrh. auf kurze Zeit den Titel eines Königreichs führte. (S. Burgund.)

Aremberg, ehemaliges Reichsfürstenthum und regierendes herzogliches Haus. Der Flecken und das Schloß Aremberg mit 490 Einw., wichtigen Blei- und Eisenwerken, liegt in der Eifel zwischen Köln, Jülich und Blankenheim, gehörte ehemals zum kur-rheinischen Kreise; jetzt zum Kreise Adenau des Regierungsbezirks Koblenz, im preuß. Großherzogthum Niederrhein. Das Haus Aremberg, ein Zweig des Hauses Ligne, welches 1547 durch Heirath die damalige Grafschaft Aremberg erwarb, war eins der alten (13) deutschen Fürstenhäuser. Es erhielt diese Würde 1576 vom Kaiser Maximilian II., und hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage von 1582. Der Gründer des neuen Hauses Aremberg war Philipp Karl (der ältere Sohn Johanns von Ligne), Fürst von Aremberg und Admiral von Flandern. Er erhielt durch seine Vermählung mit Anna von Croy das Herzogthum Arschot und starb 1616. Sein ältester Sohn, Philipp Franz, ließ Aremberg vom Kaiser Ferdinand III. 1644 zu einem Herzogthum erheben. Diese Fürsten und ihre Nachfolger zeichneten sich durch treue Ergebenheit an das Haus Habsburg und durch Tapferkeit aus. Der Herzog von Aremberg, Ludwig Engelbert, verlor im luneviller Frieden seine unmittelbaren Besitzungen (zusammen 7½ □M., 14,800 Einw., 120,000 Fl. Einkünfte), und erhielt dafür 1802 als Entschädigung in Westfalen: Meppen und Recklinghausen (zusammen 45 □M. und über 236,000 Fl. Eink.). Von s. Gemahlin, des Grafen von Lauraguais Tochter (starb 1812), erbte er die Besitzungen des Hauses Chalons in Hochburgund. Er war blind und starb zu Brüssel 1820. Sein ältester Sohn, Prosper Ludwig, Herzog von Aremberg, Fürst von Recklinghausen und Meppen, lebt gegenwärtig in Wien. An ihn trat der Vater schon im Sept. 1803 Meppen und Recklinghausen ab. Herzog Prosper gehörte mit zum Rheinbunde, verlor aber 1810, durch Napoleons Einverleibung jenes Herzogthum in Frankreich und Berg, seine Souverainetät. Er vermählte sich 1808 mit einer Nichte der Kaiserin Josephine, welche Napoleon zur franz. Prinzessin erhob, Stephanie Tascher de la Pagerie, die sich aber von ihm 1816 scheiden ließ, worauf er sich 1819 mit Ludomille, des Fürsten von Lobkowitz ältester Tochter, vermählte. Seit 1815 ist der Herzog von Aremberg Standesherr, wegen Aremberg und Recklinghausen (im Regierungsbezirke Münster, 12 □M.,

39,600 E.) unter preuß., wegen Meppen unter hanöv. Hoheit; er ist daher Mitglied der ersten Kammer der hanöv. Ständeversammlung. Dem standesherrl. Gebiete des Herz. v. A. in Hanover, oder dem Amte Meppen (33 □M., 39,500 E.), wurde vom König Georg IV. am 9. Mai 1826 der Name Herzogthum Aremberg-Meppen beigelegt. Der Herzog kann eine Ehrenwache halten. Sein Gerichtsstand ist bei der Justizkanzlei zu Osnabrück. Seinem Hause ist in peinlichem Falle ein Gerichtsstand von Austrägen oder das Recht, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden, bewilligt, und das in solchem Falle ergehende Erkenntniß kann nie die Confiscation, sondern höchstens die Sequestration der mediatisirten Besitzungen zur Folge haben. In den übrigen Straffällen ist das Staats- und Cabinetsministerium die ausschließliche Behörde für alle Mitglieder des herzogl. Hauses. (Vgl. Standesherren.) Auch ist er Grand von Spanien erster Classe. Sämmtliche Besitzungen des Herzogs in Deutschland enthalten 45 □M. (125 Quadratlieues) und 79,100 Bew. Mit Einschluß seiner Besitzungen in den Niederlanden und in Frankreich hatte der vorige Herzog 1809 über 1,700,000 Fr. Eink., meistens aus Waldungen, selbst in den Pyrenäen; gegenwärtig 750,000 Gld. Das Haus ist katholisch, die gewöhnliche Residenz das Schloß Clemenswerth bei Meppen, auch Brüssel. 20.

Arēna, s. Amphitheater.

Arendt (Martin Friedrich). Dieser durch s. wissenschaftlichen Wanderungen durch einen großen Theil Europas berühmt gewordene dänische Gelehrte war geb. zu Altona 1769, und starb, von einem Nervenschlage getroffen, in der Nähe von Venedig 1824. Auf des Grafen von Reventlow Empfehlung wurde er 1797 beim botanischen Garten zu Kopenhagen als Eleve angestellt; allein seine Vorliebe für Alterthumsforschung führte ihn auf die Universitätsbibliothek, wo er in strenger Kälte Stundenlang die Arnaemagnaeanischen Sammlungen durchsah. Mit landesherrlicher Unterstützung reiste er 1798 nach Finnmark. Norwegen hat er sehr genau durchforscht, u. A. Gegenden, die vor ihm kein Fremder betreten hatte. Er sollte lebende Pflanzen und Samen einsammeln; allein er brachte wenig oder nichts zurück, und wurde entlassen. Nun begann er s. antiquarischen Sammlungen in Norwegen 1799 und 1800. Dann hielt er sich längere Zeit in Schweden auf, in Rostock bei Tychsen, in Paris bei Millin, und in Venedig. Einen Theil s. Papiere, Zeichnungen und Abhandlungen, alle antiquarischen Inhalts, den Norden betreffend, hat er in der Bibliothek zu Kopenhagen niedergelegt. Auch hat er in Paris und in verschiedenen Städten Schwedens, Deutschlands und Dänemarks einzelne Blätter drucken lassen. Später durchwanderte er die Schweiz, Spanien, Italien und Ungarn. Er lebte von fremden Beiträgen, schlief oft unter freiem Himmel und kannte keine Bedürfnisse der Bequemlichkeit. Alle seine Papiere trug er bei sich. Die Verfolgungen, die er in Neapel, als des Carbonarismus verdächtig, auszustehen hatte, haben viel dazu beigetragen, s. Tod zu beschleunigen.

Areōpagus, der älteste unter den athenienisischen Gerichtshöfen, und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Er hatte den Namen von seinem Versammlungsorte, dem unweit der Festung gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von Einigen dem Cekrops, von Andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von Letzterm nur eine bessere Einrichtung und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung dessen würdig gemacht hatten. Es ward zu dem Ende eine besondere Prüfung vorgenommen. Aristides nannte den Areopag das heiligste Gericht Griechenlands, und Demosthenes versichert, daß er nie ein Urtheil gesprochen, womit nicht beide Theile zufrieden gewesen. Die Verbrechen, welche

vor dies Gericht gehörten, waren: vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiseten aufgetragen. Auch andre Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt dieser Gerichtshof seine ganze Reinigkeit; durch diesen aber, der auch, ohne Archont gewesen zu sein, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerst verletzt; doch behielt er noch lange sein Ansehen, das erst nach und nach mit dem Verfalle Athens sank.

Ares, s. Mars.

Arethusa, 1) eine von den Hesperiden (s. d.); 2) eine Tochter des Nereus und der Doris, erst eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Insel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung in eine Quelle s. Alpheus. Da Theokrit an ihren Ufern seine Idyllen dichtete, ist sie oft zur Muse des Hirtengesanges gemacht worden.

Aretin (Adam, Freih. v.), ein bairischer Staatsdiener, geb. d. 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt, trat nach vollendeten Studien der Rechtswissenschaft in Staatsdienste, wo er unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section sich emporarbeitete. Er nahm an vielen der wichtigsten Arbeiten Antheil, und ward, als im Febr. 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärt. Angelegenheiten übernahm, an dessen Stelle nach Frankfurt geschickt, wo er sich sowol durch Mäßigung als auch durch die energische Vertheidigung der bairischen Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb. 1819 erhielt er das Großkreuz des Verdienstordens. Was er drucken ließ, erschien nicht unter seinem Namen und bezieht sich meistentheils auf seine Kunstliebhaberei, da er eine der größten Kupferstichsammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemälden besitzt.

Aretin (Christoph, Freih. v.) Bruder des Vorigen, geb. zu Ingolstadt d. 2. Dec. 1772, studirte zu Heidelberg unter der Leitung des dam. Prof., jetzigen Justizministers von Zentner, sowie nachher zu Göttingen u. Paris; auch war er seiner Zeit mit in die Illuminatengeschichten verflochten. Er trat früh in Staatsdienste, und ward 1799 Landesdirectionsrath. Schon 1799 und 1800 drang er auf Abschaffung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags. Bei dem Streite der bairischen Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöster als Regierungscommissair zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften, wurde 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München, 1807 Secretair der ersten Classe der Akademie der Wissenschaften, und 1809 Ritter des Civilverdienstordens. Er gab jetzt mit Babo und später mit Scherer von 1804 bis 1806 ein Tageblatt, „Aurora", heraus, und später, als Fortsetzung des bekannten „Leipziger allgemeinen literarischen Anzeigers", den „Neuen literarischen Anzeiger". Ferner: „Aussprüche der Minnegerichte", 1803; „Geschichte der Juden in Baiern", 1803; „Älteste Sagen über die Geburt Karls des Großen", 1803; „Beiträge zur Geschichte der Wünschelruthe", 1807; „Die frühsten universalhist. Folgen der Buchdruckerkunst", 1809; „Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der münchner Bibliothek", 7 Bde. oder 42 Hefte; „Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik", 1810; „Literatur der Geschichte Baierns", 1810; „Nachrichten zur bairischen Geschichte aus noch unbenutzten, meistens ausländischen Quellen", 1811; „Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Baiern", 1813 und 1818; „Geschichte des 13. Art. der deutschen Bundesacte"; „Gespräche über die bairische Verfassungsurkunde", 1818; „Bairischer Verfassungskatechismus", 1819; „Literarische Mo-

natsschrift für bairische Staats- und Geschäftsmänner", 1818 und 1819; „Bairische Landtagszeitung", 20 Hefte (anfangs als Hofzeitung verschrien, bis ihre Richtung gegen die Minister nicht mehr zu verkennen war). Seine 1809 erschienene Schrift: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner in Deutschland", worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Baierns auf eine diesen nachtheilige Weise beleuchten wollte, erregte einen langen und heftigen Streit zwischen den Gelehrten Münchens, nach dessen Beendigung Aretin auf höchste Veranlassung seine bisherigen Ämter niederlegte und 1811 als erster Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg ging; 1813 ward er Vicepräsident. Seine Flugschrift: „Sachsen und Preußen" (zu Gunsten Sachsens), machte außerordentliches Aufsehen und zog ihm vielen Verdruß zu. Seine Zeitschrift „Allemannia" (1815 fg.) enthielt leidenschaftliche Ausfälle auf Norddeutschland. 1819 wurde er in die Deputirtenkammer beim bairischen Landtag erwählt und er war in demselben eins der wirksamsten Mitglieder, obgleich man ihn anfangs verkannte, weil er sich dem Herrn von Hornthal, der durch Ultraopposition der guten Sache schadete, entgegensetzte. In dems. J. wurde er Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Er starb d. 24. Dec. 1824 zu München, als Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise.

Aretin (Georg, Freih. v.), ein Bruder des Vorigen, ist geb. zu Ingolstadt 1771, studirte zu Heidelberg und ward 1793 Administrator des Donaumoosgerichts, wo er die Cultur eines 17 Stunden im Umfang betragenden Sumpfes thätig beförderte. 1796 wurde er zum Hofkammerrath, 1799 zum Landesdirectionsdirector in Amberg und 1806 zum Straßen- und Wasserbauinspector in Tirol ernannt, wo er in einer zweckmäßig abgefaßten Druckschrift das Volk über die besten Vorbeugungsmittel gegen die Verheerungen durch Bergfälle belehrte. Als 1809 die Insurrection in Tirol ausbrach, war er Generalcommissair des Eisackkreises zu Brixen und wurde als östr. Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. 1810 erhielt er vom König von Baiern zur Belohnung seiner Verdienste ein Lehngut und ein ansehnliches Jahrgeld. Er lebt jetzt auf seinen Gütern den Wissenschaften, Künsten und der Landwirthschaft. Unter s. vielen Schriften, die größtentheils ein praktisches und vaterländisches Interesse haben, nennen wir den „Genius von Baiern", 4 Hefte, 1801—1804; „Baiern nach den Bestimmungen des Friedens von Campo-Formio", 1801, 4.; „Gedanken eines östr. Patrioten über die Politik seines Vaterlandes", 1806; „Zeitbedürfnisse, mit besonderer Rücksicht auf Baiern", Regensburg 1817—1820, 4 Bändchen; und den beachtungswerthen „Versuch eines Defensionssystems von Baiern", Regensburg 1820, 4.

Aretino (Pietro), einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrh., verdankte den größten Theil seines Ruhms der Ausgelassenheit seiner Feder. Geb. zu Arezzo 1492, der natürliche Sohn eines Edelmanns, dessen Namen er nicht führen durfte (denn der Name Aretino zeigt nur seinen Geburtsort an), ward aus einem Buchbinderlehrling ein Schriftsteller, der sich die Gunst der Könige erwarb. Man nannte ihn die Geißel derselben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er selbst hatte übermäßige Bewunderer, trotz der Bosheit und Heftigkeit seiner Satyren; ebenso sehr von Prahlerei und Stolz wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man sich nur gegen Verworfene erlauben darf; einerseits ein so zügelloser Schriftsteller, daß man mit seinem Namen die Schamlosigkeit und Schlüpfrigkeit bezeichnete, schrieb er auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es sein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen des Göttlichen, und er war anspruchsvoll genug, ihn selbst, wie einen Titel, seinem Namen beizufügen. So ließ er auf sich Denkmünzen prägen, u. A. mit der Inschrift: „Divus Petrus Aretinus, Flagellum Principum", und machte damit mehren Fürsten Geschenke. Wegen eines Sonetts gegen den Ablaß aus Arezzo verjagt, ging er nach Perugia und von

da nach Rom, wo er in die Dienste Leos X., und später Hadrians VI. trat. Wegen 16 schändlicher Sonette, die er auf ebenso viel Zeichnungen von Giulio Romano verfertigt hatte, mußte er Rom verlassen. Johann von Medicis berief ihn zu sich und nahm ihn mit sich nach Mailand, wo Aretino Gelegenheit fand, sich Franz I. gefällig zu machen. Nachdem er abermals Rom besucht, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann und verwundet in seinen Armen starb. 1528 ließ sich A. zu Venedig nieder, wo er sich mächtige Freunde erwarb, unter denen der Bischof von Vicenza ihn sowol mit dem Papst aussöhnte als auch bei Karl V. so empfahl, daß dieser ihm eine goldene Kette überschickte. Franz I., der nicht minder großmüthig sein wollte, schenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber später Karl ihm einen Gnadengehalt von 200 Thalern aussetzte, hinter welchem Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobsprüche, die er bis dahin unter Beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve setzte ihm einen ansehnlichen Gehalt aus. Außerdem gewann er nach seiner eignen Angabe durch seine Schriften jährlich tausend Goldthaler nebst einem Rieß Papier und einer Flasche Dinte. Nicolo Franco, ein ebenso zügelloser, aber ungleich gelehrterer Schriftsteller, half ihm bei seinen Arbeiten. A.'s Ruf verbreitete sich, aus allen Gegenden Italiens schrieb man an ihn und suchte ihn auf. Durch seine Erbauungsschriften söhnte er sich mit dem römischen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, ward durch ein Sonett, das sein Landsmann an ihn richtete, so gerührt, daß er ihm tausend Goldkronen schickte und ihn zum St.-Petersritter machte. Drei Jahre nachher ward er von dem Herzoge von Urbino dem Papst selbst vorgestellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, sondern selbst mit Zärtlichkeit aufnahm. Doch konnte er den Cardinalshut, wonach er eifrig strebte, nicht erlangen. Die Art seines Todes entsprach seinem Leben. Er hatte Schwestern zu Venedig, die ebenso zügellos lebten als er selbst. Einst erzählte man ihm eins ihrer galanten Abenteuer, das er so belustigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und starb auf der Stelle (1556, 65 J. alt). Die Natur hatte ihn sehr glücklich ausgestattet. Der Geschmack für die Künste war ihm angeboren, und er übte mehre mit Glück. Mehr als Alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Weiber. — Seine Werke bestehen, außer mehren Religionsschriften, in fünf Lustspielen und einem Trauerspiele, jene voll Witz und echt komischer Züge, dieses nicht ohne Verdienst; in den ausgelassenen „Ragionamenti" nebst der „Puttana errante", in den sechzehn ruchlosen „Sonetti lussuriosi", ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreisungen, zum Theil satyrisch und schlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöen. Die Akademiker della Crusca zählen A. unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient jedoch diese Ehre weniger wegen der Reinheit als wegen Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls.

Argandsche Lampe, s. Lampe.

Argens (Jean Baptiste, Marquis d'), geb. 1704 zu Aix. Er sollte Jurist werden, aber aus Neigung trat er, 15 J. alt, in den Militairstand. Seine Liebschaft mit der Schauspielerin Sylvie bewog ihn, den Dienst und Frankreich zu verlassen, um sich in Spanien mit ihr zu verbinden. Allein er ward verhaftet, nach der Provence zurückgebracht und darauf mit dem franz. Gesandten nach Constantinopel geschickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch Abenteuer bezeichnet. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet und in der Folge vor Philippsburg durch einen Sturz mit dem Pferde zum fernern Dienste unfähig. Enterbt von s. Vater, ward er Schriftsteller, und ging nach Holland, um mit desto mehr Freiheit schreiben zu können. Hier gab er s. „Lettres juives", „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques" heraus. Friedrich II., damals noch Kronprinz, wünschte den Verf. kennen zu lernen und bei

sich zu sehen. D'Argens antwortete, daß er mit fünf Fuß und sieben Zoll bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sei. Nach dem Tode dieses Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erschien in Potsdam, erhielt den Kammerherrnschlüssel und die Stelle eines Directors der schönen Wissenschaften bei der Akademie, und ward der tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte. Fast ein Sechziger, verliebte er sich in die Schauspielerin Cochois, und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweiten Male seit s. Aufenthalte in Preußen nach Frankreich reiste, um s. Familie zu besuchen, fand er unterwegs eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Aix verbreitet, worin er persönlich bezeichnet und als ein Gotteslästerer in den Bann gethan war. Diese Schrift beunruhigte ihn anfangs sehr, bis er an der Unterschrift, in welcher der König statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach s. Rückkehr mußte er mehr als je von der satyrischen Laune des Königs erdulden. Er erhielt späterhin wieder Erlaubniß zu einer Reise in die Provence, wo er 1771 starb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. S. zahlreichen Schriften, die Früchte einer haltungslosen Freidenkerei, hatten einst ein gewisses Ansehen, werden aber jetzt, obgleich auf mannigfache Weise lehrreich, nicht mehr geachtet, weil es ihnen an Gediegenheit, Geschmack, Kritik und redlicher Absicht fehlt.

Argenson (Voyer, Marquis d'), geb. zu Paris 1771, Sohn des Generallieut. Argenson, aus einer der ausgezeichnetsten Familien im Staatsdienst. Sein Ältervater war Polizeilieutenant, sein Großvater lange Kriegsminister, der Großonkel Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war Voltaire's Freund, Philosoph und Politiker. Letzteres beweisen seine „Considérations sur le gouvernement“, welchen Rousseau im „Contrat social“ Beifall schenkte. Ludwigs XV. Höflinge nannten ihn Argenson la bête. Er schrieb auch in 2 Bdn. „Loisirs d'un ministre“. Dessen Sohn (Marquis de Paulmi) war Gouverneur des Arsenals, nachher Botschafter in Venedig und Polen. Er hinterließ die Bibliothèque de l'Arsenal von 150,000 Bdn., die der Graf Artois nach seinem Ableben kaufte. Der Marquis gab in 80 Bdn. „Mélanges extraites d'une grande bibliothèque“ heraus, wodurch er eine persönliche genaue Kenntniß des Bücherschatzes bewährte. Der jetzige Deputirte der zweiten Kammer studirte in Strasburg in der Periode der Flucht des Monarchen nach Varennes, und trat sogleich in Militairdienste seines Vaterlandes als Lafayette's Adjutant. Als dieser Frankreich verließ, ging d'Argenson auf seine Güter, heirathete die Witwe des Prinzen Victor de Broglio, Mutter des Pairs de Broglio, und beschäftigte sich mit der Erziehung seiner Kinder, mit der Landwirthschaft in Poitou, wo er Freund der Armen und Muster des landwirthschaftlichen Betriebs für seine Landsleute war, und mit seinen Eisenhämmern in Oberelsaß. Als Vorstand des Wahlcollegiums des Depart. Vienne 1803 sandte er keine Glückwünschungsdeputation an den Kaiser. 1804 wurde er wieder erwählt und zwar zum Mitgliede der Deputation an den Kaiser. Dies veranlaßte seine Ernennung zum Präfecten des Depart. de deux-Nèthes, wo er sich als Vertheidiger der verfassungsmäßigen Verwaltung zeigte und seinen Abschied nahm, als ihn das Ministerium nicht unterstützte. Nach der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. ernannte ihn dieser zum Präfecten der Rhonemündungen. Er schlug die Stelle aus, weil Frankreich noch keine Verfassung habe. Berufen durch Wahl 1815 in die Repräsentantenkammer, unterzeichnete er im Juli 1815 den Protest, als die fremden Truppen in Paris den Versammlungssaal der Repräsentantenkammer schlossen. Im Wahlcollegium de Vienne leistete er seinen Eid mit Vorbehalt des unveräußerlichen Rechts der Völker, ihre Verfassungen wieder zu ändern. 1815 protestirte er wider die Einführung der Prevotalgerichte und verwarf die vom Ministerium

als nöthig befundenen Sicherheitsmaßregeln. 1816 und 1817 widersetzte er sich Manchem, was die Regierung vorhatte, und behauptete, daß die Geistlichkeit und andre Localeinrichtungen von den Gemeinden und nicht vom Staate unterhalten werden müßten, auch daß keine Ausnahmegesetze nöthig seien. 1818 vertheidigte er den Grundsatz, daß die Charte keine Gnade, sondern eine Einschränkung der Rechte der Nation sei. Er redete stets im Sinne der liberalen Köpfe für gemeinnützige und wider alle privilegirende Staatseinrichtungen und Ausschließungen allgemeiner Concurrenz. Er behauptete die Gefährlichkeit der Privilegien für die Geistlichkeit in Frankreich und die Nützlichkeit der allgemeinen freien Getreideeinfuhr; das Gegentheil nannte er eine Prämie für reiche, unkundige oder müßige Gutsherren. 1819 und 1820 vertheidigte er die Grundsätze des Gemeinnützigen in den Debatten über die neuen Gesetze.

Argent haché (franz. zerhacktes Silber), unedles Metall, das mit Silber überzogen ist.

Argentan, ein von Geitner in Schneeberg aus Kobaltspeise seit 1822 bereitetes Kunstmetall, das dem Silber ähnlich, zu Geschirr und andern Geräthen verarbeitet wird.

Argiphontes, s. **Argus**.

Argo, s. **Argonauten**.

Argolis, **Argolia**, die östliche Landschaft des Peloponnes, die gegen N. an Achaja und Korinth, gegen Nordost an den saronischen Meerbusen, gegen W. an Arkadien, gegen S. an Lakonien, und gegen Südwest an den argolischen Meerbusen grenzt. Nach ihr wurden die Griechen insgesammt bei den ältern Schriftstellern häufig Argiver, auch Argolier genannt. Hügel und Berge wechseln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Das an Denkmalen der griech. Mythologie vorzüglich reiche Argolis ward früh angebaut; Inachus um 1800 und Danaus um 1500 v. Chr., ließen sich hier nieder mit Ansiedlern aus Ägypten. Hier herrschten Pelops, ein Ankömmling aus Kleinasien, von dem die Halbinsel den Namen hat, und s. Nachkommen Atreus und Agamemnon, Adrast, Eurystheus, Diomedes hatten hier ihre Staaten; Hercules wurde hier geboren. Am Sumpfe Lerna tödtete er die Hydra, und in der Höhle Nemea erdrückte er den Löwen. Seit den ältesten Zeiten zerfiel es in die kleinen Königreiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freistaaten bildeten. Die Hauptst. **Argos** hat ihren Namen seit 1800 v. Chr. bis jetzt behalten. Ihre Einw. waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, besonders zur Musik. Hier und in Delphi wurden den Brüdern Biton und Kleobis, die als ein Opfer der Liebe für ihre Mutter starben, Statuen errichtet. 1825 befanden sich zu Argos eine Gelehrtenschule und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts. — Nahe bei Argos liegt **Napoli di Romania** (s. d.), das alte Nauplia, m. e. treffl. Hafen, die wichtigste Festung der Halbinsel. Auf der Stelle des jetzigen Dorfes Kastri am ägäischen Meere lag ehemals die Stadt Hermione, mit e. den Grazien geweihten Haine; gegenüber die Insel **Hydra** (s. d.). Bei der Stadt **Epidauros** am ägäischen Meere, dem Gesundbrunnen des alten Griechenlands, hatte **Äskulap** (s. d.) s. Tempel. Zu Trözene, dem jetzigen Dorfe Damala, wurde Theseus geboren.

Argonauten, jene Heroen des griech. Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine gefahrvolle Reise durch damals unbekannte Meere nach Kolchis machten. Äson, König von Jolkos in Thessalien, hatte, von Alter entkräftet, die königl. Würde s. Sohne Jason übergeben, bis derselbe aber volljährig geworden, s. Halbbruder Pelias zum Reichsverweser ernannt. Als die bestimmte Zeit verflossen war, erschien Jason, das väterliche Reich zurückfodernd. Pelias, dem Anscheine nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phryxus und Helle (s. d. u. **Atha-**

mas) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Kolchis zurückzuholen, wo es Phryxus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Arglist des Vorschlages nicht ahnend, verpflichtete sich zur Ausführung des Abenteuers, und die tapfersten Helden Griechenlands, Hercules, Kastor und Pollux, Peleus, Admet, Neleus, Meleager, Orpheus, Telamon, Theseus und sein Freund Pirithous, Hylas und viele Andre, nahmen Theil. Auf einem am Fuße des Berges Pelion in Thessalien erbauten Schiffe, mit Namen Argo, das an Ausrüstung und Größe alle frühere übertraf, traten sie, vom Vorgebirge Magnesia ab, mit günstigem Winde die Reise an. Der schifffahrtkundige Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitschauende Lynceus spähte die Gegend aus; Orpheus erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Gesang in drohenden Gefahren. Als ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Mysterien kundig, nebst andern Gefährten, den samothrazischen Gottheiten Gelübde, da legte sich der Sturm, und um den Beistand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erschienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioskuren. (S. Kastor.) Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo sie zwei Jahre verweilten; denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb, von ihren Männern verschmäht und durch thrazische Beischläferinnen verdrängt, hatten sich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei sich zurück. Endlich schifften sie weiter nach Samothrazien, wo sie, ihrem Gelübde gemäß, sich in die dortigen Geheimnisse einweihen ließen. Dann landeten sie bei Troas. Hier verirrte sich Hylas, und als Hercules, der ihn aufsuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne Beide weiter; auch Telamon trennte sich hier. Darauf gelangten sie zur Stadt Zyzikus, wo der König sie gastfrei aufnahm. Als aber ein Sturm sie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden sie für Feinde gehalten; es entstand ein Gefecht, in welchem Jason den König selbst tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, fesselte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man versöhnte die Zürnende, schiffte sodann östlich und landete in Bebryzien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraziens Küsten verschlagen, nach Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte, der den Fremdlingen Rathschläge und einen Wegweiser gab, um sie durch die cyanäischen Felsen zu bringen, die, von den Winden geschnellt, ungestüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchsegelnden Schiffe zerschmetterten. Bei den Felsen angelangt, ließen sie nach Phineus Rath eine Taube hindurchfliegen, welcher sie mit Macht nachruderten; Orpheus aber schlug seine Zither. Die Felsen standen fest und die Gefahr war besiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Insel Aretias (oder Dia). Hier fanden sie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, und gegen welche die Helden nur durch starkes Waffengetöse sich schützen konnten. Nachdem sie diese Ungethüme vertrieben, trafen sie auf Phryxus's Söhne, die von Äetes nach Orchomenus gesendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hierher verschlagen worden, und erlösten die Bedrängten, wofür diese den Helden manche heilsame Kunde gaben. Endlich erschien ihnen das Ufer von Kolchis; sie landeten bei Nacht an der Mündung des Phasis. Der König Äetes, von der Absicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem sein Leben hing, aber er trug dem Jason drei Abenteuer auf, durch die er ihn zu verderben hoffte. Jason sollte zwei flammenspeiende Stiere Vulcan's an eine diamantene Pflugschar spannen und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen, dann die noch übrigen Drachenzähne des Kadmus, die Äetes besaß, in die gepflügten Furchen säen und die daraus erwachsenen geharnischten Helden tödten; endlich den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten sollte er an Einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten

Juno und Minerva der in Zauberkünsten erfahrenen Tochter des Äetes, Medea, glühende Liebe für Jason ein, und gegen das Versprechen, sie als rechtmäßige Gemahlin in seine Heimath zu führen, gab sie ihm eine Mischung, womit er sich salben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte. So ausgerüstet, zwang Jason vor den Augen des Königs und des versammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, säete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufsprossende gewappnete Schaar den Stein, worauf sie die Waffen gegen sich selbst kehrten und einander im wilden Kampfe ermordeten. Da erschrak Äetes und befahl Aufschub des letzten Abenteuers. Andern Rath ersinnend, beschloß er, Jason mit seinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Absicht unterrichtet, eilte jener bei Nacht in den geheiligten Hain, nahm, nachdem er den Drachen durch Zaubertränke eingeschläfert hatte, das goldene Vließ von der Eiche, auf der es hing, und begab sich mit Medea und seinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht vernahm, bestieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren sie einander im Gesicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem sie ihren Bruder Absyrtus tödtete, und seine zerstückten Glieder am Ufer hinstreute; der jammervolle Anblick derselben fesselte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu sammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, schifften sie jetzt die Donau hinauf, trugen die leicht gebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatischen Meeres, und schifften sich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodonischen Maste der Argo der Orakelspruch: „Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küssen, bis Jason und Medea von Absyrtus's Morde losgesprochen und die Rachegöttinnen versöhnt worden". Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Äea zur Circe, des Äetes Schwester; aber diese weigerte sich, die Schuld zu sühnen, und verwies sie deßhalb nach dem Vorgebirge Melea. Dieses aufsuchend, bestanden sie die Gefahren der gräßlichen Scylla und Charybdis, der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der libyschen Sandbänke. Dann kamen sie nach Kreta, wo sich der Riese Talos, der die Insel bewachte, ihrer Landung widersetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferse und war unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank und öffnete die Ader, daß er sich verblutete. Endlich erreichten sie Meleas heißersehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward gesühnt, und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde von Jason auf dem korinthischen Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am Südhimmel als Gestirn. So war der Zug rühmlich vollendet. Bevor sich aber die Helden trennten, schwuren sie einander wechselseitigen Beistand im Kriege und beschlossen, zu gewissen Zeiten dem Jupiter zu Ehren gemeinschaftliche Kampfspiele zu feiern, welche der Anfang der olympischen Spiele wurden. Medea's und Jason's weitere Schicksale s. m. unter d. A. In der Erzählung von der Rückreise der Argonauten weichen die Alten sehr von einander ab. Diese abenteuerliche Unternehmung, die man in die Mitte des 13. Jahrh. v. Chr. setzt, wählten mehre Dichter des Alterthums zu ihrem Gegenstande. Noch haben wir unter Orpheus's Namen ein Gedicht dieses Inhalts, ein andres von Apollonius aus Rhodus, und eins von Valerius Flaccus.

Argonner Wald, läuft durch Oberchampagne und Niederbar und ist meistens gebirgig. Er war so öde, daß der Prinz von Condé, der ihn als Apanage 1657 erhielt, und seine Nachkommen ihn nur zur Jagd und wenig zum Holzfällen zu nutzen wußten. Menschen in solchen Gegenden anzusiedeln, die an die Maas

grenzten, fiel der prinzlichen Verwaltung nicht ein. Desto ärger benutzten denselben die Salzcontrebandirer. Um sie von dort zu verjagen, kaufte die Krone den Wald 1784 für 650,000 Livres. Dieser Wald wurde im unglücklichen Feldzuge Preußens 1792 nur zu bekannt.

Argos, s. Argolis.

Arguelles (Don Augustin), königl. spanischer Exminister für das Depart. des Innern (de la gobernacion de la Peninsula), geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo und zeichnete sich durch glückliche Anlagen und eine lebhafte Phantasie aus. Nach der Vollendung seiner Studien wurde er in Madrid bei dem Secretariat der Interpretacion de lenguas angestellt. Espinosa, der seine Talente bemerkte, brauchte ihn zu wichtigen Sendungen nach Lissabon und London. Bei dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges 1808 befand er sich in Cadiz und wurde 1812 bis 1814 von seiner Provinz zum Abgeordneten für die Cortes gewählt. Er arbeitete hier in der Commission, welche mit dem Entwurfe einer neuen Grundverfassung beauftragt war, und verfaßte den berühmten Bericht, den diese Commission bei der Vorlegung des Entwurfs erstattete. Sein Talent erregte unter den Liberalen solche Bewunderung, daß er den Beinamen des Göttlichen und des spanischen Tullius erhielt. Bei der Rückkehr Ferdinands wurde er den 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt; er zeigte aber im Verhör eine solche Geschicklichkeit, daß die Richter, ob man sie gleich fünf Mal neu ernannte, in Ansehung seiner Verurtheilung sich nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter, ließ sich die Acten vorlegen und schrieb an den Rand derselben: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta. Arguelles konnte sich auf dem Wege nach Ceuta keine Bequemlichkeiten gewähren; dessenungeachtet schlug er die von einigen Engländern ihm angebotene Geldunterstützung aus, weil er nichts von den Unterthanen einer Regierung annehmen wollte, welche, ihrem Versprechen zuwider, Spanien nicht zu seiner Freiheit verholfen hätte. Mit Arguelles wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, vom Könige zur Strafarbeit in Ceuta verurtheilt. Hier erwarben sie sich durch ihr edles Verhalten die allgemeine Achtung des Volks, wurden aber von den Behörden, und vorzüglich von dem Bischof, sehr gedrückt. Dieser bewirkte in Madrid, daß die nach Ceuta verbannten Liberalen nach Alcudia auf Majorca, einem der ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht wurden. Hier erlitten sie von dem Generalcapitain Coupigny eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben und zwei den Verstand verloren. Die übrigen waren alle krank, als sie befreit wurden, und haben zum Theil sich noch nicht wieder erholt, wie der fortwährend kränkelnde Arguelles. Bekanntlich verschaffte auch ihm die Umwälzung von 1820 die Freiheit und das Portefeuille, welches er aber 1821 wieder abgab, als sich der König bei Eröffnung der Cortes, den 1. März 1821, über die Schwäche der executiven Macht beklagt hatte. Mit Augustin Arguelles ist nicht zu verwechseln der Finanzminister Canga-Arguelles (s. d.).

Argus, des Arestor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war (daher Panoptes), von denen die eine Hälfte stets wachte, während die andre im Schlafe geschlossen war. Die eifersüchtige Juno bestellte ihn zum Wächter der unglücklichen Io (s. d.); allein Mercur wußte ihn durch das Spiel seiner Flöte einzuschläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb (daher des Hermes Beiname: Argiphontes), mit dessen Augen Juno nachher den Schweif des Pfauen schmückte.

Aria, **Areia**, Landschaft des alten Persiens. Nach Ritter's und v. Hammer's Untersuchungen muß man unterscheiden: a) Das alte Reich Aria oder das Land der Arier, Ermanen, Armanen, welches Bactrien und Medien begriff und in den Zendschriften Erieme, oder Arieme, oder Irman, in den Schahnameh Erman oder

Iran genannt wird. Hammer bestimmt seine Grenzen (in s. Abhandl. über Schahnameh in den „Wiener Jahrb. der Literatur", Bd. IX) also: Von O., von Hinkudusch oder dem Paropamisus aus bis an den westl. Kaukasus, vom Sihun bis an den Euphrat, hat sich der Bereich des alten Erieme hingedehnt, und Alles, was westlich dem Euphrat liegt, Assyrien sowol als Babylon, liegt außer seinen Grenzen. Sein östlicher Theil ist also Bactrien, der westliche das eigentliche Medien, und so war Aria oder Erieme der gemeinschaftliche Name beider, oder das Mederland im nächsten Sinne, weßhalb auch Herodot (VII, 61) die Meder Arier nennt. Dieses Aria ist der abgeschlossene Schauplatz der großen und heiligen Handlungen der Zendschriften und des persischen Heldenbuchs (Schahnameh). Durch Übereinstimmung der ältesten Urkunden, meint nun Hammer, werde uns die Überzeugung aufgedrungen, dieses sei das paradiesische Hochland Mittelasiens, von welchem alle Cultur ausgegangen sei. Denn in demselben sollen sich auch die in der Genesis bezeichneten vier Flüsse (Dschihnu, Sihon oder Jaxartes, Didschlet und Frat) wiederfinden. In demselben sei auch Bamien (Bactra, nach den Zendbüchern Chenkrets), die älteste Stadt der Welt, gelegen gewesen, von wo aus die Cultur sich westlich nach Babylonien, durch die Chaldäer, südlich an den Indus, durch die Brahmanen, verbreitet habe. Später sei dann gen W. Ecbatana und gen N. Hekatompylos aufgeblüht, und nach Untergang des alten medischen Reichs, Persepolis oder Istaihr, die in den Zendschriften nicht mehr vorkommt. b) Die Provinz Aria in Bactrien. Weil in späterer Zeit einzelne Provinzen diesen Namen führten, sind viele Verwirrungen entstanden. Man versteht darunter hauptsächlich die ehemals stark bevölkerte Provinz, durch welche der Fluß Arius oder Arias fließt und welche nördlich durch die Sariphigebirge von Margiana, westlich von Parthien durch den Musdoranus, südlich durch den Bagous von Drangiana geschieden war, und östlich an die Provinz Paropamisada grenzte. In dieser Provinz sollen die Städte Artakoana, eine große, von Alexander gebaute Stadt Alexandria und Susia gelegen haben. Jetzt heißt diese Landschaft Chorassan oder das Land der Sonne. Chorassan, der östl. Theil von Kabulistan oder Afghanistan, grenzt nordöstl. und östl. an den Oxus und an Bulkh, Kabul und Seistan, westl. an Irack, Asterabad und Dahestan. Der zu Kabul gehörige Theil mit der Hauptst. Herat (100,000 Einw.) lebt unter den Gesetzen der Afghanen. Der persische Antheil hat Mesched zur Hauptst. Das ganze Land ist gebirgig; die Luft überall gesund, im Gebirge kälter. Naturproducte sind Wein, Früchte, Korn, Reis, Seide, Indigo, Galläpfel, Cochenille, Pferde, Gold, Silber, Eisen, geschätzte Steine u. s. w. Gewerbsproducte sind Zeuge von Seide oder Baumwolle, Teppiche, Stahlklingen u. s. w. Die Ebene ist voll Ruinen von Städten und Bergen, die in den inländischen Kriegen zerstört wurden. Der Oxus und der Jaxartes machen in der Breite von einigen Meilen an jedem Ufer die Ebene äußerst fruchtbar. Zwänge eine größere Bevölkerung die Einwohner zu künstlichen Wässerungen der Ebenen, so würde das Land auch außer den Ufern der Haupt- und Nebenflüsse sehr fruchtbar sein. Jetzt leben hier Turkomannen, Bucharen und Perser und zum größten Theil nomadisch. Der Handel ist meist in den Händen der Bucharen, die in großen Karavanen den Gütertransport nach China und durch die Bucharei nach Rußland, oder an die Häfen des kaspischen Meers besorgen. 44.

Ariadne, des Minos und der Pasiphaë Tochter. Nachdem sie Theseus (s. d.) gerettet, von dem Treulosen aber auf Naxos verlassen worden, erscheint ihr, während sie ermattet im unruhigen Schlaf hingesunken ist, plötzlich, von seinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von seinen Gefährten und Dienern umrauscht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne spendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die holde Schläferin mit stummem Erstaunen und huldigt ihren Reizen. Sie erwacht, um auf immer in

seine Arme zu sinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmlisch getröstet, die Gebeugte über alles Irdische erhoben, die Braut und Triumphgenossin des sanftesten Tigerbändigers, eine siegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Besitzerin aufstieg. — Alte und neuere Dichter haben diesen schönen Stoff vielfältig behandelt; es sind mehre Gemmen übrig, welche die Geschichte der Ariadne darstellen; auch ist eine Ariadne unter den Gemälden von Herculanum. (S. auch Benda.)

Arianer, die Anhänger des alexandrinischen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sei das edelste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (Homousia, daher Homousianer) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320, und 325 auf der Kirchenversammlung zu Nicäa verdammt. Die Bestimmungen der nicäischen und des darauf gebauten ausführlichern Athanasischen Glaubensbekenntnisses (Symbolums) haben daher in dem Streit gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwischen in der Verbannung seiner Partei mächtige Anhänger zu verschaffen, und Constantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die katholische Kirchengemeinschaft bewerkstelligen, als dieser 336 plötzlich starb. Nach s. Tode gewann seine Partei bedeutenden Zuwachs, Constantin selbst ließ sich kurz vor seinem Tode 337 auf Arianische Weise taufen, und bei Constantius war der Arianismus die Hoftheologie, bildete sich seine eigne Liturgie und nahm seit 350, wo Constantius allein herrschte, auch im Occident überhand, indem Rom den Arianischen Bischof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern selbst bereiteten indeß der katholischen Kirche, die jene beständig im Bann hielt, den endlichen Sieg. Zuerst hatten sich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Basilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiusia, daher Homoiusiasten) genähert und dadurch das Übergewicht am kaiserl. Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (s. Geist, heil.) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Übertreibungen der strengen Arianer, Aëtius und Eunomius aus Kappadocien, nebst ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz andern Wesens sei als der Vater (daher Heterusianer, Anomöer), selbst die Semiarianer wider sich aufbrachten und durch Zurückführung der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anstoß erregten. Den Ausschlag gab Kaiser Julian, der Apostat, dessen Verachtung gegen das Christenthum allen Parteien gleiche Duldung verstattete und keine Glaubensstreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob sich der Arianismus durch Valens seit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte selbst bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Katholischen schreiten; Gratian aber stellte die Ruhe und Theodosius die Herrschaft der Altgläubigen wieder her, und die Parteiungen unter den Arianern selbst beschleunigten das Ende ihres Einflusses und Ansehens im römischen Reiche. Seit der ersten Hälfte des 5. Jahrh. verlor sich daher der Arianismus in dem Theile des römischen Reichs, der noch unter den Kaisern stand. Bei den Gothen, die das Christenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Westen des Reichs herrschend, bis des orthodoxen Franken Clodwigs Siege und die Kirchenverbesserung des westgothischen Königs Reccared ihn am Ende des 5. Jahrh. auch hier verdrängten. Um dieselbe Zeit ward er bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn schon im An-

fange des 6. Jahrh. auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Katholicismus zu bekehren. Sie waren seit 430 strenge Arianer und wußten die Herrschaft ihrer Secte in Nordafrika selbst mit den grausamsten Verfolgungen gegen die Katholiken geltend zu machen; erst Belisar's Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigne Partei aus, und wenn die Albigenser in Frankreich im 12. und 13. Jahrh. ähnlicher Lehren beschuldigt wurden, und die Secten, welche vom 16. Jahrh. bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, sich in der That zu der Meinung, daß Christus dem Vater untergeordnet sei, bekannten, so mochten doch weder jene noch diese für Arianer gelten. E.

Arie in der Musik (von dem ital. aria) bedeutet heutzutage ein ausgeführtes Gesangstück, in welchem ein lyrischer Zustand ausgedrückt wird. Die Arie wurde zuerst dem taktlosen Gesang entgegengesetzt, wie er im Recitativ und in dem gehaltenen, langsamen Choral vorkommt. Daher leitet auch Saumaise ihren Namen von dem lateinischen aera ab. Die Arie gehörte sonach zur Figuralmusik, und man nannte daher das ausgeführte, nicht choralmäßige Lied sonst Arie, gleichviel, ob es von einer oder mehren Stimmen ausgeführt wurde. In der neuern Zeit wird aber vorzugsweise das von einer Stimme vorgetragene und mit Instrumenten begleitete lyrische Gesangstück Arie genannt, wenn es unter gewissen Formen ausgeführt ist. So kam es in größern, geistlichen und weltlichen Musikwerken z. B. Cantaten, Oratorien, Opern, oder auch selbständig in Concerten vor. Da die Arie ein besonders dazu geeignetes lyrisches Gedicht voraussetzt, so wurde auch dieses häufig Arie genannt. Es verlangt wohllautende einfache lyr. Strophen. Der angegebenen Bestimmung nach hat die Arie einen Gefühlszustand von einer gewissen Dauer, Kraftäußerung und rein menschliches Interesse zur Grundlage, zu welchem häufig das Recitativ vorbereiten soll. Sonst hielt man in einer Arie für nöthig ein Vorspiel (Ritornell), eine große bedeutende Hauptmelodie, welche nebst deren Ausführung den ersten Theil ausmachte, einen zweiten kürzern und weniger ausgeführten Theil, der mit dem erstern einen Gegensatz bildete — nach welchem man späterhin auch den ersten Theil wiederholte. Seit Gluck und Mozart wich man von diesem Leisten ab, wählte andre Formen und richtete sich, wie Mozart besonders that, mehr nach dem Inhalt des Textes und der Stimmung des Singenden. Doch konnte Mozart den Foderungen der Virtuosität seiner Zeit nicht ganz widerstehen: indem er auch mit Hinsicht auf dieselbe viele Bravourarien schrieb, die nicht ganz am Platze waren, aber nie ganz des Ausdrucks entbehren. Eine andre Form der Arien sind neuerdings die mehr auf Verzierung des Gesangs berechneten **Cavatinen** (s. d.) der neuern Italiener geworden. Gegenwärtig folgen die Deutschen entweder diesen nach, oder schlagen, dem Charakter folgend, verschiedene Wege ein. — **Ariette** heißt eine kleine, d. i. minder ausgeführte Arie, was auch durch die zum Grunde liegende einfachere und leichtere Gemüthsstimmung bedingt ist. — **Arioso** aber nennt man einen arienmäßigen kurzen Gesang, der bei einzelnen lyrischen Stellen eintritt u. das Recitativ unterbricht.

Ariman, s. **Dämon**.

Arimaspen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien, bald in die rhipäischen Gebirge versetzt und mit den Cyklopen verwechselt wird.

Arion, der Erfinder des Dithyrambus, geb. zu Methymna auf Lesbos, lebte um 625 v. Chr. Er hielt sich am Hofe Periander's zu Korinth auf, und besuchte dann Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem musikalischen Wettstreit. Als er mit reichen Schätzen sich auf einem korinthischen Schiffe eingeschifft hatte, um zu seinem Freunde Periander zurückzukehren, be-

schlossen die Schiffer, von Habsucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo aber offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck trat und durch süße Lieder die Herzen seiner Schiffsgefährten zu rühren versuchte. Die musikliebenden Delphine versammelten sich um das Schiff und lauschten seinem süßen Spiel und Gesang, doch die habsüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das sah, beschloß er, durch freiwilligen Tod sich ihren Mörderhänden zu entziehen, und stürzte sich in die Flut. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf seinen Rücken und trug ihn, während er die stürmenden Wogen durch die Macht seiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänarus ans Land, von wo er sich nach Korinth begab. Später kamen auch die Schiffer zurück nach Korinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er gestorben sei. Da trat er ihnen vor Augen, und die ihres Frevels überwiesenen ließ Periander ans Kreuz schlagen. Arion's Lyra aber, sowie der rettende Delphin, wurden als Sternbilder an den Himmel versetzt. Von Arion's Gedichten hat sich nur eine Hymne auf Neptun erhalten, die in Brunck's „Analekten" steht.

Arioso, s. Arie.

Ariosto (Lodovico), geb. zu Reggio d. 8. Sept. 1474, stammte aus einer edeln Familie; sein Vater war Mitglied des ersten Gerichtshofes von Ferrara. Von 10 Kindern war er das älteste. Schon in seinen Kinderjahren verfertigte er Tragödien, die er mit seinen Brüdern aufführte, unter andern die Geschichte von Pyramus und Thisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er sich in seinen Studien aus. Sein Vater bestimmte ihn der Rechtsgelehrsamkeit; aber nach fünf mit vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leistete der Jüngling auf sie Verzicht, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregor von Spoleto. Plautus und Terenz, die dieser erklärte, gaben den Gedanken zu zwei Lustspielen, der „Cassandra" und den „Suppositi", welche er damals entwarf. Lyrische Gedichte, in italienischer und lateinischer Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, Sohne des Herzogs Hercules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn 1503 bei seinem Hofe an, bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten und ließ sich auch auf einer Reise nach Ungarn von ihm begleiten. Nach Hercules's Tode setzte Alfons, des Cardinals Bruder, als er den Thron bestiegen hatte, nicht minder sein ganzes Vertrauen in Ariost. An diesem Hofe begann und vollendete er, mitten unter Zerstreuungen aller Art, in 10 oder 11 Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht, den „Orlando furioso". 1516 war der Druck desselben beendigt. Als Ariost dem Cardinal ein Exemplar davon überreichte, soll dieser gefragt haben: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?" — 1517 oder 1518 sollte Ariost den Cardinal Hippolyt von Este auf einer zweiten Reise nach Ungarn begleiten. Das ungesunde Klima und die schwache Gesundheit des Dichters schienen ihm keine hinreichenden Entschuldigungen, sodaß dieser, da er auf seiner Weigerung bestand, gänzlich die Gunst des Cardinals verlor, welche sogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß überging. Ariost wurde jetzt von dem edeln und kunstliebenden Herzog Alfons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunstbezeigung ähnlich sah — ihm 1521 und 1522 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich diese schwierige Unternehmung und kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Komödien und der letzten Vollendung seines „Orlando" beschäftigte, und am 6. Juni 1533, 58 Jahre alt, starb. Ariost vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchses und der Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen lie-

benswürdigen Geist. Er war reich gewesen, und liebte den Glanz; mußte sich indeß mit der Erbauung eines kleinen, aber angenehmen und bequemen Hauses begnügen, über welches er die Verse setzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Ariosto's „Orlando furioso" (der sich Bojardo's „Orlando inamorato" anschließt, und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann) ist ein vollendetes romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben aufzufinden. Unnütz ist es, untersuchen zu wollen, ob Ariost, oder Tasso, oder Dante größer sei, da ein jeder in seinen Werken als vollendet und unübertrefflich erscheint. Forschen wir aber nach den hervorstechenden Eigenschaften, die Ariost in seinem „Orlando" entfaltet hat, so finden wir einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung; eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie athmet durch das ganze Werk, und schmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt sich eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden (zuweilen allerdings unangenehm störenden) Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und so durch einander schlingt, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen Ariosto den großen Meistern des Gesanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorber kränzt, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen, der freilich auch dem niedrigen Aretino zu Theil ward. Außer diesem großen Epos besitzen wir von Ariosto einige Lustspiele, Satyren, Capitoli und Sonette, ferner eine Sammlung lateinischer Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Den deutschen Lesern ist die meisterhafte, wiewol vielleicht etwas kalte Übersetzung des „Orlando" von Gries, mit welcher die neuere, von Karl Streckfuß (5 Bde., Halle 1818—20), rühmlich wetteifert, nicht unbekannt. M.

Aristäus, Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man schrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu (daher Melisseus), und erwies ihm selbst göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieser den Tod, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen ward. Zur Strafe verlor er seine Bienen, der Verlust ward ihm aber durch neue Schwärme ersetzt, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und Vater des Aktäon. Seine Vermischung mit dem Prokonnesier Aristäus, der von Zeit zu Zeit wieder auf der Erde erschien, z. B. als Lehrer des Homer und als Schüler des Pythagoras, erklärt sich daher, daß es einen Schüler des Pythagoras dieses Namens gab, welcher Nachfolger dieses Weisen war, dessen ganzes Leben man späterhin in ein fabelhaftes Gewand einhüllte.

Aristarch, griechischer Grammatiker, der die Gedichte Homer's mit der äußersten Schärfe kritisch prüfte und einen neuen Text derselben feststellte, aus welcher Ursache man strenge, aber gerechte Kunstrichter Aristarchen zu nennen pflegt. Er war auf der Insel Samothrace geb. und lebte zu Alexandria um 150 v. Chr. Ptolemäus Philometor, der ihn sehr schätzte, vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Nachdem er sein Leben auf die Kritik des Pindar und andrer Dichter, besonders des Homer, gewandt hatte, starb er 72 Jahr alt auf Cypern. — **Aristarch von Samos**, geb. 267 vor Chr., ein berühmter Astronom, der zuerst die Umdrehung der Erde um die Sonne behauptete, von dem wir auch noch ein Werk über die Größe und die Abstände der Sonne und des Mondes haben. Derselbe Aristarch wird auch für den Erfinder der Sonnenuhr gehalten.

Aristides, um seiner strengen Rechtschaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn, und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war Anführer seines Stammes (Polemarch), als die Athenienser mit den Persern bei Marathon zusammentrafen. Der bestehenden Einrichtung zufolge führte jeder Polemarch in der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Aristides aber, der den Nachtheil dieses Wechsels einsah, bewog sämmtliche Polemarchen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieser Maßregel besonders war der Gewinn der Schlacht zuzuschreiben. Das Jahr darauf war er Archon, und genoß in diesem Amte einer so allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themistokles Eifersucht erregte. Da dieser ehrgeizige Mann ihn nicht öffentlich anzugreifen wagte, sprengte er aus, Aristides strebe nach einer Art von Königthum, und brachte es dahin, daß er durch den Ostracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, welche Aristides's Verbannung aussprach, ohne ihn zu kennen, neben ihm stand, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Aristides auf seine Muschel zu schreiben, mit der er seine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Aristides beleidigt?" fragte dieser. — „Nein", antwortete jener, „aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athenienser, einen Mitbürger, von dem sie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er sich auf die Nachricht, daß die griechische Flotte bei Salamis von der persischen umzingelt sei, sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griechischen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte Aristides vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo Diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platäa befehligte Aristides die Athenienser, und trug viel zu dem Siege bei. Man glaubt, daß er im folg. J. nochmals Archon war, und daß er damals das Gesetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Ämtern, selbst zur Archontenwürde, verstattet ward. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, den er aber nicht in öffentlicher Versammlung bekanntmachen könne, ernannte man Aristides, um sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen, in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Atheniensern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. Aristides sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sei als Themistokles's Plan, und man verwarf ihn ohne Weiteres. Um die Kosten des Krieges gegen die Perser bestreiten zu können, bewog Aristides die Griechen zu einer Abgabe, die an gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in einem sehr hohen Alter, und, was seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit am schönsten beweist, so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, welchem 100 Silberminen und eine Baumpflanzung geschenkt ward. — **Aristides** (Älius), ein bekannter Rhetor, geb. 129 in Bithynien, machte mehre Reisen, und ließ sich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerstörte, erlangte Aristides vom Kaiser Antonin die Wiederaufbauung derselben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue

errichteten. Das Verdienst seiner Reden, von denen wir noch 45 besitzen, besteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene in Afrika die cyrenaische genannt ward. Er blühete 380 v. Chr. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, wahrscheinlich, um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, hörte er von Sokrates erzählen, und ward so begierig, ihn zu hören, daß er sogleich nach Athen eilte und sich unter seine Schüler mischte. Er nahm indeß nicht alle Grundsätze desselben an. Er war, wie dieser, der Meinung, daß man sich enthalten müsse, von Dingen zu sprechen, die über die menschliche Fassungskraft gehen, und achtete ebenfalls die physikalischen und mathematischen Wissenschaften wenig; aber seine Moral wich sehr von der Sokratischen ab, und war eine Kunst des feinern Lebensgenusses. Seine Hauptsätze waren: alle Empfindungen des Menschen lassen sich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das Erstere und vermeiden das Letztere. Das Glück ist nichts Andres als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art des Vergnügens entziehen. Doch ist dabei mit Geschmack zu verfahren, die Vernunft muß uns stets in unsern Genüssen leiten. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm mehrmals darüber, und wahrscheinlich, um seinem Tadel zu entgehen, brachte Aristipp einen Theil seiner Zeit zu Ägyna zu, wo er sich auch befand, als sein Lehrer starb. Er machte mehre Reisen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendste Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, die sich dem Diogenes unentgeltlich ergebe, antwortete er: „Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll." Ein ander Mal sagte er: „Ich besitze *sie*, sie nicht *mich*." (S. Laïs.) — Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen seiner Schüler kennen. Seine Lehre ward bloß von seiner Tochter Arete und von seinem Enkel Aristipp d. j. fortgepflanzt. Andre Cyrenaiker bildeten sie zu einer eigentlichen Lehre des Genusses aus und wurden daher auch **Hedoniker** genannt. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen. Wieland's historisch-philosophischer Roman „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen" gibt uns eine lebendige, höchst anziehende Schilderung des Lebens und der in Ausübung gebrachten Grundsätze des liebenswürdig sinnlichen Philosophen.

Aristokratie (a. d. Griech.), eine Herrschaft oder Regierung der Besten. Unter den Besten sind hier nicht etwa die Gebildetsten oder Tugendhaftesten zu verstehen, sondern die Vornehmsten, Reichsten, Mächtigsten im Staate, welche auch von den Römern die Optimaten (Besten) genannt wurden. Wenn sich nämlich in einer bürgerlichen Gesellschaft einzelne Familien dergestalt hervorthun, daß die aus ihnen hervorgehenden Staatsbürger als eine edlere Menschenclasse betrachtet werden, daß daher eben diese Edlern ein Übergewicht an Ansehen, Besitzthum und Macht über die übrigen Bürger erlangen, und daß sie eben darum die ersten und wichtigsten Staatsämter verwalten, mithin den Staat selbst regieren, so findet alsdann im Staate eine Aristokratie statt. Im Deutschen könnte man daher auch Aristokratie durch Adelsherrschaft übersetzen. Wenn man aber von einer aristokratischen Staatsverfassung redet und dieselbe der monarchischen und republikanischen entgegensetzt, so ist dies eigentlich falsch. Denn die Aristokratie kann auch in Monarchien

und Republiken stattfinden. Wenn nämlich in einer Monarchie die obersten Staats-, Kriegs- und Hofämter nur mit Männern von adeliger Geburt, oder, wie man auch sagt, von guter Familie besetzt werden, so findet in derselben eine Aristokratie statt, und es kann gar leicht geschehen, daß der Monarch selbst von einer solchen Aristokratie beherrscht wird, dergestalt, daß er weder in der Wahl seiner Diener, noch in seinen anderweitigen Entschlüssen und Maßregeln freie Hand behält. Die Monarchie verwandelt sich dann in eine Oligarchie, d. h. in einen Staat, der von einigen vornehmen Familien zu deren eignem Vortheile verwaltet wird. Ein Monarch sollte daher schon um seines eignen Vortheils willen und zur Behauptung seiner eigenthümlichen Würde es zum Staatsgesetze machen, daß jeder Staatsbürger gleiche Ansprüche auf alle öffentliche Ämter habe, gleiche Lasten mit den übrigen trage, und überhaupt vor ihm oder dem Gesetze gleich sei. Alsdann bildet sich neben derjenigen Aristokratie, welche bloß auf dem Geburtsadel beruht, eine andre, deren Grund der Verdienstadel ist, und beide halten einander dergestalt das Gleichgewicht, daß das Staatswohl nicht mehr durch die erste gefährdet werden kann. Wenn aber jene von der Geburt abhängige Aristokratie in einer Republik oder einem sogenannten Freistaate stattfindet, so geht die bürgerliche Freiheit unausbleiblich verloren, indem die Aristokraten das Volk um so leichter mit despotischer Willkür beherrschen können, da sie durch kein monarchisches Ansehen in ihrem herrschsüchtigen Streben gezügelt werden. Denn wenn auch etwa die Aristokraten Einen aus ihrer Mitte zum Oberhaupte des Staats wählen (wie in der ehemaligen Republik Polen den König, und in den vormaligen Republiken Venedig und Genua den Doge), so ist doch dieses selbsterwählte Oberhaupt ganz und gar von ihrer Willkür abhängig, und der Staat verwandelt sich auch hier in eine bloße Oligarchie. — Übrigens wird das Wort Aristokratie zuweilen in Bedeutungen genommen, die mit der ursprünglichen mehr oder weniger verwandt sind, z. B. wenn man von einer Aristokratie der Vernunft, der Geistlichkeit, des Gelehrten- oder des Kaufmannsstandes u. s. w. spricht Auch nennt man oft den Adel überhaupt das aristokratische Staatselement im Gegensatze gegen den gemeinen Bürger oder das übrige Volk, welches man dann das demokratische Staatselement nennt, weil man der Aristokratie auch die Demokratie (s. d.) entgegensetzt. D.

Aristokratismus. Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein. Es ist einer der gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä („Vom Staate") behauptet. Der Wille, nämlich das zufällige, von Vorurtheilen und Leidenschaften eingegebene Verlangen der Mehrheit des Volkes, kann niemals das Gesetz der Volksentwickelung sein, dessen Einführung in Leben und Thätigkeit der Regierung obliegt, sondern gerade die Unterordnung jenes zufälligen Gesammtwillens unter ein höheres Gebot der Sittlichkeit und Tugend ist das, wozu die Regierung hinzuwirken hat. Dies ist vielleicht der einzige wahre Gedanke in v. Haller's vermeintlicher „Restauration der Staatswissenschaft", daß er dem sehr weit verbreiteten, tief in das Volk eingedrungenen Vorurtheile von der dienenden Natur der Staatsregierung zu widersprechen sucht; aber dieser Gedanke ist weder neu noch antiliberal, denn gerade Diejenigen, welche Herr von Haller als Jakobiner verdammt, haben ihn früher und besser als er selbst ausgeführt. So liegt er dem Unterschiede zum Grunde, welchen Rousseau im „Contrat social" zwischen der Volonté de tous (was die Völker wirklich wollen, welches auch oft etwas sehr Ungerechtes und Ungereimtes sein kann) und der Volonté générale (dem, was sie wollen sollten, welches immer das Vernünftige und Rechte sein muß) machte, und Guizot in s. neuesten Werke:

„Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France" (Paris 1821), zeigt sehr gut, daß gerade diese Vorstellung von der dienenden Natur der Regierung, vermöge ihrer allgemeinen Verbreitung und sogar ihrer Anerkennung von Seiten der obersten Staatsgewalt, die Kraft dieser letzten am meisten lähme. Wie sehr aber jene Vorstellung in den Völkern herrschend geworden sei, zeigt sich einem aufmerksamen Beobachter fast in allen öffentlichen Verhandlungen. Denn fast überall spricht sich ein Haß gegen die Staatsbeamten aus, welche man durchgehends immer mehr zu bezahlten Miethlingen ohne Würde und Ehre herabziehen möchte, anstatt daß gerade nur durch ein umgekehrtes Verfahren, durch große Verantwortlichkeit bei dem nöthigen Ansehen, die Mißbräuche im Staatsdienst, worüber man klagt, verbannt werden können. Von jenem Wahn, daß der factische Gesammtwille eines Volkes in der Regierung ausgeführt werden müsse, hängen auch eine große Zahl unrichtiger Ansichten über die Zusammensetzung der Volksvertretung ab, auf der einen Seite das bloße Vertreten nach Zahlverhältnissen, auf der andern ebenso sehr das Vertreten der zufälligen einzelnen Interessen der verschiedenen Classen der Völker. Beides führt dahin, dem gemeinen Willen des Volks den Sieg über die bessere Einsicht Derjenigen zu verschaffen, welche zu Führern der Völker berufen sind. Aristokratisch im Sinne der Alten, als Herrschaft der Bessern und Weisern, ist also die Bestimmung und das Wesen des Staats von Grund aus, und die Frage ist nur, wie die Aristokratie geordnet werden könne, um ihren Zweck, Leitung des Volkes nach den Bedürfnissen seiner vernünftigen Natur, zu erreichen. In dieser Beziehung müssen wir aber schon zweierlei von einander unterscheiden, welchem sich ein Drittes, zwar im Staat nicht öffentlich Anerkanntes, aber doch sehr thätig Wirkendes beigesellt. Jenes sind nämlich die eigentliche Regierung, als Lenkerin oder Inhaberin des Gesammtwillens, und die Gesetzgebung, als Organ der Volkseinsichten, von welchen abhängt, was als vernünftiger Wille des Volkes gelten könne. Das Dritte besteht in dem herrschenden Geiste desjenigen Theils der bürgerlichen Gesellschaft, welcher durch seine zufälligen Verhältnisse, Familienverbindungen u. dergl. sowol auf die Grundsätze, nach welchen die Regierung sich bildet und wirkt, als auf die Meinungen, von welchen die Gesetzgebung sich leiten läßt, den meisten Einfluß hat. Durch dieses Dritte wird ein aristokratisches Princip auch in solche Staatsverfassungen gebracht, welche dem Gesetz nach eine vollkommene Gleichheit aller Bürger aussprechen, und an und für sich ist diese aristokratische Verwaltung einer antiaristokratischen Verfassung ebenso tief im Wesen des Staats gegründet, ebenso untadelhaft, aber auch ebenso großen Verirrungen und Verderbnissen ausgesetzt als die natürliche Aristokratie, welche die wesentliche Grundlage des Staats überhaupt ausmacht. Diese Aristokratie ist nun eine ideale, wenn sie die Weisesten und Besten des Volks zu Regierern und Gesetzgebern erwählt. Eine solche würde aber einen Zustand der Völker voraussetzen, welcher in seiner vollkommenen Vollendung unerreichbar ist. Ob nun gleich die Völker die Annäherung an einen solchen Normalzustand immer als ihr höchstes Ziel betrachten müssen, so sind doch alle Einrichtungen falsch berechnet, welche denselben als bereits vorhanden voraussetzen. Daher waren alle Versuche der Alten, den Staat auf eine solche ideale Aristokratie zu gründen, ebenso vergeblich als die Wiederholung derselben in neuern Zeiten, und sie führten desto schneller zum Verderben, je weiter das Volk von jener unerreichbaren sittlichen Reife entfernt war. Man muß sich vielmehr mit einer approximativen Aristokratie begnügen, deren Grundprincip darin besteht, gewisse allgemeine Qualificationen aufzustellen, mit welchem, der Erfahrung nach, eine höhere Einsicht und ein reinerer Wille verknüpft ist. Nach dem verschiedenen Stande der Volkscultur muß diese Aristokratie auch auf sehr verschiedene Gründe gestützt sein. Sie wird bei dem gewaltsamen Zusammenschmelzen mehrer Völker sich eine Zeitlang bei dem

Stamme der Sieger erhalten, sie wird auf Diejenigen übergehen, welche, aus höher gebildeten Völkern kommend, als Lehrer und Wohlthäter von dem dankbaren Volke wie Wesen höherer Art geehrt werden. Sie wird im Fortgange der Volksentwickelung sich mit Amt und Besitz verknüpfen und endlich wieder dahin zurückkehren, wo sie ausging, sich bloß an dem Geistigen, an wirklicher besserer Einsicht, an erprobter Tüchtigkeit festhalten zu lassen. Dies ist der natürliche Gang der Dinge. Ein sogenanntes historisches Princip, kraft dessen eine Aristokratie behauptet werden soll, welche in den innern Verhältnissen des Volkes keine Basis mehr findet, gehört zu den naturwidrigen, obwol gewöhnlichen Unternehmungen der Menschen, wodurch sie viel vergebliche Mißverständnisse, Spaltungen und innerliche Kämpfe veranlassen. So lange das siegende Volk auch das kräftigere, kriegskundigere ist, so lange die höhern Einsichten und Kenntnisse ein ausschließliches Eigenthum eines erblichen oder sonst geschlossenen Priesterstandes sind, so lange die Nation in Freie und Dienstbare getheilt ist, und unter jenen wieder ein Theil sich im alleinigen Besitz vorzüglicher Eigenschaften, aus welchen vorzügliche Rechte von selbst folgen, befindet, so lange besteht auch die Aristokratie. Sowie aber jene Unterscheidungen allgemach verschwinden — und die Natur strebt immer dahin, auszugleichen, was ungleich war, und das Besondere der allgemeinen Form anzunähern —, so werden auch die darauf gebauten aristokratischen Einrichtungen ihre Haltung verlieren, sie werden den Völkern unerträglich, und je größere Kräfte für ihre Aufrechthaltung aufgeboten werden, desto verheerender, heftiger und verderblicher für beide Theile wird nur der Kampf, dessen unausbleibliches Resultat doch zuletzt ihr Fall ist. Die Geschichte der Völker besteht größtentheils aus der Geschichte dieser Verhältnisse, und die neuern Erschütterungen Europas gehen fast ganz allein aus ihnen hervor. Es ist unmöglich, weil es unnatürlich ist, daß die größere geistige Kraft und Bildung auf die Dauer der geringern unterthan sei, und Alles, was die geistige Bildung fördert und hebt, Wohlstand und Reichthum, selbst die Fertigkeit im Waffenspiel und Muth, sind nur Folgen einer schon entwickelten geistigen Kraft. Vernunftwidrig wird daher die Aristokratie, oder sie artet in Oligarchie aus, sobald sie die rechtlichen Vorzüge von den natürlichen trennen, jene ohne diese behaupten, diese der ersten, welche ihnen von Natur gebühren, berauben will, sobald sie vererben will, was nur durch eigne Anstrengung erworben werden kann, und dem echtaristokratischen Princip sich entgegensetzt. Ebendeßhalb ist auch der antioligarchische Geist, welcher nicht einem Zeitalter eigen ist, sondern jederzeit in dem Maße hervorbricht, als die Oligarchie sich erheben will, weder ein antimonarchischer, noch ein antiaristokratischer. Er ist vielmehr der Monarchie günstig, indem er in ihr, ihrer Natur nach, einen viel kräftigern Schutz gegen die Oligarchie zu finden hofft, als in der Vielherrschaft, die immer zur Oligarchie führt. Dies beweist die Erfahrung aller Zeiten und Völker, indem sich diese sehr oft der unbeschränkten Alleinherrschaft in die Arme geworfen haben (wie in Rom, in England unter Richard II., in Dänemark, in Schweden u. s. w.), um dem Druck der Oligarchie zu entgehen. Die Alleinherrschaft muß, sobald sie sich irgend eines Regierungszwecks bewußt wird, zu ihren Gehülfen und Dienern Diejenigen wählen, welche zu diesem Zwecke am tauglichsten sind. Sie muß demnach dem Beamtenstande eine idealaristokratische Zusammensetzung geben und ihn, ohne Rücksicht auf unwesentliche Dinge, aus den Tüchtigsten aller Volksclassen wählen. Sie muß, wenn sie irgend einen Regierungszweck hat, ihrem Willen Kraft, den Vollziehern desselben Ansehen verschaffen, die Dienstaristokratie mit der im Staate vorhandenen natürlichen Aristokratie ins Gleichgewicht setzen und die Hindernisse bekämpfen, welche aus dem eigennützigen Geiste der Oligarchie für die Volksentwickelung entspringen; denn Ungerechtigkeit, Ausschließung von den gemeinschaftlichen Gütern der Natur und des Staatsvereins, Übermuth

und Stolz sind allezeit im Gefolge der Oligarchie. Unglücklicher Weise aber läßt sich die Monarchie leicht in den Strudel mit hinabziehen, von welchem jede unechte Aristokratie am Ende immer verschlungen wird; sie läßt sich durch die Gesellschaft, in welcher sie lebt (das oben erwähnte dritte leitende Princip), bethören, die echte natürliche Aristokratie mit der Oligarchie zu verwechseln, und diese letzte für eine Stütze des Thrones zu halten, welche nur in der ersten zu finden ist. Es geht dies freilich ganz natürlich zu, weil der Monarch mit den Seinigen sich zum persönlichen Umgang die Häupter aller Arten der Aristokratie zugesellen muß, welche er im Staate antrifft, und in diesem Verhältnisse der Vortheil, der überwiegende Einfluß, immer auf Seiten derer sein wird, welche, selbst abgesehen von der frühern Ausbildung bloß gesellschaftlicher Talente und Feinheiten des Umgangs, nie in den Fall kommen, die Zwecke der Regierung gegen persönliche Neigungen zu vertheidigen, wie die Häupter der Beamtenaristokratie so oft zu thun genöthigt sind, und dagegen häufiger Gelegenheit haben, durch Dienstleistungen eine rein persönliche Anhänglichkeit zu beweisen. Daher gibt der Hof, da dies Verhältniß auch dann noch eine geraume Zeit fortdauert, nachdem die Aristokratie aufgehört hat, eine naturgemäße zu sein, der Oligarchie ein so großes Gewicht, und verwickelt sich selbst und die Monarchie in ein gemeinschaftliches Verderben. Auf der andern Seite aber geben auch die Bekämpfer der Oligarchie zu diesem unglücklichen Irrthum oft genug Anlaß, indem sie ihre Angriffe mit gegen die Monarchie richten, welche sie selbst in der engsten Verbindung mit ihren Gegnern ehren und schonen sollten. Sie gehen aber selbst in die Oligarchie über, indem sie entweder in der Regierung eine Unabhängigkeit von dem vernunftgemäßen Gesammtwillen einzuführen trachten, welche alle Verantwortlichkeit des Beamtenstandes aufzuheben sucht, oder in der Gesetzgebung eine Kraft aufstellen wollen, welche sich von dem monarchischen Elemente frei machen und eine selbständige Entwickelung annehmen will. In diese Verirrung verfallen alle diejenigen Staaten, welche der Regierung das unbedingte Veto entrissen haben, wie in der franz. Verfassung von 1791, in der spanischen und norwegischen geschehen ist. Die Ursache liegt freilich sehr nahe; sie ist in dem geheimen Widerstande zu suchen, welchen der Hof auch gerechten Wünschen der Nation bisweilen entgegensetzt; aber doch ist die Gefahr, daß einem vernunftgemäßen Beschlusse die Genehmigung der Regierung verweigert werden könne, bei weitem nicht so groß als diejenige, welche aus der Lähmung der Regierungsgewalt selbst entsteht. In welcher Gestalt sich aber das oligarchische Princip auch zeigen möge, so ist es immer noch viel mehr antimonarchisch, als antiliberal oder antipopulair. Es setzt dem allgemeinen Zwecke der Regierung ein besonderes eigennütziges Interesse Einiger, der obersten Staatsgewalt eine Macht entgegen, welche nicht dahin gerichtet ist, die Kraft der Regierung in der Bahn des Rechten zu erhalten (ein Dienst, welchen sie nur selten und ganz gegen ihre eigne Absicht leistet), sondern sich selbst derselben zu entziehen und sich ihrer zu ihrem alleinigen Vortheil zu bemächtigen. Es benimmt der Regierung alle Freiheit, sowol in der Wahl der Beamten als in der Wahl der Mittel für den Zweck des Staats, und jeder zum Bessern aufstrebende Regent hat immer damit anfangen müssen, die vorhandene unechte Aristokratie zu bekämpfen. Das antioligarchische Princip hingegen sucht die Kraft der Regierung zu verstärken, und sie, indem es hierdurch der Anarchie entgegenwirkt, zugleich vor dem entgegengesetzten Verderben der willkürlichen Herrschaft zu bewahren. Denn indem es die allgemeine Fähigkeit aller Unterthanen zu den Ämtern und Würden des Staats verlangt, vindicirt es hauptsächlich für die Regierung die Freiheit, sich ihre Diener ganz allein nach dem Maßstabe der Brauchbarkeit (echtaristokratisch) zu wählen; durch die Formen, welche es für den Erweis der Brauchbarkeit aufstellt (strenge und wiederholte Prüfungen), sucht es den Einfluß der Familienverbindungen zu vernichten; durch die Hierarchie des Dienstes und die Hoff-

nung der Beförderung den Geist pünktlicher Ordnung, Subordination und lebendigen Eifers in demselben zu erhalten. Aber auf der andern Seite wird diese Verfassung des Beamtenstandes denselben zu einem so kräftig und schnellwirkenden Werkzeuge der Gewalt machen, daß der Schritt zum Despotismus nur allzu leicht sein würde, und es ist daher eine Milderung des monarchischen Princips nothwendig, welche auch aus andern Gesichtspunkten, einer Seits in dem System der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten, andrer Seits in der Aufstellung einer besondern Gesetzgebungsgewalt, zu den unerlaßlichen Bedingungen einer wohlgeordneten Staatsverfassung zu rechnen ist. Auch die Regierung soll sich über alles Willkürliche und Zufällige erheben, und nicht einen individuellen Willen, sondern einen rein vernunftmäßigen, sich immer gleich bleibenden unveränderlichen, in ihren Handlungen befolgen. Durch die Verantwortlichkeit der Beamten wird der blinde, unbedingte Gehorsam, welcher das Wesen der Despotie ausmacht, in den verfassungsmäßigen der echten Monarchie verwandelt; es versteht sich aber, daß nicht bloß die Minister, sondern, wie in England, auch die untergeordneten Beamten wegen offenbarer Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden können. Auch die nothwendige innere Würde und höhere Weihe des Staatsdienstes, das echt-aristokratische Princip desselben, ist lediglich durch diese Verantwortlichkeit auf allen Stufen desselben zu erreichen, und die Kraft der Regierung zum Guten (zum Unrechten bedarf es einer solchen nicht) wird dadurch im mindesten nicht geschwächt. In der Gesetzgebung hingegen und ihrer Trennung von der Regierung (sodaß die letzte nichts als Staatseinsicht, die erste aber nichts als Gesammtwillen aufstellen kann, was nicht von der andern dafür erkannt wird, und also zum geltenden Gesetz die Übereinstimmung beider erfoderlich ist) findet jede natürliche Aristokratie, welche sich im Volke vorfindet, ihre eigentliche Stelle und zugleich das System der Verantwortlichkeit seinen Stützpunkt. Ohne Land- und Reichsstände gibt es keine Festigkeit für die Beamtenaristokratie, und keine Sicherheit gegen die Beamtenoligarchie. Nur muß dafür gesorgt werden, daß auch wirklich jede natürliche Aristokratie und keine Art der Oligarchie einen Platz in dem Gesetzgebungsrathe erhalte, und daß die Zusammensetzung desselben also auch mit den Veränderungen der Zeit gleichen Schritt halte. Ein Theil des gesetzgebenden Senats wird aus diesem Grunde immer den Volkswahlen überlassen und dabei der Wahlberechtigung und Wahlfähigkeit die möglichste Ausdehnung gegeben werden müssen, um nicht schon von unten herauf eine Oligarchie zu organisiren, welche ein jeder Stand über den andern, der mittlere Landeigenthümer über den kleinen, der große über den mittlern, das städtische Gewerbe über die Landwirthschaft, der Fabrikant über den Handelsmann und umgekehrt überall ergreift, wo nur die kleinste Gelegenheit dazu vorhanden ist. Aber durch Volkswahlen wird nicht jede natürliche Aristokratie den ihr gebührenden Antheil an den senatorischen Befugnissen erhalten; am ersten noch die Aristokratie des Reichthums, welches die am wenigsten gegründete ist, am seltensten die der geistigen Bildung, welche man für die unentbehrlichste halten sollte. Ein Zweig dieser letzten muß immer in der Kirche anzutreffen sein; ein andrer wird sich im Stande der großen Grundbesitzer finden; ein dritter wird durch persönliche Eigenschaften in allen Ständen begründet werden können und desto unabhängiger von Standesunterschieden werden, je höher die allgemeine Bildung des Volks steigt. Es ist Sache der obersten Staatsgewalt, diesen Hauptheil des Gesetzgebungsrathes (der Pairskammer) immer zweckmäßig zu erneuern; für das allmälige Absterben der Zweige, welche im Wechsel der Dinge ihre Kraft und Bedeutung verlieren, sorgt die Natur von selbst. Die Oligarchie wird immer suchen, der Regierung dies Recht der Ernennung erblicher Pairs und lebenslänglicher Senatoren streitig zu machen, wie in England mehrmals versucht worden ist; es ist ihr aber gerade darum unentbehrlich, um das approximativ-verständige Sy-

stem der natürlichen Aristokratie gegen das oligarchische Verderbniß zu sichern und mit den Veränderungen der Zeit im Einklange zu erhalten. 37.

Aristŏmenes, ein junger, unternehmender Held und Anführer der Messenier gegen die Spartaner, 682 v. Ch. Merkwürdig, aber auch fabelhaft ist seine Rettung aus einer tiefen Höhle, wohin er von den Spartanern geworfen worden war, durch einen Fuchs, dem er nachkletterte oder vielmehr in seinem Baue nachkroch. Ungeachtet seines Heldenmuthes und seiner Kühnheit konnte er doch nicht verhindern, daß Messenien in dem Kampfe unterlag.

Aristŏphanes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, der Sohn eines gewissen Philippus, und von Geburt ein Athenienser. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponnesischen Krieges (427 v. Chr.) auf, und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers unrechtmäßiger Weise angenommen zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht bloß mit den bekannten Versen Homer's:

Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget,

und wußte, da dieselbe Klage noch zweimal gegen ihn erneuert ward, sie jedesmal zu entkräften. An Kleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel: „Die Ritter", in welchem er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dies Wenige wird uns von Aristophanes's Leben erzählt, den die Alten vorzugsweise den Komiker, wie Homer den Dichter nannten. Von 54 Lustspielen, die er verfaßte, besitzen wir noch 11, und in denselben ohne Zweifel die Blüthe der alten Komödie, die in seinem letzten Stücke, dem „Plutus", schon in die mittlere übergeht; aber um sie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelassenheiten und Unsittlichkeiten, mit denen sie reichlich ausgestattet sind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen werden ihr zierlich reiner Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in der Anlage und Ausführung und andre Vorzüge der Form, durch welche Aristophanes sich den Ruhm der Meisterschaft erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind ebenso unerschöpflich, wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und Plato sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung auserſehen. „Wir", urtheilt ein neuer Gelehrter, „bei unsern Begriffen von Anständigkeit, möchten die Seele des Aristophanes eher für den Wohnsitz des muthwilligsten, boshaftesten Satyrs halten, oder ihn wenigstens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, sowie die Laster und Thorheiten seiner Zeit anzugreifen. In politischem und moralischem Sinne ist er ein strenger Verfechter alter Zucht, Sitte, Lehre und Kunst, daher seine Ausfälle gegen Sokrates (in den „Wolken") und gegen Euripides (in den „Fröschen" und andern Komödien). Die Freiheit der alten Komödie erlaubte auf diesem Felde der persönlichen Satyre das Unglaubliche, und Aristophanes's Kühnheit und Phantasie machten einen so großartig ausgelassenen Gebrauch von derselben, daß nichts Göttliches und Menschliches, wo es irgend eine Blöße darbot, ihrer carikirenden Parodie entging. Selbst das athenische Volk scheuete und schonte er so wenig, daß er es auf eine höchst jämmerliche Weise in seinem alten **Demos** personificirte. Unaufhörlich wirft er ihm seine Wankelmüthigkeit, seinen Leichtsinn, seine Liebe für Schmeicheleien, seine thörichte Leichtgläubigkeit und seine Neigung zu überspannten Hoffnungen vor; statt darüber erzürnt zu sein, belohnten ihn die Athenienser mit einem Kranze von dem heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war der Charakter des alten Lustspiels, welches man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete

bis dasselbe nach dem peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt, und im J. 388 durch ein Gesetz verboten ward, Jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte Aristophanes unter dem Namen seines ältesten Sohnes den „Kokalus", ein Stück, in welchem ein junger Mensch ein Mädchen verführt, und nachdem ihre Abkunft entdeckt worden, heirathet. Mit diesem Lustspiel beginnt die neuere Komödie. Aristophanes, der schon sehr alt war, scheint bald nachher gestorben zu sein. — Die besten Ausg. s. Lustspiele sind von L. Küster (Amst. 1710, Fol.), Bergler (Amst. 1760, 2 Bde., 4.), Brunck (Strasb. 1781, 4 Bde., 4. u. 8.); Invernizio, Leipz. 1794, 2 Bde., mit Beck's noch unvollendetem Commentar. Die Ausg. v. Schütz ist auch noch nicht beendigt. Einzelne Stücke, wie z. B. die „Wolken", sind ins Deutsche übers. von Welcker u. Wolf. Eine vollständige Übersetzung ist von J. H. Voß, Braunschw. 1821, 3 Bde., erschienen.

Aristoteles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der peripatetischen Schule, war geb. zu Stagyra in Macedonien im ersten Jahre der 99. Olymp. (384 vor Christo). Nikomachus, sein Vater, rühmte sich von Machaon, dem Sohne des Äskulap; zu stammen; Phaestis, seine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und Aristoteles's Vater, Leibarzt des Königs Amyntas, hatte sich ihr mit Erfolg gewidmet. Er bestimmte seinen Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn vielleicht selbst in der Arzneikunde und in der mit ihr verbundenen Philosophie. Ohne Zweifel verdankte er seiner ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Schöpfer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen machte. Nach dem Tode seiner Ältern ging Aristoteles als 18jähriger Jüngling nach Atarnea zu einem gewissen Proxenus, einem Freunde seiner Familie, welcher viel zu seiner Bildung beitrug. Hier verweilte er kurze Zeit und begab sich dann nach Athen. Aristoteles verweilte dies erste Mal gegen zwanzig Jahre in Athen, begnügte sich in dieser langen Zeit nicht damit, den Plato zu hören, dessen Schule damals im größten Rufe stand, sondern eröffnete selbst eine Schule der Beredtsamkeit, und ward so des Isokrates Nebenbuhler. Wahrscheinlich verfaßte er auch einige philosophische Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang. Wenigstens schrieb dieser bald nach Alexanders Geburt, 356 vor Chr., den berühmten Brief an ihn: „König Philipp von Macedonien dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern, nicht sowol, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten." Mehre Schriftsteller berichten, daß kurze Zeit vor Plato's Tode Aristoteles mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung zwischen Beiden ist gewiß gewesen, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. Aristoteles bezeigte seinem Lehrer stets die größte Ehrerbietung, und spricht überall in seinen Werken mit Hochachtung von ihm, wenn auch als Kritiker. Als bald nach Plato's Tode die Athenienser Philipp den Krieg erklärt hatten, verließ Aristoteles Athen und begab sich nach Atarnea, wo sein Freund Hermias die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihm auf die schmachvollste Weise das Leben raubte. Aristoteles, tief bekümmert über das unglückliche Schicksal seines Freundes, suchte sein Andenken durch eine Hymne zu verewigen, die reich an poetischen Schönheiten ist, und heirathete dessen Nichte. Es scheint, daß Aristoteles nach des Hermias Tode einige Zeit zu Mitylene lebte; aber gegen d. J. 343 v. Chr. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu übertragen. Das Einzelne der Erziehung ist uns unbekannt; wenn wir aber sehen, wie Alexander sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, so

lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so müssen wir glauben, daß diese Erziehung nicht unnütz gewesen. Man könnte Aristoteles vielleicht vorwerfen, daß er nicht verstanden habe, Alexander gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht zu verwahren; aber Aristoteles war ein Grieche und folglich ein natürlicher Feind des Perserkönigs; sein Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen; kurz die Eroberung Persiens war schon lange der Wunsch von ganz Griechenland. Aristoteles mußte also alle seine Talente anwenden, um seinen königlichen Zögling zur Ausführung dieses Plans geneigt und geschickt zu machen. Vater und Sohn belohnten die Verdienste eines solchen Lehrers. Philipp stellte die zerstörte Stadt Stagyra wieder her, und ließ daselbst eine Schule errichten, Nymphäum genannt, wo Aristoteles lehren sollte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagyriten jährlich ein Fest, das sie Aristotelia nannten. Es scheint gewiß, daß Aristoteles wenigstens ein Jahr bei Alexander nach seiner Thronbesteigung blieb, und man behauptete, daß er sich dann nach Athen begab. Der Eklektiker Ammonius jedoch sagt, daß er seinem Zöglinge auf einem Theil seiner Züge gefolgt sei, und wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich, denn man begreift kaum, wie sonst so viele Thiere hätten nach Athen geschickt werden können, von denen Aristoteles eine so genaue anatomische Beschreibung gibt, daß er sie selbst zerlegt haben muß. Man kann vermuthen, daß er den Alexander bis nach Ägypten begleitete, und erst gegen 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche „Geschichte der Thiere". Hier eröffnete er eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt. Zweimal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen vertrautern Schülern gewidmet, indem er ihnen die schwersten Theile der Wissenschaft erklärte. Abends ließ er alle Diejenigen zu, welche ihn hören wünschten, indem er, für Alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben selbst berühren. Demnach werden auch seine Werke in esoterische (gelehrte) und akroamatische (allgemein verständliche) eingetheilt. Alexander unterstützte seine ausgebreiteten Studien selbst von Asien aus und schenkte ihm 800 Talente als Belohnung seiner Verdienste. Gleichwol nahm er auch späterhin gegen seinen Lehrer eine feindliche Gesinnung an. Als nachher im J. 334 vor Chr. Alexander starb, verbreitete sich die Sage, daß er zu der angeblichen Ermordung Alexanders mitgewirkt habe. Die Athenienser, die sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen hofften, suchten dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da Aristoteles wegen seiner Anhänglichkeit an Philipp, Alexander und Antipater verdächtig war, so griffen ihn die Demagogen an, und wurden dabei von seinen zahlreichen Feinden unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesleugnung zu unterliegen, verließ er Athen, mit der auf die Verurtheilung des Sokrates sich beziehenden Äußerung, daß er den Atheniensern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Er flüchtete sich mit seinen meisten Schülern nach Chalcis auf Euböa, und nahm bald darauf 322 vor Chr. Gift, weil er, wie man sagt, von dem Areopag, seiner Anklage wegen nach Athen gefodert worden war. Sein Charakter ist von Ehrgeiz und Unredlichkeit nicht frei zu sprechen. In Ansehung der Lehren und der Schule des A. s. Peripatetische Philosophie. Aristoteles hatte bei seinem Leben seine Schriften nicht bekannt gemacht; sie fingen erst an einigermaßen bekannt zu werden, als die Römer sich der Philosophie widmeten. Mit der Bibliothek des Apellikon kamen auch die Urschriften von Aristoteles's und Theophrast's Werken nach Rom (durch Sulla). Hier brachte sie Andronikus von Rhodus in Ordnung und versah sie mit Inhaltsanzeigen. Seitdem wurden sie vielfältig bearbeitet. Für uns sind mehre sehr wichtige verloren gegangen; die noch vorhandenen sind, nach der Ausgabe von Friedr. Sylburg, 5 Bde., 4., Frankf. 1587, welche für die beste gilt, folgende: „**Organon**"; „**Rhe-**

torica et poëtica"; „Ethica ad Nicomachum"; „Ethica magna"; „Politica et oeconomica"; „Animalium historia"; „De animalium partibus"; „Physicae auscultationis lib. XIII. et alia opera"; „De coelo"; „De generatione et conceptione"; „De meteoris lib. IV."; „De mundo"; „De anima"; „Parva naturalia"; „Varia opuscula"; „Aristotelis, Alexandri et Cascii problemata"; „Aristotelis et Theophrasti metaphysica". Außerdem schätzt man Ausgaben von Casaubonus und Duval; die neueste ist von Buhle, aber nicht vollendet (5 Bde.).

Arithmetik, Rechnenkunst (a. d. griech. ἀριθμος) beschäftigt sich mit dem ersten Haupttheile der reinen Mathematik. Sie betrachtet die Größen nach der Menge, vergleicht sie in dieser Hinsicht und lehrt sonach aus gegebenen (Größen oder Zahlen) eine andre gesuchte finden, die zu den gegebenen ein bestimmtes Verhältniß hat. Dies geschieht durch Vermehrung oder Verminderung, also durch Rechnen. Die Arithmetik ist sehr alt. In Griechenland wurde sie vervollkommnet, und ging von dort nach Rom und auf die andern abendländischen Völker über. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht so brauchbar als es die unserige ist. Unter den neuern Lehrbüchern dieser Wissenschaft zeichnen wir die von Wolf, Kästner, Pasquich, Vega, Klügel, Büsch und Fischer aus. (Vgl. Mathematik und Rechnenkunst.)

Arius, s. Arianer.

Arkadien, der mittlere und höchste Theil des Peloponnes, die griechische Schweiz, gegen N. von Achaja und Sicyon, gegen O. von Argolis, gegen S. von Messenien und gegen W. endlich von Elis begrenzt. Das Land ist reich an Flüssen, Quellen und Triften; es wird vom Eurotas und Alpheus durchströmt. Man unterschied die Berge Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. Von seinen ersten Bewohnern, den Pelasgern, hieß das Land früher Pelasgien, nachher ward es unter Lykaon's funfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel desselben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, wo Epaminondas siegte und ein Grabmal erhielt (jetzt Dorf Mondi), Tegea (jetzt Tripolizza), Orchomenus, Phenëus, Psophis und Megalopolis. Die Hirten und Jäger des rauhen Gebirglandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als sie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an, ihr Land zu bauen, und fanden Geschmack an Tanz und Musik. Dabei blieben sie stets kriegerisch, und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg hatten, als Söldner Andrer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeschäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantastisch auszuschmücken; so ward es in der Poesie ein paradiesisches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italienischer Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. in der Absicht errichtet wurde, den guten Geschmack zu befördern und die italienische Dichtkunst zu üben. Die ganze Einrichtung der Gesellschaft soll die Nachahmung eines arkadischen Idyllenlebens vorstellen. Daher werden die Versammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimmt einen griechischen Schäfernamen an, mit welchem es in der Gesellschaft genannt wird und unter welchem auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Gesetze der Gesellschaft sind nach dem Muster der römischen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigsten darunter sind: daß die Gesellschaft keinen Protector haben soll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider sind, vorgelesen werden dürfen. Das Wappen der Gesellschaft ist die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbern umwunden.

Nur Dichter und Dichterinnen können Mitglieder sein. Ehemals stand die Gesellschaft in Ansehen, und man beeiferte sich, in dieselbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall ist. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft in Rom wurden in mehren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zweck gestiftet. **Crescimbeni** (s. d.) hat Sammlungen von Gedichten der Gesellschaft und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder derselben herausgegeben. 1824 ward Papst Leo XII. unter dem Namen Leo Pistate Cecropio als Mitglied der Arkadier aufgenommen.

Arkebusier, die mit Feuergewehren bewaffneten Soldaten zu der Zeit, als nur ein geringer Theil der Heere mit denselben bewehrt war. Ihre übrige Bewaffnung bestand in einer Pickelhaube und einem Stoßdegen. Nach dem dreißigjährigen Kriege verlor sich diese Benennung.

Arkona, die nördlichste Spitze Deutschlands, das nordöstliche Vorgebirge der Insel Rügen im Kirchspiel Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow, bestehend aus Kreide, Feuersteinen und Versteinerungen. Hier befand sich einst die alte wendische Burg mit dem Haupttempel des von allen norddeutschen Slaven hochverehrten Gottes Swantewit, dessen Dienste König Woldemar I. von Dänemark durch Eroberung der Burg 1168 ein Ende machte. Die Gegend ist ebenso reizend als fruchtbar. Die Ufer sind schroff abgeschnitten. Auf der Westseite ist ein hoher, aufgeworfener Erdwall, dessen Kamm Einschnitte hat und an der Nordseite eine Einfahrt. Er diente zum Schutz der Burg Arkon. Das Dorf Putgard war die Unterburg. Den schönen Buchenwald nahm die franz. Benutzungscommission in Stralsund, im Kriege der Schweden mit Frankreich sehr mit. In der Nähe der alten Herthasburg in Hertha's heiligem Hain ist noch der tiefe See, der zu Ablutionen und heimlichen Opfern diente. Dichter und Reisende wallfahrten häufig dahin und kehren begeistert von der wilden Gegend, in der Nähe der üppigsten Vegetation, zurück.

Arkwright (Sir Richard), erst ein armer Barbier, dann Vervollkommner der Baumwollspinnmaschinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufacturzweiges, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung seines Waarenverkehrs und dem Millionen Hände Beschäftigung verdanken. Einige halten diesen merkwürdigen Mann für ein Genie erster Größe, von einem außerordentlichen Erfindungsgeiste beseelt; Andre für einen Intriganten, der es verstanden habe, sich das anzueignen, was Andre erfunden hätten. Gewiß ist, daß Arkwright sich durch Geschicklichkeit aus niedrigen Verhältnissen herausgerissen, daß er auf die Ausbildung der Baumwollspinnmaschinen in England einen großen Einfluß gehabt und persönlich dadurch Ehre und Reichthum erworben hat. Er gab 1767 seine Barbierstube auf und kam nach dem Städtchen Warrington, wo er seine mechanische Laufbahn mit einer Art von perpetuum mobile begann. Ein Uhrmacher, Namens Kay, redete ihm aus, diesen Gedanken zu verfolgen, und brachte ihn auf die Idee, sein mechanisches Talent auf eine Maschinerie, um Baumwolle zu spinnen, anzuwenden. Kay hatte sich schon selbst mit der Ausführung einer solchen Maschine beschäftigt, ohne jedoch auf große Resultate dadurch gekommen zu sein. Da ihre beiderseitigen Geldmittel nicht hinreichten, ihre Ideen zur Ausführung zu bringen, so wendeten sie sich um Unterstützung an einen Herrn Atherton in Liverpool. Obgleich Arkwright diesem Herrn Atherton seines vernachlässigten Äußern wegen nicht zusagte, so dachte Letzterer doch so liberal, daß er die beiden Projectmacher nicht ganz im Stiche ließ. Eine Maschine kam auf diese Weise zu Stande. Arkwright nahm 1769 ein Patent darauf (das 1775 erneuert, 1785 aber durch einen Ausspruch der Kingsbench annullirt wurde) und baute mit einem Herrn Smalley ein Etablissement darauf, das aber fallirte. Jetzt ging Arkwright nach Nottingham, wo er glücklichere Versuche einleitete. Hier verband er sich mit einem Schotten,

Namens Dale, und als er um diese Zeit von andern englischen Fabrikanten angefochten wurde, pflegte er zu sagen, daß er in die Hände eines Schotten ein Rasirmesser legen wolle, das sie Alle tüchtig scheren werde. Allein auch von Dale trennte sich Arkwright, und auf sich selbst stehend, galt er nun bald für einen der reichsten Spinner des Landes und bei seinem Tode 1792 in der von ihm errichteten großen Anstalt Crumford schätzte man sein Vermögen auf wenigstens 500,000 Pf. Wenn auch Kay die erste Idee zu den Arkwright'schen Spinnmaschinen nicht abgesprochen werden möchte, so darf doch nicht verkannt werden, daß Derjenige, der eine rohe Idee in ihren Zweigen ausbildet und sie zu allen den Zwecken anzuwenden versteht, deren sie fähig ist, dem ersten Erfinder oder Angeber weit vorzuziehen bleibt. Seit Arkwright's Zeit ist in der Behandlung der Baumwolle, in dem, was man das Wassermaschinengarn nennen kann, keine wichtige neue Entdeckung oder Verbesserung gemacht worden. Um sich einen Begriff von den unermeßlichen Folgen zu machen, die Arkwright's Erfindung auf die Ausdehnung der Baumwollfabrication gehabt hat, genügt es anzuführen, daß von 1771 — 80 die jährliche Durchschnitteinfuhr roher Baumwolle aus 5,735,000 Pfund, von 1817 — 21 aber im Durchschnitt aus 144 Mill. bestand, von welchen 130 Mill. Pfund in England verarbeitet, wenigstens gesponnen wurden.

Arlay, Baronie in der vormaligen Grafschaft Burgund (Franche-Comté), jetzt im Juradepart., gehörte früher dem Hause Chalon, von welchem die Prinzen von Oranien abstammen. (S. **Oranien** und **Nassau**.) Diese unbedeutende Besitzung machte einen Theil der, durch den Tod König Wilhelms III. von England erledigten, oranischen Erbschaft aus, und ward seitdem, wegen der Ansprüche des preuß. Hauses auf diese Erbschaft, in den Titel der Könige von Preußen aufgenommen. In dem 1817 bekanntgemachten neuen königl. preuß. Titel sind Oranien und Valengin beibehalten, Arlay aber ist weggeblieben.

Armada, im Spanischen eine Flotte von Kriegsschiffen; daher vorzugsweise jene große Seemacht (die sogenannte unüberwindliche Flotte), welche Philipp II. 1588 gegen Elisabeth von England ausrüstete.

Armatolien, von Armatolion, gr. Waffengebiet, die einem Kapitany zum Schutz übergebenen Bezirke in den Gebirgen Griechenlands. Sie sind die letzten Freistätten altgriechischer Freiheit und Selbständigkeit und der unbezwungene Mittelpunkt der griechischen Nation. Mit solchen Armatolien sind besonders die Gebirge von Macedonien, Epirus und Thessalien bedeckt, und die den Ottomanen furchtbare Freiheit der Mainotten, Agraphen, Sulioten, Montenegriner und Meriditen ist auf diesen Grund gebaut und befestigt. Als nämlich Mohammed II. die Eroberung von Griechenland zu Stande brachte, war es ihm genug, das flache Land, die Festungen und Seeplätze zu besitzen. Die natürlichen Festungen der griechischen Gebirge achtete weder er, noch seine gegen Ungarn und Polen anstürmenden Nachfolger. Darum blieb anfangs das ganze griechische Gebirge unbezwungen. Dahin flüchtete sich der unabhängige Theil der Bewohner, um unter kühnen Häuptlingen, Kapitanys genannt, den Krieg im Kleinen fortzusetzen. Der Kapitany sammelte in der Regel eine Schar von 50 bis 200 rüstigen Jünglingen und Männern, die ihm auf Leben und Tod verpflichtet sind, und überfällt den Feind auf Straßen und in Städten. So in endlosen Kampf mit dem Unterjocher verwickelt, arten ihre Streifereien oft in Räubereien aus, doch hält die Überzahl der Kapitanys auf strenge Unterscheidung des Christen und des Muselmanns. Die Paschas, unvermögend, sich gegen die kühne Unabhängigkeit und Verschlagenheit der Kapitanys zu schützen, traten gewöhnlich mit ihnen in Unterhandlung. Gegen Zusagen friedlichen Betragens empfingen jene Sold oder Lebensmittel und die Oberaufsicht über den District, den ihre Waffen beschirmten. Ein solches Gebiet hieß dann Armatolion. In der neuern Zeit haben sich die Kapitanys (Odysseus, Perrhäos, Tzonko, Tasios, Pisko

u. A. m.) sowol dem Ali Pascha (s. d.) als hierauf den gegen ihn abgesandten Paschen furchtbar gemacht und jetzt größtentheils an dem Freiheitskampfe der Griechen gegen die Pforte Theil genommen.

Armbrust, ein ehemals gewöhnliches, seit der Erfindung der Feuergewehre aber im Kriege aus dem Gebrauch gekommenes Schießgewehr; ein starker hölzerner oder stählerner Bogen, der an einem besondern Schaft und Anschlage befestigt, mit dem Spanner gespannt und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geschosse, bei welchem der Bogen an einem besondern Schafte befestigt war, nannte man Armbrüste, daher es auch Wagenarmbrüste gab, welche auf Karren befestigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinste Art Armbrüste, welche kleine Kugeln schießen, heißen Schnäpper. An den größern wird der Schaft, nebst den zur Spannung gehörigen Stücken, Rüstung oder das Rüstzeug genannt. Auch die ganze Armbrust heißt Rüstung, und ist nach Verhältniß der Größe entweder ganze oder halbe Rüstung. Das älteste Armbrustschießen nach dem Vogel schreibt sich in Deutschland von Boleslaus I., Herzog von Schweidnitz, her, der 1286 daselbst eine Vogelstange errichten ließ.

Arme von Lyon, s. Waldenser.

Armee, s. Heere (stehende).

Armencolonien, Hülfsanstalten zur Erziehung und Bildung heimathloser Personen durch Schulunterricht und Arbeit mittelst einer dazu eingerichteten Ansiedlung. Es sind theils Ackerbau-, theils Manufacturcolonien. Die erste Idee, Arme, welche eine Last der großen Städte sind und daselbst Nichts erwerben, zu colonisiren, entstand in Holland 1818 durch eine Gesellschaft, an deren Spitze der so thätige und volksfreundliche Prinz Friedrich der Niederlande steht, die den Plan hierzu entwarf, durch Actien die Mittel herbeischaffte und die erste Colonie Frederiksoord (s. d.) anlegte. In Dänemark und England hat man ähnliche gestiftet. Die Armencolonie Frederiksgabe in Holstein treibt Garten-, Obst- und Feldbau, auch Bienen- und Schafzucht. Gespinnst und Weberei verfertigen die Colonisten selbst. Damit ist eine Armenschule verbunden. Nach dem 5. Jahresberichte von 1825 beschäftigte diese Colonie 105 Arme. An der Spitze ihrer Verwaltung stand der Conferenzrath Lawietz. Die Erfahrung hat es bereits bestätigt, daß hierdurch mit geringerm Aufwande als in den bisherigen Werk- und Arbeitshäusern verwahrloste Menschen durch den Anbau wüster Landstrecken an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Sitte gewöhnt werden können. (Vgl. Fellenberg, Hofwyl, Owen, Voght.) Die ersten Nachrichten über diesen wichtigen Gegenstand gab André im „Hesperus" 1819.

Armenien, eine asiatische Landschaft von 5000 □M., die vormals in Groß- und Kleinarmenien zerfiel. Jenes, welches noch zuweilen den Namen Armenien führt, jetzt Turkomanien, liegt im Süden des Kaukasus und begreift theils die osmanischen Paschaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 □M., mit 950,000 Einw.), theils die iranische (persische) Provinz Eriwan; dieses, jetzt Aladuli oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz und ist gegenwärtig zwischen die Paschaliks Merasche und Siwas getheilt. Armenien ist ein rauhes Gebirgsland, das im Norden den Kaukasus zur Grenze hat, in der Mitte aber von Zweigen des Taurus, wozu der Ararat (s. d.) gehört, durchzogen wird; hier nehmen die beiden großen Ströme, Euphrat und Tigris, ihren Ursprung, hier fließen der Kur und andre minder beträchtliche Flüsse, und hier breiten sich die Seen Wan und Geuk-scha aus. Das Klima ist mehr kalt als warm; der Boden im Ganzen genommen mäßig fruchtbar und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; doch gedeihen auch die schönsten Südfrüchte; die Gebirge sind reich an Eisen und Kupfer. Die Einwohner bestehen aus eigentlichen Armeniern; aus Turkomanen, welche auf den Ebenen nomadisiren; aus wenigen Osmanen, Griechen und Juden. — Von der ältesten

Geschichte dieses Landes ist nichts bekannt. Es scheint, meistens als Beute des Siegers, abwechselnd unter den Assyriern, Medern, Persern und Macedoniern gestanden zu haben. Nach Alexanders Tode ward es ein Theil des syrischen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, wo es in Groß- und Kleinarmenien getheilt ward. — Großarmenien war mehren Anfechtungen ausgesetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht der Thronbesetzung, und bald herrschten parthische Fürsten, bald die von den Römern begünstigten, bis endlich Trajan es zur römischen Provinz machte. Indessen befreite Armenien sich aufs neue, und hatte wieder eigne Könige; ein Partherkönig, Sapor, trachtete vergeblich, es sich unterwürfig zu machen, und Armenien blieb frei bis 650, wo die Araber es eroberten. Sodann wechselten immer neue Beherrscher, unter denen ein Dschingis-Khan, ein Tamerlan waren; 1552 endlich eroberte Selim II. das Land von den Persern, und seitdem ist dasselbe zum größten Theil unter türkischer Botmäßigkeit geblieben. Kleinarmenien hatte ebenfalls mehre Beherrscher, unter denen Mithridat zuerst bekannt ist; diesem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. s. f. Beim Verfalle des römischen Reichs im Osten von den Persern erobert, kam es (950) an die Araber, hatte von dieser Zeit an gleiches Schicksal mit Großarmenien und ward 1514 von Selim I. zur türkischen Provinz gemacht. Von den Städten des alten Armeniens sieht man noch Ruinen, die einen guten Baustyl verrathen. So die Ruinen der alten Hauptst. Ani, welche 1319 durch ein Erdbeben zerstört wurde; so die Ruinen der uralten Stadt Armavir, die 1800 Jahre lang die Residenz der Könige war; hier wohnen noch einige Familien. Nach Armavir wurde Artaxata (Ardaschad) am Araxes, zur Zeit der Seleuciden erbaut, die Hauptstadt, verfiel aber schon vor dem Ende des 8. Jahrh. — Die Armenier, ein ernstes und mäßiges Volk, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei ist er fast ganz in ihren Händen, in ganz Asien, außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation und auch in dem östlichen Europa hat der Umstand, daß sie Christen sind, ihnen Eingang verschafft. Jaubert sagt vom häuslichen Leben der christlichen Armenier: Sie sind in ihrem Vaterlande fleißige Landbauer und die Familien verehren den Greis an ihrer Spitze, die Frau den Mann, der Sohn den Vater, wie in der Periode der Patriarchen. Die Nation liebt die Ansässigkeit, wenn die ewige Fehde der Paschen und der Kurden dies nur erlaubt. Schon im 4. Jahrh. nahmen die Armenier das Christenthum an, und trennten sich bei den monophysitischen Händeln, als Gegner der chalcedonischen Kirchenversammlung, 536 von der griechischen Kirche. Die Päpste haben zu verschiedenen Zeiten, wenn sie um Schutz wider die Mohammedaner baten, versucht, sie an sich zu ziehen, ohne jedoch ihre bleibende und allgemeine Vereinigung mit der römischen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Gallizien, Persien (unter dem Erzbischof von Nachitschewan, einer neu angelegten Stadt am Don, im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, deren Einwohner größtentheils Armenier sind) und in Marseille trifft man unirte Armenier an, welche die geistliche Oberherrschaft des Papstes anerkennen, in ihren Glaubenssätzen mit den Katholiken übereinstimmen, aber ihre eigne Kirchenordnung beibehalten. Ebenso verhält es sich mit den unirten armenischen Klöstern auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei dem persischen Einbruch im Anfange des 17. Jahrh. sahen sich Viele genöthigt, Mohammedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil sind noch Monophysiten und ihrer alten Verfassung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte sie gegen die Anschläge der Katholiken fortwährend dabei geschützt. Ihr Lehrbegriff unterscheidet sich besonders dadurch vom orthodoxen, daß sie in Christo nur Eine Natur annehmen und den Geist bloß vom Vater ausgehen lassen. Bei ihren sieben Sacramenten, die sie Geheimnisse nennen, haben sie das Eigenthümliche, daß sie bei der Taufe dreimal besprengen und dreimal eintauchen, und die Firmelung gleich damit verbin-

den, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brote gebrauchen, welches sie in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Ölung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen lassen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feste, aber andächtiger als diese. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in der altarmenischen, die Predigt in der neuarmenischen Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griechischen ab. Der Katholikos, das Haupt der Kirche, hat seinen Sitz zu Etschmiazim, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des persischen Armeniens, am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etschmiazim verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand seines prächtigen Gottesdienstes und seiner Bildungsanstalten zu bestreiten. Er unterhält bei sich ein Seminarium für Geistliche; und die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm eingesetzt, auch alle drei Jahre in ihren Ämtern bestätigt oder davon abgerufen. Die übrigen Geistlichen sind an Rang und Beschäftigung den Priestern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Basilius. Nur die Vertabets, welche wie Mönche leben, der Wissenschaften pflegen, Grade, die sich mit unsern akademischen vergleichen lassen, erlangen und Vicarien der Bischöfe sind, machen als eigentliche Gelehrte eine der armenischen Kirche eigenthümliche Classe von Geistlichen aus. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen. Im Aberglauben und in der Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere Sitten von ihnen aus. Überhaupt übertreffen sie alle ihnen verwandte monophysitische Parteien an Bildung, lassen das Volk die Bibel lesen, treiben die theologischen, historischen und mathematischen Wissenschaften, besitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etschmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke besorgt. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo sie am zahlreichsten sind und ihr Patriarch zu Constantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte steht, wie der griechische, in Persien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Astrachan und in den kaukasischen Gouvernements Gemeinden, und zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen. S. Ker Porter's „Travels in Georgia, Persia, Armenia ancient, Babylon etc. in the years 1817—20" (London 1821, 4., m. K.); und Amad. Jaubert's „Reise durch Armenien und Persien 1805 u. 1806", a. d. Franz. (Wien 1822). E.

Armenische Literatur. Die Armenier, eins der ältesten Völker der civilisirten Welt, haben sich mitten unter den Revolutionen, durch welche Barbarei, Despotismus und Eroberungskriege, Jahrtausende hindurch, seit den Zeiten des alten Assyriens, Griechenlands und Roms, bis auf die mongolischen, türkischen und persischen Zeiten herab, das westliche Asien erschüttert haben, als ein gesittetes Volk erhalten und ihre historischen Überlieferungen, welche bis zu den Sagen der alten Hebräer hinaufreichen, sowie ihre Nationalität, im Physischen und Moralischen treu bewahrt. Ihr erster Wohnsitz, der Ararat, ist noch jetzt der Mittelpunkt ihres religiösen und politischen Zusammenhanges unter sich, so sehr auch der Handel sie, wie die Israeliten, unter den Völkern Europas und Asiens (China ausgenommen) zerstreut hat. Diese Zerstreuung und der Handelsgeist haben ihren Charakter nicht verschlechtert. Sie zeichnen sich vielmehr durch feinere Bildung, Sitten und Rechtlichkeit vor den Barbaren aus, unter deren Joche sie leben, selbst vor den Griechen und Juden. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt wol zunächst in ihrem Glauben und in ihrer kirchlichen Verbindung. Die Cultur der Armenier ist ein Beweis mehr, wie wohlthätig das Christenthum durch eine wohlgeordnete kirchliche Form auf die sittliche und geistige Bildung eines Volks einwirkt, das seine Ge-

schichte und mit ihr seine Nationalität sich zu erhalten weiß. Insbesondere verdanken sie dies dem Lesen der Bibel, welche dem Volke von seiner Geistlichkeit durch Übersetzungen, die in der theologischen Literatur geschätzt werden, in zahlreichen Abdrücken in die Hände gegeben wird. Dies geschieht nicht nur zu Etschmiazim, dem vornehmsten Kloster der Armenier, welches der Hauptsitz ihrer Kirche und ihres obersten Patriarchen (Katholikos) und zugleich die Pflanzschule ihrer Lehrer ist, wo sich eine große Bibeldruckerei befindet und wohin jeder fromme Armenier wenigstens ein Mal in seinem Leben wallfahrten muß, sondern auch in den übrigen Sprengeln der armenischen Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe zu Sis (Ajas in Caramanien), Constantinopel, Jerusalem und an a. O. m. Seit kurzem hat sich auch in der armenischen Kirche in Rußland, deren Erzbischof seinen Sitz in einem armenischen Kloster zu Astrachan hat, eine Bibelgesellschaft gebildet, welche die Bibel in armenischer Sprache verbreitet. Mit der biblischen Literatur der Armenier steht ihre theologische, historische und mathematische Nationalliteratur in Verbindung. Sie ist so alt wie die Bekehrung des armenischen Volks zum Christenthum, und verbreitet viel Licht über die alte Geschichte der Völker des Orients, daher sie neuerlich in Paris fleißige Bearbeiter gefunden hat. Ihre Nationalgeschichtschreiber geben folgende Epochen an von dem Schicksale ihres Landes und Volks. Der Name Armenien kommt von Aram, dem siebenten Könige der ersten Dynastie dieses Volks, der um 1800 v. Chr. das armenische Reich gründete. Die Armenier selbst nennen sich Haji, nach Haico, dem Gründer und Stammvater (Patriarchen) des Volks, einem Zeitgenossen des Belus. Mit ihm beginnt die armenische Geschichte um 2100 v. Chr. und endigt mit Leo VII., der vor den Einfällen der Barbaren floh und in Paris 1393 nach Chr. starb. Übrigens theilte das Land das Schicksal von Kleinasien und Persien. Endlich organisirte Valarsaces, der Stifter einer armenischen Dynastie, um 150 v. Chr. den Staat aufs neue. Außer mehren andern Einrichtungen fügte er dem Staatsrathe zwei Erinnerer bei, die keine Stimme hatten, aber über Alles prüfende, warnende, tadelnde Bemerkungen machen und selbst dem Könige bei Übereilungen oder Ungerechtigkeiten Vorwürfe machen durften. Eben dieser Valarsaces ließ die noch vorhandenen Nachrichten im Lande und im parthischen Reiche, durch Mar-Ibas Catani, den einzigen armenischen Schriftsteller aus der vorchristlichen Zeit, zusammentragen. In dem Anfange des 4. Jahrh. nahmen die Armenier das Christenthum an. Damit beginnt auch ihre Literatur. Seitdem übersetzten sie aus dem Griechischen (sogar den Homer in armenische Hexameter), Hebräischen, Syrischen und Chaldäischen in die armenische Sprache. Diese soll, nach Cirbied, eine Ursprache sein; nach Andern ist sie ein aus dem Syrischen, Chaldäischen, Hebräischen und Arabischen gemischtes Idiom. Beide Meinungen sind richtig. Das Altarmenische, die gelehrte und gottesdienstliche Sprache, ist, wie auch Vater annimmt, eine ursprüngliche; das Neuarmenische hat sich, im Wechsel der mancherlei dort herrschenden Völker, aus fremdartigen Beimischungen als Volkssprache gebildet und zählt vier Hauptmundarten. Jene, die Schriftsprache, verdankt ihre Ausbildung der Bibelübersetzung, welche Mesrob mit seinen Schülern, unter denen sich auch Moses Choronensis befand, auf Veranlassung des Patriarchen Isaak des Großen, um 411 begann und um 511 vollendete. Ein noch brauchbares Wörterbuch desselben ist das von Schröter „Thes. lingu. armenicae", Amst. 1711, 4. Erst durch Mesrob erhielt das Altarmenische sieben Vocalzeichen, da die Armenier sich vorher nur 27 Mitlauter bedienten. Zu gleicher Zeit errichtete man Schulen. Der vorzüglichste Flor der armenischen Literatur fällt in die Zeit der Trennung der armenischen Kirche von der griechischen im 5. Jahrh., nach dem chalcedonischen Concilium. Er dauerte bis in das 10. Jahrh.; doch blühte sie noch im 13. und erhielt sich bis 1453. Zu der wissenschaftlichen Forschung hat sie sich nie auf eine merkliche Weise erhoben. Ein eignes Verdienst hat sie um die Geschichte. Die königl. franz.

Bibliothek zu Paris besitzt die historisch-armenischen Schriftsteller fast vollständig, theils in Druck-, theils in Handschriften. Hieraus hat ein bei jener Bibliothek angestellter armenischer Gelehrter, J. M. Chahan de Cirbied, 1806 „Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie" herausgegeben und nebst M. J. Saint-Martin eine allgemeine Geschichte Armeniens bearbeitet. Als Vorläufer erschien das gegenwärtige Hauptwerk über die armenische Geschichte, Landbeschreibung und Literatur, welches der genannte Saint-Martin, Mitglied des franz. Instituts, aus den alten armenischen Schriftstellen, Inschriften und andern Quellen zusammengetragen hat. („Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie", Paris 1818, 2 Bde.) Dieses Werk enthält den armenischen Text der Geschichte der orpelianischen Herrscherfamilie, von einem Prinzen dieses Geschlechts, dem Erzbischof Stephan Orpelian, und den Text der armenischen Geographen, Moses von Chorene und Vartan, nebst andern Beiträgen, ins Franz. übers. mit Anmerk. Unter den jetzt lebenden armenischen Gelehrten nennen wir den D. Zohrab in Venedig und den Bibliothekar der in Venedig befindlichen armenischen Congregation des heil. Lazarus, Joh. Bapt. Aucher, welcher kürzlich armenische Übersetzungen aus dem 5. Jahrh. von alten Schriftstellern, z. B. dem bekannten griechischen Juden Philo, bekanntgemacht hat. Endlich bemerken wir, daß in einem armenischen Kloster auf einer Laguneninsel bei Venedig eine Zeitung in armenischer Sprache erscheint, welche in der Levante und in Constantinopel in Umlauf ist. 20.

Armenschulen, Unterrichtsanstalten für Kinder unbemittelter Ältern. (S. Schule.) Im engern Sinne heißen in manchen Orten, wie in Leipzig, diejenigen Anstalten so, welche von Seiten der Armenanstalt (s. Armenwesen) zum Unterrichte der Kinder ganz dürftiger Ältern der untern Stände errichtet sind, da hingegen die für die Kinder verarmter Ältern aus den mittlern Ständen vorhandenen Lehranstalten Freischulen genannt werden. 11.

Armenwesen, der Inbegriff des Zustandes der Armen und aller Anstalten im Staate, wodurch die Armen nach den verschiedenen Stufen ihrer Dürftigkeit zweckmäßig unterstützt, theils die Ursachen der Armuth aufgesucht, und möglichst entfernt, oder für den Staat am wenigsten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verschiedene Abstufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit sich redlich zu nähren sucht, aber bei aller Anstrengung seiner Kräfte und seines Fleißes nicht so viel erwerben kann, als er für sich und die Seinigen bedarf, und auch bei solchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum besitzen; diese Abstufungen gehen im erstern Falle herab bis zu den liederlichen Herumstreifern, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält mehr oder minder Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigsten Bedürfnisse des Lebens und schließt allen Wohlstand aus. Hierdurch wird nun die Versuchung zur Bettelei, zum liederlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebstahl mächtig; doch sind bei vielen Armen der höchsten Stufen diese traurigen Gesinnungen, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit stören, nicht immer vorhanden. Allein der Nationalwohlstand leidet durch die Armen doppelt: erstens, weil sie in der Regel ihre Kinder schlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen; zweitens, weil die Wohlhabenden und Reichen nicht bloß sie ernähren, sondern ihre öffentlichen Lasten mit übertragen müssen. Die Ursachen und Quellen der Armuth sind entweder selbstverschuldete, als Hang zur Faulheit und Müßiggang, und die daraus entstehende Neigung zur Unordnung, zu Spiel, zu Völlerei, Verschwendung, Wollust ꝛc., wo auf unerwartete Unglücksfälle Nichts zurückgelegt, sondern alles Erworbene sogleich vergeudet wird; oder unverschuldete, als angeborener Mangel an Erwerbsfähigkeit oder Mangel an Verdienst bei

sinkenden Gewerben und beim Höhersteigen der zum Unterhalte nothwendigen ersten Lebensbedürfnisse; Unglücksfälle durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl, Gebrechlichkeit, Krankheiten, durch Krieg rc.; Mangel an Anstalten zur Beschäftigung der Arbeitlosen und Müßiggänger rc. Es ist nicht möglich, allen diesen Übeln vorzukommen, allein es ist möglich und auch wichtiger Gegenstand der Staatsverwaltung, ihnen abzuhelfen. Das erste und gründlichste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ist und bleibt, daß man jedem Individuum im Staate es nach Möglichkeit zu erleichtern sucht, seine natürlichen Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln. Der Armuth wird durch Almosen nur augenblicklich abgeholfen, sie wird häufig dadurch nur allgemeiner und dauernder. Das wohlthätigste und heilsamste Almosen ist Gelegenheit zu geben, daß der Bedürftige sich durch Fleiß erwerben könne, was er zunächst zu seinem Lebensunterhalt braucht. Sehr wesentliche Hindernisse, auf diese Weise der Verarmung entgegenzuwirken, liegen freilich oft in den Staatseinrichtungen selbst. Dahin gehören: 1) Alle unweise Begünstigungen an Einzelne zur Anhäufung des Besitzthums und Vermögens, sei es durch Vergrößerung des Grundeigenthums (Majorate, Fideicommisse rc.), sei es durch Privilegium, Monopole oder andre ausschließliche Bevorrechtungen. 2) Alles unnöthige Vereinigen mehrer Wirkungskreise um ein Individuum, wodurch dieses begünstigt und auf Kosten Derer bereichert wird, die auch gern Etwas leisten möchten: ein Mißgriff, der in Ländern, wo Bildung und Fähigkeit allgemeiner geworden sind, sehr nachtheilig werden kann. 3) Alles unverhältnißmäßige Befördern des Fabrik- und Maschinenwesens in Ländern, wo bei stärkerer Bevölkerung eine gleichmäßiger vertheilte, wenn auch mühsamere Beschäftigung der Hände wohlthätiger ist. — In der Regel erwirbt jeder Mensch lieber durch eigne Thätigkeit als durch Mitleid Andrer, lieber durch Beschäftigung als durch Bettelei, oder kann doch durch zweckmäßige Anleitung zum Selbsterwerb geführt werden; wo ihm aber der Erwerb und das Besitzthum unmöglich oder zu sehr erschwert wird, wo er beim besten Willen nichts zu thun findet, sind Verarmung und ihre Folgen unausbleiblich. Soll nun aber das Armenwesen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet sein, so müssen zur Versorgung der Armen die verschiedenen Anstalten vollständig vorhanden und vollkommen eingerichtet sein, und alle Bettelei, aber auch alles unzeitige, den Müßiggang förderndе Almosengeben aufs strengste untersagt werden. Hierzu ist im Staate höchste Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Diese wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die besondern Stadt- u. Dorf-Armenordnungen genau übereinstimmen müssen. (S. Fried. Beneb. Weber's „Staatswirthschaftlicher Versuch über das Armenwesen u. die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinsicht auf die dahin einschlagende Literatur", Göttingen 1807.) Ein unabänderlicher Hauptgrundsatz der Armenanstalten muß sein, die Armen bloß mit Demjenigen zu unterstützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse fehlt, und was sie durch eigne Anstrengung nicht zu erwerben im Stande sind. Die Armen selbst aber sind entweder gesund und stark, oder schwach, alt, krank und gebrechlich, Erwachsene oder Kinder. Nach dieser verschiedenen körperlichen Beschaffenheit müssen die Armenanstalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat: 1) Freiwilliger Arbeitshäuser (s. d.). 2) Zwangsarbeitshäuser. Verbrecher dürfen, zu Abbüßung ihrer Strafe, in solche Häuser durchaus nicht aufgenommen werden; sie gehören in die Zuchthäuser. 3) Armenhäuser für solche Arme, die sich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4) Armenkrankenhäuser und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, die daselbst auch nach ihren Körperkräften beschäftigt werden können. 5) Freischulen, in welchen die Kinder nach den Unterrichtsstunden auch Arbeit erhalten. Endlich 6) Findel- und Waisenhäuser, wo Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Die Kosten hierzu werden herbeigeschafft: 1) durch die Arbeit der Armen selbst; 2)

durch freiwillige, zu gewissen Zeiten festbestimmte in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wol 3) durch förmliche Armensteuern und durch Besteurung von Luxusgegenständen; 4) durch sogenannte Armenbüchsen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmausereien, Kindtaufen, Hochzeiten rc. ausgesetzt werden; 5) Kirchencollecten in offenen, an die Thüren gestellten Becken; 6) Schenkungen und Vermächtnisse für die Armenanstalten; 7) Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauschungen liegender Grundstücke nach Verhältniß des Werths u. s. w. Die Verwaltung sämmtlicher Anstalten dieser Art wird am besten und zweckmäßigsten, unter der Leitung einer obern, von der Landesregierung ernannten Behörde und der Ortsobrigkeiten, einer Anzahl wohlhabender Bürger übertragen, welche (ein jeder in seinem Bezirke) die ihrer Pflege anvertrauten Armen genau beobachten, den Grad ihrer Hülfsbedürftigkeit auszumitteln suchen und über die Art und Weise ihrer Unterstützung Vorschläge thun, und sollte Ehrensache sein, nicht aber durch namhafte Besoldungen den Armencassenfonds auf Kosten der Beitragenden schmälern. — Erst in den neuesten Zeiten ist man dahin gelangt, den eigentlichen Zweck und das Wesen der Armenpflege klar und deutlich zu erkennen; in den meisten europäischen Staaten wird dieser wichtige Zweig der öffentlichen Verwaltung noch sehr vernachlässigt; Deutschland kann, bei seiner Zerstückelung, in Sachen solcher Art nie zur Einheit gelangen, doch gebührt namentlich Hamburg und Oldenburg der Ruhm, in dieser Hinsicht zuerst die Bahn gebrochen zu haben. In England im sogenannten Dartmoorwalde, in den Niederlanden in den an Deutschland grenzenden Mooren, in Holstein im Pinnebergschen versuchte man Armencolonien zu gründen. Aber außer dem Plane, den der edle Owen in Schottland ausführte, ist Alles noch im Entstehen. (Vgl. Frederiksoord.)

Armfelt (Gustav Moritz, Graf v.), ein vornehmer Schwede, dessen öffentliches Leben durch seltsamen Wechsel des Glücks ausgezeichnet, in seinen geheimern Beziehungen aber der Geschichte des schwedischen Hofes angehört und daher nicht völlig aufgeklärt ist. Gustav Moritz, geb. d. 1. Apr. 1757, der älteste Sohn des Generalmaj. und Landeshauptmanns Freih. von Armfelt, wurde in der Kriegsschule zu Karlskrona erzogen und dann als Fähndrich bei der Garde in Stockholm angestellt. Durch seine schöne Gestalt und gefällige Formen des Umgangs, die er wol auch durch fremde, poetische Federn geschickt auszuschmücken verstand, gewann er die Gunst Gustavs III. Schnell befördert und mit Auszeichnungen überhäuft, bewies er im Kriege 1788—90 gegen Rußland ebenso glänzenden Muth im Felde, wie Vorzüge im höhern geselligen Leben, wodurch er immer höher in der Gunst seines Königs stieg. Als Generallieutenant schloß er den Frieden zu Werelä ab, wurde von der russischen Kaiserin mit mehren Orden geziert und erhielt fortwährend, ja selbst noch am Sterbebette seines Monarchen, die schmeichelhaftesten Beweise königlicher Gnade. Zum Oberstatthalter von Stockholm ernannt und durch Gustavs III. Vermittlung mit dem alten Geschlechte der Grafen de la Gardie durch Heirath verbunden, soll er auch zum Präsidenten eines Regentschaftsrathes während der Minderjährigkeit Gustavs IV. bestimmt gewesen sein, obgleich, einer frühern, testamentarischen Verfügung nach, die Vormundschaft über den jungen König dem Herzog von Südermanland zukam. Möglich, daß hierin der Haß zu suchen ist, mit welchem Armfelt nun verfolgt wurde. Wirklich entsetzte man ihn am 7. Sept. 1792 aller seiner Ämter und Würden und schickte ihn als Gesandten nach Neapel. Nicht unwahrscheinlich wurde zugleich vermuthet, daß eine unerwiderte Neigung des Herzogs von Südermanland zu einem Hoffräulein, von Rudenskjold, von welcher Armfelt begünstigt war, jenen Haß bis zu unwürdiger Erbitterung gesteigert habe. Gewiß ist, daß Armfelt und die Rudenskjold durch schmachvolle Gerüchte dem öffentlichen Urtheil preisgegeben, daß sie auf die entehrendste Weise ins Zuchthaus verwiesen wurde, er aber in Italien gedungenen Dol-

chen und einer förmlichen Requisition der schwedischen Regierung nur durch die Flucht entging, jedoch als Landesverräther in contumac. gebrandmarkt und aller seiner Güter, Würden, ja selbst seines Adels, verlustig erklärt wurde. Nachdem er sich bis 1799 in Deutschland aufgehalten hatte, vernichtete Gustav IV. dies Urtheil und setzte Armfelt in den vorigen Stand ein. Es wurde ihm der Gesandtschaftsposten am wiener Hofe übertragen und 1807 die Würde eines Generals der Infanterie ertheilt. Als solcher befehligte er die schwedischen Truppen in Pommern und 1808 die Westarmee gegen Norwegen. Im Herbst d. J. wurde er zum Präsidium des Kriegscollegiums nach Stockholm berufen und zum Herrn des Reichs erhoben. 1810 erhielt er die gebetene Entlassung und lebte als Privatmann in Stockholm. Eine Verbindung mit der berüchtigten Gräfin Piper verwickelte ihn aufs neue in polizeiliche Verfolgung und veranlaßte ihn, Schutz bei dem russischen Gesandten zu suchen und in russische Dienste überzutreten. Hier fand er günstige Aufnahme, wurde in den Grafenstand, zum Kanzler der Universität Abo, zum Präsidenten der finnischen Angelegenheiten und zum Mitgliede des großen russischen Senats erhoben. Er genoß nun ruhig bis an seinen Tod, d. 19. Aug. 1814 zu Czarskoeselo, allgemeine Achtung und besonders die Verehrung der Finnländer. 5.

Arminianer, s. Remonstranten.

Arminius, s. Hermann.

Armorica, der vor der Eroberung Galliens durch die Römer gebräuchliche celtisch-gallische Name des westlichen Frankreichs, insonderheit das nachherige Bretagne. (S. Aquitanien.)

Armuth, s. Armenwesen.

Arnaud (François Thomas Baculard d'), ein fruchtbarer französischer Schriftsteller, geb. zu Paris 1719, studirte daselbst bei den Jesuiten. Schon in seiner Jugend schrieb er unter Anderm drei Trauerspiele, von denen das eine, „Coligny ou la St.-Barthélémi", 1740 gedruckt erschien. Voltaire gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete einen Briefwechsel mit ihm, berief ihn später zu sich nach Berlin, nahm ihn wohlwollend auf, nannte ihn seinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das sich mit den Versen schloß:

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand diese Vergleichung nicht gar zu schmeichelhaft für sich, und rächte sich durch Spötteleien über Arnaud's Person und Verse. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in sein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei seiner geringen Sparsamkeit weder die Unterstützung der Regierung, noch seine Feder ihn vor Mangel zu schützen vermochten. Er starb zu Paris 1805 in dem Alter von 86 Jahren. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Les épreuves du sentiment", „Les délassements de l'homme sensible", „Les loisirs utiles", und einige andre. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der „Comte de Comminges" kam 1790 mit einem augenblicklichen Beifall aufs Theater. Ein Theil seiner zahlreichen Gedichte erschien 1751 in drei Bdn.

Arnauld. Von dieser alten auvergnischen Familie, die zur Noblesse de la robe et de l'épée gehört, sind hier auszuzeichnen: I. **Anton A.**, Advocat zu Paris seit 1580, ein eifriger Verfechter der Sache Heinrichs IV., durch mehre politische Flugschriften, und durch seine kraftvolle und gründliche Vertheidigung der Universität zu Paris gegen die Jesuiten 1594 berühmt. Er zog sich dadurch den Haß

der Jesuiten zu, blieb aber bis an seinen Tod (1618) im Besitze der Ehre, der größte Sachwalter seiner Zeit zu sein. Seine zwanzig Kinder bildeten den Stamm der Anhänger des Jansenismus (s. Jansen) in Frankreich, die Töchter und Enkelinnen als Nonnen in Portroyal, die Söhne als Glieder der gelehrten Gesellschaft, die sich an dieses Kloster anschloß und unter dem Namen der Herren von Portroyal bekannt ist. Ein Sohn seiner ältesten Tochter, Isaak le Maitre de Sacy, hielt sich ebenfalls zu dieser Gesellschaft und spielte als Übersetzer der Bibel, die zu Mons erschien, in der Geschichte des Jansenismus eine wichtige Rolle. II. Robert A., Herr von Andilly, ältester Sohn Antons, geb. 1588, gest. zu Portroyal 1674, machte sich durch religiöse Gedichte, Erbauungsbücher und die Übersetzungen von Josephus's jüdischer Geschichte und von Davila's Werken als einer der correctesten französischen Stylisten bekannt. An Geist weit überlegen war ihm sein jüngster Bruder III. Anton A., der jüngste unter den Kindern des Advocaten Anton A., geb. den 6. Febr. 1612. Unter Führung des Abts von St.-Cyren, Johann du Vergier de Havranne, ersten Oberhaupts der Jansenisten in Frankreich, widmete er sich der Theologie und wurde 1643 unter die Doctoren der Sorbonne aufgenommen. In dems. J. griff er die Jesuiten in zwei Werken: „De la fréquente communion" und „La théologie morale des Jésuites", an, von denen das erstere viele Streitschriften veranlaßte, weil es die Jansenistischen Grundsätze auf den Abendmahlgenuß anwendete. Ähnliche Streitigkeiten zog ihm sein Werk: „De l'autorité de St.-Pierre et de St.-Paul résidente dans le Pape", 1645, durch die darin vertheidigte Meinung zu, daß beide Apostel gleichen Ranges und als Stifter der römischen Kirche anzusehen wären. Nachdem der Jansenismus seit 1650 ein Gegenstand öffentlicher Angriffe und das Zeichen einer bedeutenden Partei im Staate geworden war, trat Arnauld in allen Händeln derselben mit den Jesuiten, dem Klerus und der Regierung, als Wortführer der franz. Jansenisten auf, die ihn nun als ihr Haupt betrachteten. Hofränke bewirkten 1656 seine Ausstoßung aus der Sorbonne und Verfolgungen, die ihn nöthigten, sich zu verbergen. In dieser Einsamkeit schrieb er eine Logik nach Cartesianischen Grundsätzen und eine „Grammaire raisonnée", die lange geschätzte Schulbücher waren. Endlich konnte er sich, nach Abschluß des sogenannten Friedens zwischen dem Papste Clemens IX. und den Jansenisten, 1668 wieder öffentlich zeigen und die Huldigungen genießen, die selbst der Hof seinen Verdiensten und Talenten nicht versagte. Um seiner Kampflust Genüge zu leisten, griff er nun die Reformirten in mehren Streitschriften an, und arbeitete mit seinem Freunde Nicole das große Werk: „La perpétuité de la foi de l'église cathol. touchant l'eucharistie", gegen dieselben aus. Zu Rom wurde ihm dafür der Cardinalshut zugedacht, doch weil er ihn verschmähte und der Hof ihm wieder ungünstig ward, nicht verliehen. Vor neuen Verfolgungen desselben, oder vielmehr der Jesuiten, flüchtete er sich 1679 nach den Niederlanden, beschäftigte sich auch in diesem Exil mit Streitschriften gegen Reformirte und Jesuiten, und starb in Dürftigkeit in einem Dorfe bei Lüttich den 9. Aug. 1694. Er war ein kräftiger, bis zur äußersten Strenge consequenter Geist, voll gründlicher Kenntnisse und großer Gedanken, in seinen Schriften kühn und heftig bis zur Bitterkeit, in Gefahren unerschrocken und in seinem Wandel tadellos. Sein großes Verdienst um die Moral der katholischen Kirche ist anerkannt, doch hätte sein Genie noch weit mehr für Kirche und Wissenschaft leisten können, wenn er nicht durch seine Stellung und seinen Charakter in eine Menge von Streitigkeiten verwickelt worden wäre, die seine rastlose literarische Thätigkeit großentheils für die Nachwelt unfruchtbar machten. 31.

Arnault (Antoine Vincent), geb. zu Paris 1766, ein geachteter dramatischer Dichter, gründete seinen Ruf durch sein Trauerspiel „Marius à Minturne", das 1791 auf die Bühne kam. Bald darauf erschien seine „Lucrèce". Nach der Katastrophe des Throns am 10. Aug. 1792, und nach den Mordscenen des 2.

Sept., begab er sich nach England und von da nach Brüssel. Bei seiner Rückkehr wurde er als Emigrant verhaftet, allein die Ausschüsse erklärten, daß das Gesetz auf den gelehrten Verfasser des „Marius" nicht anwendbar sei. Er schrieb jetzt einige Opern und die Trauerspiele „Cincinnatus" und „Oscar". 1797 ging er nach Italien, wo ihm der General Bonaparte die Organisation der Regierung der ionischen Inseln übertrug. Damals schrieb er, zum Theil in Venedig selbst, sein Trauerspiel: „Blanche et Mont-Cassin, ou les Vénitiens". 1798 schiffte er sich mit auf der Flotte nach Ägypten ein, mußte aber in Malta bei seinem kranken Schwager, Regnaud de Saint Jean d'Angely, zurückbleiben. Die Fregatte, auf welcher er von hier nach Frankreich zurückkehrte, ward von den Engländern genommen; doch Arnault erhielt seine Freiheit wieder und ging nach Paris, wo sein Trauerspiel: „Les Vénitiens", 1799 aufgeführt wurde. — In demf. J. wurde er Mitglied des Nationalinstituts und 1805 Vicepräsident desselben, im Sept. 1808 beisitzender Rath und Generalsecretair des Universitätsrathes bis 1814. Als solcher nahm er Theil an den Vorarbeiten des „Dictionnaire de l'Académie"; auch faßte er den allgemeinen Bericht an den Kaiser über die Decennalpreise ab. Nach der Abdankung des Kaisers ging er dem König bis Compiegne entgegen; allein im Jan. 1815 verlor er alle seine Stellen, die ihm jedoch in den hundert Tagen Napoleon wiedergab. Er war damals Mitglied der Deputation, welche die Kammer der Deputirten an die Armee der Verbündeten sandte. Die Ordonnanz des Königs vom 24. Jul. verwies ihn 20 Stunden weit von Paris. In Folge der Ord. vom 17. Jan. 1816 aber sah er sich genöthigt zu fliehen, und hielt sich bald in Belgien, bald in Holland auf. Diese vierjährige Verbannung und seine Ausschließung aus dem Nationalinstitute war vielleicht eine Folge der irrigen Voraussetzung, daß er einer der Redactoren und Mitarbeiter des Journals: „Le nain jaune", gewesen, ob er gleich nie eine Zeile dafür geschrieben. Sein Trauerspiel „Germanicus" (übersetzt von Th. Hell, auch zweimal ins Ital.) wurde 1817 im Théâtre français zu Paris bei sehr vollem Hause aufgeführt, verursachte aber, weil die einander entgegengesetzten politischen Parteien im Stücke selbst Veranlassung fanden, ihre Gesinnungen laut zu äußern, große Unruhen im Schauspielhause. Die Absicht, dadurch die Zurückberufung des Verfassers aus seiner Verbannung zu bewirken, schlug fehl, und das Stück ward nicht weiter gegeben. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 in Brüssel, in 6 Bänden, und eine neue Sammlung seit 1824 zu Paris. Im Nov. 1819 erhielt er die Erlaubniß zurückzukehren nach Frankreich, auch sollte er seine Pension wieder beziehen. In das Institut ist er noch nicht wieder aufgenommen. Unter s. Werken beziehen sich mehre Reden und Abhandlungen aus dem J. 1804 auf das öffentliche Unterrichtssystem. Auch hat er Fabeln (1812, n. Ausg. 1815) und ein Lustspiel („La rançon de Duguesclin", 1813) geschrieben. S. neuesten Trauerspiele sind: „Les Guelfes et les Gibelins", „Lycurgue", und „Guillaume I.", 1826, in welchem die Charakteristik Philipps II. sehr gefallen hat. Außerdem nahm er an periodischen Schriften Theil, z. B. an den „Veillées des Muses", 1797, am „Mercure", 1815, am „Libéral" in Brüssel von 1816—20, wo die meisten Artikel über Literatur und Philosophie von ihm herrühren. Dann war er einer von den Redactoren des „Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts". Als solcher mußte er sich, weil man einige Artikel in die Politik hinüberzog, 1821 vor dem Zuchttribunal in Paris vertheidigen; er und die übrigen wurden sämmtlich freigesprochen. (Vgl. die Verhandlungen in der Beil. zu Nr. 190 und 192 des „Lit. Conv.-Bl.", 1821.) Mit Jouy, Jay und Norvins hat er, nach einem guten Plane, die „Biographie nouvelle des contemporains" unternommen. Auch schrieb er eine „Vie politique et militaire de Napoléon" (m. Kpf., Fol.). Napoleon bedachte ihn in s. Testamente mit einem Legate von 100,000 Fr. Von seinen Söh-

nen hat sich der älteste, Lucien Emile, ehemaliger Präfect des Ardeche-Depart., ebenfalls als Trauerspieldichter bekannt gemacht, besonders durch seinen „Regulus" (1819). Ein angeblich früheres, „Pertinax", soll seinen Vater zum Verfasser haben.

Arnauten oder Albanesen, ein Volk vermischter Abkunft, wahrscheinlich das Urvolk Illyriens und Macedoniens, mit Gothen, Hunnen und Slaven vermischt, welches sich im westlichen Theile von Rumili längs der Küste des adriatischen und ionischen Meers verbreitet und Colonien auf den neapolitanischen und sicilianischen Küsten abgesetzt hat. Ihre Sprache hat sich nicht zur Schriftsprache erhoben. Sie nennen sich selbst Skypetaren, von den Osmanen werden sie Arnauten genannt. Sie theilen sich in mehre Stämme, unter denen die Sulioten (s. d.) zum Theil hellenischen Ursprungs sind. Von Natur stark und kriegerisch, waren die Arnauten die besten Soldaten im türkischen Heere. Offen gegen Freunde und Vorgesetzte, erlauben sie sich, wie alle rohe Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Der Druck, unter dem sie lebten, erhob sie zum Sinn für Freiheit. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang. Säen und Ackern erscheint ihnen nicht so ehrenvoll wie die Beschäftigung mit den Waffen. Der Ackerbau ist ihnen ein lästiges Geschäft; sie erwerben lieber mit Blut als mit Schweiß. Ihr unruhiger Geist haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die höhere Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Stellungen. Daher vermögen sie auch nicht so viel gegen europäische Heere, als ihr persönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erlesensten Waffen; auf der Brust tragen sie eine silberne Platte, und ihre Beine sind mit einer Art Harnisch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeschoren sind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeschobene Mütze von rothem Tuch. — Albanien, ein Theil der türkischen Provinz Arnaut Vilajeti, ein gebirgiges, aber zum Wein-, Obst-, Baumwollen- und Tabacksbau sehr geschicktes Küstenland am adriatischen und ionischen Meere, ist das eigentliche Vaterland der Arnauten. Berüchtigt unter ihnen sind die Montenegriner (s. d.) in dem Gebirge Montenegro, welche von den Türken nicht haben bezwungen werden können. Außer Janina (s. d.) und Scutari mit 12,000 Einw. (nicht zu verwechseln mit der Stadt gl. N. in Anadoli, Constantinopel gegenüber), beides Sitze von Paschen, bemerken wir Durazzo, das alte Dyrrhachium.

Arnd (Johann), ein lutherischer Geistlicher, der bei seinem Religionsunterrichte stets auf die nützliche Anwendung sah. Er war geb. 1555 zu Ballenstedt, im Fürstenthume Anhalt, studirte auf den Universitäten zu Helmstädt, Wittenberg, Strasburg und Basel, erhielt dann ein Schulamt in seinem Vaterlande und schon 1583 das Pfarramt zu Badebern. Von hier vertrieb ihn der Calvinismus nach Quedlinburg, wo er 1590 Pastor wurde. Seit 1599 war er Prediger in Braunschweig, dann zu Eisleben von 1608 — 14, endlich Superintendent zu Celle, wo er 1621 im Mai starb. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er über die Worte aus Psalm 126: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", gepredigt, und sagte, als er nach Hause kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Seine Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine so freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung, und unter diesen ist sein: „Wahres Christenthum", die bekannteste, fast in alle gebildete Sprachen übersetzt. Doch eben dieses vortreffliche Erbauungsbuch, dessen lauterer Mysticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des steifsten Dogmatismus und des ärgerlichsten Federkrieges ebenso nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden lutherische Eiferer, wie Corvinus und Osiander, verfänglich, und verketzerten den frommen Arnd als einen gefährlichen Mystiker und Irrlehrer. Ihre Beschuldi-

gungen hat seine, durch gewissenhafte Amtstreue, ungeheuchelte Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, standhafte Geduld und Selbstbeherrschung in seinen Leiden erprobte, Tugend und der nicht zu berechnende 200jährige Segen seines Buches widerlegt. Er hat den Kirchenhistorikern, Arnold und Spener, trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evangelischen Kirche, die an die Stelle des todten Buchstabens ein lebendiges Christenthum setzte. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht, als alle neuern Bücher dieser Art. Neuere Bearbeitungen haben Feddersen 1777 und Sintenis d. j. 1816 geliefert.

Arndt (Ernst Moritz), ein deutscher Schriftsteller, der sich zur Zeit der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft thätig bewies, und durch seine freimüthigen, patriotischen Schriften kräftig dazu mitwirkte. Er ist aus Pommern gebürtig und war 1806 Professor der Philosophie zu Greifswald. Seine 1797—99 unternommenen Reisen („Reise durch Schweden", 4 Bde., „R. durch einen Theil Italiens", 2 Bde., „R. durch einen Theil Frankreichs", 2 Bde., „R. durch Deutschland, Italien, Ungarn und Frankreich", 2. Aufl., 4 Bde.) machten ihn als einen aufmerksamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein, wiewol gemäßigter, Lobredner Napoleons. Als er aber dessen Unterjochungssystem durchschaut hatte, ward er sein entschiedener Gegner. Dies bewies sein „Geist der Zeit", welcher (1807) allgemeines Aufsehen erregte. Man findet darin anziehende historische und politische Skizzen und sehr überraschende Ansichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit sagt der Verfasser, daß dieser Weltbestürmer nicht anders als mit seinen eignen Waffen besiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erst in dem Augenblick der Befreiung seines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Bestreben war, die Erbitterung gegen die franz. Unterjocher immer höher zu steigern, den Eifer für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen und die Jugend Deutschlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften, voll Feuer und Geist, flossen damals aus seiner rastlosen Feder, die nicht ohne Erfolg auf diese Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit seinen Rathschlägen, wie Deutschlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück und manches von ihm hier ausgestreute Samenkorn wird vielleicht noch in der Zukunft nützliche Früchte tragen.— Arndt lebte zuletzt am Rhein und wurde 1818 als Professor der Geschichte bei der in Bonn neuerrichteten Universität angestellt. Hier wurde er 1819, nebst den Professoren Welcker, in die Untersuchung **demagogischer Umtriebe** (s. **Umtriebe**) verwickelt. Man nahm seine Papiere in Beschlag und die von ihm wegen angeblicher Übergehung der competenten Behörden und aller gesetzlichen Formen eingelegte Protestation, sowie die Verwendungen des akademischen Senats, der dortigen Justizbehörden und des Justizministeriums für die Rheinlande, konnten in der außerordentlichen Form der Untersuchung keine Abänderung bewirken. Seitdem hatte, auf den Antrag der Bundescentraluntersuchungscommission in Mainz vom 2. Aug. 1820, welcher jene Polizeiacten zugeschickt worden waren, die von dem König, mit Rücksicht auf die wegen revolutionnairer Umtriebe angeordneten Untersuchungen, niedergesetzte Ministerialcommission den 10. Nov. 1820 eine Specialuntersuchung wider ihn angeordnet, womit zugleich die Suspension von seinem Lehramte verbunden war. Die Untersuchung nahm hierauf den 5. Febr. 1821 in Bonn ihren Anfang. Der damit beauftragte Inquirent war der Hofgerichtsrath Pape in Wetzlar, welcher die geschlossenen Acten „zur weitern Veranlassung" an die Ministerialcommission einsenden sollte. Gegen ihn wiederholte zwar der Angeklagte seine Protestation in Ansehung der gerichtlichen Competenz, jedoch bewies er sich zum Antworten bereitwillig. Die Untersuchung sollte auf den Verdacht geheimer Verbindungen gegründet sein, und mag sich vorzüglich auf

Arndt's ausgesprochene historische und politische Meinungen und Ansichten bezogen haben. Darum verlangte auch der Inquirent, daß Arndt seine sämmtlichen Schriften und Collegienhefte zu den Acten hergeben möchte. „Die Verhöre selbst", sagt A. in einer kleinen Schrift („Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache"), „sah ich mich schon mit dem Beginnen der zweiten Sitzung abzubrechen genöthigt. Denn nicht etwa bloß Abschrift der Protokolle, sondern auch Zulassung meiner Unterschrift derselben wurde von dem Herrn Inquirenten mir abgeschlagen". Allein in der Regel dürfen Abschriften der Verhörsprotocolle nicht gegeben werden, und nach gemeinem Rechte ist es nicht gesetzlich, die Protokolle vom Angeschuldigten unterzeichnen zu lassen. Daher sei das Versprechen unverbrüchlichen Stillschweigens über diese Untersuchung irrig, als von ihm gegeben, in die Registratur aufgezeichnet worden. In seiner oben angeführten Schrift, die, außer andern Actenstücken, auch die von Arndt am 16. Febr. 1821 schriftlich eingereichte Protestation enthält, erklärt der Angeklagte, daß er „kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionnairer Jakobiner sei, sondern ein freigesinnter monarchischer und königischer Mann, der das auf Verfassungen und Gesetzen ruhende Königthum und Fürstenthum für die sittlichste und glücklichste gesellschaftliche Ordnung halte".

Arne (Thomas Augustin) betrachten die Engländer für einen ihrer größten **Tonsetzer**. Er war geb. zu London um 1704, der Sohn eines angesehenen Tapezierers und erhielt seine erste Bildung im Etoncollegium. Für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, folgte er dem größern Drange zur Tonkunst, und ließ sich heimlich ein altes Spinett auf den Oberboden seines väterlichen Hauses tragen, um seiner Neigung zu huldigen. Noch lange mußte er sie verbergen, aber endlich sah sich der Vater genöthigt nachzugeben, da der Sohn schon große Fortschritte in seiner Kunst gemacht hatte. Durch Corelli's Concerte und Händel's Ouverturen bildete er sein Violinspiel; und sein Eifer für Musik brachte bald auch seine Schwester dahin, sich zur Sängerin zu bilden. Für sie schrieb er auch eine Partie in seiner ersten Oper „Rosamond" (nach Addisson's Text), welche zuerst 1733 zu Lincolns Innfolds gegeben wurde und großen Beifall erhielt. Darauf folgte Fielding's komische Operette „Tom Thumb, or the opera of operas". Noch eigenthümlicher und ausgebildeter erschien sein Styl in der Musik des „Comus" (1738). Das Volk ward durch die lebendigen, muntern und natürlichen Melodien, durch die Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks sehr angesprochen. Um 1740 heirathete er eine treffliche, in italienischer Schule gebildete Sängerin, Cäcilie Young. Beide gingen 1742 nach Irland, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurden. Nach zwei Jahren engagirte er sich als Componist, sie als Sängerin bei dem Drurylanetheater in London. Für die Concerte in den Vauxhallgärten componirte er mehre Gesangstücke 1745. Nachdem er noch zwei Oratorien und einige Opern, z. B. „Eliza", componirt und den Titel eines Doctors der Tonkunst in Oxford erhalten hatte, versuchte er sich auch mit einer Composition im ital. Styl, nämlich Metastasio's „Artaserse", und auch diese gefiel. Doch war sein Talent mehr für das Einfache, Liebliche, Sanfte und Idyllische, als für das Große und Erhabne. Er schrieb auch Compositionen zu den Gesängen in Shakspeare's Dramen und mehre Instrumentalstücke, und starb 1778. Seine Schwester war die nachher als Madame Cibber berühmte Sängerin; auch sein Bruder ging zur Bühne.

Arnheim, Hauptst. der niederländ. Provinz Geldern mit 1500 H. und 8000 Einw., Sitz eines Gouverneurs und der Provinzialstaaten, wozu die Stadt 5 Deputirte sendet, am Fuße der veluwer Berge am Rhein, mit einer Schiffbrücke und einer bedeutenden Handelsspedition nach Deutschland, auch einem Handelsgericht, einer lateinischen Schule, Kunstschule, einem Gesangcollegium, einer Gesellschaft der Zeichen- u. Baukunst u. einer physikalisch-literarischen Gesellschaft. Die Umgebungen dieser Stadt sind äußerst anmuthig. In der Nähe von 10 Stunden gibt es 32 Papier-

mühlen. 1813 ward die Stadt von den Preußen (dem Bülow'schen Corps) mit Sturm eingenommen und der Occupation Hollands dadurch der Weg gebahnt.

Arnim (Ludwig Achim von), einer der phantasiereichsten und originellsten Erzähler, welche gegenwärtig in Deutschland leben. Er stammt aus der Ukermark, ist den 26. Jan. 1781 zu Berlin geb. und widmete sich früher den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er eigenthümliche Forschungen angestellt hat. Sein erstes Buch: „Theorie der elektrischen Erscheinungen", sucht das Übersinnliche in allen Erscheinungen darzuthun, sowie das Secundaire, worin Alles als Materie erscheint. Er sucht alle scheinbare Zurückstoßung als Zeichen größerer Anziehung auszulegen. Seine Beobachtungen und Erfahrungen sind in den periodischen Schriften Gilbert's, Scheerer's, Wolf's, niedergelegt und finden jetzt Anerkennung. Später scheint er durch Reisen in mehren Ländern den Menschen und ihrer Geschichte näher gerückt und in Verbindung mit mehren geistreichen Freunden sich mehr dem dichterischen Schaffen hingegeben zu haben; doch erschien schon vor seinen Reisen „Hallin's Liebeleben" (Götting.), dem eine Parallelbiographie, „Rousseau's Leben", angehängt ist, um ein bloß menschliches Leben mit einem wissenschaftlichen zu vergleichen. „Ariel's Offenbarungen", ein Roman, erschien 1804 (Götting.). Gemeinschaftlich mit Clemens Brentano, mit welchem er in Heidelberg lebte, erwarb er sich das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf ihre alte Volksliederpoesie zurückgeleitet zu haben. Dies geschah durch die Sammlung: „Des Knaben Wunderhorn" (Heidelb. 1806, 3 Bde., neue Aufl., 1819). Darauf erschien sein „Wintergarten, eine Sammlung von Novellen" (Berlin 1809), und „Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte", (Heidelb. 1809, 4.) (sonst unter dem Namen „Zeitung für Einsiedler"). Sein Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben" (2 Thle., Berlin 1810), verdiente, daß Jean Paul in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur" darauf die deutsche Lesewelt aufmerksam machte, denn er gehört zu den interessantesten Dichtungen dieser Art. Eine zu kecke Wendung nimmt sein Humor in: „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (Heidelb. 1811), und in der auch manches Köstliche enthaltenden: „Schaubühne" (Berlin 1813). Zu den vortrefflichsten Märchen und Novellen, die wir besitzen, gehört die Sammlung: „Isabelle von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe", Erzählung; „Melnick, die Hausprophetin aus Arabien", Anekdote; „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber", Sittengemälde; „Angelica die Genueserin und Cosmus der Seilspringer", Novelle (Heidelberg 1811). Sein späterer, bis jetzt noch nicht fortgesetzter Roman: „Die Kronenwächter", 1. Bd., Berl. 1817 (auch unter dem Titel: „Berthold's erstes und zweites Leben, ein Roman"), ist reich an den originellsten und lebendigsten Schilderungen. — Sein Schauspiel: „Die Gleichen" (Berlin 1819), zeigt, wie schwer es diesem Dichter bei dem Reichthum seiner Phantasie werden mag, ein größeres poetisches Ganzes mit der Klarheit und Nothwendigkeit der Idee zu gestalten. Noch ist zu bemerken, daß er thätig beim Entstehen von Schlegel's „Europa" und kurze Zeit Herausgeber des „Preußischen Correspondenten" gewesen, auch Theil an den „Heidelberger Jahrbüchern" und an Kleist's „Abendblatte" genommen hat. Alle Schriften dieses Dichters beurkunden einen ungemeinen Reichthum von Phantasie, Gefühl und Humor, mannigfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, Fähigkeit lebendiger Charakteristik; aber die große Nachlässigkeit, mit welcher er, besonders in seinen frühern Schriften, sonderbaren Einfällen sich oft gleichsam unwillkürlich hingibt, der bedeutende Antheil des Bizarren an seinen Compositionen und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schaden der genialen Erfindung und erklären uns, warum ein Schriftsteller von solchem Talent keine größere Wirkung auf das Publi-

cum hervorbringen kann. — Seit mehren Jahren lebt dieser Schriftsteller abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, welches er mit großer Liebe bewirthschaftet. 44.

Arnobius, der ältere, auch der Afrikaner genannt, war um 300 Lehrer der Beredtsamkeit zu Sicca Veneria in Numidien, und wurde 303 Christ. Noch als Katechumen schrieb er sieben Bücher „Disputationes adversus gentes", worin er die Vorwürfe der Heiden gegen das Christenthum mit Geist und Belesenheit widerlegte. Dieses Werk verräth zwar eine mangelhafte Kenntniß des Christenthums, ist aber reich an Materialien zur Kunde der griechischen und römischen Mythologie. Daher gehört es unter die Schriften der lateinischen Kirchenväter, welche, wie die Werke seines Schülers Lactantius, besonders von Philologen geschätzt werden. Orelli hat (Leipzig 1816) die neueste und beste Ausgabe desselben besorgt. Von dem jüngern Arnobius, einem gallischen Geistlichen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh., ist nur ein unbedeutender Commentar über die Psalmen bekannt, der die Grundsätze der Semipelagianer verräth. 31.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelard's, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um 1136 in seine Vaterstadt zurück. Sein hoher, kühner Geist, seine Kenntniß des christlichen Alterthums und seine salbungsvolle, hinreißende Beredtsamkeit als Geistlicher und öffentlicher Lehrer verschafften seinen Strafreden gegen das Unwesen der Priesterherrschaft Bewunderung und Glauben. So regte er das Volk gegen die Geistlichkeit auf, und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger, denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geistlichen hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das schnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innocenz II. über ihn und seine Anhänger (Arnoldisten) aussprach, nicht löschen. Arnold predigte seine Lehre ungekränkt zu Zürich in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Volksführer auftrat und durch die Kraft seiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geistl. Gewaltherrscher veranlaßte. Die tobende Menge, die er selbst nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater, und selbst der Senat beschützte ihn, bis Adrian IV. 1155 die Stadt mit dem Interdict belegte. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, sie baten um Gnade, und Arnold mußte fliehen. In Campanien ward er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, seine Asche in die Tiber gestreut und sein Anhang unterdrückt. Aber der Geist seiner Lehre erbte sich auf die Secten fort, die dieses und das folg. Jahrh. entstehen sah. E.

Arnold (Johann), ein Müller in der Neumark, bekannt durch die Geschichte eines merkwürdigen Processes, unter der Regierung Friedrichs II. — Arnold, dem König persönlich bekannt, beschwerte sich nämlich bei dem Monarchen darüber, daß sein Erbverpächter, der Herr v. Gersdorf, durch die Anlegung eines neuen Teichs ihm das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen, er gleichwol durch die übereinstimmenden Erkenntnisse der küstrinschen Regierung und des Kammergerichts in Berlin zur Zahlung des Pachtzinses verurtheilt, und da er solchen nicht erschwingen konnte, die Mühle ihm abgenommen und er mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht worden sei. Der König glaubte hierin Ungerechtigkeit und Begünstigung des Höhern gegen den Niedern zu finden und den über die Sache erfoderten Berichten der Gerichtshöfe nicht trauen zu dürfen. Er übertrug daher die nähere Untersuchung des Falles an Ort und Stelle einem Obersten v. Heuking. Da dieser sich günstig für den Müller aussprach, so gab Friedrich dem Großkanzler v. Fürst die Entlassung mit den heftigsten Vorwürfen wegen einer unter seinen Augen schlecht geführten Justizverwaltung, ließ die mit der Sache beschäftigt gewesenen Kammergerichtsräthe verhaften und ein über das Ganze aufgenommenes Protokoll öffentlich bekannt machen. Der vom Criminalsenat des Kammergerichts unter

dem Vorsitze des Ministers v. Zedlitz abverlangte, nach abermaliger Untersuchung abgefaßte Bericht sprach die Justizbedienten von aller Parteilichkeit frei, nichtsdestoweniger setzte der Monarch, als auch der Minister sich standhaft weigerte ein andres Urtheil zu fällen, selbst fest: daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräthe und ein Justitiarius ihrer Stellen entsetzt und mit einjähriger Festungsstrafe belegt werden, sie auch, sowie der v. Gersdorf, den Müller entschädigen sollten. Ferner erhielt der neumärk. Regier.-Präsident v. Finkenstein den Abschied. — Die öffentliche Meinung, welche sich bei dieser Gelegenheit sehr vernehmbar aussprach, mußte diese allgemein geschätzten Männer über ihr Schicksal trösten. Die Entschädigung für Arnold wurde indessen nicht eingefodert, ihm vielmehr aus des Königs eigner Casse Etwas verabreicht und die verurtheilten Justizbedienten noch vor Ablauf der Strafzeit ihrer Haft entlassen. (Unter der Regierung Friedr. Wilhelms II. wurden sie auf den Grund einer neuen Untersuchung völlig freigesprochen, auch bis zur weitern Anstellung für die gehabten Verluste vorläufig entschädigt.) Nach dem, was über die Sache actenmäßig bekannt worden ist (vgl. Dohm's „Denkwürdigkeiten", 1. Bd.), steht so viel fest: daß wenn auch vielleicht Fehler bei der Instruction des Processes vorgefallen sind und die Entscheidung also hätte anders ausfallen können, selbige doch fern von Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit war, die Richter unschuldig gewesen sind, der König hingegen von dem Müller durch unklare oder falsche Angaben hintergangen worden ist. Denn H. v. Gersdorf ist völlig berechtigt gewesen, den Teich anzulegen, Arnold keineswegs dadurch in seinem Gewerbe gestört, und nicht einmal dem Herrn v. Gersdorf, sondern einem Grafen Schmettau den Pachtzins zu entrichten schuldig befunden worden. Die Milderung der Strafe der verurtheilten Richter macht es wahrscheinlich, daß der König später wol selbst eingesehen haben dürfte, wie ihn sein Gerechtigkeitseifer hier bis zur Leidenschaftlichkeit und in der That zu weit führte, zumal da aus dem Geständniß des Obersten Heuking sich ergab, daß derselbe durch seinen Auditeur, dem er die Untersuchung der Sache übertragen hatte, getäuscht worden war. Allgemeine Grundsätze, die Besorgniß, seinem königl. Ansehen zu schaden, vielleicht auch mancherlei andre Umstände, welche den Verdacht der Parteilichkeit auf die Justizbeamten warfen, mochten den Monarchen abhalten, das einmal gesprochene Strafurtheil zurückzunehmen. — Der Arnold'sche Proceß ist übrigens nicht nur an sich, sondern auch in seinen Folgen höchst merkwürdig, da er es wahrscheinlich war, der in des Königs Seele den Entschluß einer gänzlichen Reform des Rechtszustandes in seinen Staaten zur Reife brachte. (S. Landrecht, preuß., und Carmer.) 5.

Arnold (Christoph), ein als Astronom berühmter Bauer in Sommerfeld bei Leipzig. Er war in diesem Dorfe 1646 geb., starb 1695, und leistete durch Selbstunterricht in der Astronomie so viel, daß er mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand, von welchem die Handschriften auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, wo auch Arnold's Bildniß zu sehen ist, aufbewahrt werden. Auf seinem Wohnhause hatte er sich ein Observatorium erbaut, welches das Andenken dieses merkwürdigen Mannes bis 1794 erhielt, da es, seiner Baufälligkeit wegen, abgetragen werden mußte. Unermüdet im Beobachten, entdeckte er mehre Erscheinungen früher als andre Astronomen; namentlich die beiden Kometen 1683 und 1686, auf welche er die leipziger Astronomen aufmerksam machte. Noch mehr Berühmtheit erwarb er sich durch die Beobachtung des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur ein Geschenk an Gelde, sondern erließ ihm auch auf Lebenszeit alle die Abgaben, welche er an denselben zu entrichten hatte. Arnold's Beobachtungen waren so genau, daß sie in einer damals erscheinenden Gelehrtenzeitschrift, in den „Actis eruditorum" (s. d.) aufgenommen wurden. Arnold selbst ließ drucken:

„Göttliche Gnadenzeichen in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt" (1692, 4., mit Kpf.). Auf dem Kirchhofe zu Sommerfeld befindet sich das Denkmal dieses astronomischen Bauers, nach dessen Namen der berühmte Astronom Schröter drei Thäler im Monde benannte. 11.

Arnold (Samuel), Dr., ein ausgezeichneter Tonsetzer, geb. in Deutschland 1739 oder 1740, wurde gleich in die königl. Capelle zu London aufgenommen und in Musik unterrichtet. Schon in seinem 23. J. trat er mit einer dramatischen Composition auf und wurde nachher bei dem Coventgardentheater als Componist angestellt. Hier setzte er die Musik zu „The maid of the mill". Noch mehr zeichnete er sich durch sein Oratorium „The cure of Saul" (von Brown gedichtet) und durch ein andres, „Abimelech", aus. Diesem folgten die Oratorien „The prodigal son" und „The resurrection", wovon besonders das erste viel Ruf erhielt. Auch componirte er viele Gesang- und Instrumentalstücke für die Gartenconcerte. Er wurde Doctor der Musik zu Oxford, 1783 Organist der kön. Capelle, und lieferte eine Ausgabe von Händel's sämmtl. Werken in 36 Foliobdn. 1789 wurde er zum Director der Akademie alter Musik ernannt, vier Jahre darauf Organist an der Westminsterabtei, auch 1796 Anführer der jährlichen Aufführungen in der St. Paulskirche zum Besten der Söhne der Geistlichen. 1798 führte er sein Oratorium „Elijah, or the woman of Shunam" auf, worin Mad. Mara sang. Er starb 1802 und wurde an der nördlichen Außenseite des Chors der Westminsterabtei begraben. So verschieden seine Compositionen waren, so beschränkt war sein Talent an Erfindung.

Arnoldi (Johann v.), geb. zu Herborn 1751, königl. niederländischer Geheimerrath, Sohn des Oberconsistorialraths Valentin Arnoldi, studirte erst zu Herborn, hernach in Göttingen die Rechte und die Geschichte, wurde dann Advocat und bereiste 1775 die Niederlande. 1777 wurde er Archivsecretair zu Dillenburg, 1784 Mitglied der Rentkammer, 1792 auch der Landesregierung. Im Revolutionskriege von selb. J. an besorgte er die Kriegsangelegenheiten des Landes, 1796 erhielt er das Directorium des dillenburger Landesarchivs. Sein Landesherr, der Erbstatthalter, hatte durch die niederländische Revolution 1795 seine großen Hausdomainen in den Niederlanden und im burgundischen Kreise verloren. 1796 bedang Preußens König für jenen Fürsten eine Entschädigung in deutschen Bisthümern. Der Erbstatthalter wünschte dagegen lieber nahe gelegene, vormals von den geistlichen Stiftern seinem Hause entnommene Landdistricte, besonders des Trierischen, zu erlangen. Hierzu sammelte Arnoldi die Titel aus dem Landesarchiv, und begleitete sie mit einer ungedruckten Deduction für den Congreß zu Rastadt. Der Congreß zerschlug sich aber bekanntlich. 1801 berief ihn sein jetziger Landesherr nach Berlin, wo dieser selbst beim dortigen Hofe seine Entschädigung negociirte, und 1804 einen Tractat mit der batavischen Regierung wegen Entschädigung abschloß, der indeß wegen Napoleons Willkür unvollzogen blieb. 1802 unterhandelte er wegen der Entschädigung des Hauses Oranien mit der Reichsdeputation in Regensburg, aus Vollmacht des gewesenen Erbstatthalters und des jetzigen Königs, dem sein Vater die Entschädigungen abgetreten hatte. 1803 ging er in des Erbprinzen Fürsten von Fulda Dienste über und fuhr fort, diesem Fürsten auch nach dem tilsiter Frieden zu dienen. Bei dem 1809 beabsichtigten Aufstand in Kurhessen und in der Nachbarschaft war er thätig. 1813 übernahm er die Besitzergreifung der altoranischen Lande und vollzog später die nachherige Vertauschung der altoranischen Erblande ottonischer Linie an die jüngere walramische herzogl. nassauische auf Befehl seines Landesherrn. Doch verwickelte ihn dies in gespannte Verhältnisse mit dem wiesbadener Ministerium. Er lebt noch in Dillenburg. Seine wichtigern Werke sind: „Topographie der nassau-oranischen Länder" im „Journal von und für Deutschland", Jahrg. 1790; „Miscellaneen aus der Diplomatik

und Geschichte" (Marburg 1798); „Geschichte der nassau-oranischen Länder und ihrer Regenten"; „Wilhelm I., König der Niederlande", sowie mehre andre Lebensbeschreibungen in den „Zeitgenossen"; „Histor. Denkwürdigk." (Leipz. 1817).

Arnoldisten, s. Arnold von Brescia.

Arnould (Sophie), eine in den Annalen der Galanterie und des Witzes berühmte pariser Schauspielerin, geb. zu Paris d. 14. Febr. 1747. Ihr Vater hielt ein Hôtel garni und ließ ihr eine glänzende Erziehung geben. Die Natur begabte diesen Liebling des pariser Publicums mit einem sehr empfänglichen Geiste, einem weichen Herzen, einer reizenden Stimme und sehr schönen Augen. Ein Zufall brachte sie aufs Theater, woselbst sie vom 15. Dec. 1757 — 78 das Publicum entzückte. Die Prinzessin von Modena lebte im Kloster Val de grâce. Es war damals Mode, daß Damen von Stande in der Charwoche die Sünden beichteten, welche sie in den Fasten begangen zu haben sich erinnerten. Zufällig bemerkte die Prinzessin eine sehr schöne Stimme, welche die Abendmesse sang. Diese Sängerin war Sophie Arnould. Der Intendant der königl. Capelle erhielt durch die Prinzessin davon Kunde und gegen der Mutter Willen mußte Sophie in die Capelle treten, wo die Frau v. Pompadour sie singen hörte und nachher sehr sentimental ausrief: „Aus solchen Talenten kann eine Prinzessin werden". Dies bahnte Sophie den Weg zur pariser Oper, deren Königin sie bald wurde, und hauptsächlich als Thealire in „Castor u. Pollux", als Ephise im „Dardanus", als Iphigenia in „Iphigenia in Aulis" glänzte. Durch Schönheit, durch natürliches Spiel und als sehr geistreich, bezauberte sie Alle, und verschwendete ihre Jugend, ihren leider bisweilen zu freien Witz und die reichen Geschenke ihrer Verehrer mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit. Alle Vornehme und alle Gelehrte besuchten ihre Cirkel, unter letztern d'Alembert, Diderot, Helvetius, Mably, Duclos und Rousseau. Sie wurde mit Ninon de l'Enclos und Aspasia verglichen, von Dorat, Bernard, Rhulieres, Marmontel und Favart besungen. Ihr Witz machte zu ihrer Zeit solches Glück, daß ihre mündlichen Epigramme gesammelt wurden; sie traf Den bisweilen sehr beißend, welchem sie ihre Überlegenheit fühlen lassen wollte, und hatte dennoch keine Feinde. — Als sie Sully's und Choiseul's Bildniß auf einer Dose in der Revolutionszeit sah, persiflirte sie den Zufall durch die kurzen Worte: „C'est la recette et la dépense". Ein Geck, der etwas Schönes in ihrer Gesellschaft sagen wollte, bemerkte: „A présent l'esprit court les rues", worauf Sophie Arnould schnell erwiderte: „C'est un bruit que les sots font courir". Als 1802 der Pfarrer von St.-Germain l'Auxerrois ihr die letzte Ölung reichte, sagte sie ihm plötzlich: „Je suis comme Madélaine, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé". Sie starb 1802 im nämlichen Zimmer, in dem der Admiral Coligny ermordet wurde, und in dems. J. mit ihr die Schauspielerinnen Clairon und Dumesnil. Im Anfange der Revolution kaufte sie zu Luzarche das Pfarrhaus, schuf es in ein schönes Landhaus um, mit der Thürüberschrift „Ite missa est". — Ihr dritter Sohn, Constant Dioville de Brancas, blieb als Oberster der Cuirassiere in der Schlacht bei Wagram.

Arnsberg, der 3. Regierungsbezirk in der preuß. Provinz Westfalen, hatte 1822 auf $143\frac{1}{4}$ □M. 406,500 Einw. (darunter in 55 Städten 104,900 Einw.). Der Sitz der Regierung und des Oberlandesgerichts ist in der schöngebauten Kreisstadt gl. N. an der Ruhr, m. 3000 Einw. In der Nähe sind die Trümmer des alten Schlosses mit dem Freistuhl, wo sonst die heiml. Fem ihre Sitzungen unter der Erde des Nachts hielt. In dem ganzen Reg.-Bez. herrscht viel Fabrikfleiß, z. B. in der Enneperstraße, zu Altena, Iserlohn, Brilon, Brockhausen, Dortmund u. s. w. Der Ackerbau ist weniger ergiebig wegen der Hörigkeitspflichten der kleinen Besitzer und der großen Ausdehnung und daher unvollkommenen Bewirthschaftung der großen Gutshöfe.

Arnstein (Freih. v.), einer der Chefs des Wechselhauses Arnstein und Eskeles zu Wien, welches außer dem Verkehr mit Italien und der Levante, der in neuerer Zeit vorzüglich in Wien seinen Sitz genommen, an allen andern großen Geschäften, z. B. an den Anleihen der östreich. Regierung, Theil nimmt. Seit beinahe funfzig Jahren ist dieses Haus einer der ersten Sammelplätze der großen Welt und des geselligen Verkehrs, ein Muster der angenehmsten Gastfreiheit und Unterhaltung für Fremde und Einheimische. Die Seele dieses Kreises war Fanny v. Arnstein. In Berlin geb., aber nach Wien verheirathet, besaß Frau v. A. die glänzendsten Eigenschaften: Schönheit, Anmuth, Witz und Talente mit ausgezeichneter Bildung. Die vornehme Welt von Wien und die angesehensten Fremden trafen in ihren Sälen zusammen, und fanden hier freie und belebte Unterhaltung. Kaiser Joseph II., der alles Ausgezeichnete lebhaft schätzte, bezeigte ihr bei jeder Gelegenheit seine huldvolle Gesinnung. Dabei war Frau v. A. außerordentlich wohlthätig; sie wirkte in jedem Vereine mit, den die Damen vom ersten Range in Wien zu wohlthätigen Zwecken schlossen. Im größten Glanze erschien das Arnstein'sche Haus zur Zeit des wiener Congresses, und es möchte nicht leicht ein Privathaus zu finden sein, in welchem derselbe Abend, mit hundert andern hohen und ausgezeichneten Personen zu gleicher Zeit, Consalvi, Hardenberg, Wellington und Talleyrand vereinigte. Als Frau v. A. von einer Reise in Frankreich und Italien zurückgekehrt war, wurde sie krank und den Ihrigen entrissen. Ihr Andenken lebt fort in dem Kreise ihrer einzigen Tochter, der geistreichen Baronin Pereira.

Arpent, der alte franz. Morgen oder Acker. Man unterschied einen großen und kleinen Arpent, jener von $1344\frac{4}{9}$, dieser von 900 □Ruthen. Jetzt ist die Benennung Hectare an die Stelle von Arpent getreten.

Arras, Hauptst. des Depart. Pas de Calais, an der hier schiffbaren Scarpe, enthält 20,000 Einw., eine Akad. d. Künste und viele Fabriken (Tapeten, Batist, Spitzen u. s. w.). A. ist der Sitz eines Bischofs. Die Befestigung besteht aus einem unregelmäßigen, mit 10 zum Theil abgerückten Bastionen versehenen Hauptwall, mehren Ravelins und Lunetten, 2 Hornwerken und der ein taugliches Fünfeck bildenden Citadelle mit bombenfesten Casematten. Sämmtliche Befestigungen sind von Vauban verbessert oder ganz neu angelegt. Hier brachte er zuerst seine Tenaillons an. Ein Theil der Gräben ist naß, sowie die von der Scarpe durchströmten Wiesen mehre Fronten gut decken. Die Cité (Altstadt) ist von la Ville durch Wall und Graben getrennt. 1640 eroberten die Franzosen Arras unter den Marschällen Chaune, Chatillan und Melleraye. 1654 versuchten die Spanier unter Condé, sie denselben wieder zu entreißen, allein Turenne griff die spanischen Linien an, erstieg sie und entsetzte dadurch die Festung. 32.

Arrende, die Pachtung für einen Grundzins. In Rußland sind Arrenden Krongüter, welche gewissen verdienten Personen für einen sehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arrest. Der Ausdruck ist im ordentlichen Wechsel-, Civil- und Criminalproceß bekannt genug, weniger ist es der Arrestpunkt bei Schiffen, wenn ein Fremder oder Einheimischer die Arrestation eines auf der Fahrt begriffenen Schiffes und seiner Ladung verlangt, oder durch Staatsverfügung ein allgemeines Embargo auf fremde Flaggen als Retorsion oder als erste kriegerische Maßregel verfügt wird. In England berechtigt der Arrest zum Abandon, in andern Ländern nicht. Es wäre zu wünschen, daß unsere Flußschiffahrtscommissionen hierüber ein allgemeines festes Recht gründen mögen; arg war es, daß bisher zuweilen um sehr unbedeutende Foderungen an einen Theil der Ladung die Arrestation, oft sogar ohne Caution für den Schadenstand der im Streit befindlichen Ladungsinteressenten, auf ein Schiff erlangt werden konnte, das nur widrige Winde auf der Rhede noch aufgehalten, nachdem es clarirt hatte. — Verschieden ist in Deutschland das Recht, einen

Schuldner auf Messen oder auf Reisen zu verhaften und wiederum verschieden, wenn ein Aus- oder Inländer die Arrestation, wegen liquider oder illiquider Foderungen, mit oder ohne Caution verlangt. Gemeiniglich handeln hier fremde Tribunale kraft des in Deutschland nur zu häufigen Retorsionsrechts gegen Ausländer ebenso strenge, oder ebenso milde, als in dem Vaterlande des Klägers, der den Arrest sucht, die Arrestation zu bewilligen oder abzuschlagen, bei den dortigen Tribunalen üblich ist. — Die Mängel der allgemeinen Jurisprudenz in diesen und ähnlichen Fällen lassen wünschen, daß der Bundestag hierüber allgemeine, für ganz Deutschland geltende, Handelsgesetze aussprechen möge.

Arrhidäus, Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philina, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen lassen, blödsinnig geworden, regierte statt seiner Perdikkas, dann Antipater. Nach einer Scheinregierung von 6½ Jahre ließ Olympias ihn und seine Gemahlin Eurydice umbringen.

Arria, die heldenmüthige Gattin des Cäcina Pätus, dem, als angeblichem Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius, zuletzt kein andrer Ausweg blieb, als der Tod von eigner Hand. Da ergriff sie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!"

Arrièregarde, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heeres, ist im Rücken desselben, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. Die Arrièregarde ist eigentlich bestimmt, den Rückzug zu decken. Sie muß aus Infanterie mit Geschütz, aus Jägern oder Scharfschützen und aus leichter Cavalerie zusammengesetzt sein und eine Waffenart die andre nach Maßgabe der Örtlichkeit unterstützen. Die Cavalerie wirkt in den Ebenen, die Infanterie unterstützt jene, falls sie geworfen werden sollte, und besetzt die engen Pässe; die Jäger oder Scharfschützen aber halten die feindlichen Streifer ab.

Arrighi, Herzog v. Padua, einer der durch das königl. Decret vom 24. Juli 1815 aus Frankreich Verbannten. Er ist ein geborener Corse, und Verwandter der Bonaparte'schen Familie, zeichnete sich als Oberst bei Austerlitz und Wagram und seit 1812 als Divisionsgeneral in mehren Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Passes von Nogent 1814 aus. Nach seiner Rückkehr 1815 schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Commissair nach Corsica, um dort Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, und ertheilte ihm die Pairswürde. Er war einer der blindesten Anhänger Napoleons und vollzog die harten Befehle desselben noch mit verschärfter Strenge und in der herbesten Form. Er erklärte Leipzig in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsstand und brachte eine höchst lästige und ebenso unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung. Auch der Überfall des Lützow'schen Corps bei Kitzen (17. Juni 1813) durch Fournier war Arrighi's Werk. Er lebt jetzt in der Lombardei.

Arrosiren nannte man in neuern Zeiten in Östreich das Zahlen der gezwungenen Nachschüsse auf die Staatsobligationen, indem die Inhaber derselben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können und die ursprüngliche Capitalsumme ungeschmälert zu erhalten, verpflichtet wurden, einen gewissen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinset wurde.

Arschin (türk.), in Rußland ein Längenmaß. 3 A. = 1 Faden, oder 7 F. engl.; 1500 A. = 1 Werst. Jede Arschin hat 4 Theile, Viertel oder Spannen genannt, und jedes Viertel 4 Werscheck.

Arsenik, ein Metall von lichtstahlgrauer Farbe, vollkommen metallischem Glanz, der auf der frischen Bruchfläche dem des unpolirten Stahls gleich ist; an der Luft gehen jedoch Farbe und Glanz sehr schnell verloren. Es ist 8,3 Mal schwerer als das Wasser, ist härter als das Wismuth und außerordentlich spröde. Es ist das flüch-

tigste von allen Metallen, indem man es schon in einer Wärme von 360 Grad Fahrenheit sublimiren kann; die Dämpfe riechen wie Knoblauch, schmecken süßlich und färben das Kupfer weiß. Bei welcher Temperatur das Arsenik flüssig wird, ist noch nicht gehörig bestimmt. — Das Arsenikmetall wird aus den aufbereiteten Erzen durch eine bloße Destillation aus thönernen Retorten mit gut schließenden Vorlagen gewonnen. Das Metall sammelt sich als ein krystallinischer Körper in den Vorlagen und wird unter dem Namen Fliegenstein, Fliegenkobalt, Scherbenkobalt gewonnen; zugleich geht auch sogenannter grauer Arsenik mit über. Am häufigsten gewinnt man das Arsenik im verkalkten Zustande; man bedient sich dazu der Flammofen, welche ein großes muffelartiges Gefäß erhitzen, das mit einem Giftfange in Verbindung steht. Dieser ist entweder ein langer, weit fortgeführter, gemauerter Canal, oder ein großes geräumiges Gewölbe, über welchem sich noch mehre Kammern befinden. Das verflüchtigte und verkalkte Arsenik sammelt sich als Gift- oder Arsenikmehl in den Fängen und gibt durch ein Raffiniren das Arsenikglas oder das weiße A., wobei sich in den Giftfängen Sublimat ansetzt. Das gelbe Arsenik, künstliche Rauschgelb oder Auripigment, erfolgt durch ein sublimirendes Schmelzen aus schwefelhaltigen Arsenikerzen oder aus Giftmehl und Schwefel; das rothe A. oder Realgar aus einem Gemenge von Schwefel- und Arsenikkiesen durch Sublimation. — Das A. ist häufig vorhanden, begleitet viel die Zinn- und Kobalterze und wird bei deren Röstung gelegentlich gewonnen. Mit dem Kupfer gibt das metallische A. das sogen. Weißkupfer; die Kalke werden in der Färberei und auch zu mineralischen Farben gebraucht. — Es ist das stärkste mineralische Gift, besonders das weiße Sublimat.

Arsinoe, s. Alkmäon.

Arsis, s. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrer persischen Könige. 1) Artaxerxes, mit dem Beinamen Longimanus, wegen seiner langen Arme, der zweite Sohn des Xerxes, entging dem Artaban und den andern Verschworenen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 464 v. Chr. den Thron. Die empörten Ägypter brachte er zum Gehorsam, erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griech. Städten Asiens die Freiheit zugestand, herrschte friedlich und starb 425. Er war den Juden günstig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2) Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon, wegen seines starken Gedächtnisses, folgte seinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er seinen Bruder Cyrus (s. d.) besiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigestanden, und zwang sie, ihm die griech. Städte und Inseln Asiens zu überlassen. Dagegen begünstigte er die Athenienser und wußte überhaupt die Griechen unter sich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von s. Sohn Ochus getödtet. Dieser folgte ihm unter dem Namen 3) Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönicier und Ägypter wieder zum Gehorsam gebracht und große Grausamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Ägypten ließ er unter Anderm den Apis schlachten und sich zum Mahle bereiten), ward er von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus seinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, von der Geburtsstadt seiner Mutter, einer Lydierin, der Daldianer genannt, ein griech. Schriftsteller aus Ephesus im 2. Jahrh. nach Chr. Er beschäftigte sich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm zwei Schriften darüber, wichtig für Den, der sich über diesen Gegenstand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingestreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueste kritische Ausg. v. Reiff (Leipzig 1805).

Artemis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Karien, Schwester und Gemahlin des Mausolus, dessen Tod sie auf die zärtlichste Art betrauerte und dem sie in ihrer Hauptst.

Halikarnaß ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaris, Skopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergespann, welches die kegelförmige Spitze desselben zierte. Vitruv glaubt, daß auch Praxiteles daran gearbeitet habe. Nach Artemisias Tode vollendeten es die Künstler unentgeltlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es bestand aus einem länglichen Viereck von 411 Fuß im Umfang, 130 F. hoch. Die Hauptseite war mit 36 Säulen geziert und 24 Stufen führten zum Eingang. Artemisia starb bald nach ihrem Gatten bei dem Denkmal, das sie ihm errichtet hatte, 351 vor Chr. — Eine andre **Artemisia**, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland begleitete und sich in der Schlacht bei Salamis (480 vor Chr.) durch ihre Entschlossenheit und Klugheit auszeichnete.

Artemon, ein Irrlehrer im Anf. des 3. Jahrh., der die Gottheit Christi leugnete und ihn für einen bloßen Menschen von seltener Tugend erklärte. Er lebte im Sprengel von Rom, seine Anhänger, die **Artemoniten**, scheinen sich aber auch nach Syrien hin verbreitet zu haben. Noch in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. verloren sie sich unter andern Gegnern der Trinitätslehre. (Vgl. **Antitrinitarier**.) Samuel Crell trat 1726 unter dem Namen **Artemonius** als Gegner derselben Lehre auf. 31.

Arterien, s. **Adern**.

Arthritisch (a. d. Griech.), wörtlich, mit Gliederschmerzen behaftet oder gichtisch. Die Arthritis, Gicht, ist eigentlich eine Krankheit des Mannesalters (s. **Alter**) und hat ihren Grund in dem angefangenen Rückgang oder Abwärtssteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Systeme der Knochenbildung und der Absonderungen. Hier äußert sich aber deßhalb auch die diesem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abscheidung des überflüssigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen) erdigen Stoffs, theils bei mangelnden Naturkräften unregelmäßig erscheint und wiederkehrt, auch wol anstatt den überflüssigen Knochenstoff durch die Ausscheidungswerkzeuge aus dem Körper zu schaffen, denselben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern sich anhäufen und daselbst behaupten läßt, woher alsdann die Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancher Art entstehen. Zur Ausbildung der arthritischen Krankheit scheinen zwei Ursachen am meisten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünstung. Der häufige Genuß des Weins, besonders säuerlicher Weine, ebenso der gewöhnliche Gebrauch sehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speisen trägt ohne Zweifel sowol durch Überfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutsystem erregende Wirkung dieser Genüsse zur Entstehung der Arthritis am meisten bei, indem der Überfluß an Nahrungsstoffen von dem völlig ausgebildeten Körper nicht gebraucht und von den weniger kräftigen Verdauungswerkzeugen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in dem Knochensystem vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritische Krankheit kündigt sich in diesen Fällen bei noch vorhandener Wirksamkeit der Naturkräfte als regelmäßig wiederkehrendes **Podagra** (s. d.) an. Es entsteht nämlich im Frühjahr, im Herbst, bei Manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geschwollen. Gemeiniglich ist Fieber damit verbunden, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutsystem zurückwirkt. Bei der ärmern Menschenclasse trifft man selten echt podagrische Krankheit an; der Arme, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt und seinen Durst mit einem Krug Wasser befriedigt, selbst der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier

trinken kann, wird selten das Podraga bekommen; allein hier bewirken dann wieder Überfüllung mit schlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von schlecht verarbeiteten Stoffen im Blute und Unterdrückung der Ausscheidung derselben, daher bei gesunkener Lebensthätigkeit in solchen Fällen mehr unregelmäßige arthritische Zufälle, herumziehende Schmerzen, Absetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Masse in den Gliedern und die auffallendsten Verunstaltungen derselben entstehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und **Rheumatismus** (s. d.) werden häufig mit einander verwechselt, sind aber ganz von einander verschieden. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannesalter an; Rheumatismus ist ein entzündlicher Zustand im System der Muskeln und Sehnen, bei der Arthritis ist dieser Zustand im System der Gelenke, Gelenkkapseln und der Knochen, folglich hat bei erstern der Schmerz seinen Sitz mehr in den Muskeln und erstreckt sich nach deren Lauf, wechselt auch mehr in Ansehung des Ortes; bei letzterer ist der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus ist auch an sich nicht mit den erdigen Geschwülsten und Anhäufungen begleitet wie die Gicht. Man hat bei der letztern sogar beobachtet, daß der arthritische Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelassen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt sein; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechsel des Alters die Krankheitsanlage selbst von dem Muskelsystem auf das Knochensystem und deren Gelenke fortwandert. Ist die Natur nicht kräftig genug, einen regelmäßigen Ausbruch der Gicht zu bilden, ist der Mensch zu alt oder wird die Krankheit in ihrem Verlauf gestört, so ergreift sie auch wol innere Theile, den Magen, die Lungen, das Gehirn, und erregt oft tödtliche Zufälle. Über die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Lebensweise herrschen noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podraga, gar nichts zu brauchen sei; Andre hoffen Alles von der Zusammensetzung eines abführenden Trankes; wieder Andre glauben im Fasten und Wassertrinken ihr Heil zu finden; Andre suchen es, von Brown's einseitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt in die Classe der asthenischen Krankheiten setzte, im Arrak. Es gibt aber kein eigentliches Mittel gegen Gicht und Podagra, als die sorgfältige Behandlung eines vorsichtigen Arztes, der, im Besitz der richtigen Ansicht von der Krankheit, das Lebensalter und die Leibesbeschaffenheit des Kranken, die Äußerungen der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Systems, die Lebensart und Diät, und endlich die Natur der Zufälle selbst genau beobachtet. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Wassertrinken und Gebrauch kühlender Mittel höchst nöthig sein, welche einem andern schädlich, ja tödtlich werden können; ebenso umgekehrt mit erhitzenden, schweißtreibenden und andern Mitteln. Ob das in neuerer Zeit berühmt gewordene Pradier'sche Gichtmittel sich als heilsam bewähren wird, muß noch durch mehre Erfahrungen bestätigt, die Zulässigkeit seiner Anwendung aber in jedem einzelnen Falle von einem Arzte bestimmt werden. H.

Arthur oder **Artus**; Fürst der Siluren im 6. Jahrh., ein altbritischer Nationalheld, dessen Geschichte die Ritterpoesie ausgeschmückt hat, war, nach dem Bericht Gottfrieds von Monmouth, der wahrscheinlich aus Wistace's Reimchronik, „Brut d'Angleterre", schöpfte, der Sohn der Fürstin Ingarna von Cornwales, gezeugt von dieser im Ehebruch mit Uther Pendragon oder Oberfeldherrn der Briten, und geb. um 453 n. Chr. Er folgte 516 seinem Vater in der Feldherrnwürde und verrichtete jetzt gegen die Sachsen, Scoten und Picten jene glänzenden Heldenthaten, die ihn berühmt gemacht haben. Er vermählte sich mit der vielbesungenen Gunnievre oder Ginevra (Guanhumara), aus dem Hause Cador's, Herzogs von Cornwales, stiftete den berühmten Ritterorden der Tafelrunde, und

herrschte, von einem glänzenden Hofe umgeben, 12 Jahre in Frieden. Darauf lassen ihn die Dichter Dänemark, Norwegen und Frankreich erobern, die hispanischen Riesen erschlagen und nach Rom ziehen, von dort aber, wegen der Treulosigkeit seines Neffen Modres und seiner Gemahlin, zurückeilen, die Aufrührer besiegen, aber an seinen Wunden 542 auf der Insel Camlan, wo man unter König Heinrich II. sein Grab gefunden haben will, sterben. Hume hält die Sage für historisch begründet.

Artigas (Don José d'), Insurgentenanführer am Platastrome, geb. zu Monte-Video um 1755, war k. span. Capitain, trat aber, nach einem Streite mit dem portug. Gouverneur zu S.-Sacramento, 1811 in die Dienste der eben entstandenen Junta von Buenos-Ayres, die ihn zum Führer eines Armeecorps ernannte, mit welchem er die königl. Armee bei Las Piedras gänzlich schlug. Hierauf unterstützte er die Belagerung von Monte-Video, indem er die Bewohner des östlichen Plataufers (der Banda oriental), ein wildes Hirtenvolk, die Gauchos, für die Sache der Unabhängigkeit bewaffnete. Er veranlaßte dadurch einen Vergleich zwischen dem Cabinet von Rio-Janeiro und der Regierung von Buenos-Ayres. Allein bald machte ihn sein Stolz dem Director Puyerredon verdächtig, und er zerfiel mit der neuen Republik. Daher zog er sich mit seinen Truppen von Monte-Video zurück. Dieses Abfalls wegen wurde er von der Regierung zu Buenos-Ayres für ehrlos erklärt und ein Preis von 6000 Franken auf seinen Kopf gesetzt. Nun trat er als Feind der Republik an die Spitze des ihm ergebenen Hirtenvolks und bemächtigte sich der Banda oriental. Allein die Portugiesen unter Lecor besetzten im Dec. 1816 Maldonado und nahmen bald darauf Monte-Video. A. führte nun mit den Portugiesen und den Truppen von Buenos-Ayres einen Guerillakrieg, worin er anfangs viele Vortheile erkämpfte. Allein 1818 wurde er geschlagen; doch war der Director Puyerredon geneigt, sich mit ihm zu vergleichen. Als aber Puyerredon mit den europ. Mächten zu unterhandeln und eine erbliche Regierungsform in Buenos-Ayres einzuführen gedachte, vereitelte diesen Plan die Partei der Republikaner, welche jetzt mit Artigas sich verbanden. Das Heer, welches Puyerredon gegen ihn abschickte, trat auf die Seite der Republikaner und Puyerredon rettete sich durch die Flucht (1820). Indeß konnte Artigas sich in Buenos-Ayres nicht behaupten, wo Rodriguez an die Spitze der Regierung kam und seine Anhänger vertrieb. Nun zog sich A. nach Paraguay zurück. Hier nahm ihn der Director Francia, ehemals sein Feind, mit Auszeichnung auf. A. wohnte seitdem im Kloster des heil. Franciscus und beschloß daselbst sein stürmisches Leben im Nov. 1825. — Als Feldherr zeichnete sich dieser Hirtenkönig durch Muth, Schnellblick und Thätigkeit aus. Seine Gewalt über die Gauchos, deren er etwa 8000 bewaffnet hatte, war unumschränkt, da er ganz ihre wilde Lebensart sich anzueignen verstand und alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens verachtete. Der vorherrschende Hang zu einer ungebundenen, umherschweifenden Lebensart war das Band, das ihn und seine Scharen vereinigte. Er hatte keinen festen Wohnsitz, noch führte er eine förmliche Regierung. Sein Hauptquartier befand sich gewöhnlich in dem kleinen Dorfe Purificacion, am Rio-Negro, das aus Erdhütten oder aus Gezelten von Ochsenhäuten besteht. Er selbst ließ sich von einem abtrünnigen Priester, Monterosa, leiten, der nach Paine's Ideen die reine Demokratie für die beste Staatsform hielt.

Artikel, das Wort, welches in einigen Sprachen dem Substantiv (Hauptworte) vorgesetzt zu werden pflegt, und wodurch dieses als selbständig, seiner Art oder Gattung nach, bezeichnet wird. Man unterscheidet daher einen bestimmten und unbestimmten, richtiger einen bestimmenden und einen nicht bestimmenden Artikel (im Deutschen der, die, das und ein, eine, ein). Die lateinische und mehre andre Sprachen haben den Artikel nicht; wenn er aber aus diesem Grunde auch nicht zu

den wesentlich nothwendigen Theilen der Rede (**partibus orationis**) gehört, so ist er doch der großen Mehrzahl der gebildeten Sprachen unentbehrlich und hat daher in den Lehrbüchern derselben einen Platz unter den wirklichen sogenannten Redetheilen erhalten. Die von den Sprachreinigern versuchte Übersetzung: Geschlechtswort, ist nicht zu billigen, da das Geschlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu schaffen hat, der Umstand aber, daß der Artikel sich nach dem Geschlechte eines Wortes ändert, nichts ihm Eigenthümliches ist, sondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch stattfindet. Der Artikel ist übrigens für die deutsche Sprache besonders dadurch wichtig, daß er die mangelhafte Beugung der Hauptwörter (Declination) ersetzen hilft.

Artillerie bezeichnet 1) und eigentlich die Wissenschaft, das schwere Geschütz möglichst zweckmäßig gegen den Feind zu brauchen, wie schon das Wort Artillerie (v. d. Lateinischen **ars tollendi**, die Kunst, schwere Körper fortzuschleudern) etwas Ähnliches ausdrückt. Diese Wissenschaft ist der Inbegriff einer Menge andrer, ohne die sie nur Stückwerk sein würde. Außer der genauen Kenntniß der Einrichtung aller Gattungen von Geschützen, Munitionswagen u. s. w. muß man die Gründe kennen, warum ihre jetzige Einrichtung, ihre Materialien, deren Verfertigung und Aufbewahrung zweckmäßig sind. Dem Artilleristen ist eine ebenso genaue Bekanntschaft mit den Bestandtheilen, Gattungen, der Fabrication, Wirkung und Aufbewahrung des Schießpulvers, der Weise, wie alle zur Munition gehörige Dinge angefertigt und behandelt werden, der Bahn und Kraft jeder Gattung von Geschossen, der nöthigen Ladung und Richtung nach den verschiedenen Entfernungen, der Wirkung aller Schußarten, und die Kunst, Alles dies zum Schießen selbst zu benutzen, unumgänglich nöthig. Er muß außerdem das Exerciren zu Fuß und zu Pferde, um seine Leute in diesem militairischen Abc zu unterrichten, verstehen. Er muß ferner Pferde, die zum Transport der Geschütze und zum Berittenmachen der reitenden Artillerie gebraucht werden, in jedem Sinne zu behandeln, die Geschütze zu bespannen, mit ihnen zu fahren und auf jedem Terrain zu manoeuvriren, auch plötzlich vorkommende Beschädigungen für den Augenblick haltbar auszubessern wissen, und mit der ganzen Taktik, besonders mit der Eigenheit jedes Terrains und der Weise, dasselbe am zweckmäßigsten zur Aufstellung von Geschützen zu benutzen, bekannt sein. Er muß endlich jeden Terraingegenstand mit seiner Waffe anzugreifen oder zu vertheidigen im Stande sein und genaue Kenntniß vom Festungskriege und der ganzen Fortification haben, besonders aber Batterien und andre Feldwerke zu bauen praktisch geübt sein, um hierdurch vor den festen Plätzen und durch Aufstellung der Geschütze in denselben den Ingenieur bei dem Angriff wie bei der Vertheidigung derselben bestmöglichst zu unterstützen. Außerdem hat der Artillerist oft noch die Anordnung der Fanale und andrer Signale zur Kriegszeit, die Fertigung der Lustfeuerwerke im Frieden u. A. m. zu besorgen. Alles dies läßt sich nicht allein durch die Erfahrung nach und nach erlernen, sondern es muß das Studium von Hülfswissenschaften vorausgehen. Die Mathematik (besonders die Lehre von den Curven wegen der Berechnung der Flugbahn der Geschosse), Physik und Chemie zum Verstehen der Wirkung des Pulvers und zur Anfertigung der Munition nebst Zubehör, sowie aller Feuerwerkskörper, sind höchst nöthig; die Mechanik ist zu denselben Zwecken, zum Verstehen einer richtigen Theorie vom Fuhrwerk, und wenn es gilt, große Lasten zu bewegen wie bei vielen andern Gelegenheiten sehr nützlich. — Von der Wissenschaft trug man das Wort Artillerie 2) auf sämmtliche schwere Geschütze über, die man collectiv ebenfalls durch dasselbe bezeichnet. Über einzelne Gattungen der Geschütze wird in besondern Artik. das Nöthige gesagt werden. (S. auch **Ballistik**, **Parabel**, **Visir** u. a.) — Die Eintheilung der Artillerie in Belagerungs=, Festungs=, grobe oder schwere und leichte oder Feldartillerie bezeichnet schon die Benen=

nung. (Vgl. Geschütz.) Unbestimmter ist die Eintheilung in Linien-, Positions- und Reserveartillerie, obgleich man unter ersterer meist auch die Geschütze von leichterm Kaliber, die, den Truppenabtheilungen beigegeben, die Schlacht eröffnen und auf der ganzen Linie gebraucht werden, unter Positionsgeschütz aber die mehr zur Entscheidung im kritischen Moment anzuwendenden, unter Reserveartillerie die unter einem Befehlshaber und an einem schicklichen Ort vereinten Batterien begreift. Stets sind die schweren Batterien, meist auch einige reitende, bei dieser Reserve befindlich. 3) Versteht man unter Artillerie alle Mannschaft, die zur Bedienung der Geschütze gebraucht wird, sowie alle Einrichtungen bei derselben. In diesem Sinne bildet die Artillerie, im Gegensatz zum Fußvolk und der Reiterei, die dritte Waffengattung jedes wohleingerichteten Heers. Die innere Einrichtung dieses Truppentheils hier zu erklären, ist wegen der großen Verschiedenheit, die fast in allen Staaten dabei stattfindet, unmöglich; doch sind die Artilleristen überall in Compagnien, deren Stärke jedoch auch verschieden ist, vertheilt, und 10, 12 bis 16 solcher Compagnien bilden eine Brigade oder ein Regiment. Ebenso hat man fast überall zwei Hauptabtheilungen dieser Waffe, nämlich Fußartillerie und reitende. Die Fußartillerie, die sich zur reitenden gewöhnlich wie 3 oder 4:1 verhält, hat zur Bedienung der Geschütze Leute, die nach Art der Infanterie bewaffnet und bekleidet sind und den Marsch zu Fuß machen; die Mannschaft bei der reitenden Artillerie ist dagegen beritten und gleich den Cavaleristen bewaffnet. Der Vortheil der letztern ist, daß sie schnell von einem Punkt zu dem andern, wo man sie zur Entscheidung bedarf, bewegt werden und den Feind dort überraschen kann. Seit 1759, wo Friedrich der Große bei Landshut zuerst reitende Batterien organisirte, hat diese Waffe ihre Zweckmäßigkeit in jedem Feldzuge mehr bewährt. Die Östreicher und, irren wir nicht, die Baiern, haben als Surrogat derselben einigen leichten Batterien Wagen beigegeben, die nach Art der Wurstwagen eingerichtet sind, und auf denen die Bedienungsmannschaft der Geschütze denselben nachfährt. In neuester Zeit hat selbst die leichte Fußartillerie, wenigstens bei der preuß. Armee, einen Theil des Charakters der reitenden angenommen, indem die Einrichtung getroffen ist, daß sämmtliche zu einem Geschütz gehörige Mannschaft theils auf den Pferden der Bespannung, theils auf der Protze und Laffette Platz zum Sitzen findet und es so möglich wird, daß diese Geschütze, mindestens kurze Strecken, mit derselben Schnelligkeit als die reitende Artillerie zurücklegen können. Man hat daher auch den Nutzen der reitenden Artillerie überhaupt angefochten, ein Streit, in den einzugehen uns der Raum verbietet.

Wenn auch die innern Einrichtungen der Artillerie verschiedener Armeen höchst ungleich sind, so findet das doch nicht bei den Foderungen, die man an jede machen kann, statt, und man darf nach der jetzigen Ausbildung dieser Waffe von jeder Artillerie verlangen, daß ihre Geschütze möglichst zweckmäßig eingerichtet sind, d. h. mit der Fähigkeit, weit und richtig zu schießen, Leichtigkeit, Dauer und Wohlfeilheit verbinden, daß die Bespannung gut, das dazu gehörige Geräth zweckmäßig und dauerhaft und die Mannschaft mehr ausgebildet sei als die Soldaten andrer Truppengattungen, besonders aber, daß die Officiere unbedingt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung besitzen müssen. Fertigkeit im Schießen, Treffen und Manoeuvriren, durch besondere Übungen erlangt, und genaue Bekanntschaft mit möglichst zweckmäßiger Fertigung der Munition versteht sich von selbst. Legt man diesen Maßstab bei Beurtheilung der verschiedenen europäischen Artillerie an, so findet man, daß die preußische sich durch gute Einrichtung der Geschütze, höchstmögliche Ausbildung der Leute und Officiere und sehr gute Bespannung auszeichnet, wenn auch wegen der entschiedenen Tendenz der Sparsamkeit am Geschirr, Wagen, kurz dem ganzen Materiale Manches nicht so gut gefertigt ist als es wol sein sollte. Ähnliches gilt von dem östreichischen Geschützwesen, an dem man

bei der ausgezeichnetsten Ausbildung des Corps und bei großer Fertigkeit im Treffen die wegen des Wunsches der Leichtigkeit zu kurzen Röhre und die schwache Bespannung tadelt. In neuester Zeit soll ein östreich. Racketiercorps, von einem Obristlieutenant Augustin commandirt, wissenschaftlich und praktisch die engl. Racketenwerfer eingeholt und sogar überholt haben. Die russische Artillerie zeichnet sich durch schöne, 1811 neu gegossene Geschütze, durch vortreffliches Material und eine, wenn auch nicht gelehrte, doch zum Feldgebrauch hinlänglich ausgebildete Mannschaft aus. Sie feuert rasch und gut, obgleich der Grundsatz, daß ein Artillerieofficier, der seine Geschütze verliert, dadurch entehrt ist, und die Erlaubniß, nach verfeuerter Munition das Schlachtfeld verlassen zu dürfen, oft ein zu vorsichtiges Benehmen und übertrieben rasches Feuer veranlaßt. Die französische Artillerie hat von jeher den Ruf großer geistiger Bildung behauptet und die Wissenschaft verdankt ihr viele Bereicherungen. Indessen hindert die Einrichtung, daß nach dem Gefechte ein besonderer Train die Geschütze übernimmt und die Bedienungsmannschaft compagnieweise besonders marschirt, die Beweglichkeit bedeutend, und die gemeinschaftliche Erziehung der Officiere nach einerlei Grundsätzen in den Artillerieschulen gibt ihnen mehr Pedantisches, rücksichtlich des einmal Angenommenen, als sonst im franz. Charakter liegt. In den letzten Kriegen zeichnete sich diese Artillerie mehr durch Kriegserfahrung und sehr geschickte Benutzung des Terrains als durch ausgebreitete theoretische Kenntnisse aus. Die englische Artillerie besitzt das schönste Material unter allen; doch ist die Bedienung der Geschütze weniger gut, da die Artillerieschulen schlechter als in andern Staaten sind, und das Artilleriecorps nur todte Maschine ist, die das Befohlene ausrichtet, während eine Commission gelehrter Männer in Woolwich alle Neuerungen leitet und gebietet, also den Kopf bildet, während die Artillerie selbst den Körper ausmacht. Bekanntlich zeichnet sich diese Artillerie durch die Erfindung der Congreve'schen Racketen (s. d.) aus. Individuell sind sie den Briten dadurch nützlich, daß sie die Elefanten und Pferde ihrer Gegner in Indien leicht scheu machen, daß sie, in Seegefechten an die Takelage des Feindes geworfen, dort hängen bleiben und viel Schaden anrichten, und daß sie bei Beschießung von Seestädten die Mörser entbehrlich machen, die auf der See wegen des Schwankens der Schiffe sehr unrichtig treffen und die letztern wegen des Stoßes nach unten bedeutend beschädigen. Bei den Kriegen in Indien führt die engl. Artillerie leichte Kanonen auf Elefanten, die gegen Reiterei besonders wirksam sind. Die sächsische Artillerie übertreibt fast die vortrefflichste Einrichtung an ihren Geschützen und hat für die Wissenschaft sehr viel geleistet. — Über die Literatur der Artillerie s. Militairliteratur. 32.

Artischocke (Cynara), eine Pflanzengattung aus der 19. Classe Linné's. Die Gestalt ist distelähnlich, der bauchige Kelch besteht aus fleischichten, ausgeschnittenen, in eine Spitze auslaufenden Schuppen, die dachziegelartig übereinander liegen; die Blümchen sind einander gleich und die Samen länglich viereckig, mit platt aufsitzender Haarkrone. Man hält Asien für das Vaterland. Von der gemeinen Artischocke (C. scolymus), mit theils gefiederten, theils ungetheilten, ziemlich stachlichten Blättern, eirunden Kelchschuppen und blauer oder weißer Blüthe, kennt man drei Spielarten: die große englische, die stachlichte und die glatte Artischocke, welche alle, vornehmlich aber die letztere, in unsern Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich eßbare Theil ist der dicke fleischige Blumenboden. Die Vermehrung geschieht am besten durch Ableger von den Wurzelsprossen im März. Der viele Eiweiß- und Zuckerstoff der Pflanze macht sie sehr nahrhaft, besonders für Kranke. Ihr flüchtiges Princip befördert ihre Verdaulichkeit.

Arundelianische Marmor, s. Marmorchronik.

Arusper (Haruspex, und in der Mehrzahl Haruspices) waren bei den

Römern gewisse Priester, welche aus den Opferthieren und den Eingeweiden derselben die Zukunft zu erforschen vorgaben. Außerdem achteten sie auch auf die das Opfer begleitenden Umstände und weissagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthieres u. s. w. Sie stammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Ansehen bis auf den Kaiser Constantin (337 nach Chr.), der alle Wahrsagerei bei Todesstrafe verbot. Ihre Anzahl belief sich zuletzt auf 70; ihr Vorsteher hieß Summus aruspex oder Magister publicus.

Arzneikunde, 1) die Summe von Kenntnissen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten ihrem Entstehen, Verlauf und Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterscheiden und zu behandeln, um sie zu heilen oder doch zu lindern; 2) im engern Sinne die Kenntnisse der Arzneien und ihre Anwendung auf den kranken Körper. S. **Medicin** und Kurt Sprengel's „Vers. e. pragmatischen Gesch. der Arzneikunde" (2 Thle., 3. A., Halle 1823).

Arzt, Derjenige, welcher im Besitz aller zur Erhaltung der Gesundheit und Abwehrung oder Erkenntniß und Heilung der Krankheit gehörigen Wissenschaften und der Kunstfertigkeit sie anzuwenden ist. Der Besitz der Heilwissenschaft allein macht den theoretischen, der Übergang des Wissens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach diesem Ziele, den praktischen Arzt, den Heilkünstler. Der wahre Arzt in diesem Sinne muß also nicht bloß im Besitze der Heilwissenschaft, sondern auch der Heilkunst sein. Beide stehen in gleichem Verhältniß, wie Wissenschaft und Kunst (im höhern Sinne) überhaupt. Wissenschaft erzeugt und leitet die Idee, Kunst sucht diese in der Wirklichkeit herzustellen. Die Kunst muß da, wo die Wissenschaft nur allgemeine Gesetze angibt, die Regeln für den bestimmten Fall selbst erfinden, vorzüglich in den Fällen, wo der Verstand nicht nach einfachen und ganz bestimmten Grundsätzen, sondern nach vielen zusammengesetzten und veränderlichen Umständen schließen, wo er sich statt der Gewißheit oft mit Wahrscheinlichkeit begnügen muß. Die Kunst beruht demnach auf Genie, als dem höchsten Grade selbstschaffender Geistesthätigkeit überhaupt, oder dem harmonischen Verein von vorzüglichem Verstand und thätiger Einbildungskraft, als Schöpferin neuer Ideen. Gegenstand der Heilkunst ist der Mensch als lebendes geistiges Wesen, und welche unendliche Mannigfaltigkeit beut die Individualität der Menschen dar, welche Verschiedenheit im Stande der Gesundheit, welche Abweichungen von diesem Stande, durch Alter, Geschlecht, äußere Einflüsse, innere Geistesbewegungen bestimmt. Hier gibt die Wissenschaft dem Verstande nur wenige bestimmte, aber desto mehr schwankende, bedingte, zusammengesetzte Grundsätze; in vollem Maße muß die Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, die Grade der Wahrscheinlichkeit zu messen und schnell das Richtige zu bestimmen, hervortreten. Die Heilkunst erfodert also ebensowol Genie als die Kunst überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wissenschaft hier schon so groß, der Spielraum der Kunst aber unermeßlich ist. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht sowol auf Genie im gewöhnlichen Sinne und auf einer vorwaltenden besondern Fertigkeit oder Geistesfähigkeit, sondern vielmehr auf höherer Genialität, auf dem Verein aller Geisteskräfte in vorzüglichem Grade, besonders des Verstandes und der Einbildungskraft. In Rücksicht des erstern muß der Arzt philosophisches, in Rücksicht des zweiten dichterisches Genie besitzen. Der philosophische Geist führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüsse und endlich zu allgemeinen Grundlagen. Das Dichtergenie zeigt sich bei dem Arzte dadurch, daß er, wo die Wissenschaft für den besondern Fall nicht hinreicht, durch selbstschaffende Thätigkeit der Einbildungskraft sich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen schafft, nicht nach dem Lehrbuche der Wissenschaft, sondern für das Individuum den Heilplan schnell entwirft. Was

die Ausbildung des Arztes betrifft, so bezieht sie sich auf Erlernung der Wissenschaft und Übung der Kunst. Die erstere erfodert die Einsammlung aller zur **Medicin** (s. d.) gehörigen Kenntnisse. Kein Theil der Arzneikunde und keine ihrer Hülfswissenschaften darf davon ausgeschlossen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entstehen soll. Man hat darüber gestritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben oder mit ihr vereinigt werden soll. Es leidet aber keinen Zweifel, daß in der theoretischen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt ist und bleiben wird. Die Kunstbildung beruht, wie oben gezeigt wurde, auf natürlicher Anlage. Wo diese fehlt, da findet nie die Kunst sich ein. Das Genie des Arztes ist das Band, welches die Wissenschaft mit der Natur vereinigt; es ist der Lichtstrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn schnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wissenschaft auf die Mannigfaltigkeit der einzelnen Fälle paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geschärft werden durch öftere Anwendung der Wissenschaft auf besondere Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Ähnlichkeit derselben und Unterscheidung ihrer innern Verschiedenheiten, durch Übung im Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derselben, und in Unterscheidung der Grade der Wahrscheinlichkeit u. s. w., wodurch endlich die Kunstfertigkeit entsteht. Die nothwendigsten körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften des wahren Arztes sind folgende: Regelmäßige Bildung des Körpers, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck macht; Gesundheit, insofern sie auf die Wirksamkeit des Geistes und auf die Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Stärke der Sinne, zur schnellen Auffassung aller auf den Kranken sich beziehenden, sinnlich wahrnehmbaren Umstände. Unter den geistigen Eigenschaften sind vorzüglich Scharfsinn, Einbildungskraft, Gegenwart des Geistes, Beobachtungsgabe und Selbstdenken erfoderlich. Unter den moralischen Eigenschaften sind die vornehmsten: Religiosität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl bestürmenden widrigen Erfahrungen, unerläßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühseligkeiten des ärztlichen Berufs und der Schwächen des Kranken, und nöthig zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs genügen zu können; Verschwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit u. s. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus den Begriffen des Zwecks und des Gegenstandes seiner Thätigkeit. Die kostbarsten der irdischen Güter übergibt ihm der Mensch: er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit. Der Arzt muß daher die Höhe des jedesmaligen Standpunkts der Arzneikunde zu erreichen streben, also beständig fortstudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen andrer Ärzte und mit den Bereicherungen der stets fortschreitenden Wissenschaft und Kunst sich bekanntmachen, er muß treu und sorgfältig in Ausübung seines Berufs sein, er muß über Das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältnissen desselben sieht, Verschwiegenheit beobachten u. s. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt sich gleichfalls aus dem Zwecke der Heilkunst ableiten. Das Publicum erwartet von dem Arzt, als wissenschaftlichem Künstler, Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit. Vor dem Arzt gilt kein Ansehen der Person; Fürst oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menschen sind ihm gleich. Als Kranke können sie nur insoweit Rücksicht auf äußere Verhältnisse verlangen, als solche auf den Heilzweck Einfluß haben. Der Arzt, welcher sich von den äußern Verhältnissen des Kranken, von eigennützigen Rücksichten bestimmen läßt, verkennt seine Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen den Arzt ist größer als bei jedem andern Künstler. Hierunter verstehen wir jedoch nicht die eigentliche Bezahlung, als welche nach gewissen Bestimmungen

festgesetzt sein kann, sondern das Gefühl und die Überzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künstler für das Publicum arbeiten, er muß diese Arbeit zu jeder Zeit, sobald es die Noth erfodert, selbst unter Umständen, die ihm unangenehm, beschwerlich, die oft sogar gefahrvoll für ihn sind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Gesundheit Andrer zu erhalten, seine Ruhe und seinen Lebensgenuß, ja seine eigne Gesundheit und sein Leben wagen. Wie reichlich daher die Dienste des Arztes auch bezahlt werden mögen, so bleiben ihm immer noch die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit Derer, für die er arbeitet. Halbwisser und Witzlinge beschuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unsicherheit, weil sie die natürlichen Grenzen derselben nicht kennen, und weil es überhaupt leichter ist, über eine Kunst zu spotten als sie richtig zu beurtheilen. Was von Natur unheilbar ist, vermag kein Arzt zu heilen, was Alter allmälig herbeiführt, kann Krankheit schnell herbeiführen. Ob die Natur oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann Derjenige freilich nicht einsehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und die Grenzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher er lieber dem Zufall zuschreibt, was eine Wirkung der Arzneimittel ist. — Der Arzt steht gegen den Staat im Verhältnisse eines der ersten Staatsdiener. Diese Würde kommt ihm zu sowol wegen der nicht gemeinen Talente und der Summe von Kenntnissen, die ihm nöthig sind, wegen der Wichtigkeit seiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit seiner Kunst. Der Staat wird nur erhalten von seinen gesunden Bürgern, wird nur vertheidigt von gesunden Soldaten, regiert von gesunden Beamten. Je mehr Kranke, desto schwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, desto länger muß der Staat diesen Bürger entbehren. Es erfodert daher das erste Interesse des Staats, für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen. Darum liegt ihm ob, für die Ausbildung echter Ärzte Sorge zu tragen, die Unwürdigen von Ausübung der Arzneikunst abzuhalten, also auf die hinlängliche Prüfung der Ärzte, auf die Fortschritte derselben zu sehen, die Entweihung der Kunst von Pfuschern aller Art zu verhüten, für die Sicherung des Lebensunterhalts der Ärzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. Doch wird hier das Verhältniß zum Staate, wie es sein sollte, angenommen, obgleich die Erfahrung in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachlässigt, theils Selbstsucht und kleinliche Rücksichten dem Arzte die Würde schmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As, in der Musik die neunte Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter von c an gerechnet, wenn sie zu f die kleine Terze macht; ist sie die große Terze zu e oder die Quinte zu cis, so wird sie gis genannt. As-dur s. A., auch Ton und Tonart. — Ferner ist As 1) ein Apothekerpfund, s. Apothekergewicht; 2) ein Dukatengewicht, der 70ste Theil eines Dukatens; 3) ein bekanntes Kartenblatt; 4) eine altrömische Münze, die in den verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen Werth hatte,

Asbest, ein Mineral von grünlicher und graulicher Farbe, welches gewöhnlich in langen mehr oder minder zarten, entweder gerade- oder krummlaufenden Fasern, in schmalen, den Serpentin durchsetzenden Gangtrümmern, besonders in Savoyen, Piemont, Tirol, Salzburg, auf Corsica, Cypern, Candia, in Ungarn, am Ural, zu Reichenstein in Schlesien, Zöblitz in Sachsen u. s. w., vorkommt. Es ist sehr weich, biegsam und leicht. — Von den Alten wurde dies Mineral und besonders die Amianth genannte Abänderung desselben zur Anfertigung der unverbrennlichen Leinwand gebraucht. Zu dem Ende wurde der A. im warmen Wasser eingeweicht, mit den Händen und mit scharfen Kämmen durchgearbeitet, darauf die Fäden durch eine Spindel vereinigt und auf die gewöhnliche Weise gewebt. In neuern Zeiten hat man von dem A. Lampendochte und

Papier gemacht, und auf Corsica soll man denselben unter den Töpferthon kneten, wodurch die Gefäße weniger brüchig werden.

Ascanius, des Äneas und der Kreüsa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja (s. **Äneas**) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrheus gehörigen Hirsch, und verwickelte dadurch seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Äneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden ward und aus Furcht vor Ascanius in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit seinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eignes Reich stiftete, welches jedoch nach seinem Tode mit dem lateinischen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrschte, vereinigt ward.

Ascendenten, Aufsteigende Linie, s. **Absteigende Linie**.

Ascension, s. **Aufsteigung**.

Ascension, St., Himmelfahrtsinsel, ein unbewohntes, nacktes Felseneiland — ein zertrümmerter Vulkan von 6 Meilen in Umfang — im atlantischen Meere (4° W. L., 7° 56′ S. Br.), wo ein trefflicher Hafen die Ostindienfahrer und Wallfischfänger aufnimmt. Fische, Seegeflügel und Turteltauben sind im Überfluß vorhanden; aber an Quellwasser fehlt es gänzlich. Ein magerer Pflanzenwuchs findet sich nur auf einer südöstlichen Anhöhe, doch reicht es kaum für einige Ziegen hin. In einer Felsenspalte gibt es einen Ort (oder ein sogenanntes Seepostamt), wo versiegelte Bouteillen mit Briefen für Schiffe niedergelegt werden, die hier anlanden und in entgegengesetzter Richtung weiter segeln. Ehemals gehörte diese Insel den Portugiesen, welche sie 1501 entdeckt haben; allein 1816 ließen sich hier einige englische Familien von dem 90 deutsche Meilen entfernten St.-Helena nieder, weil ihnen Bonaparte's Aufenthalt daselbst zuviel Unbequemlichkeiten verursachte. Nun wurde Ascension auch von der britischen Regierung militairisch besetzt, und 60 Transportschiffe versorgten die 200 Mann starke Besatzung mit allem Nöthigen vom Cap her. Man legte eine Straße an und baute eine Schanze. 1821 beschloß die Regierung, diesen Militairposten auch ferner zu unterhalten.

Asceten nannte man zu alten Zeiten in der christlichen Kirche diejenigen Personen, welche sich strenger Übungen in der Frömmigkeit befleißigten und sich durch Enthaltung von sinnlichen Genüssen und durch willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen suchten; daher Erbauungsschriften, welche zur Übung des Geistes in der Frömmigkeit Anleitung geben, **ascetische Schriften** heißen. Schon vor Christus u. zu den Zeiten der ersten christl. Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdische **Asceten** (s. **Essäer**) und heidnische unter den Philosophen Griechenlands, besonders unter den Platonikern. Der Ausdruck Ascet ist von dem griechischen Askesis, Übung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetischen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die sich, um desto geschickter zu den Kampfspielen zu sein, vieler Genüsse enthalten mußten. Über den Charakter der christlichen Asceten und die Religionsansicht, die sie leitete, vgl. **Gnosis**, **Heilige**, **Mönchswesen**. E.

Aschaffenburg, das von den Römern angelegte Asciburgum, jetzt Landgericht und Stadt im bairischen Untermainkreise mit 750 H. und 6200 Einw., am Main und Aschaff, war vormals mit seinem Gebiete kurmainzisch und der Jagdaufenthalt des mainzer Kurfürsten, in einer so schönen Gegend und mit einem so schönen Schlosse, daß Gustav Adolf von Schweden, der es bei seinem Zuge nach dem Rhein in Besitz nahm, sich wünschte, solches nach Schweden am Mälersee mit der Aussicht zaubern zu können. Nach der Auflösung des kurmainzischen Staats 1801 wurde Aschaffenburg der Sommersitz des Fürsten Primas nachherigen Groß-

herzogs von Frankfurt. — Das im Viereck angelegte Schloß hat eine Aussicht in das Bachgau, in das Großherzogthum Hessen und den Main hinab nach Frankfurt. Den ehemaligen Kurfürsten verdankt es sein gut dotirtes Hospital, dem verstorb. Großherzog sein Forstlehrinstitut (jetzt Nationalforstlehranstalt für ganz Baiern), der baierschen Regierung, daß es jetzt Sitz eines Landgerichts, eines Rentamts, eines Kreisgerichts und eines Polizeicommissariats ist, der gemeinschaftlichen Fürsorge seiner vormaligen geistlichen Regierung und der jetzigen bairischen, die, kraft der Übertragung Östreichs an Baiern 1814, als Theil der Entschädigung für dessen Abtretungen am Inn, in Salzburg und Tirol rc., der großherzoglich frankfurtischen folgte, ein wohleingerichtetes Lyceum, Gymnasium, geistl. Seminarium, Institut der engl. Fräulein für die Erziehung der weibl. Jugend, phelloplastisches Cabinet, eine Zeichen- und Modellirschule, Bibliothek und Gemäldesammlung. Da man hier wohlfeil lebt, so haben sich viele pensionirte Staatsdiener daselbst niedergelassen. — Das Fürstenthum Aschaffenburg entstand aus dem Vicedomamte Aschaffenburg und verschiedenen ehemals mainzischen Ämtern, aus dem Amt Orb und dem würzburgischen Amte Aura im Sinngrund. Zwei herrliche Waldungen, Spessart und Odenwald, liegen im Fürstenthum mit ihrem Hauptumfange und erlangten eine militairische Merkwürdigkeit, als der Freiherr Albini wider die am Main vordringenden Franzosen den großen Baueraufstand im Landsturm schnell und mit Erfolg organisirte.

Asche, der feuerbeständige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückstand, der nach dem völligen Verbrennen organischer Körper übrig bleibt und nicht mehr geschickt ist, das Feuer zu unterhalten. Die Bestandtheile der Asche sind, besonders in Hinsicht auf Zusammensetzung und Gehalt, nach den verschiedenen Körpern, aus denen sie herrührt, verschieden. Die Pflanzenasche besteht vornehmlich aus erdigen und salzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen absondern kann und vegetabilisches oder **Pflanzenalkali** (s. d.) nennt. Je fester und dichter gewebt eine Holzart ist, um so mehr Alkali gibt sie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das ästige Farrenkraut gibt am meisten. Je trockener die Gewächse geworden, desto weniger liefern sie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlensäure bei sich. Es ist daher um so ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Asche entstand und je anhaltender und stärker die Verkalkung des Alkalis geschah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Substanzen kann man es nur durch Krystallisation. (Vgl. **Pottasche**.) Von ganz andrer Beschaffenheit ist die thierische Asche, besonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewisser innerer Zusammenhang; sie enthält keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorsäure führt. — Der Gebrauch der Holzasche ist bekanntlich sehr groß. Seifensieder, Bleicher u. s. w. verbrauchen sie in ungeheurer Menge. Auch gibt sie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aschenkrug, s. Urne.

Aschermittwoch, der erste Tag der vierzigtägigen Fasten, welche die römische Kirche kurz vor Ostern hält. Er hat diesen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, sich mit Asche zu bestreuen, welches an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll. Man pflegte vormals an diesem Tage zu beichten, kasteiete sich die Fasten hindurch und ging hierauf Ostern zum Abendmahl.

Äschines, ein berühmter Redner zu Athen, geb. um 393, gest. um 323 v. Chr., brachte, als der Sohn armer Ältern, seine Jugend unter dem Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an dessen Gaukeleien, besonders bei den Bacchusfesten, Theil nahm. Durch den erhaltenen Beifall ermuntert, ward er Schauspieler, erlangte das Bürgerrecht, mischte sich in die Staatsangelegenheiten, hörte den Plato und Isokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demosthenes, den er jedoch an

Kraft und Nachdruck nicht erreichte, so vortheilhaft er sich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Allmälig verlor er die Gunst des Volks und flüchtete nach Rhodus und Samos, wo er bis an sein Ende rhetorischen Unterricht ertheilte. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. Sie stehen in den Sammlungen von Aldus, Stephanus und Reiske (3. u. 4. Bd.). — Äschines, der Philosoph, ebenfalls aus Athen, der zum Unterschiede von jenem auch der Sokratische genannt wird, war ein armer Schüler des Sokrates. Wir besitzen unter seinem Namen noch drei Gespräche: „Von der Tugend", „Vom Reichthum" und „Vom Tode", welche jedoch eine strengere Kritik ihm abspricht. Beste Ausgabe von J. F. Fischer, Leipzig 1786.

Äschylus, der Vater des höhern griechischen Trauerspiels, geb. im 3. oder 4. J. der 63. Olymp. (525 v. Chr.) zu Eleusis in Attika von edlem Stamm. Von seinen Lebensumständen haben wir mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes untergehen, und war begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieser hohen Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestalt erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselben zu betrachten ist. In voller Rüstung (sagt A. W. Schlegel), wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang die Tragödie aus dem seinigen hervor. Er bekleidete sie würdig, und gab ihr einen angemessenen Schauplatz; er erfand den scenischen Pomp, er belehrte den Chor im Gesang und Tanz und trat selbst als Schauspieler auf. Er entfaltete zuerst den Dialog und beschränkte den lyrischen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch einen zu großen Raum einnimmt. Die Charaktere entwarf er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach, aber großartig. Verwickelungen und Auflösungen kennt er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanftere Rührung, das Schrecken herrscht bei ihm; das Haupt der Medusa wird dem erstarrenden Zuschauer entgegengehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist äußerst herb; in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Äschylus hat gleichsam ein ehernes Gewicht; lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Überwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten und vorlängst in den Tartarus, unter die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen und große Dunkelheit. In der Abenteuerlichkeit und Grandiosität seiner Bilder und Ausdrücke gleicht er dem Dante und Shakspeare. Wir besitzen von seinen Tragödien, deren Gesammtzahl auf 70, von Andern sogar auf 90 angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: „Der gefesselte Prometheus", „Die sieben Heerführer gegen Theben", „Die Perser", „Agamemnon", „Die Choëphoren", „Die Eumeniden" und „Die Schutzflehenden". Misvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Sophokles, nach Andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn der Irreligiosität anklagte, verließ Äschylus sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm und er 456 v. Chr. in einem 70jährigen Alter starb. Die geschätztesten Ausg. s. Werke sind: London 1663 und 1664, in Fol., von Stanley; Haag 1745, 2 Bde. in 4., von Paw; u. Halle 1809—21, 5 Bde. (3. Aufl.), von Schütz. Einzelne Stücke haben u. A. her-

ausgeg. Brunck, Hermann, Blomfield u. A. m. Eine genügende Übersetz. s. Tragödien haben wir in unserer Sprache noch nicht. Die Versuche von Fr. L. Gr. v. Stolberg, Conz u. W. v. Humboldt verdienen jedoch Erwähnung. Die ersten Bände einer seit 1822 erschienenen Ausg. des Äschylus mit einem Commentar von Aug. Lafontaine verdienen wegen des nach ganz neuen Grundsätzen veränderten Textes besondere Beachtung.

Asen, s. Nordische Mythologie.

Ashanti, ein kriegerisches Negervolk unweit und auf der Goldküste von Guinea, in der Nähe der britischen Niederlassung Cape-Coast-Castle auf Sierra-Leone, 75 Meil. von Georg de la Mina, das wir durch Bowdich's „Mission from Cape-Coast-Castle to Ashantee" (Lond. 1819), dann durch Jos. Dupuis's „Journ. of a residence in Ashantee" (Lond. 1824), sowie durch den mörderischen Krieg desselben im J. 1824 mit den Briten, in welchem der Gouverneur der genannten brit. Colonie, General Maccarthy, das Leben verlor, kennen gelernt haben. Das Reich der Ashanti ward vor etwa 100 Jahren durch einen glücklichen Eroberer auf eine Art lehnherrlicher Verhältnisse gegründet. Es hat sich vom 6 bis 9° B. und bis zu 20° L. bis zum Flusse Volta ausgebreitet. Der Wohnsitz des Königs ist Kumassi. Das Gesetz erlaubt ihm 3333 Weiber, da auf dieser mystischen Zahl das Wohl der Nation beruht. An seinem Grabe werden seine Kammerdiener und Hofbedienten, über 100, geschlachtet, damit er mit einem standesmäßigen Gefolge in der Unterwelt ankomme. Mehre Negerstaaten unter eignen Fürsten sind von ihm abhängig. Ashanti selbst (660 □M. mit 1 Mill. Einw.) ist ein Theil von Wangara, das außer jenem noch zwei Staaten enthält: Dahome und das mächtige Benin, dessen König 200,000 M. in den Krieg führen kann. Das fruchtbare Benin ist in der Gesittung weiter vorgerückt als Ashanti.

Asiatische Gesellschaften und Museen, gelehrte Vereine zur Erforschung und Sammlung aller auf Asiens Geschichte, Natur-, Länder- und Völkerkunde sich beziehenden Nachrichten. Die drei großen Vereinigungspunkte für die Erforschung Asiens sind London, Paris und Petersburg. Die Royal asiatic society of Great-Britain and Ireland zählt 300 Mitgl., Präsident ist Wynn, Director Colebrooke. Colebrooke hatte sie gestiftet und d. 19. März 1823 eröffnet. Sie gibt „Transactions" heraus (London 1824, Vol. 1, 4.). Ähnliche Gesellschaften haben sich in Asien selbst zu Calcutta, Bombay und Bencoolen gebildet. Seit Will. Jones die gelehrte Gesellsch. in Calcutta (1784) gründete, hat die Erforschung der asiatischen Literatur Riesenschritte gethan. Den Brahmanen ward das Geheimniß ihrer Sanscritliteratur entrissen und ihr Zusammenhang mit der griechischen außer Zweifel gesetzt. Die wichtigsten Hülfsmittel zum genauern Studium der arabischen und persischen Sprache und ihrer Schriftsteller wurden durch den Druck bekanntgemacht; die asiatische Sprachenkunde erhielt eine größere Ausdehnung; selbst die sinesische Literatur trat aus ihrer Verborgenheit hervor. — Die Société asiatique zu Paris ward 1822 von einigen Gelehrten gestiftet. Ehrenvorstand ist der Herzog von Orleans. Sie eröffnete ihre Sitzungen den 21. Apr. 1823, nachdem sie schon im Juli 1822 die Herausgabe des „Journal asiatique, ou recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire, à la philosophie, aux sciences, à la littérature et aux langues des peuples orientaux", begonnen hatte. Der 2. Bd. erschien 1823. Das damit verbundene Museum wurde 1823 errichtet. Die vornehmsten Mitgl. und Herausgeber jenes Journals sind Chézy, Cocquebert, de Montbret, Degérando, Fauriel, Grangeret, de Lagrange, Hase, Klaproth, Abel Remusat, Saint-Martin, Silvestre de Sacy. Letzterer führt im engern Ausschusse den Vorsitz. Bei der Asiat. Gesellsch. in Paris und in London fehlen die Lehrstühle für die orientalischen Sprachen, welche in Petersburg mit derselben Gesellsch. verbunden sind. In London gibt es überhaupt keine solchen Lehr-

stühle, sondern in Oxford und in Cambridge. Die neu errichteten Lehrstühle in Hayleybury sind ausschließend für die Bildung künftiger Beamten in Indien bestimmt, sonst weder Einheimischen noch Fremden zugänglich. In Paris befinden sich Lehrstühle für das Arabische, Türkische, Persische, für den Sanscrit, das Chinesische und Tatarische, bei dem Collège royal und bei der königl. Bibliothek.

Asien — die Wiege des menschlichen Geschlechts, der Völker, Religionen und Staaten, der Sprachen, Künste und Wissenschaften; die älteste und reichste Urkunde der Natur und Geschichte; der lebenvolle Schauplatz der alten Zeit, die sich daselbst noch gegenwärtig in allen Stufen ihrer einseitigen Entwickelung darstellt — liegt im Osten und Norden der alten Welt, geschieden von Australien durch das indische Insel- und Weltmeer (mit den Busen von Bengalen, Siam und Tunkin); von Amerika im Nordosten durch die 14 Meilen breite Cooks- oder Beringsstraße (s. Bering) und im Osten durch die große Wasserwüste des östlichen Welt- oder des stillen Meers (mit dem koreanischen Busen, dem japanischen Klippen- und dem tungusischen oder ochotzkischen Meere); von Afrika durch das arabische Meer (mit dem persischen Golf) und den arabischen Busen oder das rothe Korallenmeer mit der Todespforte; von Europa durch den Busen von Asow mit der Straße von Kaffa, durch das schwarze Meer mit dem Bosporus, dem Marmormeere und den Dardanellen, und durch den griech. Archipelagus. Dagegen ist es verbunden mit Afrika durch die um den Sinai herumgelagerten Steppen der Landenge von Suez, und mit Europa (bis zur Ostsee hin) durch die große Wasserstraße der Wolga, welche nebst dem Ural in den kaspischen See fällt, sowie durch den Felsengürtel (wie ihn die Tataren nennen) des Ural und der Werchoturen, der sich unter 77° N. Br. auf Nowaja Semlja erhebt, die Wolgaebene von dem höhern Flachlande Sibirien scheidet und durch einen Ast, den kleinen erzreichen Altai, sich an Hochasien anschließt. Asiens Flächenraum — 768,000 □M. — der sich vom 43° 33′ bis zum 207° 40′ O. L. und vom 9° S. Br. bis zum 78° N. Br., in der größten Breite 900 Meilen und in der größten Länge 1750 M. weit ausdehnt, übertrifft den von Europa viermal. Man unterscheidet a) Südasien (Natolien, Armenien, Kurdistan, Syrien, Arabien, Persien, Indien, Ostindien, Siam, Malacca, Annam, Tunkin, Cochinchina, Laos, Camboja, China, Japan); b) Mittel- oder Hochasien (Kaukasus, Tatarei, Bucharei, Mongolei, Tungusien); und c) Nord- oder Russischasien (vom 44° N. Br. an, Kasan, Astrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imirete, Sibirien mit dem Alpenlande Daurien und Kamtschatka). — Die Mitte dieses Welttheils, wahrscheinlich der älteste Landrücken unsers Erdkörpers, heißt Hochasien. Hier bildet der Bogdo (d. i. die majestätische Höhe des Altai) den Mittelpunkt aller Gebirge. Von dem nördlichen und südlichen Bergrande dieses höchsten und größten Binnenlandes der Erde (mit der 400 Stunden langen und 100 St. breiten, nackten, dürren und wüsten, bald von Glutwinden, bald von Winterstürmen selbst im Sommer heimgesuchten Bergebene Kobi oder Schamo an Chinas nördlicher Grenze), das nur Steppenflüsse und Landseen (kaspisches Meer, Aral-, Baikal- und mehre Alpenseen) hat, zogen die ersten Stämme der Völker, dem Laufe der Ströme in vier Hauptabdachungslinien (Nord-, Ost-, Süd- und Westasien) folgend, nach allen Weltgegenden aus. Wenigstens weist die Wurzelverwandtschaft der indischen, medischen, persischen, slavischen, griechischen und germanischen Stammsprachen auf das westliche Hochasien oder Iran hin. Jene Höhen, deren Spitzen auf dem Himalaya (s. d.) (35° N. Br.) bis 27,677 engl. Fuß ansteigen soll, erreichten die gewaltigen Fluten nicht, welche vom Süden her, wo sie an dem Cap-Comorin und an dem Cap-Romania sich brachen, nach dem Norden zu, wo das Ostcap im Osten, Tschukotskoi-Noß im Nordosten, und das Eiscap im Eismeere die äußersten Spitzen des Festlandes wurden, die Ostsee umflossen. Dagegen zeigen die Inseln im Osten (Ja-

pan, die Kurilen, Aleuten, Formosa, Haynan und Liqueosinseln) und im Südwesten (Sokotorah, Ormus u. a.), vorzüglich die Eilandsgruppen zu beiden Seiten des Äquators (s. Indien) und die Halbinseln (Kamtschatka, Korea, Vorder- und Hinterindien, Arabien) sichtbare Spuren der Zerstörung des Festlandes der Urwelt durch Wasser und Feuer. Daher im Innern, an den Küsten und vorzüglich auf den Inseln so viele ausgebrannte und noch rauchende Vulkane! Das Innere eröffnet ein ungeheures Gebiet für den wissenschaftlichen Entdeckungstrieb eines Humboldt. Denn noch sind (seit Marco Polo) nicht genau erforscht die Quellenpunkte fast aller großen Stromthäler dieses Welttheils in den Bergländern Hochasiens; die südlichen Riesenküsten des Mussart, Mustag (Imaus) und des indischen, 30,000 □M. großen Alpenlandes (Tibet, Butan, Nepal, Ascham u. s. w.), mit den Schneegipfeln des Hindukusch (Paropamisus), Belurtag, Kentaisse und des Himalaya; und der nördliche Höhenzug des Altai, der im Nordosten an das Königsgebirge Kangai (Dschingis-Khans und der Mantschu heiliges, vom chines. Kaiser Kien-Long besungenes Stammland) stößt, das nach Korea und Japan hin fortsetzt; wo von jenem südlichen Alpengürtel die heiligen Ströme der Hindus, der Brumaputer, Ganges und Indus, sowie im Osten die weniger bekannten Stromthäler des Irawatti, Menam, Lukian und Menam-Kom (oder Cambodscha), und im Westen der Euphrat und Tigris (s. d.), sämmtlich nach Süden in die großen Busen des indischen Meers ihren Lauf nehmen; wo von diesem nördlichen Alpenkranze der Ob, Jenisei, Lena u. a. m. nordwärts in das Eismeer strömen; von beiden aber ostwärts die Stromgebiete des Amur, Hoangho und Jantsekian in die Einbuchtungen des östlichen oder stillen Meers sich senken, und westwärts der Gihon (oder Amu, der alte Oxus) und der Sir-Darja (oder Sihun, der alte Jaxartes) in den Aralsee fließen. Fast ebenso wenig kennt man die westlichen Gebirgsstöcke, in Natolien den Taurus und in Armenien den Ararat, in deren Nähe der Euphrat und Tigris, die alte Grenze der römischen Triumphe, ihre Wasser sammeln. Bekannter sind seit kurzem erst jene Felsenpforten, aus welchen Asien Europa bevölkerte, die Bergthäler des Kaukasus, aus deren Schoße der Kuban in das schwarze und der Aras (Araxes) mit dem Kur in das kaspische Meer strömen.

Die Natur hat in Asien alle Schätze der Erde aufgethan; die reichsten in Indien; übrigens ist die Fülle ihrer Schöpfung in einer fortgehenden Stufenleiter durch alle drei Erdgürtel vertheilt. In dem heißen, der durch seine Glut die Pflanzensäfte zu Gewürz, Balsam, Zucker und Kaffee veredelt, mit denen Asien Westindien bereicherte, erheben sich die Palmen (Sago-, Cocos-, Dattel-, Schirmpalme) bis zu einer Höhe von 200 Fuß; hier ragt der weiße Elefant über alle Säugethiere empor, und aus Indien kam der Seidenwurm nach Europa. In seinem Schoße birgt dieser Erdstrich die schönsten Diamanten, die reinsten Perlen, das feinste Gold, das beste Zinn u. s. w. In dem gemäßigten Erdgürtel, der unserm Welttheil die Absenker jener erquickenden Saftpflanzen, des Weins und der erfrischenden Obst- und Goldfruchtbäume, sowie die Samen der kornreichsten Gräser, der wohlschmeckendsten Gartenfrüchte (Mohn, Rettig, Kürbiß, Melone u. a. m.) und der reizendsten Blumen (Tulipane u. s. w.) gegeben hat, ist, vorzüglich in den westlichen Ländern, Ebenmaß mit Fülle und Schönheit gepaart. Hier war das Paradies der ältesten Sage. Hier liegen das reizende Kaschemir und der Garten von Damascus; hier blüht die Rose von Jericho (Anastatica) in der Nähe der Cedern des Libanon. Die östlichen Länder derselben Breite besitzen den Theestrauch, die echte Rhabarber u. s. w. Einheimisch sind in diesem Erdstriche das Kameel, die Angoraziege, das tibetanische Schaf, der Fasan und das Pferd. In dem nördlichen blüht die Alpenflora Dauriens, und in dem eisigen Boden entkeimt die zwergartige sibirische Ceder, bis jenseits des 60° alle Vegetation erstirbt. Hier lebt das kleinste vierfüßige Thier, die jeniseische Spitzmaus. Noch geben daselbst Zo-

bel, Hermeline, Füchse, Fischotter rc. das schönste Pelzwerk; auch das Steinreich liefert reiche Erze, seltene Prunksteine und merkwürdige Fossilien, z. B. im hohen Norden den Mammuth. (S. Organische Überreste.) — Der Mensch (überhaupt 300, nach Andern 580 Mill.) theilt sich in drei Hauptstämme. Der tatarisch-kaukasische, in Westasien, zeigt die schönste Bildung unsers Geschlechts in der cirkassischen Form; der mongolische Stamm ist in Ostasien, der malaiische in Südasien und auf den Inseln verbreitet. Den hohen Norden bewohnt der Polarmensch (Samojede, Tschuktsche u. a.). Nach Sprache und Herkunft unterscheidet man 24 Stämme, zum Theil Überreste versprengter Hordenvölker: Kamtschadalen, Ostjaken, Samojeden, Korjäcken, Kurilen, Aleuten, Koreaner, Mongolen und Kalmücken, Mandschuren (Tungusen, Dauren und Mandschu), Finnen, Tscherkassen, Georgier, Griechen, Syrer und Armenier, Tataren und Türken, Perser und Afghanen, Tibetaner, Hindus, Siamer, Malaien, Anamiten (in Cochinchina, Tunkin), Birmaner, Chinesen und Japaner; außerdem die Ureinwohner der ostindischen Inseln, Juden und Europäer. Hauptsprachen sind die arabische, persische, armenische, türkisch-tatarische, hinduische, malaiische, mongolische, mandschuische und chinesische. Von dem untergegangenen Culturvolke der Iguren (Uiguren) in Hochasien hat sich noch die Schrift in Tibet erhalten, sowie die Sanskritsprache der Braminen noch in dem indischen Alpenlande, und das alte Pehlwi noch in dem persischen Grenzgebirge gesprochen wird. Nur das uralte Zend ist gänzlich ausgestorben, und die Bildung der alten Iberer und Kolchier am Kur und am Phasis (Georgien und Imirete) spurlos untergegangen. Unter den jetzt lebenden Völkern Asiens sind alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes vorhanden, von der Rohheit der Nomaden bis zu der weichlichsten Üppigkeit des Orientalen; nur nicht die Formen der gesetzmäßigen Freiheit und der Ausbildung des Menschen zu dem höhern geselligen Leben. Denn von jeher haben allein Priester und Eroberer den Orient politisch gestaltet, und zwar bei öftetm Wechsel der Revolutionen und Dynastien (unter Assyrern, Medern, Chaldäern, Persern, Griechen, Syrern, Parthern, Arabern, Mongolen, Tataren, Seldschucken, Osmanen, Afghanen u. s. w.) stets nach derselben Regel des blinden Gehorsams. Darum hat daselbst die alte Zeit in allen ihren Erscheinungen die Herrschaft über das Neue und Bessere behauptet; am meisten ist das geistige Leben in China und Japan erstarrt. Noch ist die Sklaverei Sitte; noch ist das Weib zum Werkzeuge des Mannes erniedrigt. Die herrschende Staatsform ist der in Asien entstandene Despotismus; daher jene kunstvoll abgestufte, peinlich strenge Etikette in allen öffentlichen Verhältnissen, sowie die mit Grausamkeit verbundene, durch Opium und Aberglauben erkünstelte gleichgültige Unempfindlichkeit des Volks gegen das Schicksal: ein fast allgemeiner Charakterzug des übrigens so leidenschaftlichen Asiaten! Indeß hat sich auch noch, neben republikanischer Stammverbindung, die patriarchalische Gewalt der Stamm- und Familienhäupter erhalten. Nur da, wo der Europäer sich angesiedelt hat, in Süd- und Nordasien, ist die bürgerliche Cultur der abendländisch-christlichen Welt im Aufkeimen begriffen. Schon hat das Christenthum, das zum Theil in mehren ältern Secten (s. Maroniten, Monophysiten und Secten) sehr ausgeartet ist, in ganz Asien viele Anhänger gefunden, vorzüglich durch die von England und Rußland aus verbreitete Bibelübersetzung. Nach dem „Asiatic journal" ist man nämlich in Bengalen mit dem Drucke der Bibel in der Sanskrit-, Hindostan-, Mohrall-, Afghan-, Telinga-, Aschami-, Wouth-, persischen, Kaschmir-, arabischen, Baloughby-, Sikh- und chinesischen Sprache fortwährend beschäftigt. Ähnliches geschieht in St.-Petersburg für die mongolisch-tatarischen Völker. Selbst in China gibt es wieder Christen; nur nicht mehr in Japan seit 1637. — Die wissenschaftliche Bildung der asiatischen Völker (Astronomie und Astrologie, Poesie, Moral, Theologie und

Rechtsgelehrsamkeit, in der Heilkunde rohe Empirik) ist größtentheils noch mit dem Priesterthume und mit einem in das Leben tief eingreifenden, bis zum Kindermorde und dem Opfertode in den Flammen gesteigerten Aberglauben verbunden. Der Islam, dessen hohe Schule Samarkand ist, herrscht im westlichen Asien. (Vgl. Wahabi.) Über ganz Mittelasien und den östlichen Theil des nördlichen ist die lamaische oder schigemunische Religion verbreitet. Die bramanische, deren hohe Schule Benares ist, hat sich größtentheils auf Vorderindien beschränkt, und die schamanische auf die Völkerschaften in Nordasien und auf den russ. Archipel. Zu Zoroaster's uralter Lehre bekennen sich nur noch einzelne Familien in Indien und Persien; dagegen hat die Mosaische zahlreiche Anhänger in ganz Asien, nur nicht im russischen. Vollkommener als die geistig-sittliche Bildung ist die physisch-mechanische. Man denke an die indischen Gaukler! Insbesondere hat der Gewerbfleiß gewisser Hindukasten das Unglaubliche geleistet in Seiden- und Baumwollenweberei. Berühmt sind die Shawls von Kaschemir, die persischen und syrischen Lederwaaren (Saffian, Corduan, Chagrin); die chinesischen und japanischen Töpferwaaren, die Stahlarbeiten im türkischen Asien, die Lackwaaren der Chinesen und Japaner und andre Kunstarbeiten. Allein der inländische Handel wird noch jetzt, wie in der alten Zeit, als die Doppelinseln Ormus und Bahrain die älteste Seehandelsstraße zwischen dem Orient und Occident (vor Abraham und Moses) verbanden und der große Waarenzug von Indien durch Baktrien nach Kolchis ging, durch Karavanen (bis nach Makariew, Moskau und Constantinopel) und durch Küstenschifffahrt betrieben. Der Welthandel mit China und Ostindien ist daher ganz in den Händen der Europäer (Briten, Holländer und Russen) und der Nordamerikaner. So beweist das ganze Volksleben, der religiöse, bürgerliche und gesellschaftliche Zustand der Orientalen, daß, wo die freie gesellige Entwickelung der edlern Kräfte des Menschen durch Kastenzwang, Priesterzunft und Sultanismus gebunden, und wo das Festhalten an herkömmlichen Formen Glaube, Gesetz und Sitte geworden ist, daß da alle Cultur, wie in China und Japan, in eine starre Kunstform ausarten und zuletzt die Kraft selbst geistlos verwelken muß. Darum erhob sich der Orientale, ungeachtet der prachtvollen Erhabenheit seiner Einbildungskraft, dennoch niemals zur Anschauung der idealen Form, welche zuerst der freie Grieche erblickte, und eben darum hat der Europäer, der in seiner geistigen Bildung, wie in seiner gesellschaftlichen Thätigkeit, ungehemmt fortgeschritten ist, den Druck des Orients auf den Occident überwältigt und sich zur Herrschaft über die Küsten und die Wildnisse seines alten Herrn und Meisters emporgeschwungen. Zuerst stieß Griechenland, nachdem es die dunkle Symbolik des Orients durch Idealgestalten zu lebendiger Anschauung verklärt hatte, die geistigen Fesseln der Priester und Orakel von sich; dann auch die bürgerlichen Ketten, welche der Perser Darius für Athen und Sparta bereit hielt. Nach einem funfzigjährigen Kampfe schrieb Europa zum ersten Male nach Cimon's Triumphen (449 v. Chr.) dem Orient das Gesetz vor. Dann verbreitete sich griechische Cultur über das ganze westliche Asien bis nach Indien hin; und die Keime dieses regern Lebens hat der spätere Soldatendespotismus noch bis jetzt nicht ganz ersticken können. Hierauf kämpften Römer und Parther um den Besitz des Euphrat; eine Zeitlang versuchten es sogar die Perser, unter den Sassaniden, Rom die Herrschaft der Welt zu entreißen. Seitdem stand Asien viermal gegen Europa auf. Zuerst erhoben sich die Völker Hochasiens, von Chinas Grenzen bis an den Irtisch zurückgeworfen, um über das Abendland herzustürzen. Nach einander brachen Hunnen, Avaren, Bulgaren und Magyaren, ohne die spätern Horden, die im südlichen Rußland und an der Donau sich vermischten und untergingen, zu nennen, aus den Pforten des Kaukasus und aus den Wildnissen des Ural hervor, um Europa zu unterjochen; aber Attila's und der Enkel Arpad's rohe Macht zerstäubte im wilden Verheerungskampfe mit den Deutschen. Dann griffen die Ara-

der Constantinopel, Italien und Frankreich an; aber ihren fanatischen Ungestüm warf Karl Martell (732 n. Chr.) zurück, und der gothisch-christliche Rittermuth entriß ihnen die pyrenäische Halbinsel. Darauf rüstete sich zwar das Abendland gegen den Orient, um dem Sultan der Seldschucken das heilige Grab zu entreißen, und das christl. Europa lernte jetzt zuerst Asien genauer kennen; aber das Schwert allein kann keinen Welttheil erobern. (S. Kreuzzüge.) Vielmehr sandte Hochasien aufs neue unter dem Mongolen Temudschin (s. Dschingis-Khan) seine Reiterhorden nach allen Weltgegenden aus; doch abermals dämmten die Deutschen den verheerenden Strom mit ihren Leichen bei Liegnitz. (S. Wahlstadt.) Zuletzt warfen sich Tataren und die osmanischen Türken auf Europa. Sie entrissen (1453) dem ausgearteten Oströmer den Bosporus und Griechenland. Noch steht daselbst Asiens Heerlager! Seitdem ward von dieser Seite Europa gegen Asien durch Deutschland geschützt. Zu gleicher Zeit erhob sich der Occidentale durch geistigen Fortschritt über die ältesten Völker des Orients, Perser, Araber, Inder, Sinesen. Pulver, Compaß und Druckschrift, die jene besaßen, aber nicht zu brauchen verstanden, verwandelten sich durch den rastlosen Vervollkommnungstrieb des Europäers zu unwiderstehlichen Waffen. Also kam es, daß Rußland die Wolga für Europa gewann, Sibirien entdeckte, den Stammsitz der alten und neuen scythischen Horden, den Altai, bewachte, und zuletzt den Kaukasus überwältigte, während — seit Vasco da Gama (1498, s. Gama) den Seeweg nach Ostindien gefunden hatte — die Portugiesen, dann die Holländer und Franzosen, vor Allen aber die Briten, durch den Welthandel das reiche Südasien mit europäischen Gesetzen und Europa mit der wunderbaren Beschaffenheit jener Länder bekannt machten. Schon in Persien ist die europäische Völkerverbindung vorzüglich durch Sir Harford Jones, Sir Gore Ouseley, James Morier und den russ. General Yermaloff hineingezogen; noch widersteht ihr die mehr als tausendjährige Diplomatie des Hofes von China, ob dieses „himmlische Reich des Weltalls“ gleich den Nordamerikanern williger entgegenkommt, als den Briten und Russen. Am eifersüchtigsten hält Japan Europa von sich entfernt; ähnlich dem Polareise, das bis jetzt die so oft schon versuchte nordöstliche Durchfahrt um das Eiscap herum vereitelt hat. Aber der Forschungsgeist europäischer Seefahrer durchdringt immer mehr auch die verschlossensten Länder, seit Marco Polo, dem Venetianer (1272), bis auf die Briten und Russen, welche bald im Herzen von Asien sich die Hand bieten werden oder das Schwert! — Über Asien s. m. Ritter's „Erdkunde“, über Kleinasien M. Leake's „Journal of a tour in Asia minor“ (London 1824). K.

Asioli (Bonifacio), Singlehrer, Tonkünstler und Componist, geb. zu Correggio im Modenesischen 1769. Schon in seinem 8. J. componirte er ohne Anleitung; im 10. erhielt er von Morigi in Parma Unterricht in der Composition; im 12. gab er zu Vicenza zwei öffentliche Akademien. Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Venedig ging er nach Correggio zurück, wo er als Capellmeister angestellt wurde, und Musikstücke aller Gattungen componirte. In s. 18. J. ging er nach Turin zu dem kaiserl. Minister Marchese Gherardini, wo er sich ungefähr 9 Jahre aufhielt und ebenfalls viel componirte. Dann begleitete er die Frau des genannten Marchese 1796 nach Venedig, und 1799 nach Mailand, wo er bis 1813 blieb, Musikdirector des ehemaligen Vicekönigs wurde und sehr fleißig componirte, auch als Censore des mailändischen Conservatoriums mehre Unterrichtsbücher, z. B. „Trattato d'armonia“, „Principi elementari, „Dialogo sul trattato“ etc., „Preparazione al bel canto, contenenti molti solfeggi d'armonia“ schrieb. Von 1813 an befindet er sich wieder in seiner Vaterstadt und hat, außer mehren Kirchen- und Kammermusiken, auch wiederum 12 Solfeggien für eine Stimme mit Baßbegleitung, eine Clavierschule in 3 Thln. u. d. T.: „L'allievo al cembalo“; „Beobachtungen über die Temperatur der Instrumente“ und mehre Übungsstücke geschrieben.

Seine größern Werke sind außer Italien wenig bekannt, sollen aber sehr gründlich sein. Ein genaues Verzeichniß s. Werke findet man in der „Leipz. mus. Zeitung", 1820, St. 40.

Askanien, das Stammland des Hauses **Anhalt**, jetzt die Gegend von **Aschersleben** (Stadt und Kreis in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, mit 8500 Einw. in 1180 H., wo Hoyer, ein armer Greis von 70 J., eine Rettungsanstalt für arme Waisen und Verbrecherkinder um 1820 errichtete). Anhalt hat mit den Waffen und mit Reichsprocessen dies uralte Erbe seines Hauses vergebens zurückgefodert, denn der westfälische Friede erkannte das ganze secularisirte Bisthum Halberstadt dem Hause Brandenburg zu. Ebenso vergebens verlangte es von Seiten Kaiser und Reichs eine Entschädigung im vacant werdenden Reichslehen für das entzogene Askanien. Solche wurden aber wegen der alten häufigen Erbverbrüderungen zur kaiserl. Disposition nach dem westfälischen Frieden niemals erledigt. Das königl. preuß. Haus, erbverbrüdert mit dem anhaltischen Fürstenhause, hat die Ansprüche und Hoffnungen der Dynastie Anhalt vergeblich unterstützt. Die alte Burg Askanien nahe bei Aschersleben ist längst eine Ruine. Ein sonderbares Geschick verfolgte dies Fürstenhaus, es vermochte nicht wieder zu erlangen, was ihm die Kirche entriß, und mußte, obgleich eines Stammes mit den alten Markgrafen von Brandenburg, deren Lehn und Allodium an das Haus Brandenburg-Hohenzollern endlich fallen sehen und ebenso das alte Stammland an der Niederelbe, Lauenburg und Hadeln, an das glücklichere guelfische Haus. Es war unglücklich in Fehden, unglücklich in Processen, unglücklich in seinen diplomatischen Verhandlungen der Vorzeit, und häufige Familientheilungen hatten Familienfeindschaften zur Folge.

Asklepiaden, die Nachkommen des Heilgotts Äskulap, die von dessen Söhnen Podalirios und Machaon abstammten und sich mit dem Dienste des Gottes über Griechenland und Kleinasien verbreiteten. Sie bildeten einen Priesterorden, der die in den Tempeln gemachten Erfahrungen der Heilkunst als Geheimniß erblich fortpflanzte, und waren mithin zugleich Ärzte, Seher und Priester, daher Plato sagt: Äskulap habe die Mitglieder seiner Familie als Lehrlinge der Arzneikunst hinterlassen. Sie lebten im Tempel des Gottes, bereiteten die Kranken auf eine die Einbildungskraft anregende Weise auf die heilenden Träume und Gotteserscheinungen vor, beobachteten sorgfältig den Gang der Krankheiten, wendeten wol selbst auch, wie man glaubt, außer den im Alterthum gebräuchlichen Besprechungen und Beschwörungen die eigentlich magnetischen Curmittel an, und sammelten die Erfahrungen, welche sie gemacht hatten. Sie waren sonach nicht bloß die ersten uns bekannten Ärzte, sondern in der That auch Stifter der wissenschaftlichen Arzneikunde, die aus ihrem Kreise hervorging. Die Ordensverfassung dieses ärztlichen Geschlechts stammt ohne Zweifel aus Ägypten, woher auch die in Ägypten einheimische Backenschlange (coluber Aesculapii Linn.), die man als heilende und Wahrsagerschlange anwendete, durch Phönicier zuerst nach Epidaurus, dem Hauptsitze des Gottes, gekommen ist. Um diesen Schlangengott sammelte sich eine Priesterkaste, und verbreitete von da aus seinen Dienst (so schickte man in späterer Zeit, 292 v. Chr., auch auf die Tiberinsel nach Rom eine solche Heilschlange) und die bei demselben erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse, in die man nur durch feierlichen Eid eingeweiht werden konnte. Anfangs blieb der Priesterorden Familienorden, und die Asklepiaden führten sorgfältig ihre Geschlechtsregister fort. Aristides hat dieses Göttergeschlecht zu Smyrna durch Lobreden verherrlicht. Aus demselben stammte der Stifter der wissenschaftlichen Medicin, Hippokrates, aus Kos, in dessen Schriften auch jener Eid aufbehalten ist, welchen die Lehrlinge des Ordens schwören mußten (daher jusjurandum Hippocratis), sowie ein Asklepiades aus Prusa in Bithynien (20 v. Chr.) als erster praktischer Arzt in Rom und Stifter

der methodischen Schule genannt wird. In der Folge weihte man, wie Galen berichtet, auch Fremde in diese Geheimnisse und in den Orden ein. — Übrigens finden wir den Namen der Asklepiaden auch in der Literatur der Griechen. (S. die „Abhandl. über die Fragmente des Asklepiades aus Tragilus" in den „Actis philologor. Monacensium", herausgeg. von Thiersch, 1. Bd., 4. Hft., S. 491 fg.)

Asklepiadeische Verse bestehen aus zwei oder drei Choriamben, und werden diesem zufolge in große und kleine unterschieden. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus.

Kl. — — | — ◡◡ — || — ◡◡ — | ◡ ⏓
Gr. — — | — ◡◡ — || — ◡◡ — | | — ◡◡ — | ◡ ⏓

Ihr Charakter ist lyrisch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verschiedene, aus asklepiadeischen Versen gebildete Versmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeischen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykonischen Vers wechseln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeische einen glykonischen, oder auf zwei kleinere asklepiadeische einen pherekratischen und einen glykonischen Vers folgen.

Äskulap (bei den Griechen **Asklepios**), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apoll's und der Arsinoë, der Tochter Leucipp's; Andre Apoll's und der Koronis, der Tochter des Phlegyas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von Hirten gefunden und an einem schimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Koronis zugleich Umgang mit Ischys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana statt seiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das sie in ihrem Schoße trug. Letztere Meinung war die allgemeinste und wurde auch durch das pythische Orakel bestätigt. Später brachte Apoll seinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der erstern erlangte er einen hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch seines Bruders Pluto Klagen über Beeinträchtigung bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward er zu Epidaurus im Peloponnes (s. **Argolis**) verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Aus dem genauen Register, welches hier über die merkwürdigsten Krankheiten und deren Heilmittel geführt wurde, sammelten die größten Ärzte Erfahrung und Kenntnisse. Von da verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einst die Pest drei Jahre lang wüthete, wurden, auf Anrathen des delphischen Apoll, Gesandte zum Äskulap nach Epidaurus geschickt. Kaum waren sie vor dem Gotte erschienen, als unter dem Bilde desselben eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römischen Schiffe zueilte. Diese Schlange, die man für den Äskulap selbst hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Pest nachließ. — Äskulap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirios, auch Asklepiaden, die im trojanischen Kriege als Helden und Ärzte sich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Ägle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erscheint Äskulap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenstabe, dem Bilde der Genesung. Neben ihm steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit. Oft ist er mit dem Lorber Apoll's gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt ist. — Oft wird Äskulap auch bloß unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt. (S. Sickler, „Die Hieroglyphen in dem Mythus des Äskulap" rc., Meiningen 1819.)

Asmannshäuser Wein. Er wächst unterhalb Rüdesheim auf blauem Schiefer. Der rothe von einer kleinen rothen Burgunderrebe wird besonders geschätzt. Seine Carmelitfarbe ist ihm ganz eigenthümlich. Sein Feuer gebietet Mäßigung im Genusse. Der edelste wächst in den Weinbergen der wiesbadner Kammer und wird in Wiesbaden zum Theil verkauft. Es soll Sitte der dortigen Privatweinbergsbesitzer sein, die trefflichen rothen Trauben mit den weniger vorzüglichen weißen zugleich zu keltern. Schon der Ohm unverfälschten Mosts kostet oft an Ort und Stelle 120—160 Fl. Auch Geschmack und Geruch dieses edelsten rothen Rheinweins sind ganz eigenthümlich. Schön bleibt dieser rothe Wein nur 3 oder 4 Jahre und wird dann jährlich schlechter, indem sein rother Farbestoff niederschlägt. Manche feine Rheinweinkenner ziehen den rothen Asmannshäuser dem edelsten Burgunder vor.

Asmodi, nach der hebräischen Fabellehre ein böser Geist und Dämon des Satans, der nach einander 7 Männer der Sara, einer Tochter Raguel's, zu Rages tödtete. Der junge Tobias hielt ihn auf Raphaels Rath durch Gebet, dreitägige Enthaltsamkeit von seiner Braut und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fischleber von sich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen und bannte ihn in die Wüsten Ägyptens. — Von dieser Dichtung nennt man Asmodi den Eheteufel, den schadenfrohen und boshaften Anstifter aller großen und kleinen Ehezwiste, die er mit unermüdlicher Thätigkeit anzuspinnen bemüht ist. — Der Name Asmodi drückt Verwüster, Verderbensengel, Würgengel aus. Er heißt auch wol **Abbadon.**

Äsop, der älteste griechische Fabeldichter, war nach der gewöhnlichen Sage aus Phrygien gebürtig und diente als Sklave, bis sein letzter Herr ihm endlich die Freiheit gab. Sein Leben fällt in die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Er trug praktische Lebensregeln sinnbildlich meist in Gestalten der Thierwelt vor, und erwarb sich dadurch einen Ruf, der sich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Krösus, König von Lydien, rief ihn an seinen Hof und hielt ihn durch Wohlthaten auf immer bei sich zurück. Nur zuweilen unterbrach er seinen Aufenthalt daselbst durch Reisen nach Griechenland, Persien, Ägypten, wo er allenthalben seine lehrreichen Dichtungen ausstreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Krösus sandte ihn einst nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Äsop erzählte hier seine Fabel von den hin- und herschwankenden Stäben, die von fern etwas scheinen und, in der Nähe besehen, nichts sind. Die delphischen Priester, welche die Anwendung davon auf sich machten, beschlossen, sich durch seinen Tod zu rächen, und stürzten ihn von einem Felsen herab. Planudes, der Verf. eines schlechten Romans über Äsop, schildert ihn als überaus häßlich und mißgestaltet, und läßt ihn selbst stottern; allein dieses Bild stimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Aber auch die Nachrichten der Alten von Äsop haben wenig Zuverlässiges. Am wenigsten können ihm die unter seinem Namen noch vorhandenen, von Planudes zuerst in eine Sammlung gebrachten Fabeln mit einiger Gewißheit zugeschrieben werden; ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß sich in der neuen Form etwas von dem alten Inhalte aufbewahrt habe. Von den ältern Ausgaben sind am geschätztesten die von Henricus Stephanus, Paris 1546, 4., und von Hudson, Oxford 1718. In der neuesten Zeit haben ihn de Furia (2 Bde., Florenz 1809, und Leipz. 1810), Koray (Paris 1810) und Schneider (Breslau 1811) nach Handschriften in sehr veränderter Gestalt herausgegeben.

Asopus, der Name mehrer Flüsse in Griechenland, von denen der achäische und böotische die berühmtesten sind. (S. **Ägina.**)

Asow, Stadt und Festung im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Insel am Ausfluß des Don in das asowsche Meer (sonst Palus Maeotis, in neuern

Zeiten auch zuweilen Meer von Zabache genannt). Sie hat über 3000 Einw. Erst 1774 ward Asow von den Türken für immer an Rußland abgetreten.

Aspasia war zu Milet in Jonien geb.; ihr Vater hieß Ariochus. Früher hatte eine andre Schönheit aus Jonien, Thargelia, das Beispiel seltener Vereinigung politischer und wissenschaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geschlechts gegeben, und diese scheint Aspasia sich zum Muster genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichsam geächtet, denn ihre Kinder, wenn sie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieser Umstand trug viel dazu bei, daß man sie in die Reihe der Buhlerinnen gestellt hat. Aspasia beschäftigte sich mit Politik und Beredtsamkeit, diesen mächtigsten Waffen der Freistaaten. Plato gedenkt einer sehr schönen Rede, die sie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athenienser hielt, und man behauptet, daß sie den Perikles in der Beredtsamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten, geistvollsten und tugendhaftesten Personen Griechenlands, und Sokrates besuchte sie oft; ja man beschuldigte ihn selbst, daß er eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu sein, wußte sie die reinste und dauerhafteste Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Zeus und seine Begleiterin Aspasia die Juno. Perikles trennte sich von seiner Gemahlin, um Aspasia zu heirathen; Plutarch erzählt, daß er stets für sie die größte eheliche Zärtlichkeit besaß, und gewiß konnte eine niedrige und verderbte Frau ein solches Gefühl nicht einflößen. Man beschuldigt sie, zwei Kriege veranlaßt zu haben: den einen zwischen den Atheniensern und Samiern, wegen Milet, wo sie geboren war; den andern zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt sie wegen dieses Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, obgleich er die Ursachen des langen peloponnesischen Krieges mit den kleinsten Nebenumständen erzählt. Nur der muthwillige, aber nicht historisch treue, Aristophanes erwähnt jener Beschuldigung. Das atheniensische Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, ihn selbst aber nicht anzugreifen wagte, verfolgte Diejenigen, die seine besondere Neigung, Achtung und Liebe genossen, und verklagte unter Andern die Aspasia wegen Verachtung der Götter. Perikles vergoß mitten im Areopagus Thränen, als er die Aspasia vertheidigte, und entwaffnete die Richter. Man sagt, daß Aspasia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Perikles, der Gegenstand der Huldigungen des Alcibiades, nach Perikles's Tode ihre Gunst einem unbekannten, gemeinen Manne, Lysikles, schenkte, der aber bald von ihrem Geiste durchdrungen worden sei und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aspasia Einfluß auf die ganze Nation hatte, denn in ihrer Gesellschaft wurden Die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war so berühmt, daß der junge Cyrus seine Geliebte Milto nach ihr benannte, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den sie auf ihn machte, denn der Name Aspasia bezeichnete die liebenswürdigste der Frauen, wie Alexander den größten Helden.

Aspecte, in der Sternkunde die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegen einander. Es gibt fünf Aspecte: die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein (die Syzygien), der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein (auch Quadratur genannt) und der Gesechst- oder Sextelschein. — Die Zusammenkunft (in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergibt sich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte im Thierkreise nur um die Summe der Differenz ihrer Breite, nachdem sie nämlich auf einer oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da diese nie beträchtlich ist, wenig von einander entfernt. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, so würden sie einander bedecken. Die Zusammenkunft des Mon-

des mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß. Der Astronom bestimmt mittelst der Zusammenkünfte der Planeten den Lauf derselben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Örter auf der Erde. — Der Gegenschein (im Kalender ☍) ereignet sich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verschieden ist, sodaß der eine aufgeht, wenn der andre untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsterniß. Der Gedrittschein △ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Geviertschein □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✱, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letztern Aspecte von fast gar keinem Nutzen, aber die Astrologen schrieben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward Ursache, daß die Aspecte in die Kalender aufgenommen wurden, woraus sie gegenwärtig füglich wegzulassen wären.

Asper, Aspre oder **Aktsche**, die kleinste Silbermünze der Türken. Der gemeine Asper hat 5 Gran Gewicht und ist seit 1764 der 35. Theil einer Drachme fein Silber, wonach er einen halben Kreuzer werth ist. Drei machen 1 Para, 120 einen Piaster oder Löwenthaler u. s. w. Der große oder schwere Asper, womit die Hofbeamten und Janitscharen bezahlt werden, ist von doppeltem Gewicht und Werth.

Aspern und **Eßlingen**, zwei Dörfer, bekannt durch die am 21. und 22. Mai 1809 von dem Erzherzoge Karl über den Kaiser Napoleon gewonnene Schlacht, liegen auf dem Marchfelde, Wien östlich gegenüber. Nach dem Falle der Hauptstadt beschloß der östreichische Feldherr, einen Theil des feindlichen Heeres ungehindert über die Donau gehen zu lassen, ihn dann mit seiner Armee umfassend anzugreifen und, wo möglich, in den Fluß zurückzuwerfen: ein Plan, welcher völlig den Umständen und dem Terrain angemessen war und nur durch die Energie des franz. Heerführers und die außerordentliche Tapferkeit seiner Truppen vereitelt wurde. Der Erzherzog nahm daher eine Stellung hinter Gerasdorf, zwischen dem Bisamberge und dem Rußbache, aus der er am 21. Mai Mittags, als Napoleon, mit seiner halben Armee ungefähr, von der Lobauinsel aus, den letzten Arm der Donau passirt hatte, in 5 Colonnen (75,000 Mann und 288 Geschütze) abmarschirte und durch eine Art von Rechtsschwenkung einen Halbkreis bildete, in welchem sich das franz. Heer wie eingeschlossen befand. In dem engen und ganz ebenen Raume zwischen Aspern und Eßlingen (beide liegen eine halbe Stunde von einander entfernt) begann nun die mörderische Schlacht. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab; Aspern wurde gleich anfangs von den Östreichern genommen, ihnen bald darauf entrissen, wiedererobert, bis es ihnen endlich blieb; aus Eßlingen wurden sie aber durch die stets hinzukommenden feindlichen Unterstützungen immer wieder geworfen. Dagegen scheiterte der wiederholte Versuch Napoleons, das Centrum der Östreicher zu sprengen, an der unerschütterlichen Standhaftigkeit ihres Fußvolks. Die Nacht machte endlich dem erbitterten Kampfe auf einige Zeit ein Ende. Vorher schon war die Brücke, welche das rechte Donauufer mit der Lobauinsel verband, durch brennende Fahrzeuge und Schiffmühlen durchbrochen worden, sodaß die franz. Verstärkungen nur langsam und vereinzelt durch Überschiffung auf dem Schlachtfelde anlangen konnten und das ganze Corps von Davoust dem Kampfe müßig zusehen mußte. Dessenungeachtet hatte sich, bei Erneuerung der Schlacht, am 22., das Verhältniß der Streiterzahl sehr zum Vortheil der Franzosen geändert, da diese, anfangs viel schwächer, jetzt wenigstens ebenso stark als die Östreicher waren. Die Schlacht hatte auch an diesem Tage den gleichen verheerenden Charakter und fast denselben Gang, als am

vorigen: um den Besitz der Dörfer wurden vergeblich Tausende von Streitern geopfert; Aspern blieb den Östreichern und Eßlingen den Franzosen. Letzteres diente diesen, welche endlich die Hoffnung aufgaben, sich durch Sprengung der östreich. Mitte den Sieg zu verschaffen, zur Sicherung ihres Rückzugs auf die Lobauinsel, den der Erzherzog nur durch Geschützfeuer beunruhigen ließ. Die Stellung der Franzosen auf der Insel, ihr durch diesen Rückzug keinesweges geschwächter Muth, der Mangel der Östreicher an Brückenmaterial u. s. w. widerlegen genugsam den bekannten Vorwurf, daß der Erzherzog seinen Sieg nicht benutzt habe. Den Verlust der Östreicher an Todten, Verwundeten u. s. w. gibt man auf nicht ganz ein Drittheil ihrer Streiterzahl an; bei den Franzosen soll er die Hälfte derselben betragen haben, und sie verloren auch den Marschall Lannes (s. d.). Gefangene wurden, bei der gegenseitigen Erbitterung, nur wenige gemacht. Pet. Kraft's Gemälde von der Schlacht bei Aspern (im Invalidenhause zu Wien) hat Karl Rahl 1825 gestochen. 23.

Asphyxie (griech. Pulslosigkeit), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn sich fortpflanzt. Der davon befallene Mensch liegt dem Anscheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzschlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verschiedene Veranlassungen erfolgen, entweder daß die mechanische Bewegung bei dem Aus- und Einathmen gehemmt ist, oder das eigenthümliche Geschäft der Lungen unterbrochen wird. Ersteres kann durch Zusammenpressung der Brust von außen, durch den Eintritt der Luft in die Brusthöhle, durch Wunden, durch allzu große Anhäufung des Blutes in den Lungen, sodaß sie sich nicht zusammenziehen können, geschehen; Letzteres findet statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erstickten, Ertrunkenen und Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens ist. H.

Assalini (Pietro) aus Modena, studirte in Italien die Arzneikunde, nahm, eines Duells wegen, in der franz. Armee als Chirurgienmajor Dienste, und folgte Napoleon nach Ägypten, kam aber nur bis Jaffa. Hier befiel die Pest die franz. Besatzung, und verminderte solche in 40 Tagen um ⅔ der waffenfähigen Mannschaft. In seinen „Observations sur la peste“ (von 1803) behauptet er, die Pest sei nicht in dem Grade für vorsichtige Ärzte und Pfleger gefährlich, als man gemeiniglich glaube, indem er beim ärztlichen Dienst sich nur die nothwendige Zeit hindurch bei den Kranken in ihrer Nähe aufgehalten und dann sofort frische Luft im Freien eingeathmet habe. Er erzählt vom Oberchirurgen Baron Larrey, daß er mehre an der Pest verstorbene Kranke anatomirt, und die Pestbeulen aufs genaueste untersucht, sowie vom Oberchirurgen Desgenettes, daß er sich mit dem Gift einer Pestbeule durch die Lancette zwei Blutwunden beigebracht habe; dennoch wären Beide von der Pest verschont geblieben. Jenen „Observations“ über die Pest fügte er andre über das gelbe Fieber in Cadix, über die bei den Heeren so häufige Ruhr und über die in der Meerenge von Sicilien und Calabrien häufig in den Wolken bemerkbare Abbildung des Gestades gegenüber (mirage) hinzu. (S. **Fata morgana.**) Napoleon ernannte ihn zum ersten Chirurgen des italienischen Hofstaats, zum Ritter der Ehrenlegion und der eisernen Krone, und der Vicekönig zu seinem Leibchirurgen. Noch wurde er Director der Hebammen- und Waisenanstalt in Mailand, nachher Oberchirurg des dortigen Ambrosianischen Militairspitals. Über Augenkrankheiten schrieb er 1811 ein Werk in italienischer Sprache, das seinen Ruf vermehrte; er untersuchte Beer's künstliche Pupillen und theilte dem Publicum neue Operationsmethoden in Augenübeln mit. Ferner gab er im nämlichen J. heraus: „Novi stromenti di ostetricia e loro uso“, und empfahl eine vervollkommnete Zange bei der Geburtshülfe, nebst verbesserten Instrumenten beim Kaiserschnitt,

deren Gebrauch eine Commission sachverständiger Mitglieder des Nationalinstituts eine Verbesserung der bisherigen Manier nannte. Auch die russischen Feldzüge 1812 und 1813 machte er mit und hatte dabei das Unglück, einige Glieder zu erfrieren. Er lebt jetzt in Mailand als ein sehr geachteter praktischer Arzt und ist Lehrer am klinisch-chirurgischen Institut. Sein „Handbuch der Chirurgie" in italienischer Sprache fand viel Beifall.

Assas (Nicolas, Chevalier d'), geb. zu Vigan, stand als Hauptmann bei dem franz. Regimente Auvergne, und machte sich durch die Art, wie er sich selbst für sein Vaterland aufopferte, der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 befehligte er bei Klosterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, um die Posten nachzusehen. Hier traf er auf eine Abtheilung feindlicher Truppen, welche die franz. Armee überfallen wollte, und ward ergriffen, mit der Drohung, daß der erste Laut, den er ausspräche, ihm das Leben kosten würde. Das Wohl des franz. Heeres stand auf dem Spiele; ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sammelte er seine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde sind da!" Die Drohung ward sogleich vollzogen, aber seinen Zweck hatte er erreicht, denn der Überfall mißlang. Assas war nicht verheirathet; man bestimmte aber für immer seiner Familie einen Jahrgehalt von 1000 Livres, welcher zwar durch die Revolution unterbrochen ward, aber in der neuesten Zeit wieder ausgezahlt worden ist.

Assassinen, s. **Ismaëliten**.

Assecuranz, Versicherung, ein Glücksvertrag, vermöge dessen Einer (der Assecurant) sich gegen den Andern verbindlich macht, ihm den Schaden zu ersetzen, den er an gewissen Gegenständen und unter gewissen Umständen — binnen bestimmter oder unbestimmter Zeit — erleiden möchte. Die Absicht des Letztern dabei ist, sich auf den Fall eines möglichen Verlustes den Ersatz zu sichern; die Absicht des Assecuranten hingegen kann entweder eigennützig oder uneigennützig sein. Beabsichtigt er seinen eignen Vortheil, so läßt er sich, nach der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr, mehr oder weniger Procente von dem Werthe der versicherten Gegenstände bezahlen. Dieser Fall findet in der Regel beim Versichern der Schiffe statt. Uneigennützig ist die Absicht des Assecuranten, wenn dieser aus einem Verein von Personen besteht, die sich gegenseitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuser vor Feuerschaden, versichern. In diesem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beitrag gegeben. Schon in den römischen Gesetzen scheint vom Versichern die Rede zu sein; allgemein schreibt man jedoch diese Erfindung den Juden zu, die 1182 aus Frankreich vertrieben wurden und sich, zur Erleichterung und Sicherung des Transports ihrer Habschaften, der Assecuranzen zuerst bedienten. (S. **Feuerversicherung**, **Lebensversicherung** und **Waarenversicherung**.)

Assemanni (Simon), geb. den 20. Febr. 1752 zu Tripolis di Soria, gehörte zu den gelehrtesten Maroniten neuerer Zeiten. In Rom, wo seine Familie Bürgerrecht und patricische Ehre genießt, erzogen, erhielt er 1785 den Ruf nach Padua, wo er als Professor der orientalischen Sprachen am Seminar, dann an der Universität bis zu seinem Tode am 8. April 1821 geblieben ist. Mit der Erklärung der kufisch-arabischen Alterthümer im Hause Nani zu Venedig („Museo Cufico Naniano", Venedig 1788, 2 Bde., Fol.) begann er die Reihe s. Schriften, die alle die orientalische Literatur betreffen. Sehr geschätzt werden s. „Erklärung der arabischen Denkmäler in Sicilien" und die „Beschreibung eines globus coelestis", mit arabischer Schrift, der sich im Museum des Cardinal Borgia befand. Wirksam als Lehrer, war der gefällige Mann bis zu s. Tode unablässig thätig. Das k. k. Institut der Wissenschaften von Italien hatte ihn, wie mehre gelehrte Gesellschaften, unter s. Mitglieder aufgenommen. 19.

Assiento (span. Vertrag) nannte man die Bewilligung der spanischen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung andrer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersklaven aus Afrika in die span. Colonien in Amerika gegen eine gewisse Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Karl II. von Spanien schlossen mit den Engländern sowol als Holländern einen solchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Besitze des Assiento. Sie verloren ihn, als Philipp V. von Anjou auf den span. Thron kam, indem dieser (1702) der franz. Guineacompagnie, welche seitdem auch den Namen Assientocompagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. 1713 ward dagegen zu Utrecht mit England der bekannte Assientotractat auf 30 Jahre abgeschlossen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südseecompagnie), wodurch unter Anderm den Engländern gestattet ward, alle Jahre, während des Tractats, ein sogenanntes Permissions- oder Assientoschiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach jenen Colonien zu schicken. Dieses aber zog große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach sich, und die Beschwerden und Irrungen darüber wurden so stark, daß es zuletzt 1739 zum Krieg zwischen beiden Mächten kam, worauf in dem aachner Frieden 1748 zwar der engl. Compagnie noch vier Jahre zugestanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten madrider Convention derselben überhaupt und für die noch rückständigen Assientojahre 100,000 Pf. St. versprochen wurden; und so nahm der Tractat sein Ende.

Assignat, in der franz. Revolution ein Wort für Nationalpapier, welches als Münze galt. Es wurden nämlich die ersten 400 Mill. dieses Papiergeldes, welche die constituirende Versammlung mit Genehmigung des Königs (19. April 1790) machte, auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt oder angewiesen. Schon den 27. Aug. dess. J. drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Mill. neuer Assignaten, und es entstand hierüber ein Streit in der Versammlung. Vorzüglich zeichneten sich Bergasse und Dupont als Mirabeau's Gegner aus; sie sahen ein, daß der Assignatenplan eine Erfindung Clavière's (aus dessen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) sei, sich und seine Anhänger zu bereichern; daß durch diesen Plan die reichen Wucherer in den Besitz der Nationalgüter gesetzt werden würden, und daß diese bei weitem nicht hinreichend seien, die Assignate, besonders wenn sie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau setzte ihren Gründen unter andern den großen politischen Nutzen entgegen, daß jeder Besitzer von Assignaten ein nothwendiger Vertheidiger der neuen Verfassung sei, welche die Auswechslung der Assignate gegen Nationalgüter verbürgt hatte. Pethion unterstützte ihn, und es wurden aufs neue 800 Mill. geschaffen. Nach und nach vermehrte man dieselben bis auf vierzig Milliarden, und sie sanken zuletzt auf Nichts herab. Mehres über dieses Papiergeld s. in d. Art. **Mandat**.

Assignation, s. **Anweisung**.

Assignation, ein russ. Papiergeld seit 1769, dessen Sinken seit 1787 den niedrigen Cours der Rubel verursacht hat. Im Cours wird unter Rubel der Assignationsrubel verstanden. Man hat Assignationen von 5, 10, 25, 50 und 100 Rubeln. 1809 bezahlte man 4 Rubel Assign. für 1 Rubel Silbergeld. Dieser Stand schwankte bis 1818, wo der Silberrubel 375 Kopeken zu stehen kam. 1825 stand er 372 Kop.

Assimilation, Verähnlichung, in medicinischer Bedeutung ein Act der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und belebt wird; insofern könnte man ihn auch Animalisation nennen. Der Anfang geht schon in den Gekrösdrüsen vor

sich, welche den Milchsaft länger in sich zurückhalten und auf eine höhere Stufe der Animalisation bringen. Die höchste Stufe derselben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Brustganges (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene sich ergossen, mit dem Blute in dieser vermischt in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt und, mit dem belebenden Sauerstoffgas begeistet, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, aus welcher er in den ganzen Körper verbreitet wird. Diesen letzten Vorgang in den Lungen bezeichnet man auch als Blutbereitung (Sanguification). Im Pflanzenreiche findet eine ähnliche Assimilation statt, indem die Pflanzen ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen, mit den durch die Blätter aufgenommenen Theilen aus der Luft sich vermischen und zum Wachsthum dienen. H.

Assisen hießen I. in Frankreich und im untern (normannischen) Italien die im Mittelalter gewöhnlichen Versammlungen und Gerichtstage der Lehnleute und freien Männer. Gottfried von Bouillon ließ, nachdem er (1099) Jerusalem eingenommen hatte, die Statuten für seine beiden Gerichtshöfe, das Hofgericht und das Landgericht, in solchen Versammlungen entwerfen, wovon dies merkwürdige Actenstück den Namen „Assises de Jérusalem" bekam. (Herausgeg. französ. von la Thaumassière, Bourges 1690, Fol. S. Bernardi's „Hist. des droits franç.", 1816.) II. Aus der Normandie kam der Name bei der Eroberung nach England und bezeichnet noch jetzt die Gerichtstage, welche die abgeordneten Richter des Königs jährlich in den Grafschaften halten. Heinrich II. gab dem Institut die große Ausdehnung, daß er den streitenden Parteien die Wahl ließ, ob sie in Eigenthumsstreitigkeiten das große Assisengericht oder ein Kampfrecht entscheiden lassen wollten. Dies große Assisengericht bestand aus allen Rittern (kriegspflichtigen Gutsbesitzern) der Grafschaft, das kleine Assisengericht, welches bloß über den Besitz entschied, aus zwölf freien, ehrbaren Männern. Aus ihnen und in ihnen hat sich das Geschworenengericht (Schöffenrecht) ausgebildet. Die zwölf Mitglieder der drei obersten engl. Gerichtshöfe, des Oberhofgerichts (Kingsbench), des Oberlandgerichts (Court of Common pleas) u. des (Schatz-)Kammergerichts (Court of Exchequer), reisen jährl. zweimal in den 40 Grafschaften Englands umher, um diese Gerichtstage zu halten. Für Wales sind zu diesem Geschäft acht Ritter bestellt. Zu diesen Gerichtstagen müssen sich noch jetzt alle Friedensrichter der Grafschaft und diejenigen Personen einfinden, welche vom Sheriff (dem Oberamtmann oder Landvogt der Grafschaft) zu Geschworenen vorgeschlagen sind. Noch jetzt aber gleichen sie allgemeinen Versammlungen der Grafschaft. Die Richter werden feierlich eingeholt, mit Glockengeläute empfangen. Den Gerichtssitzungen geht Gottesdienst und Predigt vorher. Der vorsitzende Richter eröffnet dieselben mit einer Rede an das große Schöffenrecht, welches aus den angesehensten Männern der Grafschaft erwählt ist. (Cottu, „De l'administration de la justice criminelle en Angleterre", Paris 1820; deutsch v. Hornthal, 1821.) Die Richter haben bei diesen Assisen fünf verschiedene Commissionen, welche sich theils auf bürgerliche Rechtssachen, theils auf die Strafrechtspflege beziehen. Diejenige, von welcher die Gerichtstage den Namen haben, die Assisencommission, berechtigt sie, Eigenthums- und Besitzstreitigkeiten zu entscheiden, welches aber selten mehr vorkommt, weil eine andre Art der Klagen aufgekommen ist. Die Commission nisi prius gibt ihnen den Auftrag, in Sachen, welche bei den Obergerichten anhängig sind, das Beweisverfahren zu instruiren (wobei ein Schöffenrecht über die Frage urtheilt, was für bewiesen zu achten sei), und hiernach zu entscheiden, wenn nicht dieselben früher (nisi prius) bei dem Gericht selbst vorgenommen werden. Alle, welche aus irgend einer Ursache, nur nicht zur Strafe, kraft eines Rechtsspruchs, sich in dem Gefängnisse der Grafschaft befinden, werden vermöge einer dritten Commission (of goal delivery) in den Assisen

zur Untersuchung gezogen, oder wenn dazu kein Grund vorhanden ist, in Freiheit gesetzt. Die wichtigste dieser Commissionen ist aber die, wodurch sie beauftragt werden, die Untersuchung wegen der gröbern Verbrechen (Verrath, Felonie, große Diebstähle) vorzunehmen und nach dem Spruche der Jury über die Thatsachen zu entscheiden (Comm. of oyer and terminer). Endlich haben sie das Recht der Friedensrichter (Comm. of peace), d. h. Alles anzuordnen, was zur Erhaltung des Landfriedens nach engl. Grundsätzen gehört. (S. Friedensgerichte.) III. In der neuern franz. Gerichtsverfassung sind zwar seit 1808 auch Assisengerichte, welche aber mit der engl. Einrichtung wenig mehr als den Namen gemein haben. Die Strafrechtspflege gehörte zu den gräuelvollsten Seiten der alten Verfassung. Sie verband die zwei entgegengesetzten Übel der Tortur, welche oft nur als Schärfung der Todesstrafe angewendet wurde, und des Verurtheilens zum Tode auf bloße Verdachtsgründe. Die höhern und niedern Gerichte Frankreichs zeichneten sich durch einen Geist finsterer und dabei leichtsinniger Grausamkeit aus, wovon das 18. Jahrh. eine Reihe der empörendsten Fälle liefert. In der Revolution war die Reform der Criminalverfassung eine der ersten Arbeiten der constitutionellen Versammlung. Man nahm die englische Einrichtung zum Muster, besonders das Urtheilen über die Thatsachen durch Geschworene oder Schöffen. Die bürgerliche Justiz wurde (nach Aufhebung der alten Einrichtungen) den Kreisgerichten und Appellationsgerichten übertragen, für die Criminaljustiz aber durch das Gesetz vom 25. Febr. 1791 in jedem Departement ein Criminalgericht, bestehend aus einem Präsidenten und drei Räthen, angeordnet. Keiner dieser Beamten wurde von der Regierung ernannt (sie hatte aber einen Kronanwald bei jedem Gerichte). Den Präsidenten und den öffentlichen Ankläger ernannten die Wahlmänner des Departements; als Richter dienten die Mitglieder der Kreisgerichte nach der Reihe. Diese Einrichtung blieb im Ganzen bis zur Consularverfassung, in welcher das Recht der Ernennung dem ersten Consul übertragen wurde. Durch die Criminalgerichtsordnung von 1808 (Code d'instruction criminelle) wurden diese stehenden Criminalgerichte wieder aufgehoben, die Strafrechtspflege den Appellationsgerichten (Hofgerichten) in der Art übergeben, daß das erste Urtheil über die Zulässigkeit einer Criminaluntersuchung von ihnen gefällt, für das öffentliche Verhör und die Entscheidung (mit Geschworenen) aber ein besonderes Gericht (Cour d'assises) gebildet wird, welches aus einem Hofgerichtsrathe als Präsidenten und aus den vier ältesten Mitgliedern des Kreis- oder Landgerichts (Tribunals erster Instanz), in dessen Bezirk die Sache gewiesen ist, besteht. Die kleinen Polizeivergehen gehören vor die Ortsvorsteher (Maires) und die Friedensrichter und die geringen Straffälle vor die Kreisgerichte. — Das Verfahren vor den franz. Assisen ist folgendes: Jedes franz. Tribunal der ersten Instanz hat einen sogenannten Instructionsrichter. Er untersucht jedes Verbrechen, das ihm der Staatsanwald, die Polizeibehörde oder Privaten anmelden; er verfolgt die Spur der That und des Thäters, vernimmt Zeugen, erforscht Urkunden, erhebt Augenschein und protokollirt jeden Befund. Dann referirt er am Ende darüber mündlich dem Tribunal erster Instanz in nicht öffentlicher Sitzung (en chambre de conseil). Findet dies Tribunal nach Thatsachen und Umständen den Angeschuldigten unschuldig, oder wenigstens nach der Lage der Acten die Überweisung des Inculpaten (prévenu) sehr unwahrscheinlich, so erfolgt sofort die Entbindung desselben von der Klage. (Findet das Tribunal erster Instanz, daß der gerügte Straffall ein einfacher Polizeifrevel (délit) ist, so verweist das Tribunal das fernere Verfahren an das Zuchtpolizeigericht, und im Fall einer bloßen polizeilichen Rüge (contravention) an die Polizeibehörde.) Scheinen aber die vorläufigen Untersuchungsacten den Verdächtigen zu graviren, so berichtet, in dem Falle eines schweren Verbrechens (crime), das Tribunal mit Einsendung der Akten an das Obergericht (Cour royale). Dies deliberirt darüber (en chambre

de conseil), hört die Abstimmung des Generalprocurators, und findet das Obergericht die angeschuldigte That criminell und erweislich, so erkennt solches im Bejahungsfalle zu Recht, daß der bisherige Verdächtige nunmehr als Inquisit (accusé) einer förmlichen Anklage und Specialuntersuchung über das genau zu bestimmende Verbrechen zu unterwerfen sei (arrêt des renvois aux assises). Diese Criminalgerichte halten in jedem Departement wenigstens einmal vierteljährlich eine Sitzung, um die sämmtlichen zur Entscheidung reif gewordenen Criminalfälle seit voriger Sitzung definitiv abzuurtheilen. Das Institut der Geschworenen beruht auf der liberalen Idee, daß das Recht über Leben und Tod in der Regel nicht in der Hand der eigentlichen Staatsdiener ist, sondern einer nach gewissen gesetzlichen Normen, theils durch das Loos (gewissermaßen als Judicium parium) aus der Mitte des Volks berufenen Auswahl gehörig qualificirter Staatsbürger aufgetragen wird, welche nach vollbrachter Sitzung als Privaten in die Reihe ihrer Mitbürger zurücktreten. Der Präfect übersendet wenigstens vier Tage vor Eröffnung der Assisen dem Vorsitzenden in den Assisen ein Verzeichniß von 60 zum Amte eines Geschworenen fähigen Personen im Departement. Jeder Geschworene muß wenigstens 30 Jahre alt und im Genuß aller bürgerlichen Rechte sein, ferner Mitglied des Wahlcollegiums oder einer der 300 Höchstbesteuerten, oder Doctor, Licentiat oder correspondirendes Mitglied einer vom Staat anerkannten gelehrten Gesellschaft, oder Notar, oder patentirter Banquier, Wechselagent, Kauf= oder Handelsherr 1. oder 2. Classe, Administrativbeamter mit wenigstens 4000 Fr. Einkommen, oder dispensationsweise befähigt worden sein. Absolut unfähig sind die Minister, Präfecte, Unterpräfecte, Richter, Staatsanwälde und Geistliche, und Jeder, welcher in dem Criminalfalle früher amtlich oder privatim wirkte. Der vorgedachte Vorstand des Assisenhofes streicht, vermöge des ihm beiwohnenden pouvoir discrétionnaire, aus jener Liste der Sechziger 24 Personen. Zugleich erhält der gedachte Vorstand eine Supplementarliste aller juryfähigen Personen im Sitzungsorte der Assisen, um aus diesen in etwaigen Verhinderungsfällen der übrigen 36 Geschworenen so viele hinzuzufügen, daß wenigstens 30 Geschworene den Sitzungen persönlich beiwohnen. Vor diesem Assisengericht erscheint nun der Staatsanwald als öffentlicher Ankläger und der von seinem Defensor begleitete Inquisit, welchem vorher die Anklage, der Tag zur Verhandlung, die Urkunden in Abschrift, die Namen der Zeugen und der Geschworenen schriftlich mitgetheilt worden sind. Sowol der Staatsprocurator als der Angeklagte verwerfen einige Geschworene nach Belieben und aus den übrig bleibenden ernennt das Loos 12 Geschworene für den Verhandlungsfall. Die ernannten Geschworenen nehmen Sitz auf einer Tribune, die Thüren der Gerichtssitzung werden für das Publicum geöffnet. Nun beeidigt der Präsident die 12 Geschworenen; die Acte der erkannten Anklage, die Anklage selbst, die Localbesichtigungsprotocolle und Expertisen werden vorgelesen. Der Staatsanwald bezeichnet das Wesentlichste in der Anklage, die Überführungsstücke, und die materiellen corpora delicti werden vorgelegt und nach den Umständen recognoscirt. Verhört werden die erheblich befundenen frühern Zeugen und die Gegenzeugen zwar nach Anleitung der frühern Verhörprotokolle, zum Beweise der Schuld oder Unschuld dient aber bloß die mündliche Zeugenvernehmung in den Assisen. Aber auch die andern Richter außer dem fragenden, die Geschworenen, der Staatsanwald, der Angeklagte und sein Vertheidiger, der als Beschädigter auftretende Privatus haben das Recht, dem Zeugen fernere Fragen zu thun. Nun reden über das Verhandelte nach einander, gemeiniglich zweimal, der Staatsanwald, die Privatpartei und der Vertheidiger und, wenn er will, auch der Angeklagte selbst. Man vernimmt über zweifelhafte Ausdrücke vielleicht nochmals einen Zeugen, erkennt über Incidentpunkte und, wenn in der Sitzung Alles schon zum Spruche reif wurde, erklärt in der nämlichen Sitzung der Präsident die Verhand=

lung für geschlossen. In einem kurzen Vortrage stellt der Präsident die Beweise für und wider zusammen und legt den Geschworenen schriftlich die Fragen vor, worüber ihr Gewissen sich zu erklären hat. Dann treten die Geschworenen zusammen im Berathungszimmer, und wenn sie zurückgekehrt sind, sprechen sie das Resultat ihrer Berathung öffentlich aus. Haben bloß 7 von den 12 Geschworenen den Angeklagten schuldig befunden, so deliberiren über die Thatfrage auch die Richter, und tritt die Majorität der Richter der Minorität der Geschworenen bei, so gilt die dem Angeklagten günstigere Meinung. Vereinigen sich ferner alle Richter zur Freisprechung des Angeklagten, die Jury mag eins gewesen sein in der Verurtheilung oder nicht, so wird die Sache ausgesetzt zur Verhandlung vor der nächsten Assise, die dann definitiv erkennt. Hat die Mehrheit der Geschworenen den Angeklagten freigesprochen, so läßt der Präsident den Angeklagten frei, wenn ihn nicht etwa auch irgend eine andre Anklage verhaftete. Ist der Angeklagte für schuldig erklärt worden, so fängt eine eigne Verhandlung über die Anwendung der Strafe und über die etwaige Privatgenugthuung an, und die Richter entscheiden hierüber mit Angabe der Entscheidungsgründe. Gegen dies Criminalurtheil findet bloß das Cassationsgesuch statt. Der Cassationshof (s. d.) nimmt dies Gesuch als gegründet an, wenn eine Nichtigkeit, ein Formalitätsfehler oder der Spruch wider das klare Gesetz nachgewiesen wurde, und verweiset dann zum abermaligen Erkenntniß den Proceß an einen andern Assisenhof zur neuen Verhandlung und Urtheilfällung. 37.

Association (Vergesellschaftung) der Ideen, oder richtiger, der Vorstellungen, nennen wir die Verbindung unserer Vorstellungen, vermöge deren sie sich einander unwillkürlich erwecken und auf einander führen. Da sich das Verhältniß unserer Vorstellungen überhaupt auf ein Äußeres (der Zeit, des Orts) und auf ein Inneres zurückführen läßt, welches von Verwandtschaft, Ähnlichkeit und Unähnlichkeit derselben abhängt, so ist alle sogenannte Ideenassociation von zwei allgemeinen Gesetzen abhängig, die man auch Associationsgesetze nennt; nämlich 1) Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit. Vorstellungen, welche oft mit einander verbunden waren oder nach einander folgten, erwecken einander wechselseitig in dieser Folge. Daher erinnern gewisse Orte an gewisse Ereignisse, welche dort vorgefallen sind; gleichzeitig wahrgenommene Ereignisse erinnern an einander; so auch die unmittelbar auf einander folgenden, und zwar erwecken sie sich am leichtesten in der bestimmten Folge, z. B. die Worte eines auswendig gelernten Satzes, je öfter man sie auf bestimmte Weise verbunden hat. Dies bestimmt auch unsere Fertigkeiten, indem eine bestimmte Folge der Vorstellungen durch Gewohnheit leicht wird, was sich auch im Handeln nach denselben äußert. So spielt z. B. ein geübter Clavierspieler im Dunkeln oder ohne auf die Tasten zu sehen, richtig, weil er die Tasten sich in der bestimmten Lage schon oft vorgestellt und unter den Händen gehabt hat. 2) Gesetz der Verwandtschaft, Ähnlichkeit und Entgegensetzung der Vorstellungen. Nach diesem Gesetze erwecken und verdeutlichen sich Vorstellungen leicht, deren Inhalt sich auf einander bezieht. Ein Individuum erinnert an das andre, wenn es gewisse Züge mit demselben gemein hat, das Portrait an das Original, das Bejahende an das gerade Gegentheil — daher auch die Wirksamkeit der Ironie zu erklären. — In einem solchen Verhältnisse stehen ferner insbesondere Subject und Prädicat, Ursache und Wirkung, Ganzes und Theil, Gattung, Art und Individuum, Nebenumstände und Hauptsachen, doch kommt man leichter von dem Besondern auf das Allgemeine, als umgekehrt. Was in einem gewissen innern Zusammenhange steht, das merkt sich leicht vermöge dieses Gesetzes. Diese unwillkürliche Verbindung unsrer Vorstellungen nun ist als unwillkürlicher Gedankenlauf in der ersten Zeit unsers Lebens und bei dem Ungebildeten immer vorherrschend. Bei eintretender Bildung des Verstandes wird der nach Absicht und Zweck geleitete Gedankengang herrschend. Gleichwol wirkt jener immerfort, tritt in unsere

Unterhaltungen ein und bestimmt fast durchaus unsere Träume. Jeder einzelne Mensch hat auch seine eigne Ideenassociation, d. h. gewisse Vorstellungen verbinden sich bei einem Individuum leichter als bei dem andern, werden oft herrschend und bringen manche Eigenheiten, gewisse Meinungen, Vorurtheile, Neigungen und Abneigungen, unter Anderm auch oft die sogenannten Steckenpferde hervor. Dieses ist der Grund, warum man die Kenntniß der Ideenassociation dem Menschenkenner als einen sehr wichtigen Gegenstand zuschreibt, und warum manche Menschen, welche dieselbe bei andern erforscht haben und benutzen, über dieselben oft eine sehr große Gewalt erlangen; denn sie gehört zu dem, was die Gewohnheit in dem Menschen befestigt hat. T.

Assonanz, eine musikalische Redefigur, gleichsam eine Schwester der Alliteration (s. d.), denn wie diese in einer Gleichheit der Consonanten in mehren Wörtern eines Satzes besteht, so die Assonanz in der Einheit der Vocale. Sie ist eigentlich in der span. und portugies. Poesie einheimisch und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Versuche unserer Dichter, die Assonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unserer Sprache zu zeigen. Die zweisylbige Assonanz kann bei uns in der zweiten Sylbe fast nie anders als in dem stummen E gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einsylbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie besondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen möchten die trefflichen Assonanzen in Fr. Schlegel's „Alarcos" und in Apel's „Gespensterbuch" (Bd. 4) anzusehen sein. Letzterer besonders hat mit vieler Kunst sich der zweisylbigen Assonanz ohne das stumme E bedient.

Assumption, Hauptst. von Paraguay (s. d.), Sitz des Dr. Francia, 7100 Einw.

Assyrien, ein im Alterthum berühmtes asiatisches Reich, dessen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben waren. Das ursprüngliche Assyrien grenzte nördlich an den Berg Niphates in Großarmenien, westlich an Mesopotamien, südlich an Susiana und östlich an Medien. Assur soll es gegründet haben. Unter den Regenten dieses Reichs sind vorzüglich Ninus (s. d.) und seine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf sich das babylonische, das medische und noch einige andre Reiche. Unter Sardanapal (ungefähr 900 J. v. Chr., nach Volney 717 v. Chr.) ward Arbaces, Statthalter von Medien, Herr des assyrischen Reichs. Herodot, dessen Glaubwürdigkeit Volney erwiesen hat, bestimmte die Dauer der assyrischen Herrschaft in Oberasien auf 520 J. In der Folge löste sich dasselbe in drei Reiche auf, welche die Hauptbestandtheile desselben ausgemacht hatten, und es bildeten sich aus demselben das medische mit Assyrien und das (neue) babylonische Reich. Doch bald erhob sich Assyrien mit der Hauptst. Ninive unter Salmanassar von neuem, indem Medien mit Babylon demselben unterworfen waren; allein Medien riß sich um 700 los und der medische König Cyaxares verband sich mit Nabopolasar, Statthalter von Babylon, worauf Beide 606 v. Chr. Ninive eroberten und zerstörten. Assyrien wurde jetzt eine medische Provinz, Babylon aber durch Nebucadnezar's Eroberungen seit 600 ein mächtiges Reich. Endlich vereinigte sämmtliche Reiche um 550 v. Chr. der persische Eroberer Cyrus (s. d.).

Ast, derjenige Theil eines Baumes, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme ausgeht. Aus den Ästen gehen die Zweige und Blätter hervor. Wie man das Wort Stamm bildlich auf Völker und Familien anwendet, so sagt man auch z. B.: „Die Familie theilt sich in mehre Äste". Doch sind in diesem Sinne die Ausdrücke Zweig und Linie gebräuchlicher. In der Forstwissenschaft begreift man die Äste unter dem gemeinschaftlichen Ausdrucke von Obergehölz, und scheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz.

Die Richtung der Äste ist an jedem Baume charakteristisch und gibt auf den ersten Blick ein Merkmal, sie von einander zu unterscheiden.

Astarte, eine syrische Göttin, wahrscheinlich soviel als die Semele bei den Griechen und die Astaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen, uralten Tempel in Phönicien. Einige halten sie auch für die Here, noch Andre für die Aphrodite.

Asteriscus, Sternchen (*), die man im Texte braucht, um damit auf untenstehende Anmerkungen zu verweisen. Man setzt sie zu dem Worte, auf welches sich die Anmerkung zunächst bezieht. Auch bezeichnet man Lücken damit. Die alten Kritiker bedienten sich des Asteriscus oder des Kreuzes, obelus, um in den Handschriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten; Andre bedienten sich des Sterns zur Angabe der Echtheit und Richtigkeit.

Asthenie, Schwäche (aus d. griech. ἀ privativum und σϑένος, Kraft). Dies Wort ist durch Brown's Lehrsätze in Gebrauch gekommen und bezeichnet überhaupt bei ihm Schwäche der Erregung. Sie entsteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf sie zu schwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit versetzt wird, dies ist die directe Asthenie; oder indem durch vorhergegangene zu starke Reize die Erregbarkeit vermindert worden: indirecte Asthenie. Die asthenische Beschaffenheit wird nach Brown's Angabe durch folgende Einflüsse erzeugt: zu lang dauernde Kälte, starke u. lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an verschiedenen Gewohnheitsreizen, z. B. an geistigen Getränken, an Gewürzen, Mangel an Blut, zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. Die vorzüglichsten Zufälle, welche die asthenische Beschaffenheit bezeichnen sollen, sind: Frost und Schauder, schwacher, weicher, kleiner und sehr schneller Puls, Kopfschmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßlust, Ekel und Erbrechen, Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen, faule Bräune, Blutflüsse, Drüsengeschwülste u. s. w. Unter die asthenischen Krankheitsformen sollen nebst mehren andern besonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlaflosigkeit, Krätze, die englische Krankheit, Blutflüsse, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meisten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassersucht, Epilepsie, Lähmung, Schlagfluß, Wechselfieber, Typhus, Pest. (S. **Erregungstheorie**.) H.

Ästhetik nannte man seit Alex. Baumgarten eine besondere Wissenschaft von dem Schönen und seinen mannigfaltigen Darstellungsarten, welche vor diesem Philosophen noch nicht vorhanden war, und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen. Von diesem Theile der Philosophie, als Metaphysik des Schönen, sollte die Theorie der Künste und der Kunstkritik abhängig sein. Auch hier finden wir, wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß sich die Wissenschaft erst dann, nachdem eine Fülle mannigfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen und die lebendige Anschauung vorhanden ist, in systematischer Gestalt entwickelte und ausbildete, indem erst dann ein Princip des Besondern gefunden werden kann, wenn dieses selbst durch seine verwirrende Mannigfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt hat. Daher auch die Literatur des wissenschaftlichsten der alten Völker uns nur zerstreute Betrachtungen über einzelne Gegenstände jener Wissenschaft und über einzelne Darstellungen des Schönen (einzelne Künste, Kunstgattungen und Kunstwerke) in dogmatischer oder kritischer Gestalt darbietet, obgleich diese oft, wie die hierher gehörenden Beiträge eines Plato und Aristoteles, eine Lebendigkeit an sich tragen, welche den Werth mancher neuern systematischen Bearbeitung gar sehr verdunkeln. Als aber, insbesondere durch des berühmten Chr. Wolf's Bestrebungen, die Philosophie (namentlich die Leibnitz'sche Ansicht derselben) in ein System zu bringen, eine Übersicht des Ganzen der Philosophie und

ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entstand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewisse allgemein gültige Gesetze zur Bildung und Beurtheilung desselben aufzustellen, welche auf dem Wesen der „schönen Erkenntniß selbst" (bei welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die sinnliche Erkenntniß verwechselte) beruhen sollte. Zu dieser Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolf's, den ersten Grund. Der Standpunkt, von welchem man zuerst bei einer solchen ausging, war ein subjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächst nach seiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, oder von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchen man dasselbe auffaßte. Da diese Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens voraussetzte, so nannte man diese Wissenschaft Ästhetik, weil αἴσθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, sinnliche Vorstellung und die sie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten psychologischen Ansichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder sinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt und von einander wenig unterschieden wurden. Denn weil man eben vermittelst dieses Vermögens das Schöne zu kennen und wahrzunehmen glaubte, daß dieses vorzüglich das sinnliche Erkenntnißvermögen oder das Empfindungsvermögen anspreche, so suchte man eine Wissenschaft zu Stande zu bringen, welche die Gesetze desselben, besonders in Beziehung auf das Schöne, ebenso umfassen sollte wie die Logik die Gesetze des Verstandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen ist, warum sie Baumgarten eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges, Vergnügen in uns hervorzubringen, nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen, und die Wissenschaft von der empirischen Kenntniß nicht hinlänglich unterschieden wird. Baumgarten kam also durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne, und meinte, die Gesetze dieser sinnlich erkannten Vollkommenheit (die ästhetischen Gesetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheiten ableiten zu können. Was er nun aber als solche Wissenschaft in seinen Vorträgen und Schriften (s. Baumgarten) aufstellte, enthielt mehr praktische Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunst, vorzüglich der Dicht- und Redekunst, als eine Untersuchung über das Wesen der Schönheit überhaupt. Dieses Princip der sinnlichen Vollkommenheit aber, welches Baumgarten aufstellte, wurde von seinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer untersuchte, und bald auf physiologischem und psychologischem Wege, welcher durch Locke's Sensualsystem und andrer Engländer (z. B. Burke's) Untersuchungen sehr gangbar geworden war, die Natur ästhetischer Empfindungen erforschte, bald, vorzüglich durch Batteux, du Bos und andrer Franzosen Beispiel geleitet, eine Theorie der Künste unter diesem Namen aufzustellen versuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Ästhetik, wovon sie abhängig ist, durch ein tieferes Princip begründet war, nothwendig schwankend ausfallen und eine empirische Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philosophischen Wissenschaft seiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach dessen Untersuchungen die Philosophie als eine Wissenschaft von den ursprünglichen Vermögen und Gesetzen des menschlichen Geistes erschien, unterschied zwar genauer sinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch bloß in seiner Wirkung auf das Gefühl, und stellte so über das Schöne den Begriff des Ästhetischen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorstellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre besondern Theorien angewiesen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne also bezogen wurde, daß man voraussetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahr-

genommen werden, sei bloß für das Gefühl da, oder bestehe bloß in einer besondern Beziehung auf das Gefühl, so ist es begreiflich, wie er früherhin eine solche Wissenschaft für eine unmögliche halten und selbst den Namen derselben verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. Dessen, was schön ist) ist nach jenen Voraussetzungen empirisch und subjectiv. Allein theils haben schon die bedeutendsten seiner Schüler (z. B. der um die Ästhetik verdiente Heydenreich) entgegnet, daß auch die Geschmacksurtheile, oder das ästhetische Wohlgefallen überhaupt, von gewissen ursprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig sein müssen, — welche, zur Wissenschaft erhoben, eine Geschmackslehre werden und, sofern sie die Gegenstände nach ihrer Beziehung auf Lust und Unlust, oder als Gegenstände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbesondere betrachte, füglich Ästhetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in seiner nachher erschienenen „Kritik der Urtheilskraft" die Grundzüge zu einer solchen Geschmackslehre oder Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (des Geschmacks) wirklich aufgestellt, welche nun an die Stelle der Ästhetik trat, und worin er die Gesetze, nach welchen der Verstand bei der Beurtheilung Dessen verfahre, was durch sich selbst gefällt, aufsuchen wollte. So scharfsinnig und treffend auch Kant's Untersuchungen sind, so weit sie sich mit den Wirkungen des Schönen und des Erhabenen, auf das Gefühl, oder mit dem Geschmacke (der bald als ästhetische Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet sein soll) beschäftigen, so wenig erschöpft doch die Theorie des Geschmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne in seinen Wirkungen auf uns, folglich nur das Gefühl des Schönen und Erhabenen, betrachtet wird, die Ästhetik, als Wissenschaft des Schönen gedacht. Andern Theils mußte schon der Standpunkt, von welchem Kant ausging, die Untersuchung beschränken. Denn indem zuerst gefragt wurde, ob es allgemeine Grundsätze der Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Lust und Unlust bestimmen bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne seinem Wesen nach schon vorausgesetzt; statt dessen trat nun der allgemeine Begriff des Ästhetischen auf, welcher alles Dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust vorgestellt und dadurch Sache des Geschmacks wird, und in engerer Bedeutung, was lediglich durch seine Beziehung auf das Gefühl Gegenstand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff sich das Schöne, nach dem beschränkten vulgären Sprachgebrauche, und das Erhabene theilten. — Die Verbindung dieser beiden blieb ungeahnet, weil bloß von einer Verschiedenheit des Ästhetischen die Rede war, welches als Gegenstand der Beurtheilung betrachtet wurde, und weil nicht von dem Schönen selbst, seinem Principe und der dasselbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Diese Kant'sche Ansicht wurde von mehren denkenden Männern seiner Schule ausgebildet und als eine Wissenschaft von den Gründen des ästhetischen Wohlgefallens dargestellt. Gegen jene der Kunst wenig zusagende Ansicht, namentlich gegen die formale Bestimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Vorstellung eines Zweckes, sträubte sich der wachsende Kunstsinn und die lebendigere Anschauung des Schönen, welche Kant zu fehlen schien. Um so dringender wurde bei täglicher Erweiterung des Kunstgebiets durch die Werke großer Zeitgenossen und damit erhöhtem Interesse für die Kunst, das Bedürfniß einer unumschränkten Untersuchung über das Wesen des Schönen, und über die Bedingungen, unter welchen es sich dem menschlichen Geiste darstellt. Göthe, Schiller, Herder, Winckelmann, Klopstock, Lessing, Moritz u. Heinse wirkten theils durch die geistvollen Ergebnisse ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Ansichten, Beurtheilungen und freie Behandlung mehrer der Kunst angehörigen Gegenstände, Schelling durch seine originelle Ansicht der Natur, sowie überhaupt durch eine Philosophie, welche, von dem Absoluten ausgehend, dasselbe auch in der Schönheit und im Geiste des Künstlers in eigenthümlicher Gestaltung wieder-

findet, zu einer umfassenden und lebendigen Ansicht der Schönheit und Kunst. Denn wenngleich jene große Gährung, welche durch Kant's Reform in der Philosophie begonnen, gegenwärtig noch nicht gestillt worden ist und die Urtheile über Schelling's System nothwendig verschieden sind, so wird diesem Letztern doch für die Ästhetik das Verdienst bleiben müssen, auf die darstellende Kraft des Genius tiefere Rücksicht genommen und namentlich die durch Kant's Anhänger vernachlässigte Phantasie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demselben Zwecke wirkten, wiewol mehr auf polemischem und kritischem als auf dem systematischen Wege, A. W. und Fr. Schlegel nebst ihren Freunden, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überschreitend, zum Vortheile der Ästhetik und zu einer freiern, lebendigern und umfassendern Anschauung des Schönen, besonders in der Kunst. Schelling's Ansicht jedoch, die, von dem Absoluten beginnend, vornehmlich auf die schaffende Kraft des Geistes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, zu achten und das Kunstwerk als eine bildliche Erscheinung des Absoluten, durch den Geist des Menschen hervorgebracht, zu betrachten veranlassen mußte, wurde von mehren seiner Schüler im Dünkel einer Wissenschaft des schaffenden Genius, und je mehr sie Kunstfreunde waren, so mißverstanden, daß sie die Ästhetik geradezu für eine Kunstphilosophie erklärten, als offenbare sich das Schöne nur durch Kunst des Menschen. Dieser Vorstellungsart sowol, als dem Mißbrauche seiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem sie sich nur von den Gebilden ihrer Phantasie hinreißen ließen, und statt einer Philosophie über das Schöne in Natur und Kunst oft nur leere Phantasien über die Kunst hervorbrachten, hat jedoch S. (in einer Vorrede zu s. „Phil. Schriften" und in einer Rede „Über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur") kräftig widersprochen.

Nach unserer Ansicht muß die Ästhetik, als Philosophie des Schönen, von der Idee des Schönen (s. d.) ausgehen, sofern wir sie der Idee der Wahrheit, welche die theoretische Philosophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die praktische Philosophie entfaltet, entgegenstellen, — und zwar I. im Allgemeinen, 1) als Metaphysik des Schönen oder reine Ästhetik, von dem Wesen des Schönen — oder von dem absoluten Schönen, das nie erscheint, aber dem gebildeten Geiste als Idee bei seinen Urtheilen, und dem Künstler in Gestalt eines Ideals beim Schaffen vorschwebt, ausgehen, und diese Idee in dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß nachweisen; hierauf aber 2) die verschiedenen Darstellungen des Schönen in Natur und Kunst nach ihrem Wesen bestimmen und würdigen, und in Hinsicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geschmackslehre ihre Stelle findet), in Hinsicht auf die Kunst aber insbesondere seine Hervorbringung durch die schaffende Kraft des Künstlers betrachten, dann aber II. im Besondern von der Verschiedenheit der besondern Künste, sofern sie aus der Idee der Kunst erkennbar ist, und ihren besondern Gattungen handeln, durch welche Übersicht — auch wol (ästhet.) Theorie der schönen Künste, oder angewandte Ästhetik genannt — für jede besondere Ästhetik, oder für die Theorien der einzelnen Künste die philosophische Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptsächlichsten und in der Geschichte der Ästhetik Epoche machenden Ansichten derselben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen andrer Denker mehr oder weniger gemein haben. Überhaupt aber ist die Ästhetik verschieden nach der Ansicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch von den herrschenden Gestalten, in welchen dasselbe in der Kunst eines Volks auftritt. Daher ist:

Ästhetisch 1) in weitester Bedeutung, a) was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust steht, oder zunächst in dieser subjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin b) dieses Gefühl, namentlich das Gefühl der Lust, durch innere oder äußere Anschauung, entweder erweckt (ästhetischer Gegenstand, ästhetische Anschauung) — daher redet man auch von einer ästheti-

schen Deutlichkeit, im Gegensatze der logischen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch sinnliche Anschauung oder Beispiele erlangt wird — oder durch dasselbe bestimmt wird (in dieser Beziehung redet man von einem ästhetischen Urtheil, und von ästhetischer Urtheilskraft, Geschmack im weitern Sinne); 2) in engerer Bedeutung a), was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anschauung seiner das Gemüth (vornehmlich Verstand und Einbildungskraft) in harmonische Thätigkeit setzenden Form Lust zu erregen fähig ist, oder was gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung nach Kant'scher Bestimmung: der Gegenstand eines höhern, nothwendigen Wohlgefallens. In dieser Bedeutung redet man auch von ästhetischen, d. i. solchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, sondern bloß durch die angeschaute (harmonische), in sich vollendete Form eines Gegenstandes, welche die Kräfte des Geistes in harmonische Thätigkeit versetzt, erregt sind; b) was durch ein Gefühl dieser Art bestimmt und von demselben abhängig ist (daher ästhetisches Wohlgefallen, ästhetisches Urtheil oder Geschmacksurtheil, ästhetische Urtheilskraft, d. i. Geschmack im engern Sinne, und sein Gegenstand Geschmacksobject); 3) was zu dem Kreise der Ästhetik gehört, oder von ihr, als Wissenschaft des Schönen, abhängig sein und auf ihre Grundsätze wenigstens zurückgeführt werden sollte. Nach dieser Bedeutung haben die Ausdrücke ästhetisches Urtheil, ästhetische Beurtheilung, Recension, ästhetische Kritik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen sie doch sehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Asträa oder **Dike** (bei den Römern Justitia), des Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte sie unter den frommen Menschen, im ausartenden silbernen kam sie nur selten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geschlecht sich Waffen schmiedete und den Pflugstier erschlug, da flog sie zuletzt zum Himmel, wo sie im Thierkreise als Sternjungfrau leuchtet. Denn später war sie beflügelt. (Vgl. **Horen**.) Einer andern Fabel zufolge bezeichnet jedoch das Sternbild der Jungfrau die Erigone, welche aus Verzweiflung über den Tod ihres Vaters, Ikarus, sich erhing, und vom Zeus, zu Belohnung ihrer kindlichen Liebe, in jenes Sternbild versetzt ward.

Astrachan, ein russisches Königreich vom 46 bis 52° N. B. (13,823 □M., 2,600,000 Einw.), mit 3 Gouvernements: Astrachan (3900 □M., 223,000 Einw.), Saratow und Orenburg. Es ist begrenzt im N. von dem Lande der Bulgaren und Baschkiren, im S. vom kaspischen Meere, im W. von der Wolga, die es von den Nogaier-Tataren und den donischen Kosacken trennt, und im O. von einer großen Gebirgskette, die es von der großen Tatarei scheidet. Der Sommer ist lang und sehr heiß, der Winter währt 3 Monate und ist überaus streng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der West- und Südseite der Wolga sind große Heiden, welche ein schönes, feines Salz in Überfluß liefern. Die Hauptst. **Astrachan** (65° 42′ Ö. L. und 46° 21′ N. B.) liegt auf der Wolgainsel Seitza, etwa 8 Meilen vom Einfluß der Wolga in das kaspische Meer. Sie ist der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines armen. Bischofs, hat 25 griech., 2 armen. Kirchen, 26 tatar. Medschebs, einen indischen Tempel, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botan. Garten, viel Fabriken, hat mit den Vorstädten eine Meile im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Persern und Hindus 30,000 E., ohne die vielen Fremden, und 20,000 E., die der Fischerei halber dort lange Zeit weilen, in 3800 Häus. Die Häuser sind von Holz, schlecht und unbequem. Die Umgegend ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die in der Wolga hier gefangenen Störe gehen gesalzen und im Winter frisch fast durch ganz Rußland. Die Kaviarbereitung ist wichtig. Auch fängt man viel Seehunde, Hausen u. s. w. Vom Juli bis Oct. sind Heuschreckenschwärme nicht ungewöhnlich. Sonst handelte Astrachan nach Khiwa und Bochara; jetzt be-

schränkt sich der Handel auf Persien und das Innere Rußlands, ist aber nicht unbedeutend. Es kommen jährlich über 60 Schiffe und 7 Karawanen an. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeuch und andre europäische Waaren; dagegen von Persien eingeführt goldgewirkte seidene Binden für die Polen, seidene Zeuche und Stoffe mit Baumwolle gemischt, Reis, Baumwolle, Rhabarber und einige andre Apotheker- und Specereiwaaren, vornehmlich aber rohe Seide. Die Hauptst. der uralischen Kosacken, Uralskoi (4000 hölz. H. und 18,000 E.), gehört auch zu diesem Gouvernement.

Astralgeister. Schon die Magier dachten sich die Möglichkeit einer Verbindung zwischen einem immateriellen und einem materiellen Wesen und selbst das Neue Testament spricht im Geiste seiner Zeit von bösen Geistern unter dem Himmel und von einem Fürsten, der in der Luft herrscht. Die Kirchenväter modificirten das Dämonenwesen christlich. Origenes betrachtete das Universum als ein belebtes unermeßliches Wesen und ging so weit, zu behaupten, auch für die sündigen Wesen der andern Weltkörper habe Christus gelitten. Solche Annahmen können nicht auffallen, wenn wir die Zeit berücksichtigen; es war genug, daß sich der Christ vor astrologischem Aberglauben zu hüten wußte. In der alexandrinischen Philosophie sollte das Feuer eine Idee und ein Geist in der Materie sein. Man gewinnt Respect vor der Intelligenz unserer Zeit, wenn man solchen Unsinn der Vorzeit liest, welche vom Spuk einer weißen Frau sich an einigen Höfen noch nicht frei zu machen versuchte. Es gab Theologen, welche behaupteten, Samuels astralischer Geist sei der Hexe zu Endor erschienen, und die noch unweiser verkündeten, daß vor Christi Geburt kein Prophet zu dem Grade der Seligkeit gelangt sei, wozu die Gläubigen nun zu gelangen das Glück haben. Genug von einer Section der Verirrungen des menschlichen Geistes, wenn er da noch denken will, wohin sein Verstand nicht zu dringen vermag. Die sympathetische Cur durch die Gestirne fing in den jüngsten Tagen wiederum an, Glauben und Vorurtheil zu finden, um dadurch das reine Licht der Wissenschaften wieder zu verfinstern. Man sieht fanatische Gaukler von der Höhe ihrer hyperphysischen Grundsätze auf den bescheidenen Forscher nach wahren physischen Ursachen mit Verachtung herabsehen, und die Reihenfolge von secundairen Ursachen und Wirkungen überspringend, dem gehaltlosen Mechanismus der Natur, wie sie ihn nennen, ein höheres göttliches Leben, das sie in seiner Wurzel ergriffen zu haben vorgeben, entgegensetzen. Der Sideromagnetismus der Frau Stutterheim in Holstein und die Nekromantie der Dem. Lenormand fand Glauben bei vornehmen und hoher Aufklärung sich rühmenden Personen, welches vor 30 Jahren gewiß weniger der Fall war.

Astrognosie, Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne. (S. Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels", 9. Aufl., Berlin 1823, mit e. allgem. Himmelskarte und transparentem Horizont; und Westphal's „Astrognosie", Berlin.)

Astrolabium (Planisphärium, Analemma, Winkelmesser), ein Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu messen. Es besteht gemeiniglich aus einer horizontalen Scheibe von Metall, die auf ihrem äußersten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Nonius) kann die genaueste Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Absehlineale (Diopterlineale), gemeiniglich mit zwischenliegenden Fernröhren, angebracht; eines derselben steht fest, das andre bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man von dem Scheitelpunkte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Punkten visirt, wird auf der Scheibe des Instruments ein Stück Bogen abgeschnitten, das das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie bedient man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, wol aber in der angewandten Geome-

trie. Die Erfindung, das Astrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joseph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren; sie lehrten, wie man durch dasselbe auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei.

Astrologie, Sterndeuterkunst, die trügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Dinge, besonders die Schicksale der Menschen, vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und entsprang, wie Bailly mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Gestirne, besonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, die Witterung und Fruchtbarkeit der Erde haben. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Gestirne nur um der Erde und um der Menschen willen geschaffen wären, und daß sie, da sie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rücksicht der Menschen von Bedeutung sein und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, sondern auch auf die Sitten und Schicksale einzelner Menschen Beziehung haben müßten. Aus einer Sage der Ägypter, daß Belus eine Colonie aus Ägypten nach Asien geführt, die sich am Euphrat niedergelassen, und nach Art der Ägypter, Priester gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit gewesen und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunst eine Erfindung der Ägypter sei, wie denn auch wirklich bei diesen sich besonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meisten Zeugnisse der Alten stimmen dafür, daß sich die Astrologie von den Chaldäern zu andern Völkern verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftstellern durchgängig Chaldäi, sonst auch Genethliaci (s. Genethliakon) genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Astrolog und Nativitätsteller gleichbedeutend. (S. Horoskop.) Ein Beweis ihres hohen Alterthums ist, daß sich die meisten astrologischen Vorhersagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erste Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der Mosaischen Erzählung (V, 18, 10) läßt sich auf ihr hohes Alter schließen. Als in den spätern Zeiten die Astrologie aus Gewinnsucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben sich die Astrologen den Namen Mathematiker, unter welchem sie zu den Zeiten der römischen Kaiser allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm so überhand, daß Tiberius sie aus Rom vertrieb. Das Gesetz im Codex unterscheidet jedoch die geometrische Kunst von der sogenannten mathematischen, d. i. astrologischen. So verwerflich die Astrologie an sich ist, so hat sie dennoch mittelbar der Astronomie genützt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt sich die Sterndeuterei mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch astrologische Schriften besitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des 15. Jahrh. die Irrthümer der Astrologie gründlich bestritt, fand wenig Eingang. Selbst im 16. und 17. Jahrh. hatte die Sterndeuterei an gelehrten Männern, wie Cardano und sogar Kepler, Anhänger. Das Copernicanische System und die immer mehr erwiesene Richtigkeit desselben haben zwar das Ansehen der Astrologie erschüttert; aber die neueste Zeit leidet doch an Rückfällen der alten Krankheit, wie J. W. Pfaff's astrologische Schriften: „Astrologie" (Bamberg 1816), und „Über Planeten, Conjunction und den Stern der drei Weisen" (Bamberg 1821) darthun. Über astrologische Terminologie verbreitet sich Lalande's „Astronomie", Bd. 1 (2. Ausg.), S. 497.

Astronomie, Himmels- oder Sternkunde, die Lehre von den Weltkörpern überhaupt und ihren scheinbaren und wahren Bewegungen insbesondere. Die Astronomie (von ἀστήρ, Stern, und νόμος, Gesetz; denn alle Bewegungen der

Weltkörper erfolgen nach unwandelbaren Gesetzen) soll uns also theils mit Demjenigen bekannt machen, was über die natürliche Beschaffenheit der Weltkörper entdeckt worden ist; theils aber, und vorzüglich, die scheinbaren Bewegungen, Größen u. s. w. der Gestirne beobachten, und daraus die unveränderlichen Gesetze ihrer wahren Bewegung, ihre Entfernung, ihre Dimensionen u. s. w. herleiten. In Bezug auf diesen letztern und hauptsächlichern Gegenstand der Wissenschaft theilt man sie gewöhnlich in drei große Hauptabtheilungen, in die sphärische, theorische und physische Astronomie. Die sphärische Astronomie hat es mit den ersten sinnlichen Wahrnehmungen des Himmels, mit der Lage seiner Gestirne an der scheinbaren Himmelskugel, sowol unter sich, als gegen gewisse eingebildete Kreise und Punkte derselben, mit der Kenntniß der verschiedenen Sterngruppen, die sie zu Bildern vereinigt, und auch wol unter dem besonderen Namen der Astrognosie (s. d.) betrachtet u. s. w., zu thun. Man könnte sie die empirische Astronomie nennen, weil sie sich, mit wenigen Zuhülfenahmen, auf Darstellung der Art beschränkt, wie der gestirnte Himmel den Sinnen des aufmerksamen Beobachters erscheint; und sie führt den Namen der sphärischen nur, weil sich der Sternenhimmel dem Auge in Form einer Halbhohlkugel (Sphaera) darstellt. — Die theorische (von Theorie oder speculirendem Nachdenken über die Erscheinungen so benannt), theoretische, oder, im Gegensatze des bloßen Empirismus jener erstern Abtheilung, auch wol die scientifische Astronomie, erhebt sich von dem sinnlichen Scheine der Vorgänge am Sternenhimmel zu der höhern Frage: ob und welche Erklärung der scheinbare Widerspruch und die Unverständlichkeit jenes Scheines zulasse? ob sich z. B. der Himmel mit seinen vielen Millionen Sternen von Morgen gegen Abend um die Erde, oder umgekehrt letztere, in entgegengesetzter Richtung, um ihre Axe drehe? ob die Sonne um die Erde laufe, wie es scheint, oder die Erde sich vielmehr um die Sonne bewege, wie es ein tieferes Nachdenken anzunehmen zwingt? u. s. w. Sie untersucht und beantwortet diese Fragen mit Hülfe der Mathematik, und gelangt solchergestalt dahin, die wahren Bewegungen der Himmelskörper, namentlich der zu unserm Sonnensysteme gehörigen, zu bestimmen, und, was für das bürgerl. Leben am wichtigsten ist, den Ort eines jeden derselben für beliebige zukünftige Zeitpunkte vorauszusagen; Sonnen- und Mondfinsternisse (s. d.) nach allen ihren Umständen zu berechnen und für den Calender (s. d.) zu nutzen, Oppositionen und Conjunctionen, Bedeckungen und Vorübergänge anzugeben, Folgerungen daraus für die Theorie der Planeten und Nebenplaneten zu ziehen, und diese Theorie dadurch zu einer solchen Vollkommenheit zu erheben, daß z. B. der Seefahrer auf dem spurlosen Ocean, in Tafeln über den jederzeitigen gegenseitigen Stand von Mond und Gestirnen, sichere Anleitung zur Bestimmung seines Ortes und Weges findet. — Die physische Astronomie endlich gibt das oberste Gesetz der verwickelten Bewegungen der Gestirne an, und lehrt, nach den Regeln der Mechanik, alle diese Erscheinungen auf die gegenseitige Anziehung der Weltkörper und die Regel, nach welcher dieselbe erfolgt, zurückführen. Man könnte sie mit der vorigen Abtheilung unter einer gemeinschaftlichen Benennung der scientifischen vereinigen. Man denke sich den Sternhimmel unter dem Bilde einer Uhr, die bloße, sinnlich wahrnehmbare Zeigerbewegung als den Gegenstand der sphärischen, das Räderwerk mit seinem, jene Bewegung erzeugenden Einflusse, als den Gegenstand der theorischen, und die Feder hiernächst, die letzte Ursache aller Bewegung, als den Gegenstand der physischen Astronomie. In diesen drei Abtheilungen ist das ganze theoretische System der Wissenschaft enthalten; aber alle die Geschicklichkeiten und Handgriffe zur Beobachtung, zur Behandlung und Erhaltung der nöthigen Instrumente u. s. w. machen außerdem noch den Inhalt der beobachtenden, gleichwie die Kenntniß der verwickelten astronomischen Rechnungen den Inhalt der rechnenden Astronomie, und beide

zusammen wieder die praktische, im Gegensatze der, jene frühern drei Abtheilungen umfassenden theoretischen Astronomie aus. Die Astronomen, z. B. Schubert, machen also einen Unterschied zwischen theoretischer, als System, und theorischer Astronomie, als Unterbegriff. Etymologisch ist dieser Unterschied nicht begründet.

Die Geschichte der Astronomie hebt im grauesten Alterthume an. Sobald die Menschen zum geistigen Bewußtsein erwacht waren, mußte sie der Anblick des Sternenhimmels rühren; und die nächsten Bedürfnisse zwangen sie auf die Wiederkehr der Jahreszeiten, die Mondwechsel u. s. w. Acht zu haben. Die uns bekannten ältesten astronomischen Beobachtungen sind Sinesische: eine solche, deren Montucla (S. 455 des 1. Bds. seines unten anzuführenden Werkes) Erwähnung thut, nämlich eine sehr nahe Zusammenkunft des Saturn, Jupiter, Mars, Merkur und Mond, fällt fast dritthalb Tausend Jahr vor unserer Zeitrechnung. Auch die Chaldäer rühmen sich sehr alter astronom. Beobachtungen; indeß erwähnt Ptolemäus (s. d.) nur zweier, etwa 700 v. Chr. von ihnen beobachteter Mondfinsternisse. Noch weniger Wichtigkeit legt derselbe Astronom auf die astronom. Kenntnisse der Ägyptier, wiewol das Orientiren ihrer Pyramiden nach den Weltgegenden, die in Ägypten aufgefundenen Thierkreise (s. d.) u. a. Umstände keine so ganz unvortheilhafte Idee davon erwecken; — und was ein neuerer Geschichtschreiber der Astronomie (Bailly, s. d.) über ein, nach seiner Hypothese, im mittlern Asien ansässig gewesenes, mit gründlichen astronom. Kenntnissen ausgerüstetes, Volk beibringt, scheint so wenig begründet als unsere Kenntniß von der indischen Astronomie. Auf eine höhere Stufe erhob sich die Sternkunde in Griechenland, und der griechische, 640 vor Chr. geb. Weltweise Thales (s. d.) berechnete bereits eine Sonnenfinsterniß. Auch Pythagoras scheint astronom. Kenntnisse besessen zu haben. Nach ihm führte der Athenienser Meton (433 v. Chr.) den berühmten Mondcykel von 19 Jahren ein, binnen welcher Zeit die Neumonde wieder auf die vorigen Tage des Jahres zurückkommen, indem 19 Sonnenjahre ziemlich genau 235 Mondwechsel (Lunationen) ausmachen; eine Entdeckung, welche man damals für so wichtig hielt, daß man die betr. Rechnung mit goldenen Buchstaben eingrub, daher die Zahl eines jeden Jahres in diesem Cykel noch jetzt die goldene genannt wird. Größere Fortschritte machte die Sternkunde zur Zeit der Ptolemäer; und wir finden, etwa 300 v. Chr., Timocharis und Aristill mit brauchbaren Planetenbeobachtungen beschäftigt. Weit aber überragte sie an philosophischem Geiste Aristarch, von Samos, geb. 267 v. Chr. (s. d.), welcher, nach Archimedes's ganz unzweifelhaftem Zeugnisse (s. d. merkwürdige Stelle im Anfange des Avenarius), die doppelte Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne lehrte *); — und etwa 100 Jahre nach ihm bestimmte Hipparchus (s. d.) die genauere Länge des Sonnenjahres, die Excentricität der Sonnenerdbahn, das Rückgehen der Nachtgleichen, ja, er unternahm sogar ein Fixsternverzeichniß, „ausus", wie sich Plinius d. Ä. („Hist. natur.", lib. II, cap. 26) ausdrückt, „rem etiam Deo improbam annumerare posteris stellas, coelo in hereditatem cunctis relicto". Von Hipparch ab findet sich eine Lücke in der Geschichte der Astronomie bis zum Anfange des 2. Jahrh. nach Chr., wo Ptolemäus (s. d.) ein vollständiges System der Astronomie in 13 Bü-

*) Aristarch sagt zwar l. c. ausdrücklich, daß sich die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne drehe, und daß die Entfernung der Fixsterne so groß sei, daß dieser Kreis in Betracht derselben wie ein Punkt erscheine; allein er scheint nicht als Astronom, sondern als Pythagoräer auf diesen Gedanken gekommen zu sein, welche das Feuer (die Sonne) für den Mittelpunkt der Welt hielten. — Ich berichtige auf diese Veranlassung die gewöhnliche, aber irrige Meinung, als verdanke Copernicus seine Weltordnung dieser Stelle d. Avenarius, da dieses Buch erst später gedruckt wurde.

chern zusammenstellte, welches unter dem Namen „Almagest“, den ihm die Araber, die es im J. 827 in ihre Sprache übersetzten, beigelegt haben, am bekanntesten ist, und welches, als Ptolemäische Weltordnung, trotz aller seiner, im A. Weltsystem unsers Werkes auseinandergesetzten, Irrthümer, sein Ansehen bis auf die neuern Zeiten herab behauptet hat. Wenig geachtet war und blieb dagegen die Astronomie unter den Römern, und keine astronomische Entdeckung ging von ihnen aus; obwol nicht unbemerkt bleiben darf, daß in Seneca's „Quaest. nat.“ (VII, 13) Äußerungen über die Kometen vorkommen, die eines reifern Zeitalters würdig sind; gleichwie andrerseits das Verdienst Anerkenntniß verdient, welches sich Julius Cäsar um die Calenderverbesserung erwarb, und worüber das Nähere in d. A. Calender nachgelesen werden kann. Mit der Völkerwanderung einer- und dem Untergange der Alexandrinischen Bibliothek andrerseits aber trat, gleichwie in den Wissenschaften überhaupt, namentlich auch in der Astronomie ein so gänzlicher Stillstand ein, daß wir Spuren astronomischer Studien und Messungen erst im 9. Jahrh., unter den Arabern, deren Übersetzung des Ptolemäischen Werkes schon erwähnt worden ist, wiederfinden. Von ihren Astronomen verdienen der Khalif Alaman und die Fürsten Albategni und Thebith genannt zu werden. Auch unter den, in Spanien eingedrungenen Mauren befanden sich arabische Gelehrte, welche die Astronomie nach diesem Lande verpflanzten; und andrerseits kam, mit dem mohammedanischen Glauben, zugleich arabische Gelehrsamkeit nach Persien, dessen im Anfange des 15. Jahrh. regierender Fürst Ulug-Beigh, in seiner Hauptst. Samarkand eine Versammlung der berühmtesten, damals lebenden Astronomen zusammenberief. Man muß die Verdienste der arabischen Sternkundigen nicht überschätzen, da sie sich bloß an das System des Ptolemäus hielten und die Wissenschaft mit astrologischen Träumereien vermischten; aber andrerseits darf auch der Nutzen nicht verkannt werden, den sie theils durch schätzenswerthe Beobachtungen der Fixsterne, von denen bekanntlich noch gegenwärtig viele arabische Namen tragen, der Finsternisse, der Schiefe der Ekliptik (s. Ekliptik) u. s. w., theils durch Erhaltung alter, in ihren Übersetzungen auf uns gekommener Mathematiker gestiftet haben. — Unter den christlichen Völkerschaften herrschte während dieser Zeit größtentheils eine tiefe Unwissenheit; doch ward auch unter ihnen der Anbau der astronom. Wissenschaften wenigstens nicht gänzlich vernachlässigt. So ließ Kaiser Friedrich II. (starb 1250) den „Almagest“, da die griechische Urschrift nicht mehr aufzufinden war, aus dem Arabischen in das Lateinische übersetzen; und König Alfons von Castilien berief, um die nämliche Zeit, mehre Astronomen, mit dem Auftrage der Verfertigung neuer astronom. Tafeln, zu sich, welche Tafeln unter dem Namen der Alfonsinischen viele Berühmtheit erlangten, aber im 17. Jahrh. doch schon um ganze Grade von dem wahren Himmelsorte abwichen. Wir übergehen mehre weniger berühmte Namen, um hiernächst den deutschen Astronomen und Mathematiker Georg von Peurbach oder Purbach, geb. 1423 im Östreichischen, einzuführen, der verschiedene wichtige astronomische, namentlich aber Sinustafeln von 10 zu 10′ herausgab und einen noch berühmtern Schüler, Johann Müller aus Königsberg in Franken gebürtig und daher auch Regiomontanus genannt, bildete, von dem wir die ersten guten und vollständigen Ephemeriden besitzen. Bald nach ihnen aber ging der Astronomie ein helleres Licht auf, indem 1472 Nikolaus Copernikus (s. d.) geboren wurde, der der Wissenschaft ein ganz verändertes Ansehen gab, die Ptolemäische Hypothese verdrängte und seine, die Copernikanische, mit geringen Modificationen noch heut gültige und allgemein als richtig anerkannte Weltordnung an ihre Stelle setzte. Er war es, der der Sonne den Platz im Mittelpunkte der Planetenbahnen anwies; der den kühnen Gedanken faßte, daß die Erde ein Planet sei, gleich Merkur, Venus und den übrigen Planeten, und

sich mit ihnen in Kreisen gemeinschaftlich um die Sonne bewege; und der darthat, daß diese Kreise (oder, spätern Berichtigungen zufolge, doch nur wenig von der Kreisgestalt abweichenden Bahnen), in ihrer vollkommnen Einfachheit, die verwickeltsten Bewegungen der Mitplaneten und namentlich ihr, früher völlig räthselhaft gebliebenes, scheinbares Stillstehen und Rückwärtsgehen, vollkommen erklärten. Wie viel Geistesfreiheit zu diesem Kampfe mit tausendjährigen Vorurtheilen gehörte, können wir, die wir auf Copernikus Schultern stehen, kaum mehr beurtheilen; aber sein großer Landsmann Kepler hat uns des Mannes Geist und Sinn mit wenigen kraftvollen Zügen gezeichnet, ihn „virum" nennend, „maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo libro". Gleichwol fand sein System nicht sogleich allgemeinen Eingang; und während es Rhäticus u. A. vertheidigten, setzten ihm ausgezeichnete Astronomen Einwendungen entgegen, unter denen die Nichtbemerkbarkeit einer jährlichen Parallaxe der Fixsterne, welche doch aus der Bewegung der Erde nothwendig folgen zu müssen schien, das größte wissenschaftl. Gewicht hatte. Der ausgezeichnetste unter diesen Gegnern des großen Copernikus war Tycho Brahe (s. d.), geb. in Dänemark 1546. Er behauptete, die Erde bleibe im Mittelpunkte der Welt unbeweglich, der ganze Himmel drehe sich um sie in 24 Stunden, und außerdem beschreibe der Mond sowol als die Sonne, mittelst eigner Bewegungen, Kreise um die Erde, gleichwie Merkur sammt den übrigen Planeten, Epicykel (s. d.) um die Sonne. Was Tycho hauptsächlich auf diese Erklärungsart leitete, war seine Anhänglichkeit an den wörtlichen Sinn verschiedener Stellen der Bibel, wo der Erde eine gänzliche Ruhe zugeschrieben wird; wie wesentlich er aber auch der Wissenschaft durch Verfolgung dieses irrthümlichen Weges geschadet hat, so ist sie ihm doch andrerseits unendlichen Dank für die große Genauigkeit seiner Beobachtungen schuldig, welche seinem Schüler und Gehülfen, dem Würtemberger Kepler (geb. 1571, gest. 1631, s. d.) den Weg zur Entdeckung der bestimmtern Gestalt der Planetenbahnen und der wahren Planetentheorie eröffneten. Denn nur 8 Minuten Unterschied zwischen den nach der Kreishypothese berechneten und den von Tycho beobachteten Orten des Planeten Mars, welchen Kepler seinen Untersuchungen unterworfen hatte, gaben diesem scharfsinnigen Astronomen, wie er sich S. 114 seiner „Astronomia" *) selbst ausdrückt, die Veranlassung „ad totam Astronomiam reformandam", indem er daraus die elliptische, jedoch von Copernicus's Kreisen nur wenig abweichende Gestalt der Planetenbahnen, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt, folgerte; und, auf der glorreich betretenen Bahn fortschreitend, ferner darthat, daß, bei jenem elliptischen Laufe der Planeten um die Sonne, die, von letzterer zu den erstern gedachte, gerade Linie (d. Radius Vector) in gleichen Zeiten immer gleich große Sectoren der Bahnebene abschneidet; und endlich, daß sich bei der Bewegung der Hauptplaneten sowol als der Nebenplaneten die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten wie die Würfel der mittlern Entfernungen vom Hauptkörper: welche drei wichtigen Sätze man unter dem Namen der Kepler'schen Regeln zusammenbegreift. Fast um die nämliche Zeit brachte Galiläi (starb 1642, s. d.) eine andre Vorbereitung für die bald zu erwartende tiefere Untersuchung der Mechanik des Himmels, durch seine Entdeckung der Gesetze des Falles, zustande; und wenn die papistische Kirche diesen Weltweisen zwang, die öffentlich vorgetragene Lehre von der Bewegung der Erde, auf welche

*) Der Titel dieses, den Codex der theorischen Astronomie enthaltenden, zu keiner Zeit veraltenden Werkes, ist: „**Astronomia nova αἰτιολογητός, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis, ex observationibus Tychonis Brahe: jussu et sumptibus Rudolphi II. Romanorum imperatoris etc. plurium annorum pertinaci studio elaborata. Pragae, a S. C. M. Mathematico Joanne Keplero**" (1609, Fol.).

er durch seine, vermittelst der damals erfundenen Fernröhre gemachten, Beobachtungen der andern Planetenbewegungen gekommen war, als ketzerisch abzuschwören, so hatte doch dieser Versuch, der bessern Einsicht den Weg zu vertreten, keinen andern Erfolg als den, die Ohnmacht solcher Bemühungen auf die Länge überhaupt kennen zu lehren. *) In den ersten Decennien des 17. Jahrh. erschienen in Danzig, Hevel, der sich durch seine Marsbeobachtungen auszeichnete; in Frankreich Cassini, ein um die mehrsten Zweige der Astronomie hochverdienter Mann, der seinen Fleiß und sein Streben auf Sohn, Enkel und Urenkel vererbte; und in Holland, Huygens, der berühmte Erfinder der Pendeluhren und der Vorläufer des unsterblichen Newton in den Untersuchungen über die Mechanik des Himmels. Newton (s. d.) selbst, geb. 1642, wirkte fast bis zu seinem Tode (1727) zu einer gänzlichen Revolution der physischen (in der oben angeführten Bedeutung) Astronomie, indem er durch seine „Principia mathematica philosophiae naturalis" ebenso der Gesetzgeber der Mechanik des Himmels wurde als es Kepler in seiner „Astronomia" für die theorische geworden war. Descartes hatte die Ursache der Bewegung der Planeten um die Sonne, und der Trabanten um die Hauptplaneten, in der wirbelnden Bewegung einer feinen Materie gesucht; Newton fühlte die Unzulässigkeit dieser Erklärung, und that dagegen, mit der Überlegenheit des wahren Genies, dar, daß die elliptische Planetenbewegung durch die doppelte Wirkung einer, nach dem anziehenden Körper, im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung strebenden, anziehenden Kraft und eines den Planeten ursprünglich beigebrachten Stoßes entstehe, dessen Impuls, wie sich erweisen läßt, im leeren Raume ewig fortdauert. Mit Newton war die Gesetzgebung des Himmels beendet, und Er und Kepler haben den spätern Zeiten fast nur die Erweiterung Dessen übrig gelassen, was von ihnen begründet worden ist. Um diese Erweiterungen aber erwarben sich nach ihnen der Engländer Halley, namentlich in der Kometentheorie, die Franzosen Bouguer und Maupertuis, durch ihre Bemühungen um die Bestimmung der Gestalt der Erde, ihr Landsmann de la Caille, in der Lehre von der Refraction, der große deutsche Astronom Tobias Mayer, durch seine Mondstafeln, der Engländer Bradley, durch Entdeckung der Aberration, de l'Isle, Lambert, Euler u. v. A. (s. d.), große Verdienste; und in den neuesten Zeiten haben namentlich Laplace durch seine „Mécanique céleste", und Gauß durch seine „Theoria motus corporum coelestium" dem von Newton errichteten Gebäude den Gipfel aufgesetzt; indeß Zach, Lalande, Maskelyne, Bessel, Olbers, Piazzi, Encke, Delambre, Biot, Arago, Méchain, Herschel u. A. durch eigenthümliche Bestrebungen das Gebiet der Wissenschaften nach allen Seiten hin auszudehnen bemüht gewesen sind. So leben Herschel's Entdeckung des Planeten Uranus und seiner Monde (1781), Schröter's Bemühungen um die Kenntniß der Oberflächen des Erdmondes und der Ve-

*) Gleichwol sind sie noch in der neuesten Zeit wiederholt worden, und öffentl. Blätter theilen darüber Folgendes mit: Gegen Anfang des J. 1820 legte der Prof. d. Astronomie an der Akademie della Sapienza zu Rom, Herr Settele, die Handschrift seiner astronomischen Vorlesungen der Behörde vor, und bat um Druckerlaubniß. Man wies ihn ab, „weil er die Bewegung der Erde um die Sonne vertheidige", eine Lehre, die der römische Hof bekanntlich, als der Bibel zuwider, verdammt, und die schon dem unsterblichen Galiläi die Schmach des Widerrufs zugezogen hatte. Settele ließ sich indeß nicht irre machen, und wandte sich an die Inquisition, mit der Bitte, eine dem jetzigen Zustande der Wissenschaft angemessene Erklärung von sich zu geben. Diese entschied nun zwar, der Druck des Buches solle gestattet werden, zugleich aber erhielt Settele den Befehl, in einer Anmerkung, „der Wahrheit gemäß", hinzuzufügen, daß die Verfolgung, welche Galiläi erlitten, nicht sowol seinem Systeme, als der von ihm geführten ungebührlichen Sprache zuzuschreiben sei. Das ist aber bekanntlich nicht wahr.

nus, Piazzi's Entdeckung der Ceres (1801), Olbers's Entdeckung der Pallas (1803) und Vesta (1807), Harding's Entdeckung der Juno (1804), Olbers's und Encke's Bestimmung des Umlaufes zweier Kometen; ferner die neuesten Gradmessungen in Frankreich, England, Deutschland, Schweden, die Vervollkommnung der astronom. Instrumente durch Reichenbach ꝛc., in frischem Andenken; und der vereinte Fleiß so vieler noch lebenden Astronomen läßt für die fortschreitende Ausbildung der Astronomie nicht weniger glänzende Erfolge hoffen.

Über den Nutzen dieser vortrefflichen Wissenschaft wird es kaum nöthig sein, sich zu verbreiten. „Ihr erhabener Gegenstand", sagt ein deutscher Naturforscher (Gehler), „darf nur genannt werden, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Begriffe, die sie uns von dem Umfange der Welt und von der Macht, Weisheit und Güte ihres allmächtigen Urhebers gibt, müssen auch Menschen von sonst stumpfem Gefühle zur Bewunderung und Anbetung hinreißen. Die Vortheile, die sie der menschlichen Gesellschaft zur Eintheilung und Wahrnehmung der Zeit, zur Schifffahrt, Bestimmung der Lage der Orte auf der Erde u. s. w. gewährt, springen in die Augen. Überhaupt aber ist die Kenntniß der wahren Verhältnisse und Verbindungen, in welchen unsere kleine Erde mit dem großen Ganzen steht, dem aufgeklärten Erdbewohner, wo nicht unentbehrlich, doch gewiß höchst nützlich und anständig. Diese Kenntniß erhebt uns über Manches, was das Herz sonst an die Erde fesselt und uns auf diesem kleinen Planeten groß und wichtig däucht, und fängt vielleicht eine Gedankenreihe in uns an, deren Fortsetzung noch jenseit des Grabes einen Theil unserer Glückseligkeit ausmacht." — Aus der außerordentlich reichen Literatur der Astronomie führen wir nur die neuesten und wichtigsten Lehr- und Handbücher an: „Astronomie par de Lalande", 3. Aufl., Paris 1792, 3 Bde., 4. Daraus gibt es einen Auszug: „Abrégé d'Astronomie par de Lalande"; Paris 1795 (ein Führer, welcher selten im Stiche läßt); „Astronomie théorique et pratique par Delambre", Paris 1814, 3 Bde., 4. (ein für Astronomen vom Fach wichtiges Werk). Schubert's „Theoretische Astronomie", Petersburg 1798, 3 Bde., 4., und die neue französische Ausgabe davon, ebendas. 1822. Biot's „Traité élémentaire d'astronomie physique", 2. Aufl., Paris 1810, 3 Bde. Laplace's „Exposition du système du monde", 5. A., Paris 1824 (eine allgemeine Darlegung der in dem größern Werke: „Mécanique céleste", rechnend entwickelten Resultate). Auf die leichtern Sätze der Geometrie und Astronomie beschränkt sich dagegen Bode's „Erläuterung der Sternkunde", 3. A., Berlin 1808, 2 Bde.; und diesem Werke zur Seite darf Bürja's „Lehrbuch der Astronomie", Berlin 1794, 5 Bde., genannt werden, welches aber schon tiefere Vorkenntnisse erfodert. Vortrefflich, wenn gleich sehr gedrängt, ist Bohnenberger's „Astronomie", Tübingen 1811. Von Piazzi's italienischem „Lehrbuche der Astronomie" hat Westphal, Berlin 1822, 2 Bde., eine deutsche Übersetzung gegeben. An englischen Werken führen wir Woodhouse's „Elementary treatise on astronomie", 1823, und Ferguson's „Lectures on astronomy" an, welches letztere populair geschriebene Werk auch in mehren deutschen Bearbeitungen vorhanden ist. Eine Belehrung für Leser, die keine mathemat. Vorkenntnisse besitzen, gewähren namentlich Brandes's: „Die vornehmsten Lehren der Astronomie, dargestellt in Briefen an eine Freundin", Leipz. 1816, 4 Bde., und Fries's „Populaire Vorlesungen über Astronomie". Endlich hat Schubert auch eine „Populaire Astronomie", Petersburg 1804, 3 Bde., herausgegeben. Die neueste ist Littrow's „Populaire Astronomie", Wien 1825, 2 Thle. Dem beobachtenden und rechnenden Astronomen müssen Bessel's „Beobachtungen auf der königsberger Sternwarte", die seit 1813 in Folio erscheinen, empfohlen werden. Literarische und andre Notizen über astronomische Tafeln finden sich in den genannten größern astronom. Lehrbüchern. — Die astronomischen Zeitschriften betreffend, so wird

v. Zach's „Monatl. Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde", an welche sich v. Lindenau's und Bohnenberger's „Astronom. Zeitschr." anschließt, noch jetzt, u. d. T.: „Correspondance astronomique, géographique etc. du baron de Zach", fortgesetzt. Auch gibt Schumacher in Kopenhagen seit 1822 „Astronomische Nachrichten" heraus. — Ferner findet man die neuesten Beobachtungen in der Pariser „Connaissance des tems" und in dem Berliner „Astronomischen Jahrbuche", das über 50 Jahre erscheint. Die Geschichte der Astronomie findet man ausführlich entwickelt in Montucla's schon erwähnter „Histoire des mathématiques", 4 Bde., 4.; in Delambre's „Histoire de l'astronomie ancienne, celle du moyen age, et moderne", Paris 1817 fg., 5 Bde., 4., und in Bailly's „Histoire de l'astronomie", wovon 1771 der 1. Bd. erschien, welcher die Geschichte der Astronomie des Alterthums begreift, und dem 1779 und 1782 3 andre Bände, die Geschichte der neuern Astronomie enthaltend, 1787 aber ein „Traité de l'astronomie indienne" folgten, welches Werk indeß, wie schon bemerkt worden ist, wegen der Neigung des Vfs. für nicht gehörig begründete Hypothesen, mit Vorsicht benutzt werden muß. D. N.

Asturien, Fürstenthum (173 □M., mit 365,000 Einw.). In diese nördliche Bergprovinz Spaniens drang der Maure niemals mit Erfolg; dorthin zog sich der Gothe im 8. Jahrh. vor dem Schwerte der Saracenen zurück. Jeder Asturier hält sich daher für einen freien Hidalgo. Der Asturier lebt mehr von Mais, Castanien, Obst, Haselnüssen, Wild, Fischen, Honig und Bohnen, als vom Halmgetreide. Desto besser ist die Weide und Viehzucht. Öl und Salz fehlen gänzlich. Der Asturier ist weniger arbeitsam als der Galicier, und weniger gesellig als der Biscayer. Die freien Asturier vermögen sich nicht alle in ihren Gebirgen zu ernähren und dienen daher den in ihren Augen weniger edeln Spaniern als Kutscher und Bediente. Viel Freiheiten genoß dies Land vor den castilischen Provinzen sowol in der eignen Verwaltung als im Zollwesen. Die Revolution in Spanien ebnete alle solche Vorrechte zur Gleichheit der Freiheiten und Lasten. Allein seit Ende 1823 ist der vorige Zustand hergestellt. Die Hauptst. Oviedo (6000 Einw.) hat eine Universität. In Gihon, Hafenst. (3200 Einw.), ist das Instituto Asturiano für Mathematik, Mineralogie und Schiffkunst. — Der erstgeborene Prinz des Königs führt seit 1388 den Titel Prinz von Asturien oder de las Asturias (nach der veralteten Eintheilung in Asturia de Oviedo und de Santillana).

Äsung, ein weidmännischer Ausdruck für das Weiden des Wildes, und bezeichnet, welche Nahrungsmittel das Wild immer oder zu gewissen Zeiten vorzugsweise liebt.

Asyl, Freistätte, wo Verbrecher Sicherheit suchen. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre ꝛc., eine solche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entstanden, gaben bisweilen Gelegenheit, die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja, man pflegte wol einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern oder Feuer um die Freistätte anzulegen, um ihn so zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu besonders geweihten. Kaiser Tiberius schaffte sie, den Tempel der Juno und des Äskulap ausgenommen, fast gänzlich ab. Jener heidnische Gebrauch ging inzwischen auf das Christenthum über; schon unter Constantin d. Gr. wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte dies Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo (681) erweiterte die Freistätten bis 30 Schritte

von jeder Kirche. Seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen katholischen Christenheit und erhielt sich, so lange die Unabhängigkeit des päpstlichen Regiments bestand, wenigstens in Italien unangetastet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geist der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der Alles unsicher machte, sehr wohlthätig, aber begreiflicher Weise auch eine Veranlassung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen und den Bezirk der geistlichen zu erweitern. Daher ward es in neuern Zeiten von den meisten Regenten abgeschafft. E.

Asymptote, in der Geometrie eine gemeiniglich gerade Linie, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals schneiden können (weßhalb Leibnitz vortrefflich die endlichen Geister Asymptoten der Gottheit nannte). Die Asymptote kann auch eine krumme Linie sein.

Asyndeton, die Hinweglassung der im prosaischen Style sonst erfoderlichen Bindewörter, insofern dadurch die Rede an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Dies ist der Fall in denjenigen Stellen, wo die Rede eine schnelle Handlung oder einen bewegten Zustand des Gemüths ausdrückt, und hier wird also jenes Hinweglassen zur rhetorischen Figur. Klopstock bringt diese Figur fast zu häufig an. So heißt es („Messiade", 7. Ges.):

Sie stürmten, ruften, standen, weinten, staunten, verfluchten, segneten.

Atalanta. Zwei d. N. wurden in der Mythologie von den alten Mythographen öfter verwechselt. Die Eine war eine Arkadierin, die Tochter des Jasus und der Klymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Kolchis und war nachher bei der Jagd des kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager ihr den Preis des Kampfes darreichte. (S. Kalydon u. Meleager.) Die Andre war des Schöneus, Königs von Scyros, Tochter, berühmt durch ihre Schönheit und ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenschaft und dieser Fertigkeit sich bewußt, macht sie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder sollte mit ihr einen Wettlauf bestehen; er lief unbewaffnet voran, sie folgte mit einem Speer. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegentheil war der Tod sein Loos und sein Kopf ward am Ziele aufgesteckt. Verschiedene hatte schon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. Atalanta versäumte sich, sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte sich jetzt in so unmäßige Begierde, daß sie sogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe die beiden Gatten in Löwen; als solche zogen sie fortan den Wagen derselben.

Ate, bei den Griechen die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, von der Homer sagt:

Die Göttin wirkt ja zu Allem,
Zeus's erhabene Tochter, die Schuld, die Alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens Einen verstrickt sie.

Als sie den Zeus bei des Hercules Geburt zu Prahlereien verleitet hatte, wodurch er von der eifersüchtigen Here überlistet ward, faßte derselbe sie zornig bei den glänzenden Locken, schleuderte sie auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durcheilt sie die Erde mit ungemessener Schnelle und waltet überall verderblich. Hesiod nennt sie eine Tochter der Eris.

Atellanen (Atellanae fabulae), auch oscische Schauspiele genannt, eine Art lustiger Zwischenspiele (Intermezzos) bei Tragödien und Komödien, welche in dem alten Rom nicht von den Schauspielern von Profession, sondern von freigeborenen römischen Jünglingen aufgeführt wurden. Sie stammten aus dem alten oscischen Atella, zwischen Capua und Neapolis, und waren die schwachen Anfänge und Überbleibsel einer nationalen italischen Komödie, Farçen oder Possen mit satyrischer Würze.

Athalia, Tochter Achab's, Königs von Israel, und Gemahlin Joram's, Königs von Juda, ein ruchloses, herrschsüchtiges Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ahasja sich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königl. Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrschte 6 Jahre; im 7. J. setzte der Hohepriester Joiada des Ahasja jungen Sohn, Joas, den Josabed, die Schwester Joram's und Gattin des Joiada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron seiner Väter. Athalia, herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne saß, umringt von den Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Joiada ließ sie sogleich durch Trabanten aus dem Bezirk des Tempels führen, mit dem Befehl, Jeglichen niederzuhauen, der sie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palastes aber ward sie selbst, ohne den geringsten Widerstand, umgebracht. Dies geschah ungefähr 877 J. v. Chr. Die Altäre des Baal, die sie wieder hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttische zerrissen hatte, erneuert. (S. 2. B. der Könige, Cap. 8 u. 9.) Racine bearbeitete diesen Stoff. Nach Cramer's Übersetzung componirte Schulz die Chöre.

Athamas, des Äolus und der Enareta Sohn, beherrschte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phryxus, nachher von ihr getrennt, mit seiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beschloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verursachte einen gänzlichen Mißwachs und bestach des Athamas Abgesandte zum Orakel, welche des Unglücks Ursache erkunden sollten, daß sie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Diesen Gedanken hatte ihr Juno, der sie als des Bacchus gewesene Amme verhaßt war, eingegeben, um sie zu verderben. Aber der arglistige Plan schlug fehl; Nephele rettete ihre Kinder mittelst des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen sein würde, hätte nicht der dankbare Bacchus seine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte sie hingerichtet zu haben, und vermählte sich zum dritten Male mit Themisto, des Lapithenkönigs Hypseus Tochter, mit der er mehre Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann seine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themisto zur Eifersucht, in welcher dieselbe beschloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu diesem Zweck befahl sie, die Lager von Inos Kindern mit schwarzen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechselte die Decken, und die irregeleitete Themisto ermordete ihre eignen Kinder, worüber sie in Verzweiflung sich erhenkte. Andre erzählen: durch Juno's Zorn sei Athamas in Raserei verfallen, habe Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen angesehen, in diesem Wahne den Learch ergriffen und gegen einen Stein geschmettert, Ino aber verfolgt, bis sie, den Melicertes im Arm, sich ins Meer stürzte. Mit Blutschuld belastet, habe darauf Athamas Böotien verlassen und sei nach Phthiotis geflüchtet, wo er Alos erbaut und sich jetzt mit Themisto vermählt habe. Nach Pausanias aber wendete er sich erst zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphystia abtrat, welche später an des Phryxus Kinder kam.

Athanasius (der heil.), Patriarch von Alexandria, ein berühmter Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das J. 296. Er erhielt eine christliche Erziehung, kam in das Haus des heil. Alexander, nachmaligen Erzbischofs von Alexandria, dessen Geheimschreiber er ward, begab sich darauf zu dem heil. Antonius, führte bei diesem berühmten Anachoreten ein ascetisches Leben und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diakonus wurde. Der heil. Alexander nahm ihn auf die nicäische Kirchenversammlung mit, wo er in den Arianischen Streitigkeiten durch seine Talente sich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte großen Antheil an den Beschlüssen, die hier gefaßt wurden, und zog dadurch die Verfolgungen der Arianer auf sich. Nach einem halben Jahre ward er zum Nachfolger des heil. Alexander ernannt. Die Anklagen und Beschuldigungen seiner Feinde bewogen den Kaiser Constantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jerusalem vorladen zu lassen. Athanasius enthüllte den Betrug und setzte seine Richter, die zugleich seine Gegner waren, in solche Verwirrung, daß der kaiserliche Abgeordnete ihn nur mit Mühe ihrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte sich, ihn abzusetzen. Dennoch fuhr er in seinen Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiser, durch neue Erdichtungen getäuscht, verwies ihn nach Trier. Diese Verbannung endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Constantins Tod. Constantius, Kaiser des Orients, rief den heil. Patriarchen zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer verbreiteten jedoch aufs neue falsche Anklagen wider ihn, und 90 Arianische Bischöfe verurtheilten ihn in Antiochia. Dagegen erklärten ihn 100 orthodoxe Bischöfe, die sich zu Alexandria versammelten, für unschuldig, und der Papst Julius bestätigte diesen Ausspruch unter der Zustimmung von mehr als 300 zu Sardes versammelten Bischöfen des Orients und Occidents. Demzufolge kehrte er zum zweiten Male zu seinem Sitze zurück. Als aber Constans, der Kaiser des Occidents, gestorben und Constantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer sich wieder gegen Athanasius erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand, und da der ehrwürdige Patriarch nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers gehorchen will, erscheinen plötzlich, als er sich gerade zur Feier eines Festes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche, um sich seiner zu bemächtigen. Aber die ihn umgebenden Geistlichen und Mönche bringen ihn in Sicherheit. Athanasius, zum dritten Male entsetzt, flüchtet sich in die Wüsten Ägyptens. Seine Feinde verfolgen ihn auch noch hier und setzen einen Preis auf seinen Kopf. Um die Einsiedler dieser traurigen Gegenden, die seine Nähe nicht verrathen wollten, von den Mißhandlungen seiner Verfolger zu befreien, begab er sich in den völlig unbewohnten Theil der Wüste, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. In dieser unzugänglichen Einöde verfaßte Athanasius eine Menge von Schriften voll Beredtsamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken und die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen. Als Julian der Apostat den Thron bestieg, erlaubte er den orthodoxen Bischöfen, zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit auch Athanasius zurück. Die Milde, mit der er sich gegen seine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieser Frieden ward durch das Geschrei der Heiden, deren Tempel durch Athanasius's Eifer immer leerer wurden, gestört. Sie reizten den Kaiser wider ihn auf, und Athanasius mußte, um sein Leben zu retten, nach Thebais flüchten. Der Tod dieses Kaisers und die Thronbesteigung Jovian's führten ihn zwar zurück; als indeß nach 8 Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er abermals fliehen. Er verbarg sich in dem Grabe seines Vaters und verweilte daselbst 4 Monate, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzu-

kehren. Von jetzt an verwaltete er sein Amt ungestört, bis er 373 starb. Von den 46 Jahren seines bischöfl. Amtes hatte er 20 in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicäischen Glaubensbekenntnisses angewandt. Athanasius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweisen kann. Sein tiefer Verstand, sein edles Herz, unerschütterlicher Muth, lebendiger Glaube, unbegrenzte Nächstenliebe, aufrichtige Demuth, hohe Beredtsamkeit und eine strenge Lebensweise gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften sind polemischen, historischen und moralischen Inhalts. Die polemischen betreffen hauptsächlich die geheimnißvollen Lehren der Dreieinigkeit, der Fleischwerdung Christi und der Göttlichkeit des heil. Geistes; die historischen sind von höchster Wichtigkeit für die Kirchengeschichte. In allen ist die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemessen. Seine Rechtfertigungsschrift an den Kaiser Constantius ist ein Meisterwerk. Die beste Ausg. ist von Montfaucon, Paris 1698, 3 Bde., Fol. Als eine Ergänzung derselben kann der 2. Bd. der „Bibliothek der Kirchenväter" desselben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

Atheismus, Gottesleugnung, wird als Lehre und Ansicht dem Theismus (oder Deismus), als Denkart und Gesinnung dem Glauben und der Religiosität entgegengesetzt. Darauf gründet sich die Unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem Atheismus, welcher letztere jedoch passender Unglaube und Irreligiosität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen skeptischen, welcher die Möglichkeit des Daseins Gottes zugibt, und in einen dogmatischen eintheilen, welcher das Nichtsein Gottes zu erweisen versucht. Es entspringt aber der Atheismus entweder aus jenem Skepticismus, welcher die Wahrheit aller menschlichen Erkenntniß bestreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorstellungen, denen keine Gegenstände entsprechen, erklärt, und leugnet, daß der Mensch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge; oder zweitens aus der Verkennung der verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntniß und dem Verlangen, da schauen und wissen zu wollen, wo dem Menschen nur zu glauben vergönnt ist; oder endlich, und zwar am öftersten, aus dem Wahne, daß der Mensch keine höhere, von dem Sinnlichen verschiedene Natur in sich trage, daß seine Begriffe von Recht und Pflicht nicht aus ursprünglichen und nothwendigen Anlagen seines Gemüths hervorgehen, sondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und der bürgerlichen Verhältnisse seien, daß er mithin keine sittliche Bestimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtsein seiner höhern Natur und sittlichen Bestimmung ist, was den Menschen zu Gott führt, und zwischen der Philosophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechselseitiger, leicht begreiflicher Zusammenhang stattfindet, so ist es sehr natürlich, daß der Atheismus besonders in den Zeiten des Sittenverderbens zu entstehen und Eingang zu finden pflegt. Dies war der Fall unter den Griechen seit den Zeiten des Perikles, wo die ebenso atheistische als sittenwidrige Lehre vieler Sophisten auf der einen Seite aus dem Leichtsinne und der Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laster und den Unglauben sicher zu machen. Dies war der Fall unter den Römern seit den Zeiten Augusts, wo keine Lehre mehr Eingang fand als die Lehre Epikur's, welche Gott und die göttlichen Dinge leugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte und den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen erklärte. Dies war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es sich die Encyklopädisten und andre Schriftsteller, namentlich der Verfasser des „Système de la nature", zum Zwecke ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machten, die religiösen Begriffe zu bestreiten und den Glauben in den Gemüthern der Menschen zu zerstören. Wie weit aber auch in solchen Zeiten der Atheismus sich ausbreite, nie kann er allgemeine Ansicht werden; denn unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und des Herzens führen den Menschen zu Gott, und nie kann der in solchen Bedürfnissen

gegründete Glaube, welcher allein den Menschen mit Tugendliebe zu erfüllen und über das Schicksal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Ergebniß, in welchem die Forschung der weisesten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Ergebnisse, daß über die menschlichen Dinge ein Gott walte, den der Mensch zwar nicht zu schauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. Häufig hat man aber auch eine Ansicht, welche mit der gewöhnlichen Vorstellungsweise von Gott streitet, Atheismus genannt. (Vgl. Unglauben.) N.

Athem, die Luft, welche während der Exspiration aus den Lungen, vermittelst der Nase und des Mundes, ausgeschieden wird. (Vgl. Athmen.) Es geschieht dies zwar ohne Anstrengung, dennoch aber wird vor der Nase und dem Munde eine strömende Bewegung in der äußern Luft dadurch bewirkt. Diese ausgeathmete Luft ist der Träger der Stimme und Sprache und enthält eine geringere Menge Sauerstoffgas, dagegen mehr kohlensaures Gas als die eingeathmete. Außerdem aber sind dem Athem viel wässerige Dünste, welche sich bei einiger Kälte der äußern Luft sichtbar nebelartig als Hauch niederschlagen, und andre Stoffe beigemischt, welche ihren Ursprung den Absonderungen in dem Munde, der Nase, der Luftröhre und den Lungen verdanken. Die letztern bewirken die Modificationen des Athems, welche sich, wie jede Beschaffenheit der Luft, durch den Geruch wahrnehmen lassen. In der Jugend ist der Athem säuerlich und fade; er verliert diesen Geruch nach der Pubertätsepoche und riecht vielmehr angenehm. Wenigstens in den Momenten der Leidenschaft erscheint der Athem des geliebten Gegenstandes lieblich und berauschend. Je älter man wird, desto mehr nimmt der Athem gewöhnlich einen unangenehmen Geruch an. Der stinkende Athem aber, als Fehler, hängt oft von örtlichen Krankheiten der Nase, des Mundes oder der Luftwege ab, z. B. von Nasengeschwüren und krebsartigen Polypen, von Schwämmchen, Verschwärungen des Mundes, Speichelflüssen, vom Lungenkrebs; bisweilen ist der übelriechende Athem bloß in einer eigenthümlichen Absonderung in den Lungen begründet. Auch wird er von schlechten Zähnen, Unreinlichkeit des Mundes, von manchen Speisen (z. B. Meerrettig, Zwiebeln und dem ausschließlichen Genuß des Fleisches) und fieberhaften Krankheiten erzeugt. In dem letztern Falle entspricht er oft der Eigenthümlichkeit der Krankheit. Endlich nimmt er während der weiblichen Regeln, während der Schwangerschaft, während des Wochenbetts und Stillens eine üble Beschaffenheit an, welche dazu beiträgt, den Mann, wie es die Natur verlangt, zu entfernen. Die Heilung dieses Übelstandes muß sich nach den Ursachen richten. Außerdem wird Jeder, dessen Athem übel riecht, gegen Andre während des Gesprächs die Delicatesse haben, sie nicht anzuhauchen (wovon bei empfindlichen Personen Ohnmachten entstanden), sondern sich so zu stellen, daß der Luftstrom den Andern nicht trifft. Auch mag man gewürzhafte, stark und angenehm riechende Substanzen kauen. Vgl. Mengin's „Tentamen physiologicum de respirat." (Edinb. 1790). 34.

Athen, bei den Türken Athiniah, auch Setines, jene hochberühmte Stadt, aus deren Mitte sich das Licht echt menschlicher Geistesbildung durch Jahrtausende bis auf unsere Zeit verbreitet hat. Diese Hauptstadt des alten Königreichs Attika und des spätern Freistaates soll ihre Entstehung dem Cekrops verdanken um 1550 vor Chr. und in den ältesten Zeiten den Namen Cekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit bloß der Burg eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius verlor sie den alten Namen, und erhielt den von Athen, wahrscheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entstand der Unterschied in Akro- und Katapolis, oder in die obere und untere Stadt.

Der Umfang der Festung oder der Akropolis betrug 60 Stadien, und umschloß ansehnliche Gebäude. Athen lag an dem saronischen Meerbusen, der östlichen Küste des Peloponnes gegenüber. Es war auf einer Halbinsel erbaut, welche der Zusammenfluß des Cephissus und Ilyssus bildete. Von der See, auf der seine Wichtigkeit wesentlich beruhte, lag es ungefähr vier Stunden entfernt. Durch Mauern von großer Festigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erste wurde für den bequemsten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechischen Handels; die Küste rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchsteinen, und so breit, daß sich Wagen auf denselben ausweichen konnten. Die Akropolis schloß das Herrlichste an Kunstwerken ein, was Athen aufzuweisen hatte. Ihre Hauptzierde war das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Dieses prächtige Gebäude, welches noch in seinen Trümmern die Bewunderung der Welt ist, war 217 Fuß lang, 98 breit und 65 hoch. Von den Persern zerstört, wurde es herrlicher von Perikles um 444 v. Chr. aufgebaut. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias, dieses Meisterstück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 46 Fuß hoch und reich mit Golde geziert, dessen Gewicht auf 40 bis 44 Talente (2000 bis 2200 Pfund) geschätzt ward, welche, wenn man, nach Barthelemy, das Silbertalent zu 5700 Livres, und das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu 13 rechnet, nach unserm Gelde einen Werth von 2,964,000 oder 3,260,400 Livres (741,000 oder 815,100 Thaler) haben konnten. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieses Gebäude lag auf der Nordseite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, bestehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas, Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude, Pandrosium benannt. Im Umkreise des Minerventempels stand auch der der Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis und an jedem Ende derselben sah man die zwei Theater, das des Bacchus und das Odeum; ersteres für das eigentliche Schauspiel, letzteres für musikalische Unterhaltung, dieses besonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsschatz befand sich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten sich ebenfalls mehre herrliche Werke der Baukunst aus, z. B. das Pöcile, oder die Galerie zur Aufstellung historischer Bilder; ferner der Thurm der Winde von Andronikus Cyrrhestes und Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichsten Bauwerke befanden sich außer der Stadt, der Tempel des Theseus und der des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andre auf der Südseite der Stadt. Der erstere war von dorischer Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen sah man die vornehmsten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ionischer Bauart, und übertraf fast alle übrige Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verschönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Äußere zierten ungefähr 120 kannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Das Innere dieses Gebäudes hatte wol eine halbe Stunde im Umfange. Hier stand die berühmte Statue des olympischen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Ferner darf das Pantheon (allen Göttern heilig) nicht vergessen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild ist. Außer diesen Wunderwerken der Kunst zeigte Athen noch andre Plätze und Punkte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philosophen pflegten sich bekanntlich nicht in Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich mit ihren Schülern am liebsten im Freien auf, und suchten dazu stille abgelegene

Plätze aus. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelstunden nördlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Ceramikus hieß. Man hatte den ursprünglich sumpfigen und ungesunden Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung frischen Wassers zu einem angenehmen Lustorte gemacht. Ein solcher Ort war auch das Lyceum, wo Aristoteles lehrte und das durch ihn der Sitz der peripatetischen Schule ward. Es lag jenseits des Ilyssus auf der andern Seite der Stadt und ward auch zum Schauplatz gymnastischer Übungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynosarges, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, lehrte. Die Secten von Zeno und Epikur hatten ihre Versammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epikur aber legte sich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er zugleich die Geselligkeit und ländliche Stille liebte. Allein nicht bloß literarische, sondern auch politische Versammlungen gaben verschiedenen Gegenden Athens ein besonderes Interesse. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo diese erlauchte Versammlung ihre Entscheidungen aussprach; das Prytaneum, oder Haus des Senats; der Pnyx, wo das freie Volk von Athen sich berathschlagte, u. a. m. Nachdem 23 Jahrhunderte des Kriegs und der Zerstörung, sowie des Wechsels gebildeter und roher Beherrscher über die herrliche Stadt hingegangen sind, erwecken ihre Trümmern noch gegenwärtig Erstaunen und Bewunderung. Von der Akropolis steht noch ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken hatten sie mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In diesen erblickt man Überbleibsel der alten Mauern nebst Bruchstücken von Säulen, die man zum Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieses Gebäudes stand noch 1656, wo es durch das Auffliegen eines darin aufbewahrten Pulvervorraths zerstört ward. In einem Theile der jetzigen Mauern befinden sich Bruchstücke von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, den Kampf der Athenienser mit den Amazonen darstellend. Von dem gegenüberstehenden Flügel der Propyläen sind noch sechs Säulen übrig, mit Thorwegen zwischen denselben. Diese Säulen zur Hälfte durch eine von den Türken an der Vorderseite derselben aufgeführte Mauer bedeckt, sind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinsten Arbeit. Jede derselben besteht aus 3 bis 4 Stücken, welche so künstlich zusammengesetzt sind, daß, obgleich sie 2000 Jahre der Witterung ausgesetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon. An der östlichen Vorderseite stehen noch acht Säulen, und mehre Säulengänge an den Seiten. Von dem Giebelfelde (frontispice), welches den Kampf des Neptun und der Minerva um Athen vorstellte, ist nichts übrig als der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, ohne die Köpfe; allein in Allem ist die höchste Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen ist besser erhalten. Von allen Bildsäulen, womit dieses Gebäude geschmückt war, ist bloß die des Hadrian erhalten. Das Innere ist jetzt in eine Moschee verwandelt. Auf dem Ganzen dieses so sehr verstümmelten Gebäudes ruht noch ein unaussprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) sind bedeutende Überreste zu sehen, vornehmlich die schönen weiblichen Bildsäulen, die man Karyatiden nennt, und welche zwei Bogengänge bilden. Von den beiden Theatern ist nur so viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe bestimmen kann. Die Arena ist versunken, und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt selbst finden sich keine Denkmale von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, stehen drei sehr schöne korinthische Säulen, die einen Architrab tragen. Man hielt sie für Überreste von dem Tempel

des Jupiter Olympius, allein es ist nicht gegründet. Wahrscheinlicher sind sie die Überreste des alten Pöcile. Der Thurm der Winde von Andronikus Cyrrhestes ist noch ganz übrig. Seine Gestalt bildet ein Achteck; auf jeder Seite ist er mit erhabener Arbeit bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darstellt; die Arbeit ist vortrefflich. Das Gebäude verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß es Moschee eines Derwischordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, ist nur ein einziges, das treffliche Denkmal des Lysikrates, erhalten worden; es besteht aus einem Fußgestell, einem runden Säulengange und einer Kuppel von korinthischer Ordnung. Man hat es für den Ort gehalten, dessen sich Demosthenes zu seinem Studirzimmer bedient habe, allein diese Meinung ist ungegründet. Was Lord Elgin für Erhaltung der Überreste altgriechischer Kunst gethan hat, s. in Elgin und Elgin's Marmordenkmale. Von dem prachtvollen Gymnasium, welches Ptolemäus baute, sind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreste zu schauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympischen Jupiters. Von 120 Säulen sind 16 übrig; Bildsäulen sind gar nicht mehr vorhanden. Von den Fußgestellen und Inschriften fand man Einiges hier und da zerstreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theseus dagegen ist fast ganz erhalten, doch ist Manches daran neuern Ursprungs. Die Bildhauerarbeiten an der Außenseite sind fast gänzlich verdorben, allein die, welche die Friese im Innern schmücken, sind wohl erhalten. Sie stellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur zeichnet sich besonders aus. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag seine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felsen gehauene Stufen, sowie die Sitze der Richter, und diesen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel ist jetzt ein türkischer Begräbnißplatz und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyx, der Versammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, ist fast ganz noch in seinem ursprünglichen Zustande. Man sieht den in den Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und die Ergebnisse der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch die Nischen sind zu sehen, wo die, welche vom Volk eine Gunst zu erhalten wünschten, die Geschenke hinlegten, die sie brachten. Noch läßt sich die Rennbahn bezeichnen, wo die gymnastischen Übungen gehalten wurden, und welche Herodes Attikus (s. d.) aus weißem Marmor erbaute. Der Platz des Lykeums ist nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein neueres Haus nebst Garten steht an der Stelle der Akademie, in dem Umkreise lassen sich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Ölbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern sind gänzlich zerstört, doch findet man Grundsteine auf der Ebene. Der Piräus hat fast gar nichts mehr von seinem alten Glanze, nur wenig Säulentrümmer finden sich hier und da; dasselbe ist der Fall bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige Handelsschiffe laufen hier zuweilen ein, weßhalb auch ein Zollhaus dasteht. — Das heutige Athiniah in Livadien hat 1300 Häuser, 12,000 Einw., darunter 2000 Türken; die Griechen genossen einer mildern Behandlung von den Türken als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten, und wählten sich jährlich 4 Archonten. Der dasige griechische Erzbischof bezieht ansehnliche Einkünfte. Die Akropolis kam 1822 nach langer Belagerung in den Besitz der freien Hellenen. 1825 blühte in Athen die hellenische Schule unter der Leitung des patriot. Professors Georg Gennadios. Die gründlichsten Forschungen über diesen noch in seinen Trümmern ehrwürdigen Ort enthält Leake's „Topography of Athens with some remarks on its antiquities", London 1821, mit einem Atlas in Querfolio. Vgl. Stuart's und Revett's Prachtwerk: „Die Alterthümer zu Athen", welches der Architekt Eberhard nachgebildet und, auf

Zinkplatten abgedruckt, herausgegeben hat (Darmst. 1824, gr. Fol.). Leake macht es wahrscheinlich, daß zu Pausanias's Zeit noch manche Denkmäler übrig waren, die der Periode vor den persischen Kriegen angehörten, weil ein so vorübergehender Besitz, als Xerxes erzwang, ihm gerade nur Zeit gab, die Vertheidigungswerke und die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude zu zerstören. Während Themistokles bei der Herstellung der Stadt mehr auf den Nutzen sah, Cimon durch eignen Reichthum und eine großartige Ansicht schon die Pracht beachtete, schien es Perikles vorbehalten, Beide durch seine Bauwerke weit zu überbieten. Doch was ihm mit dem Tribute der andern Staaten möglich gewesen war, konnte man in der Folgezeit nicht fortsetzen. So oft die Verwaltung der Staatseinkünfte in weise Hand fiel, sah zwar Athen seinen alten Glanz zurückkehren; aber bald zeigte sich der Einfluß der Bildung, die von hier ausging, selbst bei Völkern, die in frühern Perioden nie in dem griechischen Staatensystem berechnet worden waren. Leider war Attika keine Insel, und sobald folglich die natürlichen Hülfsquellen des fruchtbaren großen Macedoniens von einem kräftigen und aufgeklärten Beherrscher entwickelt worden waren, konnten die widerstrebenden Interessen einer Menge von Freistaaten nicht lange den strenggeübten Heeren eines kriegerischen Volks Widerstand leisten, die von einem thätigen, kräftigen und ehrgeizigen Monarchen geleitet wurden. Seit Sylla die Werke des Piräus zerstörte, war der Verfall der Seemacht Athens entschieden, und mit ihr der Verfall der ganzen Stadt. Geschmeichelt durch die Triumvirn, durch Hadrian's Kunstliebe begünstigt, war Athen wol zu keiner Zeit so glänzend als unter den Antoninen. Die Pracht von acht bis zehn Jahrhunderten lag noch vor Augen, Perikles's Werke wetteiferten in Erhaltung mit den neuesten Bauten, und Plutarch bewundert selbst, wie die Gebäude des Iktinus, des Menesikles und des Phidias, die so überraschend schnell entstanden waren, diese aller Zeit trotzende Neuheit behalten konnten. Nirgend wol findet man so richtig gewürdigt als bei Leake, inwiefern Pausanias's und Strabo's Nachrichten über Griechenland von uns beachtet werden müssen. Wahrscheinlich sah Pausanias Griechenland noch ungeplündert. Die Römer, aus Achtung vor einem Glauben, dem ihr eigner so verwandt war, und in der Absicht, ein Volk zu gewinnen, das höhere Bildung hatte als sie selbst, trugen Scheu, die Tempel zu berauben, wo die Herrlichkeit der Kunstwerke als Weihgeschenke aufgehoben war, und begnügten sich mit Zwangsteuern, in Philippsdor zahlbar, wenn aus Sicilien, wegen des frühern Einflusses von Carthago und Phönicien, die Tempelschätze selbst weggebracht wurden. Gemälde möchten eher zu Pausanias's Zeit von ihrer Stelle gebracht worden sein. Der Kunstsammler Verschleppungen im Großen, die Verzierung Constantinopels zu einer Zeit, als das Selbstschaffen neuer Kunstwerke den Baumeistern nicht mehr möglich schien, christlicher Eifer, Einfälle der Barbaren zerstörten nach und nach in Athen, was die Kaiser bisher unangetastet gelassen hatten. Noch nach Alarich's Zeit stand jedoch, wie man glauben darf, der Koloß der Athene Promachos. Ungefähr 420 ward der Paganismus zu Athen vollständig vernichtet, und seit Justinian selbst die Schulen der Philosophen schließen ließ, verlor sich auch die Erinnerung an die Mythen. Aus dem Parthenon ward eine Kirche der Panagia und an Theseus's Stelle trat St.-Georg. Der Gewerbthätigkeit, die sich noch erhielt, brachte Roger von Sicilien dadurch eine Wunde bei, daß er die Seidenweber mit sich nahm, und 1456 fiel Athen in Omar's Hände. Um seine Schmach zu vollenden, erhielt die Stadt der Minerva das im Orient beneidete Vorrecht, als ein Leibgedinge des Harems von einem schwarzen Eunuchen verwaltet zu werden. Das Parthenon ward zur Moschee und am Westende der Akropolis wurden die Veränderungen vorgenommen, die durch die neuern Erfindungen des Geschützwesens nothwendig geworden waren. Erst 1687, bei der Belagerung Athens durch die Venetianer unter Morosini, scheint der Tempel der ungeflügelten Nike zerstört worden zu sein, von dem noch

so schöne Überreste im britischen Museum zu sehen sind. Am 28. Sept. desselben Jahres sprengte eine Bombe das Pulvermagazin, das von den Türken im Parthenon angelegt worden war, und mit ihm diese immer noch prangenden Überreste von Phidias's Genius. Wahrscheinlich kannten die Venetianer nicht, was sie zerstörten; diese Wirkung des Geschützfeuers mochten sie nicht besorgen. Als Siegeszeichen wollten die Venetianer, denen die Burg am 29. Sept. geräumt ward, die Quadriga der Nike, die im westlichen Fronton des Parthenon stand, nach Venedig einschiffen, aber beim Abnehmen stürzte die Gruppe und zerstäubte. Schon am 8. April 1688 ward Athen aber von den Venetianern wieder den Türken überlassen, trotz den Erbietungen der Einwohner, die mit Recht die wilde Rache der Rückkehrenden fürchteten. Gelehrte Reisende besuchten seitdem öfter Athen, und ihren Berichten und Zeichnungen verdanken wir das Verständniß einiger Denkmale, die in ihren Überresten jetzt unkenntlich geworden sind. Wie wenig die dort wohnenden Griechen von der Bedeutung dieser Gebäude verstanden, beweist Crusius's „Turco-Graecia". Von ihnen stammen die Namen Tempel des unbekannten Gottes, Laterne des Demosthenes ꝛc. — Es wäre ungerecht, den Türken allein die Zerstörung so vieler ehrwürdigen Überreste Schuld zu geben. Mit altem Material zu bauen, war Jahrhunderte lang der Gebrauch der Griechen. Dann sind Ruinen in der Nähe fortwährend bewohnter Orte, vor allen Seestädte der umwandelnden Verwüstung darum mehr ausgesetzt, weil die Leichtigkeit des Wegschaffens dem täglichen Bedürfniß entgegenkommt. Indeß blieben selbst in den zugängigsten Theilen Athens für den rechten Sucher noch reiche Fundgruben; aber jedes Fragment, das in Athen zu Tage kommt, beweist für den Alles überflügelnden Kunstsinn und Geschmack dieses Volkes. Ein Glück, daß Stellen, wo sicher noch Überreste griechischer Kunst in Menge liegen, barbarische Gebäude so lange überdecken, bis ein besseres Schicksal Griechenland beschieden sein wird!

Athenagoras, ein platonischer Philosoph aus Athen, welcher zum Christenthum überging, ist durch eine griechische Apologie für die Christen an den Kaiser Marc-Aurel, die er um 177 schrieb, als einer der ältesten Apologeten bekannt. Diese Legatio oder Deprecatio pro Christ. rechtfertigt die Christen gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Essens geschlachteter Kinder, mit philosophischem Geist und in lichtvollem, bündigem Vortrag. Lindner hat 1774 zu Langensalza die neueste Ausgabe dieser Apologie besorgt. Auch eine für die philosophische Religionslehre noch jetzt wichtige Abhandlung über die Auferstehung der Todten ist von ihm vorhanden. 31.

Athenäus, griechischer Rhetor und Grammatiker aus Naukratis in Ägypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. nach Chr. Er hat ein encyklopädisches Werk in Gesprächsform, „Gastmahl der Gelehrten", hinterlassen, welches eine reiche, aber ungeordnete Schatzkammer geschichtlicher, antiquarischer, philosophischer, grammatischer ꝛc. Kenntnisse ist. Hauptausg. von Schweighäuser, Strasburg 1801—7, 14 Bde.

Athene, s. Minerva.

Äther, in der **Naturlehre**, eine äußerst feine elastische Flüssigkeit, von der die Physiker, um die Gesetze verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltraum verbreitet sei. Erweisen läßt sich ihr Dasein nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beschaffenheit dieser feinsten Flüssigkeit nichts angeführt werden kann. Newton, der allen gewagten Muthmaßungen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Dasein des Äthers im Weltraume, sondern erklärte aus demselben den Zusammenhang der Theile eines Körpers, den er nach seiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verursache, und leitete das Gesetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler ist der Äther fast 39 Millionen Mal dünner, und 1278 Mal elastischer als die atmosphärische Luft. — In der Che-

mie bedeutet Äther eine feine, durchsichtige, sehr leichte, flüchtige und entzündliche Flüssigkeit von meist weißlicher Farbe und angenehmem und durchdringendem Geruch, die mittelst der Säuren aus Alkohol oder höchst gereinigtem Weingeist erzeugt wird und nach der Verschiedenheit dieser Säuren verschiedene Namen hat. Der Äther wird als ein stark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künsten wendet man den Äther mannigfaltig an, z. B. zur Auflösung des elastischen Harzes, des Copals u. s. w. (Vgl. Naphtha.)

Äthiopier, ein unbestimmter Name, womit in den frühesten Zeiten alle Völker von dunkler oder schwarzer Farbe, sowol in Asien als in Afrika, bezeichnet wurden. Homer setzt daher Äthiopier in den Aufgang und Niedergang. Später wurden darunter die Bewohner Abyssiniens, sowie unter Äthiopien Abyssinien verstanden. (Vgl. Habesch und Meroe.) Die äthiopischen Weiber, welche häufig als Sklavinnen nach Constantinopel verkauft werden, zeichnen sich durch die Schönheit ihres Körperbaues aus.

Äthiopischer Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, westlich von Afrika.

Athleten, Kämpfer, Theilnehmer an jedem Wettstreite, mithin auch die Jünglinge, die in den Gymnasien körperliche Übungen anstellten, um sich abzuhärten und zur Führung der Waffen geschickt zu machen. Im engern Sinne nannte man Athleten Diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnastik ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Bestimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweise diesem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt und mußten sich der Liebe enthalten. Bevor sie aber zu öffentlichen Kämpfen zugelassen wurden, untersuchte man eines jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief seinen Namen aus und foderte Jedermann auf, zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfodernissen genügt habe und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Bildsäulen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz. Besondere Ehre erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm.

Athletik, s. Gymnastik.

Athmen ist die Verrichtung des thierischen, mithin auch des menschlichen Körpers, die in einer abwechselnden Einziehung und Ausstoßung von Luft besteht und daher mit abwechselnder Erweiterung und Verengerung der Brust verbunden ist. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung steht, den Grund des thierischen Lebens aus. Der Hauptsitz des Athmens ist die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechselsweise Aufschwellung und Verengerung der Lungenbläschen bald angespannt, bald erschlafft werden, und welche mit der eingeathmeten Luft in die innigste Berührung kommen. Hierdurch werden dem Blute gewisse heilsame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andre schädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zersetzung der atmosphärischen Luft (s. Gasarten) statt; das Sauerstoffgas wird dem Blute zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlensaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachsener Mensch athmet bei jedem Zuge 40 Kubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 Mal; folglich verschluckt er in dieser Zeit 720 Kubikzoll Luft, wovon sich 36 Kubikzoll in kohlensaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft verbindet sich

in der Lunge mit dem überflüssigen Wasserstoff und bildet Wasser, welches in der Gestalt von Dünsten wieder mit ausgeathmet wird, die bei 40° Reaumur sichtbar sind. Ein andrer Theil des Sauerstoffgases vereinigt sich in der Lunge mit dem Überschuß an Kohlenstoff im Blute, und bildet dadurch kohlenstoffsaures Gas, welches mit den wässerigen Dünsten zugleich ausgehaucht wird. Aus allen Beobachtungen erhellt, daß das Sauerstoffgas zum thierischen Leben unumgänglich nöthig ist. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber sind die Meinungen verschieden. Mit dem Athmen hängt auch die thierische Wärme zusammen, welche wenigstens bei den Säugthieren und Vögeln größer ist, als die sie umgebende Luft. (Vgl. Athem.)

Athos, jetzt Agion Oros, auch Monte Santo, ein hoher Berg oder das Vorgebirge einer langen Bergreihe der Provinz Salonik in der europäischen Türkei, welches sich durch eine sieben Meilen lange und drei Meilen breite Halbinsel in den Archipel zieht. Xerxes ließ die eine halbe Stunde breite Erdzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, durchgraben, um seine Flotte an die thessalische Küste zu bringen. Es erhebt sich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres und ist von Griechen bewohnt. Auf dem Vorgebirge liegen gegen zwanzig Klöster und eine Menge von Einsiedeleien, die zusammen mehr als 6000 Ordensgeistliche, besonders russische Mönche vom Orden des heil. Basilius, zählen sollen. Diese leben hier in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, und führen eine so strenge Clausur, daß sie kein weibliches Wesen, nicht einmal ein weibliches Hausthier, um sich dulden; dabei sind sie äußerst arbeitsam, schnitzen Heiligenbilder, Agnus Dei und Paternoster, welche sie theils in dem auf dem Berge liegenden Marktflecken Karidis oder Karens, wo Wochenmärkte gehalten werden, theils auch im übrigen Europa, besonders in Rußland, absetzen, und sammeln Almosen, um damit ihre beträchtlichen Abgaben an den Pascha und die Pforte bezahlen zu können. Übrigens unterhalten sie mehre Schulen; der heilige Berg wird für eine der berühmtesten Unterrichtsanstalten der Griechen gehalten, und ihre Bibliotheken sind reich an literarischen, besonders handschriftlichen Schätzen, die theils vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken hingeschafft wurden, theils auch dahin geschenkt, und theils von den fleißigen Mönchen selbst geschrieben worden sind. Manches davon ist jedoch schon in die großen Büchersammlungen zu Paris, Wien rc. gewandert. Ihre Klöster und Kirchen sind die einzigen im osmanischen Reiche, welche Glocken haben.

Ätiologie, s. Pathologie.

Atlanten, in der Baukunst Säulen in Männergestalt, welche einem Gesimse, einem Vorsprunge u. s. w. zur Unterstützung dienen. (Vgl. Karyatiden.)

Atlantica, Atland eller Manheim, ein merkwürdiges Werk in latein. und schwedischer Sprache, von O. Rudbeck (s. d.), voll großer Gelehrsamkeit, antiquarischer und historischer Belesenheit, genialer, aber auch lächerlicher Hypothesen und schwärmerischen Vaterlandssinnes. Was die Alten von ihrer Atlantis erzählen, wendet Rudbeck in diesem Werke auf Schweden an und behauptet: die wahre Atlantis des Plato sei Schweden; Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andre Völker stammten aus Schweden, u. s. w. Die „Atlantica" ist zugleich eine große typographische Seltenheit. Der 1. Theil erschien 1675—79 zu Upsala. Von 1684 findet sich eine neue Aufl., und von 1699 eine, vom lat. Texte, wovon jedoch nur 3 Exempl. in den Bibliotheken zu Upsala, Stockholm und Kopenhagen bekannt sind. Dieser Theil enthält auch 42 Plane in Holzschnitt und 2 synchron. Tafeln. Der 2. Th. von 1689 enthält auch ein Lob mehrer in- und ausländischen Gelehrten. Der 3. Th. ist von 1692. Der 4. Th. ist unvollendet und auch das, was davon noch vorhanden, ist äußerst selten geworden. Die 3 ersten Theile standen unlängst noch in sehr hohem Preise. Vom 4. Th. befinden sich Abschriften in ausländischen Bibliotheken.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Insel im atlantischen Ocean, von der ihnen durch einzelne Schiffer, die sich in das Weltmeer gewagt hatten, dunkle Kunde gekommen war. Über die Lage derselben mußten ihre Angaben sehr unzuverlässig sein, und da sie sie in eine Gegend setzten, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so war man der Meinung, daß sie untergegangen sei. Doch vermuthet man, daß vielleicht phöniciscbe oder carthaginensische Handelsschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerikanische Küste verschlagen worden und von dort späterhin glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten, und daß also unter der Insel Atlantis des Plato, sowie unter der großen namenlosen Insel, von welcher Diodor, Plinius und Arnobius sprachen, nichts Andres als das heutige Amerika zu verstehen sei.

Atlantisches Meer heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwischen den Westküsten Europas und Afrikas und den Ostküsten Amerikas bis zum Eismeere.

Atlas, eine Gebirgskette, welche sich über den größten Theil von Nordafrika verbreitet. Der große Atlas zieht sich im Reiche Marocco bis zur Sahara herunter, und mißt über 11,000 Fuß Höhe; der kleine Atlas streicht aus Marocco gegen Nordosten bis zur nördlichen Küste. Die Mythologie der Griechen schuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Klymene. Zeus, der Titanen Besieger, verurtheilte ihn, das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch seine himmelanstrebende Höhe entstand. Er war mit Weisheit begabt, und spätere Sagen legten ihm mannigfaltige Kenntnisse bei, besonders in der Astronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er sieben Töchter, die unter dem Namen Plejaden (nach dem Vater hießen sie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch der Vater der Hyaden.

Atlas, Atlanten, werden, nach dem himmeltragenden Giganten, Land- und Seekarten genannt, nachdem Gerhard Mercator im 16. Jahrh. diesen Namen zuerst zu Bezeichnung eines geographischen Systems gebraucht hatte. — **Atlas**, ein geköperter seidener Zeuch von vorzüglichem Glanze, welcher hauptsächlich von der Art, wie Kette und Einschlag mit einander verbunden werden, herrührt. Auch ein dergleichen wollener Zeuch. — **Atlas**, der obere Halswirbel, gleichsam der Träger des Kopfs.

Atmometer, ein Werkzeug, welches die Ausdünstung des Wassers ausmißt und dessen Hauptbestandtheil ein Kessel von Metall ist, in welchem das Wasser bis zu einem gewissen Grade erhitzt wird. Es ist schwer, mit dergleichen Werkzeugen richtige Resultate zu gewinnen. Nach Halley's Versuchen verdünsten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Wasser, die nach seiner Rechnung $\frac{1}{53}$ eines engl. Kubikzolls Raum betragen. De Saussure bediente sich zu seinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgespannten Leinwand bestand, und seine Beobachtungen gaben das Resultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünstung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte so groß ist, als im Thale. Mehr hierüber findet man in de Saussure „Versuch über die Hygrometrie", aus dem Franz. (v. J. D. Titius), Leipzig 1784. P. S.

Atmosphäre, Dunstkugel, wird zunächst die Luft, in welcher unser Erdball gleichsam zu schwimmen scheint, im weitesten Sinne aber jede Masse feiner elastischer Flüssigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben ist. Man spricht daher von einer Atmosphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektrischer, magnetischer Körper u. s. w., deren Dasein zwar nicht streng erwiesen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann. Gewiß ist es dagegen, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat, worunter wir, wie aus obi-

ger Erklärung folgt, die sie umgebende Luft- und Dunstmasse verstehen, die wir daher auch Luft- oder Dunstkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden und drückt auf sie nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihr gesammter Druck ist ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen wahr, die so lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, innerhalb der Röhre aber keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck wird das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies ist das Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches ebenso viel beträgt wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein solcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt sich, daß die Atmosphäre auf dem menschlichen Körper, nimmt man diesen zu 32 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in seinem Innern befindlich ist, also vermöge ihrer Elasticität von allen Seiten und selbst von Innen nach Außen wirkt, und mithin der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Daß die Atmosphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt sich schon daraus vermuthen, daß die untern Luftschichten die Last der obern mitzutragen haben, wodurch sie mehr zusammengepreßt und dichter werden. Dem Gesetze des Mariotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre in geometrischer Progression ab, sowie die Höhen in arithmetischer Progression zunehmen. Bis an die äußersten Grenzen der Atmosphäre mag indeß auch dies Gesetz nicht stattfinden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zustande, d. h. ohne irgend eine Äußerung der Elasticität sein muß. Die Höhe der Atmosphäre ist von den Physikern, theils nach dem Drucke, den sie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen ist, daß die Luft, soweit sie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unserm Planeten gehört) auf acht geographische Meilen geschätzt worden. Delambre („**Astronomie**", 3. Bd., S. 337) findet diese Höhe indeß fast 10 solcher Meilen, wie sie, merkwürdig genug, schon Kepler im „Cap. Astr.", S. 73, angegeben hat. Ihrer Gestalt nach ist die Atmosphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Äquator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, die daselbst stattfindet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daselbst heftig wirkenden Sonnenstrahlen sehr erhoben ist. Die constituirenden Bestandtheile der irdischen Atmosphäre sind Stickstoffgas und Sauerstoffgas, welche sich überall und zu allen Zeiten in wenig veränderlich quantitativen Verhältnissen (nämlich etwa = 76 : 23) vorfinden, und wozu ein geringer Antheil von Kohlensäure, gleichwie daneben eine wechselnde Menge Wasserdampf, sammt einem sehr geringen, unbestimmbaren Quantum Wasserstoffgas tritt. (Vgl. Gasarten.) Außerdem enthält sie aber, zum Theil in Dampfform, eine Menge fortgerissener Substanzen, derjenigen schädlichen Beimischungen nicht zu gedenken, welche unter dem Namen der Miasmen bekannt, ihrer Natur nach aber noch fast ganz unerforscht sind. Über die Art, wie diese verschiedenen Bestandtheile neben oder mit einander bestehen, sind vielfache Hypothesen aufgestellt worden, unter welchen die Dalton'sche, welche die chemische Mischung leugnet, am bekanntesten geworden, aber auch am meisten bestritten ist. — Über die Literatur der Atmosphärologie s. d. Art. Atmosphäre

in der neuen Ausg. von Gehler's „Physikal. Wörterbuche" (1. Bd., Leipz. 1825). Classisch sind noch immer de Luc's „Recherches sur les modifications de l'atmosphère" (Genf 1772, 2 Bde., 4.; deutsch, Leipz. 1776—78). Auch s. m. d. Abschn. De l'atmosphère in Biot's „Traité d'astronomie physique" (2. Aufl., Paris 1810, 3 Bde.). Über die Atmosphären des Mondes, der Sonne und der übrigen Planeten vgl. m. die Art.

Atmosphärische Luft, s. Gasarten.

Atmosphärologie, die Lehre von der Atmosphäre, ihrer Beschaffenheit, ihren Veränderungen und Erscheinungen.

Ätna (Monte Gibello), in Sicilien, der höchste von den drei großen feuerspeienden Bergen in Europa, dessen senkrechte Höhe nach Spallanzani 11,400 F. beträgt. Die Ansicht auf der Nordseite von dem Oliveto des Capuzinerklosters Trecastagne zeigt den üppigsten Vorgrund (die prächtige dactylifera, indische Feigen, Aloe, Lorberbäume, Orangen, Granaten) und die reichste Ferne. Man theilt den Berg in drei Regionen; die erste heißt die angebaute — sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt und wird von kleinen Lavabergen gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend, berühmt wegen des üppigen Wachsthums ihrer Platanen, Kastanien, Eichen; in dem Schatten eines großen Kastanienbaums haben hundert Pferde Raum, daher heißt er dei centi cavalli. Die dritte Region, die wüste oder nackte, ist mit Eis und Schnee bedeckt. Letzterer ist unentbehrlich zu kühlenden Getränken und besser als Eis; der Ätna versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch Malta damit, und der Schneehandel, welcher allein für Rechnung des Bischofs von Catania betrieben wird, soll einen jährlichen Gewinn von 5—6000 Thalern abwerfen. — Der Ätna erhebt sich sichtbar aus den Urgebirgsmassen; jedoch sind seine geognostischen Verhältnisse, weil überall mächtige Lavaströme eine Decke bilden, nicht gut zu ermitteln. Ausbrüche kennt man vor Chr. Geb. neun, darunter sind die von 477 und 121 vorzüglich wichtig; nach Chr. sind es die von 1160, 1169, 1329, 1536, 1537, 1669, 1693, 1763, 1787, 1792, 1802, 1809, 1811, 1819. Die Lavenergüsse, die mehr aus Seitenöffnungen als aus dem Krater kommen, verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuvs, wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen. — S. de Non's „Voyage pittoresque en Sicile" (Bd. 4., Bl. 24) und Graß's „Sicilische Reise in d. J. 1808 u. 1809." Um die Topographie und Naturgeschichte des Ätna macht sich die zu Catania seit 1824 bestehende Gioenische Akademie, welche zu Ehren des Ritters Gius. Gioeni, Verfassers einer „Litologia Vesuviana", so heißt, verdient.

Ätolien, Landschaft in Griechenland, an der Nordküste des korinthischen Meerbusens, so genannt von Ätolus, des elischen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, sich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Ätolien wurde durch den Achelous von Akarnanien geschieden und ging von da bis Kalydon oder zum Flusse Evenus, wo es an Lokrien grenzte. Südlich waren das Meer und nördlich Thessalien die Grenzen. Als es durch spätere Eroberungen, welche man unter dem Namen Ätolia Epiktetos begriff, erweitert worden, waren die Grenzen in Norden der Öta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraklea und ein großer Theil Thessaliens gehörte dazu. Östlich war Dorien und die Küste bis Naupaktus und Eupalion dazu geschlagen. Das Land war rauh und unfruchtbar und durch seine Gebirge fest; nach Herodot und Aristoteles waren in den ältesten Zeiten sogar Löwen daselbst einheimisch. Die ersten Stammväter der Ätolier waren Hellenen. In kleine Völkerschaften getheilt, hatten sie keine Hauptstadt; sie machten sich, mit Jagd und Raub beschäftigt, durch Räubereien zu Lande wie zur See furchtbar; auch behielten sie, als frei und keinem andern Volke unterworfen, die alten rohen Sitten am längsten bei. Früh schon errichteten sie den großen ätoli-

schen Bund, der sich zu Therma jährlich versammelte, aber erst zur Zeit des achäischen Bundes merkwürdig ward. Wider diesen verbanden sie sich anfangs mit den Römern, schlugen sich dann, als sie merkten, daß die Römer auch ihre Unterdrückung beabsichtigten, auf die Seite der Macedonier und mußten zuletzt das Schicksal der Unterjochung mit diesen theilen.

Atomen, nach der Hypothese mehrer Naturforscher die nicht weiter theilbaren, wiewol selbst noch körperlichen Grundbestandtheile des Urstoffs. Schon Moschus aus Sidon, der noch vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, lehrte, wie man behauptet, daß der Urstoff aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sei. Leucipp (510 v. Chr.) stellte, dem idealistischen Systeme der Eleaten entgegengesetzt, welches Vielheit und Bewegung leugnete, ein ordentliches Lehrgebäude von der Entstehung der Welt durch den Zusammenfluß der Atomen auf, wobei der Zufall regiert. Demokrit und Epikur bildeten dieses System, Letzterer mit vielen Zusätzen, weiter aus. Epikur's Lehre haben Lucrez und unter den Neuern Gassendi, Letzterer bloß in theoretischen Sätzen, vorgetragen. Cartesius bildete daraus sein System von den Wirbeln; auch Newton und Boerhave nehmen an, daß der Grundstoff aus einer Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und unbeweglicher Theilchen bestehe, von deren verschiedener Zusammenordnung die Verschiedenheit der Körper herrühre. — Das auf jene Lehre von den Atomen gegründete System der Naturlehre heißt das atomistische (z. B. das des Le Sage); es wird auch Corpuscularphilosophie genannt und steht dem dynamischen entgegen. (S. Dynamik.)

Atonie, die Erschlaffung und Abgespanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und sein Bruder Thyestes ermordeten aus Eifersucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chrysippus. Darauf flüchteten sie zu Eurystheus, mit dessen Tochter, Ärope, Atreus sich vermählte und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Thyestes, von unrechtmäßiger Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen, entehrte dessen Bett u. zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte nach Entdeckung der Schmach den Thyestes sammt dessen Söhnen. Allein dieser hatte, Rache dürstend, seinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt und denselben beredet, seinen eignen Vater zu morden. Dieses Vorhaben ward entdeckt und der Jüngling, den Atreus für seines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu spät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die furchtbarste Rache sollte ihm Trost gewähren. Er stellte sich versöhnt, lud den Bruder Thyestes mit seinen beiden Bastarden zu einem Gastmahle, und nachdem er die letztern heimlich hatte schlachten lassen, setzte er das gekochte Fleisch dem Thyestes vor, warf ihm nach geendigtem Mahle die Gebeine seiner eignen Söhne entgegen und entdeckte ihm mit Hohngelächter die gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine so scheußliche That nicht zu beleuchten.

Atriden, s. Agamemnon.

Atrophie (α-τροφη, mangelnde Nahrung). Es gibt viele Krankheiten, wodurch der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, der gehörigen Ernährung und deßhalb auch seiner gehörigen Kräfte beraubt zu sein scheint. Dadurch, daß die Abmagerung immer weitere Fortschritte macht, wird sie erst zu einer bestimmten Krankheit; denn außerdem ist Abmagerung eine Erscheinung in jeder Krankheit, weil jede den körperlichen Umfang und die Körperkräfte mehr oder weniger, schneller oder langsamer vermindert; aber mit der Krankheit weicht auch allmälig das Zeichen, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genusses von Nahrungsmitteln, der geschwächten Verdauung ist und diese Verhältnisse sich mit der wiederkehrenden Gesundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform bestehenden Atrophie oder Abmagerung dagegen ist diese selbst die

Krankheit, die für sich besteht und auf verschiedenen Ursachen beruht. Diese Ursachen sind entweder anhaltende, niederdrückende oder aufreibende Affecte und Leidenschaften, oder organische Fehler, oder es sind Mangel an gehöriger Nahrung oder reiner Luft, vorhergegangene, äußerst schwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, sowie Eiterungen in einem bedeutenden Körpertheile, vornehmlich in den Lungen, der Leber ꝛc. Besonders lassen auch große Ausleerungen von Blut, Samen, Speichel leicht diese Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, stillende Mütter, die sehr schwächlich sind, Wollüstlinge, nicht selten ein Opfer dieser Krankheit. Selbst einige Gifte bewirken sie; es gehören hierher der Sublimat, der Arsenik, der Grünspan, das Blei in kleinern Gaben, die bekannte und doch so unbekannte Aqua Tofana, die Mekonsäuren u. s. w. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieser Krankheitsform am ersten, das darin enthaltene Fett wird, als der am ersten entbehrliche Stoff, auch zuerst aufgesogen, und noch ist es nicht ausgemacht, wohin es die aussaugenden Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallensystem. Wahrscheinlich wird dieses Fett in seine Urbestandtheile aufgelöst und so zu verschiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn diese Fetttheile verschwinden und die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden sind, so scheint das Zellgewebe selbst zu welken, zu verschwinden, und wenn solche Kranke nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur desselben. Was ja noch da ist, ist ein zähes, kaum mit dem Messer zu lösendes, lederhaftes Wesen. Inzwischen erstreckt sich dieses Schwinden fast auf jeden Theil des Körpers. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geschmeidigkeit; sie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, sandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen und lassen die Haare ausfallen. Die Muskeln scheinen anfangs sich von einander zu trennen (weil das Zellgewebe sie minder vereinigt), auch sie werden immer dünner und kraftloser. Am Ende scheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Mensch besteht fast bloß aus Haut und Knochen. Aber auch diese erfahren, wenn schon in geringerm Grade, eine Verminderung ihres Umfanges, und gleich ihnen scheinen, wenigstens nicht selten, auch die Eingeweide abzunehmen. — Eine Art dieser Krankheit ist das allmälige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denselben bewirkt. Sie ist unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Im kindlichen Alter findet ebenfalls eine eigenthümliche Atrophie statt (Atr. infantum), meistens eine Folge ungesunder, schwerer, kleistriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerst Würmer, Verschleimung der ersten Wege, Verstopfung der Gekrösdrüsen und dann die Abmagerung selbst entsteht, die zwar immer gefährlich, aber doch, wo jene schädlichen Einflüsse wegfallen, sehr oft zu heilen ist. Auch einzelne Glieder pflegt diese Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organisches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurisma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Übel geheilt wird.

Atropos, eine von den Parzen (s. d.).

Attacca bezeichnet in der Musik, daß ein Satz an den andern gleich angeschlossen werden soll, z. B. attacca allegro.

Attentat, 1) im Criminalrecht, Versuch eines Verbrechens und Vorbereitung zu demselben, vermittelst äußerer Handlungen, die sich schon auf die Ausführung bezogen, wobei aber diese doch unterblieb. Im Attentat liegen zuweilen schon an sich selbständige Verbrechen, z. B. Mord zum Zweck eines nicht vollführten Raubes. Die Abstufung zwischen dem entferntern und nähern Attentat ist unendlich, daher die Aufstellung bestimmter Strafgesetze für die Attentate sehr schwierig. 2) Im Civilproceß, eine von den Gesetzen verbotene Veränderung des Zu-

standes der Form oder des Objects eines Rechtsstreits, diese Veränderung mag nun herrühren vom Richter, von dessen Rechtsspruch mit Suspensiveffect appellirt wurde, oder von einer der Parteien, die sich dadurch in ihren streitigen Gerechtsamen gekränkt fühlt. Pflicht zum Schadenersatz folgt immer aus solchen Veränderungen; manche Gesetze bestimmen auch positive, andre solche Strafen, die dem Richter zur Bestimmung anheim gegeben sind.

Atterbom (Daniel Amadeus), geb. den 19. Jan. 1790 im Kirchsprengel Asbo in Ostgothland, nahe an der smalandischen Grenze, Sohn eines Landgeistlichen, wuchs in einer romantischen, einsamen Gegend auf. Träume, Märchen und Sagen waren seine gesuchteste Unterhaltung und liebsten Spiele. Schon in seinem vierten Jahre suchte er ämsig in der kleinen Büchersammlung seines Vaters Nahrung für seinen Geist. Aber dieser Vorrath war bald durchgelesen und nichts mehr übrig als ein paar deutsche Bücher, welche der Knabe schon lange mit brennender Neugier betrachtet hatte: Hübner's „Geographie" u. Puffendorf's „Universalhistorie". Mühsam erlernte der Knabe aus diesen Büchern und mit Unterstützung des Vaters die ersten deutschen Wörter, Redensarten und Formen. So legte A. den Grund in der deutschen Sprache, deren Kenntniß so wichtigen Einfluß auf seine literarische Laufbahn geübt hat. In seinem 9. J. bezog er das Gymnasium von Linköping, in welcher Stadt einer seiner Verwandten ihn mit Büchern, auch mit deutschen, versorgte. Er las damals mit vieler Leichtigkeit Wieland's Erzählungen und mehre gute historische Bücher. Auch die Zeitungslecture zog ihn an und die franz. Revolution, die damals sich in Bonaparte's lebenslänglichem Consulate zu beruhigen anfing, erfüllte den Knaben mit republikanischem Enthusiasmus. In dem letzten Jahre, das er auf dem Gymnasium zubrachte, kam ihm zufällig ein Exemplar von Bürger's Schriften in die Hände, und dieser Dichter ergriff ihn so gewaltig, daß von der Zeit an die meisten neuen schwedischen Dichter ihm unausstehlich langweilig schienen, obschon man ihm das Zeitalter Gustavs III. als das Augustische und goldene der vaterländischen Literatur angepriesen hatte. 1805 kam Atterbom auf die Universität Upsala. Einige jüngere Gelehrte, die, was damals eine seltene Erscheinung in Schweden war, die deutsche Literatur gründlich kannten, nahmen den Ankömmling freundlich auf und ermunterten das aufkeimende Talent durch Rath und That. Mit ihrer Hülfe verschaffte er sich eine ziemlich vollständige Übersicht der deutschen Literatur und machte sich ihre Schätze bis auf die neuesten zu eigen. Unterdessen erweiterte sich Atterbom's Einfluß und es sammelte sich allmälig um ihn ein Kreis von Freunden von gleichen Jahren, Gesinnungen und Neigungen, die 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft: „Bund der Aurora", stifteten. Ihre Bestrebungen gingen dahin, die vaterländische Literatur und vor Allem die Poesie aus den Banden der akademischen Steifheit und franz. Ziererei, in denen sie seit Gustavs III. Periode schmachtete, zu befreien und zu dem Urquell nationaler Begeisterung zurückzuführen. Um dieselbe Zeit ward auch die Liebe zu dem Studium der vaterländischen Geschichte und Alterthümer in Schweden wieder aufgeregt, namentlich durch die Bemühungen des Professors Geyer, und diese Richtung der geschichtlichen Studien wirkte wohlthätig in jene poetischen Revolutionsplane ein, ohne sie zu theilen. Aus den mannigfachen Gedichten, Studien und Kritiken der Mitglieder des Bundes der Aurora entstand 1810 in Upsala die Zeitschrift „Phosphorus", die bis 1813 fortgesetzt wurde. Sie ist allerdings ein buntes poetisch-metaphysisches Chaos, und man sieht, daß die jungen Verfasser (außer Atterbom waren Palmblad, Elgström, Hammersköld und Hedborn) noch zu viel mit den Principien der Kunst und Literatur zu schaffen hatten, um mit der Ausübung ins Reine kommen zu können. Eine jugendlich leidenschaftliche Huldigung der Schlegel'schen Kritik und der Schelling'schen Naturphilosophie waltet überall vor; jedoch sind die Ansichten beider keineswegs klar aufgefaßt. Nach dieser Zeitschrift

haben die Gegner deren Herausgeber Phosphoristen genannt. Fast gleichzeitig nahm in Stockholm ein Zeitungsblatt „Polyphem" seinen Anfang. Der Herausgeber, Askelöf, Dr. der Philosophie in Lund, hatte sich zuerst mit Hammerskjöld, Vicebibliothekar der königl. Bibliothek, verbunden; nachher traten auch die übrigen Phosphoristen als Mitarbeiter bei. Es hörte 1812 auf, nachdem es als literarisch-polemisches Volksblatt aufregend gewirkt hatte. Der oft schneidende und bittere Ton dieses Blattes war nicht im Plane des Bundes, wurde aber durch einen übermüthig-höhnischen Ausfall der akademisch-französ. Partei in der von Wallmark (Kanzleirath zu Stockholm) redigirten Zeitung, „Journal für Literatur und Theater" (gegenwärtig „Allmanna Journalen"), veranlaßt und nachher durch das heftige Entgegenkämpfen jener Partei rege erhalten. Atterbom's „Xenien" und einige seiner prosaischen Aufsätze, besonders sein sogenanntes tungusisches Schauspiel, der „Reimerbund" („Rimmarbandet"), sowie seine Abhandlung: „Bedenken der neuen Schule über die schwedische Akademie und den guten Geschmack", haben zum Zwecke seines Blattes kräftig gewirkt, aber auch nicht wenig dazu beigetragen, daß die Erbitterung der Gegner noch immer hauptsächlich gegen ihn gerichtet ist, obschon er sich seit Jahren aller Polemik entzogen hat. Mit 1813 trat an die Stelle des aufhörenden „Polyphem" die „Schwed. Literaturztg." („Svensk Literatur-Tidning"), die unter Palmblad's und Hammerskjöld's Leitung zu Upsala herausgegeben wurde und bis jetzt fortdauert. A. hat einige vortreffliche Recensionen zu diesem Blatte geliefert. 1812 gab er zum ersten Male s. „Poetischen Calender" oder Musenalmanach („Poetisk Kalender") heraus, den ersten, der in Schweden erschienen ist, und diese dichterische Sammlung ist bis jetzt mit Erfolg fortgesetzt worden. Die vorzüglichsten Mitarbeiter sind, außer Atterbom, Geyer, Palmblad, der Verleger desselben, Hedborn. Die bedeutendsten Dichtungen des Herausgebers in diesen Sammlungen sind folgende: „Die Blumen", ein Cyclus von gefühlvollen, musikalischen Romanzen, in denen die zartesten Geheimnisse der Natur und Menschheit symbolisch dargestellt sind; „Der blaue Vogel", Fragmente eines großen romantischen Schauspiels, das der Dichter in Italien vollendet hat, und viele kleinere Lieder, in denen eine tiefglühende, aber leicht und zierlich ausgesprochene Sehnsucht, besonders bei den Frauen, Glück gemacht hat. 1817 — 19 hat A. eine Reise durch Deutschland nach Italien gemacht, von welcher er eine Beschreibung herausgeben wird. In Deutschland ließ er sich das Studium unserer Poesie und Philosophie vornehmlich angelegen sein und suchte durch persönliche Bekanntschaft mit den berühmtesten Dichtern und Gelehrten unsers Vaterlandes in den Geist deutscher Art und Kunst immer tiefer einzudringen. In München begrüßte er Schelling mit deutschen Sonetten; er versuchte sich nachher öfter in unserer poetischen Sprache, und nicht ohne Glück. Im Sommer 1819 traf er wieder in Schweden ein. Die Freunde, deren Unterstützung diese Reise möglich machte, wollten ihn dadurch wahrscheinlich aus dem polemischen Strudel erretten, in welchem eine Zeitlang seine Gesundheit und sein Talent ganz und gar unterzugehen schien. Diese Absicht gelang vollkommen. Im Herbste 1819 ward A. nach Verlangen des Kronprinzen Oskar, auf Befehl des Königs, als Lehrer in der deutschen Sprache und Literatur bei dem Kronprinzen angestellt. Von Upsala, wo dieser treffliche junge Fürst damals an dem Leben und Lernen der studirenden Jugend Theil nahm, begleitete ihn A. im Winter nach Stockholm und hat nachher abwechselnd in der Hauptstadt und in Upsala, als Magister docens d. Universalgeschichte, gelebt. Sein neuestes größeres Gedicht ist ein dramatisch-idyllisches Märchen: „Die glückselige Insel" („Lyksalighetens Ö"; Upsala 1824). Eine Sammlung von A.'s poetischen und prosaischen Schriften existirt noch nicht. Seiner Prosa warf man früher nicht ohne Ursache ein übertriebenes oratorisches Künsteln vor. In seinen neuesten Arbeiten hat sie sich geläutert und befestigt. In s. philosophischen und ästhetischen Schriften

zeigt er sich als ein tiefdenkender Kopf, der aber in dem ämsigen Forschen nach dem Ergründen der Tiefen manchmal ins Dunkle sich verliert, sodaß der Leser ihm zu folgen ermüdet. Aber auch dieser Tadel trifft mehr seine frühesten Arbeiten. Seine Poesie erscheint überall subjectiv. Man rühmt in ihr das Gemüthvolle, Gedankenreiche, und seine Verse gelten als die wohllautendsten der schwedischen Sprache. Seine Gegner, deren heftigster Wortführer der Bibliothekar u. Kanzleirath Wallmark in Stockholm ist, werfen ihm, und nicht ganz ohne Grund, das Spitzsinnige und Grübelnde seiner Productionen vor, und daß er in Behandlung der Sprache, des Ausdrucks und der Versformen, deren er mehre neue in die Dichtkunst seines Vaterlandes eingeführt hat (z. B. die achtzeilige Stanze und das Sonett), sich zu weit von der nationalen Bahn entferne. 29.

Attika, Provinz des alten Hellas, deren Hauptstadt, Athen, einst durch Gelehrsamkeit, Bildung und feine Sitten die erste Stadt der Welt war, ist eine Halbinsel, welche gegen Norden mit Böotien, gegen Abend ein wenig mit Megaris zusammenhängt, und sich mit dem Vorgebirge Sunium (Cap Colonna), wo die Athenienser eine Festung und einen prächtigen Tempel der Minerva erbaut hatten, weit in das ägäische Meer erstreckt. Die Unfruchtbarkeit des Bodens schützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienser rühmten sich einer uralten, unvermischten Abstammung. Sie nannten sich Söhne des Bodens, den sie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu sein. Die Urbewohner Attikas lebten in einem rohen Zustande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuser, in zerstreuten Hütten, bis auf Cekrops, der um 1550 v. Chr. mit einer Colonie von Sais an der Mündung des Nils nach Attika kam und als ihr erster eigentlicher König genannt wird. Er milderte ihre Sitten, und führte sie zu einem genußvollern Leben, indem er sie den Ölbaum pflanzen und verschiedene Getreidearten bauen lehrte; zugleich ordnete er die Verehrung der Götter, und gebot, denselben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegesetze, und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, etwa 20,000, theilte er in vier Stämme, und vermochte sie, ihre Wohnsitze einander zu nähern und gegen räuberische Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Ursprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Einer von Cekrops's (s. d.) Nachfolgern, ihm gleich an Geist wie an Namen, gründete noch elf andre Städte, die sich aber in der Folgezeit gegenseitig befehdeten. Theseus vermochte daher sämmtliche Staaten, sich zu vereinigen, die einzelnen Obrigkeiten abzuschaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptstadt des ganzen Landes, die gesetzliche Macht über den gesammten Verein zu geben. Er stiftete das große Volksfest, die Panathenäen. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Classen, die Vornehmen, Ackerbauer und Handwerker. Aus der ersten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Gesetze erklärten. Zugleich verschönerte und vergrößerte er Athen, und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Kodrus's Tod ward 1068 v. Chr. die königl. Würde abgeschafft, welche, von Cekrops an, 487 J. gedauert hatte; statt des Königs herrschte ein Archon, der sein Amt lebenslänglich verwaltete. Nach 316 J. ward die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre später auf Ein Jahr bestimmt; dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Gesetzgebung. Der Archon Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber seine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 vor Chr. mildere Gesetze und eine bessere Verfassung. Die Regierungsform sollte demokratisch sein und ein Senat von 400 Mitgl., gewählt aus den Volksstämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Classen nach dem Vermögen. Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt, die vierte aber zur Volksversammlung gelas-

sein werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Allein diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Pisistrat, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat scheinbar an die Spitze der armen Classe und bemächtigte sich der Herrschaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber seine Söhne konnten sie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Klisthenes, ein Freund des Volks, bemühte sich, durch einige Änderungen in der Solon'schen Verfassung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Classen, und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Schon damals war Attika fleißig angebaut. Die Weinlesen und Ernten wurden, wie alle Arbeiten dieses fröhlichen Volkes, durch Tänze und Gesänge, Feste und Opfer gefeiert. Die attische Wolle war, durch die Sorgfalt, die sie auf die Schafzucht wandten, und durch die Kunst, ihr die schönste Farbe zu geben, allgemein berühmt. Der Berg Hymettus (s. d.) gab ihnen den kostbarsten Honig; der Berg Laurium enthielt reiche Silberminen, deren Ertrag zur Unterhaltung der Flotte bestimmt war. Jetzt trat die glänzende Zeit des persischen Krieges ein, welcher Athen auf den höchsten Gipfel des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die Persermacht, jener zu Lande, dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging aus einem Kampfe hervor, der ihr anfangs den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden erweitert, die Archonten und andre Obrigkeiten ohne Unterschied aus allen Volksclassen gewählt. Der Zeitraum von den Perserkriegen bis Alexander (500 — 336) war für die Entwickelung der atheniſchen Verfassung der bedeutendste und eigenthümlichste. Nach Böckh's treffl. Werke: „Die Staatshaushaltung der Athener". (2 Thle., Berl. 1817) hatte Attika, nebst den Inseln Salamis und Helena, einen Flächenraum von 40 □M. mit 500,000 Bew., darunter 365,000 Sklaven. Für Stadt und Hafen nimmt Böckh 180,000, für die Bergwerke 20,000 M. an. Cimon und Perikles (um 444 v. Chr.) führten die höchste Blüthe Athens herbei, aber Letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmäligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der peloponnesische Krieg, der mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Überwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten seines Daseins. Es wurden dreißig obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkür und Grausamkeit übten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tyrannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, sich unter den griechischen Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieser neue Zeitraum der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athenienser sich ihm widersetzt. Dafür nahm Philipp verschiedene mit ihnen verbündete Colonien weg. Die Griechen griffen zu den Waffen; allein die Schlacht bei Chäronea (338) war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos versuchten die Athenienser nach Alexander's Tode, ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie mußten macedonische Besatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, die über 2000 Drachmen im Vermögen besaßen. Bald darauf wurde Athen von Kassander eingenommen, da es sich gegen Phocion's Rath auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Kassander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staats, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athenienser, die ihn haßten,

weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wieder herstellte und dafür von den Atheniensern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er jedoch in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkehr die Stadt verschloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen die Freiheit, indem er bloß Besatzungen in Munychia und den Piräus legte. Diese wurden in der Folge von den Atheniensern vertrieben, die nun eine Zeitlang ihre Freiheit behaupteten. Antigonus Gonatas unterwarf sie wieder, und in diesem Zustande blieben sie, bis sie sich von Macedonien losrissen und dem achäischen Bunde beitraten. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Vespasian behielt. Dieser Kaiser machte es förmlich zu einer römischen Provinz. Nach der Theilung des römischen Reichs gehörte Attika zum morgenländischen Kaiserthume. Es wurde 396 n. Chr. von Alarich, dem Gothen, erobert und das Land verheert. Das genaueste und schönste Kupferwerk über die Alterthümer dieses Landes sind: „The unedited antiquities of Attica, comprising the architectural remains of Eleusis, Rhamnus, Sunium and Thoricus, by the Society of Dilettanti" (London bei Longman und Murray, 1817, Fol.). (S. Athen.)

Attika, in der Baukunst, ein halbes Stockwerk über einem höhern; doch ist nicht jedes Halbgeschoß eine Attika. Dieser Name kommt nicht den zwischen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeschossen, Entresolen, sondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt sind, zu. Die über dem Hauptgesims stehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewol unrichtig, Attiken genannt.

Attila, Etzel, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von königl. Abkunft, folgte seinem Oheim Roas 434, und theilte das höchste Ansehen mit seinem Bruder Bleda. Diese beiden Anführer der Barbaren, die sich in Ungarn und Scythien niedergelassen hatten, bedrohten das morgenländische Kaiserthum, und zwangen zweimal den schwachen Theodosius II., einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Asiens furchtbar. Die Hunnen selbst betrachteten den Attila als ihren unerschrockensten Krieger und als den erfahrensten Feldherrn. Ihre Achtung für seine Person ging bald in abergläubige Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und stolz auf diese Waffe, die seiner Macht ein höheres Ansehen gab, dachte er darauf, sie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er (444) morden, und da er vorgab, es sei auf göttliche Eingebung geschehen, so ward dieser Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegerischen Volks mußte Attila, bei dem unbegrenztesten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken setzen und, wie er sich selbst nannte, die Geißel werden, deren Gott sich zur Züchtigung der Menschen bediente. In kurzer Zeit breitete er seine Herrschaft über alle Völker Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländischen und abendländischen Kaiser wurden ihm zinsbar. Die Vandalen, seine Bundesgenossen, die Ostgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten sich unter seinen Fahnen. Einige Geschichtschreiber versichern, daß seine Armee aus 700,000 Mann bestanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Persiens hatte rühmen hören, richtete er seinen Zug dahin. Aber in den Ebenen von Armenien ward er geschlagen, und zog sich zurück, um seine Raubsucht im morgenländischen Kaiserthume zu stillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute versprachen, waren seine natürlichen Feinde, und alle Fürsten, die er zu besiegen hoffte, hatten Bündnisse gebrochen. So über-

zog er Illyrien und verwüstete alle Länder vom schwarzen bis zum adriatischen Meere. Der Kaiser Theodosius sammelte ein Heer, um sich seinem reißenden Vordringen zu widersetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte sich das Glück für die Barbaren. Constantinopel verdankte seine Rettung bloß seiner Befestigung und der Unwissenheit der Feinde in der Belagerungskunst. Thracien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der 70 blühende Städte zerstörte. Theodosius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Aufopferung seiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ sich von einem Eunuchen, Chrysaphius, durch Bestechung zu dem Versprechen verleiten, seinen Herrn bei der Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen; aber im Augenblicke der Ausführung entging ihm der Muth; er stürzte zu seines Herrn Füßen und bekannte das verbrecherische Vorhaben. Man fürchtete Attila's Rache, und Constantinopel zitterte; aber er begnügte sich, dem Theodosius wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen zu lassen und den Kopf des Chrysaphius zu verlangen. Der Kaiser verstand sich zu einem neuen Tribut. Attila richtete nun sein Augenmerk auf Gallien. Mit einem ungeheuern Heere ging er über den Rhein, die Mosel und die Seine, kam an die Loire und lagerte sich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner dieser Stadt, durch ihren Bischof Agnan (Anianus) ermuthigt, hielten die ersten Angriffe der Barbaren ab, und durch die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aëtius, und der Westgothen, unter ihrem König Theodorich, ward Attila gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Er zog sich nach Champagne zurück, und erwartete den Feind in den Ebenen bei Chalons. Bald trafen die beiden Heere zusammen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrsager, und sie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg seine Bestürzung, durchlief die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an ihre Thaten, und zeigte ihnen seine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Beide Heere fochten tapfer; endlich wurden die Reihen der Römer und Gothen durchbrochen, und schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen stürzte: er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigste Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten 106,000 Tode das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit diesen zu verbrennen. Allein man begnügte sich, in der Nacht sich wieder zu sammeln, erwies dem mühsam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief seinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila seinem Untergange. Die Franken allein setzten ihm nach, und verfolgten ihn seitwärts, bis er über den Rhein war. Mehr gereizt als muthlos, suchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schwester Valentinian's III., zur Gemahlin. Diese Prinzessin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht worden; sie trug dem Attila ihre Liebe an. Er warb um sie, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da diese Foderung abgeschlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiser zitterte und vergebens waren die Bitten der Gesandten. Attila eroberte und zerstörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüstete die Ebenen der Lombardei. Die Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die unbeachteten Inseln in den Sümpfen (Lagunen) des adriatischen Meeres, wo sie Venedig erbauten.

Der Kaiser hatte kein Heer ihm entgegenzusetzen. Das römische Volk und der Senat nahmen ihre Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papst Leo I. begab sich mit den römischen Gesandten ins feindliche Lager, und es gelang ihm, den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer sahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geschreckt hätten: eine Legende, welche die Kunst Rafael's und Algardi's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er sie zum zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand fodern, und nur ein neuer Zuwachs zu seinen zahlreichen Weibern an der schönen Ildiko, mit welcher er sich feierlich vermählte, hielt ihn ab, seine Drohungen zu erfüllen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit allen Ausschweifungen der Wollust. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu grüßen, in das Zelt drangen, fanden sie die Ildiko verschleiert bei dem erstarrten Leichname ihres Gemahls sitzen. Während der Nacht war er in seinem eignen Blute erstickt (453). Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken im Heere. Sein Körper ward in drei Särge verschlossen; der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von diesem Barbarenkönig hinterlassen, erinnert an seinen tatarisch-kalmuckischen Ursprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schultern, einen kurzen unförmlichen Wuchs. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend.

Attitude, ein franz. Kunstausdruck, der, vorzüglich in den Künsten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, meistens in Zuständen der Ruhe, bezeichnet. Weil die Kunst, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenstände wählt, so müssen diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältnisse an sich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in malerischer Hinsicht) in einem vortheilhaften und das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch durch alles Dieses einen bedeutungsvollen und interessanten Zustand des Lebens musterhaft darstellen. So sind jene Stellungen in der Kunst nicht um ihrer selbst willen da, und dürfen nicht als solche auffallen, sondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen sie zugleich mit und an den Formen, denen sie beigelegt werden, bilden sollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darstellung sie verwebt sein können. Denn fielen sie durch sich selbst als Stellungen auf, und wären sie nicht etwa bloß Lehr- und Übungsbeispiele, durch welche der Schüler sich Leichtigkeit in der Behandlung körperlicher Formen erwerben will: so würden sie dem gebildeten Beschauer, der nicht bloß körperliche Verhältnisse sieht, steif und unerfreulich erscheinen, oder, wenn sie der Darstellung einer Handlung untergeordnet sein sollten, den Sinn des Ganzen durch die gesuchte Bedeutsamkeit des Einzelnen nothwendig zerstören. Daher nennt man im gemeinen Leben nicht jede, sondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutsame und schöne Stellung eines menschlichen Körpers, insofern durch dieselbe ein innerer Zustand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menschenlebens bezeichnet wird, ja selbst oft die Verhältnisse, aus welchen der Zustand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächst zu dem Körper gehört, eine Attitude. Daß wir aber dieses selbst in unserer Sprache mit einem franz. Ausdrucke bezeichnen, scheint daher zu kommen, weil die Franzosen, welche Kant irgend einmal geborene Tanzmeister nennt, gerade in diesem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres gesellschaftlichen Talents begünstigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Äußersten, wo die Wahl selbst bemerkt wird und diese Stellungen ins Gezierte, Gesuchte und Unwahre fallen, von den deutschen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muster genommen worden sind. Auch die Mimik, welche mit

Recht eine belebte Plastik genannt werden kann, hat von jeher Attituden gezeigt. Daß aber dieselben zu einem Gegenstande besonderer Kunstdarstellung, zu besondern mimischen oder vielmehr pantomimischen Kunstwerken erhoben worden sind, ist eine Erfindung unserer Zeit, welche wir der pantomimischen Gewandtheit einiger neuern Künstlerinnen verdanken. Die Attitude, als besonderes Kunstwerk, welches daher vorzugsweise diesen Namen führt, stellt, ohne Mitwirkung der Sprache (also pantomimisch) und Bewegung (denn sonst wäre es nicht eine Attitude), durch bedeutsame Stellungen und Lagen des lebendigen Menschenkörpers, einen idealen Zustand und Charakter dar; daher man sie auch pantomimische Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an sich das Kunstwerk bildet, sondern zugleich die Formen, welchen diese Stellung gegeben wird, und in Hinsicht des Gesichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Gesten: so versteht sich, daß eine Attitude nicht ohne einen wohlgestalteten, bildsamen Körper und ohne bedeutsame Mienen und Geberden gedacht werden kann, und daß diese, wie die ganze Stellung, auf welche sich die Attitude beschränkt, durch den Körper einige Zeit lang festgehalten werden müssen; denn der Genuß des Kunstwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der, wie jeder Mime, in seinem Körper zugleich das Darstellungsmittel seiner Kunst trägt, muß Fähigkeit und Bildsamkeit besitzen, seinen Körper so zu regieren, daß er, wie das Gemälde oder die Statue, einen schönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Gestalt seines Körpers auf mehre Augenblicke festzuhalten vermöge. Die pantomimische Stellung unterscheidet sich daher von den übrigen pantomimischen Darstellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechseln, oder auch mehre Attituden durch Bewegung an einander gereiht sein können, dadurch, daß diese umfassender und dramatischer Natur sind, jene aber sich beschränkt, den Charakter durch die im Körper festgehaltene Geberde darzustellen. Der Genuß der Attitude ist daher aber auch der volle Genuß des Moments, auf welchem sich die pantomimische Kunstfertigkeit in ihrer höchsten Blüthe, mit beschränktern Mitteln, aber mit desto größerer Kraft zeigt. Insofern nun die Mimik Zuschauer verlangt, denen sie die Früchte dieses Augenblicks bietet, hat man auch die Kunst der Attitude nicht mit Unrecht Schaustellungskunst, und ihre Darstellungen auch Schaustellungen genannt, nur daß man diesen Namen nicht mißverstehe, und das Anschauen der Stellung und der Vorbereitung des Körpers zu diesen Stellungen zum Wesen der Kunst rechne, da doch hierin nur das Technische dieser Kunst sich zeigt, dessen schnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuosen, aber noch nicht das Kunstwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig ist, wenn auch der Eitelkeit der Künstler weniger angemessen. Indem ferner dem Künstler ein Costum nothwendig ist, nichts Äußeres aber am Kunstwerk willkürlich sein darf, vielmehr jede gegebene Form zu dessen Zwecke hinwirken soll, muß auch dieses Costum dem Charakter des Darzustellenden in jeder Hinsicht angemessen sein; ja es wird, besonders wo es farbig ist, durch den Reiz einer künstlichen Beleuchtung, welche die Bedeutung der Haupttheile des Gemäldes von außen hebt, sowie durch scenische Anordnung die Darstellung zu dem Ideale des Gemäldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemälde nothwendiger Zweck dieser Schaustellungen sei; vielmehr glauben wir, die Schaustellung liebe die Ähnlichkeit mit dem Gemälde nur darum, damit der Widerspruch zwischen der Lebendigkeit des darstellenden Körpers und dem Starren in der Darstellung hinter dem idealischen Scheine der Malerei verschwinde. Ferner wird die Attitude auch deßwegen stets mit dem Gemälde oder der Statue verglichen werden, weil diese Künste es eben sind, in welchen wir das Bedeutendste körperlicher Erscheinungen gleichsam aus der Wirklichkeit heraus-

gehoben, dem flüchtigen Augenblick entrissen und für längere Dauer aufbewahrt und festgehalten sehen, wodurch diese Künste mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poesie zur Prosa des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemälde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunstwerk ist, kann auch die Pantomime es wiederum im Spiegel ihrer Kunst auffangen und auf ihre Weise darstellen. Jedoch selbst in diesem Falle scheint es nicht eigentlich die täuschende Nachahmung des Gemäldes zu sein, worin das Wesen und der ästhetische Werth der Attitude als Kunstwerk besteht, sondern die Darstellung Dessen, was in dem Gemälde enthalten ist (seines Geistes), wie sehr auch Beides zusammenhänge. Über den Werth der Attitude hat man verschieden geurtheilt. Da jedoch hier allein der ästhetische Standpunkt, der von den Ideen der Kunst und Schönheit ausgeht, der richtige ist, so mußte, was bis jetzt noch Keinem gelungen, der bisher als Gegner dieser, jeden kunstgebildeten Sinn anziehenden Darstellungen auftrat, der Begriff dieser Attituden, vermöge dessen wir dieselben Darstellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der festgehaltenen Stellung und Geberde menschlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch diese angeführten Kunstmittel etwas Schönes darzustellen, gezeigt werden, wenn die Attitude mit Recht aus dem Reiche der Kunst verwiesen werden sollte. Einen verschiedenen Rang der pantomimischen Darstellungen, zu welchen die Attitude gehört, gibt es allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinsicht des Umfanges sind, wie angedeutet worden, die dramatischen von höherm Range; auch umfassen einige nur eine, andre mehre Personen und Gruppen. In Hinsicht des Inhalts sind sie dagegen entweder Phantasiebilder, in denen die Einbildungskraft sich freier zeigt, oder historisch; d. h., ihre Gegenstände sind nach eigner Phantasie geschaffen, oder stellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geschichte, Mythologie oder Poesie darbietet, obwol die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darstellungen zu bewirken, fast immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, sich anzuschließen genöthigt ist. Diese freiere Erfindung zeigt sich selbst in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargestellte keinem bestimmten Exemplare nachgebildet ist, sondern den Charakter einer Classe von Erscheinungen oder Kunstwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die historische Attitude wiederum in die Phantasiedarstellung übergeht. Diese Kunst nun wurde zu Ende des vorigen Jahrh. zuerst von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunst, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Lady Hamilton wandte nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches sie, wie mehre englische Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien auf die Nachbildung der Antiken, sodaß sie bald an mehren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifall öffentlich zeigte und Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug bestand dabei", wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Brust zusammengeknüpften Tunica, worüber sie einen Shawl warf, mit welchem sie alle erfoderliche Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte". Ihre Darstellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erschienen in diesen Abbildungen zu London. Vielfach erweitert und erhöht ward diese Kunsterfindung durch die unter uns berühmt gewordene Frau Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt, und mit einem ebenso feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, in ihren pantomimischen Darstellungen eine Reihe herrlicher Attituden, nicht nur im antiken (ägyptischen und griechischen), sondern auch im neuern (italienischen und deutschen) Kunststyle

zeigt. Es waren dieselben aber nicht bloß Nachbildungen einzelner Statuen und Gemälde, sie suchte vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Malerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrer anziehenden Bilder der Mythologie und Geschichte sichtbar zu schildern, daher ein Kunstrichter treffend von ihr sagt: „Indem sie Darstellungen der verschiedenen Style der bildenden Kunst in chronologischer Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuschauers gleichsam die Hauptzüge einer Kunstgeschichte in beweglichen Bildern vorüber, die ebenso lehrreich für den Geist als anmuthig für das Auge sind". Dabei besitzt sie das noch größere Talent, poetische Attituden zu erfinden und in dem ihnen angemessenen Styl darzustellen, sodaß die Schütz sowol in Hinsicht der Idealität als an Reichthum der Charaktere und Gestalten, in der Kenntniß der malerischen Wirkung, welche sich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen scheint. Auch ihre Attituden sind, obwol nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankf. a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche „Urania" für 1812 nachgebildet und mit einem anziehenden Aufsatze von J. Falk begleitet worden. Weniger Glück hat Elise Bürger in der Nachahmung dieser Darstellungen gemacht. Unter den männlichen Künstlern kennen wir nur den (in Amerika verst.) Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher seine mimischen Stellungen, mit Vorlesungen begleitet, an einigen Orten gezeigt hat. T.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut, 1) im allgemeinsten Sinne jede, besonders aber eine ehrenvolle Eigenschaft, welche Jemanden beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2) in den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (s. d.), wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein solcher Gegenstand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines historischen Umstandes mit einer Figur verbunden wird, um durch diese Verbindung die Bedeutung derselben vollkommen auszudrücken, oder das Verständniß derselben zu erleichtern. Der Gebrauch und die Nothwendigkeit der Attribute in der bildenden Kunst gründet sich aber auf die Beschränktheit der letztern sowol in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese als etwas Selbständiges dargestellt werden sollen (wie wenn man z. B. nicht die Stärke einer bestimmten Person, sondern die Stärke selbst darstellen will), als auch in der Darstellung u. Bezeichnung besondrer Umstände und historischer Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig, oder doch nur in Darstellungen von größerm Umfange (durch Darstellung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darstellung, deren sich die bildende Kunst bedient, sind an sich schon zu bestimmt, um etwas Geistiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verständlichkeit, welche das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poesie besitzt. Selbst die Menschengestalt, deren sich die bildende Kunst am meisten bedient, um geistige Eigenschaften und Begriffe zu versinnlichen, hat in sich selbst eine zu bestimmte, sinnliche Bedeutung, als daß durch sie allein eine geistige Eigenschaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehre Einzelwesen umfassender Begriff personificirt werden könnte (man würde nach dem gewählten Beispiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den starken Mann erblicken); in andrer Rücksicht ist sie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen besondern durch Geschichte oder Poesie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverständnisses auszudrücken, um so mehr, wenn derselbe auf der Personification eines leblosen Gegenstandes oder eines Collectivbegriffes beruht, z. B. des Elbflusses, der Stadt Dresden. Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und

wählt zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Ähnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Übereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen. Letztere gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erstere nennt man wesentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Wesentliche Attribute können und werden auch solche Gegenstände sein, welche, für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) sein würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichen Sinne aber und dem Wesen des Kunstwerks am angemessensten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend sind, oder derselben gerade diese besondere Bedeutung geben, für sich gesetzt aber nicht verständlich sein würden, und daher gleichsam zur Figur selbst gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates, die Brüste der Natur rc. Denn auf diese Weise erscheint das Attribut nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur, und das Kunstwerk behauptet somit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunst, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Gesagten wird auch einleuchtend sein, warum das Attribut vorzüglich in allegorischen und symbolischen Darstellungen (s. Allegorisch und Symbolisch) vorzukommen pflegt, und die Figuren selbst oft zu allegorischen erhebt; denn diesen Darstellungen fehlt — wie überhaupt den Phantasiebildern im Gegensatze der historischen — größtentheils die sprechende Individualität, weßhalb sich der Künstler zu Attributen zu greifen genöthigt sieht. Die Bestimmung des Attributs ist demnach nur, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber für sich da zu sein, oder den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung derselben herabgewürdigt werden müßte. Die Figur muß vielmehr, so viel es durch Haltung, Physiognomie, Körperbau, Farbe, besonders aber durch Geberden und Mienen möglich ist, ihren Charakter selbst ankündigen, und der Künstler zeigt sich um so größer, je mehr seine Figuren sich selbst erklären, und eines den Mund derselben erst gleichsam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigstens zu dem Sinne des Attributs in soweit hinstreben, daß ihnen der Charakter nicht erst von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht. Daher z. B. nach Forster's Bemerkung in der Ausgießung des heiligen Geistes die Begeisterung schon auf den Gesichtern der Apostel sich malen und nicht bloß als Flämmchen über ihren Häuptern schweben muß. Oft hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der persönlichen Beschränktheit des Künstlers ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht bloß von Darstellung einzelner Figuren die Rede ist), vor Allem aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall gibt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der sichtbaren Darstellung eines Umstandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen ist: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieselben durch Attribute anzudeuten oder sichtbar auszuführen, die sichtbare Ausführung uninteressant sein und den Schönheitssinn des Zuschauers beleidigen müßte, oder die sichtbare Handlung sich durch sich selbst noch nicht erklären würde. Wo aber der Künstler des Attributs bedarf, da hat das wesentliche den Vorzug vor dem

conventionellen. Denn wenngleich das Attribut nicht Alles sein soll — weil sonst die Figur Nichts sein würde —, so soll es doch den Ausdruck unterstützen. Es ist aber um so ausdrucksvoller und lebendiger, je wesentlicher es ist, und um so kälter und frostiger, je mehr es auf Willkür beruht. Dieser Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungesuchtheit desselben. Auch darin hat das wesentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verstanden, dieses aber nur da, wo die besondere Übereinkunft oder Gewohnheit, welche von verschiedenen Sitten, eigenthümlicher Denkweise oder zufälligen Umständen abhängt, herrschend ist. Die äußere Form des Kunstwerks gebietet endlich, das Attribut in jedem Falle, selbst wenn es ein zufälliges ist, mit den räumlichen Verhältnissen der Figur, der es angehört, in eine wohlgefällige und lebendige Übereinstimmung zu bringen. In der Wahl desselben, wie in der sinnreichen Verbindung mit seiner Figur, zeigt sich daher Witz, Erfindungskraft, Geschmack und die plastische oder malerische Anordnungsgabe des Künstlers in einem hohen Grade, wiewol nicht zu leugnen ist, daß die Künstler hierin meistens von dem Geschmacke und Charakter ihres Volkes mehr oder weniger abhängig sind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder schon durch ihre Sprache, Religion und Poesie überliefert wird, welche sie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinen Verständnisses, anzuwenden und selbst der eignen Erfindung vorzuziehen bestimmt werden. Der größte Theil der Attribute ist mithin in gewissem Sinne conventionell, und glücklich ist darum der Künstler, dessen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder den innern Zusammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtschaft geistiger und sinnlicher Gegenstände, leicht und sicher trifft; seine Attribute werden bedeutungsvoller sein. In dieser Hinsicht ist nun zwischen den Darstellungen der antiken und der neuern Kunst ein bedeutender Unterschied. Denn erstere, namentlich die Kunst der Griechen, gegründet auf eine anschauliche Denkweise, welche in dem Sinnlichen das Geistige fand und darstellte, und in engerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derselben wohl verstand, wodurch auch ihre Kunstwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, ist auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (so verstärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Ansicht mehr auf dem Verstande beruht, das Geistige und Körperliche schärfer trennt, mithin weniger poetisch ist, deren Kunst daher auch mehr von dem Geistigen ausgeht und dadurch mehr allegorisch wird, suchen für das Geistige in allen Sphären das Sinnbild, und sind genöthigt, sich öfter dem bloß Conventionellen zu überlassen, welches doch meistens so vieldeutig und kalt ist. Dem griechischen und römischen Künstler, dessen Gestalten an sich schon so individuell und sprechend waren, stand auch noch zur Erklärung derselben eine Menge bedeutsamer und wohlgefälliger Attribute, durch seine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsansicht der Christen dagegen begünstigt hierin den Künstler weniger, und die meisten seiner Attribute, wofern er sie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben willkürlich und von partiellem Verständniß; ja selbst für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechischen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegorischen Personen der Neuern oder mit der Darstellung der Evangelisten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Rost (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein andres Marterwerkzeug, zur Andeutung ihrer Persönlichkeit, aus der Legende hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine I k o n o l o g i e, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künstlern gebrauchten Attribute und Symbole, sehr brauchbar. Eine vollständige gibt es noch nirgends. Einen Versuch findet man in dem ästhetischen Wörterbuche von Watelet und Levesque u. d.

Art. Ikonologie. — Was übrigens die Poesie betrifft, so wird aus dem Gesagten einleuchten, daß dieselbe, weil sie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst wegen ihrer natürlichen Beschränktheit nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs unter den Künsten begeben und ihre Würde vergessen würde, ohne doch die Wirkung der bildenden Kunst zu erreichen, wenn sie durch sinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenstand oder Begriff personificiren, oder gar diese Attribute unverbunden anhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beschreibung der Fortuna in Horaz's bekannter Ode (I, 35) eine frostige Composition nennt, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter schafft, keinen Antheil nimmt. Vor dieser sollen nicht neben einander bestehende und ruhende räumliche Formen, die der Geist nicht mit einem Blicke, wie am sichtbaren Bilde, überschauen kann, aufgezählt werden; vor ihr sollen vielmehr die Gestalten gleichsam entstehen und lebendig wirken. Im Grunde gibt es also in der Poesie keine Attribute im engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur persönlichen Darstellung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf. Endlich heißen 3) in der Logik und nach strengem philosophischen Sprachgebrauche Attribute solche Bezeichnungen, welche als Folgen wesentlicher Merkmale einem Begriffe immer zukommen, wie z. B. die Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menschen, als Folge seines wesentlichen Merkmals, des thierischen Körpers, beigelegt wird. T.

Atys oder **Attys**, 1) der Cybele Liebling, der, als er einst das der Göttin gethane Gelübde der Keuschheit gebrochen, zur Strafe seines Vergehens sich selbst entmannte (s. Cybele); 2) ein Sohn des Krösus, Königs von Lydien, ein rührendes Beispiel von der Gewalt der kindlichen Liebe. Er war stumm; als er aber in einer Schlacht einen Krieger erblickte, der das Schwert auf seinen Vater gezückt hatte, strengte er sich so gewaltsam an, daß in dem Augenblicke das Band seiner Zunge sich löste und er in die Worte ausbrach: „Soldat, tödte den Krösus nicht!"

Ätzkraft (vis caustica), die Eigenschaft gewisser Stoffe, z. B. der concentrirten mineralischen Säuren, der Alkalien, des ungelöschten Kalks, des Arseniks, des scharfen Quecksilbersublimats, der Silberkrystalle, der Spießglanzbutter und sogar der mehresten andern Salze mit einem metallischen Grundtheile, vermöge welcher sie zerstörend auf organische Körper wirken. Innerlich wirken sie als ätzende, fressende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen sie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfressungen. Die Kraft solcher Stoffe ist also eine auflösende, d. i. eine Kraft, mittelst welcher ihre Grundmassen streben, sich mit den Theilen andrer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtschaft der Körper unter einander.

Ätzkunst, s. Kupferstecherkunst.

Ätzstein, ein feuerbeständiges Alkali, dem sein Gas durch ungelöschten Kalk und seine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden ist. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung ist. Er zerstört alle thierische, sowol harte als weiche, Theile in sehr kurzer Zeit. Die Art und Weise, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig sein.

Aubaine (droit d'). 1) In Frankreich wurden die Ausländer im Mittelalter Albani oder Albini genannt. Einige leiten dieses Wort von dem Namen Albanach ab, welchen sich noch jetzt die Hochschotten geben, und es könnte sein, daß, wenn dieser Name allen gälischen Stämmen gemein gewesen oder wenigstens auch von den Bretagnern gebraucht worden wäre, die germanischen Stämme ihn von diesen auf alle Fremde übertragen hätten. Schon die Römer gestanden den Ausländern keine Erbfähigkeit zu, eine Bestimmung, welche erst Kaiser Friedrich I.

aufhob, indem er allen Fremden das Recht ertheilte, ein Testament zu errichten, und verordnete, daß der Nachlaß der ohne Testament Sterbenden durch den Bischof ihren auswärtigen Erben zugestellt oder, wenn dies nicht möglich sei, zu frommen Zwecken verwendet werden solle. Frankreich war das einzige Land, in welchem die Fremden nach dem Grundsatze behandelt wurden: Peregrinus liber vivit, servus moritur. Man gestattete ihnen den Erwerb aller Arten von Eigenthum, selbst der Grundstücke, nur erben konnten sie nicht und ebenso wenig vererben. Vermöge des Fremdlingsrechts (droit d'Aubaine) war der König, in dessen Frieden oder Schutz sie im Leben standen, nach ihrem Tode ihr einziger Erbe. Kein Lehnsherr konnte dies Recht erwerben. Es wurde schon frühe zu Gunsten der im Reiche lebenden Verwandten gemildert. Einige Städte (Lyon) bekamen zu Beförderung des Handels das Privilegium, daß die Verlassenschaft der daselbst sterbenden Fremden deren auswärtigen Erben zu Gute kam, und durch Staatsverträge wurde es mit einzelnen Staaten aufgehoben. (S. das Verz. dieser Staaten in Schlözer's „Staatsanzeigen", H. 31, und die spätern Verträge in Martens's „Recueil des traités".) Die Nationalversammlung hob es durch die Decrete vom 6. August 1790, 8. Aug. und 31. Aug. 1791 auf, und da es in keinem andern Lande von Europa gegolten hatte, sondern nur vergeltungsweise gegen Frankreich ausgeübt worden war, so bedurfte es nirgends einer besondern Aufhebung. Dies wußte man in Frankreich aber nicht, verwechselte es mit dem Abzugsrechte, und so wurde es im bürgerlichen Gesetzbuche („Code Napol.", a. 11) wiederhergestellt, indem man sich beklagte, daß die übrigen Staaten, besonders Preußen, es nicht gegenseitig aufgehoben hätten. 2) In England gilt zwar kein Droit d'Aubaine, der Fremde kann dort (unter den Bedingungen des Alienact) jedes Gewerbe treiben, und sein Vermögen fällt an seine Erben, sie mögen sich befinden, wo sie wollen. Nur Grundstücke kann er nicht erwerben, weil sie alle lehnbar sind und also nicht ohne Lehnspflicht und Eid besessen werden können. Kauft daher ein Fremder ein Grundstück, so fällt es dem Könige nach Lehnrecht anheim. Davon kann der König dispensiren, indem er, wenn der Fremde den Unterthaneneid leistet, den Lehnsfehler erläßt (ex donatione regis), und ihm das Recht gibt, Lehngüter zu besitzen. Ein solcher heißt Denizen. Die volle Naturalisation kann nur vom Parlamente ertheilt werden, und selbst diese gibt dem naturalisirten Ausländer nicht die Fähigkeit zu bürgerlichen Ämtern. Soll auch davon (wie etwa bei fremden, in die königl. Familie durch Heirath eintretenden Prinzen) eine Ausnahme gemacht werden, so muß das Parlament vor der Naturalisation von dieser Beschränkung dispensiren. Das Erbrecht an Grundstücken geht nur auf die Kinder über, welche nach der Naturalisation in England geboren sind, daher die schon vorhandenen, wenn sie erbfähig sein sollen, in dieselbe ausdrücklich mit aufgenommen sein müssen. (S. Naturalisation.) 37.

Auber (D. F. E.), ein französischer Operncomponist, welcher jetzt in der Mode und eine der vorzüglichsten Stützen der Opera comique in Paris ist. Seine erste Oper, durch welche er auch in Deutschland Glück gemacht hat, ist „La neige" (der Schnee); seine „Emma" und seine „Leocadie" sind nicht auf den deutschen Bühnen erschienen; s. „Concert à la cour" („Concert am Hofe") aber und endlich „Le maçon" („Der Maurer") sind sehr beliebt geworden. Seine Musik ist elegant, zuweilen gratiös; sie erhebt sich aber kaum über das Conversationsmäßige, und verräth also deutlich das Streben der neuern franz. Componisten pikant und neu zu sein. Im Style sucht er Boyeldieu und die franz. Opernmusik mit Rossini zu verbinden. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts bekannt.

Aubry de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karls V., welcher der Sage nach 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und dessen Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des

Erschlagenen sich stets feindselig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägerischen Hunde seine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Diese Anekdote ist für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden u. d. T.: „Der Hund des Aubry oder der Wald bei Bondy", welches durch Anlockung des Pöbels die Cassen gefüllt und das deutsche Theater den beißendsten Satyren bloßgestellt hat. Der Grund von dem Einen wie von dem Andern liegt darin, daß der Hund, meist ein dressirter Pudel, die Bühne betrat, beklatscht, herausgerufen und überhaupt als Schauspieler behandelt wurde. Er erschien, so viel Deutschland betrifft, zuerst in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausschlossen von der Theilnahme am Künstlerruhm. Aber im Sept. 1816 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beispiel auch bald die großherzogl. zu Weimar nachahmte. Letztgedachter Umstand hatte die für die deutsche Theatergeschichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieser Bühne niederlegte, noch ehe der Hund öffentlich erschien, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schiller's Gedicht an Göthe:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

in dieser Parodie anwendeten:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seitdem hat, so viel wir wissen, kein Hoftheater weiter ihn zugelassen, und nur Privatunternehmer haben sich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satyre laut behauptete, daß sie eine aera canina für die Zeitrechnung unserer Bühne begründen würde. A. Mnr.

Auckland (William Eden, Baron), ein Staatsmann, der unter Pitt's Ministerium großen Einfluß hatte, und zu den wichtigsten Sendungen auf dem festen Lande gebraucht wurde. Seine Laufbahn eröffnete er 1778 als Vermittler zwischen dem Mutterlande und den insurgirten Colonien. Obgleich er von Lord Howe, Sir Clinton, G. Johnston und dem Lord Carlisle auf dieser wichtigen Sendung begleitet wurde, so entsprach der Erfolg doch den Erwartungen nicht, die man von den Talenten dieser ausgezeichneten Männer gehegt hatte, und es blieb England nichts übrig, als die Unabhängigkeit der Amerikaner anzuerkennen. Später hatte Lord Auckland als Parlamentsglied einen großen Einfluß auf die Reform der peinlichen Gesetze und mit Howard und Blackstone auf die Organisation einer neuen Polizeiverfassung und bessern Einrichtung der Gefängnisse. Dann erhielt er den wichtigen Posten als Staatssecretair von Irland und 1785 die Ambassade am franz. Hofe, um zunächst den Abschluß eines Handelstractats zu bewirken, der 1786 auch zu Stande kam. Während der ersten Jahre des franz. Revolutionskriegs hatte er den wichtigen Posten eines außerordentl. Abgesandten bei den Generalstaaten in den Niederlanden und als solcher auf die Maßregeln im Gedränge der sich immer mehr verwickelnden Begebenheiten den größten Einfluß. Nach seiner Rückkehr wurde sein Betragen vom Parlament einer Untersuchung unterworfen und dasselbe für vorwurfsfrei erklärt. Er starb 1814.

Auctor, jur. 1) der Urheber eines Verbrechens, 2) Derjenige, der ein ihm zuständiges Recht auf einen Andern überträgt, 3) Derjenige, in dessen Namen ein Andrer handelt oder besitzt. Wird Letzterer wegen eines Gegenstandes, der nicht ihn, sondern seinen Auctor angeht, in rechtlichen Anspruch genommen, so ist er befugt, die gegen ihn angebrachte Klage durch Nennung des Auctors von sich abzuwehren.

Aud, Oude, ein zu Bengalen gehöriges, der brit.-ostind. Gesellschaft zinsbares Vasallenreich, an beiden Seiten des Ganges (25 — 30° N. B.) nebst Duab, 3000 □M. groß; mit 5 Mill. Einw., nach A. hat Aud allein nur 950 □M. und 3 Mill. Einw. Das Land ist reich an Indigo &c. Der Sultan von Aud un-

terhält 10,000 Mann brit. Truppen, und zahlt von s. Einkommen, das 12 Mill. Thaler beträgt, 4½ Mill. Th. an die Compagnie, welche in seinem Lande die wichtige Stadt und Festung Allahabad als Souverain besitzt. In der heil. Stadt Aud am Goggra steht ein berühmter Hindutempel und Aurengzeb's große Moschee. Der jetzige Schah von Aud, Saadet Aly, mit dem Titel: Abulmusaffir 2c., hat ein großes Prachtwerk: „The seven seas, a dictionary and grammar of the persian language, by H. Maj. the king of Oude" (7 Bde., Fol.), in seiner Druckerei zu Lucknow 1822 gedruckt, herausg. und mehre Exemplare desselben der ostind. Gesellsch. zur Vertheilung in Europa zugestellt. Die Universitäten zu Wien, Göttingen, Rostock, Leipzig, Jena, deßgl. die königl. Bibliotheken zu Berlin, Dresden und München, haben Exemplare erhalten. Der Schah hat das Wörterbuch, welches in 6 Bdn. 22,862 Artikel und im 7. Bde. die Grammatik enthält, selbst gesammelt und das Werk von den Gelehrten seines Hofes vollenden lassen im J. der Hegira 1237 (Christi 1821). Es ist vollständiger als Meninski. Eine philosophische Bearbeitung des Sprachschatzes nach europäischer Weise darf man von dem orientalischen königl. Lexikographen nicht erwarten. — Die Hauptst. und Residenz Lucknow am Gunty hat 300,000 Einw.

Audäus, Audianer, s. Anthropomorphismus.

Audebert (Jean Baptiste) vereinigte in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntnissen eines Naturforschers. Geb. zu Rochefort 1759, kam er, 18 Jahre alt, nach Paris, um die Zeichnen- und Malerkunst zu erlernen, und bildete sich zu einem ungemein geschickten Miniaturmaler. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeschichte im Besitze ungeheurer Sammlungen, die seltensten Stücke von ihm malen ließ und ihn in der Folge nach England und Hollend schickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Olivier's „Geschichte der Insekten" Gebrauch gemacht worden. Diese Beschäftigungen weckten Audebert's Geschmack für die Naturgeschichte, der bald bis zur Leidenschaft stieg. Er unternahm nun eigne Werke, durch die er seinen Ruhm begründet hat. Das erste war s. „Histoire naturelle des singes, des makis et des galéopithèques" (Paris 1800, Fol.), in welchem er sich gleich geschickt als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller zeigte. In Ansehung der Farben, die für naturhistorische Gegenstände so wesentlich sind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, sodaß eine Art von Gemälde daraus ward, ging er weiter, und bediente sich dabei, statt der Wasserfarben, der dauerhaftern Ölfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, dessen Farben er mannigfach veränderte, um die glänzendsten Wirkungen seiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeschichte gewann ungemein durch seine Werke, deren Pracht in Erstaunen setzt. S. „Histoire des colibris, des oiseaux-mouches, des jacamars et des promerops" (Paris 1802, Fol.), wird für das vollkommenste Werk gehalten, das je in dieser Gattung erschienen ist. 15 Exemplare wurden davon mit goldenen Buchstaben gedruckt. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längste Leben hingereicht haben würde. Er starb 1800, als er kaum die „Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis" begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Besitz der Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Um die Herausgabe von Levaillant's „Vögeln Afrikas" hatte Audebert großes Verdienst; er leitete den Abdruck der Platten bis zur 13. Lieferung.

Audienz, audientia, Verhör und mündliche Verhandlung vor einem Tribunal. Im diplomatischen und Staatsverwaltungssinn: der Zutritt zu Regenten und höhern Staatsbeamten, bald um für fremde Mächte, bald um dem eignen

Landesherrn von Amtswegen Anträge zu machen, oder Beschwerden als Privatmann anzubringen, oder als Auszeichnung zu gewissen gebilligten Zwecken der Erscheinung vor dem Regenten. — In Spanien und in seinen Colonien nennt man die Provinzialjustiz und controlirende Behörde jeder andern Verwaltung Audiencia.

Auditeur, beim Militair der den Regimentern, Brigaden oder Divisionen beigegebene Jurist, der das rechtliche Verfahren bei denselben leitet, die Criminal- und andre Untersuchungen führt, und bei den Kriegs- und Standrechten den Instructor macht, nach dessen Vortrag die dazu commandirten Beisitzer entscheiden. Bei den Justiz- und Civilbehörden sind Auditoren junge Leute, welche bei den Sitzungen zugelassen werden, um sich zu Geschäftsmännern zu bilden; sie nehmen an den Verhandlungen keinen thätigen Antheil, ausgenommen, wenn sie über ein besondres ihnen anvertrautes Geschäft Bericht zu erstatten haben.

Auditor. In der ältern Gerichtssprache ein Beisitzer oder Abgeordneter des Gerichts, welchem die Vernehmung der Parteien übertragen war; in einem engern Sinne die Beamten zu Abhörung der Rechnungen. Der Auditeur du Chatelêt in Frankreich war ein Mitglied dieses Gerichtshofes (für die Stadt Paris, s. Chatelêt), welchem die summarische Instruction geringer persönlicher Rechtssachen (bis zu 50 Fr.) oblag. In den 11 Oberrechnungskammern (Chambres des comptes) von Frankreich theilten sich die Mitglieder in Conseillers-maîtres und Conseillers-auditeurs, wie die deutschen Collegien in wirkliche Räthe und Assessoren. Von Napoleon wurde eine ähnliche Abtheilung in den Gerichtshöfen zwischen Conseillers und Juge-auditeurs eingeführt, welche in den Hofgerichten noch besteht. In England ist dieser Name für die Beamten zu Abhörung der Rechnungen gebräuchlich. Die Oberrechnungskammer heißt Office for auditing the public accounts. Die Mitglieder der spanischen Gerichtshöfe hießen meistentheils Oydores. Auch in den päpstlichen Behörden kommt diese Benennung vor. Die zwölf Räthe der berühmten Rota romana (s. d.) heißen Auditores sacri palatii apostolici oder auditores rotae. In dem päpstlichen Finanzcollegium, der Camera apostolica, deren Vorsteher der Cardinal-Kämmerer ist, befindet sich ein Auditor camerae, welcher in den minder wichtigen Sachen die Gerichtsbarkeit des Collegiums auszuüben hat. 37.

Aue, goldene, vormals Helmaue, ein fruchtbares Thal, beginnend unter Nordhausen, am Helmflusse in Bergreihen von Norden nach Süden sich ziehend. Sie verliert sich nach Roßleben zu im schönen Thale der Unstrut. Die goldene Aue ist gleich reich an Obstbau, Öl- und Getreidesaaten. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man, um kein Lagerkorn zu erhalten, die Ölsaat der Wintersaat vorausschicken muß, wenn der Boden zu stark gedüngt wurde. Bloß Nordhausen schlägt jährlich aus Producten dieses Thales 17,000 Centner Öl. Heeringen und Kelbra sind Hauptorte.

Auerbach (Heinrich), der Erbauer des nach ihm benannten Auerbach'schen Hofs in Leipzig, hieß D. Heinrich Stromer, ward aber, nach der Sitte seiner Zeit, mit dem Namen seines im Bairischen gelegenen Geburtsortes Auerbach genannt. Er war 1482 geboren und von dem Herzoge von Sachsen, Georg dem Bärtigen, nach Leipzig berufen, wo er Professor der Arzeneikunde und hernach Senator ward. Er war Einer von Denen, welche kein Bedenken trugen, 1519, als die bekannte Disputation zwischen Eck und Luther in Leipzig gehalten wurde, den Letztern zu Tische zu laden. 1530 erbauete er den nach seinem Namen benannten Hof, wozu er mehre Häuser kaufte. Diesen Hof haben vorzüglich die während der Messen in demselben ausgestellten Waaren berühmt gemacht. Jetzt zeichnet er sich nicht mehr als Verkaufsplatz aus. Auch die Volkssage trug dazu bei, dieses Gebäude berühmt zu machen, indem sie den berüchtigten Abenteurer Johann (Georg) Faust (s. d.) 1525, also 5 Jahre vor Vollendung des Baues, auf einem Fasse Wein, welches die sogenannten Weiß-

kittel hatten herausziehen sollen, aus dem Keller dieses Hofes reiten läßt, an welche Sage Göthe in seinem Faust erinnert. In einer Stube des Weinkellers in diesem Hofe sieht man noch zwei alte, auf Holz gemalte Bilder, welche sich auf jenes Märchen beziehen. 11.

Auersberg (Fürsten und Grafen v.), ein östreichisch-krainisches, ehemals reichsunmittelbares Geschlecht, das seinen Namen führt von seinem Stammschlosse im Marktfl. Auersberg, Majoratsherrschaft in Illyrien, die dem Hause seit 1067 gehört. Der Stammbaum desselben reicht bis in das 10. Jahrh. hinauf. Die Grafen v. Auersberg theilen sich in mehre Linien. Eine davon wurde 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben, erwarb durch Kauf die nachmals gefürstete Grafschaft Thengen in Schwaben, wodurch sie Sitz und Stimme auf dem schwäbischen Kreistage erhielt. 1792 wurde ihr Herzogstitel von den Herzogthümern Münsterberg und Frankenstein in Schlesien, die sie an den König von Preußen verkaufte, auf ihre Grafschaft Gottschee in Krain übertragen. Die Fürsten von Auersberg sind zugleich Landmarschälle und Erbkämmerer in Krain und der windischen Mark. Durch die Rheinbundsacte kam Thengen unter badensche Hoheit und der Fürst gehört daher zu den badenschen Standesherren. Das Haus ist katholisch und Wien dessen gewöhnliche Residenz. Der regierende Fürst Wilhelm, Herzog zu Gottschee, gefürsteter Graf zu Thengen, Graf zu Wels, oberster Erblandkämmerer und oberster Erblandmarschall in Krain und der windischen Mark, ist k. k. Kämmerer und Generalfeldwachtmeister. Sein Bruder Karl, Fürst zu Auersberg, ist k. k. wirkl. Geh. Rath, Oberhof- und Landjägermeister, auch Feldmarschallieutenant außer Diensten.

Auerstädt (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806, s. **Jena** (Schlacht bei).

Aufbereitung, s. **Bergwerkskunde**.

Aufenthalts- oder **Sicherheitscharten**, Bescheinigungen, welche in großen Städten den unverdächtigen Fremden, die nicht bloß durchreisen, von der Polizei zu ihrer Legitimation ertheilt werden. Während der Revolution führte man sie in Frankreich zuerst ein, um dadurch zu verhindern, daß keine dem damaligen Systeme abgeneigte Personen aus ihrer Gemeinde sich weder ins Ausland, noch in insurgirte Departements begeben und dort die Waffen wider die Republik führen konnten. Die gefürchtete franz. Sicherheitspolizei ist folglich die Mutter dieses Instituts, welches jetzt sowol in als außer Frankreich besteht. Man will dadurch solche Fremde beobachten, welche etwa im Auslande des Staats oder der Privaten Ruhe beeinträchtigen und sich deßhalb unvermerkt einschleichen möchten. Nur wird der genommene Paß oft als Mittel gebraucht, um schädliche Individuen mit guter Art wegzuschicken; auch wird der Verdacht oft zu weit und selbst auf durchaus ungefährliche Menschen ausgedehnt.

Auferstehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jesu Christi vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen durch den Tod zerstörten Leibes. Die Glaubwürdigkeit der Auferstehung Jesu Christi beruht theils auf dem Zeugnisse der Apostel, theils darauf, daß es ohne sie nicht erklärbar sein würde, wie die Apostel, welche sich durch den Tod Jesu in ihren Messianischen Erwartungen getäuscht gesehen und das Zutrauen zu Christo verloren hatten, sich wieder zu dem lebendigsten Glauben an die göttliche Sendung Jesu Christi erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Christenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirksamkeit gegründete Anstalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß sich die Vorsehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens steht, kann doch darum die in die früheste Geschichte des Christenthums innigst verwebte Auferstehung seines Stifters nicht leugnen, obgleich er sie

nicht als ein Wunder, sondern als eine durch natürliche Ursachen bewirkte Begebenheit ansehen wird. — Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen oft grobsinnliche Vorstellungen gehegt. In dem Gedanken selbst aber, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelösten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Werkzeuge diene, liegt nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit. N.

Auffodern, das, einer Festung zur Übergabe geschieht durch einen Parlamentair; man benutzt dazu Vorfälle, die geeignet sind, den Befehlshaber zur Übergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Den Parlamentair begleitet allemal ein Trompeter oder auch nur ein Tambour, die bei der Annäherung zur Festung Appell geben. Der Belagerte sendet dann gewöhnlich Mannschaften entgegen, welche den Parlamentair mit verbundenen Augen in den Platz führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise zurückgebracht. Die Feindseligkeiten pflegen während dieser Zeit aufzuhören. Ähnliche Auffoderungen geschehen an eingeschlossene Truppenabtheilungen, wenn sie sich ergeben sollen.

Aufführung, musikalische. Wenn das Werk des Dichters und des bildenden Künstlers aus der Hand seines Schöpfers fertig vor den Leser oder Beschauer tritt und nur Empfänglichkeit von demselben fodert, um auf ihn seine volle Wirkung zu äußern; wenn ein poetischer Leser, um die Schönheiten eines dramatischen Gedichts zu genießen, der Schauspieler nicht bedarf, welche dasselbe äußerlich zu vergegenwärtigen streben; wenn die Statue, das Gemälde einmal für allemal geschaffen dasteht, und jede Nachbildung derselben ein zweites Werk, wenn auch von gleichem Inhalt, erzeugt: so erlangt dagegen das Werk des Tonsetzers, auch nachdem es in dem Geiste desselben vollendet und durch sichtbare Zeichen festgehalten worden ist, sein Leben erst durch die hörbare Ausführung. Jene Zeichen auf dem Papiere haben nur Sinn für den Kenner, der Verstand desselben urtheilt, gestützt auf lange Erfahrung und erworbene Wissenschaft, vorzüglich über die technische Ausbildung und Gesetzmäßigkeit des Werks; die Einbildungskraft desselben bestrebt sich, es innerlich zu hören, aber vermag noch nicht, entscheidend über seine Wirkung auf Ohr und Herz der Menge zu urtheilen. Und doch erreicht es erst seine Bestimmung, wenn es durch die Ohren in das Herz der Zuhörer dringt. Zwischen dem Tonsetzer und dem Hörer tritt daher der Ausführende (wenn dies auch der Tonsetzer selbst wäre) als eine dritte Person, und da die Wirkung des Tonwerks immer von der Ausführung abhängt, so liegt das Geschick eines musikalischen Kunstwerks zunächst in den Händen der Ausführenden. Sonach zerfällt die Tonkunst selbst in Hinsicht der Art ihrer Ausübung in die Tonsetzkunst oder die Kunst, in Tönen zu dichten (d. h. sie in der Einbildungskraft zu einem geistvollen Ganzen zu verbinden), und in die musikalische Darstellungskunst, d. i. die Kunst, das so Gedachte hörbar zu verwirklichen. Die musikalische Darstellungskunst, die sich daher auch in der Ausübung als eine besondere Kunst entwickeln kann, ist doch, was den Werth der Ausübung anlangt, von der Tonsetzung abhängig und wird durch die Vorschrift des Tonsetzers bestimmt. Aber alle Genauigkeit, welche der Tonsetzer hierbei anwenden mag, ist nicht im Stande, den Geist mitzutheilen, mit welchem sein Werk aufgefaßt werden muß, wenn es seine gehörige Wirkung hervorbringen soll. Der darstellende Tonkünstler soll daher gleichsam Nachschöpfer des Werks sein, indem er dasselbe von neuem im Geiste erzeugen muß, um es dem gemäß auch in der Ausführung zu veräußern. Es muß daher zwischen dem Tonsetzer und ihm gleichsam eine geistige Berührung stattfinden, wenigstens muß jener eine gewandte Einbildungskraft besitzen, um sich durch die mitgetheilten Zeichen in die Stimmung zu versetzen, aus welcher dessen Tonschöpfung hervorging. Wenn man

nun bedenkt, wie selten schon der Vortrag des Einzelnen den Geist und Sinn eines fremden Tonwerkes völlig wiedergibt, so ist die Ausführung eines Werks in dieser Hinsicht um so schwieriger, je größer die Zahl Derer ist, welche eine solche Darstellung vereinigt hervorbringen sollen. Dieses ist bei jedem größern musikalischen Werke der Fall, und in diesem Fall spricht man vorzugsweise von einer Aufführung, d. i. von einer Darstellung mehrstimmiger Tonstücke durch mehre Tonkünstler, wohin vor allen die öffentliche Darstellung der Orchesterstücke im weitern Sinne gehört. Damit nun eine solche Aufführung nicht dem Zufalle überlassen sei und des Tonsetzers Idee nicht an der Ungeschicklichkeit und Unverträglichkeit der Einzelnen scheitere, so bedarf es eines Meisters in der Tonkunst, der, die Partitur des aufzuführenden Werks vor Augen, die Kräfte der Einzelnen zu diesem Zwecke vereinige, — er heiße nun Dirigent, Musikdirector, oder nach seiner äußern Stellung Capellmeister, Orchesterdirector, oder nach seiner besondern Function Concertmeister (s. d.) ꝛc. Überhaupt bedarf es zu einer guten Aufführung eines guten Directors, eines guten Orchesters und guter Proben. Die letztern haben den doppelten Zweck, 1) die darstellenden Tonkünstler mit den technischen und äußern Bedingungen, welche bei der gemeinschaftlichen Ausführung eines Tonwerks zu beobachten sind, bekanntzumachen; 2) sie zu übereinstimmendem und dem Charakter eines Tonwerks vollkommen angemessenem Vortrage hinzuleiten. Diese musikalischen Vorbereitungen sind daher auch in der That so wesentlich, daß es selten eine gute Aufführung ohne gute Proben geben und selten eine Aufführung wesentliche Fehler, die in der Probe nicht schon abgelegt worden sind, verbessern wird. Da aber die Probe zugleich den Zweck hat, die Stimmung, in welcher das Werk vorgetragen werden muß, zu erwecken und sich in derselben gleichsam festzusetzen, von dieser Stimmung aber dessen Wirkung abhängt: so sollte keine Aufführung eines auch früher schon geübten und dargestellten Werkes ohne vorhergehende Probe stattfinden, indem ja ohnehin die Fassungskraft der Darstellenden verschiedene Grade hat. Wenn nun eine gute Aufführung nicht diejenige ist, in welcher nur kein störender Fehler vorgeht, indem das taktmäßige Spielen der vorgeschriebenen Noten noch keineswegs den guten Vortrag ausmacht, sondern vielmehr nur diejenige musikalische Aufführung gut und ausgezeichnet genannt werden kann, in welcher der Geist eines Tonwerks, im Ganzen und seinen Theilen, vollkommen fehlerfrei zur Anschauung gebracht wird: so muß es das erste Geschäft Dessen sein, welcher musikalische Aufführungen leitet, vor allen Dingen den Geist und Charakter der Tonstücke, die er den Kräften seines Orchesters und dem Local, in welchem er aufführt, angemessen zu wählen hat, genau zu studiren und in den Proben darauf sorgfältig hinzuweisen. Er hat daher nicht nur jede Abweichung von dem Sinne des Orchesters zu verbessern, jeder störenden Einwirkung der Einzelnen auf das Ganze entgegenzuwirken, sondern auch diesen Charakter, so weit es durch Worte oder praktische Hinweisung auf den richtigen Vortrag möglich ist, zu bestimmen oder wenigstens anzudeuten, und dem gemäß auch die Taktbewegung (zuweilen mit Hülfe des Metronom) anzugeben. Zur Aufführung aber darf nicht eher geschritten werden, als bis das Einstudiren in den Proben so weit gediehen ist, daß sich eine gute Aufführung in der obigen Bedeutung mit Sicherheit erwarten läßt. In dem Falle, daß zur Leitung des Ganzen ein Capellmeister und Musikdirector (Orchesterdirector oder Concertmeister) zusammenwirken, hat Ersterer die allgemeine Leitung, Letzterer aber die Leitung des Orchesters (zuweilen unterstützt noch ein besonderer Accompagnist die Sänger und gibt die Accorde zum Recitativ auf dem Pianoforte an), wobei er sich nach den Bestimmungen des Erstern richten muß; denn eine kunstmäßige Aufführung gestattet keine Doppelherrschaft, die ganze Masse muß vielmehr ein einziger Wille beherrschen.

Das Personal, welches zu einer musikalischen Aufführung mitwirken muß,

ist um so brauchbarer, je mehr die Einzelnen Musikkenntniß, namentlich Kenntniß der Harmonie, besitzen und dadurch im Stande sind, die Absichten des Tonsetzers und die Schönheiten seines Werks zu verstehen und das von dem Einzelnen Gefoderte in Übereinstimmung mit dem Ganzen zu leisten. Da aber alle Vorschrift den Geist des Vortrags nicht mittheilen kann, so müssen wir auch hinzufügen: das Personale der Darsteller ist um so tüchtiger und besser, je weniger Personen darunter befindlich sind, welche die Kunst handwerksmäßig betreiben, je mehr dagegen Sinn und Gefühl für die Tonkunst unter ihnen verbreitet ist und die Einzelnen sich den Foderungen des Ganzen verständig unterzuordnen wissen. Aus letzterm Grunde bedarf es eben nicht einer Vereinigung der ersten Virtuosen, um eine gute Aufführung großer Musikwerke — die eben nicht eigentliche Concertstücke sind — zu Stande zu bringen, da solche Virtuosen, gewohnt, als Meister zu glänzen, sogar höchst selten einer solchen Unterordnung fähig sind. Doch müssen wir hierbei auch einen Unterschied zwischen Solopartien und Ripienpartien machen. Den erstern ist überhaupt größere Freiheit im Vortrage verstattet, was vorzüglich vom Opernsänger gilt, der zugleich als mimischer Darsteller erscheint. Der Director darf Letztern daher nur da entgegenwirken, wo sie von dieser Freiheit zum Nachtheil des Charakters und der wesentlichen Bestimmung eines Tonwerks Gebrauch machen wollen. Aber Ripienstimmen müssen immer ihre Partien ausführen, wie sie geschrieben sind; Verzierungen und Veränderungen in denselben sind hier am unrechten Orte, denn es ist leicht einzusehen, daß, wenn jeder Einzelne sich die Freiheit nehmen wollte, seine Partie nach Belieben zu verändern, eine heillose Musik daraus entstehen würde. In dieser Beziehung hat der Director auf Gleichmäßigkeit im Vortrage sorgfältig zu sehen. Die Verbindung dieser Gleichmäßigkeit und Ordnung mit Freiheit und Ausdruck des Vortrags macht aber erst die Aufführung zu einer vollkommenen. Durch eine solche erscheint ein gutes Tonstück, auch bei öftern Wiederholungen, in immer neuen Reizen, ein minder gutes gewinnt durch sie an Wirkung. Herrschte bloß strenge Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Vortrage, so würde eine Aufführung zwar richtig, aber ohne große Reize sein; wie wenn z. B. das Taktmaß in allen Theilen des Tonstücks gleichmäßig beobachtet würde, aber die feinern Schattirungen des Vortrags fehlten, die in der Art der Hervorbringung der Töne und ihrer Verbindung, in den verschiedenen Graden der Stärke und Schwäche, der Hebung und Sinkung u. s. w. bestehen und sich nicht vorzeichnen lassen. Daß aber eine Masse von Stimmen und Instrumenten, wie das Spiel eines einzelnen geistvollen Virtuosen, sich frei und doch geordnet bewege, das ist der höchste Triumph der musikalischen Darstellungskunst den die neuere Zeit bei Darstellung ihrer großen Tonwerke oft erreicht hat. 44.

Aufgang der Sterne, das Hervortreten derselben am Horizont. In Folge der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne und zwar senkrecht auf; zwischen demselben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder südliche Abweichung kleiner ist, als die Äquatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Gestirne statt. Die Zeit des Aufganges eines jeden Sterns für einen bestimmten Ort läßt sich aus der Dauer seiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit seiner Culmination finden. (S. **Ortus cosmicus**.)

Aufgebot, 1) in einigen Gegenden Deutschlands, die Bestimmung des Preises, für welchen man die feilgebotene Sache kaufen will; sprachrichtiger sagt man Gebot; 2) die durch die Gesetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu schließenden Ehe, die in Sachsen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel geschieht; sie wurde im 12. Jahrh. gebräuchlich; 3) der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürst an seine Unterthanen ergehen läßt; 4) die auf solche Weise zusammenberufene Masse selbst.

Aufkauf, das Geschäft Desjenigen, welcher die Waare von dem Erzeuger kauft, um sie mit Vortheil dem Verbraucher wieder zu verkaufen. Gewöhnlich bedient er sich dazu gewisser Unterhändler, Auf- oder Vorkäufer mit verächtlicher Nebenbedeutung genannt, welche die einzelnen Ankäufe für ihn besorgen. Es ist viel darüber gestritten worden, inwiefern, wieweit und ob bei allen Waaren der Aufkauf zulässig sei. Da der Aufkauf dem Verlangen nach der Waare entgegenkommt, so wirkt er etwas im Allgemeinen für jede Wirthschaft Wünschenswerthes und ist gewiß nützlich. Nur in den Fällen wird er unzulässig, wo er die Preis- und Arbeitsverhältnisse stört oder in einen leeren Umtrieb zwischen den Großhändlern ausartet, um Mangel und hohe Theurung in allgemeinen Volksbedürfnissen zu veranlassen; diesem muß theils durch allgemeine Gesetze, theils durch besondere Verfügungen begegnet werden.

Aufklärung in geistiger Bedeutung, sowol die Verdeutlichung der Vorstellungen, die Jemand von einer Sache hat, als auch der Zustand der Seele, wo sie im Besitze deutlicher Vorstellungen ist. Doch sollte man diesen Zustand lieber Aufgeklärtheit nennen. Man nennt vorzugsweise Denjenigen aufgeklärt, der von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, mithin von den Rechten und Pflichten des Menschen und von religiösen Dingen deutliche und richtige Vorstellungen hat. Da nun aber die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorstellungen ihre Grade hat, so kann auch die Aufklärung oder Aufgeklärtheit in einem höhern und niedern Grade stattfinden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derselbe Grad von Aufgeklärtheit möglich und erfoderlich ist, so muß das Geschäft der Aufklärung mit Vorsicht betrieben werden. Daher unterscheidet man die wahre oder echte Aufklärung von der falschen oder unechten, d. h. den Verhältnissen und Umständen, unter welchen sich ein Mensch befindet, unangemessenen und daher ihm selbst oder Andern nachtheiligen Aufklärung. An und für sich kann die Aufklärung nicht schädlich oder gefährlich sein; sie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andre aufzuklären, keine Rücksicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht gibt, als sie ertragen können. Solch ein unbedachtsames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt **Aufklärerei**. Die Feinde der Aufklärung verwechseln Beides mit einander, und heißen, wiefern sie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obscuranten. Rußland hat einen Minister der Aufklärung; es wird jedoch darunter nichts Andres als Volksbildung verstanden. D.

Auflage, 1) die Gesammtzahl der von einer Druckschrift gemachten Abdrücke. Die Stärke der Auflagen wird in der Regel durch den Contract bestimmt, welchen die Verf. mit den Verlegern abzuschließen pflegen. Von der richtigen Beurtheilung der Auflagen nach dem Bedarf des Publicums hängt meistens das Gelingen einer buchhändlerischen Unternehmung, sowie der zu machende Preis einer Schrift ab, indem bei einem Buche, das den Absatz einer starken Auflage wahrscheinlich macht, der Preis progressiv sehr vermindert werden kann, weil die Kosten des Honorars und des Satzes sich auf so viel Exemplare mehr vertheilen lassen, indem bei diesen am Ende nur der Preis des dazu gebrauchten Papiers und die Kosten des Drucks selbst in Betracht kommen. Wenn daher der Preis eines Buchs, das zu 500 Exempl. gedruckt wird, weil auf diese geringe Zahl die ganzen Kosten des Honorars, des Satzes und der Mühwaltung vertheilt werden müssen, relativ hoch sein muß, so kann er natürlich bei einer Auflage von 1, 2, 3, 4 und mehren Tausend immer progressiv geringer gestellt werden. Den grammatischen und technischen Unterschied zwischen Ausgabe und Auflage bestimmt das „Preußische Landrecht" (Th. I, Titel 11, §. 1011 und 1012) so, daß, „wenn ein neuer unveränderter Abdruck einer Schrift in eben demselben Formate veranlaßt werde, solches eine neue Auflage heiße", „wenn aber eine Schrift in verändertem Formate oder mit Veränderungen im Inhalt von neuem gedruckt werde, solches eine neue Aus-

gabe genannt werde." Dasselbe Landrecht bestimmt noch, daß, wenn der Autor im Verlagsvertrag die Zahl der Exemplare der ersten Auflage nicht bestimmt habe, es dem Verleger freistehe, auch ohne ausdrückliche Einwilligung des Verf. neue Auflagen zu veranstalten; im umgekehrten Falle finde Seitens des Verlegers eine neue Verbindlichkeit statt. — 2) Ein Synonym mit Abgabe; letzterer Ausdruck bezeichnet das Verhältniß des Gebers des Vermögenstheiles, der zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse bestimmt wird; Auflage aber das Verhältniß Dessen, der ihn fodert oder ihn unter die Geber vertheilt. (S. Abgaben.)

Auflösung, in der Chemie, der Vorgang, bei welchem sich die Grundstoffe zweier ungleichartiger Körper so mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zusammengesetzter Körper gebildet wird. Dies kann nur geschehen, wenn wenigstens in einem der beiden Körper die Grundstoffe getrennt sind; dazu aber wird erfodert, daß einer derselben in einem flüssigen oder dampfartigen Zustande sei, da feste Körper nicht auf einander wirken. Die Chemiker pflegen den flüssigen Körper das Auflösungsmittel, den andern aber, der sich bloß leidend zu verhalten scheint, den aufgelösten zu nennen. Dieser ist indeß keineswegs leidend, sondern beide üben wechselseitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflösungen sind Wirkungen der Anziehung zwischen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraction bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwischen den Theilen ungleichartiger Körper stärker als der Zusammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für sich ist, und dauern bis zur Sättigung (s. d.), deren Grade häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zusammenhang der Theile nur in flüssigen, nicht aber in festern Körpern zu trennen, so erfolgt nur Adhäsion. Man unterscheidet Auflösungen auf nassem und auf trockenem Wege. (S. Weg.) — In der Musik heißt Auflösung die nothwendige stufenweise Fortschreitung einer Dissonanz in ein consonirendes Intervall. Die Dissonanzen treten bei ihrer Auflösung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflösung eine Stufe über sich. Der Schritt, welchen dabei die Grundstimme macht, bestimmt das Intervall der Auflösung. Bei den regulair aufgeführten Dissonanzen, d. i. bei den in dem schlechten Takttheile vorbereiteten, fällt die Auflösung immer wieder auf den schlechten Takttheil; die irregulair, d. i. die im Durchgange gebrauchten Dissonanzen werden auf der guten Taktzeit aufgelöst. Über die Auflösung des Kanons s. d.

Aufnehmen, s. Messung.

Aufprotzen, s. Kanonen.

Aufriß, in der Baukunst, die Zeichnung der Außenseite oder Façade eines Gebäudes, geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe. Man nennt ihn auch, zum Unterschied eines perspectivischen Risses, den orthographischen, weil in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben sein müssen, um den Werkleuten zur Richtschnur zu dienen.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht) heißt, die dort stehenden Truppen von der Seite und im Rücken so angreifen, daß sie nicht dazu kommen können, eine neue Stellung gegen den Feind zu bilden, sondern in Unordnung auf die Mitte geworfen werden. Bei der sonstigen Aufstellung in Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Abtheilungen nicht mehr so schwache Seiten darbietet. Wenn indeß starke Massen dazu verwandt werden, so pflegt sich doch bisweilen etwas Ähnliches zu begeben, wie z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der östreich. linke Flügel bei Markgrafen-Neusiedel von Davoust, trotz einer schnell genommenen Aufstellung en potence, zurückgeworfen, und so die Schlacht entschieden wurde.

Aufruhr, Tumult (engl. riot), das Zusammenlaufen mehrer Personen, um sich irgend einer obrigkeitlichen Anordnung mit Gewalt zu widersetzen; ein Staatsverbrechen, welches zum Hochverrath übergeht, wenn der Zweck des Aufruhrs Umsturz der Staatsverfassung selbst ist. Schon dieser Begriff unterscheidet den Aufruhr vom Aufstand, indem der erste wol der Anfang und die Veranlassung zu dem letztern werden kann, aber an sich in einer ungeordneten und gewaltsamen Widersetzlichkeit besteht, welche, wenn sie länger fortgesetzt und der bewaffnete Widerstand allgemeiner und heftiger wird, den Namen der **Empörung** (Rebellion) bekommt. Der **Aufstand** hingegen (die **Insurrection**, s. d.) ist die Erhebung eines Volkes zum geregelten Widerstande gegen eine für unrechtmäßig ausgegebene Herrschaft. Daher kann beim Aufruhr nie die Frage von seiner Rechtmäßigkeit sein, die Aufrührer sind vor dem bürgerlichen Gesetz immer strafbar (die Anstifter und Anführer mit dem Schwerte, die übrigen nach richterlicher Ermäßigung); der Aufstand aber kann in der Idee wenigstens rechtmäßig sein, insofern er gegen eine unrechtmäßige Herrschaft gerichtet ist. Daher wird auch der Name Rebellen, welcher nur von einem strafbaren Widerstande gebraucht wird, mit dem der Insurgenten verwechselt, sobald das Urtheil über die Rechtmäßigkeit anfängt wenigstens zweifelhaft zu werden. Gefangene Rebellen haben keinen Anspruch als Kriegsgefangene behandelt zu werden, wol aber Insurgenten, welche unter dem Schutze völkerrechtlicher Grundsätze stehen, da die Gerechtigkeit ihrer Sache von dem Gottesurtheil des Ausgangs abhängig gemacht worden ist. Zu dem rechtlichen Begriff des Aufruhrs gehören wenigstens zehn Menschen; in England wird, sobald eine Versammlung einen tumultuirenden Charakter anzunehmen scheint, vermöge der Aufruhracte (Riot-act) von 1817 eine Proclamation verlesen, daß alle Versammelte ruhig auseinandergehen sollen, bei Todesstrafe. Es muß nun eine Stunde Zeit gegeben werden, nach deren Ablauf die bewaffnete Macht gebraucht werden kann. 37.

Aufschrift, Inschrift, Inscriptio, 1) in ästhetischer Hinsicht, diejenige Schrift auf einem Denkmale, welche in sinnreicher Kürze, d. h. im Lapidarstyl, dessen Bestimmung ausdrückt. — Die Aufschriften (tituli) der Römer enthalten nur die nothwendigsten Bestimmungen des Gegenstandes, auf und vor welchen sie stehen, und haben ohne Bezug auf diesen Gegenstand keine Bedeutung. Kurz und schön sind zwei Aufschriften auf Denkmäler Friedrichs des Großen, auf das berliner Invalidenhaus: „Laeso et invicto militi", und aufs potsdamer Armenhaus: „Fridericus Rex civibus egenis M.D.C.CLXXIV." Schwulst und spitzfindige Witzelei gehören nicht hierher. Einfalt und Bescheidenheit muß in den Aufschriften vorherrschen. 2) In archäologischer Hinsicht. Wir haben jetzt der Inscriptionssammlungen viele. In Frankreich gründete man eine eigne Akademie der Inschriften unter Ludwig XIV. Ohne das Ausschreiten der gelehrten Glieder in verwandte Fächer des Wissenswürdigen würde das Forschen einer Gelehrtengesellschaft auf einen sehr beschränkten Gegenstand des Alterthums eine kleinliche Regierungsspielerei genannt werden müssen. Unter den Römern versank auch mit ihrer Freiheit der gute Geschmack der Auf- und Inschriften: die Schmeichelei suchte durch Witz zu ersetzen, was ihr an Natürlichkeit abging. Am schönsten nimmt sich die sogenannte Quadratschrift aus. 3) In orthographischer Hinsicht verfuhren die Römer bei öffentlichen Denkmälern mit vieler Sorgfalt, aber auch dort bedienten sie sich der Abkürzung bei bekannten Worten. Ihr ältestes Alphabet schloß sich mit dem T. Das ae und oe ging aus dem Sermone rustico in den Sermonem urbanum über. Vor S und F sprach man das N nicht aus und verlängerte dafür das O in Con und das I in In. In Privatdenkmälern verfuhr der Steinmetz oft willkürlich und unachtsam. 4) In diplomatischer Hinsicht rechnet man dazu in Urkunden alle Anfangsformeln, dann auch die Bezeichnungen der Personen, in deren Namen die

Urkunden ausgefertiget, und Derjenigen, an die sie besonders gerichtet sind. Die Geistlichen hatten im ganzen Mittelalter die Aufnahme der Urkunden, daher die damalige große Stylallgemeinheit in der ganzen Christenheit. Aber man glaube ja nicht, daß die unkundigen damaligen Notarien je sich einfallen ließen, einen gewissen abweichenden Styl für verschiedene Kasten der Regierenden oder Regierten in Übung zu bringen. Alles, was darüber manche Diplomatik fabelt, ist bloße spätere hypothetische Concordanz der Gelehrten, welche früher und jetzt das Mittelalter (die Periode des höchsten Eigennutzes ins Leben eingeführt) durchaus zu einem denkenden machen wollten, weil Aristoteles's Subtilitäten unter den damaligen Gelehrten Glück machten, die, außer der Religion, nichts das menschliche Nachdenken theoretisch Anziehendes kannten, und über das Praktische nachzudenken, kaum des Gelehrten würdig hielten. Wich ein heller Kopf von dieser Unsitte des damaligen Jahrhunderts einmal ab, so wurde er wie eine Eule von den Vögeln des Tags, die nur allein das Tageslicht zu erblicken glaubten, bald als Ketzer, bald als Zauberer, bald als Neuerungssüchtiger verfolgt, und was er sagte und that, hat uns die damalige untreue amtliche und kirchliche Geschichte entstellt genug aufbewahrt. Nur das Einzige ist wahr, daß der Stolz im Kanzleistyl dem höchsten irdischen, dem päpstlichen, immer näher rückte. Wahr ist ferner, daß man bis ins 10. Jahrh., nach damaliger Einfachheit, nur einen Taufnamen führte, bis auch hier die menschliche Auszeichnungssucht prunkvoller in der Pluralität auftrat, und daß man vor dem 12. oder 13. Jahrh. dem christlichen Taufnamen einen Familiennamen beizugesellen für etwas Heidnisches hielt. Der Gelehrte befreundete sich damals wol noch mit dem Heidenthum und seinen Gebräuchen; der Vornehmere, weil er unwissender war, haßte und verfolgte Alles, was darauf Bezug hatte, und ahmte gewiß kein heidnisches Beispiel nach. Die damals mit de beim Namen der Taufe angefügte Formel bezeichnete gewiß nicht die Familie, sondern den Aufenthalts- und Geburtsort, wahrscheinlich wegen der Namenidentität eines andern, dem Ausfertiger bekannten Individuums. Dem Taufnamen ließ man gern das öffentliche Amt folgen, vermuthlich auch nur wegen Bezeichnung einer Amtshandlung. Das Wort dominus bezeichnete einen Allodialbesitzer, niemals das Amtsgut. Die Formel Dei gratia war anfangs ein Demuthstitel, den Regenten und Regierte beliebig brauchten. Die diplomatische Subtilität der neuern Zeit ging so weit, daß die Kaiserin Maria Theresia eine eigne Untersuchung anstellen ließ, ob die nachgeborenen Erzherzoge befugt wären, sich von Gottes Gnaden zu nennen. Kürzer konnte die Autokratie hier selbst den Titel bestimmen, ohne Nachfrage des Herkommens. — Die Urkunden im Mittelalter, für Jedermanns oder auch nur für gewisser Personen oder Corporationen Kenntniß, hatten eine Gleichheit der Einleitung, die für die Einheit des Formularleistens spricht, indem jede Varietät von des Ausfertigers Willkür abhing. Das Begrüßen schloß sich an, weil den Geistlichen die apostolische Begrüßung der Nachahmung werth schien und es der Eitelkeit schmeichelte, wie die Apostel allgemeinen Unterricht zu ertheilen.

Aufstand, s. Insurrection.

Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie.

Aufsteigung (Ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader Aufsteigung eines Gestirns denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist, unter dem Äquator mit ihm zugleich aufgeht oder mit ihm gerade aufsteigt. Durch die gerade Aufsteigung und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt, wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer Aufsteigung versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Gleichers enthalten ist.

Auftritt, Aufzug, s. Schauspiel.

Auge, das Werkzeug des Gesichts, welches das Bild der äußern Gegenstände vermittelst der davon herkommenden Lichtstrahlen im Auge aufnimmt. Das Auge oder der Augapfel ist bei dem Menschen ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts am Sehnerven befestigt. Betrachten wir das menschliche Auge in seiner natürlichen Lage gerade von vorn, so bemerken wir 1) einen schwarzen runden Flecken in der Mitte, die Pupille; 2) um diese einen breiten farbigen Kreis, die Iris; 3) auf beiden Seiten eine weiße gewölbte Fläche, das sogen. Weiße im Auge. Betrachten wir das Auge von der Seite, so bemerken wir das die Iris und Pupille bedeckende durchsichtige Gewölbe, von der sogenannten Hornhaut gebildet. Das Übrige des Augapfels ist unter den Augenlidern und in der Augenhöhle verborgen. Er wird von drei über einander liegenden Häuten gebildet, welche verschiedene Flüssigkeiten einschließen. Die äußerste Haut ist die stärkste und härteste, wird deßhalb die harte, auch feste und weiße Haut genannt und besteht aus mehren Blättern, ist elastisch, dick, weiß und umgibt den ganzen Augapfel. Nur nach Außen hin verdünnt sie sich und wird vorn ganz durchsichtig. Dieser durchsichtige Theil führt den Namen Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerm Durchmesser als der Durchmesser des ganzen Augapfels und sitzt gleichsam auf dem letztern, daher sich dieser auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet sich eine Öffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortsetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar unter der harten liegt die braune Haut oder Gefäßhaut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von Außen braun, inwendig aber fast schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich ist. Vor dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Leime überzogen sind und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter aufwärts laufenden und bis an den Rand der Krystalllinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Krystalllinse her einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere, mit schwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille oder Öffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Die Iris ist äußerst empfindlich gegen das Licht und dehnt sich aus oder zieht sich zusammen, wodurch die Pupille vergrößert oder verkleinert wird, je nachdem das Licht schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven. Sie schmiegt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern der braunen Haut an. Die sogenannten Flüssigkeiten oder Feuchtigkeiten liegen alle in der Mitte der beschriebenen Häute oder sind vielmehr von ihnen umgeben. Die erste heißt die krystallene Feuchtigkeit oder Krystalllinse, befindet sich gleich hinter der Pupille und ist ein linsenförmiger, gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper. Sie liegt in einer durchsichtigen Kapsel und ist mit den Strahlenfasern eingefaßt. Die wässerige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwischen der Hornhaut und der Kapsel der Krystalllinse. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, ist dünnflüssig und sehr durchsichtig. Sie wird leicht wieder ersetzt, wenn sie durch eine Öffnung in der Hornhaut ausgeflossen ist. Die gläserne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut

image
not
available

und reinigen dasselbe von den kleinen eindringenden atmosphärischen Theilchen, sondern sie mäßigen auch das zu starke Eindringen des Lichts, vertheilen die Thränen gleichförmig und schaffen sie aus dem Auge; ja, sie verstärken sogar die Kraft des Gesichts durch die sie begrenzenden Augenwimpern. 11.

Augenmaß, s. Messungen.

Augenpflege, dasjenige Verhalten, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen so gut, als nach Umständen möglich ist, zu erhalten. Wer die Augen zu seinen Geschäften häufig anstrengen, viel lesen, schreiben, feine Gegenstände bearbeiten muß, hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann, die Art, wie man sie gebrauchen soll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beste Zeit zum anstrengenden Gebrauch der Augen ist früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Kerzenlichte. Abends ist die Sehkraft durch die Anstrengung den Tag hindurch schon mehr erschöpft. Man strenge die Augen nicht lange hintereinander an, ohne sie dazwischen zuweilen ruhen und sich erholen zu lassen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu starkes Licht haben. Man hüte sich, daß die Lichtstrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es Jedermann, weil die Folgen schnell und auffallend eintreten und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und schwarzen Staar verursachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken ins Feuer ist der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmälig seine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends lesen oder schreiben muß, bediene sich eines Schirms vor dem Lichte oder noch besser am Kopfe über die Stirn herunter. Das Licht darf aber nicht zu schwach sein, weil das Auge sich dabei zu sehr anstrengen muß, die Strahlen zu sammeln. Daher ist das Dämmerlicht zum Sehen so nachtheilig für die Augen. Am besten ist das milde Licht des Tages; nur darf beim Lesen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuche u. s. w. die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenstand scheinen, weil durch dies zu starke Licht die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu sehr gereizt und daher erschöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er seinen Augen nicht schaden will. Die beste Beleuchtung des Abends ist die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht ist hell genug und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut ist das Wachslicht; eins gibt nicht Hellung genug, mehre geben verschiedene Schatten, was schon unangenehm für die Augen ist. Am wenigsten tauglich sind die Unschlittlichter, theils weil sie ein unstetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht selbst zu sehen; Beides ist für die Augen, zumal für solche, die schon etwas schwach sind, sehr empfindlich. Die beste Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht Jedermann haben, weil es mehr Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch stellen; auf diese Weise ist die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhaftesten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, sollte, der gleichmäßigen Beleuchtung wegen, nur auf einer Seite Fenster haben. Der Arbeitstisch muß so stehen, daß die Fenster zur linken Hand sind. Hat das Zimmer auf mehren Seiten Fenster, so bedecke man die der andern Seite mit grünen Vorhängen. Als Arbeitszimmer wähle man wo möglich keins mit der Aussicht auf eine hellerleuchtete, weiß, gelb oder roth angestrichene Wand; denn nichts ist schädlicher für die Augen als eine solche stete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüberliegende Seite scheint. Die Mittel, mit welchen man schwachen Augen zu Hülfe kommen kann, sind erstens Brillen. Die grünen sind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht und sind nur für solche Personen nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenstände, z. B.

Papier, Leinwand u. dgl. mehr, bei starkem Lichte sehen müssen. Sie mildern bloß die zu starke Einwirkung des Lichts auf die Augen. Die erhaben geschliffenen (convexen) Brillengläser, welche nach Maßgabe ihrer Rundung die Gegenstände vergrößern, kommen den weitsichtigen Augen zu Hülfe, weil sie dieselben in der Kraft, die Lichtstrahlen so zu vereinigen, daß von den Gegenständen ein deutliches Bild im Auge entstehen kann, unterstützen. Das Glas muß gerade nur so viel convex sein, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen; es darf also nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, sondern bloß dazu helfen, das Bild von nahen Gegenständen, das ohne Glas undeutlich ist, ganz deutlich zu machen. Dies ist das Zeichen, daß es für das Auge passend ist. Die hohl geschliffenen (concaven) Gläser kommen den kurzsichtigen Augen zu Hülfe, indem sie das undeutliche Bild von entferntern Gegenständen deutlicher machen. Auch diese müssen dem kurzsichtigen Auge gerade anpassend sein; sie dürfen nämlich nur um so viel die Lichtstrahlen auseinander streuen, als das kurzsichtige Auge sie zu sehr bricht und daher zu bald vereinigt, und dürfen daher die Gegenstände nicht verkleinern, sondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille ist große Vorsicht anzuwenden, wenn man seinen Augen wirklich dadurch helfen will. Passende Brillen sind dem Auge sehr nützlich, unterstützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen so sehr, daß sich oft ein schwaches Auge wieder erholt. Unpassende Gläser schaden, sie zwingen das Auge, sich mehr anzustrengen, um wieder dem Fehler der Gläser entgegenzuarbeiten. Ein weitsichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille gibt, wodurch die nahen Gegenstände vergrößert werden, zwingt man, noch weitsichtiger und also noch schwächer zu werden, um diesen Fehler zu verbessern. Ein kurzsichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenstände verkleinerndes Glas gibt, zwingt man, sich anzustrengen, noch kurzsichtiger zu werden. Auch muß, wer weitsichtig ist, sich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenstände deutlich macht, in die Ferne zu sehen, er muß, wenn er z. B. nicht mehr schreibt oder liest, die Brille sogleich ablegen. Ein zweites Mittel, den Augen zu Hülfe zu kommen, besteht darin, die Nervenkraft derselben zu erhöhen. Mittelbar geschieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Bluts stehen bis auf einen gewissen Punkt mit einander im Gegensatze. Ist die Nervenkraft noch ungeschwächt, so beherrscht sie die Bewegung des Blutes; umgekehrt erhält das Blutsystem ein Übergewicht. Bei Schwäche der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denselben; sie bekommen nach jeder nur mäßigen Anstrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man wasche daher die Augen mehrmals des Tages, besonders am Abend, mit frischem Wasser, mit einer Mischung von Wasser und Weingeist oder Arak. Ist die Schwäche mit ihren Folgen schon bedeutender, so lege man Abends Compressen, mit einem kühlenden Augenwasser befeuchtet, oder noch besser, halbe Pflaumen oder gefaulte, etwas ausgehöhlte Äpfel, auch geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Äpfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und lasse sie wenigstens einige Stunden lang liegen. S. K. H. Weller's „Diätetik für gesunde und schwache Augen" (Berlin 1821).

Augenpunkt oder Gesichtspunkt, in der Perspective derjenige Punkt auf der Tafel, wo die vom Auge ausgehende senkrechte Linie die Tafel trifft.

Augenübel, s. Ophthalmologie.

Auger (Athanase), geb. zu Paris den 12. Dec. 1734, Sprachgelehrter, war Geistlicher und anfänglich Professor der Rhetorik im Collegium von St.-Rouen. Der Bischof de Noé machte ihn zu seinem Obervicar u. nannte ihn oft zum Scherz seinen Grandvicaire in partibus Atheniensium; so eifrig trieb der Abbé das Studium der griech. Alterthümer. Die Wissenschaft bewährte ihren Werth in seinem Charakter und Leben. Mitten in Paris lebte er einfach, bescheiden und frei von

Zerstreuung und Sucht, höher zu kommen. Ein mäßiges Einkommen theilte er mit seiner dürftigen Familie. Man sagte von ihm, daß er nie von einem Menschen und daß nie Jemand von ihm Böses gesprochen habe. Als Mitglied der Akademie der Inschriften blieb er seinen Grundsätzen der redlichen Offenheit so treu, daß er von allen Mitgliedern ebenso geliebt als geachtet wurde. Der Ausbruch der Revolution mußte den Mann, der in Griechenland lebte und geistig sich nährte, mit glühender Theilnahme entzünden. Er hoffte Abstellung der schreienden Mißbräuche und wahre Freiheit. Diese Erwartung spricht sich in mehren seiner Schriften aus. Er starb vor den Ereignissen, die seinen Glauben hätten wankend machen können, den 7. Febr. 1792. A.'s Schriften, theils Übersetzungen aus den alten Sprachen, theils politischen Inhalts, sind nebst s. literarischen Nachlaß zu Paris 1794 in 29 Bdn. herausgegeben worden. Unter s. politischen Schriften zeichnen sich aus: „Projêt d'éducation publique, précédé de quelques réflexions sur l'assemblée nationale (1789), und: „De la constitution des Romains sous les rois et au tems de la république" (1792), das Werk eines 30jährigen Fleißes, das erst nach s. Tode mit dem übrigen Nachlaß erschienen ist. 3.

Auger (Louis Simon), geb. 1772, königl. Censor seit 1820, zugleich Mitglied der Akad. der Wissensch. in Paris, ausgezeichnet als Kritiker. War er, des Censuramts wegen, bei Frankreichs Ultraliberalen unbeliebt, so wird ihm das Ausland mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter Napoleon und der Republik diente er in seiner frühern Jugend in untern Verwaltungsämtern, ging aber bald zur Kritik der Schriften seiner gelehrten Landsleute und Zeitgenossen über, was ihm, weil er freimüthig tadelte, manche Feinde zuzog. Aber seine Noten haben von Anfang an viel Beifall bei Denen gefunden, die einen richtig begründeten Tadel zu schätzen wissen. Die mit O. vom J. 1802—3 bezeichneten Artikel in der Zeitschrift „Décade philosophique" sind von ihm. Zum „Journal général" und zum „Spectateur", endlich zum „Journal de l'empire" lieferte er Beiträge und bereicherte viele neue Ausgaben der Werke älterer franz. Schriftsteller mit interessanten Noten, die manches Dunkle oder Unrichtige verbessern. Die Lobreden auf Boileau und Corneille befriedigten selbst A.'s bitterste Gegner. Seine jüngsten literarischen Producte umfassen die Politik im Geiste der Ministerialpartei, und billigt man auch nicht alle seine Meinungen, so achtet man doch die schöne Gabe der Darstellung dieses Schriftstellers.

Augereau (Pierre François Charles), Herzog v. Castiglione, Marschall von Frankreich, Sohn eines Fruchthändlers, geb. zu Paris 1757, diente als Carabinier in der franz. Armee, ging dann in neapolitanische Dienste, ließ sich 1787 in Neapel als Fechtmeister nieder und ward von da 1792 mit seinen Landsleuten verwiesen. Er diente hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien und schwang sich durch Verwegenheit und Einsicht schnell empor. 1794 bei der Pyrenäenarmee als Brigadegeneral und 1796 als Divisionsgeneral bei der Armee von Italien angestellt, erwarb er militairischen Ruhm. Er nahm die Pässe von Millesimo, eroberte am 16. April das verschanzte Lager der Piemonteser von Ceva, machte sich zum Meister von Casale, stürzte sich auf die Brücke von Lodi und erstürmte sie nebst den feindlichen Verschanzungen. Den 16. Juni ging er über den Po und machte die päpstlichen Truppen nebst dem Cardinallegaten und dem Generalstabe zu Gefangenen. In den ersten Tagen des Aug. kam er Massena zu Hülfe, unterhielt einen Tag lang die hartnäckigsten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl und nahm das Dorf Castiglione, von dem er seinen Herzogstitel erhielt. Den 25. Aug. ging er über die Etsch und schlug die Feinde bis Roveredo zurück. Als am Tage von Arcole die Colonnen wankten, ergriff A. die Fahne, stürzte sich mit ihr dem Feinde entgegen und entschied den Sieg. Die gesetzgebende Versammlung schenkte ihm (27. Jan. 1797) diese Fahne. Den 9. Aug. zum Befehlshaber der

17. Militairdivision (Div. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt, vollzog er die Gewaltthat am 18. Fructidor und ward von dem decimirten gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er sein Commando auf; dann erhielt er vom Consul Bonaparte den Oberbefehl der Armee in Holland. Er führte das französisch-batavische Herr an den Niederrhein, um die Unternehmungen Moreau's zu unterstützen, rückte über Frankfurt vor und traf mit den kaiserl. Generalen verschiedentlich mit wechselndem Glücke zusammen, bis die Schlacht von Hohenlinden den Feldzug endigte. Im Oct. 1801 vom General Victor abgelöst, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er das bei Bayonne versammelte Heer gegen Portugal führen sollte. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris zurück, ward den 19. Mai 1804 zum Reichsmarschall und Großofficier der Ehrenlegion ernannt. Im Juli dess. J. schickte ihm der König von Spanien den Orden Karls III. Zu Ende 1805 befehligte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, das die zu Brest unter seinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den presburger Frieden herbeiführten, und besetzte im März 1806 Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbste dess. J. nach Preußen rief. Die in der Schlacht bei Eylau (s. d.) erhaltenen Wunden nöthigten ihn, nach Frankreich zurückzukehren. In den ersten Monaten 1811 gab ihm Napoleon den Oberbefehl eines Armeecorps in Spanien. Späterhin kehrte er von dort zurück und blieb ohne Anstellung, bis er im Juli 1813 das in Baiern aufgestellte Heer nach Sachsen führte, wo er an der leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Verbündeten in Frankreich sollte er Lyon decken. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. A. hatte sich nach dem Sturze Napoleons in einer Bekanntmachung an seine Armee harter Ausdrücke bedient; daher erklärte ihn Napoleon bei seiner Landung 1815 als Verräther. A. sprach sich nichtsdestoweniger zu Gunsten Napoleons aus, nahm aber an den neuen Ereignissen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erschien er wieder in der Pairskammer, saß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anstellung und starb d. 11. Juni 1816 auf seinem Gute la Houssaie an der Wassersucht.

Augias, s. Hercules.

Augsburg, Hauptst. im bairischen Oberdonaukreise, vormals eine freie Reichsstadt, liegt zwischen der Wertach und dem Lech, ist enge und unregelmäßig gebaut, hat aber gute Gebäude, schöne, mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, 3690 H. und 29,000 Einw., darunter gegen 12,000 Evangelische, und ist der Sitz des Generalcommissariats, des Wechselappellationsgerichts und eines Bischofs. Merkwürdig sind: der Bischofshof, wo 1530 die augsburgische Confession übergeben ward; das Rathhaus mit dem goldenen Saale, welches für das schönste in Deutschland gehalten wird; die Fuggerei (106 kleine, von den Gebrüdern Fugger 1519 erbaute und zur Wohnung für arme Einwohner der Stadt bestimmte Häuser), ein Denkmal der Mildthätigkeit jener reichen augsburgischen Bürger; die Domkirche; das Maschinenwerk, welches die Stadt mit Wasser versorgt; das Hallgebäude; das polytechnische Realinstitut; die Kunstschule und Gemäldegalerie (wichtig für die deutsche Schule); das Zeughaus; eine Menge Manufacturen und Fabriken (Calico, Seide, Gold- und Silberarbeit, Stück- und Schriftgießerei, Uhr- und Instrumentenmacher rc.). Die Stadt treibt einen beträchtlichen Wechsel- und Speditionshandel, indem sie die wichtigsten Geschäfte mit Wien und Italien macht und zugleich ein Stapelplatz für die süddeutschen und italienischen Weine ist. Die augsburgischen Gold- und Silberwaaren werden im Auslande geschätzt, und die freilich auch fabrikmäßig behandelte Kupferstecherkunst ist ebenfalls ein einträglicher Nahrungszweig für die Stadt, in welcher man viele Lehranstalten, Bücher- und Kunstsammlungen und geschickte Künstler aller Art

findet. Über 200 Handelshäuser setzen jährlich für 26 Mill. Fl. in Waaren und Wechseln um. — Ob Augsburg vor Ankunft der Römer in der dortigen Gegend den Namen Damasia geführt habe, ist nicht ganz erwiesen; gewiß aber, daß der Kaiser Augustus, etwa 12 J. vor Chr., nach der Besiegung der Vindelicier eine Colonie daselbst anlegte (Augusta Vindelicorum), welche als der Stamm des heutigen Augsburg anzusehen ist. Im 5. Jahrh. nach Chr. ward sie von den Hunnen verwüstet, kam darauf unter die Botmäßigkeit der fränkischen Könige und ward in dem Kriege Karls des Großen mit Thassilo von Baiern abermals fast gänzlich zerstört. Nach der Theilung des fränkischen Reichs gerieth Augsburg unter die Botmäßigkeit der Herzoge in Schwaben und erkaufte, durch Handel und Gewerbe bereits reich geworden, von diesen nach und nach ihre Freiheit, die auch späterhin von den Kaisern bestätigt ward. Jetzt erreichte die Stadt den höchsten Gipfel ihres Wohlstandes und war nebst Nürnberg ein Hauptstapelplatz für den Handel des nördlichen Europa mit dem Süden, bis gegen Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier dem Welthandel eine veränderte Richtung gaben. 1368 hatte in Folge eines Aufstandes der untern Bürgerclassen die vorher aristokratische Regierung eine demokratische Form erhalten, bis 160 J. später die patricischen Geschlechter, mit Unterstützung Kaiser Karls V., wieder die Oberhand gewannen. — Augsburg ist noch immer ein Hauptsitz des deutschen Kunstfleißes und Kunstsinnes. Hier entstand 1818 der polytechnische Kreisverein. Die Leistungen der Kunst- und Industrieschule sieht man in der jährl. Kunst- und Industrieausstellung. (Vgl. Schätzler.) Auch ist hier die Expedition der „Allgemeinen Zeitung" (s. Stegmann), nebst der Schnelldruckpresse des Freih. v. Cotta.

Augsburgische Confession, das von den Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser und Reich übergebene und mit der Unterschrift der protestantischen Reichsstände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieses Glaubensbekenntniß auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da sein Styl zu heftig war, hatte Philipp Melanchthon dasselbe, ebenfalls auf kurfürstl. Befehl und mit Einwilligung der sämmtl. protestant. Fürsten und Theologen, umgearbeitet. Diese Umarbeitung ward dem Reichstage am 25. Juni übergeben und vorgelesen. Die Urschrift ist in dem kaiserl. östreich. Archive befindlich und nach solcher die zu Wittenberg 1531 erschienene Ausgabe der augsb. Confession abgedruckt. In der Folge änderte Melanchthon eigenmächtig Einiges in derselben ab, und diese veränderte Ausgabe erschien 1540. Es entstand nun ein Unterschied zwischen der unveränderten und veränderten augsb. Confession; jene ist bei den Lutheranern, diese bei den deutschen Reformirten angenommen, welche sich dadurch die den augsb. Confessionsverwandten im Religionsfrieden (1555) zugestandenen Rechte sicherten.

Augurn, bei den Römern gewisse Priester, die aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze u. s. w. die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden sowol in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Ansehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren sehr groß. Durch das bloße: Alio die (einen andern Tag) konnten sie die Fortsetzung der Volksversammlungen hindern und alle gefaßte Beschlüsse ungültig machen. — Ihre Aussprüche, sowie die Anzeichen, nach denen sie sich richteten, wurden Augurien genannt. Öffentliche Augurien waren: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Stabe (lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten

die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auspicien und waren schon bei den Griechen gewöhnlich, die sie von den Chaldäern entnommen hatten. Nach und nach stieg ihr Ansehen so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres steten Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Überhaupt zerfielen die vorhersagenden Vögel in solche, die durch ihren Flug Etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme Etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. s. w., durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren stets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner; jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher dem Heere immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruspices (s. Aruspex), nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. — Außer diesen drei Arten gab es noch gewisse, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen ward, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu versöhnen seien. Das Recht der Auspicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, stand nur dem Oberfeldherrn zu; die Unterbefehlshaber fochten unter seinen Auspicien, d. h. die Verkündigung, die Jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward Jenem allein beigemessen.

August, im röm. Jahre, welches mit dem März anfing, der 6. Monat; er hieß daher sextilis, bis Kaiser Augustus zum Andenken mehrer glückl. Ereignisse, die ihm in diesem Monate widerfahren waren, demselben seinen eignen Namen beilegte.

August II. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, zweiter Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, geb. 1670 zu Dresden, besaß eine außerordentliche Leibesstärke und Gewandtheit; die sorgfältigste Erziehung entwickelte in ihm den Sinn für alles Schöne und für geistige Beschäftigung. Seinem Aufenthalte in Frankreich verdankte er jenen feinen Ton, den Geschmack für Luxus und schöne Künste, der in der Folge den sächsischen Hof nächst dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machte. Nach dem Tode seines Vaters ging er 1691 nach Wien, wo er mit dem Erzherzog Joseph, nachher Joseph I., eine enge Freundschaft schloß, die ihn lange an Östreich fesselte. Durch den Tod seines ältern Bruders, Johann Georg IV., 1694, ward er Kurfürst. Als solcher übernahm er 1695 den Oberbefehl des östreich. Heers gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Im Herbst 1696 verließ er das Heer, um Mitbewerber des durch Johann Sobieski's Tod erledigten polnischen Throns zu werden. Der Abbé von Polignac, franz. Gesandter in Warschau, suchte den Prinzen von Conti auf den polnischen Thron zu bringen. Alles schien diesen zu begünstigen, als Johann Przependowiski unerwartet den Kurfürsten von Sachsen vermochte, als Mitbewerber aufzutreten. Die Ersten des Reichs unterstützten allerdings Conti, aber August stand mit einem Heere an den Grenzen. Er hatte sich durch den Verkauf mehrer Rechte und Ansprüche in seinen deutschen Staaten Geld verschafft, um Stimmen zu erkaufen, und nahm zu Baden in Östreich (23. Mai 1697) die katholische Religion an. Der Reichstag versammelte sich den

25. Juni 1697. Am 27. hatte eine doppelte Wahl statt. August bekräftigte die seinige dadurch, daß er mit 10,000 Sachsen in Polen einrückte. Bestechung und Furcht diente ihm und trugen den Sieg über Polignac's Feinheit davon. So ward August am 15. Sept. in Krakau gekrönt; Conti mußte Danzig verlassen und nach Frankreich zurückkehren. August hatte bei seiner Thronbesteigung versprochen, die abgetretenen Provinzen wieder mit dem Reiche zu vereinigen; er verband sich daher mit Dänemark und dem Czar Peter I. gegen Karl XII., König von Schweden, um Liefland wieder zu erobern. (Vgl. Oliva.) Allein die Belagerung von Riga, das der Graf von Dalberg vertheidigte, zog sich in die Länge; da sich nun die Generalstaaten, wegen der vielen Waaren, welche die Holländer in Riga hatten, bei August, für die Stadt verwandten, so benutzte derselbe diesen Vorwand, um die Belagerung aufzuheben. Karl XII. hatte nämlich den König von Dänemark unter den Mauern von Kopenhagen geschlagen und (18. Aug. 1700) den Frieden von Travendal mit Dänemark geschlossen, hierauf die Russen bei Narva geschlagen, und wollte nun in Polen eindringen; August mußte daher an seine eigne Vertheidigung denken. Er schloß mit Peter zu Birsen (8. März 1701) ein neues enges Bündniß. So entstand jener merkwürdige zwanzigjährige nordische Krieg, in welchem August Alles that, was die Kräfte seines Staats vermochten. Er hatte mit seinen treuen Sachsen ebensowol die polnische Widersetzlichkeit als die schwedische Tapferkeit zu bekämpfen. Karl, durch seinen Minister, den Grafen v. Piper, gut berathen, nannte August einen Thronräuber, und trennte beständig die Sache der Republik von der des Königs. August erhielt daher von Polen keine wesentliche Unterstützung. Sein Heer, das aus 20,000 M. Sachsen unter dem Feldmarschall Steinau bestand, ward (19. Juli 1701) an der Düna geschlagen. Der Sieger, im Besitz von Kur- und Liefland, faßte den Entschluß, August durch die Polen selbst entthronen zu lassen. Vergebens schickte A. die Gräfin Königsmark, seine Maitresse, an Karl, um einen günstigen Frieden zu bewirken; sie ward nicht einmal vorgelassen, und als der polnische Primas selbst ins schwedische Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Karl, daß er den Polen nicht eher Frieden geben werde, als bis sie einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Heere trafen sich bei Klissow zwischen Warschau und Krakau; August hatte 24,000 M., Karl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang des Gefechts wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachsen und Augusts Unerschrockenheit, erfocht Karl einen vollständigen Sieg (20. Jul. 1702). Er eroberte Krakau, stürzte aber mit dem Pferde und verrenkte sich den Fuß. Dadurch gewann August Zeit, um sich neue Freunde in Polen zu machen. Der Minister, den Kaiser Leopold auf den Reichstag geschickt, unterstützte ihn ebenfalls, und so ward ihm ein Heer von 50,000 M. und den Unzufriedenen eine sechswöchentliche Frist zur Unterwerfung zugestanden. Allein letztere hatten in Warschau eine Conföderation gebildet, die Karln zu unterstützen im Begriff stand. Dieser hatte sich von seinem Sturze erholt, und schlug den 1. Mai 1703 die Reste des sächsischen Heers bei Pultusk. Hierauf eroberten die Schweden Thorn, und der zu Warschau versammelte Reichstag erklärte am 14. Febr. 1704 August für unfähig, die polnische Krone zu tragen. Die öffentliche Meinung und Karls Wille bezeichneten Jakob Sobieski zum Throne; allein Jakob ward nebst s. Bruder Constantin, als sie in der Gegend von Breslau sich auf der Jagd befanden, von 30 sächsischen Reitern überfallen und als Gefangene nach Leipzig gebracht. Jetzt bot man ihrem dritten Bruder Alexander die Krone an; allein dieser lehnte sie ab, und man wählte nun am 12. Juli 1704 Stanislaus Lesczinski, Woiwoden von Posen. August versuchte bald nachher, auch diesen in Warschau, das nur mit 1500 Mann besetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die schwedische Besatzung zu Gefangenen machte. Der Anstrengungen Augusts und der ihm

von Peter zugeschickten Hülfe ungeachtet, siegte Karl über alle Hindernisse, und der schwedische General Rhenskiöld erfocht bei Fraustadt einen vollständigen Sieg über den sächsischen Feldmarschall Grafen Schulenburg. Karl drang in Sachsen ein. August, der in Polen beim russischen Heere geblieben war, fühlte die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen; allein Peter wollte von keinem Frieden wissen; daher mußten die Unterhandlungen geheim bleiben. (S. Altranstädter Friede, d. 24. Sept. 1706.) Unterdessen zwangen die Russen, die von dem Allen nichts wußten, August, den schwedischen General Mardefeld anzugreifen. Dieser hielt die von August ihm insgeheim gegebenen Winke für eine Kriegslist, und August erfocht bei Kalisch einen ausgezeichneten Sieg, zog triumphirend in Warschau ein, und ließ eben das Te deum singen, als man ihm Karls Bedingungen überbrachte. So sehr A. versucht sein mochte, von diesem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, so war doch der Zeitpunkt dazu nicht mehr da. Sachsen wäre bei der Fortsetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. Er bestätigte also den Vertrag, und besuchte Karl am 18. Dec. 1706 in seinem Lager zu Altranstädt. Um seine Demüthigung vollständig zu machen, nöthigte ihn der Sieger, Stanislaus mit einem Glückwünschungsbriefe die Juwelen und die Archive der Krone zu übersenden. August kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Karl unerwartet einen Besuch erhielt. Der Graf v. Flemming, erster Minister des Kurfürsten, rieth ihm bei dieser Gelegenheit, sich der Person seines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein August verwarf mit Unwillen diesen unrechtlichen Vorschlag. Er beschäftigte sich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachsens; seine Prachtliebe zog ihn jedoch zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes zerrüttet wurden. 1708 wohnte er unter fremdem Namen dem Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzosen bei. 1709 sah er sich nach Polen zurückberufen. Karl XII., bei Pultawa geschlagen, konnte Stanislaus nicht mehr schützen, und Flemming bearbeitete die Polen, um sie unter Augusts Herrschaft zurückzubringen. August hob nun den Trattat von Altranstädt auf, und ging mit einem Heere nach Polen, wo er gut aufgenommen ward; er verkündete den Anhängern des Stanislaus allgemeine Verzeihung, vermochte den Papst, die Polen ihres Eides der Treue gegen diesen Fürsten zu entbinden, und suchte durch eine öffentliche Bekanntmachung sich über diese Schritte zu rechtfertigen. August kam jetzt auf seine beiden Lieblingsplane zurück: sich an Schweden zu rächen und die Polen sich zu unterwerfen. Er verband sich aufs neue mit Peter zu Thorn. Darauf ließen beide Monarchen, in Vereinigung mit Dänemark, Truppen in Pommern einrücken. Aber ungeachtet der Erschöpfung, worin sich Schweden befand, setzte es diesem Angriffe lebhaften Widerstand entgegen und am 20. Dec. 1712 erfocht der schwedische General Steinbock bei Gadebusch einen glänzenden Sieg über die Verbündeten, welche eiligst die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Die Bewegungen der Türken und Preußens Einmischung, das Pommern besetzte, beschäftigten im folg. J. August und Peter, bis 1714 in Braunschweig Friedensunterhandlungen eröffnet wurden. Die übertriebenen Ansprüche Aller ließen nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Karl XII. auf einmal in Stralsund erschien und zu erkennen gab, daß er den Krieg eifrigst fortzusetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem August der vornehmste Stifter war, bildete sich gegen Karl. Stralsund ergab sich am 11. Dec. 1715. Schweden schien seinem Untergange nahe zu sein. Aber des Grafen v. Görz Klugheit, der mit Rußland Unterhandlungen anknüpfte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten, und Peter wollte eben sich mit Karl gegen August vereinigen, als der Tod Karls der Sache ein Ende machte, worauf August mit Schweden Friede schloß. Darauf bildete sich in Polen gegen die sächsischen Truppen eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, stand. Die Sachsen sahen sich auf allen Punkten angegriffen und mußten sich ergeben.

Endlich ward durch Peters Vermittlung 1716 der warschauer Vergleich zwischen A. und der Republik geschlossen. Die sächsischen Truppen verließen das Königreich, und August, Verzicht leistend auf die Idee, die Nation mit Gewalt unterwürfig zu machen, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, suchte von jetzt an seinen Zweck durch andre Mittel zu erreichen. Er gab sich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Sein Hof war einer der glänzendsten und gebildetsten in Europa. Die Polen, deren Sitten sich überhaupt zur Ausschweifung hinneigten, ergaben sich nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele ihres Königs, und wenn große Staatsbewegungen die ersten Regierungsjahre bezeichneten, so bemerkte man in den letzten J. grenzenlose Üppigkeit und Sittenverderbniß. Man liest noch jetzt mit Erstaunen die Beschreibung der von A. gegebenen Feste. Auch erzählt man, daß er ein Dragonerregiment für 12 Porzellanvasen an den König Friedrich Wilhelm von Preußen überlassen habe. Indeß ward A. von seinen Unterthanen sehr geliebt; er behauptete mit Würde seinen Rang unter den europäischen Mächten. In seinem Charakter wechselten großmüthige Gesinnungen mit despotischen Gewohnheiten, Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüstigen Lebens. Der Tod überraschte ihn mitten unter Festen und Entwürfen. Als er nach Warschau zu einem Reichstage reiste, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte; er starb dort am 1. Febr. 1733, und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach — die lutherisch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August, dagegen hatte er von s. Maitressen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin v. Königsmark hatte ihm den berühmten Moritz von Sachsen geboren. (Vgl. Cosel, Gräfin.)

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Sohn Augusts II., geb. zu Dresden 1696, folgte seinem Vater 1733 als Kurfürst. Gegen Ende dess. J. versuchte Ludwig XV., Stanislaus Lesczinski, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, wieder auf den polnischen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur Unterstützung der Wahl Truppen genug nach Polen schaffen zu können. Ein Theil des polnischen Adels trennte sich vom Wahltage, und unterstützt von einem russischen Heere, ward August III. zum König gewählt, jedoch erst 1736 in dem warschauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenschaften s. Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz dessen Beispiele, indem auch er sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und auf die Unterhaltung seiner Capelle verwendete er ungeheure Summen. Seine Leidenschaft war die Jagd. Die Regierungssorgen überließ er seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen v. Brühl (s. d.), der geschickt genug war, den schwachen, aber stolzen und auf seine Würde eifersüchtigen Monarchen in dem Glauben zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Was Beider politisches System anlangt, so hatten sie kein andres, als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. August zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warschau vor, aber durch seine lange Abwesenheit aus Polen versank die Regierung dieses Landes in gänzliche Unthätigkeit. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den unbeugsamen Starrsinn der Mitglieder, die fast immer der unbedeutendsten Vorwände wegen aus einander gingen. August war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachsen zurückkehren konnte, und so blieb 30 Jahre jenes große Reich fast ganz ohne Verwaltung. Bei dieser Verwirrung schien Polen dennoch zufrieden und glücklich. Als aber Friedrich II. Schlesien erobert hatte, verband sich A., durch diese schnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, im Dec. 1742 und am 13. Mai 1744, und in dem Tractate zu Leipzig v. 18. Mai 1745, mit der Königin v. Ungarn. Er verpflichtete sich, dieser vermittelst der Gelder, welche England und Hol-

land ihm zahlen wollten, 30,000 M. Hülfstruppen zu stellen, und ließ solche in Schlesien einrücken, wo sie sich mit dem östreich. Heere vereinigten, aber bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachsen selbst an, und der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächsische Heer abermals am 15. Dec. 1745. August verließ s. Hauptstadt, und rettete s. Gemälde und Porzellane, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Durch den Frieden zu Dresden (25. Dec. 1745) erhielt A. im nächsten Jahre Sachsen zurück. 1756 sah er sich aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Da Friedrich s. Neutralitätsvorschläge ablehnte, verließ er Dresden am 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17,000 M. sächsische Truppen versammelt waren. Friedrich schloß hier die Sachsen ein, die sich am 14. Oct. zu Gefangenen ergeben mußten. August flüchtete auf den Königstein und späterhin nach Polen. — Hier, wo sein Ansehen schon vorher nicht sehr geachtet war, sank es nach dem Verluste Sachsens noch tiefer. Katharinens Gelangung auf den russischen Thron ward für ihn eine neue Quelle vielen Verdrusses, da die große Kaiserin die sächsischen Fürsten, welche Verbündete Frankreichs geworden waren, auf alle Weise vom polnischen Throne zu entfernen suchte. Es war daher kaum der hubertsburger Friede geschlossen, als A. von Warschau nach Dresden zurückkehrte, wo er aber schon am 5. Oct. 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Brust trat, starb. Auch er hatte, wie s. Vater, vor s. Gelangung zum polnischen Thron (schon 1712) zu Bologna die katholische Religion angenommen. Sein Sohn, Friedrich Christian, folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

August (Emil Leopold), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, der 5. Nachfolger Ernst des Frommen, Stammvaters des neuern S.-Gothaschen Gesammthauses, ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter Fürst, Sohn Ernsts II. und Charlotte Amaliens, einer Prinzessin von S.-Meiningen, geb. d. 23. Nov. 1772, studirte seit 1788 nebst s. jüngern Bruder (und Nachfolger) Friedrich, in Genf (wo die lutherische Gemeine unter dem Schutze der Herzoge von Gotha steht, die auch den Prediger derselben ernennen). Nach s. Rückkehr 1791 hörte er Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Politik und Literatur. Seit dieser Zeit, als er sich selbständig fühlte, schienen s. Anlagen in ihrer Eigenthümlichkeit hervorzutreten. Früher standen s. auf weiblichen Verkehr, Putz und weibliche Spiele gerichteten Neigungen mit der Lebensart s. ernsten Vaters in großem Widerspruche. Die von der frühern Erziehung unzertrennliche Regelmäßigkeit, welche gewisse Geschäfte an bestimmte Zeiten bindet, widerstrebte s. Natur, sowie sich diese auch nicht mit den Fertigkeiten und Wissenschaften befreunden mochte, die nur durch anhaltenden Fleiß gewonnen werden können. Auch hierin stand er s. Vater gegenüber, dem ordentlichsten und regelmäßigsten Manne s. Landes, dessen Neigungen sich vorzüglich auf diejenigen Wissenschaften gerichtet hatten, in denen s. Sohn keine Fortschritte machen wollte. Durch diesen Gegensatz wurde bisweilen das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn gestört. 1797 vermählte sich der Erbprinz mit Louise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, verlor sie aber in ihrem ersten Wochenbette, wo sie ihm eine T., die jetzt regier. Herzogin von S.-Koburg, geboren hatte; hierauf 1802 mit Caroline Amalia, Prinzessin von Hessen-Kassel, welche Ehe kinderlos blieb. Am 20. April 1804 trat er, nach dem Ableben s. Vaters, die Regiernng an, wozu er bereits durch Theilnahme an den Geschäften des geh. Ministeriums eingeweiht worden war. Unverrückt blieb er 18 Jahre hindurch, in einer stürmisch bewegten Zeit, dem System einer geordneten, gerechten und milden Verwaltung treu, welches in s. Lande seit Ernst dem Frommen, dem Urheber der Blüthe desselben, unverbrüchlich befolgt worden war; und ohne die wesentlichen Einrichtungen desselben zu ändern, setzte er ihnen dennoch Vieles zu, was

Gewerbe, Handel, Sicherheit und Lebensglück beförderte. Daher blieb — während der Herzog für die eigne Ökonomie allzu wenig Sorge trug — der Credit des Landes auch in den schwierigsten Zeiten ungeschwächt; der Wohlstand desselben vermehrte sich; die gelehrten und Unterrichtsanstalten aller Art blühten auf; die alten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen wurden ansehnlich vermehrt; neue hinzugefügt und dem Gebrauche geöffnet; die Städte verschönert, die Landstraßen verbessert und neu aufgebaut. Viele Verschönerungen gingen von dem Herzoge aus, zu andern bot er die Hand, und, wie er sich selbst zu schmücken liebte, so sah er sich auch gern in geschmückten und freundlichen Umgebungen, und nichts durfte untergehen, was das Land zierte, die Bildung der Einwohner förderte und seinem Fürsten Ehre brachte. Das Verdienst dieses Strebens wurde durch die schwierigen Verhältnisse erhöht, in welche das Land seit dem Kriege Napoleons in Deutschland 1805 gerieth. Preußen zog damals einen Sicherheitscordon, bei welchem auch die Länder des Herzogs besetzt wurden. Das Hauptquartier des General Rüchel war in Gotha. Der Geist, welcher bei diesem Theile des preuß. Heeres einheimisch war, die Anmaßungen der jüngern Offiziere und manche unbedachtsame Äußerung von bevorstehender Besitznahme gab Veranlassung zu Verstimmungen, die auf die politischen Ansichten des Herzogs Einfluß gewannen. Die Bewunderung des Siegers von Austerlitz, in dem er schon früher den Beförderer der Wissenschaften und Kunst geehrt hatte, riß ihn fort; und wie in früherer Zeit seine Großmutter, die geistreiche Louise Dorothea, nicht ohne Gefahr, den großen Eigenschaften Friedrichs II. gehuldigt hatte, so huldigte er der Größe Napoleons, nicht ohne Widerspruch seiner Umgebungen, aber zum Besten des Landes. Mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Gesinnungen des franz. Kaisers beharrte er darauf, seine Residenz nicht zu verlassen, und gewann, als er in Dresden sich und sein Land ihm empfahl, die Gunst des Siegers durch die Furchtlosigkeit seines Betragens, die Anmuth seiner Rede, seine treffenden Antworten, und ohne Zweifel auch durch den Ausdruck der aufrichtigen Bewunderung, die er für ihn empfand. Erlassung der Contribution und schonende Behandlung des Landes waren die günstigen Folgen. Da nun auch die öffentlichen Behörden den übernommenen Verpflichtungen gewissenhaft Genüge leisteten und zugleich das Loos der Unterthanen auf alle Weise erleichterten, so blieb bis zum Umsturze des Kaiserthums das freundschaftliche Verhältniß mit der franz. Regierung, sowie die Zufriedenheit der Einwohner des Landes mit ihrer eignen ungestört. In einem Zeitraume von acht Jahren war Becker's Entführung durch die Satelliten des Prinzen von Eckmühl der einzige Gewaltstreich, über den das Land Klage zu führen gehabt hat. Zwar blieben des Herzogs Bemühungen bei Davoust selbst ohne Erfolg; als aber Napoleon vor der Schlacht bei Lützen an Gotha vorüber kam, benutzte der Herzog den günstigen Augenblick, führte Becker's Frau an den Wagen des Kaisers, und erhielt auf der Stelle die Befreiung des in Magdeburg Gefangenen. Auch bei dem Rückzuge der franz. Heere nach der Schlacht bei Leipzig blieb Gotha verschont. Nichts wurde im Lande verletzt, als was dringende Noth gebot. Der Herzog selbst verließ seine Residenz nicht, die mehr als einer Familie zur sichern Freistatt diente. Überhaupt wurde der Herzog, welcher die Gunst des Kaisers nie zu seinem persönlichen Vortheil benutzt hatte, von Allen mit Achtung behandelt. Nach wiederhergestelltem Frieden erntete er für die musterhaften, zur Verpflegung und Fortschaffung der Truppen getroffenen Einrichtungen den Dank der Monarchen nicht weniger als den seiner Unterthanen ein. Als hierauf Mißernten die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse zu einer ungewöhnlichen Höhe hinauftrieben, und Viele den Krieg mit seinem lebhaften Verkehr, und die Continentalsperre als die fruchtbare Mutter blühender Fabriken zurückwünschten, hatte der Herzog, indem er sich der Anfoderung einer Fruchtsperre standhaft widersetzte, die Freude zu sehen, daß sich die Preise in seinem Lande niedriger als in den gesperr-

ten hielten; und da zugleich nichts unterlassen wurde, was das Schicksal der Armen erleichtern konnte, so blieben auch die ärmsten Gegenden von den Schrecknissen des Hungers befreit. Die ältern Einwohner, die sich der traurigen J. von 1771 und 1772 erinnerten, bemerkten mit Wohlgefallen, wie sehr sich in diesem Zeitraum der Wohlstand des Landes gehoben und die öffentliche Verwaltung verbessert hatte. Schon öffnete sich die Aussicht auf sorgenfreiere Tage, als der Herzog, der nie ernstlich krank gewesen war, den 17. Mai 1822 in der Blüthe seiner Jahre einer kurzen Brustkrankheit unterlag. Obgleich als Kind von kränklichem Ansehen, übermäßig blond und blaß, hatte sich sein Körper doch in den Jahren der Reife glücklich entwickelt, und er genoß einer guten Gesundheit. Männlichen Leibesübungen war er abgeneigt. Er liebte ein weichliches Leben, sodaß er einen großen Theil des Tages im Bette zubrachte, hier Besuche annahm und Geschäfte besorgte. Doch hatte er, wenn er sich einmal in Bewegung setzte, eine bewundernswürdige Ausdauer. Er konnte für einen schönen Mann gelten; vornehmlich war sein Wuchs hoch, reich und im schönsten Ebenmaße; aber die Bildung seines Körpers, sowie die Farbe seiner Haut, neigte sich zur weiblichen Natur. Sein Gesicht war schwach; durch eine Art von Ahnung bemerkte er jedoch, was ziemlich weit von ihm geschah. Was er einmal in das Auge gefaßt hatte, prägte sich ihm unauslöschlich ein, sodaß er nach Jahren noch die kleinsten Eigenthümlichkeiten einer Gestalt, einer Localität oder eines Kunstwerks anzugeben im Stande war. Da er viel las und selten etwas von Dem vergaß, was er gelesen oder gehört hatte, so besaß er eine große Menge von Kenntnissen, ohne sich darum bemüht zu haben. Überwiegend in ihm waren Phantasie, Gemüth und ein lebendiger, oft spielender, bisweilen auch stechender Witz. Er legte sich selbst ein ausgezeichnetes Divinationsvermögen bei, und wie oft ihn auch dabei seine Einbildungskraft getäuscht haben mag, so war doch nicht zu verkennen, daß er Vieles mehr jener Kraft als sorgfältiger Beobachtung verdankte, und daß z. B. sein schnelles und sicheres Auffassen der Eigenthümlichkeiten Andrer aus eben dieser Quelle entsprang. Diese Eigenschaften, verbunden mit einem lebhaften Streben sich mitzutheilen, machten seinen Umgang anziehend, und es mag ihm selten mißlungen sein, da zu gefallen, wo er es wünschte; aber die große Reizbarkeit seines Gemüthes setzte ihn den Verstimmungen und schnellem Wechsel der Laune aus. Seine Geduld war schnell erschöpft: dann ging seine Lebhaftigkeit in Heftigkeit über; aber sein Zorn war kurz. Beständigkeit in persönlichen Neigungen rechnete er sich zum Ruhm, und er bewahrte den äußern Schein derselben, auch wenn ihr inneres Leben abgestorben war. Unter den Eigenschaften, die den Menschen schmücken, gab er gefälliger Anmuth den Vorzug. Freigebigkeit bis zum Übermaß schien ihm eine der fürstlichsten Tugenden. Der Herzog unterhielt mit einigen Freundinnen, mehr noch als mit Freunden, einen regelmäßigen Briefwechsel. Alle seine Briefe haben ein originales Gepräge, und wie sie leer von Sachen und Ereignissen sind, so sind sie voll von Gedanken und überraschenden Wendungen. Hatte ein äußeres Bedürfniß die Veranlassung dazu gegeben, so verschwand diese bald unter dem höhern Bedürfnisse, seiner Phantasie oder dem Strome des Witzes und der Rede in sich Luft zu machen. Daher wechselt auch Ton und Farbe seiner Briefe weniger nach den Personen, an die sie gerichtet sind, als nach seiner eignen Laune; oft hat er mit höchst beredten und reich ausgestatteten Briefen Menschen (Modehändler zum Beispiel und Haarkräusler) beehrt, denen die Eigenthümlichkeiten des fürstlichen Verf. ein Räthsel oder eine Thorheit scheinen mußten. Seit seinem dreißigsten J. beschäftigten ihn auch schriftstellerische Arbeiten. Das Erste, worin er sich versuchte, waren Portraits von bekannten Personen, an denen man treffende Richtigkeit und Anmuth der Darstellung rühmte; dann ein größeres Werk, „Panedone" (die All-Lust) betitelt, mehr Märchen als Roman, unvollendet, aber von allen seinen Erzeugnissen vielleicht das eigenthümlichste. Eine Art

von Wette oder Herausfoderung gab dem „Jahre in Arkadien", auch „Kyllenion" betitelt, das Dasein, dem einzigen Werke des fürstlichen Verf., das im Drucke erschienen ist *), eine Reihe von Idyllen oder landschaftlicher staffirter Gemälde, die in zwölf Abtheilungen, in Prosa, mit eingeflochtenen Liedern (von denen der Verf. die meisten selbst in Musik gesetzt hat), die zwölf Monate des griech. Jahres darstellen sollen. Ein neues Werk wurde während des Krieges (1806) gemeinschaftlich mit einer geistreichen Frau angefangen, welches zuerst in Briefen, dann als Tagebuch (aber auch dieses an die Freundin gerichtet) das Hofleben einer Großherzogin Anna erzählt und mit mannigfaltigen Beziehungen auf das eigne Leben und die Verhältnisse des Verf. durchwebt ist. Dieses Werk, zu welchem aber die erwähnte Freundin nur im Anfange zwei Briefe beigesteuert hat, wurde 1807 durch zufällige Störungen unterbrochen, drei Jahre darauf wieder aufgenommen, bald aber, nach veränderten äußern Verhältnissen, bei Seite gelegt. Ein neues Werk, mit dem Namen der „Emilianischen Briefe" bezeichnet, trat nun an die Stelle des vorigen, ebenfalls aus Briefen und Tagebuch zusammengesetzt, reichhaltiger an Ereignissen, aber noch reicher an Schilderungen einer romantischen Natur, mannigfaltiger Kunstwerke, herrlicher Gärten, von Palästen, Klöstern und Tempeln, die seine Phantasie mit jedem Reiz und jeder Herrlichkeit ausstattete. Fast zehn Jahre hindurch schrieb er an diesem Werke mit vorzüglicher Liebe; aber da er sich schon mit dem Gedanken der Herausgabe desselben beschäftigte, überraschte ihn der Tod. In beiden Romanen war es der Herzog selbst, welcher sich, seine Gefühle und Ansichten, seine Verhältnisse und Neigungen in der Rolle der fürstlichen Jungfrauen darstellte, meist mit zärtlicher Selbstliebe, bisweilen auch mit scharfer Ironie, doch aber immer schonender, als wenn er sich, was auch bisweilen geschieht, gleichsam als Doppelgänger, in männlicher Gestalt auftreten läßt. Über die innere Beschaffenheit dieser Werke und die Art ihrer Abfassung erklärt sich ein Schriftsteller, der das poetische Vertrauen ihres Verf. genoß, in der „Allgem. Literaturzeit.", 1822, S. 172, und in Fr. Jacobs's „Vermischten Schriften", 1. Thl., S. 85. — Der Herzog liegt in dem von seinem Vater angelegten Garten auf einer schattenreichen Insel begraben, wo auch Ernst II. ruht. Eine Abbildung dieses romantischen Platzes und der Gräber auf demselben findet sich in dem 60. Jahrg. des „Gothaischen Hofcalenders" (1822). Das Bildniß des Herzogs ist nach einem Gemälde von Grassi von Steinla in Kupfer gestochen. — Eichstädt in Jena schrieb eine „Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum etc." (2. A. Gotha 1823). — Mit seinem Bruder und Nachfolger Friedrich IV. erlosch d. 11. Febr. 1825 der gothasche Specialast des S. = Gothaschen Gesammthauses.

August (Friedrich Wilhelm Heinrich), Prinz von Preußen, geb. d. 19. Sept. 1779, Sohn des Prinzen August Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen und der Prinzessin Anna Elisabeth Louise v. Brandenburg=Schwedt. Zu den Waffen erzogen, war er bei Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht von Jena Theil nahm, Beweise von Tapferkeit gab, allein bei Prenzlau gefangen wurde. Die franz. Behörden wiesen ihm während der Dauer des Kriegs Nancy zum Aufenthaltsort an. Nach der Reorganisation der preuß. Armee ernannte ihn der König zum Generalmajor und Chef der Artillerie, und der Prinz bemühte sich, seine Kenntnisse in diesem Fache so auszubilden, daß er diese Waffe in theoretischer und praktischer Hinsicht genau kannte. Die preuß. Artillerie verdankte ihm schon damals wichtige Verbesserungen. Als Chef der Artillerie war er auch in dem Kriege 1813 bis zum Waffenstillstand thätig. Da er jedoch in dieser Eigenschaft nur anzuordnen hatte, ohne zum eigentlichen Kampf zu

*) Ein andres: „Vierzehn Briefe eines Carthäusers", ist eine von ihm veranlaßte Übersetzung eines franz. Originals, welcher er am Ende ein oder zwei Seiten beigefügt hat.

gelangen, so übernahm er nach dem Waffenstillstand als Generallieutenant das Commando der 12. Brigade, die bei dem 2. (Kleist'schen) Armeecorps in Böhmen stand. An der Spitze dieses Truppentheils focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris, sowie in vielen kleinern Gefechten. Mehrmals trugen er und die Seinigen zur Entscheidung des Siegs bei. Noch größer ward sein Wirken, als er 1815 das Commando über das 2. und norddeutsche Armeecorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. Prinz August wich hierbei, ohne die Truppen zu sehr auszusetzen, von dem gewöhnlichen Gange der Belagerungen ab, er täuschte meist durch einen falschen Angriff, eröffnete die Parallelen sehr nahe, ging mit den Laufgräben rasch vor, ängstigte die Werke und die Stadt mit einem starken Feuer, besonders aus Wurfgeschütz, und bewirkte durch diese klugen und energischen Maßregeln in kurzer Zeit die Übergabe von Maubeuge, Philippeville, Marienburg, Longwy, Rocroy, Givet nebst dem Mont d'Haurs, Montmedy, Sedan und Mezieres. Bei den meisten dieser Belagerungen war er selbst gegenwärtig. So erwarb sich der Prinz die meisten Ehrenzeichen Europas, nicht als Fürstensohn, sondern als verdienter Krieger. Nach dem Kriege nahm er sich der Artillerie auf das thätigste an, sorgte für bessere Einrichtung der Geschütze, für vorzügliche Ausbildung der Officiere und Truppen u. s. w.; er ist daher von der ganzen preuß. Armee als der tüchtigste Chef, den die preuß. Artillerie je gehabt hat, anerkannt. Der Prinz ist jetzt General der Infanterie, Generalinspector und Chef der Artillerie, lebt zu Berlin und besitzt durch die Erbschaften von seinem Vater und seinem bei Saalfeld gebliebenen Bruder, Louis Ferdinand, unstreitig das größte Privatvermögen im ganzen preuß. Staat.

Augustinus (der heilige), einer der berühmtesten Lehrer der christlichen Kirche, geb. zu Tagaste, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13. Nov. 354, unter der Regierung des Kaisers Constantin, hat in seinem Buche, dem er den Titel „Bekenntnisse" beilegte, sein Leben erzählt. Seine Ältern schickten ihn zur Vollendung seiner Studien nach Carthago; allein er entsprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernste und trockene Studium verabscheute und nur von solchen Dingen angezogen ward, die das Herz beschäftigen. In seinem 16. J. faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre lang wurde er von einer Geliebten gefesselt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erst als er seine ganze Lebensart änderte, verließ er sie. Ein Buch des Cicero: „Hortensius", das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, leitete ihn auf das Studium der Philosophie, und da diese seinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang Zuhörer; als er aber zu einer deutlichen Erkenntniß gelangte, verließ er sie und begab sich von Afrika nach Rom und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredtsamkeit einzunehmen. Der heil. Ambrosius war daselbst Bischof, und durch die Reden desselben lernte er das orthodoxe Christenthum hochachten. Das Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die katholische Kirche feiert jeden 3. Mai ein eignes Fest zum Andenken an diese Begebenheit. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, schrieb hier mehre Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er im 33. J. seines Lebens mit seinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambrosius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück, verkaufte seine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur so viel für sich, um mäßig leben zu können. Als er einst in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Augustinus in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge und ward 395 Bischof zu Hippon. Er gerieth mit dem sittlich reinen Pelagius (s. Pelagianer)

in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination (Gnadenwahl) und schrieb über diese ein eignes Buch. Augustinus behauptet, daß der Mensch bloß durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. (Vgl. Gnade.) Er starb den 28. Aug. 403, während Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine bessere Sprache und einen reinern Geschmack besessen, aber keinen, der es verstanden hätte, mehr das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. Aug. Neander gab zu Berlin 1823 „Sancti Augustini confessionum libri XIII" heraus. — A. hat seinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein, freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal gesetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Augustiner behaupteten, einen Orden mit fester Regel gestiftet. Die verschiedenen Zweige des Augustinerordens, regulirte Chorherren, Einsiedler, Einsiedlerinnen und Tertiarier, sind erst im 11. und 12. Jahrh. entstanden und ihre Regeln ein Werk der Päpste und Prioren. Pius V. setzte die vorher ohne Ordensverband zerstreuten, 1256 aber zum Klosterleben vereinigten Augustiner-Eremiten oder Einsiedler des heil. Augustinus 1567 unter die Bettelorden und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franciscanern und Carmelitern. Sie tragen schwarze Kutten. Vor der Reformation hatten sie bei 2000 Klöster mit 30,000 Mönchen und 300 Nonnenklöster. Nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan hatte, verzweigten sie sich in mehre ansehnliche Brüderschaften, unter denen die Augustiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichsten wurden. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte der ganze Augustinerorden 42 Provinzen. Jetzt hat er nur noch in Italien, Spanien, Portugal, in den östreich. Staaten und in Amerika Klöster in geringer Anzahl. 1817 haben sich wieder Augustinerinnen von der Congregation U. L. Fr. zu Paris angesiedelt. Es sind 32 Nonnen, welche vom Ertrage ihres Fleißes leben, 200 arme Kinder unterrichten und noch kein Grundeigenthum besitzen.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius), ursprünglich Cajus Octavius genannt, Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schwester Julius Cäsar's. Die Familie der Octavier stammte aus Velletri im Lande der Volscer. Der Zweig, zu welchem Augustus gehörte, war reich und angesehen. Augustus's Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Civil- und Militairämtern rühmlich auszeichnete. Octavius war unter Cicero's Consulat 65 J. v. Chr. geboren. Er verlor seinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt seiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia sich in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst seines Großoheims, des Julius Cäsar, der sich geneigt erklärte, ihn an Kindesstatt anzunehmen, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand sich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Redner Apollodor die Beredtsamkeit studirte, als er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Oheims und zugleich von seiner Adoption erhielt. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien, um, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäsar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kamen ihm Abgeordnete der daselbst versammelten Veteranen entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäsar's ausgerufen, machte er feierlich seine Adoption bekannt, nahm den Namen seines Oheims an, dem er den Namen Octavianus beifügte. Er stellte sich, damals 19 J. alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte sich aller öffentlichen Gelder in Brundusium zu seinem eignen Gebrauch und zog

durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die Cäsar'n gestürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die, unter dem Vorwande, Jenen zu rächen, ihre eigne Macht zu begründen strebten. Damals siegte die letztere Partei, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Octavius begab sich zuerst zu Cicero, der sich auf seine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte, um diesen großen Redner, der noch immer beim Volke beliebt war und der den Antonius haßte und fürchtete, für sich zu gewinnen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magistratspersonen, Soldaten und Bürger ihm entgegenkam; nur Antonius würdigte seine Ankunft keiner Aufmerksamkeit. Nachdem Octavius seine Adoption auf die feierlichste Art hatte bestätigen lassen, besuchte er Antonius, bot ihm seine Freundschaft an und foderte ihm die Verlassenschaft Cäsar's ab, um die von demselben ausgesetzten Vermächtnisse zu bezahlen. Antonius wies anfangs diese Ansprüche stolz zurück, änderte aber bald sein Benehmen, als er des Octavius Ansehen immer mehr steigen, sein eignes aber in gleichem Maße sich vermindern sah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwischen beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlern nicht sein. Ihr Herz nährte gegenseitig Haß und Eifersucht; auch war ihre Feindschaft so wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beschuldigte, er habe Antonius ermorden lassen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpinische Gallien zog und Mutina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius gesandten Consuln begleitete und nach dem Tode derselben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als Jener nebst Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, sich mit ihm aussöhnte; wie zwischen den drei Feldherren ein Triumvirat geschlossen wurde, und wie sie, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten, ist im Art. Antonius erzählt worden. Antonius ehrte das Andenken des überwundenen Brutus; Octavian dagegen verhöhnte den Leichnam des Unglücklichen. Nachdem er in Rom angekommen war, befriedigte er die Habsucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien. Diese Vertheilung verursachte große Unruhen. Mitten unter den stürmischen Auftritten, welche Italien erschütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeschlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehren Gefechten warf Lucius sich in die Stadt Perusia, wo er sich bald darauf ergeben mußte. Die Stadt ward der Plünderung preisgegeben und 300 Senatoren wurden, als ein den Manen des vergötterten Cäsar dargebrachtes Opfer, zum Tode berurtheilt. Nach des Antonius Rückkehr ward den Ächtungen Einhalt gethan. Octavian erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukommen. Noch gab es einige Unruhen in Gallien, und der Seekrieg mit Sextus Pompejus dauerte mehre Jahre. Nach seiner Rückkehr aus Gallien vermählte sich Octavian mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem er selbst seine dritte Gemahlin, Scribonia, verstoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward seines Ansehens beraubt und starb als Privatmann, 13 vor Chr. Antonius und Octavian theilten hierauf das Reich. Aber während Antonius sich im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavian seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen, und benutzte dabei die Fehler seines Mitherrschers. Vor Allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und Großmuth, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt. Vielmehr erklärte er sich feierlich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde. Er schien es mehr zu erlauben

als zu verlangen, daß man ihn zum beständigen Tribun ernannte, eine Würde, die ihn zur höchsten Macht führte. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Kleopatra erzeugten Söhne zu seinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Diese Stimmung benutzend, ließ Octavian der Königin von Ägypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem ambracischen Meerbusen, wo Agrippa (s. d.) die Seeschlacht bei Actium (s. d.) gewann, die ihn zum Beherrscher der Welt machte (31 vor Chr.). Er verfolgte seinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte den Krieg, nachdem er den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Kleopatra und Antonius gaben sich selbst den Tod. Octavian ließ sie prachtvoll bestatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward seiner Sicherheit geopfert. Gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsar's und der Kleopatra. Alle andre Verwandte des Antonius blieben verschont, und Octavian gebrauchte im Ganzen seine Macht mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens, Kleinasiens und der Inseln zu ordnen; bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er einen dreitägigen Triumph. Befreit von seinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt, war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt. Agrippa, dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leisten; Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder vielmehr seiner eignen Neigung, folgte Octavian. Um dem Volke den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Regenten zu sehen, schaffte er die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Verbesserung der während der Bürgerkriege eingerissenen Mißbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats begab er sich in den Senat und erklärte seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten. Octavian gab diesen dringenden Bitten nach und fuhr fort, durch den Senat zu regieren. Er erhielt jetzt den Beinamen Augustus, der die Hoheit seiner Person und seines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in sich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Wasser und zu Lande, der über Krieg und Frieden entschied; eines Proconsuls über alle Provinzen; eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen öffentlichen Beschlüssen widersetzen zu können; endlich eines Censors und eines Pontifex maximus oder Oberhauptes aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Zu allen diesen Vorrechten fügte man noch den Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, so übte sie August doch mit weiser Mäßigung. Es lag im Geiste seiner Staatsklugheit, die alten Namen und Formen beizubehalten; daher verweigerte er es standhaft, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen.

Augustus führte mehre Kriege in Afrika, Asien und besonders in Gallien und Hispanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; sie hielten die Dacier, Numidier und Äthiopier in Schranken. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, dem zufolge sie Armenien abtraten und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler seiner Triumphe über die Bergvölker, von denen man noch zu Susa und Aosta stolze Überreste sieht. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, schloß er (das dritte Mal seit Roms Erbauung) 10 v. Chr. den Tempel des Janus.

Aber dieser Friede ward, 9 n. Chr., durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanen unter Hermann (s. d.) verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte Augustus tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen, und rief oft im äußersten Schmerz: „O Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Indeß wurden die Deutschen durch Tiberius in Schranken gehalten. Während des Friedens erließ A. viele nützliche Verordnungen und stellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Gestalt, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen, gab Luxusgesetze und stellte die Kriegszucht bei den Heeren, sowie die Ordnung bei allen circensischen Spielen, wieder her; er verschönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Backsteinen erbaut gefunden hatte und aus Marmor erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, um, wie Vellejus sagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er besuchte Sicilien und Griechenland, Kleinasien, Syrien, Gallien u. s. w.; in mehren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats ward dem Monat Sextilis der Name August gegeben. Zwei Verschwörungen, die Augustus's Leben bedrohten, scheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode bestraft. Glücklicher war Cinna, dem Augustus verzieh. Diese Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, sodaß dem Beherrscher Roms nichts zu wünschen übrig geblieben wäre, hätte seine Familie sich seinem Willen ebenso gefügt, wie die Welt sich ihm fügte. Die Ausschweifungen seiner Tochter Julia verursachten ihm großen Kummer, und er zeigte sich härter gegen Diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen Diejenigen, die sein Leben bedroht hatten. Die Geschichte sagt, daß er in seinem Alter von der Livia beherrscht wurde, vielleicht der einzigen Person, die er wahrhaft geliebt hatte. Er hatte keine Söhne und verlor durch den Tod sowol seinen Schwestersohn, Marcellus, als seine Tochtersöhne, Cajus und Lucius, die er zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte. Auch Drusus, sein Stiefsohn, den er liebte, starb frühzeitig, und Tiberius, der Bruder desselben, der ihm seiner bösen Eigenschaften wegen verhaßt war, blieb ihm allein übrig. Diese vielen Todesfälle, sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach; allein sein Übelbefinden nahm zu und er starb zu Nola (19. Aug. 14 nach Chr.) in einem Alter von 76 J. und im 45. J. seiner Alleinherrschaft. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umstehenden: „Habe ich meine Rolle gut gespielt?" Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „So klatscht in die Hände, sie ist aus!" — Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben des Augustus zuverlässig, so würde er seinen Charakter, seine Politik und selbst sein Glück treffend bezeichnen. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente Andrer, um jene zu erreichen. Er besiegte Brutus durch Antonius und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien, nie seine Plane, und wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufdringen zu lassen, die stets das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Man darf jedoch zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er seine Macht mit Weisheit gebrauchte und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit feinem Geschmack und gewandtem Geist begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften und übte die Dichtkunst selbst,

sodaß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das in der Geschichte des Menschengeschlechts sich durch geistige Bildung auf das vortheilhafteste auszeichnet. Sein Tod versetzte das Reich in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei und errichtete ihm Tempel und Altäre.

A und O, Anfang und Ende. Auch Gott wird (Offenb. Joh. 1, 8) das A und O, der Erste und der Letzte, genannt. In dem griech. Alphabete, das auch mit A (Alpha) anfängt, ist nämlich nicht Z, sondern ein O (Omega) der letzte Buchstabe. In einem ältern halbdeutschen und halblateinischen Liede: „In dulci jubilo", schließt eine Strophe: Alpha es et O (du bist das A und O). Früher hatten Prediger, Ärzte und andre Personen die Gewohnheit, ihre Concepte, Recepte u. a. schriftliche Aufsätze mit einem α/ω anzufangen. Dies Zeichen bedeutet nichts Andres als α Alpha und ω O., folglich wollten sie damit ungefähr das ausdrücken, was unser: Mit Gott! sagen will. 11.

Aunoy (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), geb. 1650, starb 1705, ist die Mutter der Feenmärchen, die in Frankreich in ihren Tagen so viel Glück zu machen anfingen. Leicht und anmuthig, aber auch sehr redselig ist ihr Styl. In den 4 Bdn. „Contes des fées" liegen fast immer wahre, in ihrer Zeit durch besondere Umstände interessant gewordene Begebenheiten zum Grunde, die sie durch witzigen Vortrag und sinnvolle Zusätze dem Publicum in verschönernder Romanform gab. Auch liebte sie Intriguen philosophisch zu entwickeln. Diese Manier findet man bestätigt in der „Voyage en Espagne", in den „Mémoires de la cour d'Espagne", in den „Mémoires de la cour d'Angleterre", in den „Mémoires historiques de ce qui s'est passé de plus remarquable en Europe depuis 1672 jusqu'en 1679" u. s. w.; aber unverzeihlich, sagt der Kritiker Auger, ist die fade Galanterie, womit mancher Held in ihren Dichtungen auftritt. Das war aber damals Hofton. Eine Begebenheit ihrer Ehe trug dazu bei, ihren Geist so romanhaft zu bilden, wenn dies nicht früher bereits die Erziehung ihrer Tante, M. Desloges, die unter Ludwig XIII. lebte, veranlaßt haben sollte, welche zu ihrer Zeit für eine sehr geistreiche Dame galt. Der Gräfin d'Aunoy Gemahl wurde nämlich als Hochverräther von drei seiner Landsleute denuncirt, gefangen und in scharfe Inquisition gezogen. Er war in Gefahr, bei aller Unschuld zum Tode verurtheilt zu werden, als einen dieser Angeber eine tödtliche Krankheit befiel, der, um vom Beichtvater Absolution zu erhalten, die Unwahrheit der ganzen Denunciation wider den Grafen Aunoy mit allen Umständen darlegte.

Aureng=Zeyb (Zierde des Throns), geb. d. 20. Oct. 1619, erhielt diesen Namen von seinem Großvater Djehanguyr, der damals den Thron von Hindostan besaß. Als er 9 Jahre alt war, kam sein schwacher und unglücklicher Vater Shah=Djehân zur Regierung. Aureng=Zeyb kündigte schon als Jüngling durch sein ernstes Äußeres, durch sein häufiges Beten und durch seinen Hang zur Einsamkeit seine versteckte Heuchelei und seine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ sich unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung und wollte sich nach Medina zum Grabe des großen Propheten begeben. Aber im 20. J. legte er den Koran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geschicklichkeit eine Anzahl Truppen an und erhielt die Statthalterschaft von Dekhan. Hier wollte er einst den Fakirn einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft geben, bat sie zu einem großen Gastmahle und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleidung anzuziehen. Die alten Gewänder ließ er verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold= und Silberstücke, die ihm gute Dienste thaten, als er mit seinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte seine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern und lockte seinen Vater in das Innere seines Harems, woselbst er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, bestieg 1659 den Thron von Hindostan und nahm den Namen Aâlem

Guyr an. Wie grausam die Mittel auch gewesen waren, deren er sich zur Erreichung seines Zweckes bedient hatte, so regierte er dennoch mit vieler Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und suchte seine eigne Macht zu begründen. Zwei Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festsetzen und durch langsam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Visapur, und vertrieb nach und nach die Maratten ganz aus ihrem Vaterlande. Er starb den 21. Febr. 1707, im 51. Regierungsjahre. — Aurungabad, seine jetzt verödete Residenz, beschreibt Seely in den „Wonders of Elora" (London 1824). Nach seinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen sogleich Kriege zwischen seinen Söhnen aus und mehre eroberte Provinzen suchten sich unabhängig zu machen.

Aurich, Hauptst. der hanöverschen Provinz Ostfriesland, mit 3200 E., Sitz des ostfriesischen Regierungscollegiums und eines Amts, mit einem protestantischen Consistorium u. einem Lyceum, treibt Handel und hat wichtige Pferdemärkte. Von dieser Stadt führt die Treckfurt, ein durch Moor und Marsch über 3 Meilen weit gezogener Barkencanal nach Emden, dem ersten Hafen des Königr. Hanover. In Aurich versammeln sich die Provinzialstände Ostfrieslands, die bekanntlich mit so großem Beifall der preuß. Regierung und ihres Vaterlandes die großen Landesfreiheiten Ostfrieslands lange handhabten. Das Land wurde unter der preuß. Regierung immer blühender und genoß damals einer unbeschränkten Handels-, Conscriptions-, Licent- und Accisefreiheit. Die Provinzialstände schrieben das dafür zu erlegende Baar durch Vertheilung aus. Eine allgemeinere Barkenschifffahrt, Holzanpflanzung und Vereinzelung der Gemeinheiten fehlt noch dem Lande. Auch würde die Verbindung der Ems, Lippe u. Ruhr mit dem Rheine auf Aurichs Handel und Wohlstand vortheilhaft wirken. Denn kleine Städte hebt man nicht durch örtliche Vorrechte und Begünstigungen, sondern dadurch, daß man die Landleute der Umgegend vermehrt und wohlhabender macht. — Zu dem Amte Aurich gehört die Insel Norderney (s. d.), mit einem Seebade.

Aurikel (Primula auricula), eine mit den Primeln verwandte beliebte Gartenblume, wächst in den südlichsten Gegenden von Deutschland wild auf hohen Bergen und an schattigen, feuchten Orten. Durch die Cultur hat sie an Schönheit und Farbenpracht sehr gewonnen. Ihr Geruch ist angenehm und lieblich. Sie blüht im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweiten Mal. Man pflanzt sie entweder durch Absenker oder durch Samen fort; letztere Art der Fortpflanzung fodert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden heißt sie Aurikel-Schlüsselblume.

Aurora (griech. Eos), Hyperion's und der Thia Tochter, und Schwester des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeschlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Asträus, einem Sohne des Krius, gebar sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenstern und die Gestirne. Sie fährt, von den göttlichen Rossen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Rosenfingern den Schleier der Nacht, der Welt leuchtend, bis der Glanz des Tages sie verscheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin fesselte, nennen die Dichter besonders Orion, Tithon und Cephalus.

Ausbeute, im Bergwesen, der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Besitzer der Kuxe, nach Abzug aller Kosten. Dieser Gewinn wird gewöhnlich in Species bezahlt, welche **Ausbeutethaler** heißen.

Ausbruch, die edelste Sorte des Ungarweins, welche aus den reifsten, vor der eigentlichen Lese ausgebrochenen Trauben gekeltert worden ist. Auch am Rhein hat man an einigen Orten das Ausbrechen der reifen Trauben angefangen, um besonders edle Weine zu erhalten.

Ausdehnung, s. Expansion.

Ausdruck, figürlich: die völlig angemessene Veräußerung eines innern Zustandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wol auch Ausdruck nennt, sind davon sorgfältig zu unterscheiden. Worte, als Zeichen der Vorstellungen, sind noch keine Ausdrücke, sie werden es nur im Zusammenhange und durch die erfoderliche Beschaffenheit. Außer dem Zusammenhange ist in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als Interjection. Sollen Wörter Ausdruck haben, so gilt es die Untersuchung, ob sie genau Dem entsprechen, was der Darstellende uns durch sie mittheilen wollte. Dies ist aber nur aus dem Zusammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorstellung, die, für sich betrachtet, weder wichtig noch unwichtig ist, sondern Beides erst durch die Verbindung wird, worin sie erscheint. Eben so wenig ist Ausdruck mit Nachdruck zu verwechseln, wie so häufig von Denen geschieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen seiner Unnatur höchst mißfällig wird. — In unserer Erklärung des Ausdrucks setzen wir den Zustand der Beschaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdrucke nicht die allgemeine Art geistiger Mittheilung, sondern eine besondere, von jener etwas unterschiedene, stattfinde. Z. B. wenn wir von einem Gesichte, von einem Bildniß sagen, daß es Ausdruck habe, so wollen wir damit nichts Andres sagen als: Dies ist nicht bloß die allgemeine Form eines menschlichen Gesichts überhaupt, sondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt sich in den Zügen dieses Gesichts, dieses Bildnisses, an. Demnach bestände der Ausdruck in Ankündigung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck sein, insofern uns dadurch die Seele enthüllt wird. Die Seele aber nehmen wir nur wahr in bestimmten Zuständen. Der Ausdruck ist folglich die Äußerung eines Seelenzustandes, und zwar des Zustandes eines von einem Gegenstande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeisterten Gemüths. Diese Äußerung aber muß völlig angemessen sein, damit die äußere Darstellung der innern so entspreche, daß genau dieselben Ideen und Gefühle in dem Geiste und Gemüthe des empfänglichen Andern entstehen, wie sie im Geiste und Gemüthe des Darstellenden vorhanden waren. Der Ausdruck muß daher in Beziehung auf den Gegenstand genaue Bestimmtheit und Anschaulichkeit, in Beziehung auf den Darstellenden aber Beseelung und richtigen Empfindungston haben. Da aber die Veräußerung des innern Seelenzustandes, worin das Wesen des Ausdrucks besteht, im eigentlichen Sinne Darstellung ist, so werden wir auf die Wirksamkeit der Einbildungskraft hingewiesen, ohne welche wir weder in jenen Zustand kommen, noch einer Darstellung fähig sind. Den Gegenstand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffassen, stellen wir uns nicht so lebhaft vor, daß wir dadurch in einen besondern Zustand versetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem solchen Zustande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieses zusammenfassend, kann man sagen, Ausdruck sei beseelte Darstellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenstandes, gemäß der Beschaffenheit und Wirksamkeit desselben, in dem Zustande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. Er ist schon seiner Natur nach ästhetisch, und in allen schönen Künsten nicht seinem Wesen, sondern nur den verschiedenen Darstellungsmitteln nach verschieden. Die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks bestimmen ihre Sphäre. — Der Anatom Charles Bell will ein besonderes Nervensystem als Bewirker des Ausdrucks entdeckt haben. S. dessen „Essays on the anatomy and philosophy of expression", 2. Aufl., Lond. 1824, 4.

Ausdünstung, die durch Einwirkung des Wärmestoffs hervorgebrachte Umwandlung flüssiger und fester Körper in tropfbare elastische Flüssigkeiten. Setzt

man z. B. Wasser der Hitze aus, so legen sich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufsteigen und hier zerplatzen. Diese Bläschen erheben sich um so häufiger, je stärker die Hitze ist. Sie machen den Dampf des Wassers aus, der in die Luft steigt und dort Wolken bildet. Aber auch im bloßen Sonnenschein und ohne denselben in freier Luft verdunstet das Wasser, sowie jede andre Flüssigkeit. Die allgemeine Ursache der Ausdünstung ist die Wärme; bei den verschiedenen Substanzen aber werden verschiedene Grade derselben erfodert. Das Wasser, das überhaupt der Ausdünstung stark unterworfen ist, verdunstet schon bei sehr mäßiger Wärme, und bei der ungeheuern Menge, in welcher es über die Erde verbreitet ist, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß dadurch die wichtigsten Veränderungen in unserer Atmosphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünstung des Wassers zu messen, Ausdünstungsmesser, Atmometer (s. d.), erfunden, deren Ergebnisse jedoch ziemlich unsicher geblieben sind. Wenn man annimmt (wozu die angestellten Versuche berechtigen), daß die jährliche Verdünstung im Durchschnitt 30 Zoll beträgt (d. h., daß der wieder in Wasser verwandelte Dampf die betreffende Oberfläche bis zu einer Höhe von 30 Zoll bedecken würde), so würden, die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde zu 4 Mill. geogr. □M. angenommen, jährlich 200 Kubikmeilen Wasser in Dämpfe verwandelt, welche Masse noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wässerigen Theilen ausdünsten. Im Sommer ist allerdings die Ausdünstung beträchtlich stärker als im Winter, doch ist sie in der kalten Jahreszeit nicht so unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmestoffs schließen sollte. Selbst innerhalb der Polarkreise hört die Ausdünstung nicht ganz auf, denn auch das feste Eis dünstet an der freien Luft noch aus. Die Erscheinung der Ausdünstung zu erklären, sind zweierlei Hypothesen aufgestellt worden, nach welchen sie entweder nichts Andres als ein geringer Grad der Verdampfung, d. h. der Umwandlung der Flüssigkeiten in elastische Dämpfe, oder eine wahre Auflösung der Flüssigkeiten in der Luft ist. Letztere Meinung ist besonders von de Luc bestritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünstung, indem sich das Wasser mit dem Wärmestoff verbindet, ohne sich in der Luft aufzulösen. Der Hauptgrund für diesen Satz ist, daß bei jeder Verdünstung einer tropfbaren Flüssigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte ist nichts Andres als Entfernung oder Verbrauch des Wärmestoffs. Wenn nun bei Verdünstungen Wärmestoff verbraucht, d. h. mit dem verdünsteten Wasser verbunden wird, so muß dieser Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt auch die Luft zur Ausdünstung nicht nur nichts bei, sondern ihr Druck ist derselben mehr hinderlich. Ohne diesen Druck würde dieselbe Wassermenge weit weniger Wärmestoff zum Verdünsten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Wasser in luftleerem Raume stärker und schneller verdünstet, als an der Luft, und, nach Saussure, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Ausdünstung auf Bergen, bei drei Mal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr denn doppelt so groß ist als im Thale. Die neuesten Untersuchungen bestimmen jedoch diese Ansicht näher dahin, daß allerdings zur Entstehung des ausdehnbaren Wasserdunstes eine auflösende Kraft der Luft nicht nöthig ist, weil er sich sonst nicht im luftleeren Raume erzeugen könnte; daß sie dagegen aber zur Bewirkung einer gleichförmigen Mischung des Wasserdunstes mit der Luft schlechterdings erfodert wird, weil sonst, bei der Verschiedenheit der specifischen Gewichte beider, nothwendig eine Trennung erfolgen müßte, wovon die Erfahrung gleichwol nichts lehrt, und daß man sich deßhalb also gezwungen sieht, die Verbindung des ausdehnsamen Wasserdunstes mit der Luft als eine wahre Auflösung desselben in die letztere anzusehen. Jene erstere Ansicht entwickelt de Luc in d. „Nouvelles idées sur la météorologie" (London 1786, 2 Bde.; deutsch, Berlin 1787); wogegen die Auf-

lösung des Wassers in der Luft als Ursache der Ausdünstung namentl. vertheidigt wird von Hube in s. Schrift „Über die Ausdünstung", Leipz. 1790.

Unter Ausdünstung des thierischen und menschlichen Körpers versteht man 1) diejenige Verrichtung der Haut, mittelst welcher in dem dichten Netze von Haargefäßen derselben bestimmte flüssige Stoffe aus dem Blute abgesondert, in Dunst (oder in einen feinen Duft) verwandelt und als solcher durch die Öffnungen der Haut (die sogenannten Schweißlöcher, Poren) ausgehaucht werden; 2) zuweilen auch diese abgesonderten und durch die Thätigkeit der Haut aus dem Körper ausgeschafften Stoffe selbst. Dieser Duft ist unter den gewöhnlichen Verhältnissen so fein, daß man ihn mit bloßen Augen nicht sehen kann, daher man ihn auch die unmerkliche Ausdünstung nennt; er wird aber sichtbar, wenn man die Hand an ein kaltes Glas oder polirtes Metall hält, auch wenn man bei kalter Temperatur stark ausdünstet, oder wenn sich bei noch mehr verstärkter Ausdünstung dieser Duft nicht in der Luft schnell genug auflöst, sondern in Tropfen als Schweiß auf der Haut sammelt. Diese Ausdünstung durch die Haut hat die meiste Ähnlichkeit mit dem aus den Lungen ausgehauchten Dunst, mit der Absonderung der Häute und Membranen innerer Höhlen des Körpers, der Bauch- und Brusthöhle, mit denen sie auch in einigem Zusammenhang zu stehen scheint. Diese Wichtigkeit leuchtet noch mehr hervor, wenn man bedenkt, daß die ganze Hautoberfläche eines erwachsenen Menschen wenigstens 16 □Fuß enthält und deßhalb die Menge der unaufhörlich ausdünstenden Stoffe sehr beträchtlich sein muß, welches sich auch durch die genauen Beobachtungen des Sanctorius (Venedig 1611) vollkommen bestätigt, welcher einen großen Theil seines Lebens auf der Wage zubrachte, und nicht nur alle Speisen und Getränke, die er zu sich nahm, sondern auch alle Abgänge genau wog und berechnete, und dadurch die Erfahrung machte, daß nicht nur von den Flüssigkeiten, sondern selbst von den festern Nahrungsstoffen, welche der Mensch zu sich nimmt, ein beträchtlicher Theil durch die Ausdünstung wieder aus dem Körper geht. Die Ausdünstung hat zwei für das Bestehen des Körperbaues sehr bedeutende Gegenstände zu ihrem Zweck. Der eine ist die Reinigung des Blutes von gewissen schädlichen und überflüssigen Stoffen. Außer den durch zufällige Umstände in die Blutmasse übergegangenen zusammengesetzten Stoffen, von besondern Nahrungsmitteln, z. B. Zwiebelgewächsen u. a. m., werden aus dem Blute Kohlenstoff, Wasserstoff und hauptsächlich der Überschuß an Stickstoff durch die Ausdünstung mittelst des Wärmestoffs in Gas und Duft verwandelt und aus dem Körper geschafft. Die Umwandlung sogar zusammengesetzter, organischer, fester Stoffe in gasförmige Ausdünstung wird in manchen Krankheiten, besonders im Fieber, so außerordentlich vermehrt und beschleunigt, daß der stärkste Mensch in wenigen Tagen ganz abmagern kann, ohne andern Abgang als durch die Haut zu haben. Der andre Zweck der Ausdünstung ist die Erhaltung des gleichmäßigen Wärmegrades in dem Körper und Verminderung der übermäßig sich erhöhenden Hitze in demselben. Jeder lebende Körper hat seinen eigenthümlichen Stand der Wärme, welcher sich im Ganzen genommen gleich bleibt, seine Umgebung mag noch so warm oder kalt sein. Die Temperatur des Menschen steht ungefähr von 32 bis 34° (Réaumur). Da bei der Ausdünstung durch Verflüchtigung der Stoffe (s. oben) viel Wärmestoff verbraucht wird, so ist sie ein bedeutendes Abkühlungsmittel für den Körper und eine Ableitung für die im Innern unaufhörlich sich erzeugende Wärme. Je mehr äußere Wärme auf den Körper wirkt, oder je mehr durch andre Ursachen, z. B. hitzige Getränke, Bewegung, die innere Wärmeerzeugung verstärkt wird, desto vermehrter wird die Ausdünstung und also auch desto stärker die Ableitung der Wärme. Wirkt große Kälte von Außen auf den Körper, so wird die Hautverrichtung geschwächt, die Ausdünstung geht langsamer von statten, der Wärmestoff wird sparsamer verbraucht, sammelt sich also im Körper mehr an. Daher magern die Menschen gewöhn-

lich im Sommer ab, und nehmen im Winter wieder zu, weil in jenem die verstärkte Ausdünstung mehr Stoffe aus dem Körper auflöst und fortschafft als im Winter. Daher kühlt sich der Mensch durch den Schweiß ab, und fühlt sich in der trockenen Fieberhitze erquickt, sobald ein kritischer Schweiß hervorbricht. Wird aber die Ausdünstung auf längere Zeit unterbrochen, oder doch gestört, so müssen auch die Folgen davon höchst nachtheilig für die Gesundheit und selbst für das Leben des Menschen werden. Diese Folgen haben großentheils ihren Grund in dem nahen Verhältnisse des Geschäfts der Haut zu den innern Absonderungen, und sind um so hartnäckiger und verderblicher, je anhaltender die Unterdrückung der Hautausdünstung ist. Die vermehrte innere Wärme erzeugt sehr oft Fieber; auch werden die schädlichen Stoffe im Blute angehäuft, von welchen dasselbe befreit werden sollte, daher es von seiner natürlichen Beschaffenheit abweicht und als regelwidriger Reiz wirkt. Endlich wird die Verrichtung andrer absondernden Werkzeuge übermäßig vermehrt, weil sie das Geschäft der Haut zum Theil mit übernehmen; daher stellen sich nach Erkältung so oft Schnupfen, Halsbräune, Husten, auch bedeutende innere Entzündungen, ferner Durchfall, Harnruhr, Wassersucht, langwierige Rheumatismen und dgl. m. ein. In physiologischer Hinsicht verdient Erwähnung Will. Cruikshank's „Experiments on the insensible perspiration of the human body" (Lond. 1795; deutsch durch Michaelis, Leipzig 1798).

Ausfall. Zur Vertheidigung einer Festung gehören, wenn nicht besondere Rücksichten zum Gegentheil bestimmen, öftere Ausfälle, um den Feind entfernt zu halten und seine Belagerungsarbeiten zu zerstören, wo möglich, nebenbei Lebensmittel aus der Umgegend herbeizuschaffen, der Unterstützung an Mannschaft oder Waffen den leichtern Eingang zu bereiten oder einen Entsatz zu begünstigen, u. dgl. m. Sie können, vornehmlich in geschickter Übereinstimmung mit den Unternehmungen des befreundeten Heeres gegen die Belagerer entscheidend werden. Am vortheilhaftesten werden sie nach Mitternacht, bei Nebel oder Regenwetter unternommen; sie müssen aber stets auf Überraschung des Feindes berechnet und also sehr geheim gehalten werden. Gern wählt man dazu die entschlossenste, treueste Mannschaft und vermeidet beim Ausrücken jedes Geräusch. Der Zweck des Ausfalls bestimmt die Zahl der Mannschaft; häufig wird sie durch Geschütz und Reiterei begleitet. Sie darf sich jedoch in keinem Fall zu weit von der Festung entfernen, um nicht abgeschnitten zu werden, und beim Rückzug nie die Belagerten in der Vertheidigung hindern oder Verwirrung verursachen und dadurch den Andrang des Feindes selbst begünstigen. Häufig sucht man durch Ausfälle von geringer Stärke die Belagerer ins Feuer der Festung zu locken, oder zu beunruhigen und zu ermüden. Das Genie und die unermüdete Thätigkeit des Festungscommandanten wird die Ausfälle so lang als möglich als das beste Vertheidigungsmittel zu benutzen wissen.

Ausgabe oder Herausgabe eines Buchs heißt dessen Druck und Bekanntmachung. Überhaupt versteht man unter einer Ausgabe in diesem Sinne einen Abdruck und unterscheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben so viele Ausgaben, eine erste, zweite, dritte u. s. w. Ist ein Werk in seinen verschiedenen Auflagen unverändert geblieben, so kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Richtigkeit und Schönheit des Drucks und in der bessern Beschaffenheit des Papiers bestehen. Bei Werken, welche in den folgenden Ausgaben verbessert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueste Ausgabe den ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen statt, wozu es einer besondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich sieht man bei den griechischen und römischen Classikern auf die verschiedenen Ausgaben derselben. Ihre Anzahl ist sehr groß, ihr Werth besteht öfter bloß in der Seltenheit. Am gesuchtesten sind die ersten Ausgaben, Editiones principes, weil sie unmittelbar nach Handschriften

gemacht worden (hierher gehören die Ausgaben des 15. Jahrh., die Aldini'schen, die Giuntini'schen); ferner kritische und mit gelehrten Commentaren versehene Ausgaben. Andre werden des saubern Drucks wegen geschätzt, wie die Elzevir'schen in Duodez, die Barbou'schen, andre wieder wegen der Pracht, wie die von Baskerville, Didot, Bodoni u. s. w. Die Kenntniß der Ausgaben, um ihren Werth richtig zu schätzen, Originale von Nachdrucken u. s. w. gehörig zu unterscheiden, erfodert ein eignes Studium und große Übung. Ein vortreffliches Hülfsmittel zur Kenntniß der Ausgaben der bedeutendsten Bücher ist Ebert's „Bibliographisches Lexikon", 2 Bde., Leipzig 1821 fg.

Ausgabe wird in der Ökonomie der Einnahme entgegengesetzt. Und sowie diese darin besteht, daß man Geld oder Güter mit seinem Eigenthume verbindet, so besteht die Ausgabe darin, daß man Geld oder Waaren von seinem Eigenthum trennt und solches Andern überläßt.

Ausgeding, in einigen Gegenden Deutschlands, die Ernährung und dergl., was sich Ältern vorbehalten (ausbedingen), wenn sie noch vor ihrem Tode den Kindern ihr Vermögen überlassen. Dies geschieht mittelst eines gesetzlichen Vertrags, und das Ausgeding hat alle Eigenschaften und Folgen eines solchen.

Ausgrabungen. Die Geschichte der regelmäßigen Ausgrabungen von römischen Alterthümern beginnt mit dem Breve Papst Leos X. vom 27. Aug. 1515, das Rafael Sanzio zum Präfecten der Alterthümer machte. Die Worte dieses Befehls, noch mehr aber jener freimüthige Bericht an Leo X., der früher dem geistreichen Gr. Castiglione zugeschrieben wurde, jetzt aber durch Francesconi als ein Aufsatz des Rafael anerkannt ist, gaben den ausreichendsten Beweis, wie barbarisch und planlos mit den Überresten des Alterthums in Rom, unbestreitbar damals der Hauptstadt europäischer Kunstbildung, umgegangen wurde. Durch Rafael's Anordnung und Beispiel kam einige Ordnung in die bisherige Willkür. (M. s. über s. Verdienste Fiorillo's „Geschichte der Malerei", I, S. 98 fg., und Roscoe's „Leben Leos X.", K. 22.) Noch war der Boden aber zu reich, als daß an die Stelle des aufraffenden Zusammenlesens eigentliche Ausgrabungen nach überlegtem Plane hätten treten sollen. Flam. Vacca's so verdienstliche „Comm. de monumentis Romanis suo et majorum aevo deprehensis" von 1594, die Carlo Fea in s. „Miscellanea filologica critica ed antiquaria", Rom 1790, V, I, p. LI fg., bereichert herausgegeben hat, ist daher mehr eine Geschichte der zufälligen Auffindungen, als der geregelten Scavazionen. Überhaupt gingen in Rom die Ausgrabungen erst in den neuern Zeiten sehr ins Große. Früher umfaßten sie einzelne Gräber (der Nasonen, der Scipionen ꝛc.) und einzelne Vignen. Während der Herrschaft der Franzosen wurden die Bäder des Titus, die Arena des Colosseum, der Triumphbogen des Constantin, das Forum des Trajan zum Theil zugängig gemacht, zum Theil weiter aufgedeckt, und die Aufdeckung der Via sacra, des Bodens um den Friedenstempel und die Säule des Phokas angefangen, die von der jetzigen Regierung immer weiter fortgesetzt werden, um das alte Forum völlig vom Schutte der Jahrhunderte zu befreien. Auf diesem Forum fand man 1824 den ersten Meilenstein, von welchem ab alle Meilensteine auf den von Rom ausgehenden Heerstraßen gezählt wurden. In der Campagna von Rom zog am frühsten die Villa des Adrianus an; bekannt sind außerdem die Grabungen in Gabii (1792), die in Velleja, in Ostia, unter Fea's Leitung, und die einzelnen zu Antium, das, sowie Otricoli, und zu Friuli bei Udine (1817) immer ergiebig war. In der neusten Ausgrabung, unweit Monte Calvo in der Sabina, fand man die Reste einer Statuenreihe der Musen, und 1826 bei Brescia zufällig den Tempel des Hercules mit Statuen. Belohnend waren die verständig geleiteten Grabungen in Herculanum und Pompeji (s. d.). Das Wiederaufleben dieser Städte belebte den Eifer der Humanisten und Sammler in allen Ländern. In Frankreich hatte Peiresc

den Alterthumsfreunden durch sein Beispiel bewiesen, wie reich der Boden dieses Landes für den echten Sucher sei. Montfaucon, Caylus, und vor wenig Jahren Millin, gingen in seinen Spuren weiter. In den amtlichen Berichten des Instituts kommen öfter Nachrichten von Entdeckungen alter Städte und Gebäude vor, z. B. von denen zu Famars, wo man Vasen mit mehren tausend Münzen und zwei Badezimmer mit gemalten Wänden entdeckt hat. In Ungarn sind die Ausgrabungen zu Sabaria, in Deutschland die in den Rheingegenden, bei Alzey, im Breisgau (s. d.) u. a. a. O. wichtig. Spanien scheint es von jeher dem Zufall überlassen zu haben, daß sein Boden Schätze liefere. Die Mosaik von Italica wurde zufällig entdeckt. In Ägypten war einer der frühesten Reisenden, der Grabungen anstellte, Pietro della Valle; in den neuesten Tagen reist dort kein Fremder, ohne Hacke und Spaten mit sich zu führen; Syrien ist weniger durchwühlt. In Persepolis und Tadmor ward öfter gezeichnet, als gegraben. Die Gräber von Ilium störte Gr. Choiseul-Gouffier auf, zu derselben Zeit, als Lord Hamilton die Todtenstätten Großgriechenlands durchsuchte. Die frühern Reisenden in Griechenland, die Nointel, Spon und Wheler, durften, wie es scheint, nur zeichnen lassen. Erst in neuern Zeiten gestanden die Türken zu, nach allen Regeln in der Nähe großer Trümmer den Boden umzuwühlen. Der bedeutendste Fund, der dort gewonnen wurde, waren die äginetischen Statuen beim Tempel des panhellenischen Zeus, und die Friese von Phigalia. Weniger Ausbeute gab Sicilien, das andre Land, das die Aufmerksamkeit der reiselustigen Briten vorzugsweise anzieht. Zwar ließ ein Bar. Giudica dort eine ganze Stadt (Acre) aufdecken, doch bestand der Erwerb dieses kostbaren Unternehmens nur in kleinem Geräthe. Während aber Griechenland, Italien, Kleinasien und Ägypten, ja selbst das ferne Indien von den kunstliebenden Reisenden durchwühlt und durchforscht worden, begnügt man sich im Norden von Europa nicht, die Überreste der Zeiten der Altvordern von dem Zufalle zu erwarten. In den Niederlanden kommt aus dem Moor eine hölzerne Brücke aus römischer Zeit zu Tage; bei Salzburg das alte Juvavium; bei Bonn, bei Neuwied Denkmale der Römerherrschaft. Selbst das alte Winfried blieb nicht ununtersucht und die Heidengräber der Schlesier nicht unbeachtet. In den letzten Tagen hat Kaiser Alexander die Trümmer vergangener Jahrhunderte entlang des schwarzen Meers und in Taurien, durch den Archäologen, Staatsrath von Köhler, entweder weiter zu Tage fördern, oder doch genauer zeichnen und messen, die nicht haltbaren abtragen lassen. So begegnen sich im gleichen Bestreben der Norden und Süden. 19.

Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik.

Auslieferung wirklicher oder angeblicher Verbrecher, entlaufener Sklaven, Leibeigener, Kriegsdienstpflichtiger u. A., welche sich der Bestrafung, der Erfüllung einer Pflicht, oder auch einer ungerechten Verfolgung durch die Flucht entzogen haben. Schon diese Zusammenstellung zeigt, daß dies einer der verwickeltsten Punkte des Völker- und Staatsrechts ist. Auf der einen Seite steht die Pflicht aller Staaten, sich zu Handhabung der Gerechtigkeit Beistand zu leisten, auf der andern die Verbindlichkeit, dem Unschuldigen Schutz zu gewähren und selbst dem Fremdling nicht ohne rechtliches Gehör und Urtheil ein Übel zuzufügen, bestände dies auch nur in einer Beraubung seiner Freiheit, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Rom gestattete in seiner frühern bessern Zeit einem Jeden, sich durch freiwillige Verbannung der Strafe zu entziehen, wie Verres that. Darin ist man einig, daß an sich kein Staat schuldig ist, Angeschuldigte auszuliefern, und die Regierungen suchen sich durch Verträge die Verfolgung strafbarer Personen zu sichern. England kann, vermöge seiner Fundamentalgesetze, der Regel nach Niemand ausliefern, und selbst Fremde nur vermöge der Alienbill aus dem Lande schaffen, welche, als Ausnahmegesetz für einige Jahre gegeben, nunmehr aufge-

hört hat. Nur in Ansehung gemeiner Verbrechen (Mord, Diebstahl, Verfälschung, betrüglicher Bankerott) wurde zwischen England, Frankreich, Spanien, Holland und andern alliirten Staaten Frankreichs im Frieden von Amiens (23. u. 27. März 1802) die Auslieferung gegenseitig versprochen; dabei aber zur Bedingung gemacht, daß solche Beweise beigebracht würden, welche hinreichend wären, den Auszuliefernden im Lande selbst den Gerichten zu übergeben. Gleiche Grundsätze gelten zwischen England und Nordamerika, vermöge des Vertrags vom 9. Nov. 1794; auch werden sie von der englischen Regierung, wie neuere Fälle bewiesen haben, gegen alle andre Staaten beobachtet. Dies sind offenbar die richtigsten Ansichten. Es muß ein Verbrechen vorhanden sein, welches überall und besonders nach den Gesetzen des Staats, welcher ausliefern soll, strafbar ist, und es müssen gegen den Ausliefernden gesetzlich genügende Anzeigen vorgelegt werden. Die Beurtheilung beider Punkte gehört zum Richteramte; daher wird zur Rechtmäßigkeit der Auslieferung ein vorläufiges richterliches Urtheil nöthig. Wegen Mangels eines gemeinen Verbrechens schlug Frankreich den Spaniern (1780) die Auslieferung des Grafen Olavides, Preußen der franz. Regierung (1801) die Auslieferung der H. de Précy, Imbert Colomes u. A. ab, welche wegen einer Verschwörung gegen die Consularverfassung zu Baireuth verhaftet worden waren. Gegen die Auslieferung des Obersten von Massenbach erhob sich im ersten Augenblick die öffentliche Stimme nur darum, weil er nach voreiligen Nachrichten ohne rechtliche Prüfung der Verdachtsgründe verhaftet und ausgeliefert zu sein schien. Später änderte sich darüber die öffentliche Meinung. Andre Grundsätze sind durch besondere Verträge, z. B. zwischen Frankreich und der Schweiz, zwischen Rußland und Preußen aufgestellt worden, welche sich gegenseitig die Auslieferung aller Angeschuldigten auf bloße Requisition und ohne Vorlegung hinreichender Verdachtsgründe zugesichert haben. Am leichtesten ist man bei Auslieferung der Deserteurs, welche durch Cartelconventionen zwischen befreundeten Staaten fast immer bedungen wird. 37.

Ausnahmegesetze (Lois d'exception), ein neuer Name für eine alte Sache. Wenn der Zustand eines Staats so verworren und gefährlich ist, daß die gewöhnlichen Kräfte und Gesetze nicht mehr für ausreichend gehalten werden, so greift man zu außerordentlichen und stärker wirkenden Mitteln. Die Römer hatten für solche Fälle die Formel, wodurch den beiden Consuln eine größere Macht eingeräumt wurde: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, und wenn dieses nicht hinreichte, ihre Dictatur. Das Heilmittel war schon damals oft schlimmer als das Übel, welches geheilt werden sollte, und als die Dictatoren zu Triumvirn reipublicae constituendae geworden waren, ging die Republik zu Grunde. Despotische Staaten brauchen keine Ausnahmegesetze, die öffentliche Gewalt ist dort immer von den Schranken frei, welche ihr in den constitutionellen Verfassungen gesetzt sind. Allein in den letztern können Zeiten eintreten, in welchen die Macht der Regierung verstärkt werden muß, um schnell und nachdrücklich wirken zu können. — In England besteht in solchen Lagen die erste und wichtigste Maßregel darin, daß das Habeas-Corpus-Recht für eine bestimmte Zeit suspendirt wird. Die Regierung kann dann verdächtige u. gefährliche Leute in Verwahrung nehmen, ohne ihnen gerichtlich den Proceß machen zu lassen. Diese Suspension wird aber nur auf eine gewisse Zeit bewilligt, mit deren Ablauf alle solche Staatsgefangene wieder in Freiheit gesetzt, oder zur förmlichen Untersuchung gezogen werden müssen, und nun schützt die Suspension die Minister keineswegs gegen die Entschädigungsansprüche der Verhafteten. Doch werden gewöhnlich diese Klagen in einem besondern Parlamentsact (indemnity-bill) niedergeschlagen, bei dessen Verhandlung im Parlament der Gebrauch, welchen die Minister von der bewilligten Suspension gemacht haben, von der Gegenpartei scharf geprüft zu werden pflegt. Eine zweite Maßregel dieser Art ist die Alienbill (s. Fremdenbill), welche der Regie-

rung eine Macht über die nach England kommenden Fremden einräumt, die ihr nach der Verfassung nicht zukommt, besonders ihr die Befugniß gibt, sie nach Belieben nicht nur aus dem Lande zu weisen, sondern auch nach Gutbefinden auf irgend einen Punkt des festen Landes zu schicken und dadurch auszuliefern. Eine Art individueller Ausnahmegesetze sind die Strafbills, welche in einzelnen Fällen stattfinden können. Das Parlament besitzt das Recht, welches bei einer richtigen Theilung der öffentlichen Gewalten ihm nicht zustehen könnte, einzelne Individuen ohne richterliches Urtheil mit Strafen zu belegen. Dies ist von seiner eignen richterlichen Function, wo die Reichsherren, die Pairskammer, als oberster Gerichtshof handelt und das Haus der Gemeinen als Kläger auftritt (wie bei Gouverneur Hastings), wohl zu unterscheiden. Dort sitzen die Lords förmlich zu Gericht, und dem Angeklagten wird volles rechtliches Gehör ertheilt, es kann auch seine Verurtheilung nicht anders als mit einer Mehrheit von 12 Stimmen (die Zahl der Schöffen in gewöhnlichen Fällen) ausgesprochen werden. In diesen Sachen entscheidet bloß das Oberhaus, auf Anträge der Gemeinen und ganz ohne Zuthun des Königs, dessen Recht der Begnadigung sogar beschränkt ist. Aber wenn ein individuelles Strafgesetz (bill of attainder, oder bill of penalties) gemacht werden soll, so kann der Antrag dazu sowol im Oberhause als im Unterhause gemacht werden; es findet kein eigentliches rechtliches Verfahren statt, sondern es hängt von dem Hause ab, wie es sich die Gewißheit der Thatsachen, auf welche der Strafantrag gegründet wird, verschaffen will, und es ist nur eine in der Sache liegende Billigkeit, daß dem Angeschuldigten auch dabei Gelegenheit sich zu vertheidigen gegeben wird. Der Beschluß selbst wird nach einfacher Mehrheit der Stimmen gefaßt, muß aber von beiden Häusern des Parlaments genehmigt werden und die Zustimmung des Königs erhalten, wie ein andres Gesetz. Auch bei Zumessung der Strafe ist das Parlament nicht an das bestehende Recht gebunden, es kann sie größer und geringer aussprechen, als die Gesetze mit sich bringen, und das Begnadigungsrecht des Königs fällt, wenn er einmal seine Zustimmung gegeben hat, ganz hinweg. Ein solches Verfahren, welches Blackstone nur erwähnt, aber, weil es kein rechtliches sei, nicht weiter abhandelt, hat immer etwas sehr Verhaßtes und wird daher nur selten angewendet. Thomas Wentworth, Graf v. Stafford, der bekannte vertraute Minister Karls I., wurde auf diesem Wege zum Tode verurtheilt, und es war eine ebenso ungerechte als unkluge Schwäche des Königs, daß er seine Zustimmung zu diesem Strafgesetz gab. Dasselbe Verfahren wurde gegen die Königin 1820 eingeleitet, und ganz abgesehen von ihrer Schuld oder Unschuld, lag schon darin Grund genug, es zu verwerfen. — In Frankreich brauchte man vor 1790 keine Ausnahmegesetze; die Lettres de cachet (s. d.) waren für Alles gut. Die Parlamenter wurden, wenn sie gegen königl. Befehle Vorstellungen machten und die Publication derselben, welche durch Eintragung in die Parlamentsregister bewirkt wurde, aufhielten, durch königl. Sitzungen (lits de justice), durch Verweisungen nach einem kleinen Orte endlich zum Gehorsam gebracht, oder wenn ihr Widerstand anhaltend wurde, aufgehoben, wie in den letzten Jahren Ludwigs XV. Allein als das gerechte Streben nach gesetzlicher Ordnung, durch Mangel an Aufrichtigkeit und Mäßigung von beiden Seiten, in einen wilden Parteikampf ausgeartet war, waren Ausnahmegesetze ebenso oft wirklich nothwendig als bloß ergriffen, um den Sieg der Parteien zu befestigen. Von Staatsstreichen (coups d'état), als ungesetzlichen, aber vielleicht nothwendigen Maßregeln in einzelnen Fällen, dergleichen die Schließung der Nationalversammlung, der 18. Fructidor 1797, die Aufhebung des Tribunats 1807 u. a. waren, ist hier nicht die Rede. Aber die Suspension der Constitution (selbst der demokratischen), die revolutionnaire Regierung 1793, die Permanenz des Revolutionstribunals, waren echte Ausnahmegesetze. Regelmäßige Herrschaft der Gesetze war das wichtigste Versprechen jeder neuen Regie-

rung in Frankreich, bis jetzt aber ist es noch von keiner erfüllt worden. Die Preßfreiheit wurde mehrmals beschränkt und der ordentliche Lauf der Rechtspflege durch Specialgerichtshöfe gestört. Eins der merkwürdigsten Ausnahmegesetze war das vom 3. März 1810 über die Staatsgefängnisse, wodurch die alten Lettres de cachet fast ganz wieder eingeführt wurden. Zwar sollte der Einsperrung in ein solches Gefängniß jederzeit ein Bericht des Justizministers und ein Befehl des Geheimenraths vorhergehen, sie auch nicht länger dauern als ein Jahr; allein es fehlte an einer Einrichtung, wie das Habeas-Corpus-Recht in England, um die Befolgung dieser Bedingungen zu erzwingen. Auch unter Ludwigs XVIII. Regierung dauerten eine Menge Ausnahmegesetze fort. Vergebens heißt es im Art. 3 der Verfassungsurkunde: „Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekanntzumachen und drucken zu lassen, wenn sie die Gesetze gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit beobachten." Durch wiederholte Ausnahmegesetze ist aber die Censur nicht bloß der politischen, sondern auch der wissenschaftlichen Journale öfter eingeführt worden. Besonders wurde das Verbrechen, welches der finstere Schwärmer Louvel an dem Herzog von Berry verübte, dazu benutzt, die Preßfreiheit zu beschränken und den Ministern die Befugniß zu verschaffen, Menschen, welche eines Verbrechens oder verbrecherischer Umtriebe gegen den König, den Staat und die königl. Familie verdächtig waren, ohne ihnen den gerichtlichen Proceß machen zu lassen, einzusperren. Diese Gesetze sollten bis zum Ende der Sitzung von 1820 dauern. Das Gesetz die Censur betreffend, ist in der Sitzung von 1820 erneuert worden, und zwar bis auf drei Monate nach Anfang der Sitzung von 1821; hingegen das Gesetz wegen der Verhaftung verdächtiger Menschen ist stillschweigend aufgehoben worden. Auch in Deutschland haben wir Sand's fanatischem Wahnsinn Ausnahmegesetze zu danken (s. Karlsbader Beschlüsse), welche eine besondere Aufsicht über die Universitäten und eine verschärfte (oder erneuerte) Censur mit sich gebracht haben. 37.

Ausonius (Decius Magnus), der berühmteste römische Dichter des 4. Jahrh., war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das J. 310 geb. Er studirte unter mehren ausgezeichneten Lehrern, und erhielt in der Folge den Lehrstuhl der Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt, von wo aus sein Ruf sich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian vertraute ihm die Erziehung s. Sohns Gratian an, und ernannte ihn späterhin zum Quästor und Präfectus Prätorii. Als Gratian den Thron bestiegen hatte, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen s. Lehrer. Gegen d. J. 370 ernannte er ihn zum Consul in Gallien. Nach dem Tode Gratian's lebte A. auf einem Landgute bei Bordeaux s. Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 304. Da Valentinian der christlichen Religion zugethan war, so ist es wahrscheinlich, daß Ausonius ebenfalls diese Religion bekannte; auch beweisen dies mehre s. Gedichte. Die Kritiker sind über den dichterischen Werth des Ausonius nicht einig; unleugbar ist er geistreich und gelehrt, aber Styl und Versbau haben bei ihm die Mängel des Zeitalters, und s. Latinität ist unrein. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eklogen, Briefe in Versen u. s. w. Die geschätztesten Ausgab. sind: Bordeaux, 1575—80, 2 Bde., 4., von Souchay; Par. 1730, 4., Jaubert; Par. 1760—70, 4 Bde., 12. Vgl. Heiger's „Abhandlung."

Auspicien, s. Augur und Augurien.

Aussatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, eigentlich im Morgenlande, besonders in Ägypten und Palästina zu Hause, jedoch schon früh durch römische Heere nach Italien gebracht, und späterhin durch die nach Europa zurückkehrenden Kreuzfahrer noch mehr im Abendlande verbreitet, wo er am Ende des 15. Jahrh. verschwand und der Lustseuche Platz machte. Was die Alten Alles zu dem Aussatz rechneten, scheinen mehre hartnäckige Hautausschläge gewesen zu sein,

welche nach dem Klima und der Lebensweise der Völker verschiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Das Vorzeichen desselben war nach den verschiedenen Klimaten verschieden, und bestand theils in allen jenen unbestimmten Ausschlägen, Flecken, Flechten und Grinden, theils und besonders aber in einer dunkeln Röthe der Haut und des Gesichts (die arge Röthe genannt). Der vollendeten Aussatzarten sind nach Hensler's Untersuchungen drei: 1) der räudige Aussatz, Lepra und Psora bei den Griechen, wahrscheinlich Hiob's Krankheit; 2) der weiße Aussatz, Zaraah bei Moses, Leuce der Griechen, der in seinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Diese beiden Hautausschläge sind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße staubige Grinde, und so bösartig, daß sie nur sehr schwer eine Heilung zulassen; 3) der allgemeine knollige Aussatz, Elephantiasis der Griechen und Römer, ist jetzt noch besonders auf den westindischen Inseln zu finden. Er ist der schlimmste von allen; es entstehen wenig Rauden und Grinde auf der Haut, sondern diese wird durchaus, besonders im Gesichte, in Knollen umgewandelt. Er scheint weniger mit Jucken und Brennen, das bei den andern unausstehlich ist, verbunden zu sein, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Aussatz nannten, ist aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern ist ein eigner Aussatz zu Hause, der ebenso bösartig ist, wie der tropische: die Radesyge. (S. Hautkrankheiten.) In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen, wiewol fälschlich, weitverbreitete ansteckende krebshafte Geschwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Aussatz. — Die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen ist, wird zuweilen, aber uneigentlich, ebenfalls Aussatz genannt. H.

Ausschnitt, in der Geometrie, derjenige Theil einer Cirkelfläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfangs (der Peripherie) eingeschlossen wird.

Außenwerke sind alle Werke einer Festung, die außerhalb des Hauptwalls in oder jenseits des Hauptgrabens liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüsse gegen denselben aufzufangen, und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle Außenwerke müssen daher so eingerichtet sein: 1) daß sie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2) daß sie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3) daß sie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4) vom Hauptwall aus eingesehen werden. Meist, jedoch nicht immer, sind sie einige Fuß niedriger als der Hauptwall. Die gewöhnlichsten Außenwerke sind: 1) Die Grabenschere (Grabentenaille), liegt im Graben zwischen zwei Bastions vor der Courtine und hat gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels. 2) Das Ravelin (s. d.) (Demilune). Neben ihm liegen zuweilen 3) Lunetten (Brillen, s. d.). 4) Contregarden (Couvrefacen), liegen zur Deckung der Bollwerksfacen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerk. Jenseits des Hauptgrabens, jedoch durch ihren Graben mit ihm verbunden, liegen zur Festhaltung irgend eines wichtigen Punktes 5) Hornwerke, die aus zwei halben mit einer Courtine verbundenen Bastions, die wieder durch zwei Flügel, d. h. Wälle mit Graben an der Festung hängen, bestehen. 6) Kronwerke, wo statt zwei halber eine ganze und zwei halbe Bastions angelegt sind. 7) Scheren, Tenaillen, bestehen aus einem eingehenden Winkel, der durch Flügel an der Festung hängt. Sind zwei eingehende Winkel vorhanden, so heißt das Werk 8) eine doppelte Schere. Sind die Flügel nicht parallel, sondern convergirend oder divergirend, so heißen die Scheren 9) Schwalbenschwänze und 10) Bischofsmützen u. s. w. — In den Waffenplätzen des bedeckten Wegs, sowie fast in allen andern Außenwerken, liegen oft Werke von verschiedener Form, die man 11) Reduits nennt. Auf oder am Fuße des Glacis liegen oft 12) Fleschen oder 13) Lunetten, die eine bastionähnliche Form haben und nicht mit 3) zu verwechseln sind. 14) Detachirte Werke; sie werden

15) zu Forts oder detachirten Forts, wenn sie 500 Schritt und noch weiter vom Glacis entfernt, größer und selbständiger, meist auch hinten geschlossen sind. (S. detachirte Werke im Art. Detachement.) P.

Ausspielungsgeschäft, in rechtlicher Hinsicht. Man hat in neuern Zeiten häufig die Form des Glückspiels angewendet, um sich des Eigenthums schwer oder mit größerm Verlust in baares Geld zu setzender Dinge gegen baares Geld zu entledigen und so entweder größern Gewinn von seinem Eigenthum zu ziehen, oder zerrüttete Vermögensumstände auf diese Weise wieder in Ordnung zu bringen. (S. Lotterie.) Je wichtiger nun das Übergehen des Eigenthums aus einer Hand in die andre ist (besonders sobald dies Eigenthum großen Werth hat und vorzüglich in Grundstücken besteht, die zugleich einen wesentlichen Theil des Nationalvermögens ausmachen) je leichter auf der andern Seite die Hoffnung auf ein großes Glück bei geringer Aufopferung eine Menge Menschen verleiten kann, der Gewinnsucht Andrer unwissend zu fröhnen, um so mehr muß das Ausspielungsgeschäft unter Aufsicht einer rechtlichen Behörde stehen. Bei der Beurtheilung desselben ist vorzüglich in Hinsicht der vorkommenden Interessenten zu betrachten, 1) das Verhältniß des Ausspielungsgeschäfts zum Staate; oder unter welchen Bedingungen das Geschäft nach allgemeinen Ansichten und positiven Gesetzen zulässig und rechtsgültig ist; 2) das Verhältniß des Unternehmers zu den Theilnehmern und umgekehrt, sowie insbesondere das Verhältniß des Unternehmers zu den Bevollmächtigten (Collecteurs) und zu dem Gewinner, wie auch des Letztern zur ausgespielten Sache. Nach diesen Beziehungen hat schon früher Grolman den Versuch einer Entwickelung der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts (Gießen 1797) angestellt. Umfassender und praktisch unterrichtender aber ist: „Die Rechtstheorie von dem Ausspielgeschäft, dargestellt von Joh. Chr. Lange", Erlangen 1818, in welcher dieses Geschäft nicht nur nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit geschildert und gewürdigt, sondern auch auf positive Verordnungen darüber Rücksicht genommen wird. Der Verfasser nimmt an, daß das Ausspielgeschäft dem Hoffnungskaufe am nächsten komme, und daß der Vertrag zwischen dem Unternehmer und den Mitspielern erst, wenn das Ausspielen wirklich vor sich geht, und irgend einer der Theilnehmer nach den Gesetzen des Spiels gewinnt, zur Vollendung gelange, daß folglich vor diesem Zeitpunkte eine Verfügung über die Sache zu einem andern Zwecke nur mit Einverständniß sämmtlicher Theilnehmer geschehen dürfe, und bis zur Entscheidung des Gewinns weder für die Theilnehmer, welche zu gemeinschaftlicher Hoffnung berechtigt sind, ein Recht, die Übergabe der Sache zu fodern, entsteht, noch das Eigenthum, oder Nutzen und Gefahr derselben, noch endlich die Verbindlichkeit, den Aufwand zur Erhaltung der Sache zu tragen, auf sie übergeht; daß vielmehr, wenn aus irgend einem Grunde das Ausspielen nicht erfolgt, der Vertrag als aufgelöst zu betrachten und Jeder seinen Einsatz zurückzufodern berechtigt ist. Im Königreiche Sachsen ist das Ausspielen durch ein Generale vom 13. Febr. 1784 verboten.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung, die öffentliche Zusammenstellung der in einem Lande oder Bezirke von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenstände der Kunst und des Gewerbfleißes. Weil aber die (schöne) Kunst durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfnisse des gebildeten Menschen vor dem Gewerbfleiße, welcher zunächst nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künstlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfnisse des äußern Lebens gerichtet ist, den Vorrang hat, so pflegt man öfter von Kunstausstellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunst jedoch jede, höhere Geistesthätigkeit erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe. Da nun die Kunsterzeugnisse in diesem weitern Sinne, wie alles Menschliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig sind, theils in Hinsicht auf die Tauglichkeit zur Er-

reichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche diesem Zwecke immer entsprechender und an sich selbst wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch sie sich zum schönen Kunstwerk erhebt, so sind auch sie einer solchen Ausstellung nicht nur werth, sondern beide können auch verbunden Kunstausstellungen genannt werden. Der Zweck dieser Ausstellungen aber leuchtet von selbst ein. Die Werke der Malerei, der bildenden Kunst und viele Gattungen von Industrieproducten werden in der Einsamkeit gebildet und sind also zunächst nur für den Künstler selbst oder doch nur für einige Wenige vorhanden. Bei einem solchen, gleichsam einseitigen Dasein ihrer Werke können aber diese Künste nicht wohl gedeihen. Das Kunstwerk greift in das Leben ein und soll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja, es wird erst lebendig in der Seele des Anschauenden. Das wahre Werk der bildenden Kunst und Malerei soll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenossen und der Nachwelt. Es muß also ans Licht gestellt werden. Die Künstler aber, durch welche die Kunst entsteht und sich fortbildet, bedürfen ein Publicum und müssen mit demselben in fortdauernder Wechselwirkung stehen, nicht bloß, weil sie äußerer Unterstützung bedürfen und diese nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher besonders durch das Zusammentreffen der Käufer bestimmt wird, gewinnen können; sie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verständigen, zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunst, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und volksthümlichen Aufgaben — und dieses wird ihnen durch Ausstellungen vollkommen möglich oder wenigstens erleichtert. Hier können zugleich die Fortschritte eines Volks in Kunst- und Industrieproducten (denn von diesen gilt mehr oder weniger Dasselbe, wo sie nicht für sich schon einen bedeutenden Nutzen gewähren) am besten erkannt werden: hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenossen sich ermunternd und aufregend zum Bessern äußern; hier kann durch Aufstellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunst ersprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunstkenner und Sammler ist, den Künstler kennen; hier ist Belohnung möglich; hier können sich die Künstler gegenseitig verbinden und durch Vergleichung am besten wahrnehmen, woran es einem Jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinschaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen bestehe; inwiefern sie das Gute oder Schlechtere sich zum Muster genommen haben, da sonst die Anerkennung und Aufregung manches großen Talents lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate bestehenden Kunstsammlungen, der Geschmack des Volks selbst fortdauernd ausgebildet, das Bessere wird von dem Schlechtern, die tüchtige, dauerhafte Arbeit von der täuschenden leichter unterschieden und so dem wahren Talente seine Laufbahn eröffnet. Dem Luxus wird durch Hinweisung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andre Maßregeln Einhalt gethan, und die Erzeugnisse des Gewerbfleißes werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müssen diese Ausstellungen auch nicht bloße öffentliche Aufstellungen sein. Vor Allem wird verlangt, daß sie unter einer kunstsinnigen, die Anstalt ehrenden und erhebenden Aufsicht stehen. Diese Aufsicht gehört dem Staate, welcher durch Ansehen und Unterstützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet ist; sie wird mit Recht den Vorstehern seiner Kunstakademien und Industrieschulen übertragen. Denn der Staat, sofern ihm die Bildung seiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig sein kann, soll auch ihrer ästhetischen Bildung seine Sorge widmen. Dieses geschieht, wenn er in seinem Gebiete zerstreute Kräfte und Talente durch weise, dieselben richtig würdigende Männer auf den Punkt hinzuleiten sucht, welcher zu einem den Bedürfnissen des Volks und der Zeit angemessenen höhern Ziele führt. Das Ansehen, welches der Staat den Künsten dadurch verleiht, daß er für Ermunterung und Begünstigung der Talente, für mögliche Hebung aller äußern Hindernisse eines freien

Wirkens sorgt, Aufgaben zu Denkmälern, vorzüglich der Volksgeschichte und Religion, aufstellt, Verzierungen und Verschönerungen der öffentlichen Versammlungsörter, dem Wohlstande der Nation angemessen, anordnet, Belohnungen des Ausgezeichneten und Würdigung des Geleisteten durch Abstimmung kunsterfahrener Männer veranstaltet, macht die Kunst und den Gewerbfleiß zu wahrhaft volksthümlichen Anstalten und wirkt durch Ernährung Vieler auf das Volk zurück. Dann muß aber auch das Äußere dieser mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausstellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgestellten Werke sinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben sinnreich und treffend gewählt, mannigfaltig, der Kunststufe des Volks angemessen und der religiösen und übrigen Bildung nicht widersprechend sein. Auch müssen alle äußere Störungen von der öffentlichen Beschauung entfernt sein, und Unsittlichkeiten, welche sich laut und öffentlich äußern, aus diesen Vorhallen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunstausstellungen, diesem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, seit 1812 eine Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler in Wien, welche sich der Akademie der bildenden Künste daselbst anschließt. Man s. Fr. Schlegel's „Deutsches Museum" (Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden, München, Leipzig und vor einiger Zeit unter Göthe's Leitung in Weimar. T.

Aussteuer, Ausstattung, Mitgabe, Mitgift (dos, im röm. Recht), Brautschatz, Brautwagen, Dasjenige, was Kinder bei der Trennung von der älterlichen Familie zur Errichtung einer selbständigen Wirthschaft, was besonders Töchter bei ihrer Verheirathung aus dem älterlichen Vermögen erhalten. Im weitern Sinne versteht man wol auch darunter die gänzliche Abfindung der Kinder. Kein Rechtsinstitut hat durch die Zeit, durch die mannigfaltige Verbindung darüber von einander abweichender Grundsätze des römischen und deutschen Rechts und durch die Einwirkung von statutarischen Rechten und Observanzen eine solche verschiedenartige Ausbildung erhalten, als eben dieses. Namentlich bestehen über die Verbindlichkeit der Ältern zur Aussteuer, über die Größe derselben, über die Pflicht, sie bei gänzlicher Erbtheilung in Anrechnung bringen zu lassen, nicht nur in den einzelnen Rechtssystemen überhaupt, sondern auch für die verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft die mannigfaltigsten Bestimmungen. — Noch sind zwei besondere Arten von Aussteuer zu erwähnen, nämlich die fast in ganz Deutschland hergebrachte der Töchter verstorbener Lehnsbesitzer und dann die früher oft übertriebene Aussteuer der Klostergeistlichen von Seiten ihrer Familien bei dem Eintritt in die geweihten Mauern. 5.

Aussüßen heißt in der Scheidekunst, aus einem Körper die darin befindlichen auflöslichen Theile durch Waschen mit Wasser hinwegschaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Wasser befreien und reinigen.

Austerlitz, Städtchen mit 2000 Einw. in der fürstl. Kaunitz-Rittberg'schen Herrschaft gl. N., im brünner Kreise in Mähren, 2 M. östl. von Brünn, an der Kunststraße über Göding nach Ungarn, ist bekannt durch die **Schlacht** am 2. Dec. und den **Waffenstillstand** am 6. Dec. 1805. Beide sind als Wendepunkte in Europas Schicksal und Napoleons Erhebung welthistorische Ereignisse, deren nächste Folge der presburger Friede, die Hauptfolge aber der Untergang des deutschen Reichs und Preußens Demüthigung war. Denn der Sieg bei A. vereitelte nicht allein Pitt's großen Plan, Frankreichs Macht durch britisch-russisch-östreichische Waffen in die Grenzen zurückzuführen, welche zehn Jahre später der pariser Friede ihr anwies, sondern er gründete auch recht eigentlich, durch französ. Diplomatik verdoppelt, Napoleons Continental- und Föderativsystem. — Napoleon hatte nach Mack's Capitulation in Ulm (den 19. Oct.), unaufgehalten bei

Lambach und Mariazell von den Östreichern unter Meerveldt und am 11. Nov. (wo Mortier Verlust erlitt) bei Dürnstein von den Russen unter Kutusoff, am 13. Nov. Wien besetzt und sogleich der Donaubrücke nach Mähren sich bemächtigt, indem der Fürst Auersberg, welcher sie abbrennen sollte, durch angebliche Friedensverhandlungen sich täuschen ließ. Dadurch geschah es, daß Marschall Lannes schon am 15. das russ. Heer unter Kutusoff erreichte, der, um sich zu retten, die Nachhut von 6000 M., welche Fürst Bagration führte, aufzuopfern beschloß; doch gelang es diesem entschlossenen Feldherrn, ungeachtet er von 30,000 Franzosen bei Hollabrunn am 16. und bei Guntersdorf am 17. angegriffen wurde, sich durchzuschlagen und mit dem Reste seines Corps am 19. zu dem Hauptheere zu stoßen. Hier war Kaiser Alexander aus Berlin am 18. eingetroffen. An dems. Tage hatte sich das zweite russ. Heer unter Buxhöwden mit Kutusoff vereinigt. Als hierauf am 24. Nov. auch die russ. Garden, 10,000 M. stark, angelangt waren, so beschloß man im Hauptquartiere der beiden Kaiser, Alexander und Franz, zu Olmütz, — zumal da das Heer in Folge eines schlechten Verpflegungssystems an Lebensmitteln Mangel litt — am 27. Nov. aus der vortheilhaften Stellung von Olschan (8 Meilen von Austerlitz) in fünf Parallelcolonnen gegen Brünn, wo Napoleon schon am 20. sein Hauptquartier genommen hatte, zu marschiren und ihm die Schlacht anzubieten. Allein die Russen verloren durch wiederholte Veränderungen in ihrem Angriffsplane mehre Tage, und Napoleon täuschte sie, indem er nicht nur Unterhandlungen anknüpfte, wo Fürst Dolgorucki sehr hohe Foderungen machte, sondern auch, als ob er den Angriff vermeiden wollte, sich zurückzog, und um seine Stärke zu verbergen, die Truppen auf einen engen Raum zusammendrängte. Dadurch gewann er Zeit, bis zum 1. Dec. das Corps unter Bernadotte und zwei Divisionen des Davoust'schen ansichzuziehen, worauf er sofort sein Heer, an Brünn gelehnt, zur Schlacht ordnete und den Sieg des kommenden Tages, des Jahrestags seiner Krönung, den Truppen verkündigte. Das franz. Heer, in einer Stellung, die Kutusoff nicht kannte, war gegen 80,000 M. stark; das Heer der Verbündeten zählte gegen 84,000 M. mit 16,000 Pferden, darunter 20,000 M. Östreicher. Am Morgen des 2., um 7 Uhr, begann der Kampf. Der östreich. General Weyrotter hatte die Disposition zur Schlacht entworfen. Buxhöwden, der den linken Flügel des russ. Heers befehligte, befand sich bei der ersten, vom Generallieut. Dochtoroff geführten Colonne, welche, nebst der 2. unter General Langeron und der 3. unter Gen. Przybyszewsky, den rechten Flügel der Franzosen unter Soult umgehen sollte. Das Dorf Tellnitz wurde nach einem hartnäckigen Kampfe genommen; allein durch den Rückzug des Feindes getäuscht, drang Buxhöwden mit der 1. Colonne zu weit links vor und gerieth in einen Engweg, den 2 Divisionen von Davoust in der Nacht besetzt hatten. Gleichzeitig hatten die 2. und 3. Colonne, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die Höhen von Pratzen, welche das Schlachtfeld beherrschten, verlassen; diese wurden darauf sofort von Soult eingenommen und nach einem zweistündigen Kampfe, als ein Theil des Mitteltreffens unter Bernadotte ihn unterstützte, gegen Kutusoff's Anstrengungen behauptet. Dies entschied den Sieg. Denn der russ. linke Flügel, der von vorn mit Davoust in Kampf verwickelt war und nach Soult's Abmarsch die franz. Reserve gegen sich hatte, ward dadurch vom Mitteltreffen abgeschnitten und sowol in der Flanke als im Rücken angegriffen. So gerieth die 2. und 3. Colonne in Unordnung. Zugleich rückte Lannes mit dem linken Flügel vor, und das franz. Mitteltreffen unter Bernadotte sprengte, von einem wohlgeleiteten Geschützfeuer unterstützt, das Mitteltreffen der Verbündeten, wo die Östreicher, meistens neugeworbene Truppen, unter Kutusoff standen, und warf dasselbe auf den rechten Flügel der Russen, unter Bagration und dem Fürsten Liechtenstein, sodaß die russ. Reserve zu früh in das Gefecht kam, die unter dem Großfürsten Constantin und dem Fürsten Dolgorucki

eine Zeitlang tapfer widerstand. Als diese aber auch durch den Angriff des franz. linken Flügels unter Lannes in Unordnung geriethen und der letzte Angriff der russ. Garden von den franz. Garden und der Reiterei, die Murat befehligte, zurückgeschlagen worden war, trat das verbündete Heer den Rückzug, welchen Bagration und Kienmayr deckten, um 1 Uhr in guter Ordnung nach Austerlitz an und ging am 4. über die March. Das Ende dieser Schlacht war so sonderbar, daß franz. Truppen von dem rechten Flügel, mit dem Rücken gegen Austerlitz gelehnt, die Reste des linken Flügels der Verbündeten angriffen und zu dem Ende von denselben Anhöhen herabkamen, von welchen herab die Alliirten am Morgen gegen sie marschirt waren. Dadurch litt am meisten der linke Flügel, als er sich über die gefrorenen Teiche bei Kobelnitz und Satschau und über einen schmalen Damm zog. In jenen Teichen sollen, da Napoleon das Eis mit Kartätschen einschießen ließ, nach franz. Angaben einige Tausend Mann ertrunken sein. In dieser Verwickelung mußte Generallieut. Przybyszewsky mit 113 Officieren und 6000 M. das Gewehr strecken. Nach Kutusoff's Bericht verloren die Russen 12,000 M. Die Franzosen gaben den eignen Verlust zu 4500 M., die Zahl der am 2. und 3. gemachten Gefangenen aber auf 20,000 M. und die der genommenen Kanonen, welche größtentheils in dem morastigen Boden stecken geblieben waren, auf mehr als 150 an. Die Östreicher hatten 5922 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. (Vgl. d. Aufsatz des östreich. Hauptm. Schönhals über die Schlacht bei Austerlitz in d. „Östreich. militair. Zeitschr.", 1822, 6. Heft, mit e. Plane.) — Die Schlacht — wird behauptet — hätte von den Russen entweder vor dem 1. Dec., also vor Bernadotte's und Davoust's Ankunft bei dem franz. Heere, geliefert werden sollen, oder später und nicht vor dem 15. Dec. Denn es nahte von Ungarns Grenze her, gegen die Donau und Wien zu Hülfe, ein Heer von 80,000 M. unter den Erzherzogen Karl und Johann, welche sich am 27. Nov. bei Windisch-Feistritz in Steiermark vereinigt hatten (Massena war nämlich am Isonzo stehen geblieben); zugleich versammelte sich das Aufgebot in Ungarn; außerdem war bereits am 3. ein neues, 12,000 M. starkes Corps Russen unter dem General Bennigsen in Oberschlesien eingetroffen und in Böhmen das Volk bereit, sich in Masse zu erheben; endlich standen, in Folge des potsdamer Vertrags v. 3. Nov., durch den der König v. Preußen dem petersburger Bündnisse beigetreten war, 180,000 M. Preußen, Sachsen und Hessen gerüstet, um, wenn Napoleon Preußens Vermittelung, auf den Fuß des luneviller Friedens, am 15. Dec. nicht annähme, in Franken vorzudringen und Napoleons Verbindungslinie an der Donau zu durchbrechen, während 80,000 M. Preußen, Russen (unter Tolstoi), Schweden, Hanoveraner und Engländer in Norddeutschland die Grenzen der Niederlande bedrohten; auch in Italien konnte durch die Landung der Engländer und Russen in Neapel eine wirksame Diversion gemacht werden. Dessenungeachtet bot Östreich die Hand zum Frieden. Am 3. Dec. erschien Fürst Johann v. Liechtenstein in Napoleons Hauptquartier, und am 4. hatte Kaiser Franz selbst eine zweistündige Unterredung mit Napoleon, bei den franz. Vorposten unweit des Dorfes Nasedlowicz bei einer Mühle, zu Saroschütz, wo beide Monarchen über einen Waffenstillstand und die Grundlagen eines Friedens übereinkamen. Napoleons Adjutant, General Savary, begleitete den deutschen Kaiser in sein Hauptquartier zurück, um zu erfahren, ob Alexander an dem Vergleiche Theil nehmen wolle. Nach russ. Berichten ließ der Monarch ihn gar nicht vor sich; die franz. Bulletins aber erzählten umständlich seine Audienz beim Kaiser Alexander, die auch der Verf. (der östreich. Gen. von Stutterheim) der „Matériaux pour servir à l'hist. de la bataille d'Austerlitz" (1806, mit Noten von einem französ. Officier, angeblich von Napoleon selbst dictirt) S. 79 erwähnt. Prinz Berthier u. Fürst Liechtenstein schlossen hierauf am 6. einen Waffenstillstand ab, nach welchem die franz. Armee den östreich. Kreis, Venedig,

einen Theil von Böhmen und Mähren, sowie Presburg besetzt hielt, das russische Heer aber in bestimmten Fristen die kaiserl. östr. Staaten räumen, in Böhmen und Ungarn kein Volksaufgebot stattfinden und kein fremdes Heer die Staaten des Hauses Östreich betreten sollte. Überdies legte Napoleon am 7. den von seinen Truppen besetzten Ländern eine Kriegssteuer von 100 Mill. Fr. auf. Alexander zog, nach dem Wunsche des Kaisers von Östreich, seine Armee zurück, trat jedoch nicht dem Waffenstillstande bei, sondern stellte seine Heere in Schlesien und in Niedersachsen zur Verfügung des Königs von Preußen; auch besetzten seine Truppen in Dalmatien am 4. März 1806 das von Östreich an Frankreich abgetretene Cattaro (s. d.). Der Waffenstillstand von A. lähmte alle Streitkräfte der östr. Monarchie und zerriß ihre bisherigen politischen Verbindungen, sodaß der preuß. Minister, Graf von Haugwitz, welcher, um am 15. Dec. als Vermittler entscheidend aufzutreten, schon im Nov. zu Wien angekommen war, von Napoleon aber erst am 9. Dec. vorgelassen wurde, unter diesen veränderten Umständen, wo ihm der franz. Kaiser nur die Wahl zwischen offenem Kriege oder einer Allianz ließ, seiner Instruction ganz entgegen, den so verhängnißvollen Vertrag v. 15. Dec. abschloß, welcher Preußen aus einem Verbündeten Rußlands in einen Verbündeten Frankreichs verwandelte. (Vgl. Lucchesini, „Über den Rheinbund", I, S. 348 fg. und Schöll's „Traités de paix", VIII, S. 27 fg.) Östreich unterzeichnete hierauf am 26. Decbr. die harten Bedingungen des Friedens zu Presburg (s. d.), durch den es nicht nur ein Areal von 1141 □M. mit 2,785,000 Bewohnern und 13,610,000 Fl. Eink. abtrat, sondern auch s. Verbindung mit der Schweiz u. Italien und s. Einfluß auf das deutsche Reich verlor. So ward Napoleons Oberherrschaft in Italien befestigt, die Abhängigkeit der Fürsten Süddeutschlands von der Politik Frankreichs entschieden u. Preußen von seinem Neutralitätssystem losgerissen. K.

Austern, Schalthiere vom Geschlechte der Kammmuscheln. Die untere Schale ist bauchig, die obere platt; je älter die Austern sind, mit desto mehr Schuppenreihen sind die Schalen besetzt. Äußerlich ist ihre Farbe grau oder schwärzlich, inwendig weiß. Sie leben an steinigen und sandigen Meeresufern, in den europäischen und andern Meeren. Man theilt sie in Berg-, Sand- und Lehmaustern; die erstern zieht man vor, besonders wenn sie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Flut wechseln. In Holland sind die seeländischen, und in England die von Colchester die vorzüglichsten. In Deutschland hält man die holsteinischen und jütländischen, in Italien die Pfahlaustern von Triest und die venetianischen Arsenalaustern für die besten. — Die Nahrung der Austern soll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern bestehen; sie sind aber auf Dasjenige beschränkt, was ihnen der Zufall zuführt, da sie ihren Wohnort nicht verlassen können. Deßwegen befinden sie sich da am besten, wo die Flut zweimal des Tages ihnen frische Nahrung zuführt. Im Frühjahr findet man Eier in den Schalen, und bald darauf erscheinen vollkommen ausgebildete Junge. Die junge Auster klebt sich sogleich an irgend einen festen Körper an und gedeiht hier, bis sie durch irgend einen Zufall losgerissen wird. Wiewol die Austern sich erst im dritten Jahre fortpflanzen, so vermehren sie sich doch außerordentlich schnell, und man findet sie an einigen Stellen im Meere bei Millionen. Solche Sammelplätze nennt man Austernbänke. In England und Frankreich werden sie auch in Canälen gezogen. Zur Zeit der Ebbe, wo sie auf dem Trocknen liegen, sammelt man sie mit den Händen; sonst fängt man sie mit eisernen Rechen oder Netzen mit eisernen Rahmen und dgl. Werkzeugen. Deutschland bezieht die meisten Austern von Hamburg, von wo sie entweder in Schalen oder ausgestochen, mit Salz und Pfeffer eingemacht, versandt werden.

Austrägalinstanz. 1) Der Mangel einer festen und kraftvollen Gerichtsverfassung in Deutschland, welcher seinen vornehmsten Grund in der Schwä-

che der kaiserl. Macht, besonders nach dem Falle der Hohenstaufen, hatte, nöthigte die Fürsten, Prälaten, Städte und Ritter, vorzüglich im südlichen Deutschland, zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu schließen, und ein wesentlicher Theil derselben war immer, für ihre Streitigkeiten unter einander Schiedsrichter aufzustellen, von welchen eine gütliche Beilegung oder eine rechtliche Entscheidung eingeleitet werden konnte. Man nannte dies Austräge. Als endlich durch die Anerkennung eines ewigen Landfriedens (1495) den Fehden und der bewaffneten Selbsthülfe ein gänzliches Ende gemacht wurde, war damit die Gründung eines allgemeinen obersten Gerichts für Streitigkeiten unter und mit den unmittelbaren Angehörigen des Reiches nothwendig verknüpft und das Reichskammergericht kam gleichzeitig zu Stande. Doch behielten die Stände noch ihre bisherigen Austräge und das Recht, auch in Zukunft dergleichen vertragmäßig zu errichten. So gab es gesetzliche (für alle Fürsten und Unmittelbare des Reichs), gewillkürte (durch Verträge gegründete) und privilegirte Austräge, indem der Kaiser den meisten Reichsstädten und andern Angehörigen des Reichs dergleichen verwilligt hatte. 2) Im Rheinbunde wurde die Entscheidung der Streitigkeiten einer Bundesversammlung übertragen (Rheinbundsacte, A. 9), welche nie zu Stande kam. 3) Im deutschen Bunde wurde (Art. 11 der Bundesacte) diese richterliche Gewalt für Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern gleichfalls der Bundesversammlung übertragen, welche solche durch Commissarien aus ihrer Mitte gütlich beizulegen suchen, für die nöthig werdende rechtliche Entscheidung aber eine wohlgeordnete Austrägalinstanz aufstellen sollte. Östreich und Preußen bemühten sich schon auf dem wiener Congresse, ein bleibendes Gericht für diese wichtigen Angelegenheiten zu Stande zu bringen; allein andre Staaten zogen eine wechselnde Einrichtung vor, welche durch die Bundestagsbeschlüsse vom 16. Juni 1817 und v. 3. Aug. 1820, sowie durch die Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820, Art. 18 — 24, ihre weitere Ausbildung erhalten hat. Das Wesentliche besteht darin, daß der beklagte Theil dem klagenden drei unparteiische Bundesglieder vorschlägt, woraus der Kläger einen zu wählen hat, welche Wahlen bei Zögerung des dazu berechtigten Theiles auf die Bundesversammlung selbst übergehen. Das oberste Gericht des erwählten Bundesgliedes muß alsdann die rechtliche Verhandlung und Entscheidung des Streits nach den bei ihm geltenden Proceßnormen im Namen und an Statt der Bundesversammlung vornehmen und das Erkenntniß publiciren, wogegen nur eine Restitution wegen neu aufgefundener Beweismittel zulässig ist. Für die Vollziehung sorgt die Bundesversammlung nach der Executionsordnung vom 3. Aug. 1820. Durch die wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 ist dieser Austrägalgerichtsbarkeit der Bundesversammlung noch in Art. 30 die wichtige Ausdehnung gegeben worden, daß sie auch alsdann eintreten soll, wenn Foderungen von Privatpersonen deßhalb nicht befriedigt werden können, weil die Verpflichtung, denselben Genüge zu leisten, zwischen mehren Bundesgliedern zweifelhaft oder bestritten ist. Schon sind mehre Streitigkeiten auf diesem Wege entschieden worden (zwischen Darmstadt und Nassau über die Theilung mainzischer Landesschulden vom Oberappellationsgerichte zu München; zwischen Baden, Baiern und Hessen über ehemalige kurpfälzische Landesschulden, Lit. O., vom Oberappellationsgerichte zu Celle; zwischen Preußen, Baiern, Kurhessen und Frankfurt, Sustentationsrückstände des letzten Kurfürsten von Trier betreffend, von dem Oberappellationsgerichte zu Darmstadt), und mehre andre sind noch anhängig. 37.

Australasien, der äußerste Norden Neuhollands, den 1824 Capit. Barlow, von Sidney (s. d.) aus, in Besitz nahm, um hier und auf den 3 Schiffstagereisen davon entfernt liegenden Inseln Melville und Bathurst eine britische Colonie anzulegen, die Kings-Cove heißt. Im weitern Sinne geben die Briten ihren sämmtl. Niederlassungen in Australien d. Namen Australasien. (S. C. Wenthworth's

„Statistical account of the british settlements in Australasia etc."; 3. Aufl., London 1825, 2 Bde.) (S. **Neuholland**.)

Australien, Australia, der 5. Erdtheil, anfangs Südindien, und wegen der Menge von Inseln, woraus er besteht, Polynesien, Inselwelt, genannt, hat s. Namen von s. südlichen Lage gegen die alte Welt. Der Anfang zur Entdeckung dieses Erdtheils ward gemacht, nachdem Amerika und die Südsee den Europäern bekannt geworden waren. Magelhaens, der die erste Reise um die Welt unternahm, hatte dem spanischen Monarchen, in dessen Dienste er aus den portugiesischen übergetreten war, versprochen, durch eine Reise nach Westen zu den Molukken zu gelangen, und entdeckte auf dieser Seefahrt, am 6. März 1521, die Ladronen oder Marianen, eine Inselgruppe, die einen Bestandtheil Australiens ausmacht. Magelhaens muß daher als der erste Entdecker dieses Erdtheils angesehen werden, indem er die Bahn zu Auffindung der australischen Inselwelt eröffnete. 300 J. verflossen, bis die sämmtlichen Inseln entdeckt wurden, die man unter dem Namen Australien begreift. Nach Magelhaens setzten spanische Seefahrer die Entdeckungen fort, besonders Alvaro de Mendana, der in dem letzten Viertel des 16. Jahrh. die Salomons- und Marquesasinseln entdeckte und quer durch die Societäts- und Freundschaftsinseln fuhr, doch ohne dieselben zu sehen. Fernandez de Quiros, der ihn auf seiner 3. Reise begleitet hatte, nahm einen südlichern Lauf, gerieth in den inselreichsten Theil der Südsee, und durch ihn wurden die Societätsinseln und das heilige Geistland bekannt. Mit dem 17. Jahrh. begannen die Entdeckungen der Holländer, wodurch, außer mehren kleinen Inseln, die größte australische Insel, Neuholland, bekannt und von ihnen benannt wurde, wiewol man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Auffindung Neuhollands 100 J. früher den Portugiesen zuschreibt, deren Entdeckungen aber von ihrer Regierung verheimlicht und nachher vergessen worden zu sein scheinen. Neuhollands Küsten: Edelsland, Nuytsland, de Wittsland, erhalten noch die Namen der holländ. Entdecker. Der Holländer Tasmann und der Engländer Dampier setzten die angefangenen Entdeckungen fort. In der Mitte des 18. Jahrh. waren die Engländer Byron, Wallis und Carteret und der Franzose Bougainville für die nähere Kenntniß Australiens thätig. Unstreitig aber erwarb sich der englische Weltumsegler James **Cook** (s. d.) von 1768 bis 1779 um die genauere Untersuchung des neuen Erdtheils die größten Verdienste, indem er die Kunde von den bereits bekannten Inseln berichtigte, früher entdeckte Inseln wieder auffand und als neue Entdeckungen Neucaledonien und die Sandwichsinseln hinzufügte. Nach Cook wetteiferten Engländer und Franzosen, der Welt genauere Bekanntschaft mit Australien zu verschaffen. In neuern Zeiten haben Entrecasteaux, Grant, la Peyrouse, Baudin, Flinders, Krusenstern und Kotzebue unsere Kenntniß von Australien bereichert. Ohne Zweifel liegen in diesem großen Meere noch andre Inseln, die bis jetzt kein Europäer gesehen hat, und selbst von den schon entdeckten Ländermassen Australiens kennt man bloß die Küsten. Die Südsee oder das stille Meer, zwischen Asiens Ost- und Amerikas Westküste, umfaßt sämmtliche Inseln Australiens, welche einen Raum von 113 Längen- und 70 Breitengraden einnehmen, indem sie sich von 50° S. B. bis 25° N. B., und vom 90° — 280° L. von Ferro erstrecken. Den Flächeninhalt schätzt man auf 170,000 □M., wovon Neuholland allein Europa fast an Größe gleich kommt. Man kann alle diese Inseln als zusammenhängende Bergketten ansehen, die sich aus dem Meere erheben und in der Richtung von N. nach Südosten, in einer doppelten Reihe, gleich Mittel- und Vorgebirgen, Neuholland, als den Stamm dieser Gebirge, einfassen. Die dem Festlande Neuholland nächste dieser Insel- oder Gebirgsketten beginnt mit Neuguinea und endigt mit Neuseeland; die zweite Linie fängt bei den Ladronen an, und geht bis zu den Schiffer- und Freundschaftsinseln, von wo sie eine von W. gegen O. gehende Rich-

tung nimmt. Von diesen fast zusammenhängenden Inselreihen sind die Sandwichsinseln ganz getrennt.

Australiens Boden ist fruchtbar, besonders in den Inseln der heißen Zone. Die aus Europa hierher verpflanzten Gewächse kommen sehr gut fort. Einige von den Inseln sind niedrig und flach, andre mit schroffen Felsenküsten versehen und mit Gebirgen, sowol Ur-, als Flötz- und Basaltgebirgen, angefüllt. Die höchsten bekannten Berge sind in den Sandwichsinseln der Mauna-Roa und in Neuseeland der Pic Egmont, deren Höhe an 14,000 Fuß beträgt. Viele dieser Inseln sind vulkanischen Ursprungs, andre durch Korallenthiere entweder von Grund aus erbaut, oder durch Anbau an ursprüngliche Meeresfelsen in die Höhe geführt, erweitert und mit Riffen umgeben worden, wodurch die Annäherung gefährlich ist. Bis jetzt fehlt es uns noch an Untersuchungen über die Beschaffenheit der Gebirge Australiens, da von Neuholland, Neuguinea und Neuseeland nur die Küsten und die ihnen nahen Berge von Naturforschern kaum mehr als im Fluge beobachtet werden konnten, und in den andern Inseln der Aufenthalt der Europäer ebenfalls zu kurz war, um genaue Untersuchungen anzustellen. In neuern Zeiten haben die Engländer einen Versuch gemacht, von der Ostküste Neuhollands, wo sie ihre Verbrechercolonien haben, in das Innere einzudringen. Das im W. von diesen Colonien, von N. nach S. streichende Gebirge, die blauen Berge genannt, hatte wegen seiner steilen Felsenwände, schaudervollen Abgründe und immer höher und unzugänglicher sich hinter einander aufthürmenden Berge die früher gemachten Versuche, mit dem Innern bekannt zu werden, vereitelt. Endlich gelang es im Nov. 1813 dem Engländer Evans, die blauen Berge zu übersteigen, und 1815 wurde eine Straße über dieses Gebirge vollendet. Überhaupt ist man nur 30 deutsche Meilen von der Ostküste aus in das Land eingedrungen, das sich hier bis zur Westküste auf 600 deutsche Meilen erstreckt! Auffallend ist in diesem Erdtheile der Mangel an großen Flüssen, wiewol es den meisten Inseln nicht an Bewässerung fehlt. Die in Neuholland aufgefundenen Flüsse sind schmale Meerarme, die sich tief in das Land hinein erstrecken, die Salzigkeit des Meeres beibehalten, und in welchen auch in weiter Entfernung vom Meere Ebbe und Flut noch bemerklich sind. Ein unbedeutender Küstenfluß ergießt sich in den tief eindringenden Meerarm. Der größte unter den neuholländischen Flüssen ist der Hawkesbury in der Brockenbay, der 10 Meilen landeinwärts für die größten Schiffe fahrbar und daselbst 150 Ruthen breit ist. Jenseits der blauen Berge hat man den Fluß Macquarie entdeckt, der sich nebst andern Flüssen in Sümpfe verliert. Wahrscheinlich enthält, nach Oxley's Bericht, Neuholland in seinem Innern einen großen See, gleich dem kaspischen, in welchen sich die Flüsse ergießen. Das Klima Australiens ist, da es in der heißen und in der südlichen gemäßigten Zone liegt, theils heiß, doch im Allgemeinen mit einer weniger drückenden Hitze, als in den asiatischen und afrikanischen Ländern unter gleicher Breite, theils gemäßigt, mild, rein und gesund. Auch sind die Länder dieses Erdtheils, die in der südlichen Halbkugel liegen, kälter als jene in der nördlichen. Die Erzeugnisse Australiens sind theils dieselben der Länder andrer Erdtheile unter gl. Br., theils eigenthümliche, z. B. Vögel ohne Flügel, mit Haaren statt der Federn, vierfüßige Thiere mit Vogelschnäbeln, weiße Adler u. s. w., Säugthiere, mithin auch Raubthiere, sind wenig vorhanden. Die einzigen sind: das Känguruh (die Springratte), 100 bis 150 Pfund schwer, der Wombat (beide zu den Beutelthieren gehörig), das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichste in der Welt, dem die Natur zu dem Körper eines Säugthiers den Kopf oder wenigstens den Schnabel eines Vogels gab, die Schweifthiere, der Dingo oder neuholländische Hund, das neuholländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Schweine, Hunde, Ratten, Fledermäuse, Wallfische, Seebären, Seelöwen und Seeelefanten. Von den Europäern sind Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen dahin

gebracht worden. Unter den Vögeln, die hier durch Farbenpracht und Bildung der Federn ausgezeichnet sind, bemerken wir viele Arten von Papageien und Paradiesvögeln, den neuholländischen Kasuar, welcher 70 Pfund wiegt und den ostindischen an Größe und Schönheit der Farben übertrifft, die prächtige Manura, durch ihren schönen Schwanz bewundernswürdig, und den schwarzen Schwan; auch hat man Hühner, Tauben und Enten. An Fischen, darunter neue Geschlechter, sind die Küsten sehr reich; deßgleichen ist die Mannigfaltigkeit der Insekten, der Schalthiere rc. sehr groß. Noch größer ist der Reichthum des Pflanzenreichs; in Neuholland allein hat man an tausend neue Pflanzen entdeckt. Doch sind die kleinern Inseln reicher an Nahrung gebenden Gewächsen als Neuholland. Wir nennen: Sago-, Areka- und Kokospalmen, Eukalyptus, Bäume, die eine Höhe von 180 Fuß und einen Umfang von 30 Fuß erreichen, Kajaputbäume, Gummibäume, Brotfrucht, Guajaren, Pisang, Katappanußbäume, Rotang, Kasuarina- oder Keulenbäume, woraus die Einwohner die dauerhaftesten Waffen und Geräthe machen, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinstem Baste Zeuche verfertigt werden, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Zuckerrohr, Betelpfeffer, Taumelpfeffer, woraus das berauschende Getränk Ava gemacht wird, Baumwollenstauden, neuseeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, Batatten, Yams, Aaronswurzeln, die den Hauptgegenstand der Landwirthschaft auf den Sandwichsinseln ausmachen rc. Durch die Europäer sind europäische Getreidearten und Gartengewächse, Obst, Mandeln, Granatäpfel, Taback, Hanf, Flachs und Hopfen dahin gebracht worden. Aus dem noch wenig untersuchten Steinreiche hat man Kupfer- und Eisenerz, Granit, Porphyr, Basalt, Chalcedone, Achate, Jode oder orientalischen Nierenstein, Marmor, Kalk, Steinsalz rc. gefunden. Australien ist äußerst gering bevölkert; im Durchschnitte kann man nicht 10 Menschen auf die □M. rechnen, da die Zahl der Einw. nur auf 3,700,000 geschätzt wird. Sie bilden zwei Hauptarten, eine negerartige, die Papuas genannt, und eine in Bildung und Gestalt wenig von den Europäern abweichende, die man zu der malayischen rechnet. Aus der Vermischung beider Hauptstämme sind verschiedene Mittelarten erzeugt worden. Die Papuas bewohnen Neuholland, Neuguinea, die Louisiade, die Salomonsinseln, die neuen Hebriden, Neubritannien und Neucaledonien, und haben, besonders in Neuholland, aufgeworfene Lippen und Wollhaare wie andre Neger, von denen sie sich durch sehr dünne, magere Arme und Beine auszeichnen. Diese Negerart steht der zweiten, der malayischen, an Bildung bei weitem nach, vorzüglich in Neuholland, wo die Einwohner widerliche, affenartige Gesichtszüge haben, auf der niedrigsten Stufe der körperlichen und geistigen Bildung stehen und im Zustande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dickaufgeworfenen Lippen springt fast wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert sich die platte kleine Nase. Die tiefliegenden Augen verrathen eine tückische Rohheit, selten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet suchen sie Fische, klettern auf die Bäume, oder erlegen bisweilen die leicht zu fangenden Känguruhs, und verzehren Alles fast roh; kaum daß sie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neucaledonien, die man gleichfalls zu den Papuas rechnet, verzehren das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, haben aber bebaute Felder mit Pisangs, Yams- und Aaronswurzeln. Der malayische Hauptstamm, welcher die australischen Inseln, als die Freundschafts-, Societäts-, Sandwichsinseln rc., bewohnt, zeichnet sich durch die schönsten, regelmäßigsten Formen aus, deren die Gestalt des Menschen unter irgend einem Himmelsstriche fähig ist. Die Hautfarbe ist bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener, ja einige Frauen sah man völlig weiß wie die schönsten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen sich diese Inselbewohner als gutmüthige, gesellige, sanfte, fröhliche und leichtsinnige Menschen. Doch stimmen die Reisen-

den darin überein, daß sie einen Hang zum Stehlen haben und ihre Weiber und Töchter ohne Zurückhaltung den Europäern preisgeben. Auch herrscht bei einigen derselben die abscheuliche Sitte des Genusses des Menschenfleisches und der Menschenopfer. Sie leben in Dörfern, wo man auch öffentliche Gebäude antrifft, verfertigen Kähne mit kunstvoller Schnitzarbeit, Werkzeuge, Geräthschaften und Waffen von Stein und Holz, deren Arbeit man, bei ihrem Mangel an Hülfsmitteln, bewundern muß; sie machen Fischernetze, Körbchen, Stricke, sehr feine Matten und Zeuche zur Bekleidung ihres Körpers, die sie schön zu färben wissen; sie treiben eine Art von Landwirthschaft, welche vorzüglich im Anbau der Aaronswurzeln, der Yams, auch der Kartoffeln besteht, und leben in einer bürgerlichen Verbindung, deren Grundlage eine Art von Lehnssystem ist. Sie verehren Haupt- und Untergötter, haben Priester und Opfer, und hegen sehr sinnliche Hoffnungen in Rücksicht eines andern Lebens. Gewöhnlich sind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Örter, wo der Gottesdienst verrichtet wird. Englische Missionnaire haben die christliche Religion auf den Societäts- und Sandwichsinseln verbreitet. Unter allen diesen Insulanern sind die Bewohner der Sandwichsinseln (s. d.) durch ihre Bekanntschaft mit den Europäern am weitesten fortgeschritten. Außer diesen Ureinwohnern Australiens findet man jetzt auch Europäer: wenige in den Sandwichsinseln; über 50,000 in der von den Engländern auf der Ostküste Neuhollands angelegten Verbrechercolonie und eine geringere Zahl in Vandiemensland. Überhaupt hat Großbritannien 1824 alle zwischen dem 129.° und 135.° der Länge liegende Inseln und Landstriche Australiens, nebst Apsley und Clarence Straße und Port Essington auf der Halbinsel Koburg, in Besitz genommen. Die Hauptbestandtheile Australiens sind, außer vielen kleinern einzeln liegenden, Neuholland, Vandiemensland, Neuguinea, die Admiralitätsinseln, Neubritannien, die Salomonsinseln, die Königin-Charlotteninseln oder der Archipel von Santa Cruz, die neuen Hebriden, oder das Heiligegeistland, Neucaledonien, Neuseeland, die Pelew-, carolinischen oder neuphilippinischen, Marianen- oder Ladronen-, Monteverdos-, Mulgraves-, Fischer-, Freundschafts-, Blighs-, Schiffer-, Societäts-, Marquesas-, Washingtons- und die Sandwichsinseln. S. Hassel's „Erdbeschreibung von Australien", Weimar 1825 (der 23. Bd. des „Handb. der neuesten Erdbeschreib.").

Australocean, s. Südsee und Krusenstern.

Auswanderung, das Verlassen eines Orts oder Landes für seine Person sowol, als auch mit Habe und Gut, um anderswo seinen Wohnsitz zu wählen. Auswanderungsrecht — **jus emigrandi** — die Befugniß, in gewissen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Dieses Recht hatte ehedem jeder Freigeborene und Freigelassene, sobald es ihm an einem Orte und in einem Lande nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat an Einkünften, physischen Kräften und Gewerbsthätigkeit verliert, so glaubte man die Auswanderung verbieten zu müssen, und erlaubte nur, innerhalb der Grenzen eines Staats aus einem Orte in den andern zu ziehen. Die Erfahrung beweist jedoch, daß solche Verbote nichts fruchten, und der einzige Weg, die Auswanderung zu verhüten, besteht darin, daß man das Eigenthum der Einwohner auf das vollständigste schützt; daß man ihnen Gewissensfreiheit und Ausübung ihrer Religion unverletzt verstattet und sie nicht, wie vormals in Frankreich und Salzburg, durch Glaubenszwang aus dem Lande treibt; daß man sie unter dem Schutze vernünftiger Gesetze, bei gesicherter Freiheit der Gewerbe und des Handels, die Früchte ihres Fleißes ungestört genießen läßt; daß man sie den Bedrückungen der Beamten nicht preisgibt, und ihnen endlich das Zutrauen abgewinnt, daß sie weder unbillige, noch willkürlich zu erhöhende Abgaben besorgen dürfen. — Die Auswanderung oder das freie Wegziehen in schuldloser Absicht aus einem Bundesstaat in den an-

dern ist eine Befugniß, welche die Bundesacte (Art. 18) allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten beilegt. Allein daß rechtliche Familien, zu Hunderten auf einmal, die geliebte Heimath, einen schönen Himmel und einen fruchtbaren Boden verlassen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüsteneien Rußlands oder in den Wäldern von Nordamerika zu sterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weisen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geschah es, daß 1815—17 über 50,000 Menschen, meistens aus dem Elsaß, den Rheinländern, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um sich in Rußland oder Nordamerika anzusiedeln. 1817 waren allein zu Quebeck 4143 ausgewanderte Europäer angekommen. Und wie Viele sind nicht auf der See ein Opfer der schändlichsten Raubgier geworden oder bei ihrer Ankunft in schmälige Dienstbarkeit gefallen, weil sie die Überfahrt nicht bezahlen konnten! Nicht Übervölkerung und der Trieb, ein ungewisses Glück unter fremden Sternen zu suchen, sondern mehr als dies, Hoffnungslosigkeit, daß es je besser werde, Furcht, daß noch Schlimmeres bevorstehe, und gänzlicher Mangel an Vertrauen zu der Fürsorge der Regierungen: diese Ursachen haben, nebst andern zum Theil sittlichen Übeln, an denen unser Zeitalter kränkelt, ganze Familien in die öde Welt hinausgetrieben. Ein Gefühl der Verzweiflung hat die Völker ergriffen, daß es keine Freiheit mehr für den Armen gebe, der unter dem Druck der Abgaben und unter der Last von Arbeiten, selbst beim niedrigsten Preise der ersten Bedürfnisse, erliegt, und der dabei der finstern Vorstellung sich überläßt, daß die arbeitende Classe, der zahlreichste Theil des Volks, nicht für sich arbeite, sondern nur für Hof-, Standes- oder Gutsherren. — Die Auswanderung nach Amerika ist übrigens so alt als die Gründung der freien Staaten. Wie zuerst die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüsteneien Amerikas angebaut hat, so treibt der Wunsch, in einem Lande zu leben, wo den Grund und Boden geringe Abgaben belasten, die Europäer dahin. Wenn man bedenkt, wie viel zu dem Entschlusse gehört, die Heimath, an welche der Mensch mit den stärksten Banden der Erinnerung, Sprache und Sitten geknüpft ist, zu verlassen, um unter fremden Nationen ein ungewisses Glück zu suchen, so wird man der Besorgniß keinen Raum geben können, daß die Auswanderungssucht jemals ein Volk ohne dringende Ursache ergreifen werde. Man darf als unumstößlich gewiß annehmen, daß die Auswanderung, wo sie überhand nimmt, nie die Krankheit selbst, sondern nur Folge und Symptom eines Übels ist, welches seinen Sitz in dem Widerspruche hat, worein sich die Regierung mit dem Sinne des Volkes gesetzt hat. Wenn es dahin gekommen ist, daß die Menschen glauben, den Geboten des Staats ohne Verletzung ihres Gewissens nicht gehorchen zu können, so muß ihnen freistehen, dem Bürgerrechte zu entsagen und in andern Ländern eine Freistätte für ihre religiösen und politischen Überzeugungen zu suchen. Es war die härteste Tyrannei, als Ludwig XIV. den Reformirten die bisherige Glaubensfreiheit entzog und doch auch ihre Auswanderung zu hindern suchte. Auch dem Einzelnen kann dies Recht der freien Auswanderung nicht geschmälert werden; denn auch der Einzelne kann mit seinem Pflichtgefühl und den Staatsgeboten in Collision kommen. Aus den Pflichten entspringt das Recht; kein Recht, dem nicht die Möglichkeit einer Pflicht vorausginge: dies ist einer der fruchtbarsten Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts. Daher gehört es auch zu den fundamentalen Freiheiten des englischen Volkes, sich ohne besondere Erlaubniß aus dem Lande zu begeben, welche nur, wie sich von selbst versteht, in Ansehung Derer beschränkt ist, welche in besondern Pflichten (Beamte, Soldaten rc.) gegen den Staat stehen, und in einzelnen Fällen durch ein Mandat: Ne exeat regnum (welches vom Großkanzler ausgeht), aufgehoben werden kann. Die Parlamentsacte gegen auswärtige Kriegsdienste sind mehre Male wiederholt worden (z. B. in Beziehung

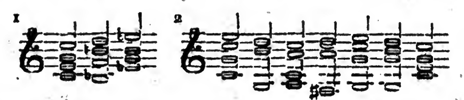
auf die südamerikan. Insurgenten 1819), aber sie setzen keine eigentliche Auswanderung voraus. Ebenso ist zwar das Auswandern der Manufacturarbeiter in Wolle, Seide, Eisen &c. durch verschiedene Gesetze (von 1719, 5. Geo. I. C. 27, von 1740, 23. Geo. II. C. 13, und 1782, 22. Geo. III. C. 60) verboten, allein die Strafe besteht für den Ausgewanderten, welcher nach erhaltener Auffoderung nicht zurückkehrt, nur in Verlust des Bürgerrechts, für den Werber aber in harten Geldstrafen (3000 Thlr. für jeden Angeworbenen, im Wiederholungsfalle 6000 Thlr.) und Gefängniß. Auch die franz. Verfassung gestattete wenigstens seit 1789 eine unbeschränkte Auswanderung, und die Gesetze gegen die Emigranten sind nicht auf die Verfassung des Staats an sich, sondern auf die feindliche Absicht, in welcher damals die Meisten emigrirten, zu beziehen. Denn die Emigranten wollten nicht ihr Bürgerrecht in Frankreich aufgeben, sondern vielmehr die neue Gestaltung des Staats von Außen bekämpfen, und dadurch wurden Strafgesetze allerdings, wenn auch nicht solche, wie sie politischer Fanatismus eingab, rechtlich begründet.

Gründliche Belehrung über die Gefahren, welche den Auswanderern in fremden Ländern bevorstehen; Maßregeln, durch welche die Arbeitsstoffe ungehindert vermehrt werden können; Lösung aller künstlichen Bande, wodurch die große Masse der Güter in wenig Händen gehalten wird; Freiheit des Verkehrs! das sind die Mittel, wodurch die Lust zum Auswandern gedämpft und die Lust, im Lande zu bleiben, geweckt werden kann. Verbote des Auswanderns sind so ungerecht als unklug, und deuten immer an, daß eine Regierung, welche sie erläßt, keine richtigen Begriffe weder von ihren Rechten, noch von ihrer Bestimmung habe. Man vergleiche, was Herr v. Rotteck in s. Schrift: „Über stehende Heere und Nationalmiliz", von den Quellen des Drucks unerschwinglicher Abgaben, des gesunkenen Wohlstandes des Nährstandes u. s. w. sagt. Ist aber Übervölkerung Ursache des Auswanderns, so könnten die Regierungen unter sich, in Verbindung mit einer Seemacht, die Errichtung von Colonien, wie in der alten Zeit, durch öffentliche, vom Volke gewählte Beamte besorgen lassen. Freie Vereine der Städte, wie zu den Zeiten der Hanse, der Templer, Johanniter- und deutschen Ritter, würden dies erleichtern. Die vom Freih. v. Gagern der Bundesversammlung vorgelegte Denkschrift „Über die Auswanderung der Deutschen" (Frankf. 1817, 4.) enthält mehre Mittel, wie die Regierungen die Auswanderung verständig leiten sollen. Schon thut dies die britische Regierung in Ansehung der Auswanderer nach Canada, dem Cap und Neuholland. Mehr noch ist in Rußland zur Unterstützung der Eingewanderten geschehen, nachdem Mangel und Krankheiten eine Menge dieser Unglücklichen in den ungesunden Steppen von Odessa weggerafft hatten. — Mit den Gefahren der Auswanderung nach Amerika hat Herr v. Gagern die Deutschen durch den Bericht des Herrn v. Fürstenwärther bekannt gemacht. Vgl. Ludw. Gall, „Meine Auswanderung nach den Verein. Staaten in Nordamerika im J. 1819" (Trier 1822, 2 Thle.). Über die Auswanderung nach Brasilien sagt der 1825 verst. Freyreiß in s. „Beitr. zur nähern Kenntniß des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina" (Frankf. a. M. 1824) viel Belehrendes. Die neuesten Erfahrungen sollten jedoch die Auswanderung in dieses, von Vielen absichtlich empfohlene Land gänzlich widerrathen. — Unter mehren Ländern, wo große Noth geherrscht hat und wo dennoch keine Auswanderung stattgefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürsorge väterlicher Regierungen den Muth emporhielt, müssen u. a. die königl. und herzogl. sächs. und die preuß. Staaten genannt werden.

Auswechselung der **Kriegsgefangenen** (s. d.).

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschreiten der Musik von einer Harmonie zur andern nennt man im weitern Sinne **Modulation**. Jedes Fort-

schreiten von einer Harmonie zur andern ist ein Accordenwechsel; aber nicht jeder Accordenwechsel ist auch ein Wechsel der Tonarten. Es gibt daher eine doppelte Art der Modulation im weitern Sinne: entweder geht man von einer Harmonie zu einer andern fort, die in derselben Tonart liegt (Gottfr. Weber nennt dieses eine leitereigne Modulation), oder zu einer dem vorigen Accord fremdartigen Tonart, und diese Art der Modulation, oder der Übergang von einer Tonart zur andern, ist Ausweichung, Modulation im engern Sinne (nach Weber leiterfremde Modulation). Eine solche findet also statt in folgenden Beispielen:



Diese Beispiele lehren zugleich zwei Hauptarten der Ausweichung kennen. In dem ersten nämlich ist der Fortschritt von der Art, daß man bei dem neuen Accord den ersten völlig vergißt, und diese Art der Ausweichung mag die vollkommene heißen. In dem andern Beispiele wird die erste Tonart nicht aus dem Ohre vertilgt, und die fremde Tonart kaum als neu empfunden, welches immer der Fall ist, wo eine Tonart vorübergehend zwischen die herrschende tritt, und dies nennt man eine unvollkommene Ausweichung. Weber berechnet in s. „Theorie der Tonsetzkunst", daß man auf 46 verschiedene Arten von einer Tonart zur andern fortschreiten könne. Es gibt nämlich 11 Ausweichungen aus einer harten in eine andre harte, und 11 aus einer weichen in die andern weichen, 12 aus einer harten in eine der 12 weichen, und 12 aus einer weichen in die 12 harten Tonarten. Erwägt man nun auch, daß jede Tonart verschiedene Harmonien hat, von welcher und zu welcher fortgeschritten werden kann (nämlich von jeder der 14 Harmonien einer harten Tonart zu einer der 14 Harmonien der 11 übrigen, und von jeder der 10 Harmonien einer Molltonart zu den 10 der übrigen 11 Molltonarten; sowie ferner von jeder der 14 Harmonien einer Durtonart auf eine der 10 Harmonien der 12 Molltonarten, und von jeder der 10 Harmonien einer Molltonart zu einer der 14 Harmonien der 12 Durtonarten): so ergeben sich im Ganzen 6616 verschiedene mögliche Fälle der Ausweichung. Die meisten Ausweichungen sind Fortschreitungen von dem Dreiklang 1) zu dem tonischen Dreiklang einer neuen Tonart und zwar von Durtonart zu Durtonart (z. B. von C-dur nach G-dur, D-dur, A-dur, E-dur, H-dur, F-dur, B-dur, Es-dur, As-dur, Des-dur), Durtonart zur Molltonart (z. B. von C-dur nach dem weichen tonischen Dreiklang von D, G, E, A) und umgekehrt (z. B. von C-moll nach dem harten tonischen Dreiklang von As, Des, Es, G); 2) durch den Dreiklang der Dominante nach allen Tonarten, oder 3) durch den Hauptseptimenaccord. Die Ausweichung durch den Hauptseptimenaccord (auch mit hinzugefügter kleiner oder großer None, nur daß letztere immer in die Durtonart führt) ist die gewöhnlichste und bestimmteste. Außerdem weicht man, wiewol seltener, aus 4) durch den Dreiklang der Quarte oder Secunde der neuen Tonart oder durch andre Nebenharmonien. Im Allgemeinen ist eine Ausweichung um so leichter und natürlicher, je verwandter die Tonart, in die man ausweicht, der Tonart ist, von welcher man ausgeht. Solchen Ausweichungen ist das Ohr am leichtesten offen; dagegen Ausweichungen in entfernten Tonarten dem Gehör auffallender sind. Allein dieses Auffallende kann durch besondere Mittel gemildert werden, z. B. durch chromatische Übergänge der Melodie, ferner dadurch, daß der Übergang in die neue Tonart durch einen mehrdeutigen Accord (d. i. einen solchen, der das Ohr über die Tonart, zu welcher er gehört, zweifelhaft läßt), oder durch einen solchen geschieht, welcher sowol der Tonart, von welcher man ausgeht, als auch der Tonart, in welche man ausweicht, zukommen kann; ja, dieses Auffallende, Grellere gewisser Aus-

weichungen ist oft sogar der zweckmäßigste und wirksamste Ausdruck des stärkern und contrastirenden Gedankens. Was aber im Allgemeinen den Gebrauch der Ausweichungen in einem Tonstück anlangt, so verlangt die Einheit desselben vor Allem zwar eine herrschende Tonart, d. h. sie verlangt, daß ein Tonstück sich zum größten Theil in einer bestimmten Tonart bewege und daher in der Regel mit derselben auch anfange und schließe. In dieser Beziehung sagt man auch, das Tonstück geht aus C, D ꝛc. — obwol der Anfang nicht immer sogleich und entscheidend die herrschende Tonart bestimmt und ein Stück oft in einer andern Tonart schließt, als in welcher es angefangen, z. B. Ouverturen, die zu andern Stücken vorbereiten, oder Stücke, deren Ende mit dem Anfange, des Inhalts wegen, contrastiren muß, sodaß sie etwa in Dur schließen, wenn sie in Moll angefangen haben, oder umgekehrt. In der Regel, und wenn nicht Bedingungen letzterer Art eintreten, findet man daher jene Einheit, die sich besonders durch Anfangen und Schließen in einer Tonart äußert, selbst in Beziehung auf mehre Stücke, welche zusammengenommen ein größeres Ganzes bilden [z. B. Finales (s. d.) oder ganze Opern], beobachtet. Wenn nun aber eine Tonart sich dem Gehör als herrschende angekündigt und eingeprägt hat, so erfodert die harmonische Mannigfaltigkeit des Tonstücks, nach Maßgabe seiner Größe und seines umfassenden Charakters, auch Ausweichungen. Daraus ergibt sich aber, daß es auch kleine Tonstücke von leichtem, ruhigem Charakter geben könne, in welchen gar keine Ausweichungen vorkommen (wie z. B. in kleinen Liedern und Tänzen Ausweichungen nicht wesentlich sind und Häufungen derselben den Charakter eines solchen Musikstückes oft ganz aufheben), sowie hingegen größere Tonstücke ohne den Reiz derselben leicht matt und einförmig werden würden. In der neuesten Zeit hat man sich überall so sehr an diesen Reiz gewöhnt, daß der Geschmack des großen Publicums fast nichts mehr pikant genug findet und man nur immer darauf zu sinnen scheint, auch noch die Würze zu würzen. Die natürlichsten und üblichsten Ausweichungen eines Tonstücks gehen nun a) in der Durtonart 1) nach der harten Tonart der Dominante; — diese nimmt den ersten Rang ein und wird mit Recht, wegen ihrer nächsten Verwandtschaft mit der Haupttonart, Hauptausweichung genannt. Sie kommt gewöhnlich in der Mitte des Stücks vor und theilt das Stück in zwei Hälften ein. 2) Nach der harten Tonart der Unterdominante (oder Quarte), ferner 3) nach der weichen Tonart der Sexte des Grundtons und der übrigen Tonarten, deren tonische Dreiklänge in der Tonleiter der Haupttonart liegen. b) In der Molltonart 1) nach der harten Tonart der Tertie, Sexte und Quinte, 2) oder nach der weichen Tonart der Dominante und Unterdominante. In den hier angegebenen Tonarten pflegt ein Tonstück, wenn es ausweicht, am längsten zu verweilen. Aber damit sind die Ausweichungen in entferntere Tonarten nicht ausgeschlossen, — nur dürfen sie nicht willkürlich und ohne Grund vorkommen; vielmehr sind sie außerordentliche Mittel, die nur zu außerordentlichen Wirkungen aufbehalten werden müssen und ihre Wirkung verlieren, wenn sie zu oft gebraucht werden. Die Rückkehr eines Tonstücks zu der Haupttonart, in welcher, wie wir oben sagten, geschlossen wird, geschieht gewöhnlich und am besten durch den Dreiklang der Dominante oder den Hauptseptimenaccord (selten durch den Dreiklang der Unterdominante — plagalischer Schluß), weil durch einen solchen Schluß das Gehör vollkommen beruhigt wird, besonders wenn die Formel, in welche dieser Schluß gefaßt wird, denselben in mehren Figuren wiederholt. Die umfassendste und gründlichste Theorie der Ausweichungen hat Gottfried Weber in s. „Theorie der Tonsetzkunst" (2. Bd., S. 333—378 fg.) aufgestellt. 44.

Auszehrung, s. Atrophie.

Autenrieth (Johann Heinrich Ferdinand v.), Kanzler der Univ. Tübingen und Prof. der Arzneiwissenschaft, geb. das. 1772, entwickelte früh ausgezeichnete

Gaben für das Fach naturwissenschaftlicher Thätigkeit. Feurige Vorstellungskraft und ein außerordentliches Gedächtniß begünstigten seine Studien. Nachdem er Doctor geworden, machte er eine Reise nach Nordamerika. Vom gelben Fieber befallen, allein und ohne Hülfe, rettete er sich selbst durch einen kühnen Aderlaß vom Tode. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Arzneikunde, besonders der Anatomie und Klinik, in Tübingen. Hier wirkt er unausgesetzt durch geistvolle Vorträge, sowie durch eifrige Krankenbehandlung. Nicht weniger thätig als Schriftsteller, hat er besonders Zeitschriften, theils allein, theils in Gemeinschaft mit Reil, herausgegeben. Der König von Würtemberg verlieh ihm den Orden des Civilverdienstes und ernannte ihn zum Kanzler der Universität Tübingen.

Auteuil, am Eingange des Holzes von Boulogne, eine kleine Meile von Paris, daher oft literarisch berühmte Männer dort wohnen. Noch zeigt man daselbst das Landhaus des Dichters **Boileau** (s. d.), wo Frankreichs schöne Geister fleißig beim scoptischen Boileau schmausten. Einst vom Weine im nächtlichen Schmause erwärmt, bejammerten die Literatoren das zurückgehende Zeitalter und fanden, es sei ein Unglück, daß man geboren worden sei, und ein Glück, eine so verdorbene Welt bald zu verlassen. Alle wurden eins, sich in die nahe Seine zu stürzen, und schon wandelte die Blüthe der franz. Gelehrten nach dem Flusse. Da fiel es Molière ein, eine so schöne Handlung berühmter Männer müsse nicht in nächtlicher Finsterniß vollbracht werden. Die Fröhlichen hielten inne und fanden, daß er Recht habe. Der gemüthliche Chapelle schlug nun vor, sich morgen bei Tage zu ersäufen und zum Mahle zurückzukehren, um die noch übrigen Flaschen zu leeren. Der witzige Andrieux brachte diese Anekdote im „Molière avec ses amis ou le souper à Auteuil" auf die Bühne. Während der Arzt Gendron das Haus besaß, besuchte Voltaire diesen seinen Freund und setzte folgende Inschrift: „C'est ici le vrai Parnasse des vrais enfans d'Apollon. — Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace; Esculape y parait sous celui de Gendron." — Zuletzt besaß Madame Helvetius als Witwe diesen Landsitz und verschönerte ihn durch ihre Abendcirkel. Alles, was Ruf hatte durch Literatur oder Thaten, war dort stets willkommen, er mochte Franzose oder ein Fremder sein. Frei war dort Jeder. Man nannte die Gesellschaft deßhalb „La société libre des égoistes". 1798 u. 1799 gefiel sich dort Bonaparte sehr in der Mitte freisinniger Menschen und spazierte fleißig mit der berühmten Eigenthümerin in ihrem Garten, die seinen schon damals lebhaften Ehrgeiz kannte und ihm lächelnd vorwarf: „Vous ne vous doutez pas combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre". — Auch Monumente berühmter Todten sieht man auf dortigem Kirchhofe; u. a. vom Präsidenten Nicolai von der Chambre des comptes, und von dem als Civilist und Vertheidiger der Menschenrechte bekannten Kanzler d'Aguesseau.

Authentisch heißt urschriftlich, was eine Person eigenhändig geschrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. — **Authentische Gesetzerklärung**, welche von dem Gesetzgeber selbst ertheilt wird; titre authentique, eine öffentliche, beglaubigte Urkunde. — **Authentica** heißt in der römischen Rechtswissenschaft ein Auszug einer Novelle (s. **Corpus Juris**), wodurch ein Gesetz des Codex entweder abgeändert oder ganz aufgehoben ist. Sie wurden von den ersten Bearbeitern des röm. Rechts im Mittelalter aus einer Handschrift der Novellen (libro authentico) gezogen, den abgeänderten Stellen des Codex beigesetzt und sind so in den Ausgaben des Corpus Juris geblieben. Auch einige Gesetze der Kaiser Friedrich I. und II. sind auf diese Weise eingetragen worden.

Auto da Fé, s. **Inquisition**.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbstbelehrte, Diejenigen, die sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft ohne schulgerechte Beihülfe Andrer Kenntniß und Fertigkeit erworben haben.

Autographisch oder **Autographa** (griech.), Handschriften, die der Verfasser selbst geschrieben hat, zum Unterschied von Abschriften. Man achtet sie höher als letztere, nicht nur als interessante Überbleibsel, sondern auch, weil man sie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann als Abschriften von fremder Hand.

Autokratie, Selbstherrschaft, Eigengewalt. In der Moralphilosophie: Selbstbeherrschung oder die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen; in der Politik Alleinherrschaft. — **Autokrator**, ein Selbstherrscher, der Staatsgewalt in sich vereinigt.

Autokrator, s. **Selbstherrscher**.

Automat, ein sich selbst bewegender lebloser Körper, überhaupt jede Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält und sich also von selbst zu bewegen scheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Christoph Schißler, fast um eben die Zeit, verfertigten dergleichen Maschinen; besonders Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren selbstspielende musikalische Instrumente; er machte sogar eins, welches eine ganze Vesper von 2000 Takten von selbst schlug. (Man s. Stetten's „Kunstgeschichte der Stadt Augsburg".) Unter die bewundernswürdigsten Automate gehören die von **Vaucanson** (s. d.). Die beiden Schweizer, Gebrüder **Droz** (s. d.), haben es in der Kunst, Automate zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derselben stellt ein Kind von zwei Jahren vor, das, sitzend an einem Pulte, seine Feder eintaucht, das Überflüssige ausschüttet und Alles, was man ihm in franz. Sprache vorsagt, niederschreibt, welches freilich ohne versteckte menschliche Beihülfe nicht möglich ist. Der Schachspieler des Herrn v. **Kempelen** (s. d) gehört nach dem Freiherrn v. Racknitz („Über den Schachspieler des Hrn. v. Kempelen und dessen Nachbildung") nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (versteckten) Menschen dabei nöthig ist. Eins der merkwürdigsten Automate ist des Hrn. v. Kempelen Sprachmaschine, über welche derselbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neuesten Automaten gehören: Siegmeier's Flötenspieler; Mälzl's und Kaufmann's Trompeter; vor allen aber vielleicht eine von dem Bürger Frizard zu Biel für den damaligen ersten Consul Bonaparte verfertigte antike Vase, welche sich bei Berührung einer Feder zu einem Palmbaume entfaltet, unter dem eine spinnende Schäferin sitzt. S. Romershausen's Artik. **Automat** in der „Ersch-Gruber'schen Encyklopädie". Man vgl. überhaupt Busch's „Handbuch der Erfindungen" (Eisenach 1802, Bd. 1, S. 345 fg.).

Autonomie, in dem Staatsrechte, das Recht, seine eigne Gesetzgebung und Verwaltung zu haben; in der Moralphilosophie die eigne Gesetzgebung des Willens, oder diejenige Beschaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er sich selbst Gesetz ist, sich selbst bestimmt, ohne Einfluß äußerer Triebfedern. Ihr entgegen steht die Heteronomie des Willens, wenn derselbe einer fremden außer der Vernunft liegenden Foderung folgt. Als Sinnenwesen betrachtet, ist der Mensch freilich den Naturgesetzen unterworfen, aber als Vernunftwesen (Intelligenz) steht er unter Gesetzen, die von der Natur unabhängig, bloß in der Vernunft gegründet sind. Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt ist Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieser steht diese Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung, mit ihr aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit; dahingegen unter Heteronomie so unendlich verschiedene hypothetische Foderungen und Bestimmungsgründe begriffen sind, als es Natururſachen, Neigungen u. s. w. geben kann. Frei, autonomisch und sittlich gut handeln, ist gleichbedeutend.

Autopsie (von αυτος, selbst, und ὀψις, das Sehen), die eigne Beobachtung irgend eines Naturgegenstandes, im Gegensatze der Kenntniß, welche man durch Beschreibung, Erzählung &c. davon erhalten kann. In der Naturwissenschaft

überhaupt und in der Arzneikunst insbesondere ist die Autopsie ein Bildungsmittel, welches alle andre übertrifft; doch darf die Anweisung dabei nicht fehlen.

Avanien, Abgaben, Erpressungen, eine Art von Justiztyrannei in dem türkischen Reiche.

Avantgarde, Vorhut, Vortrab, derjenige Theil der Mannschaft, welchen marschirende Truppen, zu ihrer Sicherstellung gegen den Feind, vor sich hergehen lassen, um nicht durch einen Angriff überrascht zu werden. Die Stärke des Vortrabs richtet sich in der Regel nach der Stärke der marschirenden Heeresabtheilung und kann bei einem bedeutenden Corps selbst wieder einen aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Körper bilden. Die Entfernung, in welcher sich der Vortrab von seiner Abtheilung zu halten hat, hängt theils von der Nähe des Feindes, theils von den Umständen ab und verändert sich mit der Beschaffenheit des Terrains. Immer gilt das Gesetz: der Vortrab muß kleinere Hindernisse der marschirenden Colonne aus dem Wege räumen und beträchtlichere feindliche Kräfte so lange aufhalten können, bis die Colonne sich zur Begegnung derselben gefaßt gemacht hat. Es ist daher eine Hauptpflicht der Avantgarde, den Feind zeitig zu entdecken und ihn aus jedem möglichen Verstecke aufzuspüren. Da hierzu größere Gewandtheit und ein schärferer geistiger und physischer Blick erfodert werden, so pflegt man zu Avantcorps gern die beweglichsten Truppen zu wählen und ihnen einen besonders zu solchem Geschäft geeigneten, erfahrenen Anführer zu geben. Dieser muß verstehen den sogenannten kleinen Krieg für sich zu führen und alle seine Unternehmungen dem Hauptzweck der marschirenden Colonne gemäß einzurichten. Nicht selten bekommt auch der Vortrab den Auftrag, die Colonnenwege, wo sie ungangbar sind, herstellen zu lassen, Verpflegungsmittel herbeizutreiben, Nachrichten auszustreuen u. s. w.; jederzeit aber liegt es ihm ob, viele und gute Nachrichten von der Lage der Dinge einzuziehen. 5.

Avant la lettre, s. Abdruck.

Avaren, eine Völkerschaft, Überbleibsel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen 100 J. später als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaspische Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Cirkassien, wo sie noch jetzt fortdauern, ein andrer Theil drang an die Donau vor (555), ließ sich in Dacien nieder, diente unter Justinian's Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerstören und eroberte allmälig, besonders unter dem mächtigen Khan Bajan (582), Pannonien. Unter s. Nachfolgern bemeisterten sie sich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo sie mit den Franken und Longobarden kriegten, und breiteten ihre Herrschaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, sowie über die Bulgaren bis ans schwarze Meer aus. Aber diese Völker rissen sich bald los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beschränkt, wurden sie endlich von Karl dem Gr. besiegt (796) und von den Mähren und Petschenegern aufgerieben, sodaß sie sich nach 827 aus der Geschichte verlieren.

Avarie, Averie, Haverei, Schaden und Kosten, welche ein Schiff oder seine Ladung treffen, bis es an seine Bestimmung gelangt, und welche von den Eigenthümern des Schiffes (Rhedern) und den Eigenthümern der Ladung (Befrachtern) gemeinschaftlich nach vertragsmäßig oder gesetzlich bestimmten Verhältnissen getragen werden, auch einen Gegenstand der Versicherung ausmachen. 1) Die kleine oder ordinaire Haverei begreift die Kosten, welche das Schiff im regelmäßigen Gange der Dinge zu entrichten hat, als Anker-, Lootsen-, Feuer-, Baken-, Lichtergelder u. s. w. Sie werden nicht in den Versicherungscontract aufgenommen. 2) Große oder extraordinaire Haverei ist Alles, was zur Abwendung einer Gefahr, welche das Schiff und die Ladung gemeinschaftlich bedroht, aufgeopfert oder verwendet werden muß; z. B. Waaren, welche zur Erleichterung des Schiffes ausgewor-

sen werden; Kappen der Masten, Segel, Taue; vorsätzliches Stranden, um die Ladung zu retten; Einlaufen in einen Nothhafen; Warten auf Convoy; Ranzionirung des Schiffes oder Vertheidigung desselben gegen Kaper u. s. w. Diese Schäden müssen von den Eignern des Schiffes und von den Befrachtern gemeinschaftlich nach Verhältniß des Werths getragen werden. 3) Particulaire Haverei sind Schäden und Kosten, welche nicht Schiff und Ladung gemeinschaftlich, sondern eins von beiden allein betreffen, und daher auch nur von den Rhedern oder von den Befrachtern allein getragen werden müssen; z. B. wenn ein Kaper Schiffsgeräthschaften, oder wenn er Waaren hinwegnimmt, so trifft dort der Schade das Schiff allein, hier den Eigenthümer der weggenommenen Waaren. Klare und zweckmäßige Vorschriften über Haverei und Seeschäden hat das „Preuß. allgem. Landrecht", Th. 2, Tit. 8, §. 1760—1933. Gut hat die verschiedenen Begriffe Benecke in s. „System des Assecuranz- und Bodmereiwesens" (Hamb. 1805—21, 5 Bde., 8.) auseinandergesetzt. Über die dabei vorkommenden Betrügereien der Schiffer hat der Kaufm. Tönnies in Hamburg mehre kleine Schriften herausgegeben („Über Avarie grosse und die nothw. Abhülfe häufiger Mißbräuche bei ders.", Hamb. 1823). 37.

Avellino (Furcae caudinae), ein Paß, der zwischen der Stadt d. N. und Benevento im Thale di Gargano liegt. Die Römer drangen hier ein, ohne sich den Rücken gesichert zu haben, und wurden von den Samnitern, die den Gebirgskrieg besser verstanden, umzingelt und, nach niedergelegten Waffen, durch Abführung unter das Sklavenjoch beschimpft und so capitulationsmäßig entlassen (321 v. Ch.). Gebirgsproducte des Südens, die dort dem mäßigen Landmann das Brot oft ersetzen müssen, süße Kastanien und Wallnüsse an der Nordseite der Berge, wo sie in jedem Klima vorzüglich gegen Nachtfröste und zu frühe Blüthe geschützt sind, liefert die Umgegend. Die finster gebaute Stadt A. mit 11,300 Einw., im Principato oltra, hat viele Macaronifabriken, die zu jenen Baumfrüchten den Gebirgsmais zu Hülfe nehmen. Sie gehört den Fürsten Caraccioli, die dort für ihre Hörigen ein Fruchtmagazin angelegt haben und beträchtliche Einkünfte beziehen, weil die daselbst durch das weiche Wasser der Umgegend begünstigte Färberei ein einträgliches Gewerbe ist.

Ave Maria, bei den Katholiken die Anfangsworte eines Gebets zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Ave heißt: Gegrüßet seist du; es ist der Anfang des sogenannten englischen Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erschien, als er ihr verkündigte, daß sie die Mutter des Erlösers werden würde (Evang. Luc. I, 28). Ferner heißen auch so die kleinen Kugeln des Rosenkranzes, welche beim Ave-Maria-Beten gefaßt werden.

Aventinus (Johann), eigentl. **Thurmayr**, geb. zu **Abensberg** (s. d.) 1477, studirte zu Ingolstadt und Paris, vorzüglich Griechisch und Alterthumskunde. Er wurde 1512 Lehrer der jüngern Brüder des Herz. Wilh. IV. v. Baiern, lehrte dann auf den Universitäten zu Krakau und zu Ingolstadt, begleitete den Prinzen Ernst von Baiern nach Italien 1515 fg., wurde 1517 bairischer Historiograph, und starb den 9. Januar 1534 zu Regensburg. A. ist der Vater der bairischen Geschichte. S. „Annales Bojorum", die zuletzt Gundling, Leipz. 1710, Fol., herausgab, und s. „Bairische Chronik" (1622) sind ausgezeichnete Werke s. Zeitalters. Auch durch s. „Rudimenta grammaticae latinae" (1512 fg.) machte sich A. um die Wiederherstellung der Philologie in Deutschland verdient.

Aventurin, bei den Mineralogen eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtstrahlen mannigfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutschland u. s. w.; bei den Chemikern ein mit Messingfeilspänen vermischter Glasfluß, der dem natürlichen Aventurin gleicht.

Averno (Avernus), ein See im Königreich Neapel, zwischen dem alten Cumä und Puteoli; er ist cirkelrund, an einigen Stellen 180 Fuß tief und von mäßig hohen Hügeln umgeben, die mit mächtigen Waldungen bedeckt waren, sodaß schauriges Dunkel den See umlagerte und die angehäuften Ausdünstungen desselben die Luft verpesteten. Diese Wälder stehen nicht mehr, doch sind die Umgebungen des Sees noch immer ungesund. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk sich hierher geflüchtet, das nur bei Nacht sich hervorwagte. Die dadurch in Furcht gesetzten Nachbaren gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finsterniß lebten. Es entstand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Homer versetzt daher an diesen See den Eingang in die Unterwelt und die Scene von der Erscheinung des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung genommen, welche Geister beschwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate.

Averroes (verstümmelt aus Ebn oder Ibn Rushd), der berühmteste Philosoph der Araber, und des Moses Maimonides Lehrer, geb. zu Cordova in Spanien. Sein Vater, Oberrichter daselbst, unterrichtete ihn in dem mohammedanischen Gesetze und gab ihm den Tophail in der Theologie und Philosophie zum Lehrer. Sein Talent und seine Kenntnisse machten ihn zum Nachfolger seines Vaters, der König von Marocco berief ihn als Kadi in die Provinz Mauritanien. Aber Neider beschuldigten ihn der Abweichung von den Glaubenslehren, er wurde seiner Ämter entsetzt und nach Spanien verbannt. Er ging wieder nach Cordova, wo er bei s. Schüler Maimonides Unterstützung fand, wurde aber auch da verfolgt und floh nach Fez. Hier wurde er von dem Glaubensgerichte zum Widerruf und öffentlicher Buße verdammt. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, der Khalif Almansor setzte ihn später wieder in seine Würden ein. Er starb nach einem thätigen Leben 1217 oder 1225 zu Marocco. Averroes hielt den Aristoteles für den größten Philosophen und erläuterte dessen Schriften mit nur theilweiser Abweichung von seinen Ansichten. Indessen wirkten auch alexandrinische Ansichten bei ihm ein. Gegen die arabischen Orthodoxen, besonders gegen den Algazal, trat er als rationalistischer Vertheidiger der Philosophie auf. Man nennt ihn unter den Arabern vorzugsweise den Ausleger (des Aristoteles) und hielt sich sehr an seine aus dem Syrischen gearbeitete Übersetzung des Aristoteles. Auch hat er eine Art medicinisches System geschrieben.

Avers, s. Münzkunde.

Avicenna, s. Arabische Literatur.

Avignon, Hauptst. des Depart. Vaucluse im südöstlichen Frankreich, am Rhone, enge und winkelig gebaut, hat eine Menge von Kirchen und geistlichen Gebäuden, worunter sich die Franciscanerkirche auszeichnet, mehre wissenschaftliche Anstalten, worunter ein Athenäum und eine medicinische Bibliothek, 2800 H. und 24,000 Einw., ansehnliche Seidenmanufacturen, Seidenfärbereien und andre Fabriken. Die Gegend ist reizend, angenehm und äußerst fruchtbar an Korn, Wein, Oliven, Graines d'Avignon (eine gelbe Farbe), Kermes, Sumach und den herrlichsten Südfrüchten. Hier verlebte Petrarca mehre Jahre, hier sah er s. Laura, der er s. schönsten Verse widmete, und deren Grabmal in der Franciscanerkirche befindlich ist. Die Quelle liegt 5 Stunden von Avignon. — Avignon mit s. Gebiete war im Mittelalter eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Venaissin 1273 vom König Philipp dem Kühnen zum Geschenke erhalten hatten, von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, 1348 für 80,000 Floren ankauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vicelegaten, und besaß sie bis 1790, wo nach mehren stürmischen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete sich an die franz. Republik anschloß und 1791 förmlich mit ihr

vereinigt ward. Der Papst that im Frieden zu Tolentino auf Avignon und Venaissin Verzicht. Historisch merkwürdig ist Avignon in der katholischen Kirchengeschichte, weil von 1305 — 77 sieben Päpste nach einander ihren Stuhl hierher verpflanzt haben, ein Zeitraum, welchen katholische Schriftsteller die babylonische Gefangenschaft der Päpste zu nennen pflegen. Man findet hier mehre römische Alterthümer.

A vista, s. Vista.

Avocat du Roi, s. Kronanwald.

Avocatorien, Ab- oder Heimberufungen, welche beim Ausbruch eines Krieges von einem Staate erlassen zu werden pflegen, um seine Unterthanen aus dem Lande, vornehmlich aber aus den Kriegsdiensten des Feindes abzurufen und zur Heimkehr anzumahnen.

Axe, in der Geometrie, die gerade Linie, welche die Ebene einer krummen (z. B. Kreis, Ellipse ꝛc.) in zwei gleiche, ähnliche und auf beiden Seiten den geraden ähnlich liegende Theile zerschneidet; ferner eine gerade Linie, welche von einem Punkte in der Peripherie durch den Mittelpunkt einer Kugel gezogen wird, die Axe der Kugel, und eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunkt der Grundfläche gezogen wird, die Axe des Kegels. — Weltaxe ist die Linie, welche man sich durch die beiden Pole und den Mittelpunkt der Weltkugel gezogen denkt.

Axel, deutsch Absalon, Bischof zu Rothschild (Roeskilde) und zugleich Erzbischof in Dänemark v. 1158 bis 1201, groß als Geistlicher, Staatsmann, Heerführer und Seeheld, stammte aus einer der angesehensten Familien, und war von früher Jugend Freund und kluger Rathgeber des Königs Waldemar I., der sich durch weise Regierung und siegreiche Feldzüge den Zunamen „des Großen" erwarb. Als Anführer der Kriegsflotte reinigte Absalon die dänischen Fahrwasser von den wendischen Seeräubern; er trug zu der Eroberung der Hauptst. der Wenden (Arcona auf der Insel Rügen) mit Rath und That bei, sowie zu den übrigen Eroberungen Waldemars in Pommern und den angrenzenden Ländern. Unter Waldemars Sohn, Knud (Canutus) VI., vernichtete A. mit wenigen in der Eile gesammelten Schiffen eine große Kriegsflotte des pommerschen Herzogs Bogislav, welcher die dänischen eroberten Länder in Abwesenheit des Königs überfiel. Der römische Kaiser, Friedrich Barbarossa, hatte Bogislav gegen Dänemark aufgereizt, weil das Verlangen des Kaisers, daß die dänischen Könige ihr Reich als Lehn von ihm annehmen sollten, abgeschlagen wurde. Allein Bogislav wurde gezwungen, sein Land als Lehn von dem dänischen König anzunehmen. In den von dem Kaiser eingeleiteten Unterhandlungen unterstützten Absalon und s. Bruder Esbern, wie auch Andreas Sunehem, die Könige durch ihr kluges Benehmen, und Ersterer legte hier, wie überall, ebenso viele Geschicklichkeit zu friedlichen Staatsgeschäften als Muth und Entschlossenheit im Kriege an den Tag. An der Gesetzgebung Waldemars I., deren Weisheit und bündige Kürze noch, auch im Auslande, bekannt sind, hatte A. wahrscheinlich vielen Theil. Als Erzbischof verbesserte er die Kirchenverfassung und setzte auch hier der Willkür Schranken. Seine Thätigkeit für Alles, was das Wohl des Vaterlandes betraf, war unermüdet, und die Kraft, womit er, stets entschlossen, Alles rasch vollzog, fast unglaublich. Durch seine Ermahnungen wurden die besiegten Feinde oft schonend behandelt; ihm hatte Arcona es zu verdanken, daß es von den Dänen nicht geplündert wurde. Absalon war auch ein sehr gelehrter Bischof. In seiner Jugend hatte er zu Paris studirt; Gelehrsamkeit und Studien beförderte er bei den ihm untergebenen Mönchen. Unter s. Augen schrieb Saxo die schätzbare dänische Chronik. A. mißbrauchte nie seine Macht oder die Gunst des Königs, darum blieb Waldemar stets sein treuer Freund. Endlich ist Axel auch als Stifter der Hauptst. Dänemarks berühmt. Damals be-

stand das jetzige Kopenhagen aus Fischerhütten und gehörte den Bischöfen zu Rothschild. A. benutzte die vortheilhafte Lage zur Aufnahme der kleinen Stadt. In der Nähe des Platzes, wo jetzt das neue Königsschloß liegt, erbaute er eine befestigte Burg, welche Axelhuus (Axelburg), sowie die Stadt nach ihm Axelstadt hieß. Grund und Mauern dieser Burg dienten, erweitert und vergrößert, nachher den Königen von Dänemark als Residenz bis ins 18. Jahrh. — Absalon starb 1201 im 73. J., sein Grab sieht man noch in Soröe, damals ein Kloster in Seeland; sein Bischofsstab und sein Schwert, welche beide er nur zur Ehre Gottes und des Königs brauchte, werden zu s. Andenken aufbewahrt.

Axiom, Grundsatz, ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht. Dahin gehören unstreitig diejenigen Sätze, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache sei das, was sie ist, z. B. a ist a; jede Größe ist sich selbst gleich; ein Ding ist sich selbst ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich sein und nicht sein u. s. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein Merkmal des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieses nicht gedacht werden kann. So ist der Satz: Ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundsatz, weil das Subject Triangel nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jede Vernunftwissenschaft verlangt einen solchen Grundsatz; er ist die Basis derselben und gibt ihr die systematische Einheit. Alles, was zu der auf ihn gegründeten Wissenschaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er selbst aber darf nicht aus der Wissenschaft erst bewiesen werden. Welcher Satz aber der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sei, darüber ist vielfach gestritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerspruchs (es ist unmöglich, daß Etwas zugleich ist und nicht ist); Andre den Satz: Was ist, das ist; noch Andre den Satz: Ein jedes Ding ist entweder, oder ist nicht; noch Andre den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund Etwas für wahr, und wider erkannte Gründe Etwas für falsch halten). Alle diese Sätze sind ursprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle Das mit einander gemein, daß sie in der innern Einrichtung unserer Denkkraft begründet sind. Wir können nicht anders, als die Äußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren diesen Gesetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinsame in allen diesen Sätzen ist also eine gewisse Nothwendigkeit, die als formeller Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens sich folgendermaßen aussprechen läßt. Was der Mensch vermöge seiner ganzen innern Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das ist nicht wahr. Dieser Grundsatz läßt sich, so ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm nur untergeordnet sind. — Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom in der strengen Bedeutung, und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbar, d. i. anschauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philosophie nur discursive Grundsätze, weil ihre Wahrheit nicht durch Anschauung bewiesen werden kann und es dazu vermittelnder Begriffe bedarf.

Axum, Stadt in Tigre, einem abyssinischen Staate. Weder Herodot noch Strabo nennen Axum, das schon im ersten Jahrh. nach Chr. und überhaupt nach der Zeit der Ptolemäer als die Hauptstadt eines wichtigen Reichs, das durch Adulis mit Arabien und Äthiopien in Verbindung stand, wiederholt erwähnt wird. Zur Zeit des Verf. des Periplus des rothen Meers war Axum der Hauptplatz für den Elfenbeinhandel. Die Bedeutendheit dieser Stadt und ihrer Könige erfahren wir zunächst durch einen Stein (axumitischer Marmor) mit griechischer Inschrift, den unter uns nach Salt, der ihn aufgefunden hatte, Buttmann und Niebuhr durch geistreiche Erklärungen bekanntgemacht haben. („Museum der Alterthumswissen-

schaften v. Wolf und Buttmann", 2. Bd., S. 575). Die Inschrift enthält, wie ähnliche seitdem aus jenen Gegenden uns zugekommene, eine Aufzählung der Wohlthaten eines großsprecherischen Königs Aizanas, der sich für einen Sohn des Mars ausgibt, gegen mehre von ihm besiegte kleine Könige. Das Interesse an dieser Inschrift wurde erhöht durch die Aufschlüsse, die sie über die zweite Hälfte der Adulitanischen gab. (S. Adulitanischer Marmor.) Der Ort Axum, wo sie gefunden wurde, zeigt noch viele Überreste ehemaliger Größe. Unter den Trümmern zeichnet sich der Königsstuhl aus und Gruppen von Obelisken, einst 55, deren einen Salt für den schönsten erklärte, den er je gesehen. Noch ist der Ort durch Manufacturen in Baumwollenzeuchen und gutem Pergament lebhaft. 19.

Ayrer (Jakob), ein Zeitgenosse des Hans Sachs und nach ihm der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur so viel, daß er in dem letzten Viertheile des 16. und im Anfange des folgenden Jahrh. als Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg gelebt hat. Nach Einigen war Nürnberg seine Vaterstadt, nach Andern kam er als ein armer Knabe dahin, und erhielt erst 1594 das Bürgerrecht der Stadt. Manches ward seit den achtziger Jahren von ihm einzeln gedruckt, Manches auch wol nur handschriftlich verbreitet, bis nach seinem Tode das Zerstreute u. d. T.: „Opus theatricum, oder dreißig außbündtige schöne Comedien und Tragedien, sampt noch andern 36 schönen und kurzweiligen Faßnachtsspielen" (Nürnb. 1618, Fol.), zu einem Ganzen vereinigt wurde. Wir finden hier wol das Meiste von Dem beisammen, was Ayrer zur Erholung von mühevollen Berufsarbeiten, wie sein Vorredner bemerkt, Ernstes und Lustiges niedergeschrieben; dennoch mag noch Manches als Handschrift zurückbehalten worden sein. Auf jeden Fall aber ist, was uns in dem Drucke geboten wird, zur Beurtheilung der Art und Kunst unsers Dichters hinreichend. Geschichte, Volkssage und Legende bieten ihm die Stoffe; Livius, Plautus, das Heldenbuch, Frischlin, Boccaccio, Chroniken, Volksbücher und gleichzeitige Nachrichten sind die Quellen, aus denen er schöpft und die er in der Regel durch den Mund des Ehrenholds, der als Prologus das Stück einleitet und als Epilogus schließt, getreulich aufzählt. Ayrer's Tragödien sind dialogisirte Geschichten ohne wahre Einheit der Handlung. Auch Ort und Zeit wechseln in ihnen auf das freieste. Gleich die erste „von Erbauung der Stadt Rom", in sechs Acten hebt lange vor Romulus's Geburt an und geht bis zu dessen Tode, und was sich im Laufe dieser Zeit nur einigermaßen für scenische Darstellung oder dialogische Behandlung Geeignetes vorfindet, wird ohne ängstliche Sorge für planmäßige Verbindung aufgegriffen und an einander gereiht. Eben so willkürlich laufen in ihnen Ernst und Scherz durch einander, und unverkennbar ist hier, wie in den Werken andrer gleichzeitigen Dichter, der Einfluß altenglischer Stücke, die zu Anfange des 17. Jahrh. durch wandernde englische Schauspieler in Deutschland bekannt wurden, auf die Gestaltung der deutschen Bühne. Fast jedes Stück hat seinen Lustigmacher, meist in der Person eines Bedienten, der es sich angelegen sein läßt, durch Wortspiele und derbe Volkswitze die etwanige Rührung der Zuhörer zu mäßigen. An Raschheit der Handlung und des Dialogs ist nicht zu denken; eine gewisse treuherzige, auf die Länge ermüdende Geschwätzigkeit, wie wir sie schon bei Hans Sachs bemerken, zieht auch hier das Unbedeutendste in die Breite. Dessenungeachtet läßt sich unserm Dichter dramatisches Talent nicht absprechen. Manche seiner Stücke, vorzüglich unter den Lustspielen, sind in der Anlage fast tadellos. Seine Sprache ist körnig und gediegen und erhebt sich an Reinheit und Leichtigkeit weit über die seiner nächsten Vorgänger unter den Meistersängern. Wenn übrigens die Begeisterung der Lustigkeit, wie sie A. W. Schlegel nennt, auch bei ihm zuweilen die Linie überschreitet und in fescenninische Ausgelassenheit und tolle Possenreißerei ausartet, oder wenn dann und wann ein Ausdruck, den unsere verfeinerte Sitte verpönt hat, Anstoß erregt: so darf dies in ei-

nem Zeitalter nicht Wunder nehmen, wo die Sprache noch nicht gelernt hatte, vor dem Natürlichen zu erröthen und Vornehm und Gering sich einander in Geschmack und Sprache näher standen als jetzt. Merkwürdig sind auch die von ihm sogenannten singenden Spiele, als die ersten rohen Versuche des Singspiels unter den Deutschen. Jedes derselben besteht aus gleich langen, aber in dialogische Absätze ungleich zerschnittenen lyr. Strophen, die alle nach einer Melodie (meist bekannter Volkslieder) gesungen wurden. Tieck's „Deutsches Theater" (Th. 1) gibt auch fünf Ayrer'sche Stücke. 50.

Äzen, altdeutsch, speisen, auch tränken, oder mit Speise und Trank erquicken. So kommt es in der Luther'schen Bibelübersetzung, 2. Sam. 13, 15, auch u. A. im wormser Edicte vor, in welchem verboten war, „den in einer Mönchskutte verstrickten Teufel zu hören, zu etzen und zu tränken".

Azimuth eines Gestirns. Der zwischen dem Scheitelkreise dieses Gestirns und dem Meridian des Beobachters enthaltene Bogen des Horizonts. Es ist östlich, wenn der Stern vor, westlich, wenn er nach, und = 0, wenn er im Augenblicke der Culmination selbst beobachtet wird. Man pflegt mit dem Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den Azimuthalkreis, zu verbinden. Wird dann der zum Nullpunkt des letztern gehende Theilstreich in die Lage der Mittagslinie gerückt, so hat man zugleich das Azimuth des Gestirns, dessen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr des Quadranten angibt. D. N.

Azincourt, Dorf im Bezirk Saint-Pol im Depart. Pas de Calais, berühmt durch die Schlacht am 25. Oct. 1415. Heinrich V., König von England, war, von Eroberungssucht getrieben, bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung gestürmt und wollte durch die Picardie nach Calais marschiren, um in der Gegend Winterquartiere zu beziehen. Mit einer großen Macht rückte ihm der Dauphin entgegen. Viele Edle begleiteten ihn, und ihr Stolz war so groß, daß sie die angebotene Hülfe des Herzogs von Burgund und der Stadt Paris ausschlugen. Heinrich V. eilte der Somme zu, die Franzosen folgten ihm aber nicht nur neckend, sondern vertheidigten auch den Übergang, den er von Abbeville bis St.-Quentin vergebens versuchte und erst hier durch die Unachtsamkeit der Gegner erreichte. Dennoch fehlte es den Engländern an Allem; sie waren sehr geschwächt, und der König bot daher den Frieden und Schadenersatz an. Die Franzosen schlugen dies in der Hoffnung, ihn zu vernichten, aus, und gewannen auch wirklich hinter dem Flüßchen Ternoise die Straße nach Calais eher als die Engländer. Diese waren noch 2000 Ritter und 12,000 Bogenschützen stark und stellten sich zwischen zwei Gehölzen in einem Treffen, die Bogenschützen an den Flügeln, auf. Vor der Fronte wurden Pfähle eingesteckt, von denen jeder Mann einen trug. Die Franzosen, von dem Connetable d'Albret befehligt, zählten 8000 Reiter und 44,000 andre Truppen. Sie stellten sich in zwei Treffen, die Ritter, von denen nur 2000 zu Pferde waren, befanden sich im ersten. Die Engländer setzten sich zuerst in Bewegung. Die franz. Ritter eilten ihnen sogleich entgegen, wurden aber von den Bogenschützen mit einem solchen Pfeilhagel empfangen, daß sie die Flucht ergriffen, sich auf das erste Treffen warfen und dieses in Unordnung brachten. Die leichtbewaffneten Bogenschützen griffen zu ihren Keulen und Streitärten und brachen in die Reihen der Ritter zu Fuß ein, die sich wegen der schweren Panzer und der fehlerhaften Gedrängtheit ihrer Schlachtordnung nicht bewegen konnten. Bald eilten die englischen Ritter zu Hülfe, das franz. erste Treffen floh, auch das zweite konnte die ungestümen Sieger nicht aufhalten und bald löste sich die ganze franz. Armee völlig auf. Der Sieg war so vollständig, als wenig vorher. Einen Augenblick glaubte Heinrich, daß die sich sammelnden Haufen die Schlacht erneuern würden, und durch die Nachricht, daß eine Schar bewaffneter Bauern sein Gepäck plündere, noch mehr gereizt, befahl er, alle Gefangene niederzumetzeln. Schon war der Befehl vollführt, als er die Grundlosigkeit seiner Furcht einsah. Dennoch erhielt das siegende Heer bei der fer-

nern Verfolgung von neuem 14,000 Gefangene. 10,000 todte Franzosen deckten außerdem das Schlachtfeld. Unter ihnen waren der Connetable nebst sechs Herzogen und Prinzen. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzoge von Orleans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Todte, unter ihnen den Herzog von York, des Königs Oheim, welchen der Herzog von Alençon, der, um den Tod zu suchen, auf den König Heinrich eindrang, an dessen Seite tödtete. Schon hatte er auch dem König die Krone vom Haupte geschlagen und die Hand zum zweiten Mal zum tödtlichen Streich erhoben, als alle Anwesende ihn umringten und mit vielen Streichen tödteten. Nach der Schlacht setzten die Engländer ihren Marsch nach Calais fort und schifften dann nach England über, um dort eine neue Armee zu einer neuen Landung zu sammeln. 32.

Azoren, d. i. Habichtsinseln, eine Gruppe von neun portugiesischen Inseln im atlantischen Meere zwischen Afrika und Amerika, von 36 bis 39° N. B., zusammen 53 □M. Die Einw. sind portugiesischer Abstammung und werden nach portugiesischen Gesetzen regiert. Der vulkanische Boden ist gebirgig, aber gut bewässert und ungemein fruchtbar; der höchste Berg, der Pic auf Pico, steigt 9000 Fuß hoch empor. Ein heiteres, gesundes Klima herrscht auf diesen Inseln, deren Haupterzeugnisse in Wein, Korn und Südfrüchten bestehen; auch treiben die Einw. eine starke Viehzucht, Fischerei, einige Manufacturen und einen lebhaften Handel. Es fehlt jedoch an einem guten Hafen. Die Portugiesen haben diese Inseln 1446 entdeckt, doch wollen niederländische Seefahrer sie schon früher gesehen haben; daher die Holländer ihnen den Namen der flandrischen (flämischen) Inseln beilegen. Sie heißen S.-Miguel mit 80,000, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S.-Jorge mit 11,200, Fayal mit 16,300, Sta.-Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einw. Die Hauptst. Angra auf Terceira zählt deren 15,000. Die Zahl der Bewohner sämmtlicher azorischer Inseln wird von Andern auf mehr als 200,000 geschätzt.

Azymiten (Ungesäuerte) wurden die lateinischen Christen, d. h. die römisch-katholischen, von den griechischen genannt, weil sie sich beim heil. Abendmahle des ungesäuerten Brotes bedienten.

Azzara (Nicolaus Joseph, Ritter von), geb. 1731 zu Barbanales, in Aragonien, zeigte früh einen lebhaften Hang zu den Künsten und Wissenschaften, und dieser verstärkte sich durch seine Verbindung mit dem Maler Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war. A. betrat die diplomatische Laufbahn, ward in Angelegenheiten der spanischen Kirche als Geschäftsträger an den Papst Clemens XII. geschickt, zeichnete sich in diesem Posten sehr aus, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhandlungen seines Hofes bei dem päpstlichen Stuhle. Vgl. v. Dohm's „Denkwürdigkeiten über Joseph II. und Rom". 1796 ward er dem Eroberer Italiens entgegengesandt, seine Gnade zu Gunsten Roms zu erflehen. Bonaparte wußte ihn sogleich zu würdigen, und von dieser Zusammenkunft schrieb sich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der seitdem der stete Gegenstand seiner Bewunderung war. Damals entstand auch seine Verbindung mit Joseph Bonaparte. Kurz darauf ging Azzara mit einem diplomatischen Charakter nach Paris, wo ihn die Annehmlichkeit der Gesellschaft und die Aufnahme, die man ihm schenkte, für den Verlust seiner alten Freunde, einer schönen Bibliothek und reichen Gemälde- und Antikensammlung entschädigen mußte. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechselnden Steigen und Fallen seiner Gunst am spanischen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwiesen, wieder mit dem Charakter eines Botschafters nach Paris geschickt, und von neuem dieses wichtigen Postens beraubt. Seine schon sehr erschütterte Gesundheit erlag diesen mehrmaligen Stürmen. Er starb zu Paris den 26. Jan. 1804.

B.

B, ein weicher, sanfter Laut, der mit Öffnung der Lippen leicht ausgesprochen wird. Unter den Klangstufen der diatonisch chromatischen Tonleiter bezeichnet B den um einen halben Ton erniedrigten Ton H, die kleine Terze zu G, die reine Quinte zu Es. (S. Ton, Tonarten.) Man bedient sich dieses Buchstabens auch bei den Vorzeichnungen. (S. Versetzungszeichen.) — Die Alten bezeichneten in ihrer Musik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonsystems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verschiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet.

Baader (Joseph v.), bairisch. Oberbergrath, Ritter des Civ.-Verd.-Ord., Mitglied der königl. bairischen Akademie der Wissensch. und vieler auswärtigen, berühmt als Ingenieur und Mechaniker, geb. zu München 1763, hatte Medicin studirt und in dieser Wissenschaft promovirt, entsagte ihr aber, und ward 1798 wegen s. großen Talente für die Technologie zum Director der Maschinen und des Bergbaus ernannt. 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat Reisen nach England (von 1787 bis 1795 und 1815), Frankreich u. s. w. gemacht und wichtige Werke und Aufsätze geschrieben. Sehr sinnreiche Vorschläge hat er gethan, die große Wassermaschine zu Marly wiederherzustellen oder durch eine andre zu ersetzen. Bekannt sind seit 16 J. s. Abhandlungen und glücklichen Versuche, die von ihm erfundenen Eisenbahnen und andre Erleichterungen des Transports betreffend, wodurch er die Mängel der engl. Eisenbahnen beseitigt hat. — Seine Brüder sind, Clemens Ludwig, Kanonicus zu Freisingen, und Franz Xaver. Der Letztere, geb. 1765, ist Akademiker in München und durch Schriften über Magnetismus und mehre kleinere philosophisch-mystische Schriften bekannt. Er widmete sich früher der Medicin, dann der Naturforschung und Philosophie. Auch er ist als Oberbergrath angestellt.

Baaken, bei den Schiffern, gewisse Zeichen, welche andeuten, entweder wo Anfuhrt und Einfahrt ist, oder wo sie sich vor Klippen und sonstiger Gefahr zu hüten haben. Dahin gehören hohe Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürme, welche an dem Strande unterhalten werden, und, auf der See selbst, Tonnen an Ketten oder a. Dinge. Zu Unterhaltung dieser Einrichtungen wird von den Schiffenden ein Baaken- oder Tonnengeld bezahlt. Auch pflegen Schiffscapitaine, die in Seegefahr ein Tau kappen und einen Anker zurücklassen, durch ein Baakzeichen das sie am Tau zurücklassen, andern Seefahrern bemerklich zu machen, daß sie ihr Eigenthum am Anker noch nicht aufgegeben haben.

Baal, Bel, ein babylonischer oder phönicischer Gott, dessen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache sehr verdunkelt ist. Einige halten ihn für einen Menschen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; Andre nennen ihn einen chaldäischen Riesen. Nach den Sagen, die die Geschichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menschen halten, der das Reich Babylon weckte und erhob, und späterhin vergöttert ward. Daher erzählen auch einige Schriftsteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüsse durch Canäle verbunden und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach s. Tode für einen Gott erklärt und ihm göttliche Ehre erweisen lassen. Nicht aber bloß auf Babylonien und Assyrien beschränkte sich s. Verehrung, wir finden sie auch bei den Persern, Tyriern u. s. w. Über die Art der Verehrung des Gottes Baal hat man nur wenige und widersprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch

Menschenopfer, was aber wol nur ein figürlicher Ausdruck sein möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Übrigens bedeutet der Name Baal oder Bel in mehren orientalischen Sprachen Herr, und bezeichnet die Herrscherwürde; z. B. in der Zusammensetzung mit mehren Eigennamen, als Bel=sazar, Hanni=Bal u. s. f.

Babo (Joseph Maria), geb. 1756 zu Ehrenbreitstein, Professor der Ästhetik zu München, 1799 Censurrath und Intendant des deutschen Theaters daselbst, ist durch s. dramatischen Werke bekannt, die, wenn sie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen. Selbst in seinen frühern Stücken, welche der bunten Reihe nicht begründeter Scenen einer Haupt= und Staatsaction ziemlich ähnlich sehen, ist Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatischen Arbeiten nicht zu verkennen. Epoche machte s. Trauerspiel „Otto von Wittelsbach" (1782), nach Göthe's „Götz" das erste Ritterschauspiel, welches aufführbar war, und unter der großen Anzahl, die ihm folgten, weil sie Modegeschmack wurden, sich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin versuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauspiel; s. „Bürgerglück" und s. „Puls" haben Glück auf mehren deutschen Bühnen gemacht. Die Sammlung: „Schauspiele von J. M. Babo" (Berlin, 1793, erster Theil) enthält: „Otto von Wittelsbach"; „Die Maler"; „Die Strelitzen"; „Bürgerglück". „Neue Schauspiele" (ebend. 1804): „Der Puls"; „Genua und die Rache". Er starb 1822.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, ein alt asiatisches Reich, das östlich an Susiana, südlich an den persischen Meerbusen und Chaldäa, westlich an das wüste Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Mesopotamien grenzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, so hieß es auch Chaldäa. Es ist ein ebenes Land, durchströmt von zwei großen Flüssen, dem Euphrat oder Frat, und Tigris. Jener, dessen Wasser fast immer bis zum Rande seiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringsten Anwuchs über. Regelmäßig überschwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armenischen Gebirgen herabströmenden Gewässer ihn anschwellen, und befruchtet es, wie der Nil Ägypten. Den Mangel an Baumaterial hat die Natur durch Ziegelerde ersetzt, die, an der Sonne gedörrt oder in Öfen gebrannt, dauerhafte Steine gibt, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen. Zum Mörtel bedient man sich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die Größe der alten vom Euphrat durchströmten Hauptst. **Babylon**, wie die Alten sie uns schildern, grenzt an das Wunderbare. Die Mauern sollen 200 Ellen hoch und 16 breit gewesen sein, sollen 250 Thürme und 100 eherne Thore und über 360 Stadien im Umfange gehabt haben. Der Tempel des Belus und die hängenden Gärten gehörten zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Riesenstadt, von der längst fast jede Spur vertilgt ist. Die Babylonier, eins der ältesten Völker auf der Erde, nach ihrer Sprache, einer aramäischen oder syrischen Mundart, ein semitischer Völkerstamm, erscheinen schon 2000 v. Chr. als ein Volk, das feste Wohnsitze und einen Grad wissenschaftlicher Bildung hatte. Die Mosaischen Nachrichten nennen Nimrod als den Stifter des ersten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns Belus, Ninus, Semiramis als große Eroberer geschildert. (S. **Assyrien**.) Um 630 v. Chr. kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nabopolassar vom Taurus und Kaukasus herab, eroberten Westasien, zerstörten unter Nebukadnezar (588) Jerusalem, unterwarfen sich Tyrus und Phönicien, und gründeten ein Reich, das sich bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres erstreckte. Babylon, schon früher der Sitz wissenschaftlicher, besonders astronomischer und astrologischer Kenntnisse, war die Hauptstadt dieses Reichs. Handel und Kunstfleiß führten Reichthum herbei, und dieser weckte die

Liebe zum Luxus und zur Pracht. Besonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrsamkeit war das Eigenthum der Priester, die unter dem Namen Chaldäer vorkommen. Unter Nabonidas verfiel das Reich, bis Cyrus ihm durch die Zerstörung der Hauptstadt 536 ein Ende machte und Babylonien mit Persien vereinigte. Es theilte Persiens Schicksale, bis es 640 nach Chr. Mohammed's Nachfolger eroberten und Bagdad am Tigris erbauten (755). Hier war der Sitz der Khalifen, die Halaku, ein Tatarfürst, 1258 verjagte. 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkischen Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam es, nebst Babylonien, aufs neue unter die Herrschaft der Türken, die es noch besitzen.

Über die Ruinen Babylons, welche in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden sehr beschäftigen, enthält die genauesten Nachrichten Claude James Rich's, Residenten der ostind. Comp. am Hofe des Pascha zu Bagdad, „**Memoir on the ruins of Babylon**" (mit Kupf., 3. Aufl., Lond. 1818). Rich, Niebuhr und Rennel nehmen die Lage des alten Babylon im türk. Paschalik Bagdad, bei dem Orte Hill oder Hella an, das unter 32° 28′ N. Br. an der Ostseite des Euphrat liegt und 6 — 7000 Einw. enthält. In der Nähe bemerkt man unter einer Menge Schutt verfallene Canäle. Man findet Idole, Geräthe, Intaglios u. A. m., auch stehen noch Ruinen von größern Gebäuden. Eine davon halten Della Valle und Rennel für den Thurm des Belus. Die größte Höhe ist 141 Fuß und die Seiten sind nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Eine andre ist eine Schloßruine mit vielen Höhlen und Gängen. Eine dritte, ein ungeheures Oblongum an der Westseite des Euphrat, wird von den Arabern Birs Nimrud genannt. Diese hat Rich zuerst beschrieben. Er hält sie für den Thurm des Belus, dessen Spitze einst als Sternwarte dienen sollte. Dieser Meinung ist auch Ker Porter. Um die Entzifferung der keilförmigen Inschriften hat sich Grotefend verdient gemacht. Die Bauart ist durchgängig von Backsteinen, sowie sie Herodot beschreibt. Nur von der alten Stadtmauer hat man keine Spur entdeckt. Übrigens tragen diese Ruinen wol den Charakter der Größe, aber nicht den der Schönheit. Die noch vorhandenen Zierrathen sind plump und geschmacklos. 20.

Baccalaureus (in alten Urkunden Baccalarius) bezeichnete im Mittelalter 1) einen Krieger niedern Ranges (**bachelier**), der unter einem Ritter oder Bannerherrn stand, 2) auf die Geistlichkeit übergetragen, einen Kanonicus des untersten Ranges, 3) einen Candidaten, der drei akademische Cursus und Prüfungen bestanden hatte und nun selbst Vorlesungen zu halten berechtigt war, ohne jedoch den selbständigen Docenten beigezählt zu werden, mithin die niedrigste akademische Würde. Nach der ersten Prüfung hieß er **Baccalaureus simplex**, nach der zweiten (biblischen) **B. currens**, nach der dritten (philosophischen und dogmatischen) **B. formatus**. Dieser ausgebildete Baccalaureus konnte nun Licentiat werden, d. h. alle Rechte eines Lehrers erlangen. In Frankreich bestand diese Einrichtung bis zur Revolution, in England gilt sie noch jetzt, und der verfassungsmäßig creirte Baccalaureus wird **formed bachelor**, der durch Diplom außerordentlich creirte **current bachelor** genannt. — In Frankreich muß Derjenige, welcher Baccalaureus werden will, vom 1. Oct. 1822 an, wenigstens 1 Jahr den Cursus der Philosophie in einem der königl. Collegien der Erziehungsanstalten oder geistlichen Schulen, in denen Philosophie gelehrt wird, mit gemacht haben. Ferner können zum **Baccalauréat des lettres** zugelassen werden diejenigen Candidaten, welche im Hause ihres Vaters, ihres Bruders oder ihres Oheims erzogen und unterwiesen worden sind. Die Candidaten zur akademischen Würde eines Baccalaureus werden über Alles examinirt, was in den höhern Classen der königl. Collegien gelehrt wird, d. h. über griechische oder lateinische Autoren, über Rhetorik, Geschichte, Philosophie, Mathematik in den Anfangsgründen und Naturgeschichte.

Bacchius, Bacchëus, s. Rhythmus.

Bacchus (griech. Dionysos), der Gott des Weins, zwar von einer sterblichen Mutter geboren, aber dennoch von seiner Geburt an einer der himmlischen Götter. Seine Geschichte gehört zu den verwickeltsten in der griech. Mythologie. Zeus hatte ihn mit der Semele (s. d.) gezeugt. Die Mutter aber ward vor seiner Geburt ein Opfer des arglistigen Rathes der Here. Zeus eilte mindestens die noch unreife Frucht seiner Umarmungen zu retten, und verschloß sie, bis zur Zeitigung, in seine eigne Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas und in der Folge zu den Nymphen von Nysa in Indien brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als sein Lehrer und Erzieher wird sein nachmaliger beständiger Begleiter Silenus genannt. In Nysas Thälern war es, wo Bacchus aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand und die Pflanzung des Weinstocks lehrte. Um seine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuschränken, durchzog er fast die ganze damals bekannte Erde und breitete mit seiner Wohlthat zugleich seine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andre nennen Panther, Tiger oder Luchse), begann er seine, einem Siegesgepränge ähnliche Reise mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen, Satyrn, Mänaden. Begeistert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrsus schwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, schwärmten und tanzten sie um ihn her, jauchzend scholl ihr Euoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf mischte sich phrygisches Flötengetön und wirbelnder Paukenklang. In Theben wollte man seine Gottheit nicht anerkennen und Pentheus rüstete sich sogar wider ihn. Bacchus beschloß, den Frevel zu rächen; eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häusern auf den Berg Cythäron, wo sie umherschwärmten; Pentheus aber ward von seiner eignen Mutter und deren Schwestern, denen er ein wildes Thier schien, zerrissen. Auf ähnliche Weise strafte er des Mynias Töchter, die seine Feste nicht feiern wollten, mit Raserei und Verwandlung. Als er nach Naxos übersetzte, gedachten die tyrrhenischen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil sie aus seinem Purpurgewande auf einen Königssohn schlossen. Sie fesselten ihn; aber die Fesseln fielen ab, Reben und Epheu umschlangen das Schiff und hielten es mitten im Meere fest, der Gott verwandelte sich in einen Löwen und die Schiffer, von Raserei ergriffen, stürzten sich ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er Diejenigen, die ihn gastlich und mit Ehrfurcht empfingen, z. B. den Mydas (s. d.), der ihm den verlorenen, treuen Silen wieder zugeführt hatte. — Seine Liebe gewannen Mehre; aber nur Ariadne (s. d.), die er auf Naxos verlassen fand, erhob er zu seiner Gemahlin. Sie ward durch ihn der Unsterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches seiner Mutter Semele zu gewähren, stieg er in die Unterwelt hinab und führte sie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach Andern entging er der ihn in diesem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er sich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: „Euan Euie!" (Schön, mein Sohn!), mit welchen Worten Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer schönen Jungfrau als einem Jünglinge ähnlich. Eine ihm eigenthümliche Zierde ist die Stirnbinde; die langen wellichten Haare sind hinten in einen Knoten geschürzt und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich ist er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachlässig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell quer über der Brust. Der bärtige Bacchus ist eigentlich indischen oder ägyptischen Ursprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbesiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken, oder ließ sie nur wenig vorschimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feste hießen

Bacchanalien, Dionysien, auch im Allgemeinen Orgien. Besonders feierlich wurden sie in Athen begangen, wo man die Jahre danach zählte. Während ihrer Dauer war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionysien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigste der Feier bestand in einer Procession, welche den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabei derselbe oben beschriebene Zug von Bacchanten und Bacchantinnen, die, von wahrem oder angenommenem Weinrausche begeistert, schwärmend und tobend umherzogen und sich dem zügellosesten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirschhäuten bekleidet und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeschirre und Thyrsusstäbe. Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung die von den Phratien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt und andre geheimnißvolle Symbole enthielten. Diese Procession geschah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauspielen und andern Lustbarkeiten. Schon früh ging man in das Theater des Bacchus, wo theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte Ausgelassenheit und Schwelgerei. Diese Feste kamen von den Griechen zu den Römern, die sie mit noch ärgerer Zügellosigkeit begingen, bis der Senat sie 187 vor Chr. gänzlich untersagte. Vgl. über den Bacchusdienst, die eleusinischen Mysterien, die **Dionysiaca** u. s. w. die von der **Acad. des inscriptions et belles lettres** zu Paris gekrönte Preisschrift des dasigen Stadtbibliothekars P. N. Rolle: „**Recherches sur le culte de Bacchus etc.**" (Paris 1824, 3 Bde.).

Bacchylides, aus Julis, einer Stadt der Insel Keos, gebürtig, der letzte der 10 großen Lyriker Griechenlands, welche der alexandrinische Kanon für classisch erklärte. Als Verwandter des Simonides und Zeitgenosse des Pindar, wird er als Dichter Beiden an die Seite gesetzt. Hiero, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch und zog ihn selbst dem Pindar vor. Uns sind leider von seinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgesängen nur wenige Bruchstücke geblieben, welche in einigen Ausgaben des Pindar und in Brunck's Analekten gesammelt sind; es finden sich manche Spuren von ihm in Horaz's Oden. Ohne Pindar's stürmischen Adlerflug zu haben, fehlte es ihm doch weder an Feuer und Kraft, noch an Anmuth und Fülle.

Baccio della Porta, bekannter u. d. N. Fra Bartolomeo di San Marco, geb. 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, lernte in Florenz die Anfangsgründe der Malerei bei Cosimo Rosselli, machte schnelle Fortschritte und gewann durch das Studium der Werke Leonardo da Vinci's jene schöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umrisses, die seine spätern Arbeiten auszeichnet. Aus dieser Zeit ist sein berühmtes Frescogemälde auf dem Gottesacker des Hospitals Santa-Maria-Nuova, welches das jüngste Gericht vorstellt und von seinem Freunde Albertinelli vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatischen Savonarola, verließ er Alles, um ihm zu folgen, und schloß sich mit einer großen Anzahl Anhänger desselben in das Kloster San-Marco ein, als dieser wüthende Aufruhrprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloster ward belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der Gefahr glücklich entginge. In Folge dieses Gelübdes nahm er 1500 in demselben Kloster das Kleid des heil. Dominicus und nannte sich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hate ihn so erschüttert, daß er vier Jahre keinen Pinsel anrührte und ihn späterhin nur wiedernahm, um ihn Gegenständen der Andacht zu widmen. Die Gemälde, welche er in dieser letzten Periode ausführte, sind seine vollendetsten. Rafael war 1504 nach Florenz gekommen und hatte großen Einfluß auf die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Dieser lernte die Perspective von seinem jungen Freunde

und gab ihm dagegen Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher besuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und hatte die seltene Bescheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachstehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehre geistliche Gemälde aus, unter denen auch der heil. Marcus und der heil. Sebastian waren, zwei Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Sein Styl ist streng und erhaben, aber dabei sehr anmuthig in jugendlichen Figuren; sein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert sich darin dem Tizian und Giorgione, und in dem Verreiben und Verschmelzen der Farben weicht er kaum den besten lombardischen Coloristen. Besonders aber ist er ein Meister im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit so viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verstand. Er starb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Rustucci und Fra Paolo von Pistoja, der seine Zeichnungen erbte. Seine vortrefflichen Bilder sind in der großherzogl. Galerie zu Florenz und im Palast Pitti daselbst befindlich.

Bacciochi (Felix Pascal), Exfürst von Lucca und Piombino, Gemahl von Elisa Bonaparte, der Schwester Napoleons, geb. d. 18. Mai 1762 in Corsica von einer edeln, aber armen Familie, kam als Cadet in Militairdienste, und war Officier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. Er heirathete nun dessen Schwester, wodurch er Oberster des 26. leichten Infanterieregiments und, ohne sich, sei es aus Mangel an Fähigkeiten oder an Gelegenheit, hervorgethan zu haben, nach und nach Präsident des Wahlcollegiums der Ardennen und 1804 Senator wurde. 1805 erhielt er durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstenthum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Nach den Revolutionen von 1814 u. 1815 folgte er seiner Gattin in die Verbannung und lebte seitdem mit ihr und s. Sohne unter Aufsicht der östreich. Regierung zu Triest. — S. Gemahlin, Maria Anna Elisa Bonaparte, geb. zu Ajaccio d. 8. Jan. 1777, und in der königl. adeligen Erziehungsanstalt zu St.-Cyr erzogen, hatte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille gelebt. 1797 vermählte sie sich nach dem Wunsche ihrer Mutter, jedoch ohne die Zustimmung ihres Bruders, des damaligen Obergenerals, mit dem Capitain Bacciochi. Hierauf kam sie um 1799 nach Paris und wohnte daselbst bei ihrem Bruder Lucian, der in ihr den Sinn für Poesie und Kunst erweckte. Sie versammelte um sich die gebildetsten Männer der Hauptstadt, unter denen der Chevalier de Boufflers, Laharpe, der Vicomte Chateaubriand und der Marquis de Fontanes sich befanden. Gegen jedes ausgezeichnete Talent großmüthig, verpflichtete sie sich besonders die beiden Letztern. Fontanes wurde vorzüglich auf ihre Empfehlung von Napoleon erhoben. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in einer sehr untergeordneten Stellung. Sie regierte eigentlich die Fürstenthümer Lucca und Piombino, und als Großherzogin von Toscana gefiel sie sich in der Rolle einer Königin. Wenn diese „Semiramis von Lucca", wie ein witziger Schriftsteller sie nannte, die Truppen musterte, versah ihr Gemahl die Stelle eines Adjutanten. Übrigens stiftete sie manches Gute, obwol die Beamten, welche ihr Vertrauen besaßen, sie mit mehr Eifer hätten unterstützen sollen. 1814 zog sie sich nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden J. ihren Aufenthalt in Östreich nehmen. Anfangs lebte sie bei ihrer Schwester Caroline, dann mit ihrer Familie, unter Aufsicht der Regierung, zu Triest, wo sie sich Gräfin Compignano nannte. Hier starb Elisa Bacciochi am Nervenfieber, den 7. Aug. 1820, auf ihrem Landgute, Villa Vicentina, unweit Triest. Sie wurde in ihrem Palaste, in der von ihr gebauten Capelle und Gruft, beigesetzt. Auch in Triest war ihr Leben durch Milde und Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Ungeachtet sie gewünscht hatte, daß ihre Kinder: Napoleona Elisa, geb. den 3. Juni 1806, und ein Sohn, unter die Vormundschaft ihres Bruders Hieronymus kommen sollten, so ist dennoch ihr Gemahl der gesetzliche Vormund derselben geblieben.

Bach (Johann Sebastian), unter den deutschen Tonkünstlern des vorigen Jahrh. einer der berühmtesten und der größte dieses in der musikalischen Literatur so ausgezeichneten Namens, geb. 1685 zu Eisenach, starb 1750 zu Leipzig. Er legte den Grund im Clavierspielen zu Ordruff bei s. ältern Bruder, Joh. Christoph. Nach dessen Tode studirte er die Musik zu Lüneburg und lernte in der herzogl. Capelle zu Halle den franz. Geschmack in der Musik kennen, trat 1703 in die Dienste des Herzogs von Weimar, kam 1704 nach Arnstadt, wo er sich eigentlich zu dem großen Componisten und Organisten bildete, ward 1707 Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar und 1714 Concertmeister daselbst, dann 1717 Capellmeister zu Köthen, 1723 Cantor und Musikdirector an der Thomasschule zu Leipzig und 1736 königl. kurf. sächs. Hofcomponist. Sein Leben hat Forkel beschrieben. Als Clavier- und Orgelspieler hatte Seb. Bach in damaliger Zeit nicht seines Gleichen. Hiermit stehen seine großen, harmoniereichen Compositionen in Verbindung, welche eine originelle, von ausländischem Geschmack unberührte Begeisterung athmen und vorzüglich religiösen Inhalts sind. Sie bestehen aus erhabenen Chören und Doppelchören (Cantaten und Motetten), ferner Orgel- und Clavierstücken in gebundenem Styl. Unter diesen ist sein wohltemperirtes Clavier (bestehend aus 48 Präludien und Fugen aus allen Tonarten) allbekannt. — Die Bach'sche Familie stammte aus Presburg in Ungarn, welches Sebastians Vater, Joh. Ambrosius, der selbst ein guter Musiker war, der Religion wegen verließ, um sich in Deutschland niederzulassen. Mehr als 50 Tonkünstler sind von ihr ausgegangen; Sebastian selbst hatte 11 Söhne, sämmtlich als Musiker vortheilhaft bekannt. Die berühmtesten waren: Wilhelm Friedemann, geb. 1710 zu Weimar, starb mit dem Titel eines hessen-darmstädtischen Capellmeisters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmonisten und geschicktesten Orgelspieler. Man hat von ihm die bekannten 6 Fugen fürs Clavier. Karl Philipp Emanuel, 1714 zu Weimar geb. und 1788 zu Hamburg gest., kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, als Musiker in preuß. Dienste nach Berlin, und ward endlich Musikdirector zu Hamburg. Er hat meistentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellert's geistl. Liedern herausgegeben. Am besten sind s. Vocalcompositionen. Sein „Versuch über die wahre Art, Clavier zu spielen", ist noch immer ein classisches Werk in seiner Art. Johann Christoph Friedrich, geb. zu Weimar 1732, starb 1795 als Concertmeister zu Bückeburg, großer Orgelspieler, ist auch durch s. herausgegeb. Musikalien bekannt. Johann Christian (der englische genannt), geb. 1735 zu Leipzig, gest. zu London 1782, war wegen der galanten Manier, in der er geschrieben, lange Zeit Lieblingscomponist.

Bachaumont (François le Coigneux), geb. zu Paris 1624, gest. das. 1702, ward früh als geistl. Rath bei dem Parlamente zu Paris angestellt, dessen Präsident sein Vater war. Er nahm in den Unruhen 1648 fg. Partei gegen den Hof, und ihm verdankt diese Faction den Namen Fronde, indem er sie einst mit den Schulknaben verglich, die sich in den Gräben von Paris mit Schleudern belustigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten schnell sich trennten, aber, sobald er den Rücken gewandt, wieder beisammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarin's trugen seitdem Hutschnüre in Form einer Schleuder, und nannten sich Schleuderer (frondeurs). B. fand bei diesen Streitigkeiten oft Gelegenheit, seinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulassen. Nach ihrer Beilegung zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seiner Neigung zur Dichtkunst zu folgen. Gleichheit des Geschmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwischen ihm und Chapelle eine innige Freundschaft, und Beide arbeiteten gemeinschaftlich an jener lieblichen Reisebeschreibung, welche unter den Freunden der tändelnd anmuthigen Poesie so vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehre fröhliche, leichte Lieder von ihm her, die aber zu zerstreut sind, als daß man sie zu

sammeln im Stande wäre. Lefevre de St.-Marc hat eine Sammlung veranstaltet; doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darin aufgenommene von B. herrühren.

Backhuysen (oder Bakhuysen) (Ludolf), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, Meister in Seestücken, geb. 1631 zu Embden, arbeitete bis in sein 18. Jahr bei seinem Vater, der Secretair der Generalstaaten war, als Schreiber, kam dann in ein Handelshaus nach Amsterdam und fing hier an, mit der Feder ohne Anweisung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Diese Versuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, sich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Besuchen der Werkstätten der besten Künstler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit; aber am meisten wurden seine Fortschritte durch den Eifer befördert, womit er die Natur studirte. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerstreute und zertrümmerte. Oft setzten ihn die erschrockenen Matrosen, trotz seiner dringenden Vorstellung, ans Land. Voll des Gesehenen, eilte er dann, ohne ein Wort zu sprechen, ohne durch irgend Etwas sich zu zerstreuen, nach Hause, und führte, mit bewundernswürdiger Genauigkeit in den Einzelheiten, die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses muthige Streben verschaffte seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Gattung. Mehre Fürsten besuchten seine Werkstätte und Peter der Große wollte sogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeister von Amsterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seestücks auf, das sie mit 1300 Fl. bezahlten und 1665 Ludwig XIV. übersandten. Dies schöne Gemälde ist noch in Paris. In allen s. Bildern herrscht die äußerste Wahrheit. Seine Farben sind trefflich und sein Pinselstrich ist ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen; seine Himmel sind leicht und unendlich mannigfach. Außerdem versuchte sich B. noch in der Dichtkunst, und unterrichtete in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er Vieles beitrug. Seine Heiterkeit und die Stärke seiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die seinem Leben in einem Alter von 78 J., 1709, ein Ende machten. — Seine Gemälde werden stets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeversteigerung des Herrn P. de Smeth in Amsterdam, 1810, wurden vier Stücke von Backhuysen mit 550, 805, 980 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Roger), ein englischer Mönch, der durch die Kraft seines Genies sich weit über sein Zeitalter erhob, in mehren Wissenschaften bewundernswürdige Entdeckungen machte und zur Erweiterung der Realkenntnisse viel beitrug. Er war 1214 unweit Ilchester in der Grafschaft Somerset aus einer alten und angesehenen Familie geb. Ohne allen äußern Antrieb folgte B. dem von der Natur empfangenen Geiste der Forschung und besiegte alle Hindernisse, welche Unwissenheit und Aberglaube ihm entgegenstellten. Er bezog die Universität Oxford, und ging von da nach der besuchten Universität Paris, wo er in allen seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte machte und die theologische Doctorwürde erhielt. 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und sich zu Oxford niederließ. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein: aber dieses Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeischaffung seine Vermögensumstände ihm nicht verstatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wissenschaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand setzten, Bücher anzukaufen, Instrumente zu verfertigen und die nöthigen Versuche zu machen. Indem er die Geheimnisse der Natur untersuchte, machte er Entdeckungen, und leitete daraus Wirkungen ab, die dem Einsichtsvollen, der ihren natürlichen Zusammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwissenden aber so außerordentlich schienen, daß man sie für Werke höllischer Zauberkunst ansah. Dieser Wahn wurde

durch die Eifersucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geistlichen des Klosters seine Überlegenheit betrachteten. Er selbst tadelte laut die Unwissenheit und das Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und hatte sogar einen Brief an den Papst geschrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache verklagte man ihn am Hofe von Rom sowol wegen seiner verdächtigen Grundsätze, als auch wegen der außerordentlichen Dinge, die er verrichtete, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papst verbot ihm, auf der Universität zu lehren. Bald darauf verschloß man ihn in ein Gefängniß, wo jeder menschliche Umgang ihm abgeschnitten war und selbst die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellsehenden, die Rogers Genie bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der Cardinal, Bischof von Sabina, päpstlicher Legat in England, der nicht sobald den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite und unter seinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller seiner Schriften foderte, schrieb Roger jenes, späterhin unter d. T. „Opus majus" gedruckte Werk, das er ihm durch s. Lieblingsschüler, Johann von Paris, 1267 überschickte. Unter Clemens Nachfolger, Nicolaus III., erklärte sich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen s. Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papst bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte zehn Jahre; umsonst versuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unschuld und Nützlichkeit s. Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nicolaus IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmen Engländer s. Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, schrieb einen Abriß der Theologie, und starb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Obgleich ein außerordentlicher Geist, konnte sich Roger doch nicht von allen Vorurtheilen s. Zeit freimachen. Er glaubte an den Stein der Weisen und an die Astrologie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um Vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen ist er über andre Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläser sagt, sind offenbar Hypothesen, die auf keinen Versuchen beruhen. Aus s. irrigen Angaben geht hervor, daß er den Gebrauch des Teleskops nicht kannte. Er besaß mehre chemische Erfindungen, welche Geheimnisse für die damalige Zeit waren. Er spricht von einem unauslöschlichen Feuer, welches wahrscheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Ort sagt er, daß man aus Salpeter und andern Stoffen ein künstliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne und mittelst dessen sich Donner und Blitz nachahmen lasse. Ein Theil dieser Mischung von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer, eine Stadt unter schrecklichem, von einer ungeheuern Beleuchtung begleitetem Knall vernichten; und an einem andern Orte sagt er bestimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Sonach hatte er schon eine Idee vom Schießpulver. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehre Sprachen, und schrieb lateinisch mit großer Zierlichkeit und Klarheit. Ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Calender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen, und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Calender, von dem noch eine Abschrift auf der Bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baco (Francis), Baron von Verulam, einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich zu rühmen hat, Reformator der Philosophie durch Richtung auf Erfahrung und Natur. Geb. zu London 1561, gab er von frühester Kindheit an Proben eines überlegenen Geistes. Im 14. J. bezog er die Universität Cambridge, wo er in allen Wissenschaften bewundernswürdig schnelle Fortschritte machte. Er zählte noch nicht sechszehn Jahre, als er schon gegen die Aristotelische Philosophie schrieb, die ihm eher geeignet schien, den Geist in Streitigkeiten zu verwickeln, als aufzuklären. Der damals in England bestehenden Sitte gemäß, die für die Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich zu schicken, ging der junge Baco im Gefolge des Sir Amias Powlet nach Paris. Dieser faßte eine solche Achtung für ihn, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte sich derselben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereiste mehre Provinzen dieses Landes, um die Sitten und Gesetze kennen zu lernen. 19. J. alt, schrieb er ein Werk über den Zustand Europas, in welchem er die auffallendsten Proben seiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod s. Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um s. Geburt gemäß leben zu können, sich für die Rechtsgelehrsamkeit entschied, und das Studium der Gesetze mit solchem Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28. J. alt, zum außerordentl. Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbesserung s. äußern Umstände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der scholastischen Studien zu verbessern, und für eine gesunde Philosophie zweckmäßiger einzurichten. Seine Stelle war mehr ehrenvoll als einträglich; s. Talente und s. Verbindung mit dem Großschatzmeister Burleigh und dessen Sohn, Sir Robert Cecil, erstem Staatssecretair, schienen ihm die ersten Ämter zu versprechen; aber die Feindschaft zwischen Letzterm und dem Grafen Essex, ebenfalls Baco's Freund und Beschützer, verzögerte lange s. Beförderung. Essex suchte ihn durch das Geschenk eines Landgutes zu entschädigen. B. aber vergaß bald nachher, was er einem so großmüthigen Wohlthäter schuldig war, und verließ ihn nicht nur, sobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entschuldigenden Kleinmüthigkeit, sondern trat sogar, als ihm der Proceß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen diesen schändlichen Undank erhob sich die allgemeine Stimme, und was Baco zu s. Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht, und die Königin zeigte sich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach diesen widrigen Erfahrungen schien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt worden, und stimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, wiewol er stets im Dienste der Krone blieb. Kann etwas s. großen Vergehen entschuldigen, so war es die Zerrüttung s. Vermögensumstände, die so groß war, daß er zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jakobs I. war ihm günstiger. Dieser Fürst, der ein Beschützer der Wissenschaften sein wollte, erhob Baco 1603 in den Adelstand. Darauf ward B. beauftragt, dem Könige feierliche Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die königl. Lieferanten in s. Namen erlaubten, und er vollzog diesen Auftrag mit so viel Talent und Glück, daß er sowol dem Parlament als dem König Genüge leistete. Das Haus der Gemeinen erkannte ihm eine öffentliche Danksagung zu, und Jakob I. ernannte ihn zu einem s. Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu noch eine Pension von 61 Pf. kam. Seine Lage verbesserte sich immer mehr, er schloß eine vortheilhafte Ehe, stieg 1617 bis zur Würde eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folg. J. mit dem Titel eines Viscount von St.-Alban vertauschte, erhoben. Jetzt hätte er ein gemächliches und glänzendes Leben führen

können, ohne s. Charakter durch Handlungen der Habsucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beschwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Ämter und Privilegien für Geld unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben. Baco, der sich nicht rechtfertigen konnte und das Aufsehen einer gerichtlichen Untersuchung zu vermeiden wünschte, gestand s. Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anspruch, und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, sich auf die Beraubung des hohen Amtes beschränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umständliches Bekenntniß die Richtigkeit fast aller gegen ihn erhobenen Klagen eingestanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs selbst an einem ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder nahmen, zu einer Geldstrafe von 40,000 Pf. und zur Einkerkerung in den Tower auf königl. Gnade. Außerdem ward er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu sitzen und sich nur dem Orte zu nähern, wo der König Hof hielte. Unstreitig war dies harte Urtheil gerecht für so große Verbrechen; dennoch müssen wir zu einiger Entschuldigung derselben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habsucht, noch eine Verderbtheit des Herzens, sondern vielmehr eine von Andern gemißbrauchte Charakterschwäche war. Züge von Edelmuth und Festigkeit, die sein Leben ebenfalls aufzuweisen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und schätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Andrer abzulehnen. Seinen Sturz überlebte er nur wenige Jahre und starb 1626. — Alle Studien und Bestrebungen dieses von Natur so herrlich ausgestatteten Mannes gingen auf eine Reform in den Systemen der Wissenschaften. Er übersah den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse, untersuchte die Beziehungen, durch welche sie unter einander verbunden sind, und suchte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, welche sie vorzugsweise in Anspruch nehmen, zu ordnen. Obgleich dieses wegen des Mangels einer begründeten und naturgemäßen Eintheilung der Seelenkräfte nicht gelingen konnte, denn er theilte die Wissenschaften ein in Wissenschaften des Gedächtnisses, des Verstandes und der Einbildungskraft. Dies führt er in s. Encyklopädie der Wissenschaften (unter dem Namen „De dignitate et augmentis scientiarum") aus. B. sah ferner ein, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur sei. Wie diese Beobachtung kunstmäßig zu leiten, und wie durch sie die Natur zu befragen sei, hat er an mehren Orten auseinandergesetzt. Er behandelte diesen Gegenstand in eben genanntem Werke und in dem „Novum organum scientiarum". Sein allseitiger Geist hatte die sämmtlichen Wissenschaften studirt; er sah, auf welcher Höhe jede stand, welche falsche Richtungen sie genommen, und wie sie wieder zur Wahrheit zurückzuführen sei. Betrachtet man ihn als Metaphysiker, so zeigt er ebenso viel Scharfsinn als Tiefe in s. Ansichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Verbindung der Begriffe, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er setzte sehr deutlich den von Aristoteles angestellten und von Locke entwickelten Grundsatz aus einander, daß die Begriffe des Verstandes aus sinnlichen Eindrücken entstehen. Als Physiker hat er sehr sinnreiche Ansichten aufgestellt und sich auf dem Wege mehrer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine ersonnen, mittelst welcher er der Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, auf die Spur gekommen zu sein scheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton später bewies, hatte er die richtigsten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Versuche, um die Grundsätze derselben zu bestimmen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in s. Werke „Sylva sylvarum" u. s. w. Über die Arzneikunde hat er mehre Aufsätze geschrieben, unter andern einen über die

Leben und den Tod. Allein die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müssen. Die Rechtswissenschaft hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, sondern auch als Gesetzgeber und Philosoph betrachtet. Man hat von ihm Aphorismen, ebenso merkwürdig durch Tiefe der Gedanken, wie durch die Kraft und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eins s. schönsten Werke, „Sermones fideles" betitelt, ein Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Geschichtschreiber hat er in s. „Geschichte Heinrich VII. und VIII." nur wenig geleistet. Von s. Kenntniß des Alterthums aber zeugt s. Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch sinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wissenschaft, in der Baco weniger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte und die richtigen Lehrarten anzeigte, das Copernicanische System bestreiten konnte. In diesem Punkte allein stand er tiefer, als die aufgeklärten Männer s. Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschung hatte er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, daß keiner s. Zeitgenossen die Kraft s. Genies, die Richtigkeit s. Ansichten und die Wichtigkeit s. Arbeiten vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war sein Richter, und mit gerechtem Stolze sagt er in s. Testament: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eignen Mitbürgern, wann einige Zeit verflossen sein wird". — Die schönste Ausgabe seiner sämmtl. Werke ist zu London 1765 in fünf Bdn. 4. erschienen. Sie sind theils in englischer, theils in lat. Sprache.

Badajoz (bei d. Röm. Pax Augusta), befest. Hauptst. der spanischen Prov. Estremadura, am linken Ufer der Guadiana, über welche eine steinerne Brücke von 22 Bogen führt, unfern der portug. Grenze, mit 14,000 Einw., einer Stückgießerei u. einem Bisthum. Sie ward im letzten Kriege von den Engländern drei Mal belagert. Nach der Vertreibung Massena's aus Portugal und dessen Rückzug durch Estremadura mußte es eine Hauptsorge des britischen Feldherrn sein, Badajoz, das die Franzosen seit d. 10. März 1811 besaßen, sowie Ciudad-Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nach der Eroberung von Olivenza (16. April 1811) ließ Wellington Badajoz einschließen, mußte aber, da Soult zum Entsatz anrückte, die Belagerung schon am 14. Mai aufheben. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuhera ward Badajoz am 25. Mai zum zweiten Mal eingeschlossen; nach mehren vergeblichen Stürmen aber hob Wellington, am 16. Juni 1811, die Belagerung auf. Nach Eroberung Ciudad-Rodrigos (19. Jan. 1812) unternahm Wellington mit 16,000 M. am 17. März die dritte Belagerung, und eroberte in der Nacht zum 7. April und am Morgen die Stadt, nach einem mörderischen Kampfe, mit Sturm. Die Besatzung mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen. Die Belagerer verloren bei dieser Belagerung 72 Officiere, 963 M. an Todten, 366 Officiere, 3483 M. an Verwundeten. — Im **Frieden zu Badajoz**, geschlossen zwischen Spanien und Portugal den 6. Juni 1801, versprach Portugal seine Häfen den Engländern zu verschließen; Spanien behielt das eroberte Olivenza und dessen Gebiet an der Guadiana. (S. **Portugal**.)

Baden, Großherzogthum, das von einem Fürstenhause beherrscht wird, welches seinen Ursprung aus dem Geschlechte Gottfrieds ableitet, eines Herzogs der Alemannen, der sein Vaterland bis an seinen Tod 709 gegen die Übermacht der fränkischen Oberhofmeister vertheidigte. Ein Abkömmling desselben, Gerold, sowie sein Sohn Berthold erscheinen in Urkunden gegen Ende des 8. Jahrh. als Gau- oder Landgrafen in der Baar (die Landgrafschaft Baar, darin Donaueschin-

gen, besitzen jetzt die Fürsten von Fürstenberg unter badischer Hoheit). Späterhin kommt ein Berthold (der von jenem Berthold in der Baar abstammen soll) als Graf in Breisgau vor. Er ist der Vater desjenigen Herzogs Berthold, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute, und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnt. Dieser Berthold, der vom Kaiser Heinrich III., auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben bekam, nahm noch bei Lebzeiten desselben den herzogl. Titel an. Als aber der Kaiser vor Otto starb, gab nach Ottos Tode die Kaiserin Agnes, Vormünderin ihres S. Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, und entschädigte Berthold 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, worauf er die Landgrafschaft über den Breisgau behielt. 1073 nahm ihm jedoch der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar versöhnte er sich, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar mit Berthold, und verdankte diesem seine Rettung; als ihm aber die Besiegung der Sachsen gelungen war, suchte er sich Bertholds durch Meuchelmord zu entledigen. Empört durch diese Untreue, erklärte sich Berthold öffentlich gegen Heinrich, und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolf von Schwaben seine Stimme. Doch Heinrich besiegte s. Feinde, und ließ Berthold nebst den übrigen schwäbischen Grafen und Herren nach dem alemannischen Gesetz richten, wodurch sie ihre Würde verloren. Berthold verheerte Ostfranken, starb aber vor dem Ende dieses Krieges 1078 und vererbte den Herzogstitel nebst s. Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf s. ältesten Sohn, Berthold II., dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten und 1218, mit Berthold V., in der männlichen Linie ausstarben. Diesen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben, nebst Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweizerischen und burgundischen Freigüter erhielt. Das Übrige fiel dem Reiche zu. — Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei s. Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in ein Kloster nach Clugny zurück, und starb hier noch vor s. Vater 1074. Sein Erbe war s. Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses Baden ward. Er starb, nachdem er den hohenstaufischen Kaisern, Konrad und Friedrich I., wichtige Dienste geleistet hatte und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war, 1130. Sein S. Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiser Friedrichs I. und starb auf dem Kreuzzuge in Antiochien, 1190. Seine Söhne, Hermann IV. und Heinrich, theilten die Lande und stifteten zwei Linien, jener die badische, dieser die hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch s. Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Freigut, und Ettlingen als Lehen. Von s. beiden Söhnen pflanzte Rudolf den badischen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch s. Gemahlin Gertrud, Herzogin von Östreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und s. Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Doch heirathete Elisabeth, Hermanns V. Schwestertochter, den Herzog Albert, Kaiser Rudolfs von Habsburg Sohn, und dieser erhielt, nach der Meinung der damaligen Zeit, nun erst ein volles Recht auf Östreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolf von Baden, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen, und suchte auch mehre hohenstaufische Güter während

des großen Zwischenreichs an sich zu ziehen; Kaiser Rudolf I. aber nahm sie ihm wieder ab. — Ihm folgten Hermann VI., dessen Söhne Friedrich und Rudolf IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrichs Linie starb bald wieder aus. Rudolf pflanzte seinen Stamm fort. — Die weitere Geschichte von Baden enthält fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr schädlich waren. Von Christoph I. (gest. 1527) stammten die Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Bernhard, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die protestantische Religion in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp stand unter der Vormundschaft des Herzogs von Baiern, welcher während derselben die evangelische Lehre wieder abschaffte. Philipp starb schon 1588, und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der sich zur katholischen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf II. übertrug daher die Verwaltung des Landes den Herzogen von Baiern und Lothringen, welchem der Markgraf Ernst Friedrich von Durlach widersprach, und das Land 1595 in Besitz nahm; erst 1629 ward es dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Christophs I. zweiter Sohn, Ernst (starb 1553), war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangelische Lehre an, welche von seinem Sohn Karl II. im ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn desselben, Ernst Friedrich, regierte die ganze Markgrafschaft mit vielem Ruhme. Er starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohn, Friedrich V., die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiser Ferdinand II. und zur Beschützung des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckischen Freigüter erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte er sich bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach demryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes wiederherzustellen und starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Karl III., der 1715 die neue Residenz Karlsruhe erbaute und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste Karl Friedrich (geb. 1728) 1746 die Regierung antrat. Dieser musterhafte Regent starb, 83 J. alt, d. 10. Jun. 1811 als Großherzog von Baden. Über seine 65jährige Regierung s. d. H. v. Drais geschichtliche Darstellung derselben, (Karlsr. 1816, 2 Bde). Da sein ältester Sohn auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz mit dem Wagen (15. Dec. 1801) ums Leben gekommen war, so fiel die Regierung an seinen 1786 geb. Enkel, Karl Ludwig Friedrich, der seit 1806 mit Stephanie Luise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt war, und bei seinem den 8. Dec. 1818 erfolgten Tode, da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, seines Vaters Bruder, den jetzigen Großherzog, Ludwig Wilhelm August, zum Nachfolger hatte. Er ist geb. d. 9. Febr. 1763; vorher Markgraf. Dieser Fürst hat keine Kinder, daher folgen ihm die durch das Patent vom 4. Oct. 1817 mit Successionsfähigkeit zu Markgrafen von Baden und großherzogl. Prinzen mit dem Titel Hoheit erklärten bisherigen Grafen von Hochberg, die Söhne des vorletzten Großherzogs und der Gräfin von Hochberg, geb. Geyer von Geyersberg, von denen der älteste, der Erbfolger, Leopold (geb. 1790), sich 1819 mit Wilhelmine, der ältesten Tochter des ehemal. Königs von Schweden, Gustav IV., vermählt hat. — Bis zum luneviller Frieden umfaßten die badischen Länder 77 □M. mit 210,000 Einw. In diesem Frieden wurden 8 □M. mit 25,000 Einw. abgetreten, und dabei 60 □M. mit 245,000 Einw. erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1. Mai 1803 die Kurfürstenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, wieder an Baden brachte, durch den Beitritt

zum Rheinbunde, welchem Baden den großherzogl. Titel, die Landeshoheit über den größten Theil der fürstenbergischen Lande, über die Landgrafschaft Klettgau, das Fürstenthum Leiningen rc. verdankte, und durch die 1810 mit Würtemberg gemachte Länderaustauschung, die Baden fast 30,000 neue Unterthanen verschaffte, ist die Größe der badischen Besitzungen auf 279 □M. mit 1,110,000 Einw. gestiegen. Die Stammlande (Baden-Baden und Baden-Durlach) betragen (nach Abzug der Abtretungen) 51 □M. mit 217,381 Einw., und sämmtl. Erwerbungen wurden etwa auf 210 □M. mit 750,000 Einw. geschätzt, worin jedoch einige standesherrliche Besitzungen nicht mit begriffen zu sein scheinen. Das Großherzogthum zählte nämlich 1819 acht Standesherren mit 62 □M. Areal, 196,000 Einw. und einem Steuercapital von 139,306,000 Fl., ferner 81 Grundherren mit 30 □M., 120,000 Einw. und 99,043,000 Fl. Steuercapital. Nach Abzug der standes- und grundherrl. Besitzungen verbleiben also reinlandesherrl. Besitzungen gegen 180 □M. mit 690,000 Einw. und 535,531,000 Fl. Steuercapital. Vergl. Tulla's Charte und Heunisch's Charte und „Hist.-stat. Tabellen des Großherzogthums Baden" (Karlsruhe 1820). Das Finanzgesetz für 1825, 1826 u. 1827 bestimmte die Staatseinnahme auf 9,320,280 Fl., wovon die Verwaltungskosten mit 2,110,465 Fl. abgehen. Nach dem Budget von 1820 wird Baden nur 14,605,100 Fl. Schulden haben. Nach der Schlacht von Leipzig trat der Großherzog von Baden vom Rheinbunde ab, und schloß sich 1815 dem deutschen Bunde an, in dessen engerer Versammlung er die 7. Stelle hat und in der weitern Bundesversammlung drei Stimmen führt. Sein Contingent von 10,000 M. stellt Baden zum 8. Armeecorps. Der Regent war in allen innern Staatsangelegenheiten uneingeschränkter Herr, allein in der Urkunde vom 22. Aug. 1818 gab der Großherzog Karl dem Lande, dem 13. Art. der deutschen Bundesacte, gemäß, eine landständische Verfassung mit zwei Kammern, die 1825 den Gesetzentwurf wegen Gesammterneuerung der Kammern und der dreijährigen Dauer des Zwischenraumes von einem Landtage zum andern unverändert annahmen. Außer mehren guten Einrichtungen muß der allmälig vorbereiteten und den 28. Oct. 1821 vollzogenen Hauptvereinigung der beiden evangelisch-protestantischen Kirchen im Großherzogthum Baden gedacht werden.

Baden, eines der fruchtbarsten Länder Deutschlands, erstreckt sich in einer ansehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite, längs des Rheinstroms, von da an, wo er aus dem Bodensee tritt, bis zur Vereinigung des Neckars mit demselben, und bildet größtentheils eine fruchtbare Ebene mit vortrefflichen Fruchtfeldern und Weinhügeln, westl. vom Rhein bespült, und östl. vom Oden- und Schwarzwald begrenzt, von welchen beiden Gebirgen auch beträchtliche Theile zu diesem Großherzogthum gehören und zur Bildung der schönen Gegenden desselben beitragen, worunter die reizende Bergstraße und das romantische Murgthal sich auszeichnen. Hauptsächlich gewinnt man Getreide in Menge, vorzüglich Spelz oder Dinkel, einen außerordentlichen Überfluß von Baumfrüchten (in den warmen Gegenden der Bergstraße auch Mandeln, Kastanien und wälsche Nüsse), wovon viele außer Landes gehen, Taback, Krapp, trefflichen Hanf und guten Wein, davon viele Arten ausgeführt werden. Der affenthaler, wertheimer, bergsträßer und der Seewein sind die bekanntesten. Letzterer wächst in den Gegenden des Bodensees, und wird unter die geringern Sorten des Landes gerechnet. Auch die Waldungen befinden sich in einem trefflichen Zustande, indem sie der vorletzte Großherzog auf alle Weise schonte, während andre Fürsten Deutschlands verschwenderisch mit ihren Waldungen umgingen. Sie veranlassen, mittelst geschlossener Gesellschaften und der Flüsse Murg, Kinzig und Rhein, einen beträchtlichen Holzhandel nach Frankreich und Holland. Die Viehzucht wird in den Gegenden des Schwarzwaldes stark getrieben, und die herrschaftliche Schäferei Gottsau, bei

Karlsruhe, trägt zur Veredlung der Schafheerden bei, indem man aus Spanien Merinosschafe hat kommen lassen. Das Land hat in dem Innern seiner Gebirge vielerlei Mineralien, jedoch ist Salz nicht hinreichend vorhanden. Aus dem Rheine wäscht man Gold, woraus ehemals Baden hat Dukaten schlagen lassen, mit der Umschrift: Sic fulgent litora Rheni. Die Fabriken sind nicht hinreichend, und beschäftigen ungefähr 10,000 Personen. Die meisten sind in Manheim, Pforzheim und Karlsruhe. Allgemein bekannt sind die Bijouteriefabriken zu Pforzheim, deren jetzt 21 sind, und welche jährl. für 600,000 Fl. Waaren liefern. Ein eigenthümlicher Gewerbzweig der Schwarzwälder ist die Verfertigung hölzerner Uhren, welche fast 700 eigentliche Uhrmacher beschäftigt, die jährlich über 100,000 Uhren liefern. Der Eigenhandel des Landes besteht mehr in Ausfuhr der Naturerzeugnisse, als des Gewerbfleißes, und wird durch die guten Kunststraßen und die schiffbaren Flüsse Rhein, Neckar und Main befördert. Wegen der Lage zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz hat Baden viele Vortheile vom Transito- und Speditionshandel. Die Mehrzahl der Einw. gehört der katholischen Kirche an, wiewol der Regent sich zur lutherischen bekennt. (Über die neue evangelische Gemeinde zu Mühlhausen s. Henhöfer.) Für den Unterricht der protestantischen Jugend in den überall bestehenden Landschulen werden Lehrer in dem Schullehrer-Seminarium zu Karlsruhe gebildet. Die gelehrte Bildung befördern die lateinischen Schulen, Pädagogien, Gymnasien und die Universitäten zu Heidelberg und Freiburg. Der jetzt regierende Großherzog hat den 3. März 1819 die Eintheilung des Staats so festgesetzt, daß die Residenzstadt Karlsruhe zu keinem Kreise gehört, sondern unmittelbar dem Ministerialdepart. des Innern untergeordnet ist, und daß der übrige Staat aus sechs Kreisen besteht: 1) Der Murg- und Pfinzkreis mit 11 Ämtern, Hauptort Durlach; 2) Kinzigkreis, mit 14 Ämt. (darunter Achern, Hornberg, Triberg und Bühl); 3) Treisam- und Wiesenkreis, mit 15 Ämt.; 4) See- und Donaukreis, mit 15 Ämt.; 5) Neckarkreis, mit 14, und 6) der Main- und Tauberkreis, mit 8 Ämt. Seitdem wurde, in Folge der Convention mit Baiern und Östreich (Frankfurt, den 10. Jul. 1819), die bisherige östr. Grafschaft Hohengeroldseck (am Schwarzwalde, 2½ □M., 4500 Einw., 34,000 Fl. Eink.) mit Baden gänzlich vereinigt, wogegen Baden (s. Territorialpolitik) einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Wertheim an Östreich abtrat. — Baden hat: 1) den Hausorden der Treue, gestiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt und dessen Ordensherr und Großmeister jedesmal der Großherzog ist; 2) den Karl-Friedrich-Militairverdienstorden, vom Großherzog Karl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet, dessen Großmeister der Großherzog ist und der aus drei Classen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, besteht; 3) den Orden des zähringer Löwen, gestiftet vom Großherzog Karl Ludwig Friedrich am 26. Dec. 1812. Er besteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, und hat den jedesmal. Großherzog zum Großmeister. Vgl. Frdr. Dittenberger's (großh. bad. Ministerialsecret.) „Geogr. statist. topogr. Darstellung des Großherzogthums Baden." (Karlsr. 1826).

Baden. Drei durch Bäder berühmte Städte: 1) Baden in Schwaben, mit 418 H. und 3200 Einw.; bei den Römern Civitas aurelia aquensis, späterhin gegen 600 J. lang die Residenz der Markgrafen von Baden, liegt in einem reizenden Thale, zwei Stunden vom Rhein. Das Schloß bietet nach allen Seiten hin die herrlichsten Ansichten. Es enthält eine Menge unterirdischer Gewölbe, die, der Sage nach, der Feme zum Sitz gedient haben und wahrscheinlich ein Werk der Römer sind. Die Antiquitätenhalle (Museum palaeo- technicum) enthält römische Denkmäler, die um Baden her gefunden worden sind. Das Conversationshaus, ehedem ein Jesuitenkloster, ist ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zusammenkommt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegiat-

oder Pfarrkirche zeichnet sich durch die Begräbnisse der Markgrafen aus. Sechs Altarblätter in derselben sind von Lill nach Guido Reni gemalt. Baden hat 26 Mineralquellen. Die Hauptquelle, von 45° Wärme nach Reaum., liefert in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Wasser. Der Fels, aus welchem sie hervorbricht, ist noch zum Theil mit carrarischem Marmor bekleidet und war wahrscheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbade finden sich Überreste römischer Bäder. An der Höllenquelle, von 50° Wärme, brühen die Einwohner Thiere ab. Das Armenbad vor dem geresbacher Thore ist zweckmäßig eingerichtet. S. Kölreuter, „Die Mineralquellen im Großherzogthum Baden" (Karlsruhe 1820), und Aloys Schreiber's „Histor. topogr. Beschreibung." (3 Hfte., Fol.) zu den „Malerischen Ansichten von Baden und dessen Umgebungen" (z. B. Turenne's Denkmal bei Sasbach, Burg Windeck rc.) vom Prof. Frommel. 2) Baden in Niederöstreich, mit 400 H. und 2400 Einw. Die Lage, an felsigen Kalkgebirgen, ist schön. Ungeachtet widriger Schicksale hat sie sich aus einem Dorfe zum Flecken, endlich zur Stadt emporgehoben, und ist jetzt Sommerresidenz mehrer Erzherzoge von Östreich. Die vorzüglichsten Gebäude sind: die Kirchen, das mit Speise- und Caffeezimmern versehene Redoutengebäude, in welchem sich auch die Schaubühne befindet, die Häuser der Erzherzoge und das Casino. Neben dem Park beim Theresienbade mit seinen schönen Baumgängen ist der Kalkfelsen, aus welchem die wohlthätige Quelle hervorsprudelt. Die beständige Wärme der Bäder ist gewöhnlich 27 bis 29° Reaum. Die heißesten sind der Ursprung, das Frauen- und Josephsbad; in Allem sind derselben zwölf. Sie sind so gebaut, daß jedes derselben 40 bis 150 Personen fassen kann. Wer nicht gemeinschaftlich baden will, kann auch Stunden bekommen, wo er allein badet. Das gemeinschaftliche Bad wird aber vorgezogen, da sich hier oft die angenehmsten Bekanntschaften anknüpfen; vorzüglich gesucht ist das Frauenbad, dessen sich der Kaiser selbst bedient. Im Calvarienberg sind Dampfbäder angebracht. In dem Theresienbade badet man nur in Wannen, und hier sind auch Tropfbäder eingerichtet. Die Höhle beim Ursprung zeichnet sich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden sich eine salzige Masse absetzt, welche badner Salz genannt wird. Das gewöhnliche Ziel aller Spaziergänger ist das Helenenthal. Je weiter man das Thal verfolgt, desto romantischer und wilder werden die Wald- und Felsenpartien. Man schätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7—8000. S. Schenk, „Die Schwefelquellen zu Baden in Nied.-Östr." (2. Aufl., Wien 1825). 3) Baden in der Schweiz, im Kanton Aargau, an der Limmat, in einer sehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier eine Stadt an und bauten ein Castell da, wo jetzt die Stadt steht. Später waren ihr die, bis 1712 hier gehaltenen eidgenossischen Tagsatzungen sehr vortheilhaft. Sie hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder, die tief unten am Ufer der Limmat liegen. Eine breite, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäusern besetzte Straße führt dahin. Die berühmtesten derselben liegen auf der Stadtseite und heißen die großen Bäder, die übrigen, kleinen, liegen auf der andern Seite der Limmat. Die großen Bäder sind öffentlich. Personen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuser. Da das Veronabad näher am Ursprung der Quellen liegt, so ist dessen Wasser das wärmste; es soll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern. S. Weber's „Localbeschreibung des Heilbades zu Baden in der Schweiz" (Zürich 1790).

Baden, Reichsfriede daselbst mit Frankreich, geschlossen den 7. Sept. 1714. (S. Rastadt.)

Badensche (badische) Landstände. In der Markgrafsch. Baden waren ehemals Landstände gewesen, welche, ohne Theilnahme des Adels, aus den Städten, Ämtern und Abteien bestanden. (Der Adel hatte sich auch hier, wie in

Würtemberg, von der Landesherrlichkeit frei zu erhalten gewußt, sodaß es nur wenige landsässige adelige Güter gab.) Seit der Mitte des 17. Jahrh. war aber die landständ. Verfassung in Verfall gerathen. Auch in den neuen zu Baden gekommenen Landestheilen, der Rheinpfalz, Bisthum Constanz, dem Johannitermeisterthum, waren keine Landstände, wol aber im Breisgau, wo sie aus den drei Bänken, der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte nebst den Ämtern bestanden. Unter den Prälaten erschienen der Johannitermeister, Fürst und Stand des Reichs, der Fürstabt von St.-Blasien u. a. — Bei den Verhandlungen zu Wien 1814 und 1815 gehörte Baden zu den Regierungen, welche sich, gegen eine allgemeine Verpflichtung der deutschen Bundesstaaten, eine repräsentative Verfassung einzurichten erklärten. Es ist bekannt, wie lebhaft sie in der Folge von den Unterthanen verlangt und wie sie endlich in einem Zeitpunkte gegeben wurde, wo die politische Existenz und Integrität des Großherzogthums sehr bedroht schien. Die Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818 (s. „Die europäischen Constitutionen seit den letzten 25 Jahren", 3. Bd., S. 349 fg.) gehört zu den octroyirten, d. h. denen, welche, wie die französische von 1814, die bairische u. a., von der Regierungsgewalt allein ausgegangen, nicht zu den pactirten, welche, wie in Würtemberg, Sachsen-Weimar und Hildburghausen, durch Berathung mit einem Ausschuß von provisorisch ernannten Deputirten vertragsmäßig zu Stande gebracht wurden. Sie ist nicht bloße Ständeordnung, wie die weimarische, sondern Staatsconstitution, und gehört zu denjenigen, welche den Ständen keine zu ihrer Wirksamkeit wesentliche Befugniß versagen. Man hat darin das System zweier Kammern befolgt, aber in die erste Kammer auch die acht Deputirten der Ritterschaft, die zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten, und neben dem katholischen Landesbischof auch einen protestantischen Prälaten aufgenommen. Die erste Kammer nähert sich auch insoweit dem Wesen eines Senats, daß der Großherzog acht Mitglieder ohne Rücksicht auf Stand und Geburt ernennen kann. Hiernach kann die erste Kammer ungefähr aus einigen 20 Mitgl. von Rechtswegen und jenen acht besonders ernannten bestehen. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Ämter, also ungefähr einem Deputirten auf 16,000 Seelen, ein Verhältniß, welches mit dem des engl. Unterhauses zur Bevölkerung Englands nahe zusammentrifft. Es kommt aber auf dieses numerische Verhältniß wenig an, denn der Zweck der Repräsentation ist nicht, ein besonderes Interesse der einzelnen Districte und Bürger wahrzunehmen, sondern den ganzen Culturstand des Volkes mit allen davon abhängenden Bedürfnissen und Rechtsbegriffen darzustellen, daher auch die kleinern Staaten verhältnißmäßig eine größere Zahl von Abgeordneten haben müssen als die größern. Die Wahl der Abgeordneten ist eine doppelte. (S. die Wahlordnung vom 23. Dec. 1818, und die Schrift: „Die landständ. Verfassungsurkunde für das Großherzogth. Baden, nebst den dazu gehörigen Actenstücken", Karlsruhe 1819.) In Baden hat man weniger als anderwärts bei dem Wahlrecht und der Wahlfähigkeit auf Besitz gesehen; jeder angesessene Staatsbürger und alle Staatsbeamten können an der Ernennung der Wahlmänner Theil nehmen und Wahlmänner werden. Nur Abgeordnete müssen entweder ein steuerbares Capital von 10,000 Fl. oder ein geistliches oder weltliches Amt besitzen, welches wenigstens 1500 Fl. einträgt. Es wäre zu wünschen, daß der Beamtenstand auch in andern Ländern nicht durch Ausschließung von den Wahlen allzu sehr von dem Volke getrennt und durch die Bedingung eines beträchtlichen Einkommens aus eignem Vermögen das persönliche Verdienst und Vertrauen dem Zufalle des Besitzes und seinen einseitigen Rücksichten untergeordnet worden wäre. Jene Entfernung des Beamtenstandes von der ständischen Repräsentation ist besonders aus dem Grunde nachtheilig, daß sie das ohnehin nur allzu sehr verbreitete, oft verschuldete, oft aber auch unverdiente Mißtrauen der Unterthanen gegen die Staatsdiener zu rechtfertigen scheint. — Diese

so zusammengesetzten Stände kamen zum ersten Male 1819 zusammen, wurden aber nach dreimonatlicher Sitzung am 28. Juli entlassen, da sich weder zwischen dem Ministerium und den Ständen, noch zwischen der ersten und zweiten Kammer der letzten eine Übereinstimmung des Sinnes hatte ergeben wollen. Die Rechte der Standes= und Grundherren und das darüber ergangene Edict waren, wie es scheint, das vornehmste Hinderniß der Eintracht, und auch hier ließ sich der eine Theil verleiten, die Gesinnungen der Andern, welche gegen die Erweiterung der Standesvorrechte stimmten, als revolutionnair verdächtig zu machen. Die zweite Versammlung 1820 wurde im Juli eröffnet, und obgleich die gegenseitige Stimmung im Anfang nicht günstiger schien (Versagung des Urlaubs für einige Deputirte zur Ständeversammlung, Verhaftung des Deputirten Winter von Heidelberg) als im vorigen Jahre, so hat sich doch auch hier die heilende und ausgleichende Kraft der Zeit erwiesen. Die beiden Kammern haben sich in vielen wichtigen Dingen genähert (Aufhebung der Überbleibsel der Leibeigenschaft, Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, Vorstellung gegen die Strenge des Censuredicts, Gemeindeverfassung), und die Regierung ist gleichfalls versöhnend entgegengekommen. Am 5. Sept. wurde diese zweite Versammlung geschlossen. Die Namen Duttlinger, Winter, v. Liebenstein, v. Rotteck, v. Wessenberg u. A. sind durch diese Verhandlungen Allen werth geworden, welchen die Herstellung und Erhaltung einer wirklichen gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt. Beide Kammern haben ihre Verhandlungen selbst herausgegeben. Von der ersten Kammer sind 1819 und 1820 jedesmal 5 Hefte (Karlsruhe bei Müller), von der zweiten Kammer 1819 2 Hefte und 1820 und 1821 7 Hefte (Karlsruhe bei Braun) erschienen. (Vgl. „Hermes", IX, 81—139, und X, 205—248, sowie d. „Archiv für landständische Angelegenheiten im Großherzogthum Baden, mit Beitr., Abhandl. und Vorträgen von Paulus, Wessenberg, v. Türkheim, v. Liebenstein u. A., herausgeg. vom Prof. Karl v. Rotteck", Karlsruhe 1820, 2 Bde.) 37.

Baden=Baden (Ludwig Wilhelm I., Markgraf v.), Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden=Baden, geb. zu Paris d. 8. April 1655, ward von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzessin v. Carignan, seine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er seine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß, wo dieser große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug des franz. Heers zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé den Oberbefehl erhielt. Montecuculi nahm seine Entlassung, und der Herzog von Lothringen trat an seine Stelle. Ludwig befehligte unter diesem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann 1678 in seine Markgrafschaft zurück. Als der Krieg zwischen Östreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, Sobieski, kamen dieser Hauptstadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall sich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entsetzt, die geschlagenen Türken zogen sich in Unordnung zurück und Ludwig errang mehre Vortheile. Er behielt auch nachher den Oberbefehl an der Donau, und schlug die Türken den 24. Sept. 1689 bei Nissa und den 19. Aug. 1691 bei Salenkemen. 1693 ward ihm der Oberbefehl der Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übergeben; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in das Elsaß ein, täuschte die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod Sobieski's 1697 der polnische Thron

erledigt war, bewarb er sich um diese Krone; aber der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August I., trug den Preis davon, und der Markgraf begab sich nach dem Frieden von Ryswick wieder in sein Land. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, befehligte er die kaiserl. und Reichsarmee, und eroberte 1702, ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau. 1703 bewies er sein Talent in der Befestigungskunst durch Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm zuletzt das Kriegsglück weniger günstig, woran seine aus Kränklichkeit herrührende Behutsamkeit und die schlechte Beschaffenheit der Reichsarmee Ursache waren. Er war einer der größten Generale seiner Zeit und nie eigentlich besiegt worden. Nachdem er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen geleitet und 13 Schlachten geliefert hatte, starb er zu Rastadt d. 4. Jan. 1707.

Bäder. Die Natur lud in Flüssen und im Meere zuerst dazu ein, und führte den Menschen früh auf den Gedanken, diesen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon beim Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrte, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erfoderniß der Bewirthung war. In den folgenden Zeiten legte man theils in den Gebäuden eigne Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder an. Die öffentlichen waren bei den Griechen meistentheils mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer üppigen Zeit auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder. Folgende Beschreibung paßt auf die griechischen und römischen Bäder zugleich. Das ganze länglich gestaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andre für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen stießen an einander, der Heizung wegen. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowol das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badstuben erwärmt wurde. Über dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der untere unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man ein kochendes, laues und kaltes Wasser. Durch besondere mit Hähnen versehene Röhren ward das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badstuben geführt, der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welches herum eine Galerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen, und die sie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward und Laconicum hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Öffnung, durch welche das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verstärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es besondere Zimmer; ferner standen noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballspielen und Gärten damit in Verbindung. Alle diese Nebengebäude, nebst einer Menge von Badestuben, enthielt ein öffentliches Bad, das mit den köstlichsten Möbeln und allen zur Annehmlichkeit gehörigen Gegenständen ausgestattet war, in seinem Äußern aber einem weitläufigen Palaste glich. Der immer höheren Genüssen nachspähende

Luxus der Römer erbaute in der Folge eigne Leitungen, um das Meerwasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß sie uns noch in ihren Überresten Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. S. Wichelhausen, „Über die Bäder des Alterthums", Manheim 1807.

Unter den Europäern haben nur die Russen eigenthümliche Badeanstalten, die von allen Volksklassen das ganze Jahr hindurch besucht werden. Das russische Bad besteht in einem einzigen Saale, aus Holz gebaut; in demselben erblickt man einen mächtigen metallenen Ofen, mit Flußkieseln bedeckt, welche die Hitze des Ofens glühend macht. Ringsumher sind breite Bänke befindlich. Beim Eintritt fühlt man sich dergestalt von Glut befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande sind, einige Zeit darin zu dauern, entkleiden sich und strecken sich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, ein dicker heißer Dampf erhebt sich, der den Badenden einschließt, auch ihn dergestalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Von fünf zu fünf Minuten wird neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 50° Reaum. Hat der Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wol unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehme Russe genießt nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröstetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläser Branntwein und geht wieder an seine Arbeit. Diese Bäder sind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Auch in Finnland findet man sie. — Bei den Asiaten sind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche. Die Türken sind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waschungen verpflichtet; außerdem müssen sich Männer und Weiber unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten besonders baden. Zu diesem Ende findet sich in jeder Stadt mit einer Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen eigne Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiatischer Üppigkeit ausgeschmückt sind. Außer diesen Bädern haben die Türken noch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut, und enthalten gewöhnlich mehre Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittelst Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe bestrichen. Nach diesem Bade ruht man auf einem Bette und trinkt Caffee, Sorbet oder Limonade. Die türkischen Frauen baden auf diese Weise täglich; die Männer nicht so oft. — Von eigenthümlicher Art sind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beschreibung macht. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser, und beginnt darauf, den ganzen Körper desselben mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; ist er mit einer Seite fertig, so fängt er bei der andern

an, bald kniet er auf den Badenden, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimsstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden, und man fühlt sich nach derselben gleichsam neu geboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und löst sich bald in einen süßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn wir nichts dem Ähnliches kennen, so ist uns darum der Gebrauch künstlicher Bäder keineswegs fremd, und es gibt jetzt wenig Städte ohne öffentliche Badeanstalten, die nur noch der nöthigen Wohlfeilheit entbehren, um auch den Ärmern zugänglich zu sein. Die Arzneikunde hat die heilsamen Wirkungen des Bades durch vielfache Erfindung neuer Mischungen und Anwendungsarten zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Stoffe, aus denen sie bestehen, durch den Grad der Wärme und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w., bald wärmer, bald kälter, in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Seife u. s. w. zu, wie es die Absicht erfodert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und elektrische Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz- oder Tauch-, Dousch-, Spritz- und Tropfbäder; die Wirkung derselben ist augenblicklich und sehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigsten bei Verrücktheit und Raserei Gebrauch; letztere gebraucht man am meisten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichsten verstehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineralische Bäder. Dies sind solche, wozu das Wasser in einer eignen Mischung aus der Erde quillt. (Vgl. Brunnen- und Badereisen, Dampfbäder, Soolbäder, Seebäder u. s. w.)

Baert (Jean), auch Bart, geb. zu Dünkirchen 1651, der Sohn eines gemeinen Fischers, nach Andern aus dem Pfarrd. Corban in dem bernischen Oberamte Münster gebürtig, wo seine Familie noch jetzt lebt. Er schwang sich unter Ludwig XIV. bis zum Chef d'Escadre empor. Die Holländer, Engländer und Spanier nannten ihn den franz. Teufel. Ludwigs XIV. Marine verdankte diesem rauhen Seemanne den größten Theil der Achtung, welche sie damals bei andern Nationen genoß. Einst war Jean Baert in Versailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geschwaders ernannt". „Sire, daran haben Sie wohl gethan", antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten über diese naive Antwort, aber Ludwig sagte zu ihnen: „Dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt". Jean Baert brachte eine Menge holländ. und engl. Schiffe auf, verbrannte andre, landete zu Newcastle und verheerte das Land. 1692 begegnete er mit drei Kriegsschiffen einer holländ. Flotte, die, mit Getreide beladen, aus dem baltischen Meere kam; er schlug die Schiffe, die sie deckten, und nahm 16 Kauffahrteischiffe. 1694, als es in Frankreich an Getreide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachsamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getreide einlaufen zu lassen. Einst entriß er eine Anzahl solcher Schiffe auf die kühnste Art den Engländern, in deren Hände sie gefallen waren, und wurde zur Belohnung in den Adelstand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuscht hatte, die mit einem drei Mal stärkern Geschwader den Hafen blockirten, traf er auf die holländ. Flotte, die aus der Ostsee kam und aus 110 Segeln bestand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung nebst 40 Schiffen in die Gewalt der Franzosen; aber als er diese Prisen

nach Dünkirchen führte, erschienen 13 holländ. Linienschiffe, und er sah sich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil seiner Beute zu verbrennen. Der ryswicker Friede setzte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in Dünkirchen zu und starb daselbst 1702.

Baffinsbai, der größte und nördlichste nordamerikanische östliche Meerbusen, welchen der Steuermann Baffin 1662 entdeckte, liegt zwischen 65—78° N. B. Durch die Baffins- und Davisstraße zwischen dem Cap Chidley an der Küste von Labrador und Cap Farewell an der Küste von Westgrönland strömt dieser Busen in das atlantische Meer. An der südwestlichen Seite der Davisstraße hat durch eine Inselmasse die Baffinsbai Verbindung mit der an Wallfischen reichen Hudsonsbai. Aus dieser Bai schiffte Capitain Parry 1819, um die Nordwestpassage zu suchen. (S. **Nordpolexpedition**.)

Bagdad, Hauptst. des türk. Paschaliks gl. N., der südl. Theil von Mesopotamien, od. Al-Dschesira, jetzt Irak Arabi genannt (3200 □M., 650,000 E.), unter 44° 24′ Ö. L. und 33° 20′ N. Br., liegt größtentheils an der Ostseite des Tigris, über den eine 620 Fuß lange Schiffbrücke geht. Das alte Bagdad, die Residenz der Khalifen mit 2 Mill. Einw., lag, jetzt in Trümmern, an der Westseite des Flusses. Das neue ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen, ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, und mit einem 5 bis 6 Klaftern tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Wasser gefüllt werden kann, umgeben; doch sind die Kanonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbrauchbar. Das Castell bestreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, ist aber kein haltbarer Platz. Die Häuser, größtentheils aus Ziegelsteinen erbaut, sind nur ein Stockwerk hoch, die Straßen unreinlich, ungepflastert und so eng, daß kaum zwei Personen neben einander reiten können. Die Häuser der Vermögenden zeichnen sich durch eine bessere Bauart aus. Insbesondere ist der Palast des Statthalters geräumig, und hat prachtvoll meublirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und die Caffeehäuser der Stadt werden, obwol in schlechtem Zustande, häufig besucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preise. B. ist eine Hauptniederlage für arabische, indische und persische Erzeugnisse, sowie für europäische Manufacturwaaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientalischer Waaren. Die Hauptfabricate der Stadt bestehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeuchen. Mit Hülfe der Engländer und Perser hat der Pascha eine Kanonengießerei angelegt. B. versieht Kleinasien, Syrien und einen Theil von Europa mit indischen Waaren, die zu Bassora eingeführt, den Tigris in Böten stromaufwärts geschifft und durch Karavanen nach Tokat, Constantinopel, Aleppo, Damaskus und in die westlichen Theile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Ein engl. Postschiff geht zwischen Bagdad und Bassora. Viele Fremde strömen in B. zusammen, theils in Handelsgeschäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen sich das des Propheten Ezechiel befindet, zu besuchen. Die Sommerhitze nöthigt die Einwohner, in unterirdischen Gemächern Kühlung zu suchen; dagegen ist es im Winter so kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch ist die Stadt angenehm, gesund und frei von pestartigen Übeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. B. wird von Türken, Persern, Armeniern, Juden und einer geringen Anzahl von Christen bewohnt; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt und in einem äußerst bedrängten Zustande. Mit Inbegriff der Araber, Hindostaner, Afghanen und Ägypter, die sich hier aufzuhalten pflegen, mag sich die Volksmenge auf 80,000 belaufen. Die Perser, die unter dem besondern Schutze der Regierung einen ausgebreiteten Handel treiben,

haben den Ruf der Rechtlichkeit, Umsicht und Aufrichtigkeit. Die höhern Volksklassen sind gegen Fremde höflicher und aufmerksamer als sonst bei den Mohammedanern der Fall zu sein pflegt; dagegen sind die untern Classen von allen vorherrschenden Lastern des Orients angesteckt, übrigens kühn, unternehmend und zur Widersetzlichkeit geneigt. B. ward 766 vom Khalifen Abu Giafar Almansor gegründet, in vier J. vollendet, und im 9. Jahrh. von Harun Al Raschid zu hohem Glanze erhoben, 100 J. später aber von den Türken zerstört. Im 13. Jahrh. ward es von Dschingis-Khans Enkel, Holaku, erstürmt, der den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ und das Khalifat vernichtete. Die Nachkommenschaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan und 1436 durch Kara Yusef vertrieben. Im folgenden Jahrh. bemeisterte sich Schach Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, der Stadt. Seitdem war sie unaufhörlich ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom türk. Kaiser Amurat IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Nadir Schah, sie den Türken zu entreißen.

Baggesen (Jens, d. i. Immanuel), ein dänischer Dichter, der auch der deutschen Literatur angehört, geb. den 15. Febr. 1764 zu Korsör, hat die Gesch. s. Bildung im „Labyrinth" (übers. v. C. F. Cramer) selbst erzählt. Er kannte die classische Literatur, schrieb lateinisch und studirte mit Eifer die Kant'sche Philosophie. Ihn beseelte ein edler Eifer für Licht und Aufklärung. Sein Charakter als humoristischer Dichter, die Mischung des Zarten mit dem Kräftigen und Originellen, zeigte sich schon in s. „Komischen Erzählungen" (1785). Dann trat er in Oden und Liedern als Dichter des Erhabenen auf. Klopstock wurde s. Vorbild in der geistl. Poesie, wie Wieland in der komischen Erzählung. Kunze componirte Baggesen's „Halleluja". S. Gönner, der Prinz von Holstein-Augustenburg, unterstützte ihn auf einer Reise nach Frankreich, die B. mit dem Prof. Cramer und mit Friederike Brun 1789 antrat. Auf dieser Reise sah er Voß in Eutin, der ihm in der Metrik Vorbild wurde, Klopstock in Hamburg, die Familie Reimarus, Gerstenberg in Altona, und knüpfte in Jena mit Reinhold eine fortdauernde Freundschaft. In Bern vermählte er sich mit des großen Haller's Enkelin, Sophie. 1793 reiste B. mit s. Frau von Kopenhagen wieder nach Bern, dann allein über Wien nach Italien, wo ihn Fernow bis Rom begleitete. 1796 erhielt er in Kopenhagen eine Anstellung, die s. Einkommen sicherte; dabei reiste er mehrmals nach Paris, wo die großartige Verwickelung aller Verhältnisse seine Phantasie mächtig ergriff; dann ging er nach Italien, wo ihm s. Verwandter, H. Haller, Schatzmeister der italien. Armee, eine Villa bei Modena schenkte. Seit 1800 lebte er mit s. Familie ganz in Paris. 1811 ward er zum Prof. der dänischen Sprache und Literatur in Kiel ernannt, erhielt den Charakter eines Justizraths, nahm 1814 s. Entlassung und ging nach Kopenhagen. Dies war die Zeit s. Dichterruhms. Schon 1802 hatte er in s. „Klingklingelalmanach" (bei Cotta) die Sonettenspielerei gegeißelt; 1803 erschienen zu Hamburg: „Gedichte von J. Baggesen" in 2 Bdn. und 1808 zu Amsterd. „Heideblumen", 2 Bdchn.; und ebendaselbst s. idyllisches Epos „Parthenais, oder die Alpenreise", worin, bei manchem phantastischen Auswuchs, die zarteste Naivetät mit der erhabensten Naturschilderung in wohltönenden Hexametern sich paart (n. Aufl. 1819). B.'s Hauptstärke lag in kleinen Liedern und Idyllen, komischen und satyrischen Inhalts. Bekannt ist s. „Theelied", eine geniale Verspottung der Ichphilosophie. Ungedruckt ist s. „Faust", ein halb epischer, halb dramatischer Cyklus von Gedichten, die viel Ausfälle, zum Theil persönliche, auf das ultramontanische und Proselytenunwesen enthalten; darin befindet sich auch s. „Scheerenschleiferlied". Harmloser und zarter, doch ebenfalls reich an humoristischen Blicken auf unsere Zeit, ist B.'s Gedicht „Adam und Eva" (Leipz. 1827). — In Dänemark sind mehre Lieder von B., u. a. das: „Als ich noch ein Kind war",

Volkslieder geworden. Sehr geschätzt sind s. „Jahreszeiten" in dänischer Sprache. Durch Spott und Satyre, die oft persönlich waren, reizte er Öhlenschläger und dessen Freunde so gegen sich auf, daß er Kopenhagen verließ. Überhaupt griff B. jede Art von Anmaßung oft mit einer Heftigkeit an, in der man den kindlich-guten und im geselligen Umgange durch s. originellen Witz ungemein liebenswürdigen Dichter nicht erkannte. Auch verwickelte ihn seine ungezügelte Phantasie und sein Wanderleben, zumal da Rechnen seine Kunst nicht war, in manche Verlegenheit; endlich litt er durch Unglücksfälle manchen Verlust. Die Großmuth seines fürstl. Gönners in Kopenhagen verließ ihn jedoch in Paris nicht. Nachdem er gegen körperliche Leiden in Böhmens Quellen Hülfe gesucht hatte, reiste er über Dresden und Leipzig nach dem Vaterlande zurück, starb aber schon am 3. Oct. 1826 in Hamburg.

Bagno, italienisch: das Bad; insonderheit derjenige Ort bei Galata, in der Nähe von Constantinopel, wo die Sklaven aufbewahrt werden. Es befinden sich hier eine griechische und zwei katholische Kirchen, zum Gebrauche der Sklaven bestimmt. — Auch nennt man Sklavenbehältnisse überhaupt Bagnos.

Bahamas oder lucayische Inseln, eine Gruppe von 700 Inseln und Felsenriffen an der Bank von Großbahama, zusammen 257 □M., mit etwa 17,000 Einw. Einige Inseln liegen an der Bank von Kleinbahama, und einige vor dem Canal nach Haiti, den Antillen und Cuba. Ihr Besitz ist für die Schifffahrt nach den Antillen von Werth. Obgleich den Tropen nahe, produciren sie wenig. Der Boden ist zu dünn, zu kalkig und zu wasserarm, obgleich sehr bewaldet. England legt großen Werth auf ihren Besitz. Das Klima hat zwei sehr gesunde Jahreszeiten und keine Orkane. Sie waren früher stark bevölkert, als die Spanier sie entdeckten. Diese versetzten aber die Bevölkerung zum Bergbau nach Haiti. Die Insel New-Providence ist Sitz der britischen Regierung und hat eine Festung, Fort-Nassau genannt. Man führt Baumwolle, Zucker, Fische, Ambra, Salz, Orleans, Farbeholz und Caffee aus. Nördlicher gedieh, außer am Guadalquivir Spaniens, woselbst die Erzielung versucht wurde, letzterer bisher nicht. Auch diese Inseln haben, wie alle britische Colonien, ihr Ober- und Unterhaus.

Bahia, vormals S.-Salvador, bis 1771 die Hauptst. Brasiliens, liegt an der Allerheiligenbai, hat 13,000 H. und gegen 100,000 Einw., darunter 40,000 Weiße, ist der Sitz eines Erzbischofs und einer Universität, hat ein sehr gesundes Klima, sowie einen der besten Häfen Brasiliens, treibt den lebhaftesten Handel mit London und Europa (116 Großhändler); auch ist ihr Wallfischfang am Südpol sehr bedeutend. Ausfuhrartikel sind die Producte aller Tropenländer, kostbares Holz, Gewürz, Südfrüchte, Reis, Maniock, Rindvieh, Zucker, Taback, Baumwolle und Caffee (von schlechterer Qualität als jener von Rio-de-Janeiro, weil der Boden für den Caffeebaum zu fett ist, aber wohlfeiler). Heimlich werden Gold und Diamanten ausgeführt. — Die Statthalterschaft d. N. (2579 □M. 560,000 E.) am Flusse S.-Francesco, wird von Norden nach Süden von den Gebirgen Erio und Champado durchzogen.

Bahrdt (Karl Friedrich), Theolog, geb. 1741 zu Bischofswerda im Meißnischen, studirte in Schulpforte und Leipzig. Mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald hervor, aber diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. 1762 ward er Katechet in Leipzig, und bei der Universität als außerordentl. Professor der biblischen Philologie angestellt. Er hatte bereits einige Schriften über Theologie und biblische Kritik herausgegeben, worin die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrzunehmen sind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm mehr Ruhm; allein eine jugendliche Ausschweifung nöthigte ihn, 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er eine Stelle als Professor der Philosophie und der

hebräischen Alterthümer erhielt. 1769 erwarb er die theologische Doctorwürde zu Erlangen. In Erfurt schrieb er seinen „Versuch eines Systems der biblischen Dogmatik" und (anonym) „Wünsche eines stummen Patrioten", zwei Werke, deren heterodoxe Sätze ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologische Facultät zu Wittenberg verurtheilte seine Lehre als ketzerisch; dagegen die göttinger theologische Facultät ein minder ungünstiges Urtheil fällte und eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln suchte. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit seiner natürlichen Unruhe, machten ihm seinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er ging 1771 nach Gießen, wo er theologische Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte. Aber seine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn in Kurzem um die öffentliche Achtung. 1775 ward er nach Marschlins in Graubünden berufen, um die dort unter dem Namen eines Philanthropin bestehende Erziehungsanstalt zu leiten. Er blieb daselbst nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Vorsteher der Anstalt, ergriff er die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen, und ging als Generalsuperintendent nach Türkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um eine dem Philanthropin ähnliche Anstalt zu errichten, die aber, übel organisirt und geleitet, nicht bestehen konnte. Vergeblich machte er eine Reise nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein Urtheilsspruch des Reichshofraths erklärte ihn für unfähig, irgend ein geistliches Amt zu verwalten, und verbot ihm, im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen frühern Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen widerrufen habe. Zur Base dieses Urtheils diente die 2. Ausg. seiner Übersetzung des N. Test., deren erste bereits angefochten worden. Aller Aussichten beraubt, fand er eine Zuflucht in den Ländern des K. von Preußen. 1779 ging er nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit schonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Zu Halle las er über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich seine theologischen Arbeiten fort. Sein Ruf verschaffte ihm Zuhörer; aber sein unruhiger, streitsüchtiger Geist zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derselben einen Weinberg zu beziehen, wo er die Rolle eines Gastwirths übernahm und bald ehemalige Zuhörer, sowie Neugierige durch seinen Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, „Das Religionsedict", ein Pasquill auf das k. preuß. Religionsedict, und „Die deutsche Union", worin der Vorschlag zu einer religiösen Verbindung gemacht wurde, der sowol die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijähriger Festungshaft in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König setzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieses Jahr, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weise in Halle und starb 1792. Unregelmäßigkeit, selbst bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten sein Leben ab. — B. sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war zierlich und sein mündlicher Vortrag angenehm. Seine Werke, selbst seine gelehrtesten, verrathen nur unvollständige Kenntnisse; es fehlte ihm an der Muße und Geistesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Übung im Disputiren hatte er sich mit gewissen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht.

Bahrrecht, s. Ordalien.

Bähung. 1) Warme Bähungen werden gemacht von Kleie, Asche, Salz,

Wolle, Laub, Lohe, Chinarinde, aromatischen Kräutern, auch Kampher unter Anwendung gewärmter Zeuche, gebrannter Erde und Metalle, um die Wärme der Haut und die unten liegenden Theile zu erhöhen, dadurch Schmerzen zu lindern, Krämpfe zu heben, die Ausdünstung zu vermehren, die Thätigkeit überfüllter Lymphgefäße und die Lebenskraft des leidenden Theiles anzuregen. 2) Warme und feuchte Bähungen macht man mit Leinwand, Flanell, schnell ausgedrücktem Badeschwamm, Thierblase, die man in einen heißen Kräuterabsud eintaucht und blutwarm auf den leidenden Theil legt, sodaß ihn zugleich der Qualm berührt; den Umständen nach bäht man auch mit feuchten Dämpfen. Sollen die Bähungen stärken, so braucht man dazu gewürzhafte Kräuter, Rum 2c. 3) Kalte Bähungen macht man entweder, indem man das kälteste Brunnenwasser in einer Ochsenblase, zu einem mäßigen Theil gefüllt, auf die Stelle legt, welche fomentirt werden soll, oder durch Compressen, die in kaltes Wasser getaucht werden.

Bai, ein kleiner sich ins Land erstreckender Meerbusen, der in seiner Spitze bisweilen einen Sack, bisweilen einen Hafen bildet. Die Bucht unterscheidet sich darin von der Bai, daß sie am Eingange sehr breit und am Ende nach dem Lande zu enger ist als die Bai.

Baiern. Nach Pallhausen und Buchner waren die keltischen Bojer ein Hauptbestandtheil der Bajoarier, welche den heutigen Baiern ihr Dasein gaben; allein nach Mannert sind die im südlichen Deutschland ursprünglich ansässig gewesenen Donaukelten (Bojer) vertilgt oder ausgetrieben worden. In die verheerten Wohnsitze derselben — eine Wüste um Cäsar's Zeit, römische Landschaft (Vindelicien und Noricum) seit Augustus — zogen um die Zeit der Völkerwanderung reingermanische Völker ein, und am Ende des 5. Jahrh. erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Skyren, die **Bajoarier**, ein Völkerbund gleich den Franken, den Markmannen. Sie breiteten sich von Noricum westlich aus bis zum Lech. Regensburg wurde Hauptort. Dieses Land hieß damals Noricum, und war, nach Mannert, den Ostgothen nie unterworfen. Zu dem ostgothischen Reiche gehörte bloß das z. Th. von den aufgenommenen Allemannen bewohnte Rhätien, welches der Lech von Baiern schied (496). Nach dem Falle des ostgothischen Reichs kamen die Franken in den Besitz von Rhätien, und die Bajoarier, obwol sie eigne Herzoge oder Könige hatten, wurden abhängig von den fränkischen Königen in Austrasien. Diese Abhängigkeit ward aber erst unter den Karolingern befestigt. Die Baiern retteten ihre Vorrechte, und die Freiheit, ihre Regenten und Feldherrn selbst zu wählen; man ist nicht gewiß, ob sie ihre Fürsten Könige oder Herzoge nannten. Die Geschichte nennt uns um 556 das Geschlecht der **Agilolfinger**, das bis gegen das Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir Garibald, der zu Regensburg seinen Sitz hatte. Thassilos I. (590) Regierung wurde durch den Anfang der Kriege mit den slavischen Stämmen und deren Bundesgenossen, den Avaren, merkwürdig; Odilo, der Schwiegersohn Karl Martel's, nahm den königl. Titel förmlich an, ward aber von s. Schwägern Karlmann und Pipin besiegt, als er der fränkischen Oberhoheit sich gänzlich entziehen wollte (743). Unter s. Regierung theilte der Erzbischof Bonifacius die bairische Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen. Thassilo II. (748), der mit dem nachmaligen großen Karl an dessen Vaters (Pipin), s. Oheims, Hofe erzogen worden war, mußte diesem Letztern auf dem Reichstage zu Compiegne den Vasalleneid schwören, erklärte aber diesen für ungültig und verband sich mit dem Longobardenkönige Desiderius (s. Schwiegervater) und dem aquitanischen Herzoge. Er nahm (777) s. Sohn Theodor zum Mitregenten an, schloß nach dem Falle der lombardischen Dynastie, deren Krone Karl der Gr. sich aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund, wurde von Karl besiegt, in der Folge von diesem aufs neue der verletzten Lehnstreue beschuldigt, von dem Reichstage zu Ingelheim

(788) zum Tode verurtheilt und von Karl mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt, wo sein Geschlecht erlosch. Karl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogl. Würde in Baiern auf (obwol es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), bestellte s. Schwager, den schwäbischen Grafen Gerold, zum Statthalter, und führte die fränkische Lehnsverfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbesitzungen der Agilolfinger wurden königl. Kammergüter, der Zehnten für die Geistlichkeit ward eingeführt, der bischöfl. Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Grenzen wurden Markgrafschaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Baierns Grenze, das nun, außer dem eigentlichen Baiern, Tirol, Salzburg, den größten Theil von Östreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichstädt, Anspach, Baireuth, Bamberg, Nürnberg und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. Bei der Ländertheilung, die Karl der Gr. vornahm, erhielt Pipin nebst Italien auch Baiern, wie Thassilo II. es besessen hatte. Nach des Kaisers Tode gab Ludwig der Fromme, der einzige s. Söhne, welcher ihn überlebte, dies Land s. ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf dem Kaiserthrone (817) an Ludwig (den Deutschen) fiel. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr befestigt, und die an die Stelle des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Ansehen. Nach Ludwigs Tode (840) ward sein Sohn Karlmann König von Baiern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in diesem Lande, wovon aber Kärnthen abgerissen wurde; durch s. Tod (882) kam Baiern an Karl den Dicken, nach diesem an Arnulf (887) und dann (899) an dessen Sohn Ludwig IV. Von Karl dem Dicken an machte Baiern einen Theil der wieder unter Einem Herrn vereinigten Staaten Karls des Gr. aus, litt aber besonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das karolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulf II., Sohn des bairischen Feldherrn Luitpold, seit 907 Markgraf und General, nahm mit Zustimmung des Volkes die herzogliche Würde und souveraine Gewalt an, als „aus Gottes Vorsehung Herzog der Baiern und der umliegenden Länder", wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad empfing er von diesem Baiern als Lehen. Unter s. Nachfolgern war Baiern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von Außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen Arnulf von Scheyern Empörung gegen den Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutsche Reich selbst oft mehre Könige neben sich und wider einander hatte, so besaß auch Baiern mehre Male zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die entvölkernden Kreuzzüge und den ewigen Wechsel der Herzoge, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald genommen worden, einige Jahrhunderte durch vielfältig gelitten hatte, erhielt es, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen (s. d.) der bairische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs Arnulf Grafen v. Scheyern (1180); jedoch waren Steiermark, die welfischen Familiengüter und mehre bedeutende Ländereien (diese letztern zu Gunsten der Geistlichkeit) abgerissen worden.

Dieser Herzog Otto „der Größere" (gest. 1183) ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses. Unter s. thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Baierns Gebiet beträchtlich erweitert; auch erwarb er die Rheinpfalz. Er ward (1231), wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königs Heinrich, über dessen Empörung gegen s. Vater, Kaiser Friedrich II., der Herzog sich unbilligend geäußert hatte, ermordet, und hatte s. Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter diesem machten sich die Bischöfe unabhängig; doch ward

das Gebiet des Staats nicht unbedeutend vermehrt; seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstlichen Bannstrahl zu († 1253). Seine Söhne, Ludwig und Heinrich, regierten zwei Jahre gemeinschaftlich; sie theilten (1255) sich in das Land, sodaß Ludwig Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielt, dessen Linie schon nach wenig Jahren wieder ausstarb; an beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Conradin (von Hohenstaufen). Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte zur Kaiserwürde (als Ludwig IV., der Baier genannt) (1314) (s. d.). Dieser errichtete mit s. Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, geschlossen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- und Oberpfalz überließ, für sich aber bloß Oberbaiern behielt, worin auch das Wechseln der Kurstimme zwischen beiden Linien und die Erbfolge derselben nach dem Erlöschen des Mannsstammes der einen oder der andern Linie genau bestimmt wurde. Vermöge dieses Vertrags vereinigte der König Maximilian Joseph 1799 alle Staaten der wittelsbacher Dynastie. Nach dem Erlöschen der niederbairischen Linie vereinigte Kaiser Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Niederbaiern mit Oberbaiern; die Ansprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Östreich wurden dabei nicht beachtet; bloß eine Abfindung erhielten sie in der Folge (1348). Kaiser Ludwig, groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von Baiern, erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste; indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung für Niederbaiern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, ordnete er auch die innere Verwaltung. Unleugbar legte er aber durch s. Zurücksetzung der pfälzer Linie den Grund zu dem Familienzwist der pfälzischen und bairischen Linie. Dieser große Kaiser, Baierns strahlender Ruhm, starb d. 11. Oct. 1347, mit Hinterlassung s. sechs Söhne aus zwei Ehen und eines reichen Erbes, das nicht nur aus Baiern bestand, sondern mit dem auch Brandenburg, die holländischen und seeländischen Provinzen, Tirol u. s. w., verbunden waren. Doch diese Provinzen gingen durch Theilungen und den Zwist der Linien bald verloren. Die meisten der von den sechs Brüdern gegründeten Linien starben schnell aus; nur die Linie München vereinigte das zerrissene Erbe zum Theil wieder. 1506 vereinigten sich die ober- und niederbairischen Landstände zu einer Landstandschaft, und Herzog Albert II., von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung s. Bruders Wolfgang und der Landstände, eine pragmatische Sanction, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt und die jährliche Abfindung der nachgebornen Söhne bestimmt wurde. Albert starb 1508. — Von seinen drei Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernst) sollte also Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung zwischen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 — 34 dauerte, wo Ludwig starb, und durch den Widerstand, den beide Fürsten Luther's Reformation leisteten, sich auszeichnete. Luther's ergrimmtester Widersacher, Johann Eck zu Ingolstadt, lebte unter ihrem Schutze, den sie vorzüglich auch den Jesuiten ertheilten. Wilhelm starb 1550; sein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünstigte die Jesuiten, war aber ein sehr freigebiger Beförderer aller Wissenschaften und Künste. Auf der trienter Kirchenversammlung ermächtigte er s. Gesandten, auf den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt anzutragen. Die Landstände erlangten von ihm große Vorrechte. Er starb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V.*), genannt der Fromme, der schon 1596 s. ältesten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ und sich selbst in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Maximilian, mit seltenen Gaben ausgestattet,

*) Sein 2. Bruder, Ferdinand, verheirathete sich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentschreibers zu München. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg ernannt.

war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjähr. Krieges wurde Maximilian vom Kaiser Ferdinand II. (1623) mit der pfälzischen Kurwürde (auch dem Erbtruchseßamte) belehnt; Beides wurde (1628) auf die ganze Wilhelmsche Linie ausgedehnt. Der westfälische Friede sicherte Maximilian die Kurwürde, den Besitz der Oberpfalz gegen Verzichtleistung auf das wegen 13 Mill. Fl. liquidirte Kriegskosten verpfändete Oberöstreich, wogegen für die pfälzische Linie eine neue, die achte Kur, errichtet, und dessen Nachfolger in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der Wilhelmschen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb (d. 27. Sept. 1651) nach einer 55jähr. Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria folgte ihm, und diesem 1679 sein ältester Prinz, Maximilian Emanuel. In dem spanischen Erbfolgekriege erklärte sich der Kurfürst für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt (oder Blindheim) ward Baiern von dem Kaiser als ein erobertes Land behandelt, der Kurfürst (1706) geächtet und erst im Frieden zu Baden (1714) wieder in seine Länder eingesetzt. Nach s. Tode (1726) folgte ihm Karl Albrecht in der Kurwürde. Ob dieser gleich die pragmatische Sanction Kaiser Karls VI. unterzeichnet hatte, so nahm er dennoch nach des Kaisers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfang des ersten schlesischen Krieges die ganze östr. Erbschaft in Anspruch *), unterwarf sich mit Gewalt der Waffen ganz Oberöstreich, nahm den Titel eines Erzherzogs von Östreich an (1741), ließ sich in dems. J. nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar (1742) zu Frankfurt zum deutschen Kaiser (als Karl VII.) gewählt. Doch hier war der höchste Gipfel s. Glücks erreicht. Wie er von Östreich und Böhmen sich hatte huldigen lassen, so ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks (1743), Maria Theresia sich von Baierns Ständen und der Oberpfalz huldigen. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und Friedrich II. geschlossenen Union (1744) und der Fortschritte, welche die preuß. Waffen machten, kam Karl besonders durch des östr. Feldherrn, Karls von Lothringen, Talent und Übermacht abermals in die Verlegenheit, Baiern preisgeben zu müssen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20. Jan. 1745 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Östreich angenommen hatte, versöhnte sich mit Östreich einige Monate darauf im Frieden zu Füßen (22. April 1745), trat der Gewährleistung der pragmatischen Sanction bei, sicherte dem Großherzoge Franz s. Stimme zur Kaiserwahl zu, und erhielt dagegen alle von Östreich eroberten bairischen Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtet; die Wissenschaften erhielten einen Stütz- und Vereinigungspunkt durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München (1759), und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. — Alle seit dem Vertrage von Pavia (1329) bestehende Erbverträge mit dem pfälzischen Kurhause bestätigte er, der ohne Kinder war, und ver-

*) Er gründete s. Ansprüche auf den Ehevertrag zwischen Herzog Albert V. und dessen Gemahlin, Anna, Kaiser Ferdinands I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben soll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle östr. Staaten erben sollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben aussterben würde". (Dieser Vertrag war auch durch Ferdinands Testament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben". Hier war das Recht offenbar auf Maria Theresias Seite, theils wegen der anerkannten pragmatischen Sanction Kaiser Karls VI., theils weil Kaiser Ferdinand I. offenbar weder als Reichsfürst, noch als König von Ungarn oder Böhmen zu einer solchen Disposition berechtigt war. Er bestätigte den Ehevertrag im Testamente, weil er für seine nächste Generation verfügte; an eine fernere konnte er nicht denken.

gönnte noch vor s. Tode selbst dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz die Rechte des Miteigenthums. — Sowol nach den Verträgen des Wittelsbach'schen Hauses, als auch nach der Bestimmung des westfälischen Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitbar die Nachfolge in Baiern, da mit dem Absterben Maximilian Josephs (d. 30. Dec. 1777) die Wittelsbach-bairische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Östreich mit Ansprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Der kinderlose Karl Theodor ließ sich bereden, eine Übereinkunft zu unterschreiben (d. 3. und 14. Jan. 1778), in welcher er auf die bairische Erbschaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken (Onkel des jetzt regierenden Königs) erklärte sich als nächster Agnat und muthmaßlicher Erbe, von Friedrich II. dazu veranlaßt, gegen jene Verzichtleistung. Hierdurch wurde der bairische Erbfolgekrieg veranlaßt, jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptsächlich nach der russischen Erklärung wider Östreich), durch den teschner Frieden (13. Mai 1779) beendigt. Dem Kurfürsten von Pfalzbaiern wurde der Besitz Baierns, von welchem Östreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 □M.), auf die pfalzbairischen Hausverträge zugesichert und verbürgt. Durch diese Vereinigung der bairischen Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des westfälischen Friedens, die achte Kurwürde. — Doch 1784 erwachte in Wien der Wunsch nach dem Besitze Baierns mehr als je, und man schlug einen Tauschplan vor, der schon im Anfange des Jahrh. zur Sprache gekommen war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Kurfürsten den Antrag machen: Baiern gegen die östr. Niederlande (mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von 3 Mill. Fl. für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauschen. Doch diese von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieser, Preußens Schutzes gewiß, erklärte: „daß er nie s. Einwilligung in eine Vertauschung s. altväterlichen Erblande geben werde". — Der Ernst, mit welchem Friedrich II. der Sache Baierns sich annahm, da er einen solchen Tausch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teschner Friedens, sondern hauptsächlich auch als eine Verletzung des reichsverfassungsmäßigen Gleichgewichts der deutschen Staaten betrachtete, verursachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltsamen Tausch nie gedacht habe und nie denken werde". (Vgl. Fürstenbund.) — Merkwürdig ward außerdem Karl Theodors Regierung noch durch den in Baiern entstandenen Orden der Illuminaten (s. d.), den gegen diese geführten Proceß und den sich wieder emporhebenden Jesuitismus; die Preßfreiheit ward unter diesen innern Kämpfen immer mehr beengt, und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung einzubrechen. In dem franz. Revolutionskrieg stellte der Kurfürst sein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt schon sehr viel, aber bald (1796) ward Baiern selbst der Schauplatz des Krieges. Mitten in dieser Krisis (16. Feb. 1799) starb Karl Theodor, ohne Erben, sodaß mit ihm der sulzbachische Stamm des pfälzischen Hauses erlosch, und der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken zum Besitz der gesammten bairischen Lande und der Kurwürde gelangte. — Der Friede von Luneville (9. Febr. 1801) machte dem wiederausgebrochenen Kriege ein Ende, und sein hauptsächlichstes Ergebniß, „die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich", hatte für Baiern die wichtigsten Folgen. Indem es auf der einen Seite seine sämmtlichen Besitzungen auf dem linken Rheinufer verlor, dazu aber auch noch seine diesseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande abtrat, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptschluß eine Entschädigung, wobei sein Gewinn 99¾ □M. mit 216,000 Einw. betrug. Die politische Wichtigkeit, welche Baiern für Östreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruch des Krieges von 1805 in immer helleres Licht. Als Östreich zum neuen Kriege gegen Frankreich

sich rüstete, war ihm unter den Fürsten zwischen dem Inn und Rhein der Kurfürst von Baiern vorzüglich wichtig. Es verlangte von demselben, daß er ohne Anstand seine Truppen mit dem östr. Heere vereinigen sollte, indem es ihm die gewünschte Neutralität verweigerte, „die (wie Kaiser Franz am 3. Sept. 1804 an den Kurfürsten schrieb) Frankreich selbst auch nur so lange wirklich bestehen lassen würde, als sie mit seinem Vortheile vereinbarlich sei". Doch Baiern fand es seinem Staatsinteresse nicht angemessen, sich Östreich hinzugeben. Bei dem Ausbruche des Krieges vereinigte der Kurfürst gegen 30,000 M. seiner Truppen mit den Franzosen, und der preßburger Friede verschaffte diesem Staate eine Vergrößerung von 500 □M. und einer Mill. Einw., seinem Regenten aber die königl. Würde mit voller Souverainetät, dagegen dieser Würzburg abtrat, welches, statt des an Östreich gefallenen Kurfürstenthums Salzburg, zu einem besondern Kurfürstenthum erhoben wurde. Jetzt setzte Baiern (gleich Würtemberg und Baden) sich auch in den Besitz der in seinen Grenzen eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Besitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politische Band ward durch die Vermählung der Prinzessin Augusta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vicekönig von Italien ernannten Stiefsohn des franz. Kaisers, nur noch fester geknüpft. Unmittelbare Folge dieser Vereinigung waren die Vertauschung Bergs, das Baiern an Napoleon abtrat, gegen Anspach, welches Preußen an Frankreich gegen Hanover überlassen hatte, und endlich der wichtigste Schritt: die Unterzeichnung der Rheinbundsacte (d. 12. Jul. 1806), in welchem Baiern sich zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 M. und der Befestigung von Augsburg und Lindau verpflichtete. Dem zufolge mußte Baierns König 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Östreich (aus dessen Ereignissen, in Beziehung auf Baiern, wir des Aufstandes in Tirol gedenken), nach dessen Beendigung Baiern bedeutende Vergrößerungen, theils auf Kosten Östreichs, theils durch Tauschverträge mit Würtemberg und Würzburg erhielt. — Als 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland losbrach, stellte Baiern das ganze vertragsmäßige Contingent aufs neue zur franz. Armee. Nur unbedeutende Trümmer kamen von 30,000 Baiern im Frühjahre 1813 zurück. Doch stellte Maximilian Joseph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals frische Truppen unter die Befehle des sogenannten Beschützers des rheinischen Bundes, als dieser in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verlust dieses Contingents, das unter dem Oberbefehle des Marschalls Oudinot mit gewohnter Tapferkeit sich auszeichnete, doch in den Treffen von Luckau und Großbeeren (1813) viel litt. Da änderte sich plötzlich Baierns politisches System. Während eine franz. Beobachtungsarmee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte ein bairisches Beobachtungsheer am Inn einer östr. Heeresabtheilung gegenüber sich gestellt. Lange blieben beide Theile unthätig. Der Abmarsch des Augereau'schen Corps, wodurch Baiern auf dem verwundbarsten Punkte preisgegeben wurde, beschleunigte den Entschluß seines Königs. Der bairische Feldherr, Wrede, schloß mit dem östr., Frimont, am 8. Oct. zu Ried eine Übereinkunft ab, auf welche eine amtliche Erklärung vom 15. Oct. folgte, nach welcher sich Baierns König vom Rheinbunde lossagte und seine Streitkräfte gegen Frankreich wendete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags, worin dem König der bisherige Länderbesitz mit aller Souverainetät, und für die Abtretungen, die er etwa an Östreich machen würde, eine vortheilhafte Abrundung zugesichert wurde, mit seinem Corps das östr., als ernannter Oberbefehlshaber über beide. In der Schlacht bei Hanau fühlten die Franzosen zuerst die Schärfe des bairischen Schwerts und im ganzen Verfolg des Krieges bis zum Frieden von Paris 1814 bewährten Baierns Krieger den wohlerrungenen Ruf deutscher Tapferkeit. Beim Ausbruche des neuen Kampfes 1815 trat der jetzige König, als Kronprinz, an die Spitze

des Nationalheeres. Unterdessen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich die Bearbeitung der deutschen Bundesacte, sowie alle die verschiedenartigen Interessen, die aus dem neuerstehenden europäischen und insbesondere deutschen Staatensysteme hervortraten, der bairischen Regierung hinlängliche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatische Kunst zu entwickeln; Baiern zeigte sich stets auf dem von ihm rein aufgefaßten Standpunkte eines unabhängigen, souverainen Staats. Nachdem es, in Folge des pariser Friedens vom 30. Mai 1814, Tirol und Vorarlberg an Östreich, gegen Überlassung des Großherzogthums Würzburg und Aschaffenburg, bereits wieder abgetreten hatte, überließ es demselben vermöge eines am 14. April 1816 abgeschlossenen Vertrags noch: 1) die Theile des Hausruckviertels und das Innviertel, sowie sie 1809 von Östreich an Baiern abgetreten worden waren; 2) das Fürstenthum Salzburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegenen vier Ämter, und 3) das Amt Vils. Dagegen erhielt es: a) den ganzen jetzigen Rheinkreis, sowie b) die ehemaligen fuldaischen Bezirksämter Hammelburg, mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weisers, ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt, dann einen Theil des Amts Bieberstein, und c) die Zusicherung, durch den badischen Main- und Tauberkreis und nach Aussterben der männlichen directen Linie des Großherzogs durch die ganze badische Rheinpfalz entschädigt zu werden. (S. Baden.)

Das Königreich Baiern hat 1500 □M. mit 3,800,000 Einw. und ein Heer von 53,900 M. 35,800 M. bilden das 7. Armeecorps des deutschen Bundesheers. Seine Staatsschuld betrug im Sept. 1824, 103,157,859 Fl. bei 29,132,260 Fl. Eink. Außer dem Bürgermilitair war 1813 eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Classen besteht, deren erste die Reservebataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Grenzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet ist. Die am 26. Mai 1818 bekannt gemachte Constitution gab dem Lande eine Nationalrepräsentation in zwei Kammern. — Die Prinzen und Prinzessinnen haben den Titel königl. Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg residirt, seine Nachkommen aber herzogl. Durchlaucht, er selbst schreibt sich Herzog in Baiern). — Es gibt vier Kronämter (Kron-Oberst-Hofmeister, Kron-Oberst-Kämmerer, Kron-Oberst-Marschall, Kron-Oberst-Postmeister) und fünf Ritter-Orden: 1) der St.-Hubertusorden, der erste des Reichs, gest. von Gerhard, Herzog zu Jülich und Berg, 1455, zum Andenken eines Sieges, vom Kurfürsten Joh. Wilh. von der Pfalz 1704 erneuert und 1808 verändert. Der König ist oberster Ordensmeister. Mitglieder sind die Prinzen des königl. Hauses, zwölf Capitularen, darunter der Großcommenthur und Großkanzler des Ordens, dann auswärtige Mitglieder, gekrönte Häupter oder Prinzen aus regierenden Häusern, und fürstliche Ritter aus nicht regierenden Häusern. Die zwölf Capitularen erhalten jährliche, nach der Zeit ihrer Ernennung verschiedene Pensionen. 2) Der Orden des heil. Georg, vom Kurfürst. Karl Albrecht (Kaiser Karl VII.) a. 24. April 1729 gest., oder — da man den Ursprung des Ordens in die Zeiten der Kreuzzüge setzen will — wenigstens hergestellt. Der König ist Großmeister. Mitglieder sind: drei Großpriore, bloß Prinzen aus dem bairischen Hause, Großkreuze aus fürstlichen und gräflichen nicht regierenden Häusern, Commandeurs und Ritter. Außerdem ist noch ein Ordensbischof und ein Ordens-Großkanzler. 3) Der Civilverdienstorden der bairischen Krone, gest. vom letztverst. König a. 27. Mai 1808 für Personen, welche in Civilstaatsdiensten sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. Der Orden hat nach den Statuten vier Classen: 13 Großkreuze, 24 Commandeurs, 100 Ritter und die Classe Derer, welche die Civilverdienstmedaille erhalten. Aus den Großkreuzen wird

ein Kanzler und ein Schatzmeister des Ordens gewählt. Es soll ein Fonds angewiesen werden, aus welchem für eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern aller Classen angemessene jährl. Einkünfte gebildet werden können. Das Ordenscapitel wird jährlich am Stiftungstage (den 27. Mai) gehalten. Dieser Orden wird, nach allen Classen, auch an verdiente Ausländer verliehen. 4) Der militairische Max-Joseph-Orden, gest. vom letztverst. König am 1. März 1806 für ausgezeichnete Kriegsdienste. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus Großkreuzen, Commandeurs und Rittern besteht und auch an auswärtige Militairs verliehen wird. Von den Großkreuzen erhalten sechs jährlich 1500 Fl. jeder Pension, von den Commandeurs, die sämmtlich Generale sind, acht jährlich 500 Fl. jeder, und von den Rittern funfzig jährlich 300 Fl. jeder Pension. 5) Der Hausorden vom heil. Michael, gest. am 29. Sept. 1693 von Joseph Clemens, Kurf. zu Köln und geb. Herzog von Baiern, erneuert und bestätigt von dem letztverst. König am 11. Sept. 1808 und 6. Aug. 1810, besteht aus drei Classen: 15 Großkreuzen, welche zugleich Capitularen sind, 8 Amtsherren oder Commandeurs und 36 Rittern. Um in eine dieser Classen aufgenommen werden zu können, wird eine Ahnenprobe erfodert. Noch gibt es eine Classe unter der Benennung Ehrenritter, in welche, nach der Willkür des Großmeisters, Männer von Verdiensten, besonders Gelehrte, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und Religion, aufgenommen werden können. Der dermalige Großmeister des Ordens ist Wilhelm, Herzog von Baiern. Der ehemalige Verdienstorden des pfälzischen Löwen, gest. 1768 vom Kurf. Karl Theodor, ist durch die Einrichtung des bairischen Civilverdienstordens (1808) für erloschen erklärt worden. Noch hat Baiern den Orden der heil. Elisabeth, gest. von der Kurfürstin Maria Elisabeth, der Prinzessinnen und Hofdamen verliehen wird und einen religiösen Zweck hat. — Die Verfassung gewährt Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gewissensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenschaft ist aufgehoben, alle drei christliche Confessionen haben freie Religionsübung u. können die Rechte der Staatsbürger erwerben. — Die Nationalrepräsentation, welche aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabrikanten besteht, wird in den Kreisen gewählt; die Reichsversammlung erhält vom König einen Präsidenten; sie theilt sich in Commissionen für die Finanzen, die Gesetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsschuldentilgung. Der Adel begreift nach Rudhart 1384 Familien mit 945 adelig. Gütern, die Besitzungen der 33 erblichen Reichsräthe nicht eingerechnet. — Der Codex juris Bavarici judiciarii ist seit dem 1. Jan. 1811 in gesetzliche Kraft getreten. Das peinliche Gesetzbuch wird jetzt einer Abänderung unterworfen. Auch wird ein allgemeines Gesetzbuch vorbereitet. Für die Staatsverwaltung gibt es einen geheimen Rath, der aus den 4 Staatsministern, Kronbeamten und 12 bis 16 Mitgliedern besteht und über die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathschlagt. — An der Spitze jedes der acht Kreise steht ein Generalkreiscommissair mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreise; außer ihm besteht noch in jedem Kreise eine Kreisfinanzdeputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe sind dem Generalcommissariat untergeben. — Die Justizbehörden sind: das Oberappellationsgericht, die Appellationsgerichte (für jeden Kreis eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfassung der Katholiken ist durch das den 5. Jun. 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat (s. d.) organisirt und seit dem Herbst 1821 als Staatsgesetz promulgirt worden. Für die Protestanten gibt es ein protestantisches Generalconsistorium. — Im engern Rathe des deutschen Bundes nimmt Baiern die dritte Stelle ein und führt in der Plenarversammlung vier Stimmen. — Unter der Re-

*) Es gibt keine Büchercensur, indem Schriftsteller und Verleger nicht verbunden sind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchsicht einer Behörde zu unterwerfen.

gierung Maximilian Josephs hat Baiern im Allgemeinen eine hohe Stufe der Bildung, in Vergleich mit Dem, was es nur noch vor 20 J. war, erlangt. Während Landbau und Gewerbe sich erhoben haben, die Polizei in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, sind die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten verbessert worden. In München befinden sich eine Akad. der Wissenschaften und eine der bildenden Künste; ferner eine Centralveterinairschule und ein landwirthschaftlicher Verein für ganz Baiern. Der öffentliche Unterricht ist eigens entworfenen Anweisungen untergeordnet worden. Universitäten sind zu München, Würzburg und Erlangen. S. M. J. Römer's „Gesch., Geogr. und Statist. des Baierlandes", in 3 Bdn. (München 1825 fg.), und D. Ign. Rudhart: „Über den Zustand des Königr. Baiern, nach amtl. Quellen", Stuttg. 1825, 1. B.

Baillot (Pierre), eines der Häupter der neuern franz. Violinschule, geb. **1771**, studirte unter Viotti, kam in die Capelle des Herzogs von Artois **1791** und trat **1803** in das Conservatorium. Von **1805 — 8** reiste er in dem nördlichen Europa und erwarb sich einen ausgebreiteten musikalischen Ruf, in welchem er mit Kreutzer und Rode wetteifert. Sein Vortrag ist kühn und ernst. Er ist ein Hauptmitarbeiter an der Violinschule, welche zum Gebrauch des Conservatoriums in Paris gedruckt worden ist; ins Deutsche übersetzt: „Violinschule von Rode, Kreutzer und Baillot, geordnet von Baillot" (Leipz.). An diese schließen sich seine „**Exercices pour le violon**" an. Auch hat er mit Levasseur, Catel und Baudiot eine Violinschule zum Gebrauch des Conservatoriums herausgegeben und diese mit **exercices** begleitet.

Bailly (Jean Sylvain), geb. zu Paris **1736**; von seinem Vater, Aufseher der königl. Bildergalerie, zum Maler bestimmt, folgte er seiner natürlichen Neigung zu literarischen Beschäftigungen. Er versuchte sich zuerst in der Dichtkunst. Gesellschaftliche Verhältnisse führten ihn mit Lacaille zusammen, dessen Unterricht ihn ganz für die Astronomie gewann. **1763** trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie, und gab die Berechnung vieler von jenem angestellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreises heraus; auch unternahm er um diese Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht hatte. Sein „**Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvemens**" erschien **1766**. Dann schrieb er **1771** eine Abhandlung über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht, welches er auf eine sinnreiche Weise zu messen unternahm. Unter diesen mühsamen Arbeiten verließ ihn nicht sein Sinn für die Literatur. Beweise davon sind seine schön geschriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz u. s. w., welche so günstig aufgenommen wurden, daß Bailly beschloß, einen wissenschaftlichen Gegenstand zu bearbeiten, der, eines schönen Vortrags fähig, seinen literarischen Ruf sichern könnte. Er wählte die „Geschichte der Astronomie" (**1775 — 87, 5** Bde., 4.). Sie fand allgemeinen Beifall, wozu noch die Erörterungen mit beitrugen, welche darüber zwischen dem Verf. und Voltaire entstanden, und Bailly veranlaßten, s. „**Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon**" herauszugeben. **1784** wählte die franz. Akademie ihn an Tressan's Stelle zu ihrem Mitgliede und **1785** die Akad. der Inschriften. Auch ernannte ihn die Regierung zum Mitgliede einer Commission, um die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thierischen Magnetismus zu prüfen. Bailly stattete einen doppelten Bericht darüber ab, den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Gesichtspunkt für diese Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Ursachen des Magnetismus und seinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer ist erst später gedruckt worden. — Bailly genoß um diese Zeit des vollständigsten Glücks, welches dem Verdienst und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten ist, als ihn die Revolution aus seiner friedlichen Laufbahn riß. Paris wählte ihn den **12.** Mai

1789 zum ersten Deputirten des Bürgerstandes für die allgemeine Ständeversammlung; in der Versammlung selbst wurde er zum ersten Präsidenten ernannt. Er behielt diesen Platz, nachdem die Gemeinden sich als Nationalversammlung erklärt hatten; und als der König ihnen untersagte, sich zu versammeln, war er es, der am 26. Jun. 1789 im Ballhause den Vorsitz führte, wo alle Abgeordnete durch einen Eid gelobten, nicht eher sich zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Verfassung gegeben haben würden. Am 16. Juli zum Maire von Paris ernannt, verwaltete B. auch dieses Amt mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber diese Privattugenden reichten nicht hin, eine ausgelassene Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselnd dem Einflusse entgegengesetzter Parteien preisgegeben war. Die Fristmittel, welche Bailly zur Erhaltung einer scheinbaren Ruhe anwandte, konnten wol den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht ersticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigste Widerstand vergeblich gewesen wäre. Ein einziges Mal und bei der gerechtesten Veranlassung griff er zu gewaltsamen Maßregeln. Dies geschah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzten Revolutionaire wollten, daß man diesen Augenblick benutze, um seine Absetzung auszusprechen. Eine große Menge derselben versammelte sich (17. Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittschrift zu unterzeichnen. Bailly begab sich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern, auseinanderzugehen; auf ihre Weigerung ließ er sie zerstreuen. Die Nationalversammlung billigte sein Betragen; dennoch nahm er am 19. Nov. 1791 seine Entlassung. Petion (s. d.) wurde sein Nachfolger. Bailly zog sich ganz von den öffentl. Angelegenheiten zurück aufs Land in die Gegend von Nantes. Als die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen sichern Aufenthalt gestatteten, bot ihm sein Freund Laplace zu Melun Zuflucht in seinem eignen Hause an. Inzwischen waren durch die Begebenheiten des 31. Mai 1793 die Umstände verändert worden. Eine Abtheilung des revolutionairen Heeres rückte in Melun ein. Laplace unterrichtete Bailly von der eingetretenen Gefahr; aber unglücklicher Weise achtete dieser auf die Warnung nicht, sondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun wurde er erkannt. Man schickte ihn nach Paris, wo er am 11. Nov. 1793 von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt und am 12. unter vielen Mißhandlungen hingerichtet ward. Er starb mit der ruhigsten Fassung. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er sich über die Grundlosigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepunkte geäußert hatte. — Zwei nachgelassene Werke von ihm sind: „Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes", und ein Tagebuch während der ersten Zeiten der Revolution vom 21. Apr. bis z. 2. Oct. 1789 (3 Bde., 1804, deutsch von Weyland, Leipz. 1805).

Baireuth, Hauptstadt des Obermainkreises, in Baiern, Sitz der Kreisbehörden, mit Ausnahme des Appellationsgerichts, liegt am rothen Main, hat schöne Umgebungen, breite und regelmäßige Straßen und mit Inbegriff des Städtchens St.-Georg und der Vorstädte 860 Häuser und 14,000 Einw., ein Gymnasium illustre, ein schönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, ein Rathhaus, eine Caserne, eine Münze, eine lutherische und reformirte Kirche mit einem gut eingerichteten Waisenhause. Die hiesigen Fabriken bearbeiten Bergwerksproducte der Gegend, Taback, Pfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Eine Meile davon liegt das Lustschloß Hermitage und näher bei der Stadt das blühende Dorf Alt-Baireuth. Üb. das Fürstenth. Baireuth s. Ansbach.

Bairische Landstände. Das Herzogthum Baiern hatte von alten Zeiten her Landstände. S. Ign. Rudhart's „Geschichte der Landstände in Baiern" (Heidelberg 1816, 2. Aufl. 1819, 2 Bde.). Auch hat kein andrer deutscher

Staat über seine ältere ständische Verfassung eine so reiche Literatur. S. die „Sammlung bairischer landständ. Freiheitsbriefe" (München 1779, 4.); Panzer's „Vers. über den Ursprung und Umfang der landständ. Rechte in Baiern", 1798; die „Landtagsverhandlungen von 1429—1513", herausgegeben von Fr. v. Krenner, (München 1803 — 5, 18 Bde.); J. N. G. v. Krenner's „Anleit. zur nähern Kenntniß der bair. Landtage im Mittelalter" (München 1805). Die Stände bestanden aus den gewöhnlichen drei Classen: den Prälaten, unter welchen die Landesuniversität den ersten Platz einnahm, und zu welchen eine Menge ansehnlicher Stifter und ein Großpriorat des Johanniterordens gehörten; der Ritterschaft, deren Besitzungen in 900 Hofmarken bestanden, und dem Bürgerstande der herzogl. Städte und Märkte. Ebenso bedeutend waren auch ihre Rechte, welche aber früher als in andern Ländern, hauptsächlich durch eigne Uneinigkeit der Stände, unwirksam wurden. Der letzte Landtag wurde 1669 gehalten, nur besucht von 47 Prälaten, 157 vom Adel und 78 städtischen Abgeordneten; ein Ausschuß der Stände (die Landschaftsverordnung genannt und zuerst nur auf 9 J. gewählt) maßte sich an, die ständischen Rechte mit Ausschluß seiner Committenten auszuüben. Die Säcularisation der Stifter (1803) machte in die alte Verfassung einen unheilbaren Riß, und 1808 wurden alle alte landständische Einrichtungen ganz aufgehoben. Die meisten übrigen Theile des Königreichs hatten schon früher als selbständige Fürstenthümer des Reichs keine Landstände mehr, oder nie gehabt, wie Bamberg, Würzburg, Augsburg, Freisingen, Regensburg, Speier u. a. — Die Constitution, welche für das Königreich Baiern unterm 1. Mai 1808 bekannt gemacht wurde („Europ. Constitutionen", (Leipz., 2. Bd., S. 129), enthielt im 4. Tit. die Bestimmung über eine neu zu bildende Nationalrepräsentation. In jedem Kreise sollten aus den 200 reichsten Einwohnern sieben Deputirte auf sechs Jahre erwählt werden, welche zusammen die Reichsstände ausmachen sollten. Diese Einrichtung kam aber nicht zur Vollziehung, und war nur ein dem Schattenbilde der westfälischen Reichsstände nachgeahmtes Phantom. Daß sie nicht ins Leben trat, war schon darum kein Verlust, weil in dieser Nationalrepräsentation durchaus keine freie Discussion, sondern bloß stumme und geheime Abstimmung stattfinden sollte. — Bei dem wiener Congreß stimmte Baiern mit gegen die damaligen Versuche, eine Art von Normalverfassung für die Landstände aller deutschen Staaten aufzustellen, hat aber das unbestimmte Versprechen des 13. Art. früher und in größerm Umfange erfüllt als andre Staaten, welche zu jener Zeit den Dank der deutschen Völker durch den Eifer verdient haben, mit welchem sie sich dieser Angelegenheit annahmen. Die bairische Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 („Europ. Constitutionen", 3. Bd., S. 107; Döllinger, „Verfassung des Königreichs Baiern, mit den darin angeführten frühern k. Edicten und Verordnungen", München 1818, 3 Bde.), mit ihren 10 Beilagen und der unterm 17. Mai 1818 vorangegangenen neuen Einrichtung der Gemeindeverfassung, begründet für das öffentliche Leben Baierns einen neuen Abschnitt. Sie umfaßt, wenn man noch das Concordat vom 24. Oct. 1817 damit verbindet, alle Theile des öffentlichen Rechts, und ist, was auch im Einzelnen noch daran zu wünschen übrig bliebe, im Ganzen den innern Verhältnissen des Volkes in hohem Grade gemäß. Bei der Zusammensetzung der Stände hat man das System der zwei Kammern befolgt, und eine erste, oder Kammer der Reichsräthe aus den Prinzen des königl. Hauses (5), den Kronbeamten des Reichs (3), den beiden Erzbischöfen, den Häuptern der ehemals reichsständischen Häuser (16), einem (vom Könige dazu erlesenen) Bischofe, dem Präsidenten des protestantischen Consistoriums, den vom Könige ernannten erblichen (15) und lebenslänglichen (12) Mitgliedern gebildet; die zweite, oder Kammer der Abgeordneten, hingegen aus fünf Classen zusammengesetzt, sodaß der Zahl nach auf 7000 Familien (also ungefähr auf 35,000 Seelen) ein Abgeordneter kom-

men soll. Die fünf Classen sind 1) die Ritterschaft, oder die mit Gerichtsbarkeit versehenen Gutsbesitzer, welches nur Adelige sein können (14 Abgeordnete); 2) die drei Universitäten (3); 3) die katholische und protestantische Geistlichkeit (jene 9, diese 5 Abgeordn.); 4) die Städte und Märkte (worunter München 2, Augsburg und Nürnberg jede 1, die übrigen 24 gemeinschaftliche Abgeordnete haben); und 5) die Landeigenthümer ohne Gerichtsbarkeit (56). Die Wahlen kann man vielleicht in Ansehung der Stadt- und Landeigenthümer zu complicirt finden, da sie sich auf die Gemeindeverfassung gründen und, mit Ausschluß aller unmittelbaren Theilnahme der Bürger, nur in die Hände der Magistrate und Gemeindebevollmächtigten gelegt sind. Hierdurch kann es in der Folge leicht dahin kommen, daß sich in diesen Ausschüssen der Gemeinden wieder jener unechte Corporationsgeist entwickelt, welcher schon in der alten bairischen landständischen Verfassung den Ausschuß verleitete, sich für etwas Mehres als bloße Bevollmächtigte der Stände anzusehen. Noch bedenklicher ist es, daß alle Abgeordnete schlechterdings nur angesessene Männer aus dem Orte oder Bezirk der Wahl sein müssen. Man hat auch hierin dem falschen Princip nachgegeben, daß in der Ständeversammlung nur die zufälligen individuellen und corporativen Interessen (der Egoismus), nicht die allgemeine Bildung und Einsicht des Volks (die Vernunft), dargestellt werden müsse. Die nächste Folge davon ist, daß eine Menge von Männern in die Ständeversammlung kommen können, welche, wenn auch im Allgemeinen wohldenkend und gesunden Verstandes, doch von Dem, was in der Versammlung berathen wird, keine hinreichende Kenntniß haben. Diese Bemerkung trifft die meisten neuern Ständeverfassungen, und hat sich in der Erfahrung häufig als gegründet bewiesen, gleich dem Bedenken, welches gegen die besondere zahlreiche Repräsentation der Geistlichkeit erhoben werden kann. Eine weitere Folge ist dann eine ebenso blinde Nachgiebigkeit als Widersetzlichkeit, je nachdem den Vorurtheilen und dem engherzigen Egoismus geschmeichelt oder widersprochen wird, bald ein Beharren am Alten, bald ein unvorsichtiges Hineinfahren in neue Einrichtungen, und wenn sich dereinst in dieser Masse demagogische Talente (im unverfänglichen Sinne) entwickeln, ein allzu großes Übergewicht einzelner Männer. Auch ist schon von Andern bemerkt worden, daß die Vermögensbedingungen (10 Fl. Steuersimplum, welches ein Grundvermögen von 8000 Fl. voraussetzt) offenbar zu hoch sind und ganze Districte von der Repräsentation ausschließen. Von den nothwendigen Rechten der Repräsentation, wozu wir die wesentliche Concurrenz an Gesetzgebung und Steuerbewilligung, das Recht der Beschwerden und Bitten (auch des Antrags auf Abänderung der Gesetze) rechnen, ist den bairischen Ständen keins entzogen. — Diese so constituirte Repräsentation hat ihren ersten Landtag (der alle drei Jahre wiederkehrt) 1819 gehalten. Er wurde am 4. Febr. durch eine Rede vom Throne eröffnet, und am 25. Jul. durch Ablesung des vom Könige ertheilten Landtagsabschieds (vom 22. Jul.) geschlossen. Beide Kammern haben ihre Verhandlungen amtlich bekannt gemacht; von der 2. Kammer füllen sie 14 Bde. (München 1819 — 20), von der 1. Kammer 1 Bd. (München 1819). Eine „Landtagszeitung", herausgeg. von dem Appellationsgerichtspräsidenten Chrph. v. Aretin (München 1819, 19 Hfte.), ist keineswegs ein anerkanntes Organ des Landtags. Die Öffentlichkeit, womit die Verhandlungen gepflogen wurden, und der echte Geist der Reform (welches der einzige echt-antirevolutionaire ist), von dem die zweite Kammer belebt war, hat die Augen aller Deutschen auf diese wichtigen Discussionen gelenkt. Eine geistvolle Übersicht derselben hat der „Hermes" (5. Bd., S. 311, 6. Bd., S. 309, 7. Bd., S. 246 und 8. Bd., S. 246) gegeben; den Landtagsabschied hat die „Allgem. Zeit.", 1819, Nr. 208 und 209, mitgetheilt. Die Kammer der Reichsräthe hatte gleich anfangs in der Antwort auf die königl. Eröffnungsrede von einem gegen den Thron anwogenden Volke gesprochen, wogegen sie denselben zu beschützen habe, und dadurch eine An-

sicht ihres Berufs und ihrer Stellung gegen die zweite Kammer zu erkennen gegeben, welche bei dieser großen Widerspruch erregte. Überhaupt wurde in diesem ersten Landtage mehr angeregt als erreicht; denn manche laut ausgesprochene Wünsche (Nachahmung des englisch-franz. Gerichtsverfahrens) unterlagen damals noch einer reiflichen Prüfung. Der Landtagsabschied versprach künftig mehr Erwägung der ständischen Anträge, als er unmittelbare Genehmigungen ertheilte; er bezeigte Unzufriedenheit mit einigen Schritten der zweiten Kammer; aber im Ganzen schloß er den ersten Act dieser neuen Handlung auf eine würdige und beruhigende Weise, sowie sich in den Ständen ein Geist echter Opposition, welche nur den gesetzmäßigen Gang der Staatsmaschine erhalten, nicht aber ihn hemmen will, als herrschend bewiesen hat. Dies war auch der Fall in den Verhandlungen des 2. bairischen Landtages von 1822 (vgl. Venturini's „Chronik" d. J.), und auf dem 3. von 1825, dessen Verhandl. R. Freih. von Holzschuher im Ausz. skizzirt hat (Erlang. 1826). 37.

Baizen, in der Jägersprache, Vögel und andre Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen **Baizhunde**.

Bajaderen, in Ostindien junge Mädchen von zehn bis siebzehn Jahren, welche tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht von Matronen, die in allen weiblichen Künsten, und namentlich in der Kunst zu gefallen, erfahren sind. Diese wählen sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen von sieben bis acht Jahren, lassen ihnen, um sie vor den entstellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieselben einimpfen, und führen sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, wo ihre Bemühungen auf nichts Andres gerichtet sind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen sind nach und nach so zum Gegenstand des Luxus geworden, daß sie bei den geringsten Festen erscheinen, um die Gesellschaft mit ihren Künsten zu unterhalten. Hat Einer von den Anwesenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, so kostet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der besten Art erhält die Mattone, der sie angehört, auf einen Abend hundert Rupien oder Gulden, ebenso viel für eine Nacht, außer dem Geschenk für das Mädchen. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblüht sind, pflegen die Bajaderen sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Brahminen zu begeben, doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betschwestern zu werden. Sie setzen vielmehr auch beim Dienst im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was sie durch dieselbe gewinnen, gehört den Brahminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Übrigens wird dieses Gewerbe in Indien für nichts weniger als unsittlich gehalten.

Bajae. Dieses campanische Brighton (Horaz: Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis), einst der Ort, wo Alles, was in Rom zur guten Gesellschaft gehörte, Landhäuser hatte, der Lieblingsaufenthalt der Ambubajen und Balatronen, liegt jetzt verödet, nur durch Trümmer alter Bäder, welche für Tempel ausgegeben werden, und durch Spuren ehemaliger Paläste, die unter den Wellen des Meeres sichtbar sind, dem Fremden bemerklich. Seinen Ruhm verdankte Bajä den warmen Bädern und seiner Lage am reizendsten Meerbusen, den umkränzende Hügel vor den kältern Winden schützen. „Schon vor den Zeiten der Cäsaren", sagt Wieland, zur Erklärung von Horaz's 15. Briefe des 1. Bchs., „war Bajä der Ort, wo die vornehmen Römer sich berechtigt hielten, den Zwang der republikanischen Heuchelei abzulegen und sich ohne Scheu den Ergötzungen und Wollüsten hinzugeben, die diesen bezaubernden Ort in so bösen Ruf brachten, daß Properz sein Mädchen nicht schnell genug von dort zurückrufen kann, und Cicero in

seiner Vertheidigung des jungen M. Cölius für nöthig hält, sich selbst zu rechtfertigen, daß er einen Menschen in Schutz nehme, der Bajä gesehen hat". Vielleicht haben die Dämpfe seiner heißen Quellen zum Theil die Ungesundheit verursacht, von der man in Cicero's Briefen schon zweideutige Anklagen findet, die jetzt aber bei der Unbewohntheit der Gegend, bei der Versumpfung der Wasserabzüge, in denen Flachs geröstet wird, bedeutend zugenommen hat. Doch unvertilgbar ist der Reiz seiner Lage am Golf, auf dem einzelne Fischerbarken an die Flotten erinnern, die einst, aus dem julischen und misenischen See auslaufend, hier vorüberzogen, im Angesichte von Puzzuoli, den Inseln und dem hochgelegenen Castelle, einem Werke des Vicekönigs Peter von Toledo. 19.

Bajazet I., türkischer Kaiser, folgte 1389 seinem Vater Amurath I., der in der Schlacht bei Kassova gegen die Servier geblieben war. Er ließ seinen ältern Bruder Jakob, der ihm den Thron streitig machte, erdrosseln, eine Barbarei, die nachher am türkischen Hofe fast zur Gewohnheit geworden ist. Er machte große und schnelle Eroberungen; daher sein Beiname: der Blitz. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Theil von Servien, Macedonien, Thessalien, und unterwarf sich die Staaten in Kleinasien. Er schloß selbst Constantinopel zehn Jahre hindurch ein, und glaubte es durch Hunger zu bezwingen. Um Constantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutscher Kaiser) ein großes Heer zusammen, bei welchem sich auch franz. Truppen unter Anführung des Herzogs v. Nivey, mit 2000 Edelleuten befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nikopolis in der Bulgarei an. Allein Bajazet eilte herbei, und errang über die verbundenen Ungarn, Polen und Franzosen d. 28. Sept. 1395 einen entscheidenden Sieg. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft. Die Franzosen, durch deren ungestüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen und Bajazet ließ sie fast alle hinrichten. Er würde nun wahrscheinlich das griechische Kaiserthum ganz gestürzt haben, wenn nicht Timur (Tamerlan, s. d.) s. Besitzungen in Natolien (1400) angegriffen hätte; Bajazet zog ihm entgegen, und erlitt am 16. Juni 1402 bei Ancyra in Galatien eine gänzliche Niederlage. Er selbst fiel in die Gewalt seines Besiegers, der ihn jedoch mit Großmuth behandelte; denn die Erzählung, daß er von Timur in einem Käfig herumgeführt worden, ist ohne historischen Beweis. Bajazet starb 1403, in Timur's Lager in Karamanien; sein Nachfolger war Soliman I.

Bajazzo, von dem italienischen **Baja**, ein Spaß, und **Bajaccia**, ein einfältiger Spaß, ist der bei Seiltänzern, Kunstreitern und ähnlichen herumziehenden Gesellschaften gewöhnliche Spaßmacher.

Bajonnet, s. Bayonnet.

Bajus oder de Bay (Michael), geb. 1513 zu Melin im Hennegau, zu Löwen gebildet und seit 1551 Prof. der Theologie auf dieser Universität, 1563 und 1564 Mitglied der Kirchenversammlung zu Trient, gehörte zu den größten Theologen der katholischen Kirche im 16. Jahrh. Er gründete die systematische Theologie, mit Beseitigung der scholastischen Methode, unmittelbar auf die Bibel und die Kirchenväter. Die Schriften des h. Augustinus hatte er neun Mal gelesen, und bewegte sich daher ganz in dem Ideenkreise dieses Kirchenvaters, dessen Lehren von der gänzlichen Unfähigkeit des menschlichen Willens zum Guten und von der Unverdienstlichkeit guter Werke er gegen die gefälligere Moral der Jesuiten zuerst geltend machte. Die Behauptung, daß der Wille des Menschen, so lange er sich selbst überlassen wäre, nur sündigen könne, daß auch die Mutter Jesu nicht frei von Erb- und wirklicher Sünde gewesen, daß jede Handlung, die nicht aus reiner Liebe zu Gott komme, Sünde, und kein Werk der Buße zur Rechtfertigung des Sünders wirksam, sondern Alles allein der Gnade Gottes in Christo zu verdanken

sei, und andre Sätze zogen ihm Verketzerungen von Seiten der alten Scotisten und besonders der Jesuiten zu, die es ungeachtet der Gunst, in der Bajus am spanischen Hofe stand, doch endlich dahin brachten, daß eine päpstliche Bulle 1567 diese Sätze mit andern ihm nur angedichteten Lehren verdammte. Zwar unterwarf sich Bajus, doch dauerten sowol die Verfolgungen gegen ihn als auch die Vertheidigungen des strengen Augustinismus in seinen eignen Vorträgen fort, und da die theologische Facultät zu Löwen ganz auf seiner Seite war, blieb er nicht nur im ruhigen Besitze seiner Würden, sondern wurde 1575 noch zum Dechant zu St.-Peter und 1578 zum Kanzler der Universität ernannt; ja, der König von Spanien übertrug ihm auch das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Er starb 1589, und hinterließ den Ruhm großer Gelehrsamkeit, reiner Sitten und seltener Bescheidenheit. Seine Augustinischen Ansichten, die man damals Bajanismus nannte, erbten auf die Jansenisten fort, als deren Vorläufer er anzusehen ist, und unter ihren Händen erhielten sie eine dem Jesuitismus und den Mißbräuchen der Papstgewalt furchtbare Bedeutung. Seine Lehre von der reinen, ungetheilten Liebe zu Gott ist auf die Quietisten übergegangen. Seine meist polemischen Schriften hat Gabriel Gerberon 1696., 4., zu Köln herausgegeben. 31.

Bakker (Peter Huysinga), ein holländischer Dichter, geb. 1715, starb 1801, war Mitglied der leidner Akademie der Wissenschaften. Geschätzt wird sein Gedicht auf die Überschwemmung (1740). Seine sämmtl. Werke machen 8 Bde.; darunter 1 Bd. Satyren und Spottlieder auf die Briten. Übrigens war Bakker ein Freund und Verwandter des niederländ. Historiographen Wagenaer, von dessen Leben er Notizen gab. Hight's latein. Gedicht auf den Frühling übersetzte er ins Holländische.

Balbao (Vasco Nuñez de), gegen 1475 geb., einer von den spanischen Abenteurern, welche die Bahn, die Colombo ihnen gezeigt hatte, verfolgten und ihr Glück in Amerika zu machen suchten. Der spanische Hof ertheilte diesen Leuten die Erlaubniß, Entdeckungen zu machen, ohne sie jedoch besonders zu unterstützen. Balbao ging, nachdem er sein Vermögen in Spanien verschwendet hatte, nach Amerika, kam auf der Landenge Darien an und wurde bald der Anführer eines kleinen Haufens Spanier. Es gelang ihm, in dieser Provinz eine Niederlassung zu gründen, indem er die Einwohner theils durch Güte gewann, theils durch Gewalt sich unterwarf. Als er einst mit einem seiner Gefährten über die Theilung einer Summe Gold in Streit gerieth, erbot sich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach Gold bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieses Metall zu den gemeinsten Geschirren verbraucht würde. Er führte sie an die Küste der Südsee, wo ihnen der Weg nach Peru offen stand. Balbao wagte jedoch nicht, mit seiner Truppe von 150 Mann Peru anzugreifen. Er begnügte sich, Erkundigungen einzuziehen und im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem großen Ocean zu nehmen, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Als er vier Monate darauf nach Darien zurückkam, belastet mit Gold und Perlen, fand er einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen sollte. Balbao, empört über diesen Undank, fügte sich dennoch, und ward im folg. J. zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias söhnte sich zwar scheinbar mit ihm aus, ließ aber bald nachher ihm, wegen vorgeblicher Pflichtverletzungen, den Proceß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward der verdienstvolle Balbao, 42 J. alt, 1517 enthauptet. Unter ihm hatte sich Pizarro gebildet, der nach ihm die Entdeckung von Peru vollendete.

Balbek, Baalbek, das alte Heliopolis (Sonnenstadt) in Cölesyrien auf einem Hügel (Paschalik Akre in Syrien), in einem fruchtbaren Thale am Fuße des Antilibanon, 15 — 16 Stunden von Damaskus, unter 36° 11′ Ö. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine, schlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene

Stadt, bewohnt von etwa 5000 Menschen, worunter auch Christen und Juden sind. Die Stadt steht unter einem Aga, der sich den Titel eines Emir beilegt. Man findet hier die schönsten Ruinen des Morgenlandes, wovon in der Mitte des 18. Jahrh. eine Gesellschaft reisender Engländer die vollständigste Beschreibung geliefert hat. Schon zu Augustus's Zeiten hatte Heliopolis römische Besatzung. Ob der prachtvolle Sonnentempel, der, noch größtentheils unversehrt, zu den ausgezeichnetsten Überbleibseln des Alterthums gehört, vom Kaiser Antoninus Pius, oder von Septimius Severus, auf dessen Münzen er sich zuerst zeigt, erbaut sei, ist ungewiß. Von 54 hohen Säulen stehen nur noch sechs; ihre Schäfte sind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange, und die Gesammthöhe mit Inbegriff des Fußgestells und Säulenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch sieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiter's, Diana's und Leda's, und Abbildungen mehrer römischen Kaiser und Kaiserinnen in erhabener Arbeit und in Brustbildern. Bewundernswerth ist der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels bestehen; kein jetzt bekanntes mechanisches Hülfsmittel vermöchte sie an ihre Stelle zu bringen. Unter Kaiser Constantin ward der Tempel vernachlässigt und in eine christliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Palast, als dessen Erbauer gleichfalls Antoninus Pius genannt wird, und mehre andre Tempel sind ebenfalls von vorzüglicher Schönheit. Obeidah, ein Feldherr des Khalifen Omar, eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. 1401 ward sie durch Tamerlan eingenommen. Ein Erdbeben zerstörte sie 1759 fast gänzlich, daher ohne Zweifel ihr gänzlicher Verfall.

Balcan, bei den Alten Hämus, ein rauhes Gebirge von Cap Emineh Burum in der europäischen Türkei am schwarzen Meere bis Cap S. Stefano am Meere von Adria, 41 — 45° Länge. Bei Sulu Derbent (Porta Trajani) trennt sich dies bei den Türken Emineh Slag genannte Gebirge von Rhodope, und scheidet das Donauthal des meistens von Nomaden bewohnten Bulgariens von Rum Ili. Ein Arm läuft von Norden aus gegen den Süden (Berg Athos). Ein andrer Arm durchschneidet das alte Griechenland, und hat die Berge Olymp, Öta, Pindus, Parnaß, Helikon. Die höchste Spitze Orbelos hebt sich 9000 F. über die Meeresfläche. Die Griechen, nach dem Untergange des Kaiserthums in Constantinopel, unterwarfen sich den Muselmännern nur in den Ebenen und an der Meeresküste. Die Krieger und die Eigenthumlosen der griechischen Nation flohen in die Gebirge, in die Armatolien der kleinen Kapitanschaften, und haben den Kampf mit den Paschen der Ebenen bis jetzt fortgesetzt; sie gaben zum Theil dem türkischen Pascha leichten Tribut, und einige sind Mohammedaner geworden. Die Districte, worin die katholische Kirche herrscht, haben die wildesten Bewohner, und selbst das Joch der constantinopolitanischen Kaiser niemals bleibend getragen. Sowie aus Asturiens Bergen die gothischen Spanier allmälig das getheilte Reich der Mauren zerstörten, ebenso dürften, bei wachsender Schwäche des türkischen Reichs, die Horden der Arnauten, welche bisher, wie die Schweizer, fremden Nationen ihre Jünglinge in Sold gaben, von den Türken Shypetars genannt, ihren Kapitan finden, unter dessen Führung sie vielleicht ein neues arnautisches militairisches Reich, verbunden mit den Griechen der Thalebenen, gründen könnten; nur muß die Eifersucht dieser Armatolien unter sich aufhören und ein muthiger Krieger alle kriegslustige Jünglinge des Gebirgs unter seinen Banner zu sammeln verstehen.

Balde (Jakob), geb. zu Ensisheim im Elsaß 1603, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau, Jesuit und Hofprediger des Kurfürsten von Baiern, gehört zu den vorzüglichsten neuern lateinischen Dichtern. Sein Andenken ist besonders durch Herder's treffliche Übersetzungen in der „Terpsichore" wieder geweckt worden. Dieser sagt von ihm: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren,

vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömten aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Er sah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen; zugleich suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer echt-philosophischen Geisteswürde. Er ist ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben". In gleichem Sinne sagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen, ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz, ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift, große sittliche Schnellkraft und Selbständigkeit, kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Balde's Werken allzu hervorstechend, als daß man ihn nicht für einen ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte". — Unbedeutend sind seine deutschen Gedichte. — Eine Sammlung seiner poetischen Schriften, bestehend aus lyrischen, elegischen, didaktischen, satyrischen u. s. w. Gedichten, ist 1660 zu Köln in 4 Bdn., 12., und zu München 1729, 8 Bde., erschienen; eine Auswahl von J. C. Orell, Zürich 1805, 2. Aufl., 1818.

Balduin III., König von Jerusalem von 1143 — 62, ein Muster des Ritterthums, das sich in der Periode der Kreuzzüge aus den Begriffen von Ehre, Recht, Andacht und Minne gestaltete. Die Kreuzfahrer hatten Grafen von Tripolis und Edessa und Fürsten von Antiochien gestiftet, sogar bis Tarsus in Cilicien erstreckten sich die Lehnsherrschaften der Christen; aber diese Vasallen Balduins waren immer in Aufruhr gegen ihn, oder befehdeten einander selbst. Gegen sie und gegen die neuen Scharen der Kreuzfahrer, gegen die Marianer, Tempelherren und Hospitalritter, kämpften ebenso fanatisch, ebenso uneinig unter sich, und dennoch am Ende glücklicher, die saracenischen Helden: Saladdin, Nureddin, Zenghi und Seifeddin. Unter Balduin sah man sogar Saracenen tapfer zur Seite der Kreuzesfahne fechten. Seine unglückliche Regierung war das letzte Aufstreben des christlich-orientalischen Ritterthums, der dortigen Turniere und Ritterweihen; das Ende der Lehnsverfassung in geistlicher und weltlicher Hierarchie. Balduin starb nicht lange vor dem gänzlichen Untergange seines Reichs. Als man nach dem Tode des Königs seinem großen Gegner Nureddin rieth, während der ritterlichen Leichenbestattung die Staaten des Verstorbenen anzufallen, antwortete dieser: „Laßt uns ihren Schmerz ehren, er ist gerecht, denn sie haben einen König verloren, wie es wenige gibt".

Balearen, Name der beiden, im mittelländischen Meere, nicht weit von den Küsten von Valencia in Spanien, liegenden Inseln **Majorca** (spanisch Mallorca) und **Minorca** (s. d.), welche nebst den pityusischen Inseln, Iviça und Formentera, das spanische Königreich Majorca bilden, welches auf 83 □M. 275,000 Einw. zählt. Der griech. Name Balearen ward ihnen gegeben, weil die Bewohner wegen ihrer außerordentlichen Fertigkeit im Schleudern berühmt waren. Die balearischen Schleuderer zeichneten sich in Hannibal's Heere sehr aus. In der Folge bemächtigten sich die Römer beider Inseln, dann die Vandalen unter Genserich, und im 8. Jahrh. die Mauren, denen sie Jakob I., König von Aragonien, 1220 — 34 entriß. Sie machten nun ein eignes Königreich aus, das 1375 mit

Spanien vereinigt wurde. Die Engländer eroberten Minorca 1708, verloren es aber 1782 und überließen es im Frieden (1783) an Spanien.

Balk, das alte Baktrien, s. Afghanistan.

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfest Ball nennt, findet Nachtigall in folgender alten niederdeutschen Sitte: In den Dörfern versammelten sich die erwachsenen Mädchen am zweiten und dritten Osterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erst wurde dieser auf einer geschmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hause aufgepflanzt, endlich im Hause selbst der jungen Frau überreicht, wogegen diese verpflichtet war, der auf eigne Kosten schmausenden Gesellschaft und ihren Liebhabern freies Tonspiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, so vielen wurde ein Ball gegeben, und auf jedes Ballgeben getanzt. Wahrscheinlicher leitet man dieses Wort, sowie das franz. Bal, woher es wol zunächst in unsere Sprache gekommen ist, von dem barbarisch-lateinischen u. italienischen Zeitworte ballare, tanzen, und dem darnach gebildeten Hauptworte ballo ab. Dieselbe Abstammung hat das Ballet (s. d.). — Die Bälle sind entweder en masque, d. h. die dabei erscheinenden Personen tragen Masken, oder paré, d. h. man erscheint dabei nur geputzt.

Ballade, s. Romanze.

Ballast (nach dem dänischen Baglast) ist eine Last von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erfoderlichen Tiefe in das Wasser zu sinken, um so Wind und Wellen Widerstand leisten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekommt, der Ballast zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde. Wegen der engl. Navigationsacte und der Gesetze andrer Seevölker, die nach jener Retorsionsweise gebildet sind, sind häufig, entweder auf dem Hin- oder Rückwege, die Schiffe Ballast einzunehmen gezwungen, statt für freilich geringe Fracht schwere und wohlfeile Landesgüter ins Ausland zu transportiren. Man zieht Backsteine jedem andern Ballast vor, weil man durch solche die Last beider Seiten des Schiffskiels gleich vertheilen kann, und alsdann segelt jedes Schiff vor dem Winde schnell.

Ballei. Am kaiserl. griechischen Hofe gab es einen Groß-Bajulos, Oberhofmeister der kaiserl. Kinder. Auch der Vorsteher der fremden Kaufmannschaft scheint Bajulos geheißen zu haben, und da derselbe von den Venetianern ernannt wurde, so ging dieser Titel (Balio) auf den venetianischen Gesandten über. Von Griechenland aus verbreitete sich der Staatsname Bajulus (Ballivus, Bailli in Frankreich, Bailiff in England) in das südliche und westliche Europa und bezeichnete einen Vorsteher. Daher die acht Ballivi des Johanniterordens, welche den hohen Rath desselben ausmachten. In Frankreich waren die königl. Baillis in ihrem Bezirk Anführer des Heerbanns, Domainenverwalter und Richter. Allmälig blieb aber dem Amtmann (welcher nach Verschiedenheit des Districts mit unsern Oberamtleuten und Amtshauptleuten verglichen werden kann) nur das erstere Geschäft übrig, daher er Bailli d'épée hieß, und die Justiz wurde zwar in seinem Namen verwaltet, aber durch einen rechtskundigen Amtsverweser, Lieutenant de robe. Auch die Gutsherrschaften, welche mit Obergerichten versehen waren, stellten Baillis an, welche also fast durchaus die erste Stufe der Gerichtsbarkeit bildeten. Von den adeligen Gerichten ging die Appellation an die königl. Ämter, von diesen an die Parlamenter. In den größern Ämtern der bedeutenden Städte hatte Heinrich II. denselben unter dem Namen der Präsidialgerichte eine collegiale Verfassung gegeben. Da alle Gerichtsstellen käuflich waren, bei den Untergerichten an eine Prüfung nicht gedacht wurde (nur die Räthe in den Präsidialgerichten mußten 25 J. alt, Licentiaten der Rechte und vom Kanzler examinirt sein) und die Amtsbezirke in der Regel sehr klein waren, so stand dieser Theil des Richterstandes

in der tiefsten Verachtung. Die **Baillis** waren ein stehender Charakter auf der Bühne geworden, wegen ihrer Unwissenheit, ihrer lächerlichen Anmaßungen, ihrer Betrügereien und Ungerechtigkeiten. Die königl. Ämter wurden daher durch eine Verordnung vom 7. Sept. 1770 anders eingerichtet; die gutsherrl. Gerichtsbarkeit ward erst durch die Gesetze v. 4. Aug. 1789 abgeschafft und durch die Kreis- oder Landgerichte (Tribunaux de première instance) ersetzt. Nach England kam der Name Bailiff mit Wilhelm I. Die Grafschaften wurden auch Ämter (Ballivae, Landshauptmannschaften) genannt, so auch die Unterabtheilungen derselben, die Hundertschaften (Centen). Da aber die Gerichte der Hundertschaften (Centgerichte) schon lange eingegangen sind, so sind die engl. Bailiffs nur noch eine Art Gerichtsdiener, gewissermaßen den franz. Huissiers gleich. Jeder Sheriff hat einige unter sich, für welche er haftet. In einigen Städten führt der oberste Staatsbeamte noch diesen Namen, wie der High Bailiff von Westminster. In London ist der Lordmajor gleichfalls Bailiff (führte auch diesen Titel, ehe der jetzige üblich wurde), und verwaltet als solcher die Criminalgerichtsbarkeit der Stadt, in Oldbailey (dem alten Amt), wo jährlich acht Gerichtssitzungen für die Stadt London und die Grafschaft Middlesex gehalten werden. Gewöhnlich vertritt der Recorder von London (nach dem Wortsinn Stadtschreiber, wie auch in den deutschen Städten oft der erste rechtsgelehrte Beamte der Stadt heißt) die Stelle des Richters. — Bei dem deutschen Ritterorden und der deutschen Zunge des Johanniterordens waren die Besitzungen und mit ihnen die Ritter in Kreise, **Balleien** getheilt, denen ein Land-Comthur (Commandeur) vorstand. Die einzelnen Ordenshäuser hießen Commenden, Comthureien. 37.

Ballenstedt, Stadt und Amt am Harz, Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg, Stammsitz des Hauses Anhalt, das noch, sowie Sachsen, das Wappen von Ballenstedt führt, hat 460 Häuser und 3400 Einw.

Ballet (von dem Stammwort Bal, daher franz. baller, ital. ballare), in weiterm Sinne die ästhetische Darstellung einer Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch mimische und tänzerische Bewegungen. Nach dieser Bedeutung begreift man unter dem Ballet auch Darstellungen von Gemüthsbewegungen ohne Handlung. Im engern Sinne nennt man Ballete Werke der Tonkunst, deren Zweck es ist, durch mimische Bewegungen und Tänze eine Handlung, Charaktere, Gesinnungen, Leidenschaften und Gefühle mit der höchstmöglichen ästhetischen Ausbildung und Schönheit darzustellen, und wobei also mehre Tanzende zusammenwirken. Man kann jene, nach der Analogie der lyrischen Dichtkunst, lyrische Ballete, diese aber, welche eine Handlung darstellen, dramatische Ballete nennen. Das lyrische und dramatische Ballet zusammen machen die höhere Tanzkunst aus, im Gegensatz der niedern, deren Zweck geselliges Vergnügen ist, dahingegen jene auf Erregung der Gefühle des Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatischen Ballete in historische, deren Stoff eine wirkliche Begebenheit ist, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage ist, und in poetische, denen ein Werk der Dichtkunst zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegorischen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommensten sein müssen. Gewöhnlich ist ein Ballet in mehre Acte getheilt, deren jeder mehre Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehre Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Gesten und Attituden einen bestimmten Theil der Handlung darstellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man besonders zu berücksichtigen, einmal die Wahl des Gegenstandes, der Einheit der Handlung oder Leidenschaft haben, und einer kunstgemäßen anschaulichen Darstellung durch mimische und tänzerische Bewegungen fähig sein muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müssen, und endlich die Musik und Decorationen, durch welches alle Dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz

dem Auge nicht anschaulich machen kann. Das Ballet ist eine Erfindung der neuern Zeit (der erfinderische Virtuose Baltazarini, Musikdirector der Kath. v. Medici, scheint dem regelmäßigen Ballet seine Form gegeben zu haben), wiewol einen pantomimischen Tanz schon die Alten kannten. (S. Mimik und Pantomime.) Besondere Verdienste erwarben sich um dasselbe die Franzosen, und namentlich Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, sondern ihr Zweck nur ist, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballhorn (Johann), Buchdrucker zu Lübeck zwischen 1531 und 1599, der u. A. eine Fibel druckte, auf deren letzter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen gespornten Hahns in das eines ungespornten, dem ein paar Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er sie dieser unwesentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „Verbessert durch Johann Ballhorn" nannte, so heißt sprichwörtlich ballhornisiren oder verballhornen so viel, als abgeschmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch Etwas verschlechtern, statt verbessern.

Balliste, s. Geschütz.

Ballistik, die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in der Luft, ist ein Theil der höhern Mechanik, und besonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwerfens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geschützes, wichtig. Die Körper werden entweder senkrecht, oder wagerecht, oder schief geworfen, mit der aus dem Wurfe entstandenen Bewegung verbindet sich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Ist der Wurf senkrecht, so bleibt die Bewegung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geschieht, durch den Fall beschleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet ist, verzögert und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung seiner Schwere wieder herabfällt. Bei wagerechten und schiefen Würfen aber, wo die Richtung des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entstehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Gesetzen fallender Körper, Parabeln oder Kugellinien sein müssen, insofern der Widerstand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den Galilei'schen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die parabolische Theorie der Ballistik, nach welcher sich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerstand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu bestimmen, heißt das ballistische Problem, und ist, nach verschiedenen fruchtlosen Bemühungen Andrer, von Tempelhof in seinem „Bombardier prussien" aufgelöst worden. Auch gehören zur Anwendung der Ballistik noch Untersuchungen über die Geschwindigkeit, welche Ladungen von bestimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs gebraucht u. s. w., wie denn die ganze Geschützkunde auf ihr beruht. (Vgl. Parabel.)

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über Etwas werfen. Die Loosenden oder Wählenden bekommen eine weiße und eine schwarze Kugel, und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nachdem sie jene oder diese in das zum Sammeln der Loose bestimmte Gefäß werfen.

Ballspiel, ein gymnastisches Spiel, womit sich bei den Alten sowol die Erwachsenen als auch die Jugend, vornehmlich in den Thermen, beschäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unserm Ballon ähnlich; der zweite ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte ein kleiner Ball, der unserm Federballe glich, und den drei Personen, die sich in ein Dreieck stellten, einander zuschlugen; der vierte endlich war dicht mit Federn ausgestopft und besonders auf dem Lande gebräuchlich. Im Mittelalter hatte man eigne Ballhäuser. Es waren dabei gewisse Personen angestellt,

um die Bälle der Spielenden aufzuheben, welche man in Frankreich, und daher auch bei uns, Nanquets, späterhin Marqueurs nannte.

Balsame, stark und meistens angenehm riechende, etwas dickflüssige Materien. Die natürlichen sind verdickte ätherische Öle, sowie die Harze ausgetrocknete Balsame sind. Zu dieser Verdichtung trägt wahrscheinlich der größere Antheil von Sauerstoff bei, welchen sie aus der Luft annehmen. Sie fließen entweder selbst aus dem Stamme verschiedener Bäume, oder werden durch gemachte Einschnitte in die Rinde solcher Bäume zu einem häufigern Ausflusse veranlaßt. Die vorzüglichsten unter ihnen sind der Balsam von Gilead oder von Mecca, der kostbarste unter allen, der, so viel man weiß, von einem Baume in Arabien, nicht weit von Mecca, kommt. Man gewinnt ihn durch vorsichtiges Aufritzen der Zweige, der beste aber tröpfelt von selbst aus denselben, jedoch so sparsam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als drei bis vier Tropfen gibt. Ein Quentchen kostet in Mecca selbst gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balsam wird bloß für die vornehmsten Araber und Türken aufgehoben, Andre bekommen ihn fast niemals unverfälscht. Anfangs ist er blaß, trübe und flüssig, mit der Zeit wird er zähe, gelblich und durchsichtig. Der Copaivabalsam wird von einem schönen großen Baume in Südamerika gesammelt, ist weißgelblich, durchsichtig und etwas dickflüssig. Man braucht ihn als Arznei; auch in der Ölmalerei und zu Firnissen. Der peruvianische Balsam ist theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem spanischen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balsam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Cartagena in Amerika, sieht rothgelb aus, und ist zäher als die andern Balsame. Der flüssige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaume, welcher in sumpfigen Gegenden von Meriko wächst, kommt dem peruvianischen Balsam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin- und Lerchenbaume, gehören gleichfalls hierher; ferner der karpathische Balsam aus der Zirbelnußkiefer, der ungarische Balsam aus dem Krummholzbaume. — Die Apotheker bereiten auch künstliche Balsame, welche theils dickflüssig, wie Salbe und Öl, theils flüssig und hell, wie Spiritus sind. Zu den erstern wird als Grundlage gewöhnlich das ausgepreßte Muskatenöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätherische Öle, z. B. Citron-, Bergamott-, Nelkenöl, auch Moschus u. dergl., gesetzt werden. Dergleichen sind die Schlag-, Wund-, Kopfbalsame u. a. m. Unter den flüssigen sind der Hoffmann'sche Lebensbalsam, der Schauer'sche Balsam u. s. w. die bekanntesten. H.

Balsamiren (einbalsamiren), irgend einen Körper, insonderheit eine Leiche mit balsamischen Stoffen anfüllen und umgeben, um sie vor der Verwesung zu bewahren. Die Erfinder dieser Kunst waren die alten Ägypter. Andre Völker, z. B. die Assyrier, Scythen und Perser, folgten ihnen, erreichten sie jedoch nicht darin. Diese Kunst ist von dem Grade der Vollkommenheit, auf welchem sie bei den Alten stand, sehr herabgesunken, vielleicht weil die Veränderung in den religiösen Begriffen und Gebräuchen das Balsamiren der Todten seltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme Personen zuweilen noch einbalsamirt; allein diese Balsamirung schützt nicht vor Verwesung. Aus dem Körper werden die Eingeweide, und aus dem Kopfe das Gehirn genommen, und die Höhlungen mit einer Mischung von balsamischen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. gefüllt; die großen Blut- und andern Gefäße werden mit Balsamen, die in Weingeist aufgelöst sind, ausgespritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus stark eingerieben u. s. w. (S. Mumien.) H.

Baltimore, Hauptst. der Grafschaft d. N. im Staat von Maryland, 1729 ein Pachthof, dann ein Dörfchen, blühte auf seit der Entstehung der Union, hatte 1776 5000 Einw., erhielt 1796 die Vorrechte einer City, und ist seit 1806 die dritte Handelsstadt der Verein. Staaten. Sie liegt unter 78° 55′ W. L. von Greenwich und 39° 18′ N. B. an der Nordseite des Flusses Patapsco, un-

fern s. Mündung in die Chesapeakbai. Die kaum einen Pistolenschuß breite Einfahrt des Hafens wird durch das Fort Whetstone vertheidigt. Die Stadt ist rund um das Wasserbecken her auf drei Hügeln erbaut, worin bei gewöhnlichen Fluten das Wasser fünf bis sechs Fuß steigt; es bildet einen der schönsten Häfen der Welt, faßt 2000 Kauffahrteischiffe und ist von Werften und Speichern umgeben. Da man jedoch nur bei gewissen Winden aus diesem Wasserbecken segeln kann, dem es auch für größere Schiffe an der erfoderlichen Tiefe fehlt, so ankert die große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch eine Landspitze nahe am Ausflusse des Wasserbeckens, Fells-point genannt. Auch hier sind Werften angelegt, wo Schiffe von sechshundert Tonnen Last völlig sicher liegen können. Viele Ansiedler haben sich auf dieser Landspitze, wo sie der Schifffahrt am nächsten sind, niedergelassen. Schon zählt man hier mehr als tausend Häuser, von regelmäßigen Straßen durchschnitten, mit einem großen Marktplatze. Gewöhnlich wird diese neue Anlage als ein Theil der Stadt Baltimore betrachtet, obwol sie über eine halbe Stunde Weges von der eigentlichen Stadt entfernt ist. Die niedrige Lage der letztern hielt man sonst für ungesund; allein ihr schneller Anwachs und viele Verbesserungen scheinen die Nachtheile der feuchten Luft beseitigt zu haben. Die Hafenarbeiter und viele Lastträger wohnen, was die Polizei in diesem Klima hätte untersagen müssen, in den feuchten Kellergeschossen von Fells-point. Gerade in diesen brechen alle zwei bis drei Jahre das gelbe und andre gallige Fieber immer zuerst aus. Am ungesundesten ist Baltimore in der Zeit häufiger Regen an heißen Tagen, auch beziehen dann alle wohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landsitze in der Umgegend. Der Grundriß der Stadt ist dem von Philadelphia ähnlich und wie dort durchkreuzen sich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptstraße ist ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine halbe Stunde Weges in der Länge. Baltimore, mit Inbegriff der Vorstadt Fells-point, hatte im J. 1820 200 Speicher und 70,000 Einw., darunter viele Engländer, Schottländer, Franzosen und Deutsche; am zahlreichsten sind die Irländer. Man findet hier katholische (darunter eine bischöfliche), reformirte, lutherische, bischöfliche, presbyterianische, anabaptistische, methodistische und quäkersche, überhaupt 31 Kirchen. Die der Presbyterianer ist eins der schönsten Gebäude der Stadt. Außer andern gemeinnützigen Gesellschaften gibt es eine zum Besten armer Einwanderer aus Deutschland; ferner eine Universität, ein Athenäum, öffentl. Bibliotheken, ein kathol. Seminar, Akademien und drei mit einander verbundene Banken, deren Noten auf so geringe Summen ausgestellt werden, daß sie den Umlauf des baaren Geldes fast gänzlich ausschließen.

Baltisches Meer, oder die Ostsee, ein großer, mit der Nordsee zusammenhängender Meerbusen, wird durch die Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und Schweden begrenzt, erstreckt sich über 65° 30′ N. Br. hinaus, ist 190 bis 200 deutsche Meilen lang, 24 bis 48 breit, und sein Flächeninhalt beträgt, mit Inbegriff des finnischen und bothnischen Meerbusens, 7000 □M. Seine geringe Breite, die im Durchschnitt nur 15 bis 20 Klafter, an sehr vielen Stellen aber kaum halb so viel betragende Tiefe des Wassers, die flachen preußischen und die meist felsigen schwedischen Künsten, vor Allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde, machen dies Meer für den Seefahrer gefahrvoll, obwol seine Wellen, an und für sich, minder furchtbar sind als die der Nordsee. Eine Inselkette scheidet den südlichen Theil der Ostsee vom nördlichen oder dem bothnischen Meerbusen. In Nordosten erstreckt sich bis tief in Finnland der finnische Meerbusen und scheidet diese Provinz von Esthland. Ein dritter Meerbusen ist der rigaische oder liefländische. Das kurische und das frische Haff sind Buchten an der preuß. Küste. Das Gewässer der Ostsee ist kälter und klarer als das des Oceans, es enthält weniger Salztheile, und das Eis hindert jährlich drei bis vier Monate lang die Schifffahrt.

Ebbe und Flut sind, wie in allen landumgebenen Meeren, unbemerkbar, doch steigt und fällt das Wasser zu Zeiten, wiewol aus andern Ursachen, insbesondere vermöge der reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in den Kattegat. Bei stürmischem Wetter findet man an den Küsten Preußens und Kurlands Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Vierzig Ströme ergießen sich in die Ostsee, darunter die Newa, Düna, Warnow, Trave, Eider, Peene, Oder, Persanthe, Wipper, Weichsel, Pregel, Niemen (oder Memel), und die größtentheils unbedeutenden schwedischen Flüsse. Außer Seeland und Fühnen bemerkt man folgende Inseln: Samsoe, Mön, Bornholm, Langeland, Laaland, welche Dänemark gehören; die schwedischen Inseln: Gothland und Öland, deßgleichen Hween im Sunde, mit den Ruinen der von Tycho de Brahe erbauten Sternwarte Oranienburg; Rügen, jetzt preußisch; endlich die alandischen Inseln, am Eingange des bothnischen Meerbusens, und Dagoe, nebst Ösel, an der liefländischen Küste, welche zum russischen Reiche gehören. Drei Durchfahrten führen vom Kattegat in das baltische Meer: der Sund, der große und der kleine Belt. Bei allen dreien wird ein oft fünf bis sechs Tonnen Goldes jährlich betragender Zoll entrichtet. Über 1000 Seeschiffe laufen jährlich in die Ostsee aus der Nordsee ein.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der franz. Akademie, geb. zu Angoulême 1595 oder 1596, lebte in Rom als Geschäftsträger des Cardinals la Valette, ließ sich nach zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch s. Talente die Aufmerksamkeit des Card. Richelieu auf sich, der ihm einen Jahrgehalt von 2000 Livr. mit dem Titel eines Staatsraths ertheilte. Er galt für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünstler seines Jahrh. Doch fanden s. zahlreichen Schriften auch heftige Tadler. Unter diesen trieb Goulu, General der Feuillants (eines Klosterordens unter der Regel des heil. Bernhards), seine Kritiken bis zu Schmähungen. Dies veranlaßte Balzac, Paris zu verlassen. Er starb in Angoulême 1654 in einem Alter von 60 J. Eine mißverstandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulst, Ziererei und Übertreibungen verleitet, die freilich, als der Geschmack sich reiner ausbildete, nicht mehr in Ansehen bleiben konnten. Indeß muß man dem Wohlklange s. Periodenbaues Gerechtigkeit widerfahren lassen und bekennen, daß er zur Bildung der franz. Prosa manches Gute beigetragen hat. Er hatte die Alten studirt, und seine lat. Gedichte, wiewol ohne sonderlichen poetischen Werth, sind rein und von den Fehlern s. franz. Schreibart frei. Das vollendetste s. Werke ist ohne Zweifel eine Abhandl. über die lat. Verse. Zu hart ist das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er sich mehr mit Worten als Gedanken beschäftigt habe. Eine vollst. Ausg. s. Werke erschien zu Paris 1665, in 2 Bdn. Fol.

Bamberg, ein merkwürdiger Punkt in Deutschlands Culturgeschichte, vormals Haupt- und Residenzst. eines Hochstifts, welches 65 □M. und 200,000 Einw. umfaßte, jetzt Sitz der Provinzialbehörden des bairischen Obermainkreises, nämlich einer Regierung, eines Appellationsgerichts und eines Erzbischofs, liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend an der schiffbaren Regnitz und hat gegen 20,000 Einw. Sehenswerth sind: das Schloß auf dem Petersberge, von Bischof Lothar 1702 erbaut und jetzige Residenz des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, Schwagers des Königs Max und Schwiegervaters des Fürsten von Neufchatel (Berthier), der hier 1815, durch einen Sturz aus dem Fenster, sein Leben endigte; ferner die gothische, 1110 erbaute Domkirche mit ihrem Kirchenschatze und den Grabmälern Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Konrads III. und Papst Clemens II., die schöne Universitätskirche u. s. w. Die hiesige Universität ward 1585 als ein Gymnasium academicum errichtet, 1647 von Bischof Otto in eine Universität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Bischof Friedrich Karl mit der juristischen und medicinischen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollständigem philosophischen und theologischen Unterricht verwandelt.

Auch die medicinisch-chirurgische Lehranstalt am großen Ludwigshospitale ward neu dotirt. Noch gibt es andre treffliche Anstalten, auch Kunstsamml. daselbst. Bekannt ist die Bierbrauerei und berühmt der Gartenbau in und bei Bamberg. Über 500 Gärtner treiben einen ausgebreiteten Handel mit Gartengewächsen, Obst, Süßholz, Anis, Coriander und Sämereien. Vgl. Jäck, „Bamberg, wie es war und wie es jetzt ist", Bamberg 1818, und Dessen Art. in Ersch's und Gruber's „Encyklopädie".

Bambocciaden, in der Malerei, solche Bilder, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens auf eine groteske Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste u. dergl.; so genannt nach Peter von Laar (s. d.), der wegen s. Mißgestalt Bamboccio, Krüppel, hieß. — A. F. Bernhardi's humoristische Schriften, woran auch L. Tieck einigen Antheil hat, erschienen u. d. T. „Bambocciaden", 3 Thle.

Bambus, der Riese unter den Gräsern und Rohrarten Ost- und Westindiens, erreicht eine Höhe von 80 Fuß. Bis zur Höhe von 20 Fuß hat der Stamm eine baumartige Dicke, wo er sich in Äste theilt; die Zweige bestehen aus Gelenken, die inwendig hohl, mit lockerm Marke angefüllt und durch feste Scheidewände getrennt sind. Man benutzt diese Zweige zum Auffangen des Palmweins und andrer Flüssigkeiten, die ältern Stämme und Zweige aber zu Nutzholz. Die Chinesen sollen aus den Blättern dieses Rohrs ihre Hüte flechten. Aus den Knoten der Gelenke schwitzt ein Zuckersaft, der an der Luft trocknet und schon von den Griechen indischer Honig genannt wurde. Die Araber gebrauchen ihn in der Ruhr als inneres Arzneimittel, auch bei äußern Wunden und Geschwüren. Unsere Bambusstöcke sind junge Schößlinge.

Ban (Bannus) hießen die Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Kroatien, welche vom König über alle Beamte gesetzt waren, auch zu Kriegszeiten den Oberbefehl führten. Ban bedeutet im Slavonischen einen Herrn. Eine Landschaft, über die ein Bannus gesetzt war, heißt Bannat. Jetzt gibt es nur noch einen Ban von Kroatien, welcher unter den ungarischen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banca, niederländ. Insel bei Sumatra, zum Vasallenstaate Palembang gehörig, hat 60,000 Einw., darunter 25,000 Chinesen, ist bekannt wegen seiner von der londner Bancacompagnie betriebenen Zinnbergwerke und Perlenfischerei, die auch an den Ufern der Solo-Inselgruppe, nordöstlich von Borneo, ergiebig ist. Das Zinn von Banca ist sehr rein und leicht zu gewinnen. Der südöstl. Theil von Banca ist noch nicht untersucht.

Banda, s. Gewürzinseln.

Banda, sonst eine Gesellschaft zusammen eingespielter Musiker; heutzutage besonders das Chor der türkischen Musik. Banda sul balco sagt man, wenn diese türkische Musik in Opern auf der Bühne erscheint.

Banda oriental, ein Landstrich östlich vom La Plata zwischen diesem Flusse und dem Flusse Parana, bis an die Grenzen Brasiliens. Ohne die Indianer enthält diese Region 60—80,000 Weiße. Die Hauptnahrung dieser halben Wilden ist Viehzucht. Ihre Hauptwaffe ist eine lange Schleuder von Ochsenleder, deren sie sich auf Jagden und im Kriege mit Erfolg bedienen, und dadurch dem einzelnen Europäer sehr gefährlich sind. Die Hauptst. ist Montevideo.

Bandello (Matteo), Novellendichter, geb. gegen 1480 im Mailändischen, studirte zu Rom und Neapel und legte sich fast ausschließlich auf die schönen Wissenschaften. Er war in seiner Jugend Dominicanermönch zu Castel nuovo. Mehre Jahre scheint er in Mailand gelebt zu haben, wo Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio ihre Tochter von ihm unterrichten ließen, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cesare Fregoso, der aus venetianischen in französ. Dienste getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Ab-

schluß des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode seines Beschützers lebte er zu Agen bei dessen Familie, und ward 1550 zum Bischof dieser Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung seines Sprengels dem Bischof von Grasse und beschäftigte sich in einem Alter von 70 Jahren mit der Vollendung seiner Novellen, von denen er 1554 3 Bde. herausgab; ein 4. erschien 1573 nach seinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben ist; auch Camillo Franceschini gab in Venedig 1566, 4., Bandello's Novellen heraus. Außerdem sind von ihm gedruckt: „Canti XI delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga di Ganzuela e del vero amore, col tempio di pudicitia", Agen 1545, und noch zwei andre Gedichte; sämmtlich ohne großen Werth. Andre Gedichte B.'s, welche sich handschriftlich zu Turin befinden, gab Costa daselbst 1816 u. d. T. „Rime di Matteo Bandello" heraus. In seinen Novellen erreicht er zwar den Boccaccio nicht, allein natürliche Einfachheit, ein rascher Gang der Erzählung und harmonische Kürze der Perioden zeichnen sie aus; der Inhalt ist jedoch nicht selten ziemlich unzüchtig. Dieser Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaccio, da er gern bei schlüpfrigen Scenen verweilt, und die Farben nicht spart, sie für die Phantasie auszumalen. Eine deutsche Übersetzung hat Adrian geliefert, Frankf. 1819.

Bande noire. Als die Revolution in Frankreich so viele geistliche Güter, Burgen und Rittersitze des emigrirten, wie des im Lande gebliebenen Adels bei der Aufhebung der Fideicommisse und Majorate und gleichern Kindertheilung in diesen Familien entbehrlich gemacht hatte, da war bei der wachsenden Bevölkerung nichts natürlicher, als daß sich Gesellschaften von Capitalisten und Bauverständigen bildeten, welche die überflüssig gewordenen Gebäude (Kirchen, Capellen, Abteien, Klöster, Bischofssitze, Curien, gothische Burgen mit Gefängnissen und Zubehör, Jagdhäuser, Warten rc.) käuflich erstanden und nach derselben Theorie schleiften, womit der verminderte Luxus der amsterdamer Handelsherren die überflüssigen Villen um diese Seestadt durch die sogenannten Slopers abbrechen oder zum Abbruch verkaufen läßt. — Vielen scheint dies eine vandalische Sitte. Auch in Deutschland, nach der großen Säcularisation so vieler Stifter und Klöster, fanden sich besonders Judengesellschaften, welche mit Vortheil die unnütz gewordenen Gebäude ankauften, abbrachen, die Materialien und die in großen Loosen veräußerten Staatsdomainen in kleinen Abtheilungen wieder verkauften. Allerdings bereicherte sich die Bande noire theils aus den Baumaterialien, theils aus den Holzfällungen in den Parks und aus dem stückweisen Verkauf des Bodens zu Gärten, Wiesen und Äckern. Dadurch diente sie aber auch dem Publicum. In den Gegenden, wo dies bisher häufig geschah, wohnt der Landmann bequemer und ist wohlhabender als dort, wo die Armuth der Landleute, z. B. in den Pyrenäen und überhaupt im südlichen Frankreich, den Landleuten nicht erlaubte, von alten Materialien sich neue Häuser und Wirthschaftsgebäude bequem einzurichten.

Bänder (Anatomie), gewisse Theile des menschlichen und thierischen Körpers, welche Zusammenhang unter die Knochen und andre schwebende Theile bringen, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einschränkung der Bewegung dienen. Die Lehre von den Bändern heißt Syndesmologie. Sie unterscheiden sich von den Knochen durch ihre Biegsamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Festigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Bestimmung.

Bandettini (Teresa), Stegreifdichterin (improvisatrice), geb. zu Lucca um 1756, erhielt von ihren angesehenen Ältern eine sorgfältige Erziehung, mußte aber, als diese ihr Vermögen einbüßten, sich entschließen, auf das Theater zu gehen. Zum ersten Mal trat sie zu Florenz auf und machte kein Glück. Dieses, ver-

bunden mit ihrer Liebe zu der schönen Wissenschaft, zog sie zum eifrigsten Studium der Dichter hin. Als sie eines Tages einen Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderstehlich hervor und ergoß sich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Improvisator. Aufgemuntert von demselben, widmete sie sich ganz dieser schönen Kunst. Die Originalität, die blühendste Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verschafften ihr bald einen berühmten Namen; sie konnte das Theater verlassen, als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre, in mehre Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eins ihrer berühmtesten Gedichte war jenes, welches sie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marie Antoinettens von Frankreich improvisirte. 1813 war sie endlich des Reisens müde, und zog sich wieder in ihre Vaterstadt zurück, wo sie von ihrem sehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erschienen von ihr: „Ode tre" (Lucca, 4.), wovon die 1. Nelson's Sieg bei Abukir, die 2. Suwaroff's Siege in Italien, und die 3. die Siege des Erzherzogs Karl in Deutschland besingt. Ferner hat man von ihr unter dem Namen Amarilli Etrusca: „Saggio di versi estemporanei", (Pisa bei Bodoni), worunter sich das Gedicht über Petrarca's Zusammentreffen mit Laura in der Kirche auszeichnet und sie einem Rossi an die Seite setzt.

Bandit (ital. Bandito), ursprünglich ein Verbannter; dann ein gedungener Mörder. So nannte man die Assassinen (vgl. Ismaeliten) Italiens. Jetzt ist Bandit und Räuber in Italien fast gleichbedeutend. Sie machen gleichsam eine Gilde für sich aus, die, strengen Gesetzen unterworfen, mit der bürgerlichen Gesellschaft in offenem und geheimem Kriege lebt. Noch ist es keiner italienischen Regierung gelungen, die Schande dieses Worts aus ihrer Rechtspflege zu vertilgen. Die strengen Maßregeln, welche die päpstliche Regierung 1820 gegen die Hehler der Banditen und Räuber ergriff, haben ihre Schlupfwinkel wol aufgestört; allein die anfangs ansässigen Bösewichter sind nun heimathlose geworden. Diejenigen aber, welche die Grenzen von Neapel beunruhigen, sind dort angesessene Leute, die neben dem Feldbau sich mit Rauben und Morden, wie mit einem Gewerbzweige abgeben. Die Todesstrafe schreckt sie davon zurück, wie ungefähr der Sturm den Matrosen vom Meere. Peter der Calabrese, der furchtbarste unter den Häuptlingen dieser Räuber, 1812, nannte sich Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Beschützer der Conscribirten und Vermittler der Straße von Florenz nach Neapel. Die Regierung Ferdinands I. sah sich genöthigt, mit diesen Banditen Verträge abzuschließen. Einer derselben trat 1818 als Hauptmann in königl. Dienste, und übernahm es, seine ehemaligen Spießgesellen einzufangen. Später hatten sich mit diesen Räubern (die jedoch von andern Räubern, die man Malviventi nennt, zu unterscheiden sind) Abenteurer aller Art verbunden, daher die östreich. Truppen, welche Neapel besetzten, große Streifzüge halten mußten. Eigen ist es diesen Räubern, daß sie im Innern des Landes die Reisenden unangefochten lassen. Dies gilt auch von denen, welche von Fremden und Einheimischen ein Schutzgeld nehmen und ihnen dafür Sicherheits- oder Geleitsbriefe geben, was vor kurzem noch in Sicilien der Fall war, wo die Banditen am zahlreichsten im Val Demone hausen. Hier erklärte sich sogar der Fürst von Villa-Franca, aus Polizei- und andern Rücksichten, für ihren Patron; er gab ihnen Livree und behandelte sie mit vielem Zutrauen, das sie nicht gemißbraucht haben sollen. Denn unter ihnen selbst gilt eine gewisse romantische Ehre aus dem Mittelalter. Sie halten unverbrüchlich das gegebene Wort, und sorgen oft besser für die ihnen anvertraute Sicherheit einer Gegend als die öffentlichen Behörden.

Bandwurm, einer der hartnäckigsten Eingeweidewürmer des thierischen und auch des menschlichen Körpers, hat seinen Namen von dem breitgedrückten bandartigen Ansehen, das jedes einzelne Glied und der aus diesen zusammengesetzte

ganze Körper des Wurmes hat. Man unterscheidet nach Bremser jetzt zwei Gattungen: Taenia, Kettenwurm, und Bothryocephalus, Grubenkopf, die beide früher unter dem Namen Taenia in einer Gattung vereinigt waren. Aus beiden Gattungen kommt eine Art im menschlichen Körper vor, nämlich 1) Taenia solium, der einsame oder langgliedrige Kettenwurm, bei welchem sich die Geschlechtsöffnungen an einer Seite jedes Gliedes finden; er ist der in Deutschland und Frankreich gewöhnlich vorkommende; 2) Bothryocephalus latus, der eigentliche oder breite Bandwurm, bei welchem sich die Geschlechtsöffnung auf der Fläche der Glieder befindet; er kommt nur in Rußland, Polen, der Schweiz und einigen Gegenden von Frankreich vor und macht weniger Beschwerden. Beide Arten haben oft eine Länge von 20 bis 30 Fuß, und gewöhnlich gehen nur einzelne Stücke, nicht aber das Kopfende ab; ehe aber nicht dieses letztere abgegangen ist, erzeugt sich der Wurm immer wieder; auch kommen, was man früher bezweifelt hat, oft wirklich mehre Individuen des Bandwurms in Einem Darmcanale vor. Die Zeichen des Bandwurms sind ein eigenthümliches plötzliches Gefühl von Stechen in der Magengegend, Druck und wellenförmige Bewegungen im Unterleibe, Angst, Krämpfe, Verstimmungen, Ohnmachten &c.; alle diese Zeichen sind aber unsicher, und nur das Abgehen wirklicher Bandwurmstücke ist das einzig sichere Merkmal vom Dasein des Bandwurms. Die Cur muß von einem kundigen Arzte geleitet werden und ist immer schwierig; die vielen Geheimmittel dagegen, wie das Nuffer'sche, Herrenschwend'sche, Mathinu'sche u. s. w., sind unsicher und bedenklich. 16.

Bank, eine Creditanstalt, welche an einem bestimmten Orte errichtet ist, um die Circulation und den Tauschverkehr zu erleichtern und zu befördern. Dergleichen Anstalten können verschiedene Zwecke haben und erhalten davon verschiedene Beinamen, als: Gelder oder edle Metalle sicher aufzubewahren oder niederzulegen, wovon sie **Deposito-** oder **Niederlagsbanken** heißen, und zu welchen auch die **Zahl-** oder **Girobanken** (s. d.) gehören; werden **Banknoten** (s. d.) auf den Credit der Bank ausgegeben, welche wie baares Geld umlaufen — **Circulations-** oder **Zettelbanken**; fremde Gelder anzunehmen und wieder zu verborgen, oder auch auf Pfänder zu leihen — **Leihbanken** u. s. w. Auch lassen sich mehre dieser Zwecke mit einer und derselben Bank verbinden. Indessen fodert jeder dieser Zwecke seine besondern Einrichtungen. Die Theorie der Banken überhaupt findet man gut abgehandelt in Büsch's „Sämmtliche Schriften über Banken und Münzwesen" (Hamburg 1801). (S. **Londner Bank**, **Privatbanken**, **Staatsbanken** u. a.) Die ältesten Bankanstalten in Europa hatten die ersten großen Weltkaufleute im Mittelalter, die Italiener. Sie sind in der Revolution der Zeiten alle gewaltthätig untergegangen. Giro- und Zettelbanken wurden die italienischen Banken erst spät. Bis zur Ausleerung der Bank von Genua durch östr. Krieger 1746, die unsers Wissens unerstattet blieb, zahlte Genuas Bank immer. — Alle Banken sind entweder öffentliche oder Privatbanken. Jene sind vom Staate selbst oder doch unter dessen Autorität oder Garantie errichtet; diese aber von Privatunternehmern gestiftet, ohne Gewährleistung des Staates. Solche Privatbanken können den Actionairen und auch dem Publicum großen Nutzen gewähren, nur müßte ein etwa alternirender, in Handelskenntnissen erfahrener pensionirter Staatsdiener im Interesse des Publicums eine tägliche Aufsicht führen, daß die den Privatbanken niemals fehlenden Confirmationsbedingungen des Staats stets bei der Geschäftsführung beobachtet werden. — Die öffentlichen Banken sinken und blühen mit dem Handel ihres Staats. Folgende sind in Europa die merkwürdigsten: 1) **Altona**. Seit Febr. 1819 hat Altona für die Herzogthümer Schleswig und Holstein ein neues Bankinstitut. Ihre Actien bestehen aus den ihr von der dänischen Nationalbank abgetretenen Activis. Die frühere Leihbank wurde gänzlich aufgelöst. Ihr großes Activvermögen

fiel 1812 an den Staat. 2) Amsterdam. Zur Gründung des dortigen Waisenhauses liehen von 1523—60 die dortigen Kaufleute Geld, welches das Waisenhaus höher nutzte. Der Überfluß der dem Waisenhause anvertrauten Capitalien gab Gelegenheit zur Errichtung der Bank 1609. Da der Staat sie immer benutzte und bis 1787 reichen Credit hatte, so blühte sie gerade so lange, als die niederländischen Staatsschulden einen hohen Cours bei niedrigen Zinsen behaupteten. Vom J. 1802 bis zu der Amalgamation der Niederlande mit Frankreich blühte der Bankcredit abermals, weil das durch Eingriffe des Staats entstandene Deficit gedeckt wurde. Von 1810—13 schwankte das Bankagio sehr unter Napoleons Scepter, weil weder Hamburg noch Amsterdam ihre alte Bankeinrichtung zu einem Filial der pariser Bank umformen lassen wollten. Der Credit der jetzigen niederländischen Bank steht hoch, weil der Staat diese Einrichtung bisher mit Mäßigung benutzte. Sie läßt seit dies. J. die Wechselcourse in Courantgelde und nicht mehr in Bankwährung anzeigen. 3) Berlin. Die königl. Verordnung, d. d. Wien den 3. April 1815, wegen Verkehrs der Bank, setzte das Verhältniß zwischen dieser Hauptbank und ihren Filialen in Breslau, Köln, Münster, Königsberg, Elbing, Frankfurt a. d. O., Magdeburg, Memel, Stettin, Wesel, fest. Die berliner Hauptbank ist ein vom Staatsministerium ganz unabhängiges Institut. Ein Chef und das königl. Curatorium leitet solches bloß aufsichtsweise, das eigentliche Geschäft betreibt aber das Bankdirectorium mit dem untergeordneten Personal. Die ältern Hauptbankobligationen sind eine Staatsschuld geworden, und da sie noch nicht zu jeder Stunde mit den Zinsen haben wieder eingelöst werden können, so schwankt ihr Werth zwischen 80 und 90 Proc. 4) Die jetzige dänische Nationalbank wurde in Kopenhagen am 1. Aug. 1818 errichtet. Sobald die Reichsbankzettel bis auf 20 Mill. sich vermindert haben, soll diese Papiermünze das einzige gesetzmäßige Numerair sein. Das Privilegium lautet auf 90 J. Sie ist noch zu jung, um beurtheilen zu können, wie sie ferner dem Interesse des Publicums gemäß verwaltet werden wird; hält sie indeß ihre Versprechungen bei der Fundation, so wird sie nützlich sein und dient jetzt dem Publicum allerdings recht sehr. 5) Über die von Ludwig XVIII. im April 1818 bestätigte Franz. Bank s. d. 6) Hamburg hat eine Giro= und Leihbank errichtet 1619. Sie leiht bloß auf Gold, Silber und Kupfer im Faustpfand gegen niedrige Zinsen, nimmt die Mark Silber fein zu 27 Mark 4 Schill. an und gibt sie zu 27 Mk. 6 Schill. bei baarer Rückzahlung aus. Es war ein Bruch der natürlichen Staatsobliegenheit Frankreichs, Das, was der Staat unter Napoleon zum Staatsbehuf 1813 und 1814, durch den Civil= und Militairgouverneur Davoust, aus der Bank und anderm Eigenthum der Kaufmannschaft und der Hauseigenthümer in Hamburg requirirt hatte, unter der königl. folgenden Regierung bloß mit ½ Mill. Fr. Renten zu erstatten, da doch der erste Staatsbeamte des Reichs in einer berennten Stadt sich des fremden Eigenthums zur Sustentation s. Militairmacht bemächtigen zu dürfen glaubte, und die Requisitionen nach s. Anweisung zum Besten des franz. Staats verwandt worden waren. Im alten Frankreich hat die bourbonische Regierung alle Napoleonische Requisitionen richtig bezahlt. Nach hergestellter Freiheit 1815 hat die Bank und ihr Credit sich schnell wiederhergestellt. Das Maximum ihres Baarbesitzes war 47 Mill. Mark Banco, welches ungefähr einen Begriff von der Größe des Handels und Wechselverkehrs Hamburgs gibt. 7) Londner Bank (s. d.). Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Handelswelt, daß, indeß alle Gläubiger der andern europäischen Banken mehr und weniger im Druck der Zeiten durch die Hand der eignen Regierung oder fremde Gewalt litten, die britische Bank nicht allein die empfangenen Valuta, sondern sogar in einer jetzt um ⅕ bessern Valuta, d. h. in Golde, ihre Schuld abträgt, als worin sie ihre Deposita empfing. Gleicher Zwang traf alle andre englische Privatbanken und Schuldner in der Landesmünze über=

haupt. Diese Maßregel allein beweist, wie mächtig im britischen Reiche der Reichthum die Regierung in ihrer Verwaltung lenkt. Kein Interesse wäre verletzt worden, wenn die Regierung sogleich nach dem Frieden der Bank die Zahlung in Golde zu dem damaligen Preise des Papiergeldes gegen Gold aufgegeben hätte, und die Nation hätte durch diesen Act der Gerechtigkeit ihre Schuld mit $\frac{1}{3}$ Metall weniger in Zins und Capital entrichten können. Der dagegen eingeschlagene Weg ist der wahre Hauptgrund mancher Verlegenheiten, worin sich jetzt Handel und Gewerbe Großbritanniens befinden. Übrigens ist die londner Bank eine wahre Weltbank, und die quantitative Menge der ausgegebenen Banknoten steht immer im Verhältniß mit dem Circulationsbedürfniß. Sie kann nur fallen durch einen Nationalbankrutt oder durch Heruntersetzung der Staatsschuld, verbunden mit augenblicklichen starken Vorschüssen an die Regierung, bei dem ungeheuern Belang ihres Corporationscapitals. Für eine mäßige Entschädigung hebt und zahlt die Bank die meisten Staatseinkünfte, und namentlich alle Zinsen der Staatsschuld. Ihr Privilegium läuft bis 1832. Seit dem Continentalfrieden hat die Bank den Umlauf ihrer Noten monatlich nach Inhalt der Parlamentsverhandlungen immer mehr, zur Verlegenheit des Handelsstandes, beschränkt. Zugleich ergeben diese Verhandlungen klar, daß die Bankdirectoren ungern die Baarzahlung wieder einführten, die ihnen in der langen Suspension erlaubte, das reine Corporationsvermögen der Bank seit 1797 so sehr zu vermehren. Die Bank hat in dieser Periode von 24 Jahren freilich dem Staat oft bis zu 10 und 12 Mill. Pf. Sterl. auf und ohne Schatzkammerscheine, außer dem alten fundationsmäßig consolidirten Bankfonds, vorgeschossen. Die wenigen Nachfragen nach baarer Münze, sobald die Goldzahlung der Bank wieder eingeführt worden war, bewies, wie fest im Glauben der Nation der Credit der Nationalbank steht, und zugleich, daß die Bankdirectoren sehr unnöthig die ältere Bereitwilligkeit, unlimitirte Bankzettel auszugeben, beschränkt hatten. Die Bank beschäftigt an Personal jetzt über 400 Personen. Das Maximum, was die londner Bank jemals zu gleicher Zeit umlaufen ließ, war 54 Mill. Pf. Sterl. Jetzt mag der Umlauf in Zetteln der londner Bank ungefähr die Hälfte betragen. Die sogenannten unnachahmlichen neuen Banknoten, seit Febr. 1820 ausgegeben, haben folgendes Eigenthümliche: Eine gewisse Zahl gerader Linien bilden mit eiförmig gebogenen dünnen Linien verschiedener Excentricität eine Art Schachbret, dessen gebogene Quadrate abwechselnde schwarze und rothe Linien darstellen. Das mathematisch-genaue Zusammentreffen der verschiedenen auf drei Seiten gefärbten Quadrate wird durch eine Maschine bewirkt, welche auf kleine Platten drückt, die die Noten formen. Selbst der Besitzer dieser Maschine kann die neuen Banknoten, welche jene liefert, nicht nachdrucken, weil er den Schlüssel zu Anordnung ihrer Bestandtheile nicht kennt. Dieser Schlüssel ist nur den Directoren und den ersten Bankofficianten bekannt. Seit der Einführung dieser neuen Banknoten ist das Verfälschen derselben bisher nicht mehr versucht worden. Es ging bis dahin so weit, daß vom 1. Mai 1818 bis Ende Juni 1821 an falschen Banknoten der Bank von England präsentirt wurden 87,410 Stück à 1 Pf. Sterl., 1953 à 2 Pf. St., 2497 à 5 Pf. St., 273 à 10 Pf. St., 68 à 20 Pf. Sterl. In den letzten 16½ J. wurden wegen überwiesener Banknotenverfälschung zum Tode verurtheilt 657 Personen, von denen 241 wirklich hingerichtet wurden. Übrigens mußte die Circulation der Nominalsumme der engl. Banknoten abnehmen, nachdem die Goldvaluta der Umlaufssumme sich um $\frac{1}{3}$ verbessert hatte. 8) Madrid hat eine St.-Karlsbank. Ihr Fonds ist 150,000 Actien, jede zu 2000 Realen de Vellon. Sie verlieren jetzt 40 bis 60 Proc. 9) Neapel hat eine durch ein Decret vom 7. Dec. 1808 errichtete Nationalbank, welche, ungeachtet der Revolutionsversuche 1820 und 1821, eines festen Credits genießt. 10) Die norwegische Reichsbank zu Christiania. Sie wurde von ihrer Regierung befristet, vor

1821 ihre Auszahlungen nicht in klingender Münze zu beschaffen. Natürlich wird sie noch manche Schwierigkeiten in einem Staate bekämpfen müssen, der sich erst aus dem Mangel an baarem edeln Metall, in Folge des vieljährigen dänischen Papiergeldsystems, herausarbeiten muß. 11) Rom hat eine Leihbank unter dem Namen Banco del spirito santo. Sie ist ein Theil des Leihhauses Monte di pietà. Die Zettel haben einen gezwungenen Cours und Unterwerth gegen Metall. 12) Rotterdam hat seit 1635 eine Girobank, deren Einrichtung der von Amsterdam nicht ganz gleich ist. 13) Die russische Reichsleihebank gründete Katharina II. 1786. Sie leiht und verleiht, discontirt Wechsel zu 6 Procent Zinsen und versichert Häuser und Fabrikgebäude. Von dieser Leihbank ist die Reichsassignationsbank verschieden, welche es bloß mit der Verfertigung, Ausgabe und Verwechslung der Assignationen zu thun und ihre Filialbanken in den größern Handelsstädten des Reichs, Moskau, Odessa, Taganrog rc. hat. Diese sind bloß zur Einnahme und Ausgabe der Bankassignationen bestimmt. Die russischen Bankassignationen lauten auf umlaufende Münze, wodurch es unbestimmt ist, wogegen die Banken sie auswechseln sollen. Sie gaben Kupfergeld dafür, so lange sie in gehöriger Menge damit versehen waren. In beliebiger Menge war dasselbe schon seit langer Zeit nicht von den Banken zu erlangen. Die theilweise Auswechslung geschah und geschieht noch meistens nach Gunst. Neuerlich ist eine Commerzbank errichtet worden, welche einen großen Theil der Geschäfte der Leihbanken an sich gezogen hat. 14) Die schwedische Reichs- und Wechselbank zu Stockholm wurde auf dem Reichstage von 1688 gegründet. 1777 wurde damit eine Zettelbank verbunden, die über die Einlage sogenannte Bank-Transport-Zettel ertheilte. 1789 kam eine Depositenbank durch Anleihe einer Summe von 10,000 Obligationen, jede à 100 Thlr. hinzu, welche nicht immer die gewünschte Wirkung hervorbrachte, weil Gustav III. sie für seine finanziellen Zwecke benutzte. Zu Folge einer königl. Verordnung sind sie seit 1823 baar eingelöst worden. 15) Stuttgart erhielt, vermöge Verordnung vom 15. Aug. 1802, eine Hofbank, deren Credit im Würtembergischen fest begründet ist. Sie gebraucht nicht immer die ihr zur Nutzung angebotenen großen Summen, ein Beweis, daß sie nicht schwindelt und daher das jetzige Zutrauen allerdings mit Recht verdient. 16) Wien erhielt 1714 vom Kaiser Karl VI. durch die freie Bancalitätsordnung eine Stadtbank. Seit 1771 gab diese für 12 Mill. Fl. Bankzettel aus, 1784 noch 20 Millionen. 1800, 1806 und 1808 vermehrte sich die Masse der wiener Bankzettel sehr. 1816 gründete die Verordnung vom 1. Juli 1816 die neue östr. Nationalbank, welche die umlaufenden Zettel bereits so sehr vermindert hat, daß sie einen fast festen Cours von 40 Proc. gegen Silber gewonnen haben. Eine der Hauptoperationen der wiener Bank ist, daß sie Verpfändungen der Staatsobligationen annimmt zu billigem Pfandzins. Man hat angenommen, daß dies den Credit der Staatspapiere sehr stütze. Allerdings konnte den Unternehmern großer Staatsanleihen dies nicht anders als höchst vortheilhaft sein, die nun mit dem Verkauf der neuen und alten Staatsschuldscheine zögern, und es lange hinhalten können, diese Effecten in feste Hände gelangen zu lassen, und folglich das Circulationsmetall, wenn es ihrem Interesse gemäß ist, auch außer Landes in großen Massen zu nutzen. Vermöge dieser Staatsoperation kann aber auch der Credit der Staatspapiere sinken, wenn eine von den Verpfändern der Staatsobligationen erzwungene Rückzahlung oder eine noch vortheilhaftere Geldspeculation der Börsenmänner in Staatseffecten diese bewegt, des Staats Effecten fallen zu machen, der seinem Credit an aus- und inländische Geldlieferer genug geopfert hat. In einer Periode, wo der Handel so schwach und die Production so wohlfeil, ist jede Begünstigung des Gewinns ohne Arbeit leider eine Einladung, sich Geschäften in Speculationen vorzugsweise zu widmen, und nicht der Nahrung durch Arbeit; auch vertheilt sich durch das Verpfändungssystem

der Staatsobligationen der Gewinn auf die Staatspapiere an Wenige und unter diesen an viele Ausländer. 17) Die Nationalbank in Philadelphia wurde 1791 gestiftet mit einem Unionsprivilegium auf 20 J. und einem Fonds von 10 Mill. Dollars und 25,000 Actien, jede à 400 Dollars. Bis 1815 wurden alle Noten eingezogen, und 1816 eine neue nordamerikanische Staatsbank mit 35 Mill. Dollars errichtet. Außer dieser Nationalbank finden sich in den Freistaaten über 400 Banken der einzelnen freien Staaten und reine Privatbanken mit 80 Mill. Dollars Dotation. In den neuesten Zeiten sank der Land- und Productenwerth in Nordamerika, welches veranlaßte, daß mehre der Privatbanken ihre Zahlungen nicht fortsetzen konnten, und daß die einzelnen Staaten die unvorsichtigen Umtriebe mancher Banken in genaue Aufsicht nahmen. Die Nationalbank befindet sich wohl. Wenngleich sie jetzt keine großen Dividenden geben kann und ihr Corporationsvermögen wenig vermehrt, so genügt es doch, daß in so gefährlicher Krise ihr Credit unerschüttert blieb. Überhaupt empfiehlt das nordamerikanische Privatbankwesen eine doppelte Eigenthümlichkeit, nach welcher jeder der freien nordamerikanischen Staaten einen nach der Provincialität des Staats gebildeten und in den Fundamentalgesetzen der Bank genau organisirten Geschäftsgang hat. In den jungen Staaten der Föderation fehlt besonders jetzt das baare Geld bei der Wohlfeilheit der Producte sehr. Die Banken leihen daher viel auf verpfändete, im Auslande verkäufliche Producte, und da sie auch nur Papier ausgeben, so können sie einen nicht zu lange dauernden Handelsstillstand den Kaufleuten und Producenten sehr erleichtern, zumal die Dampfschifffahrt jetzt möglich gemacht hat, sehr rasch die überflüssigen Landesproducte nach Neuorleans oder einem atlantischen Hafen zu schaffen. Der Credit auf Landgüterhypothek wird von den nordamerikanischen Banken wenig beachtet, desto mehr befördern diese Banken den Häuserbau in Städten zu Magazinen, den Mühlenbau und Anlegung unentbehrlicher Fabriken, die auf einen gewissen, mäßigen Absatz rechnen können. Auch nimmt jeder Staat selbst einen beträchtlichen Actienantheil. Die Dividenden des letztern werden früher und später für Schulen, Straßen, Canäle, Hospitäler, Arbeitsanstalten u. s. w. verwandt, weil die nordamerikanischen Staaten nicht gewohnt sind, Denen, die sie zu Speculationen privilegiren (nach der Weise der alten Welt in manchen Staaten), zu viel Vortheil und zu leichten Gewinn einzuräumen, ohne einem schönen, reinmenschlichen oder Staatszweck einen bedeutenden Gewinn zu verschaffen. — Auch Leipzig hatte 1698 eine Bank, die blühende Geschäfte machte und unterging, ohne daß man die Veranlassung weiß. Dennoch ist die Herstellung einer solchen Gold- und Silberbank auf einem solchen Wechselplatz und bei einem solchen Meßverkehr ein wahres Bedürfniß. (Vgl. d. Art. über einzelne Banken.)

Bank (Pritsche, Barbette), eine Erhöhung von Erde hinter der Brustwehr eines Festungswerks oder einer Schanze, um mit Geschützen über die Brustwehr wegfeuern zu können. Die Höhe der Brüstung (des Stücks Brustwehr, welches das Geschütz deckt) beträgt gewöhnlich gegen 3½ Fuß, die Länge der Bank 14—16′, die Breite für jedes Geschütz 16—18′. Eine Auffahrt führt vom Innern der Schanze auf die Bank. Wenn man viel schweres Geschütz gegen sich hat, oder mit Trancheen angegriffen zu werden erwartet, oder wenn die Schanze einen bestimmten Punkt, z. B. eine Brücke, einen Paß, zu beschießen bestimmt ist, die Richtung des Geschützes also nicht bedeutend geändert wird, schneidet man oft statt der Bank Schießscharten in die Brustwehr; dagegen ist das über Bank feuern dann zweckmäßig, wenn man bloß von Infanterie angegriffen zu werden glaubt, oder die ganze umliegende Gegend beschießen will. 32.

Bankiers sind Handelsleute, die sich zunächst damit beschäftigen, mittelst eines gewissen Vortheils, Provision genannt (gewöhnlich ½ oder ⅓ Procent), durch Wechsel Zahlungen an entfernten Plätzen zu leisten oder von daher Gelder zu be-

ziehen. Der Geschäftskreis dieser Handlungshäuser beschränkt sich daher nicht bloß darauf, sondern es gehört in denselben jeder Verkehr, der durch Geld und Credit zu betreiben und zu erlangen ist. Sie machen daher an Personen Geldvorschüsse, insofern ein sonstiger Umsatz damit verbunden ist, wogegen sie auch Gelder, aber zu geringern Procenten, von Andern annehmen; sie schießen auf Waaren, die an sie consignirt werden, Gelder vor; die wichtigsten unter ihnen beschäftigen sich mit Staatsanleihen, welche sie zu negociiren suchen, und in neuerer Zeit ist der Einkauf und Verkauf von Staatspapieren für eigne und für fremde Rechnung einer der wichtigsten Zweige ihrer Thätigkeit. Als Bankierhäuser des ersten Ranges führen wir beispielsweise an: in Paris Laffitte, in London Baring, in Amsterdam Hope, in Wien Geymüller, in Petersburg Stieglitz, in Stockholm de Ron, in Hamburg Beneke und Sillem, in Frankfurt Bethmann, in Augsburg von Halder, in München Eichthal; insbesondere das Haus Rothschild (s. d.), dessen Stamm sich in Frankfurt befindet, das aber zur Betreibung seiner unermeßlichen Operationen auch Commanditen in London, Berlin, Hamburg, Paris und Neapel errichtet hat.

Banknoten sind Zettel, welche eine Bank statt des baaren Geldes ausgibt, und welche bestimmt sind, wie baares Geld umzulaufen oder dessen Stelle zu vertreten. Soll der Werth dieser Noten dem baaren Gelde oder der Münze, welche sie vorstellen, unveränderlich gleich erhalten werden, so gibt es hierzu nur Ein sicheres Mittel. Dieses besteht darin, daß die Bank es sich zum unverbrüchlichen Grundsatze macht, jede Note auf Verlangen ihres Inhabers ohne allen Verzug und ohne alle Schwierigkeiten zu dem vollen Nominalwerthe derselben mit baarem Gelde einzulösen. Alle übrigen Mittel, die Banknoten dem baaren Gelde gleich zu erhalten, sind unsicher und schwankend, sobald die Menge der Noten die Summe übertrifft, welche zu bestimmten Zahlungen täglich gesucht wird.

Bankrutt, s. Falliment.

Banks (Sir Joseph), Baronet, geb. in Lincolnshire 1740, Naturforscher, stammt aus einer ursprünglich schwedischen Familie, welche seit einem Jahrhundert sich in England niedergelassen hatte, und von welcher auch der Advocat und Trauerspieldichter John Banks herrührt. Er empfing s. Unterricht zu Eton und Oxford bis 1763. Dann besuchte er die Hudsonsbai, um naturhistorische Forschungen anzustellen, und schiffte sich mit Cook zu dessen Entdeckungsreise ein. Ihn begleitete sein Freund, der Doctor Solander. Auf einem Gange in das Innere des wüsten Feuerlandes, dessen Merkwürdigkeiten sie kennen lernen wollten, waren beide Naturforscher nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerster Mühe erwehrten sie sich des Schlafs. Durch Banks ward der Brotbaum nach den amerikanischen Inseln gebracht. In der Beschreibung dieser Reise Cook's sind die botanischen Beobachtungen von ihm. 1771 ertheilte ihm die Universität Oxford das Diplom als Doctor des Civilrechts. 1772 besuchte er die Insel Island, um ihre Naturerzeugnisse kennen zu lernen. Nachdem Sir John Pingle 1778 sein Amt als Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften niedergelegt hatte, trat Banks an dessen Stelle, mußte jedoch 1784 heftige Angriffe von einigen der vornehmsten Mitglieder wegen seines Betragens gegen Dr. Hutton und seiner Nichtachtung des mathematischen Theils der Gesellschaft erleiden. 1781 ertheilte ihm der König die Pairswürde. Die Franzosen erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinstituts, weil sie es seiner Verwendung verdankten, daß sie die Papiere von La Peyrouse, welche auf dessen Reise Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Seine Bibliothek und s. naturhistorischen Sammlungen haben nicht ihres Gleichen. Außer einzelnen Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Gesellschaften hat er nichts geschrieben als „A short account of the cause of blight, the mildew and rust in corn" (1805). Er starb den 19. Juni

1820. Nach seines Bibliothekars Brown Tode fallen s. Sammlungen dem britischen Museum anheim.

Bann und Acht, s. Kirchenbann und Acht.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutschen ein Ritter so viel Ansehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße, d. h. andre Ritter mit ihren Dienern, gegen den Feind führen konnte, so erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn. In dem letzten deutschen Kriege wurde das Wort Banner für Abtheilung oder Bataillon wieder gebraucht. In Sachsen nannte man die gesammten freiwillig Bewaffneten Banner (Landfahne).

Bannier, Banér (Johann), schwedischer Feldherr im dreißigjährigen Kriege, stammte aus einem alten adeligen Geschlechte Schwedens und war 1596 geb. Als Kind fiel er aus dem Schlosse Hörningsholm vier Stockwerke hoch herab, ohne beschädigt zu werden. Gustav Adolf, der ihn sehr schätzte, prophezeihte damals schon, daß er zu großen Thaten bestimmt sei. Er that s. ersten Kriegsdienste in Polen und Rußland und begleitete s. König nach Deutschland. Nach dem Tode desselben (1632) erhielt er den Oberbefehl über 16,000 M. und war das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittstock 1636, welche er gegen die kaiserl. und sächs. Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmälig wieder emporkam, war das Werk seiner Thätigkeit. Er starb zu Halberstadt 1641, noch nicht 45 J. alt, wie man vermuthete, an Gift. Mit ihm verlor Schweden seinen einsichtsvollsten Feldherrn, wie die Kaiserlichen ihren gefährlichsten Feind. Bannier ließ sich in seinen Unternehmungen nur durch die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr wußte er geschickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu stark war, zu entgehen. Unter s. Anführung wurden bei verschiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geschlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er sich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geschäfte übrig ließen, und wahrscheinlich war der unmäßige Genuß derselben das eigentliche Gift, das seinen Tod herbeiführte. Er ist drei Mal verheirathet gewesen.

Banquet, in der Kriegsbaukunst, die Erhöhung von Erde hinter einer Brustwehr, auf welche die Besatzung einer Schanze beim Herannahen des Feindes tritt, um auf diesen zu feuern. Das Stück Brustwehr über dem Banquet (die Vertheidigungshöhe) beträgt gewöhnlich 4 Fuß 3 Zoll, die Breite des Banquets, wenn es mit einem Gliede besetzt wird, 2½ — 3 Fuß, soll es mit zwei Gliedern besetzt werden, 4—6 Fuß. Oft macht man es doppelt, d. h. man legt tiefer noch ein zweites an.

32.

Banz, Schloß und Herrschaft im bairischen Obermainkreise, Sommerresidenz des Herz. Wilhelm von Baiern; ein 1802 säcularisirtes Benedictinerstift, das sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnete und allen Gelehrten, die aus allen Gegenden Deutschlands häufig dahin kamen, ohne Unterschied der christlichen Religionspartei, die freundlichste Aufnahme gewährte. Was die Äbte dieses Klosters gethan, sieht man in Placidus Sprenger's „Diplomatischer Geschichte des Klosters Banz", wovon Prof. Deuber zu Freiburg die Fortsetzung besorgen sollte. Was aus dieser Stiftung im Geiste der Zeit für Bildung und Wissenschaft durch den letzten Abt, den vortrefflichen Gallus Dennerlein, hätte werden können, sieht man aus des Prof. Schatt in Bamberg Lebensabriß dieses Abtes (Bamb. 1821). Das Vermögen des Klosters betrug zur Zeit der Aufhebung 3 Mill. 663,000 Gulden. Es besaß ein vortreffl. Münzcabinet.

Baour-Lormian (Louis Pierre Marie François), geb. 1771 in Tou-

louse, wurde Mitgl. der franz. Akademie während der hundert Tage an Boufflers's Stelle und als solches nach der zweiten Restauration vom König ausnahmsweise bestätigt. Er hat s. Ruf als Dichter durch s. Übers. von Tasso's „Befr. Jerusalem" begründet. Früher machten seine Streitigkeiten mit dem Dichter Lebrun Aufsehen. Mehre Epigramme, die zwischen ihnen gewechselt wurden, haben sich erhalten. Baour hatte gesagt:

Lebrun de gloire se nourrit;
Aussi voyez comme il maigrit.

Lebrun erwiderte beißend genug:

Sottise entretient l'embonpoint;
Aussi Baour ne maigrit point.

Mit Etienne gemeinschaftlich dichtete er, um den gesunkenen Enthusiasmus der Franzosen aufzurichten, im Febr. 1814 die Oper „Oriflamme", welche von Rehfues auf eine sehr witzige Weise („Die Oriflamme", Leipz.) parodirt wurde. 1824 gab er eine Übers. von Dante's „Göttlicher Komödie" heraus. Er lebt in der Provinz und hat erst bei Gelegenheit der Krönung Karls X. durch ein Gedicht auf diese Feierlichkeit, wofür er ein Juwel und den Adelsbrief erhielt, sein Schweigen unterbrochen.

Baphomet. Jos. v. Hammer brachte diesen Gegenstand zur Sprache durch s. Abhandl. (in den von ihm herausgeg. „Fundgruben des Orients", 6. Bd., 1. H.): „Mysterium Baphometis revelatum, seu fratres militiae templi, qua Gnostici et quidem Ophiani, apostasiae, idoloduliae et impuritatis convicti per ipsa eorum monumenta" (Enthüllung des Geheimnisses des Baphomet, und Beweis, daß die Tempelherren als Gnostiker, und zwar insbesondere als Schlangenbrüder, des Abfalls vom Christenthum, des Götzendienstes und der Unsittlichkeit schuldig gewesen, aus ihren Denkmälern selbst geführt). Zu gleicher Zeit erschien (bei Cotta) von demselben ein besonderes Werk, in welchem er den Zusammenhang der Templer mit den Assassinen zu zeigen suchte. Er wollte dadurch erweisen, daß der Orden von Rechtswegen verurtheilt und aufgehoben worden sei, und daß dessen Verderbtheit nicht etwa erst durch Verkehr mit den Saracenen entstanden, oder eingeschlichene Denkart und Unsitte einzelner Capitel, sondern ursprünglich, statutenmäßig und allgemein gewesen sei. Zugleich verbreitet sich Hr. v. H. über den Ursprung der Freimaurer und der angeblichen Ähnlichkeit ihrer Symbole mit denen der Ophiten und Templer. Sein Hauptgegenstand sind die Bilder, die man Baphomet nennt. Es finden sich deren in mehren Museen und Antiquitätensammlungen, z. B. in Weimar (s. die Abbild. in den „Curiositäten", 2. Bd., 6. St.) und in dem kaiserl. Cabinet in Wien. Diese kleinen Bilder sind von Stein, zum Theil mannweiblich, haben meist zwei Köpfe oder zwei Gesichter, gleichen einem bärtigen Mann, sind aber übrigens von weiblicher Bildung, größtentheils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern seltsamen Attributen, sowie mit mehren Inschriften, meist arabischen, versehen. Der Vf. erläutert 24 derselben, zum Theil mit beigef. Abbildungen, und hält sie für Idole der Templer. Die Inschriften führt er fast sämmtlich auf Mete zurück. Diese Mete sei nicht die *Μητις* der Griechen, sondern die Sophia, Achamot Prunikos der Ophiten, welche man als Sinnbild der Klugheit, unnatürlicher Wollust und Princip der Sinnlichkeit mannweiblich dargestellt habe. Da nun Alles, was man von dieser Metis der gnostischen Ophiten berichtet, und was man von der Anbetung von Bildern und Baffometusköpfen in den Capiteln aus den Anklagen und Aussagen des Templerprocesses weiß, mit der Figur und den Inschriften dieser Idole zusammenstimme, so lasse sich an der wahren Bedeutung dieser Bilder nicht zweifeln. Es seien nämlich diese kleinen Figuren solche, welche die Templer, laut der Aussage eines Zeugen, in ihren Coffern geführt. Baphomet bedeute *βαφη Μητεος*, Taufe der Metis, Feuertaufe, oder die gnostische Taufe: eine Erleuchtung des Geistes, welche aber die Ophiten auf eine sinnliche und obscöne Weise als fleischliche Ver-

mischung deuteten. Diese Taufe sei durch Kelche oder Becher, Symbole der Zeugung und des mystischen Mahls der Gnostiker, dergleichen drei in dem wiener Antiquitätencabinet sein sollen und bei jener Abhandlung abgebildet sind, geschehen, indem man diese Becher oder Becken an den Füßen geheimer Bilder befestigt und mit Feuer angefüllt habe, wodurch die Weihung in diese schändlichen Mysterien in den geheimen Capiteln der Templer erfolgt sei. Das Bild des Baphomet habe ferner Schlangen zu Gürteln, als Symbol der Sodomie. An mehren kommt auch das T vor, das abgestumpfte Kreuz, der baphometische Charakter, welcher, als Theil für das Ganze gesetzt, das Werkzeug des Lebens, die schaffende Weisheit, den Lebensschlüssel bezeichne und daher bei den Ophiten auch der Lebensbaum und der Schlüssel der Gnosis geheißen habe. Auf einigen Bildern sehe man auch die Schlange um dieses Kreuz geschlungen. Endlich kommen an den Baphometsbildern auch noch Sonne und Mond vor, die in der Geheimlehre der Alten verschiedene Bedeutung hatten. Hr. v. H. bezieht alle Zeichen und Bilder, die man an templerischen Gebäuden finden will, sowie auch die Münzen derselben, auf jene schändliche Geheimlehre. So gewagte Combinationen in einer so oft untersuchten Sache fanden großen Widerspruch; namentlich ward die Grundbehauptung, daß jene Idole und Becher von Templern herrührten, als unerwiesen angesehen, zumal da die bei den Templern gefundenen Bilder mehr auf Heiligenbilder und Reliquien hinzudeuten scheinen. Andre leugnen, daß auf diesen Bildern oder irgendwo der Name Mete vorkomme und daß dieses ein ophitischer Äon sei, und fügen hinzu, daß die ophitischen Secten überhaupt nicht bis zum 11. Jahrh. fortgedauert haben. — S. Raynouard, den Vertheidiger der Templer (im „Journal des savans“), und de Sacy. Ferner schrieb Hr. v. Nell: „Baphometische Actenstücke zu dem durch des Herrn von Hammer Mysterium Baphometis revelatum wieder angeregten Processe gegen die Tempelherren, zur Ehrenrettung des christlichen Ordens“ (Wien 1819), wogegen v. Hammer in Nr. 50 des „Archivs für Geogr., Historie, Staats- und Kriegskunst“ (1819) zeigte, daß in Nell's Kupferstich acht Stellen verfälscht seien. In einem neuern Aufsatze des Hrn. v. Nell: „Vers. einer kosmologischen Deutung des phönicischen Kabirendienstes“ (in dems. Archiv, Nr. 69—75) behauptet dieser, daß er die in dem kaiserl. Antikencabinet aufbewahrten räthselhaften Denkmäler, welche Hr. v. Hammer für Symbole der Templer erkläre, nach genauer Ansicht für alchymistisch-theosophische halte; auch die für die Mete gehaltene Figur finde man bei den Alchymisten. Wir bemerken, daß Nicolai früher das Wort Baffomet als Zeichen eines abstracten Begriffs, nämlich als Fünfeck an dem Kopfe des Bildes gezeichnet, betrachtete, Hammer aber den Kopf des Bildes und das Bild selbst, welches jene Feuertaufe bezeichnen soll, Baphomet nennt. 44.

Baptist, s. Taufgesinnte.

Baratier (Johann Philipp). Dieses frühzeitige Genie war 1721 zu Schwabach im Fürstenthum Ansbach geb., wo s. Vater, Franz B., franz. reformirter Prediger und sein einziger Lehrmeister war. Dieser glaubte, die Kinder müßten von der Wiege an lernen; bei s. Sohne befolgte er jedoch diese Meinung so, daß er, weit entfernt, ihm den geringsten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von Allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung ohne Absicht der Belehrung. Schon im 2. J. seines Alters fing der Vater mit ihm den Unterricht in der franz. Sprache an. Die Buchstaben lehrte er ihn ohne Buch kennen, indem er ihm einen Buchstaben nach dem andern zeigte. Besonders gefiel es dem Kleinen, daß er ihm die Buchstaben als etwas Lebendiges vorstellte, das mit ihm rede; er malte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch u. s. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihn zu gleicher Zeit die Geographie. So lernte der Knabe in seinem 3. Jahre fertig lesen, im 4. fertig französisch und deutsch, im

5. lateinisch sprechen; mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechische und hebräische Sprache, worauf er auch noch andre orientalische Sprachen lernte. In s. 12. J. studirte er die Weltweisheit nebst den mathematischen Wissenschaften und der Kirchengeschichte, und im 14. endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krel's wider die Gottheit Christi. Als sein Vater 1735 als franz. Prediger nach Stettin berufen wurde und in Halle mit s. Sohne bei dem Kanzler v. Ludwig eingeführt ward, veranlaßte dieser den jungen Baratier, sich sofort immatriculiren und den Tag darauf von der ganzen philosoph. Facultät prüfen zu lassen. Hier entwarf derselbe gleich in der Versammlung 14 Theses, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag in Gegenwart von mehr als 2000 Zuhörern von dem 14jährigen Knaben zur Erlangung der Magisterwürde, die er unentgeltlich erhielt, vertheidigt wurden. Vater und Sohn setzten nun die Reise über Potsdam fort, wo sie dem Könige vorgestellt wurden, welcher dem jungen Genie auf 4 Jahre 50 Thaler jährl. aussetzte, ihm Geld zu mathematischen Werkzeugen gab und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu studiren befahl. Auch ward ein Prediger der franz. Gemeinde zu Halle nach Stettin versetzt, und Baratier der Vater erhielt dessen Stelle. In Halle studirte der junge B. nicht nur die Rechte, sondern es gab auch keine Wissenschaft, welche er nicht durch s. Forschungen berührte; auch arbeitete er viele Schriften in lat. und franz. Sprache aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden sind. — Eine so früh aufgeschossene Blume konnte unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, hatte er schon in s. 10. Jahre ein bösartiges Geschwür bekommen, an dem er viel litt, und zu welchem sich eine Auszehrung gesellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren 1740 starb. Sein Leben hat Formey beschrieben.

Barattohandel, der reine Tauschhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren ohne Vermittlung der Münze umgesetzt werden. Inzwischen willigt keiner von beiden Theilen in einen solchen Barattohandel ein, wenn er nicht glaubt, an eingetauschten Waaren den Werth in Münze zu bekommen, für welche er seine eigne Waare gegen Münze hätte umsetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verschiedene Handelsgeschäfte zusammen. Ungebildete Völker, welche Metallgeld noch nicht kennen, pflegen doch gewöhnlich bei ihren Tauschen ein andres Ding, dessen Werth ihnen bekannt, bei Vergleichung der Werthe der auszutauschenden Dinge zu gebrauchen, um zu erforschen, wie viel ihnen das Ding, welches sie eintauschen wollen, werth sei. Dieses vertritt sodann bei ihnen die Stelle der Münze oder des Geldes.

Barbarelli, s. **Giorgione**.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, an der Nordküste von Afrika, westlich von Ägypten bis an das atlantische Meer: 1) Tripolis mit Barka, 2) Tunis, 3) Algier, 4) Fez und Marocco. Sie sind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barka, sämmtlich Sitze des militairischen Despotismus der Türken und Mauren. Diesen Landstrich von 35,000 □M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, dessen höchste Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind. Der höchste darunter, unweit der Stadt Marocco, hat 12,000 Fuß. An der Küste weht das ganze Jahr eine milde, gesunde Frühlingsluft, außer im Jul. und Aug., wenn der erstickende Südwind eintritt. Die Pest erzeugt sich nie, sondern wird nur aus Constantinopel hingebracht. Der Boden ist fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüsse bewässern. Vom Jul. bis Oct., wenn alle andre Pflanzen von der Sonne verbrannt sind, belebt die Landschaft der Oleander. Im Winter befeuchten häufige Regengüsse den Boden aufs neue. Schon im Jan. sind die Wiesen mit Blumen geschmückt; im April und Mai ist das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugnissen eine ausnehmende Kraft und einen hohen Wuchs. Gerste ist die wichtigste

Ernte. Weizen, Mais, Hirse, Reis und eine Art Kichererbsen (spanisch Garbanços), die man gebraten in Menge genießt, werden häufig gebaut. Der leichtwurzelnde indische Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinstock dehnt sich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm ist oft so stark wie der eines mäßigen Baumes. Überall sieht man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel sind dreimal so groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat sind im Überfluß. Die Artischocken wachsen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochstämmigen Quercus ballota, eine Speise der Einwohner, schmecken wie wilde Kastanien. Überall wachsen die hohe pyramidalische Cypresse, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, die gegen den Stein wirksame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Cisten, die prachtvolle Cactus rc. Die Hügel sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder sieht man Gebüsche von weißen Rosen, aus denen die reinste Essenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart desselben, Soliman, erreicht eine bedeutende Höhe, und ist saftreicher als jede andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächst auf der ganzen Küste, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüste) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küste. Gummi wird aus den Acacienbäumen gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren steht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewandt werden. Schafe mit Fettschwänzen sind häufig. Wilde Schweine und andres Wildpret gibt es in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüste. Geflügel ist zahlreich; aber auch Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere 9—12 Fuß lang; Fluß- und Seefische, auch Schildkröten in Überfluß; die Bienen legen in die Felsen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau ist vernachlässigt; doch gibt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gyps, Kalksteine, gute Thonarten u. s. w., nebst Quell- und Seesalz in Überfluß.

Dieses große, schöne, nur durch ein Seebecken von unserm Europa geschiedene Land ist mehrmals der Mittelpunkt einer vorgerückten Bildung gewesen. Es war ausgezeichnet durch Wohlstand, Bevölkerung und Kunstfleiß unter den Carthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den Verkehr der Völker! Seine Verbindung mit allen europäischen Küstenländern findet ungleich leichter und schneller statt, als die Verbindung eben dieser Küsten mit ihren eignen Hauptstädten, und der Waarentransport ist minder kostbar von Marseille und Genua nach Tunis und Algier als nach Paris, oder selbst nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römischen Senate frische Feigen, die unter den Mauern von Carthago gepflückt waren, da doch diese Frucht nach 3 Tagen nicht mehr eßbar ist. Das Ganze kann 60 Mill. Einw. ernähren, und enthält jetzt kaum $10\frac{1}{2}$ Millionen. Nach Ägypten war es für Rom die ergiebigste und reichste Provinz, und einer von den Kornspeichern der weltherrschenden Stadt. Die römischen Schriftsteller nannten sie die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmsten Römer sahen den Besitz von Palästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste für das höchste Wohlleben an. Auch die kleinen arabischen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Constantine, ließen es an Aufmunterung der Künste und der Landwirthschaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Messina, Pisa, Genua, Florenz bereicherten sich durch ihre mannigfache Verbindung mit jenem schönen Lande, und die vene-

tianische Flotte besuchte alle Städte der afrikanischen Küste. Seit 3 Jahrhunderten ist dies Alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkstätte des Verbrechens und des Elends, — die Beute von 13—14,000 Abenteurern, die, in einem andern Welttheile zusammengerafft, hier von den Einwohnern verabscheut werden. Die Bewohner des Landes theilen sich in Kabylen, Araber und Mauren, Neger, Juden und Türken. Erstere, die Ureinwohner, auch Barabra oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien waren ebenfalls Berbern. Die Berbern sind wilde, kräftige, wohlgebildete Menschen von großer Muskelstärke, die Hunger und Beschwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derselben zeichnen sich durch dünnes Barthaar aus. Sie sind meistens Räuber, dabei unmenschlich und treulos; doch üben sie Gastfreundschaft, und man reist unter ihrem Schutze sicher. Auf ihre Freiheit eifersüchtig, gehorchen sie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr selbst, und sind gute Schützen. Die Hirten auf den höhern Gebirgen wohnen in Höhlen wie die alten Troglodyten. Unter allen sind die Schilluh-Berbern in Marocco die unversöhnlichsten und rachsüchtigsten Feinde. — Das zahlreichste von den Völkern Nordafrikas sind die Araber. Die, welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweise Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden sind, heißen Beduinen. Letztere stammen von den Saracenen, den ersten Eroberern des Landes, ab. Sie sind groß, muskelkräftig, mit geistvollen, schönen Gesichtszügen, großen, schwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Nase, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, starkem Bart und schwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden ist hellbraun und wird südwärts immer dunkler, endlich ganz schwarz; doch ohne die Negerphysiognomie, welche erst in Sudan sich zeigt. Sie wohnen 10, 12—100 Familien stark, patriarchalisch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter seinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht spricht und Streitigkeiten schlichtet. Auch sie führen auf die wildeste Art beständig Krieg, entweder mit den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geschäft ist Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn sie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen sie sich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein hassen sie die Christen; doch sind sie weniger verstellt und betrügerisch als die Mauren und Berbern. Das Recht der Gastfreundschaft gilt bloß innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mauren oder Mohren sind ein Gemisch von allen Nationen, die sich in Nordafrika niedergelassen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen sich selbst Moslimin, d. i. Gläubige, oder Medainin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammed's Lehre verachten und hassen sie Christen und Juden. Sie sind eifersüchtig, argwöhnisch, ungesellig, verstellt, grausam, der Liebe und Freundschaft unfähig, dabei so träge und unthätig, daß sie ganze Tage mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen an die Mauer gelehnt sitzen und, ohne ein Wort zu sprechen, die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geistigen Bildung, zu der sie im Mittelalter unter einer bessern Regierung in Spanien sich erhoben hatten. Sie sind im höchsten Grade abergläubig, und in ihren Augen ist es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu besitzen. Der Maure lacht nie; ernst und, wie es scheint, in sich vertieft, den Bart sich streichelnd, gibt er kein Zeichen von Wißbegier oder geistigem Leben. Sein größtes Vergnügen ist, ins Bad zu gehn, Caffee zu schlürfen und Märchen zu hören. Die gewöhnliche Speise ist Kuskussu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Maroccaner viel Thee. Allgemein herrscht unter den Mauren der Glaube, daß sie einst an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fatalismus ertragen sie jeden Wechsel des

Schicksals gleichgültig, und sterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn sie nur mit dem Gesichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben sich auch freie Neger angesiedelt, die in Marocco sogar Staatsämter bekleiden und im Heere dienen. — Juden sind über die ganze Berberei zerstreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie stammen von der frühesten Einwanderung der Israeliten aus Phönicien ab, zu denen noch die Hunderttausende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen sind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher sie in engern Bezirken von den übrigen Bewohnern der Städte abgesondert, vom Pöbel beschimpft und von den Reichen bedrückt leben, geschieht doch Alles durch sie. Der unwissende Maure verpachtet an Juden seine Einkünfte, wählt unter ihnen seine Geschäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetscher u. s. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; selten wird ein Mord bestraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Nur die den Mauren verhaßte schwarze Farbe ist den Juden zu tragen erlaubt. Desto mehr putzen sie sich in ihren Häusern. — Die vorherrschende Volksklasse sind die Türken. Seit sich vor 300 Jahren durch den Verrath des ersten Horuc Rothbart (**Barberousse**) türkische und andre Seeräuber hier ansiedelten, haben die Türken Künste, Wissenschaften, Landwirthschaft und Handel zerstört, durch welche die arabischen Staaten hier wie in Granada blühten. Mittelst ihrer politischen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sklavenhandel erworbenen Reichthums tyrannisiren sie die Einwohner. Die Veranlassung zur Seeräuberpolitik dieser nordafrikanischen Militairstaaten gab zum Theil der beständige Krieg, den der Johanniterorden auf Malta mit den Ungläubigen führte. Die Ritter zerstörten den maurischen Handel. Nun foderten Selim und Soliman auch ihre Unterthanen zu Raubzügen gegen die Christen auf. Bald bildeten sich unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten sich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Khair Eddyn; st. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberousse. Sie gründeten seit 1518 den Corsarenfreistaat Algier, und gaben der Seeräuberei durch religiöse Schwärmerei einen heiligen Anstrich. Da der arabisch-maurische Handel abnahm, indem der christliche sich hob, so machten die Malteser wenig, die Algierer hingegen viel Beute. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beispiele, doch zeichnete sich Algier stets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Übermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigenherrschaft ausschließlicher Besitz ausländischer Krieger. Das regierende Kriegsvolk ward durch freiwillige Werbungen in Ländern von gleichem Glauben, mit Ausschluß desjenigen, in welchem es herrschte, unterhalten. Die Miliz behielt sich das Recht der Wahl ihres Oberhaupts vor, und der Dey war der Erste unter seines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeschränkter Herrscher. Auch hinderte die algierische Regierung die Ehen ihrer Soldaten, und schloß eifersüchtig die Kinder derselben von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem sich die Türken die höhern Stellen vorbehielten. Daher läßt jedes zweite Jahr die Regierung Schiffe mit Commissarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nimmt die Rekruten selbst unter den Verbrechern in Constantinopel. Hier verachtet, werden sie sogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer sind nicht über 12—13,000, und doch herrschen sie über mehre Millionen.

Geschichte der Barbareskenstaaten. Seit der Einnahme Nordafrikas durch Omar (647 n. Chr.) und andre Heerführer der arabischen Khalifen entstanden an der Küste mehre kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Algier (Aschir) 944 und erweiterte das Gebiet. Der fathimitische Khalif ertheilte der Familie des weisen Zeiri (st. 970) die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeirithen bis 1148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem

Letzten derselben, Hassan Ben Ali, Tripoli und einen großen Theil seines Landes abnahm, worauf sich die Moraviden, Gebieter von Marocco, des Restes bemächtigten. Die Dynastie der Moraviden beherrschte die ganze Küste bis 1269, in welchem Jahre die Negerfürsten Abouhafs ein Reich zu Tunis stifteten. Ludwig der Heilige starb bei der Belagerung an der Pest (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meister des größten Theils des algierischen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß sich die wichtigsten Städte, Oran, Algier, Tunis und Tripolis, zu Freistaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (seit 1492) sehr volkreich wurden. Um 1494 fingen sie an, sich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Katholische rüstete sich daher mit ganzer Macht gegen sie. Er eroberte 1506 Oran und andre Städte, machte sich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, unterwarf Algier, und erbaute vor dem Hafen dieser Stadt auf einer Insel ein Castell, welches, mit einer starken Besatzung versehen, den Handel dieser Stadt schützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkischen Seeräuber, den oben genannten Horuc Barberousse, zu Hülfe, der nebst seinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geschwader vor Algier erschien. Er wurde von den Einwohnern festlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Eutemi, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdrosseln und sich 1518 von seinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine solche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerstand mordeten und plünderten, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, die Spanier selbst um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerstreute die spanische Flotte. Darauf schlug Horuc Barberousse die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er von dem spanischen Statthalter, Marchese von Gomarez, eine solche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da sein Bruder und Nachfolger, Khair Eddyn, keine Möglichkeit sah, sich gegen die Christen und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, so übergab er 1519 sein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Pascha ernannte und ihm 10,000 Janitscharen überließ. Mit diesen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befestigten Insel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem festen Lande verband, sodaß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit List, mußte es aber 1535 Karl V. überlassen, der den vertriebenen König wieder einsetzte, 20,000 Christensklaven befreite und die Citadelle Goletta für sich behielt. Gegen Khair Eddyn's Nachfolger in der Paschawürde, Hassan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Karl V., wider den Rath des erfahrenen Doria, im Spätjahre 1541 die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 30,000 Mann. Die Spanier wollten sich förmlich hier ansiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, sogar Hofdamen hatten sich mit eingeschifft. Allein den 28. Oct. zerstörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Karl mußte Geschütz, Gepäck und einen großen Theil seines zerstreuten Lagers zurücklassen. Er verlor bloß im Sturme 15 Kriegsschiffe, 140 Transportschiffe und 8000 Mann. Eid-Utika, erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, schlug das Meer so lange mit seinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerstörte. Man errichtete dem Heiligen nach seinem Tode ein Denkmal, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit seinen Knochen schlagen, um eine christliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieser Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Pascha von Ägypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia und 1569 Tunis, das sich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweiten Male erobert wurde. Seitdem ist es stets von Algier bald mehr, bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier,

sie verloren sogar Oran 1708. Ebenso vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzosen, doch schlossen zuerst die Engländer seit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt, in Verbindung mit den Niederländern, den Trotz der Algierer 1816. (S. Sklavenhandel und Sklaverei der Weißen.) Allein die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der fanatischen Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, Alles trug dazu bei, daß Algier bloß augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküste von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkischen Miliz, durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden. Der Übermuth der Barbaresken ist trotziger als je. 1817 wagten sich algierische Seeräuber bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen sie Verträge abgeschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die christlichen Gefangenen nicht mehr als Sklaven, sondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln versprochen (s. Sklavenhandel), allein dadurch ist das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht besser geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge selten geachtet, und noch 1826 liefen aus Algier Raubflotten aus, um spanische, päpstliche u. a. Schiffe wegzunehmen. Auch gegen die deutsche Schifffahrt kehrte sich oft ihre Wuth. Deßhalb ward in Hamburg ein antipiratischer Verein gebildet und auf dem Bundestage ein Ausschuß ernannt, der zweckdienliche Maßregeln vorschlagen sollte. Die meisten Mächte scheinen Englands Schutz zu suchen; nur Baden hat es als eine Nationalsache des deutschen Bundes angesehen, selbstthätig Schiffe zum Schutze des deutschen Handels auszurüsten, wie schon die Hanse es vermochte. Großbritannien und Frankreich foderten daher, im Namen aller europäischen Mächte, die Barbaresken 1819 auf, das europäische Völkerrecht als verbindlich zu beobachten. Allein der Kreuzzug, welchen Sir Sidney Smith, als Präsident des nun aufgelösten antipiratischen Vereins in Paris, den christlichen Mächten vorschlug, kam nicht zu Stande.

Unter den drei Seeräuberstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, ist Algier der Sitz des wildesten Soldatenpöbels. Die willkürlichen Erpressungen des ehemaligen Pascha machten seine Herrschaft so verhaßt, daß die Einw. 1628 Abgeordnete nach Constantinopel sandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beschränkung der Macht des Pascha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Pascha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paschen ihr voriges Ansehen wieder zu erlangen suchten, ließ der Dey, Babu Ali, 1710 den Pascha auf ein Schiff werfen, und sandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Pascha mehr von der Pforte annehmen, sondern sich durch selbst gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu seinem Pascha, und entsagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieser Soldatenrepublik. Seitdem schickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux oder Bevollmächtigten nach Algier, den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, bewacht und baldigst wieder fortschickt. Aber auch das persönliche Schicksal der Deys war nicht gesicherter als das ihrer Vorgänger. Selten ist einer so glücklich wie Mohammed III., welcher 1791, nach einer 23jähr. Regierung, in einem Alter von 93 Jahren starb. Den letzten, Omar Pascha, der dem Lord Exmouth einen so entschlossenen Widerstand entgegensetzte, und eben so tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten 1817. Sein Nachfolger, Ali Hodja, ein geb. Türke, begab sich daher in der Nacht vom 2. Nov. 1817 mit seiner Familie, seinen Schätzen und den Ministern in das feste Schloß Kiaska oder Charba, bis in die Mitte des 16. Jahrh. die Residenz seiner Vorfahren, auf

dessen Besatzung er sich ganz verlassen konnte, und hielt die Stadt nebst der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung. Er behandelte die europäischen Consuln und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit. Sein Nachfolger, Hussein, der friedlicher gesinnt zu sein scheint, hat ebenfalls um seiner Sicherheit willen jenes Schloß zu seiner Residenz gewählt. Der Dey von Algier hat eine unumschränkte Gewalt, obgleich die ersten Staatsbeamten und Officiere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von gemeinen Soldaten ab. Sie muß einstimmig sein, daher gewöhnlich eine Partei die andre zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht selten, um seine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte seines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über Alles verfügen, außer über Religionsangelegenheiten. Er hält täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei sämmtliche Beamte zugegen sind. Alles wird schnell abgethan, und die Urtheile werden auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dey bewaffnete die Eingeborenen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eignen Landsleute, die türkische Miliz, und erkaufte ihre Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte. Die britische Regierung wird von diesen Barbaren mehr gefürchtet als jede andre. Sie beobachten die mit England geschlossenen Verträge, und in Marocco hat seit dem Vertrage von 1721 der britische Consul stets in großem Ansehen gestanden. Auch ist der Zustand der Sklaven, wenigstens in Marocco und Tripolis, stets leidlich gewesen und ihre Auslösung hat nie Schwierigkeiten gehabt; seit aber auch in Marocco die Sklaverei der Christen abgeschafft worden, sollen Schiffbrüchige und andre Europäer, die in die Hände der Araber und türkischen Freibeuter fielen, oft ermordet worden sein, wenn man sie nicht in das Innere von Afrika schleppen konnte. Die meisten Christensklaven sind Italiener; aber auch die italienischen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sklaven. — Der Staat von **Algier** liegt zwischen Tunis und Fez; er enthält 4218 □M. mit $2\frac{1}{2}$ Mill. Einw. Nach dem Frieden von 1816 zahlt Neapel jährlich an Algier 24,000 Piaster und gibt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaster (1300 Thlr.) Lösegeld. Die Amerikaner haben sich von diesem Tribute befreit. Denn nachdem sie am 20. Juni 1815 die algierische Escadre bei Carthagena völlig geschlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abschließen, in welchem er allem Tribut entsagte und sogar für die aufgebrachten amerikanischen Schiffe einen Ersatz von 60,000 Piastern leistete. Über das Verhältniß Algiers zu England s. **Sklavenhandel**. 10,000 Mann, meistens türkische Miliz, bilden das Heer; im Nothfalle können 100,000 M. zusammengebracht werden. Die Hauptstadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einw., darunter 10,000 Juden, ist von der Seeseite stark befestigt. In den Provinzen, unter welchen Constantine (zugleich die volkreichste Stadt nach Algier, mit alten Denkmälern) an Tunis grenzt, regieren Beys despotisch; die Dörfer haben eigne Scheichs; befiehlt ein Scheich über mehre Dörfer, so heißt er Emir. Über **Tunis**, **Tripolis**, das Reich **Fez** und **Marocco**, die Landschaften **Biledulgerid** und **Barka** s. d. A. — Die Seemacht der sämmtlichen nordafrikanischen Staaten ist von jeher, im Vergleich mit den europäischen Flotten, unbedeutend gewesen. — Über die Berberei vgl. man Blaquiere's „Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta" (London 1813, 2 Bde., mit Kpfrn.); des verst. Richard Tully's (brit. Consuls) sehr anziehende „Narrative of a ten years residence at Tripoli; an account of the domestic manners of the Moors, Arabs and Turks" (London 1816, 4.); Keating's „Travels in Europa and Africa, with a particular account of Marocco" (London 1816, 4.) und Macgill's „Account of Tunis" (Glasgow 1811). K.

Barbier (Anton Alexander), Bibliograph, geb. zu Coulommiers 1765; war bei dem Anfange der Revolution Pfarrer. 1794 ging er nach Paris, wo man ihn zum Mitgliede der Commission ernannte, welche mit der Sammlung der in den aufgehobenen Klöstern befindlichen Gegenstände der Literatur und Kunst beauftragt war. Dies bahnte ihm 1798 den Weg zu der Stelle eines Aufsehers der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des conseil d'état, und als diese 1807 auf das Schloß nach Fontainebleau gebracht wurde, ernannte ihn Napoleon zu seinem Bibliothekar. Nach der Rückkehr des Königs erhielt er die Aufsicht über dessen Privatbibliothek. Er starb 1825. Sein treffl. „Catalogue de la bibliothèque du conseil d'état" (Paris 1801—3, 2 Bde., Fol.) ist jetzt sehr selten. Sein „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" (Par. 1806—9, 4 Bde., 3. Aufl. 1824) ist durch Anlage, Genauigkeit und eine mit weiser Kürze verbundene befriedigende Vollständigkeit (wenigstens in Hinsicht der franz. Literatur) eines der besten, welches man bis jetzt über diesen Zweig der Bibliographie hat. Weniger gelungen ist sein: „Examen critique et complément des dictionnaires historiques" (1. Thl., Paris 1820), da der enger beschränkte Kreis seiner Studien und Forschungen einem so umfassenden Plane nicht genügen konnte. 52.

Barbié du Bocage (J. D.), Geograph des auswärtigen Ministeriums, Mitglied der Akademie der Inschr. (seit 1806), geb. zu Paris 1760, genoß d'Anville's Unterricht und trat 1785 als Gehülfe beim Medaillencabinet der königl. franz. Bibliothek in Thätigkeit. Als 1793 die Verhaftung aller Bibliothekbeamten decretirt war, verlor er sein kleines Amt. 1797 wurde er Geograph beim Ministerium des Innern und 1803 beim Depart. der auswärtigen Angelegenheiten, sowie 1809 Professor und 1815 Dechant der Section der Wissenschaften bei der Akademie zu Paris. Zu Choiseul-Gouffier's „Malerischer Reise nach Griechenland" lieferte er die Plane und Charten; 1789 den Atlas zu Barthelémy's „Anacharsis", 1805 eine Denkschrift und eine Charte über den Rückzug der 10,000 Griechen. Er sammelte mit H. von Sainte-Croix die historisch-geograph. Denkwürdigkeiten über das Gebirge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere und eine Zahl andrer geograph. Schriften und Charten, unter andern 1816 einen Atlas in 54 Bl. für das Studium der ältern Geschichte. Er starb den 28. Dec. 1825.

Barbou, eine berühmte Buchdruckerfamilie, die bis in das 16. Jahrh. hinaufsteigt. Die aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke zeichnen sich durch richtigen Druck und Zierlichkeit aus. Mit dem Anfange des 18. Jahrh. ließen sie sich in Paris nieder. Hier setzte Joseph Gerard Barbou die Sammlung lateinischer Classiker in 12. fort, welche Antoine Coustelier angefangen. Dieser hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Sallust, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Persius, Martial und Terenz. Barbou, von dem die ganze Sammlung gewöhnlich die Barbou'sche genannt wird, druckte den Cäsar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Justin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Neulateiner. Der jetzige Besitzer des Verlags, Auguste Delalain, hat die Sammlung mit 4 Bdn. vermehrt und verkauft die ganze Folge von 77 Bdn. zu 350 Fr. brosch. und 500 Fr. gebunden.

Barcarolles, eine Art Gesänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern selbst componirt, aber von höchst angenehmer Melodie. Die meisten dieser Schiffer haben einen großen Theil von Tasso's „Befr. Jerusalem", ja manche dasselbe ganz inne; sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann behaupten, daß vor Tasso nur Homer und außer diesen beiden kein andrer epischer Dichter so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona, eine der größten Städte Spaniens, die Hauptst. der Pro-

vinz Catalonien, liegt, zierlich gebaut, in Gestalt eines halben Mondes am mittelländischen Meere unter 2° 9′ 57″ Ö. L. und 41° 21′ 44″ N. Br. und war schon im Mittelalter ein Hauptplatz für den Handel in diesem Meere. Die Stadt ist gut befestigt, und hat auf der östlichen Seite eine starke Citadelle, welche 1715 erbaut ward und mit der am Meere liegenden Schanze San-Carlos eine verborgene Verbindung hat. An der Abendseite der Stadt liegt der Berg Montjouy, mit einem Fort, das den Hafen beschützt. Sie ist in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält, mit Inbegriff der anstoßenden Stadt Barcelonetta (regelmäßig gebaut seit 1752, mit 10,000 Einw. meist Schiffswerkleuten, Matrosen und Soldaten), 360 Straßen, 10,260 Häuser und 140,000 Einw. Man zählt 30 Calicopressen, 150 Baumwollenmanufacturen, viele Seidenwebereien; auch werden Leinwand, Spitzen, Franzen, Stickereien, Tressen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbesondere treffliche Flinten, Pistolen und Seitengewehre für das spanische Heer, früher auch für Neapel und die amerikanischen Colonien, in Menge hier verfertigt. Der Hafen ist geräumig, hat aber eine beschwerliche Einfahrt und ist für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich sind. Die Ausfuhr besteht außer den erwähnten Manufacturartikeln in Wein und Branntwein; die Einfuhr in franz. und ital. Fabrikwaaren, Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, gelbem Wachs aus der Berberei, schwedischem Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eisendraht aus Deutschland. Ein bedeutender Artikel ist Stockfisch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Gesammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels, der an 1500 Schiffe (darunter 120 eigne) beschäftigt, wird auf mehr als 10 Mill. Thaler angeschlagen. Die Stadt enthält 82 Kirchen, (9 Pfarrkirchen, 27 Mönchs- und 18 Nonnenklöster), eine Universität, mehre öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturaliensammlung, eine Freischule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Akademie der schönen Wissenschaften, ein Findelhaus, ein großes Hospital, welches 3000 Kranke enthalten kann, ein großes Zeughaus, eine Kanonengießerei, einen Schiffswerft u. s. w. B. ist der Sitz eines Bischofs, Suffragans des Erzbischofs von Tarragona, eines Generalcapitains und eines hohen Gerichtshofes. Das Inquisitionsgericht ist aufgehoben. Bis zum 12. Jahrh. stand Barcelona unter eignen Grafen, ward aber durch die Vermählung Raimunds V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Aragonien, mit diesem Reiche vereinigt. 1640 entzog es sich mit ganz Catalonien der span. Herrschaft, und unterwarf sich der franz. Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorsam gegen Spanien zurück; 1697 ward es von den Franzosen erobert, im ryswicker Frieden aber an Spanien zurückgegeben. Im span. Erbfolgekriege schlug sich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Karl, ward von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert und nach einem hartnäckigen Widerstande erobert. Um die Einwohner im Zaume zu halten, ward die starke Citadelle an der Ostseite der Stadt aufgeführt. Am 16. Febr. 1809 ward Barcelona von franz. Truppen unter dem General Duhesme durch Überrumpelung genommen, und blieb im Besitz der Franzosen, bis 1814 sämmtliche Truppen dieser Nation aus Catalonien zurückgezogen wurden, um Frankreich zu vertheidigen. 1821 ward Barcelona vom gelben Fieber verheert.

Bardale, von dem Stammwort Bar (Schall, Klang, Lied), welches auch in „Barde" vorkommt, ist von Klopstock als altdeutscher Name der Lerche gebraucht worden.

Barden, Dichter und Rhapsoden der Celten (Galen, von den Römern Gallier genannt), welche die Thaten der Helden zur Harfe sangen, das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demselben zum Kampfe voranschritten und während der

Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren so heilig geachtet, daß der hitzigste Kampf stille stand, wenn sie sich zwischen die Kämpfenden stellten. Die Celten, welche zu Cäsar's Zeiten zwischen der Rhone und Garonne wohnten, brachten sie mit nach England. Allein sie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inseln gedrängt. Hier, besonders in der nördlichen Spitze Schottlands, erhielt sich ihre Sprache und mit ihr der Bardengesang am längsten. Ein solcher Barde war Ossian (s. d.). Man nennt die schottischen Barden auch caledonische, und Ossian vorzugsweise den caledonischen Barden, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Caledoniern, deren Wohnsitze die Galen einnahmen. Die Barden verschwanden mit der wachsenden Herrschaft des Christenthums; ebenso die Druiden oder Priester der Galen, zu deren Orden sie gehört haben sollen. Die alten Sänger der Germanen oder Deutschen werden mit diesem Namen bei keinem griechischen oder lateinischen Schriftsteller des Alterthums bezeichnet und erst in neuern Zeiten ist es gebräuchlich geworden, die ältesten Sänger der Vorzeit überhaupt, und namentlich der vaterländischen, Barden zu nennen. Rühs in seiner Erläuterung der 10 ersten Capitel des Tacitus meint, die Deutschen hätten keine abgesonderte Dichterklasse unter diesem Namen gehabt, sondern die Sänger oder Barden, die zur Harfe oder Zither sangen, hätten zu allen Ständen gehört. (S. auch Skalden.)

Bardesanes, der Gnostiker, ein Syrer, in der 2. Hälfte des 2. Jahrh. in Edessa, Günstling des Königs Abgar Bar Maanu, ist durch die Eigenthümlichkeit seiner Gnosis merkwürdig. Sie war nicht dualistisch, sondern betrachtete das Böse in der Welt nur als eine vorübergehende Reaction der Materie. Alles Leben erklärte Bardesanes durch absteigende Zeugungen oder Emanationen männlicher und weiblicher Äonen; aus Gott, dem unerforschlichen Grunde aller Substanzen, und seinem Weibe sollten Christus, der Sohn des Lebendigen, und ein weiblicher heil. Geist, aus diesen wieder die Geister oder Bildungskräfte der vier Elemente ausgegangen sein, sodaß hieraus die heil. Acht oder die Gottesfülle entstand, deren sichtbare Nachbilder er in Sonne, Mond und Sternen fand und diesen daher alle Veränderungen in der Natur, sowie den Wechsel menschlicher Schicksale zuschrieb. Der weibliche heilige Geist, befruchtet vom Sohne des Lebendigen, war ihm Schöpfer der Welt, die menschliche Seele, ursprünglich von der Natur der Äonen, nur zur Strafe des Abfalls in den materiellen Leib eingeschlossen, doch der fatalistischen Regierung der Gestirne nicht unterworfen. Jesum, den zur Erlösung der Seelen genannten Äon, hielt er nur für einen Scheinmenschen und s. Tod für einen Scheintod, seine Lehre aber für das sichere Mittel, die Seelen mit Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimath zu erfüllen und zu Gott zurückzuführen, was gleich nach dem Tode und ohne Auferstehung des irdischen Leibes geschehen sollte. B. verbreitete diese Lehre durch syrische Hymnen und ist in dieser Sprache der erste Hymnendichter. Sein Sohn Harmonius studirte in Athen und suchte seiner Lehre ebenfalls durch Hymnen Beifall zu verschaffen. Doch trennten sich die Bardesanisten nicht förmlich von der rechtgläubigen christlichen Kirche. Sie erhielten sich bis in das 5. Jahrh. Valentinus stand als Gnostiker dem Bardesanes am nächsten, ohne sein Anhänger zu sein. B.'s astronomische und ethnographische Kenntnisse ersieht man in einem bei Eusebius („Praepar. evangel", Buch 6, Cap. 10) in griechischer Sprache erhaltenen, gedankenreichen Fragment seines Werks über das Schicksal. Als Mensch lebte er unbescholten. Bruchstücke seiner syrischen Hymnen, die von einer reichen und feurigen Phantasie zeugen, findet man in den gegen dieselben gerichteten Hymnen des syrischen Kirchenvaters Ephraim. 31.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Diese Benennung ist auf eine bestrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7.) gegründet. Selbst Heyne wagte nicht

zu entscheiden, ob dort barditus oder barritus oder baritus zu lesen sei. Adelung in seiner „Ältesten Geschichte der Deutschen" rc. (Leipzig 1806), S. 387, zieht baritus vor, versteht darunter sehr richtig das Kriegsgeschrei, den Schlachtruf der Germanen, und leugnet, daß es bei ihnen den Namen der Barden gegeben habe. Andre, welche barditus lesen, denken an den Bardengesang in der Schlacht und nehmen daher auch Barden bei den Deutschen an, wohin die Stelle aber auch selbst mit dieser Lesart nicht zu deuten ist. Tacitus spricht auch am a. Ort. (Cap. 2 und 3) von alten Gesängen der Germanen, welche den Ursprung und die Thaten ihres Geschlechts besangen, ohne doch irgendwo diese Sänger Barden zu nennen. Das von Klopstock zuerst gebrauchte Wort Bardiet, als Gattung der Dichtkunst, bezeichnet ein Lied, in dem vorgestellten Charakter eines Barden oder ältesten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, besonders ein religiöses und kriegerisches Lied; oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germanischen Völker, wovon das in Ton und Sitten gebildetere Kriegslied unsrer bürgerlichen Zeit sehr verschieden sein muß. Die Dichter, welche zu Klopstock's Zeit das Bardiet bis zum Überdrusse erschallen ließen, ahmten in demselben meistentheils die empfindsame Weichheit Ossian's, der eben durch Macpherson wieder erweckt worden war, nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstloses Gebrüll aus, über welches sich schon Hölty (s. d.) und seine Freunde durch Parodien lustig machten. Im Ganzen konnte diese Gattung nicht lange gefallen, weil sie entweder nur Nachahmung eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urbildes sein konnte, oder dem gebildeten neuern Leser zumuthete, sich einige Stufen zurückzustellen und die Miene der deutschen Rohheit anzunehmen, welches bei dem Mangel individueller Züge, oder bei der Einmischung einer rohen Mythologie, die erst der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu sein schien. Doch müssen wir diese Ausartungen der neuern Poesie nicht mit den, wenn auch zum Theil mißlungenen, Versuchen Klopstock's und einiger seiner Freunde zusammenstellen. Klopstock nannte seine drei Hermannsdramen Bardiet. Denis und Gerstenberg behandelten diese Gattung in lyrischer Form; Kretschmann in epischer. Letzterer bildete sich auch eine Regel für das Bardiet, in welcher er den Bardengesang schon sehr idealisirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenstände bestimmt, die dessen historischen Charakter aufheben müßten. Siehe K. F. Kretschmann's „Sämmtl. Werke", 1. Bd., Leipzig 1734; Klopstock's Auff. im 8. Bd. s. Werke. T.

Bardili (Christoph Gottfried), s. **Deutsche Philosophie.**

Barezzi (Stefano), Maler in Mailand, hat sich durch die Erfindung bekannt gemacht, alte Frescogemälde von der Mauer abzunehmen, indem er ein Stück Leinwand, das mit einem besondern Kitt überzogen ist, darauf befestigt, dadurch die Farben loslöst, dann auf eine dazu vorgerichtete Holztafel überträgt, auf welcher sie nach Wegnehmung der Leinwand vollkommen fest aufgetragen bleiben. Im Ausstellungssaale des Palastes Brera sieht man von ihm ein auf diese Art unversehrt auf die Holztafel gebrachtes Gemälde des Aurelio Luino, die Marter des heil. Vincenz.

Barfüßermönche, Mönche, die sich keiner Schuhe, sondern einfacher Sohlen, oder gar keiner Fußbekleidung bedienen. In mehren Bettelorden, z. B. unter den Carmelitern, Franciscanern, Augustinern, gibt es Congregationen von Barfüßern und Barfüßerinnen, doch nirgends einen besondern Barfüßerorden.

Baring (Alexander), Bankier in London, Parlamentsglied, einer der Directoren der ostind. Comp. und der englischen Bank, ist der 2. Sohn des verst. Kaufmanns und Baronets Sir Francis B. und demselben an Geist, Kenntnissen, Thätigkeit und Handelsglück unter seinen Brüdern am ähnlichsten. Die ausgedehnten Handels- und Wechselgeschäfte des alten Baring'schen Hauses ruhen mei-

stens auf s. Schultern, denn obwol ein Bruder Antheil daran hat, so ist dieser doch nur schlafender Handelsgenosse, wie ein englischer Ausdruck solche Associés nennt. In Allem, was den Handel angeht, übertrifft ihn im Unterhause gegenwärtig Niemand an Einsichten; daher man ihm, so bald er aufsteht, um zu sprechen, von beiden Seiten mit gespannter Aufmerksamkeit zuhört. Er geht dann gerade in die vorhabende Sache ein, schweift nicht vom Punkte ab, verschmäht alles Wortgepränge und überzeugt. Er gehört zur Whigpartei, wie sein Vater und die ganze Familie, aber er entfernt sich weit von den radicalen Reformatoren und warnt vor ihren revolutionairen Planen. So hat er es mehrmals den Volksrepräsentanten ans Herz gelegt, sich ja nicht zur Antastung der öffentlichen Fonds, d. i. zum Accorde oder Staatsbankerotte verleiten zu lassen, weil, so bald man Miene machen werde, dem Staatsgläubiger (fundholder) nicht die volle Schuld, sondern nur eine beliebige, weit geringere Summe zu bezahlen, alle Capitalien augenblicklich in die franz. oder amerikanischen Fonds flüchten würden. Sein den Kaufleuten der ganzen gesitteten Welt bekanntes Haus erregte auch unter dem nicht-kaufmännischen Publicum Aufsehen, als er sich an die Spitze der großen franz. Staatsanleihe stellte und in dieser Angelegenheit 1818 beim Congresse zu Aachen erschien. Die Bedingungen dieser Anleihe waren, wie man aus den franz. Blättern weiß, äußerst vortheilhaft und haben sein Haus zu einem der ersten in Europa erhoben. Wie Necker, weiß er die Feder trefflich zu führen, und unter den Schriftstellern über Staatshaushaltung nimmt er einen ehrenvollen Platz ein durch s. „Inquiry into the causes and consequences of the orders in council" (London 1818). Er und sein Bruder Henry heiratheten zwei Schwestern, die Erbinnen des Nordamerikaners Bingham, deren jede hunderttausend Pfund Sterling zur Mitgift bekam. Er hat Kinder und lebt auf einem angemessenen Fuß. — Sein verst. Vater, Sir **Francis**, stammte aus einer uralten Familie in Devonshire und war das Muster eines großen Kaufmanns. Sein Vater, der nach Virginien handelte, ein ihm gleich gesinnter, biederer, schlichter, lediglich an s. Geschäfte denkender und Alles, was davon ableiten konnte, sorgfältig meidender Mann, zog s. Sohn Franz eben deßwegen unter vielen Kindern vor, weil ihn der väterliche Geist beseelte. Franz wurde von s. Lehrer, dem im mathematischen Fache nicht unbekannten Schriftsteller Coleman, zu einem tüchtigen Algebraisten gebildet, und hatte daher wenig s. Gleichen in Kopfrechnungen und umfassenden Anschlägen, die auf der Stelle gemacht werden müssen. Er war sein ganzes Leben hindurch mit einer starken Taubheit behaftet; indeß wußte man die Wirkung derselben durch die bekannten Mittel zu mildern, sodaß er sowol den Parlamentsdebatten, als den Berathschlagungen in dem ostindischen Hause mit Nutzen beiwohnen konnte. Wenn er im Parlamente sprach, so unterbrach ihn Niemand, und Pitt schloß keinen Commerztractat, ohne Sir Francis Baring um Rath zu fragen. Man hielt ihn für den ersten Capitalisten im Lande. Der König erhob ihn 1793 in den Baronetsstand. Den meisten Einfluß hatte er als Hauptdirector der ostindischen Compagnie, welcher er durch die unerschrockene Vertretung ihrer Rechte große Dienste leistete. Als ihr Freiheitsbrief abgelaufen und die Frage war, ob man das Monopol der ostind. Comp. erneuern sollte, wollten die sämmtl. übrigen Kaufleute im britischen Reiche es abgeschafft wissen. Da überführte Sir Francis die Versammlung von der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit eines so waglichen Schrittes mit solchem Erfolge, daß man den Freiheitsbrief mit großer Stimmenmehrheit erneuerte. Als er 1810 im 74. J. starb, behauptete man, er sei damals in Hinsicht auf Kenntnisse, Talente, Ruf und Vermögen der erste Kaufmann in Europa gewesen. Bei s. Tode wurde bekannt, daß er für s. Person zwei Mill. Omnium von der vorhergehenden Staatsanleihe besaß. Drei Söhne trieben damals die Geschäfte des Hauses. Zwei, Henry und William, waren von der Factorei in Canton mit großem Vermögen zurückgekehrt.

Die fünf Töchter waren mit sehr ansehnlichen Ausstattungen verheirathet. Überdies hinterließ er an Gütern und Ländereien eine halbe Mill. Pf. Sterl. Von s. Söhnen ist folgendes bekannt: Der älteste, welcher, als solcher, den Titel und den größten Theil des Vermögens erbte, ist der Baronet Sir Thomas B., welcher auf s. Landgute Stratton-Park einen großen Theil s. fürstlichen Vermögens auf Kunstwerke verwendet und eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, geschnittenen Steinen ꝛc. hat, welche zu den besten in England gehört. Der dritte, Henry, ist Parlamentsglied und sleeping partner des Hauses. Er begleitete Lord Macartney an den chinesischen Hof und war nachher in der Factorei der ostind. Compagnie zu Canton angestellt. Der vierte, William, hatte auch eine Anstellung bei der englischen Factorei in Canton, erwarb sich dort ein großes Vermögen und heirathete nach s. Rückkehr eine Miß Thomson. Als er 1820 bei s. Landgute an der Küste von Dorsetshire zum Vergnügen in einem Boote fuhr, schlug dasselbe um und er ertrank im Angesichte s. Gattin. Der fünfte, George, wurde auch nach China geschickt, verließ aber den Kaufmannsstand und wählte den geistlichen in der herrschenden Kirche. Da ihm diese nicht Genüge leistete, so ging er zu einer erst seit wenig Jahren aufgekommenen Secte über (zu welcher auch sein Schwager, der Prediger Kamp in Brighton, gehört) und ließ in Exeter auf s. Kosten eine Kirche bauen, in welcher er predigt. Die zweite T. hat Herrn Labouchère in Amsterdam, Disponenten und Associé des Hauses Hope und Comp., geheirathet. Die dritte ist verehelicht an Herrn Kamp, einen Prediger der neuen Secte. Die ganze Familie lebt in großer Einigkeit. 62.

Bariton (Bardon, Viola di Bordone), ein mit sieben Saiten bezogenes Instrument, an Gestalt fast der Viola di Gamba gleich; außerdem sind unter dem Halse mehre Drahtsaiten angebracht, welche mit dem Daumen gerissen werden, während jene der Bogen streicht. Es ward um 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidl, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Karl Franz zu Wien verbessert, wird aber selten gebraucht. — In der Vocalmusik heißt Bariton (ital. baritono, franz. basse taille) diejenige Stimme, welche sich zwischen Tenor und Baß bewegt, sodaß sie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des eigentlichen Basses hat.

Barka, ein wüstes, zum Anbau nur an wenigen Stellen taugliches Land an Afrikas Nordküste zwischen Tripolis und Ägypten (4150 □M., mit 300,000 Einw.). Es hat einen hoch mit Flugsand bedeckten Kalksteinboden. Das im W. und S. liegende Gebirge Harutscht ist wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs. Dies Küstenland ist eine osmanische Provinz unter einem Sandschack in der Stadt Barka. Hier liegt auch Tolometoo (Ptolemais) mit griechischen Ruinen. Die Überbleibsel von Cyrene (s. d.) heißen jetzt Grenne. Die Gebirge von Derne mit der Stadt gl. N. stehen unter einem Bei, den der Bei von Tripolis ernennt. Auch der Bei von D.-Bingazi (sonst Berenice) mit den Häfen am Golf von Sydra, sowie die kleine Handelsrepublik Augila im innern Lande stehen unter dem Bei von Tripolis. In der Wüste liegen vier Tagereisen westlich vom Nil einige bewohnte Oasen. Eine solche ist der wasserreiche Theil der Republik Schiwa, die den Schutz der Pforte anerkennt und an den Pascha von Ägypten Tribut entrichtet. Die Hauptst. Schiwa (das alte Ammonium, s. Ammon) hat 6000 Einw. und Dattelnhandel. Im März 1820 will der Ritter Frediani in der Oase des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wiedergefunden haben. Seiner Beschreibung haben jedoch der Architekt Gau in Rom und der franz. Consul Drovetti in Ägypten widersprochen. Die Einw. sind meist arabischer Abkunft, Mohammedaner und zum Theil Straßenräuber.

Barke, ein Schiff, das man auf Flüssen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. Auf dem Mittelmeer

hat man zweimastige Barken von 50 Fuß Länge. — Barkasse, das größte Boot, welches Schiffe mit sich führen. — Barkerole (Barcherolla), ein mastloses Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barker (Edmund Heinrich), einer der berühmtesten der letzt lebenden englischen Philologen, geb. den 22. Dec. 1788 zu Hollym in Yorkshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt s. erste Erziehung in Privatanstalten in London und zu Louth in Lincolnshire. Den größten Einfluß aber auf s. gelehrte Richtung hatte Jackson, Oberlehrer der Stadtschule zu Beverley. Von diesem in das Studium der Alten eingeführt, ergriff er dasselbe mit einem Eifer, der ihn von den jugendlichen Ergötzungen der übrigen Schüler entfernt hielt. Die Universität Cambridge, wo er in das Trinitätscollegium trat, sagte ihm weniger zu, weil ihm die mathematischen Wissenschaften, die dort den Vorrang hatten, zu trocken erschienen. Er ging daher s. eignen Weg und lebte mit Griechen, nach der Horazischen Regel, Tag und Nacht. 1809 gelang es ihm, durch ein lat. und ein griech. Epigramm den Preis, Browne's goldene Schaumünze, zu erwerben. Auch besorgte er eine Ausg. der Bücher des Cicero „De senectute" u. „De amicitia", welche drei Mal, u. von Tacitus's „Germania" und „Agricola", welche zwei Mal aufgelegt worden ist. Ein Bd. „Classical recreations", viele Aufsätze im „Classical journal" seit dem 3. Stück desselben, eine Abhandlung zum 2. Stück des „Retrospective review" und Recensionen im „British critic" beweisen die mannigfache Thätigkeit des Mannes. Am meisten hat s. Namen die Theilnahme an der neuen Ausg. von „Henr. Stephani Thesaurus Gr. L." berühmt gemacht. Valpy, der s. Fleiß und s. umfassende Gelehrsamkeit zu schätzen wußte, übertrug ihm diese Arbeit. Er kam durch sie in nähere Verbindung mit dem bekannten englischen Philologen Parr zu Hatton, dessen Rath, Kenntnisse und Vorräthe er benutzte. So gerecht die Ausstellungen waren, die echte Gelehrte gegen die zu große Erweiterung des Plans und die Anordnung der Materialien machten, so heftige Ausfälle erlaubte sich auch der Neid auf das Verdienst Barker's. Er sah sich genöthigt, in einer eignen Schrift sich zu vertheidigen und dadurch Valpy's und s. Unternehmen ungestörten Fortgang zu sichern. Über sein Lob haben deutsche Philologen des ersten Ranges, wie Schäfer, Hermann, Wolf, Sturz, sich laut ausgesprochen. Ein verdienstliches Werk Barker's ist auch die 1820 bei Gerhard Fleischer in Leipzig unter Schäfer's Besorgung erschienene Ausg. des Arcadius „De accentibus" mit einer „Epistola critica" an Boissonade. Theilnahme an Werken deutscher Gelehrten hat Barker bei vielen Gelegenheiten durch schätzbare Mittheilungen von Hülfsmitteln und Bemerkungen bewiesen. Seit 1814 lebt er verheirathet zu Thetford in Norfolk, durch eignes Vermögen und literarischen Erwerb in Stand gesetzt, sich ganz der classischen Philologie zu widmen. Ein Mann von altenglischem Charakter, gerade, edel, unerschrocken, verfolgt er standhaft das Ziel, das er ins Auge gefaßt hat. 3.

Barlaam und Josaphat. Barlaam soll ein Eremit gewesen sein und im 3. oder 4. Jahrh. in Asien gelebt haben. Die Legende erzählt viel von ihm und der durch ihn bewirkten Bekehrung eines indischen Prinzen Josaphat. Die Legende soll um 740 durch Joannes von Damaskus in griechischer Sprache aufgezeichnet worden sein. Rudolf von Montfort bearbeitete sie und kürzlich hat Köpke diese Dichtung, mit einem Wörterbuche versehen (Königsberg 1818), in alter Sprache herausgegeben.

Barlow (Joel), Verf. der „Columbiade", des ersten in Nordamerika gedichteten Epos, ward im Staate Connecticut geb. Nach dem frühen Tode s. Vaters in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven erzogen, zeigte er s. dichterischen Anlagen zuerst durch einen Hymnus auf den Frieden. Im amerikan. Freiheitskriege trat er als Freiwilliger in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Nach erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wissenschaften zurück. Ihn beschäftigte damals die Her-

ausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politischen Verhältnissen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich studirte er die Gesetzgebung und Rechtswissenschaften. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Gesellschaft, die am Ohio Ländereien verkaufen wollte, eine Reise nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Als Freund der franz. Revolution, ward er von der Constitutionsgesellschaft zu London zu ihrem Abgeordneten ernannt, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsschreiben zu überreichen. In Paris verschlang die Politik s. Zeit. Er schrieb eine Abhandlung über die Mängel der franz. Constitution von 1791, welche sein Freund, Thomas Payne, dem Convent übergab. Als er selbst vor den Schranken mit s. Sendung erschien, ward er mit dem rauschendsten Beifall empfangen; im Febr. 1793 erhielt er das franz. Bürgerrecht. Bei s. Rückkehr fand er bei Pitt, der ihn für einen Geschäftsträger der englischen Jacobiner ansah, keine günstige Aufnahme. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Washington 1795 den Auftrag, die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner auszulösen. B. unterhandelte so glücklich, daß ihm die Regierung s. Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach s. Rückkunft in Paris gab er Briefe an s. Mitbürger heraus, worin er in einer kraftvollen Sprache gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch manche unreife Idee von politischer und bürgerlicher Freiheit vortrug. Später kaufte er sich in der Nähe der Bundesstadt Washington ein Landgut. Hier arbeitete er den Plan für eine große Universität oder polytechnische Schule aus, und brachte damit s. Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht den zur Ausführung s. Vorschläge nöthigen Gemeingeist, und war daher entschlossen, in ländlicher Ruhe eine Geschichte der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen auszuarbeiten, als er 1811 die Gesandtschaftsstelle in Paris erhielt. In dieser Eigenschaft folgte er 1812 dem franz. Kaiser nach Rußland, und starb zu Ende dess. J. in Litthauen während des Rückzugs der franz. Heere — Seine „Columbiade" (1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia) wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Fehler, lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben. Eigenthümlich ist die Art der Einkleidung; von der Form andrer Epopöen abweichend, ist der ganze Inhalt als eine Vision dargestellt, welche Colombo in s. einsamen Kerker von Valladolid hat.

Barmen, ein zwei Stunden langes Thal an der Wupper im preuß. Herzogthume Kleve-Berg (im elberfelder Kreis des Regierungsbez. Düsseldorf), wird in Ober- und Unterbarmen eingetheilt, und begreift die Ortschaften Gemarke, Wupperfeld, Rittershausen, Hecklinghausen und Wichlinghausen. B. ist gegenwärtig eine Stadt mit 1640 H. und 19,472 Einw., darunter 10,400 Luther., 7000 Reform., 1800 Kathol. und die übrigen Israeliten. Hier sind 15 Elementarschulen, eine Gelehrtenschule und zwei Privaterziehungsinstitute. Eine Mineralquelle und Badeanstalt befindet sich in Unterbarmen. B. ist der Hauptsitz aller Bandmanufacturen auf dem Continente; dieser Zweig umfaßt alle leinene, wollene, baumwollene, seidene und halbseidene Bänder von jeder Qualität, eben so alle Sorten Schnürriemen und Rundkordel; bedeutend sind die Manufacturen von gewebten Spitzen, Nähzwirn, Siamoisen ꝛc. Diese Fabricate werden in alle Welttheile versandt. Zahlreiche Bleichereien und Färbereien befinden sich in diesem überaus reizenden Wupperthale, das in Rücksicht s. Gewerbfleißes in Deutschland nicht seines Gleichen hat. Das Panorama von Barmen zeigt sich am schönsten auf Dieckmann's Felde und in Wippermann's Garten.

Barmherzige Brüder und Schwestern, s. Brüderschaften.

Barnabiten heißen die 1536 zu Mailand entstandenen, wie Weltgeistliche schwarzgekleideten, regulirten Chorherren des heil. Paulus nach der ihnen damals eingeräumten Kirche des heil. Barnabas daselbst. Sie widmeten sich der Mission,

dem Predigen, der Seelsorge und dem Jugendunterrichte, und hatten in Italien, wo sie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehrten, in Frankreich, Östreich und Spanien Häuser, die sie Collegien nannten. In Frankreich und Östreich ward dieser Orden zur Bekehrung der Protestanten gebraucht. Jetzt besteht er nur noch in Spanien und an einigen Orten Italiens. E.

Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie), Abgeordneter zu den franz. Generalständen, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution, war 1761 in Grenoble geboren, Sohn eines reichen Procurators, protestant. Religion, ward Advocat, und zeigte sich; als Abgeordneter des dritten Standes bei der Versammlung der Generalstände, als einen offenen Feind des Hofes. Die Nat.-Vers. wählte ihn zu ihrem Secretair, zum Mitglied des Ausschusses für die Colonien, zum Mitglied des diplomatischen Ausschusses, und im Jan. 1791 zum Präsidenten. Nach der Flucht des Königs war er fast der Einzige, der ruhige Fassung behielt. Er vertheidigte Lafayette gegen die Beschuldigung des Mitwissens dieses Schrittes, und ward nach der Festhaltung der königl. Familie, nebst Petion und Latour-Maubourg, derselben entgegengeschickt, um sie nach Paris zu begleiten. Der Anblick des erhabenen Mißgeschicks und der Entweihung der königl. Würde scheint ihn erschüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührenden Ehrfurcht, und machte einen trockenen Bericht, ohne alle Anmerkung. Von diesem Augenblick an ging eine sichtbare Veränderung in s. Grundsätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Person des Königs, und schilderte die Unglücksfälle, die der Republik drohten; er widersetzte sich der Verordnung, welche scharfe Maßregeln gegen die widerspenstigen Priester befahl; er brachte es, wiewol mit Mühe, dahin, daß das auf die Colonien Bezug habende strenge Decret zurückgenommen wurde. Sein Ansehen sank jetzt immer tiefer, und er ward von der Revolutionspartei ganz aufgegeben. Als nach dem 10. Aug. 1792 die Correspondenz des Hofes in die Hände der siegenden Partei fiel, gab man vor, auch Beweise s. geheimen Verbindungen mit demselben gefunden zu haben, und er ward den 29. Nov. 1793 guillotinirt.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpensionnair von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiste die einfachsten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das spanische Joch abgeworfen hatten. Als Generalanwalt der Provinz Holland bewährte er ebenso sehr seine Einsichten als seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienste und Arbeiten hatten seinen Ruf befestigt. Er, der sein Vaterland vor dem Ehrgeize Leicester's geschützt hatte, durchschaute die geheimen Plane des Moritz von Nassau, den seine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte ein solches Mißtrauen gegen die Talente und Ansichten dieses Fürsten, daß er selbst das Haupt der republikanischen Partei wurde, welche den Statthalter der gesetzgebenden Gewalt unterordnen wollte. Spanien eröffnete damals unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. B. erschien dabei als Bevollmächtigter, und bewährte in dieser schwierigen Angelegenheit sowol die Talente eines Staatsmannes als die Festigkeit eines Republikaners. Moritz von Nassau, der den Krieg seines persönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeschäft entgegen; B., der dies bemerkte, konnte nur durch die dringendsten Bitten der Staaten bewogen werden, seine Geschäftsführung fortzusetzen, und schloß endlich 1609 mit Spanien einen 12jährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Sein Ansehen stieg jetzt noch höher, und reizte das Haus Nassau zu immer größerer Eifersucht. Schon waren die beiden Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologische Streitigkeiten diese Erbitterung noch vermehrten. Um einem Bürgerkriege vorzubeugen, schlug B. eine

Kirchenversammlung vor, welche eine allgemeine Duldung in Ansehung der streitigen Punkte festsetzte. Die Staaten gaben dieser weisen Maßregel anfangs ihre Zustimmung, bis später die Ränke der nassauischen Partei sie zu andern Ansichten brachten. Diese stellte die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; B. ward in Schmähschriften angegriffen, und in der Versammlung der Staaten selbst von dem Volke beleidigt, dessen Abgott Moritz geworden war. Da B. nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und voraussah, welches Schicksal ihm bevorstehe, dachte er aufs neue daran, sein Amt niederzulegen, doch seine Pflicht und seiner Freunde Bitten siegten auch diesmal über ihn. Moritz verlangte die Zusammenberufung einer Generalsynode, unter dem Vorwande, den Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen. Auf B.'s Antrieb erklärten sich die Staaten gegen diese Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob sogar ohne Moritz Zustimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomaristen sie gestört hatten, wieder herzustellen. Dagegen verdoppelte die nassauische Partei ihre Angriffe und Schmähungen gegen B., welcher zur Widerlegung derselben jene berühmte Denkschrift herausgab, worin er die vereinigten Provinzen aufmerksam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. Indeß ließ Moritz 1618 die Synode zu Dortrecht halten, zu der fast alle calvinistische Kirchen Europas Abgeordnete schickten. Sie verurtheilte die Arminianer mit der ungerechtesten Strenge; für Moritz war diese Verurtheilung die Auffoderung zu noch gewaltsamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorstellungen der Staaten, Barneveldt nebst den andern Häuptern der Arminianer verhaften, und von 26 erkauften Richtern den schuldlosen Mann, dem sein Vaterland sein politisches Dasein dankte, der um Gnade zu flehen verschmähte, angeblich als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Umsonst waren die Vorstellungen der verwitweten Prinzessin von Oranien und des franz. Gesandten, umsonst erhoben seine Freunde und Verwandten laut ihre Stimme; Moritz blieb unerschütterlich. Am 13. Mai 1619 bestieg der 72jährige Greis das Blutgerüst, mit den Worten des Horaz III, 3, und litt den Tod mit derselben Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens bewiesen hatte.

Baroccio oder **Barozzi** (Federico), ein berühmter Maler der röm. Schule, aus Urbino gebürtig, lebte von 1528 — 1612. Er hatte sich in Venedig gebildet und Vieles nach Tizian copirt. Wie früher dieser, so wirkte später, als er nach Rom kam, Rafael auf ihn. Nachher suchte er auch Correggio's Eigenschaften, aber nicht mit gleichem Erfolg, sich anzueignen. Sein Colorit blieb einförmig. Mengs tadelt, daß er seine Gegenstände beständig so vorgestellt habe, als ob man sie in der Luft, zwischen durchsichtigen Wolken sähe, und daß er die entgegengesetztesten Farben bloß durch die Helle mit einander in Übereinstimmung zu bringen suche. Er ist von Manier schon nicht mehr frei. Unter seine vorzüglichsten Werke rechnet man die Flucht des Äneas oder den trojanischen Brand, von Agostino Carracci gestochen und in der ehemaligen Galerie Borghese befindlich; die Abnehmung vom Kreuze, zu Perugia, und eine Grablegung, von Sideler gestochen.

Barock, im Leben und vorzüglich in der Kunst das willkürlich Seltsame, was, aus eigenthümlichen Einfällen des Einzelnen hervorgehend, gegen die allgemeine und natürliche Ansicht verstößt und ins Ungereimte und Närrische übergeht. Man gebraucht diesen Ausdruck daher von gewissen Handlungen und Charakterzügen, von der einer erzählenden oder dramatischen Dichtung zum Grunde gelegten Fabel, von der Art des poetischen Ausdrucks, von einer närrisch-seltsamen Composition und Ausführung, oder einzelnen seltsamen und wunderlichen Gestalten in der bildenden Kunst, sowie endlich auch von dem Seltsamen und willkürlich Zusammengestellten in der Tonkunst. Es fällt daher bald mit dem **Bizarren** (s. d.) zusammen, wenn man es nicht als den höhern Grad des Seltsamen ansehen und als Das-

jenige betrachten will, was durch Überladung, Unnatürlichkeit, Buntscheckigkeit und Verworrenheit der Zusammenstellung auffällt und eine fast komische Wirkung hervorbringt. Ein barocker Geschmack ist sonach der, der das Barocke wählt und liebt. Der Geschmack am Barocken wird herrschend, wenn der Sinn für das Einfache und Natürliche verloren geht und man zum Auffallenden, Ungewöhnlichen, Überladenen und stark Contrastirenden, als Reizmittel der Aufmerksamkeit und des Genusses, seine Zuflucht nimmt. Wenn jedoch Einige das Barocke in der Musik insbesondere durch eine in schwer zu intonirenden Intervallen fortschreitende Melodie, durch verworrene Harmonie und einen mit Dissonanzen und ungewöhnlichen Ausweichungen überladenen Satz bezeichnen: so sind damit mehr die Mittel genannt, an welchen sich das Barocke in der Musik vornehmlich zeigt, als diese Art des Barocken selbst erklärt, ja das Erstere würde fast von jeder neuern Musik gelten. — Größere Übereinstimmung findet sowol in Hinsicht auf die Bedeutung, als in Hinsicht auf den Ursprung dieses Wortes statt. Nach Rousseau's Vermuthung (im „Dictionnaire de musique"), welcher Viele beigetreten sind, soll dieser Ausdruck aus dem Barocco oder Baroco der scholastischen Logik herkommen. Durch Barocco wird nämlich eine Schlußart bezeichnet, welche der zweiten Schlußfigur angehört und, von der gewöhnlichen Gedankenstellung abweichend, etwas sehr Gezwungenes hat, was bei der Verwandlung in die durch jene Buchstaben bezeichnete Schlußart der ersten Figur sich ganz vorzüglich zu Tage legt. Man habe, wird daher behauptet, den Namen jener Schlußart auf alles Schiefe und von der natürlichen Norm Abweichende übergetragen. Indessen ist doch der Einfluß der logischen Terminologie auf das gemeine Leben nie so groß gewesen, daß eine solche Entlehnung der Benennungen aus derselben sehr wahrscheinlich wäre, zumal da die angegebene Bedeutung jenes Barocco mit der Bedeutung von barock nur wenige Ähnlichkeit hat. Natürlicher ist es, diesen Ausdruck von dem franz. baroque abzuleiten, welches Wort das Verschobenrunde oder Schiefrunde bezeichnet und besonders von Perlen gebraucht wird, welche von der reinen und schönen Form abweichen, weßhalb Menage den Ausdruck von dem latein. veruca, die Warze, hergeleitet hat. Wenigstens ließe sich hieraus ebenso gut als aus jenem Ausdruck die Übertragung auf Das erklären, was auf eine wunderliche, willkürliche und ans Närrische grenzende Weise von dem Natürlichen und Gewohnten abweicht. 44.

Barometer, ein Werkzeug, um den Druck der Luft und seine Veränderungen zu messen. Gewöhnlich besteht es aus einer oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre mit Quecksilber. Bei stärkerm Drucke der Luft steigt darin das Quecksilber, bei geringerm sinkt es. Evangelista Torricelli, ein Schüler Galilei's und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik zu Florenz, ist der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des 17. Jahrh. auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (s. Atmosphäre) — eine Entdeckung Galilei's — auch das 14 Mal schwerere Quecksilber, und zwar nur $\frac{32}{14}$ Fuß oder 27½ Zoll treiben und halten werde. Er schmelzte eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Öffnung füllte er sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um und setzte sie, indem er den Finger von der Öffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theil der Röhre ab und blieb in einer 27½ Zoll hohen Säule stehen. Den bei diesem Versuche leer werdenden obern Theil der Röhre nannte man seitdem die torricellische Leere. Einiges Nachdenken brachte Torricelli zu der Überzeugung, daß die Erhaltung der Quecksilbersäule von 27½ Zoll von nichts Anderm als von dem Drucke der auf der Quecksilbersäule im Gefäße ruhenden und sich bis an die Grenzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli noch mit diesem Gegenstande be-

schäftigte, übereilte ihn 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der Torricelli'schen Röhre. — Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen und stellte zu ihrer Bestätigung mehre Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy-de-Dome anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der Torricelli'schen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges über drei pariser Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht „Abscheu vor dem leeren Raume" (horror vacui), wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule, deren Höhe und also auch Schwere auf dem Berge abgenommen hatte, die Aufrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch das allmälige Fallen der letztern beim Besteigen des Berges. — Schon den ersten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der Torricelli'schen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus, daß auch der Druck der Atmosphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sein müsse, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen brauchen könne. Otto v. Guericke war darauf vorzüglich aufmerksam; nach und nach wurden es mehre. Man gab bald der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. ein Werkzeug, welches zur Beobachtung der Luftschwere dient und fing an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung kann das Barometer nur insofern gebraucht werden, als gutes Wetter mit trockener, schlechtes Wetter mit feuchter Luft verbunden zu sein pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trockenen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwol die einfache Torricelli'sche Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen. Unter Anderm wird die Torricelli'sche Röhre unten gekrümmt, und an das hinaufgekrümmte Ende derselben ein rundes oder längliches, oben offenes Gefäß angeschmelzt, in welches man das Quecksilber gießt, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigt man die ganze Röhre, nebst dem daran angeschmelzten Gefäß, auf ein Bret und verzeichnete auf dasselbe einen Maßstab, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer. Da das Fallen des Quecksilbers in einem gewissen Verhältniß zu der erstiegenen Höhe steht, so kann das Barometer auch zu Höhenmessungen (s. d.) angewendet werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht. De Luc fand, daß in dieser Hinsicht das Heberbarometer, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leiste. In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmesser; auch ist an beiden Schenkeln ein Maßstab angebracht. Eine gründliche Darstellung der verwickelten Lehre von dem Barometer findet man in Körner's „Anleitung zur Verfertigung übereinstimmender Thermometer und Barometer" (Jena 1824, mit Kpfrn.). Zu einem genauen Barometer wird erfodert: 1) Daß allein die äußere Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält sie Luft, so bekömmt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft herauszuschaffen, wird bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht. 2) Ein genauer Maßstab und 3) daß das Barometer genau lothrecht hänge. Bei Beobachtung des Barometers muß übrigens das Auge völlig in einerlei Ebene mit dem Stande des Quecksilbers gehalten und dieser beim höchsten Punkte seiner Rundung gemessen werden. Der Optikus Alexander Adir hat einen Barometer erfunden, in welchem die bewegliche Säule von Öl ist, welches

in einer Röhre einen gewissen Theil Salpetersäure einschließt, der seinen Umgang nach der Dichtigkeit der Atmosphäre vermindert. Er hat ihm den Namen Sympiesometer (Druckmesser) gegeben.

Baron (Michel), eigentlich Boyron, geb. zu Paris 1653, Sohn eines Schauspielers, wurde der Zögling und Freund Molière's. So sehr er seinen Lehrer als Schauspieler übertraf, so sehr stand er ihm als Schriftsteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet und bemühte sich, dieselben durch Kunst auszubilden. Doch fühlte er, daß das Genie sich den Regeln der Kunst nicht sklavisch unterwerfen könne. „Die Regel will", sagt er, „daß der Schauspieler in der Action die Arme nicht über den Kopf erhebe, bringt jedoch die Leidenschaft eine solche Bewegung von selbst mit sich, so ist sie dennoch gut; denn die Leidenschaft gilt mehr als die Kunst". Man nennt ihn einstimmig den Roscius seines Jahrhunderts. 1691 verließ er das Theater mit einer Pension von 3000 Livres, betrat aber dasselbe 1720 als ein Greis von 68 J. aufs neue, und fand seinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine sehr hohe Idee von seinem Stande; er pflegte zu sagen, die tragischen Schauspieler sollten an den Brüsten von Königinnen gesäugt werden. Nicht weniger groß war seine Eitelkeit; nach ihm sieht die Welt alle Jahrh. einen Cäsar, aber es werden Jahrtausende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er starb 1729, 77 J. alt. 1760 erschienen drei Bändchen Theaterstücke unter seinem Namen, die jedoch, vielleicht mit Unrecht, nicht alle für echt gehalten werden. Seine vorzüglichsten Lustspiele, die noch jetzt zu dem Repertorium des Théatre français gehören, sind: „L'homme à bonnes fortunes"; „La coquette et la fausse prude" und „L'Andrienne", nach Terenz.

Baron, ursprünglich auch Baro, ein aus der romanischen Sprache stammendes Wort, einen Mann, auch zuweilen Diener bedeutend; in der Lehnsverfassung des Mittelalters der Besitzer eines entweder allodialen oder eines lehnbaren Gutes, von welchem wieder andre Dienstleute abhängig sein konnten; auch das freie Mitglied einer Gemeinde (Sachibarones, die Abgeordneten der 5 englischen Seestädte oder cinque ports), das Mitglied eines Mannengerichts; ein freier und edler Herr. In Frankreich nannten sich die Montmorency premiers barons de la chrétienté. Nach England kam der Name mit Wilhelm von der Normandie und bezeichnete einen unmittelbaren Kronvasallen, welcher im königl. Hof- und Gerichtstage für seine Person Sitz und Stimme hatte, also auch später in der Pairskammer des Parlaments erschien. Es war dort die zweite Stufe des hohen Adels, bis die Herzoge und Marquis vor den Grafen und die Viscounts vor den Baronen eingeschoben wurden. In Deutschland waren die alten Freiherren des Reichs Besitzer unmittelbarer Güter oder Dynasten; sie erschienen gleichfalls auf den kaiserl. Hof- und Reichstagen und gehörten zum hohen Adel. Allein diese alten Dynasten gingen schon frühe zum Grafen- und Fürstenstande über; die neuen Freiherren bilden nur eine Stufe des niedern Adels, nach den Grafen. In England erschuf Jakob I., um sich Geld zu schaffen, eine neue Classe, kleine Barone, oder Baronets von Nova Scotia und Ulster in England. Er nöthigte wohlhabende Gentlemen dazu, diesen Titel mit 1000 Kronen zu erkaufen, oder 30 Mann drei J. lang gegen die rebellischen Irländer zu stellen und zu unterhalten. 37.

Baronius, Baronio (Cäsar), geb. zu Sora im Neapolitanischen den 30. Oct. 1538, in Neapel und seit 1557 in Rom gebildet, einer der ersten Schüler des heil. Philipp von Neri und Mitglied der von ihm gestift. Congregation der Priester des Oratoriums, wurde 1593 Superior derselben, bald darauf auch Beichtvater des Papstes, apostolischer Protonotar und Cardinal, dazu endlich noch Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek. Diese Würden verdankte er der päpstlichen Anerkennung des großen Verdienstes um die kathol. Kirche, das er sich durch seine von 1580 an bis an seinen Tod (d. 30. Juni 1607) mit unverdrossenem Fleiße

ausgearbeiteten kirchlichen Annalen erwarb. Sie entstanden durch seine Theilnahme an Neri's Congregation, in der er Vorlesungen über die Kirchengeschichte zu halten hatte, und gehören noch jetzt wegen ihres Reichthums an echten Urkunden aus den päpstlichen Archiven zu den unentbehrlichsten Hülfsmitteln des Studiums der Kirchengeschichte. Vorzüglich zur Widerlegung der „Magdeburgischen Centurien" geschrieben, tragen sie aber zu stark das Gepräge unhistorischer Parteilichkeit für das Papstthum an sich, als daß auch die Darstellung der Thatsachen und der Gebrauch, den Baronius von seinen Quellen macht, Zutrauen verdienen könnte. Häufig sind jene entstellt und diese absichtlich verdunkelt oder gar verfälscht, je nachdem der Hauptzweck des Werks, zu beweisen, daß die Lehre und Verfassung der röm. Kirche seit den ersten Jahrh. ganz dieselbe gewesen sei, die sie zur Zeit der Reformation war, und folglich die Protestanten der Vorwurf frevelhafter Abtrünnigkeit vom wahren Christenthum treffe, solche Hülfsmittel zu erfodern schien. Ja, um die Anmaßungen u. Mißbräuche der Papstgewalt als uralte apostolische Einrichtungen zu beschönigen, erniedrigt sich Baronius bis zur Mittheilung erdichteter Urkunden und Erzählungen. Die List und Consequenz in der Ausführung solcher Beweise, die Kunst der Anordnung und die faßliche, zwar weder im lateinischen Ausdruck, noch in der Darstellung des Stoffs vorzügliche, aber durch den Ton gründl. Untersuchung blendende Sprache vermehrt nur die Gefahr der Unkundigen, dadurch ein ganz falsches Bild von der Geschichte der christl. Kirche zu erhalten. Diese „Annales ecclesiastici a Christo nato ad a. 1198, a. C. Baronio" (Rom 1588—1607, 12 Bde., Fol.) wurden oft nachgedruckt, mit Verbesserungen des Verf. zu Mainz 1601 fg., in 12 Bdn. Fol., schöner zu Antwerpen 1589 fg., in 10 Bdn. Fol. Doch fehlt in dieser Ausg. die Abhandlung „De Monarchia Siciliae", welche die unter diesem Namen bekannten kirchlichen Gerechtsame des Königs von Sicilien bestreitet und daher von dem spanischen Hofe verboten wurde. Viele, besonders chronologische Fehler des Werkes verbesserte der Franciscaner Anton Pagi in seiner vortrefflichen Kritik desselben („Critica historico-chronologica in Ann. Baron. Antverp." (Genf 1705 fg., 4 Bde., Fol.) und auch a. kathol. Gelehrte haben seine Mängel gerügt, die der Tadel der Protestanten natürlich am stärksten treffen mußte. Unter den Fortsetzungen der Annalen, deren keine der Arbeit des Baronius gleichkommt, hat Raynaldi (ab a. 1198—1565, Rom 1646 fg., 8 Bde., Fol., fortgesetzt bis 1671 von Laderchi, Rom 1728 fg., 3 Bde., Fol.) die reichhaltigste geliefert. 31.

Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de), Mitglied des Nationalconvents, nachher des vollziehenden Directoriums, geb. zu Fohempour in der Provence, den 30. Juni 1755 aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprüchwort geworden war, diente als Unterlieutenant im Regim. von Languedoc bis 1775. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Isle-de-France, wo einer seiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; dann diente er auf Suffren's Geschwader und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach seiner Rückkunft überließ sich Capit. B. seinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch sein Vermögen. Die Revolution trat ein; er zeigte sich sogleich als Gegner des Hofes und spielte seine Rolle in der Versammlung des dritten Standes, während sein Bruder in der des Adels saß. Den 14. Juli 1789 nahm er Theil an dem Angriffe auf die Bastille, sowie den 10. Aug. 1792 gegen die Tuilerien. Darauf ward er zum Geschwornen bei dem Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im Sept. zum Abgeordneten bei dem Nationalconvent, wo er für den Tod Ludwigs XVI. stimmte. Im October ward er nebst Fréron in die mittägigen Provinzen geschickt und zeigte sich zu Marseille minder heftig als dieser. So fest er daselbst seinen Ruf als Patriot begründet hatte, so mißfiel er doch Robespierre. Nur Barras's Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten jenen zurück; Robespierre beschloß, ihn in die große Proscription, mit der er

umging, zu verwickeln. Barras vereinigte sich daher mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe sahen und einen Machtstreich versuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu stürzen; er spielte auf diese Art eine Hauptrolle am 9. Thermidor (27. Jul. 1794). Man gab ihm den Oberbefehl der bewaffneten Macht; er trieb die Truppen Henriot's zurück und bemächtigte sich Robespierre's. Den 4. Febr. 1795 ward er Präsident. Am 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795), als die royalistisch-gesinnten Sectionen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents und das Bataillon der zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieser Gelegenheit berief er den General Bonaparte an seine Seite und machte von dessen Diensten trefflichen Gebrauch. In seinem Berichte schrieb er den Sieg diesem jungen Generale zu und erhielt wenige Tage darauf für ihn den Oberbefehl des Heers im Innern. Seine wichtigen Dienste beförderten ihn ins Directorium. Man hat gesagt, daß Bonaparte ihm das Commando der italienischen Armee zu verdanken gehabt habe. Wie dem auch sei, so fühlte doch Barras, daß Bonaparte Dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entschiedenes Übergewicht geben würde und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsministers an sich. Dieses entzweite Beide und Carnot neigte sich deßhalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in dessen Mitte sich eine Partei zur Einschränkung der Directorialmacht und besonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Die Spaltung konnte sich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes sank bei den Ereignissen des 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wovon Barras einer der Haupturheber war. Von diesem Zeitpunkte an regierte er unumschränkt bis zum 13. Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat. Barras gelang es dessen ungeachtet, sich neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Lareveillère-Lepaux sich genöthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Er selbst aber ward ein Opfer des 18. Brumaire (9. Nov. 1799). In einem höchst ungeordneten Briefe, den er nach St.-Cloud sandte, legte er seine Stelle nieder, und erhielt auf sein Verlangen vom ersten Consul eine Begleitung, die ihn auf sein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieses und zog sich nach Brüssel zurück, wo er mehre Jahre lang ein ansehnliches Haus machte. Später erhielt er die Erlaubniß, sich in das mittägige Frankreich zu begeben. Man erwartet von ihm Memoiren.

Barre, im Berg- und Münzwesen: ein länglich viereckiges, mehr oder minder starkes Stück gegossenen Silbers oder Goldes; die längern und schmälern, mehr stabförmigen Stücke heißen Zain. — Bei der Schifffahrt hat **Barre** mehre Bedeutungen, z. B. der Ruderstock, oder die Stücken Holz, die um den Mast unter den Mastkörben sich befinden, um diese zu halten rc.; ferner eine Sandbank oder eine Reihe Klippen im Meere, besonders an den Mündungen der Flüsse; endlich gewisse gefährliche Wellen längs der Küsten von Guinea in Afrika.

Barre, engl. bar, die Schranken, welche die Mitglieder eines Gerichtshofes von Denen absondern, welche Etwas vorzutragen haben oder Etwas anhören sollen. Auch das engl. Parlement hat am Eingange solche Schranken und die Nationalversammlung Frankreichs behielt diese Einrichtung und den Gebrauch bei, Alle, von welchen sie Auskunft oder Rechenschaft verlangte, vor ihre Schranken zu fodern. Dieser Eingriff einer Behörde, welche bloß discutiren sollte, in richterliche und executive Functionen hat die Greuel der Revolution zur Folge gehabt. Die Nationalversammlung herrschte durch den Pöbel von Paris und wurde von ihm beherrscht. Zu der Zeit, als in Paris täglich 50 Menschenleben der finstern Tyrannei Robespierre's zum Opfer gebracht wurden, als das Ungeheuer Carrier zu Nantes in einer Nacht 300 unschuldige Kinder ersäufen ließ, hatte die Nationalconvention nicht den Muth, Menschen abzuweisen, welche ihre Arbeiten unterbrachen, um an den Schranken einige patriotische Couplets zu singen. Am 16. März 1794 machte sie

aber doch ein Decret: „Que dorénavant on n'entendra plus à la barre de la Convention que la raison en prose". — Von Bar kommt Barrister, die erste Stufe der engl. Sachwalter in den Gerichten, wo engl. gemeines Recht gilt. Dazu werden lange Prüfungsjahre erfodert, welche jetzt auf fünf J. herabgesetzt sind. Ein Jeder muß binnen dieser Zeit in den Jurys 12 große und 24 kleine Probeprozesse als Sachwalter durchführen, und wenn er als Barrister angenommen ist, noch drei Jahre lang bei den Gerichten bloß zuhören (Vacation-barristers), wenn er nicht aus besondrer Gunst zum Plaidiren aufgerufen wird. Nach 16 Dienstjahren als Barrister kann er die höhere Stufe eines Serjeant at law (serviens ad legem) erlangen, welche ihn im Range den Obergerichtsräthen gleichstellt und verschiedene andre Vortheile (z. B. größere Sporteln) gewährt. Diese lange Vorbereitung zum Advocatenstande ist eine der wirksamsten Ursachen des ungemein großen Ansehens, welches dieser Stand in England genießt. und eine der vortheilhaftesten Seiten der engl. Rechtsverfassung überhaupt. 37.

Barrère (Bertrand, de Vieuzac), geb. zu Tarbes d. 10. Sept. 1755, aus einer angesehenen Familie, erregte als Parlamentsadvocat zu Toulouse durch seinen geschmackvollen und leichten Vortrag Aufmerksamkeit. 1789 kam er als Abgeordneter zu der Generalständeversammlung, wo er seine republikanischen Grundsätze laut äußerte. Dann ward er Mitglied des Convents und am 29. Nov. 1792 dessen Präsident. Am 11. Dec. ward Ludwig XVI. unter Barrère's Vorsitz zum ersten Mal verhört. Er stimmte für dessen Tod. Hierauf ward er eins der thätigsten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses (s. d.). Um B. ganz kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 21. Sept. 1792, wo derselbe eröffnet ward, bis zum 27. Juli 1794 (9. Thermidor) aufführen. Es sind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Rednerbühne behauptet hätte. Weil er über alle Maßregeln des Schreckens in schönen Phrasen sprach, nannte man ihn l'Anacréon de la guillotine! Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm B. eine Lobrede; als er aber sah, daß der Convent sich gegen ihn erklärte, verließ er ihn, nahm Theil an dem 9. Thermidor, und erhielt sich dadurch noch einigen Einfluß. Im März 1795 ward er zur Deportation verurtheilt; er entzog sich derselben aber durch die Flucht. Nach der Revolution vom 18. Brum. hob der erste Consul seine Verbannung auf. Später ließ er ein Journal: „Mémorial antibritannique", erscheinen. Seitdem zeigte er sich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons, ohne jedoch unter derselben eine bedeutende Rolle zu spielen. 1815 traf auch ihn die Nemesis: er ward gleich allen Régicides, die unter Napoleon bei seiner zweiten Usurpation Dienste genommen hatten, verbannt.

Barri (Marie Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berüchtigte Geliebte Ludwigs XV., Königs von Frankreich, Tochter eines Commis beim Steuerpachtwesens zu Vaucouleurs, Namens Gomart de Vaubernier, wurde 1744 geb., kam nach dem Tode ihres Vaters zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten Gourdan, wo man sie nur als Mlle. L'Ange kannte und ward des Grafen du Barri Maitresse, der auf ihre Reize höhere Plane baute. Er leitete es dahin ein, daß sie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaient blasés par la débauche, sagt ein Schriftsteller, der dann fortfährt: Le vieux monarque, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maîtresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Bald trat sie an die Stelle der Marquise v. Pompadour. Es schien dem Könige nöthig, sie zu verheirathen; dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des Vorigen zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe einge-

führt. Bald regierte sie ganz Frankreich; sie stürzte den Herzog von Choiseul, dessen stolzer Geist sich nicht vor ihr beugen wollte; sie erhob den Herzog von Aiguillon, und unterstützte denselben in seiner Rache gegen das Parlament, welches im J. 1771 aus Paris vertrieben und darauf ganz aufgehoben ward. Man muß jedoch das, was sie wirkte, mehr den Ränken andrer Höflinge zuschreiben, welche sich ihrer zu bedienen wußten; sie selbst war eine Frau, die mehr das Vergnügen als die Intrigue liebte. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen und sie in eine Abtei bei Meaux verbannt. Später erhielt sie Erlaubniß in ihrem schönen Pavillon unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte sie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Brissotisten stürzten sie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9. Dec. 1792 guillotinirt. Als sie zum Tode geführt wurde, hörte sie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; sie schrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man sie noch ausrufen: „Monsieur le bourreau, encore un moment". Man hat bemerkt, daß unter allen vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen sie die einzige gewesen, die so viel Todesfurcht gezeigt habe.

Barricaden, die in Eil zur Vertheidigung einer engen Stelle, z. B. in der Straße eines Dorfes, in einem Hohlwege, auf einer Brücke, zusammengebrachten Gegenstände, deren Wegräumung dem Feinde Zeit kostet und die es den dahinter oder in der Nähe postirten Schützen möglich machen sollen, ihn wirksam zu beschießen. Man nimmt Wagen, Eggen, Tonnen, Kasten, Baumstämme, Balken, kurz Alles, was zur Hand ist, und wenn der Feind, besonders die Cavalerie, nur für einen Moment an zu rascher Verfolgung gehindert werden soll, selbst umgeworfene Munitions- und Bagagewagen dazu. 32.

Barrieretractat. Als in Folge des utrechter Friedens Östreich 1715 die spanischen Niederlande erhielt, geschah diese Abtretung von Seiten der Holländer, welche jene Provinzen in Gemeinschaft mit England erobert hatten, nur unter der Bedingung, daß ihnen zu Sicherung ihrer Grenzen gegen den übermächtigen Nachbar, das Recht gelassen ward, in verschiedenen Festungen des Landes, namentlich in Namur, Dornik, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke einige Besatzungen und in Dendermonde mit Östreich gemeinschaftliche Besatzung zu haben, und daß Östreich sich verpflichtete, zu Unterhaltung dieser Mannschaften jährlich 500,000 Thaler an Holland zu zahlen. Der Vertrag, welcher dieserhalb zwischen beiden Mächten 1718 abgeschlossen ward, hieß der Barrieretractat. 1781 ward derselbe, aller Gegenvorstellungen der Generalstaaten ungeachtet, vom Kaiser Joseph II. eigenmächtig für aufgehoben erklärt.

Barros (Joande), der berühmteste portugiesische Geschichtschreiber, geb. zu Viseo 1496, stammte aus einer alten adeligen Familie. Anfänglich Page bei dem König Emanuel, zeichnete er sich durch Verstand und Geschicklichkeit so aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 J. zum Gesellschafter des Kronprinzen machte. Alle seine Muße wendete er an, um den Sallust, Livius und Virgil zu lesen. Mitten unter den Zerstreuungen des Hofes, im Vorzimmer, schrieb er sein erstes Werk, einen historischen Roman, „Kaiser Clarimond" betitelt, der sich durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erschien 1520, als der Verf. erst 24 J. alt war. Barros überreichte es dem Könige, der ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. Zwar starb der König einige Monate darauf, aber sein Auftrag ward dennoch ausgeführt, und 32 J. später erschien dieses historische Werk. König Johann III. ernannte Barros zum Gouverneur der portug. Niederlassungen in Guinea und in der Folge zum Generalagenten dieser Länder. Er verwaltete diese Stelle mit Einsicht und Redlichkeit. 1530

schenkte ihm der König die Provinz Maranhon in Brasilien, um dort eine Niederlassung zu gründen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil seines Vermögens und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf andre Weise dafür entschädigte. In einem Alter von 72 J. zog er sich auf sein Landgut Alitem zurück, wo er drei Jahre nachher starb. Sein Werk: „L'Azia portugueza", über die Portugiesen in Indien, besteht aus 40 Büchern und wird in diesem Fache immer classisch bleiben. Soltau in Lüneburg lieferte daraus einen Auszug für deutsche Leser. Außerdem hat er einen moralischen Dialog, „Rhopicancuma", geschrieben, worin er zeigt, wie verderblich es ist, seine Grundsätze zu verlassen, um sich nach den Umständen zu fügen; allein dieses Werk wurde von der Inquisition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falsche Scham und eine portug. Grammatik, die erste, die herausgekommen ist.

Barry (James), Maler und Schriftsteller über die Kunst, geb. zu Cork in Irland 1741, gest. 1806. Sein Vater trieb Küstenhandel zwischen England und Irland, und hatte auch ihn zum Seemann bestimmt, aber sein unwiderstehlicher Hang zum Zeichnen und Malen gewann die Oberhand. Durch eins seiner ersten Ölgemälde, welches den Schutzpatron von Irland, den heiligen Patrik, darstellte, erwarb er sich die Unterstützung des berühmten Burke, der ihn in seinem 23. J. mit nach London nahm und ihn dem sogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Ölgemälde copirte. Dann gaben ihm die Gebrüder Burke die nöthige Unterstützung, um nach Paris und Rom zu gehen, von wo er Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er sich in Italien auf, bildete seinen Geschmack durch das Studium der großen Meisterwerke, lernte sie trefflich beurtheilen und schrieb gründliche Kritiken über sie. Unter seinen Erzeugnissen werden Adam und Eva, Venus, Jupiter und Juno auf dem Ida, und besonders der Tod des Generals Wolf am meisten gerühmt. Nach seiner Rückkehr ward er zum Mitglied der königl. Akademie und zum Professor der Malerkunst ernannt. Er arbeitete 7 J. lang an den Gemälden, die den großen Saal der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: „Untersuchung über die Ursachen, welche die Fortschritte der Künste in England hindern", 1773, heraus. Er sucht diese Ursachen in der protestantischen Religion, in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künsten. So sehr man seine Kritik des Schönen und seine Theorie der Künste bewundert, so sehr hat man die Unrichtigkeit seiner Zeichnung und die Ungeselligkeit seiner Sitten getadelt.

Bart, die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geschlechtes sind. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart sprießt mit dem Eintritt der Mannbarkeit; früher ist das Gesicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu sein scheint. Den Zusammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweist unter Anderm auch der Umstand, daß er sich bei den Verschnittenen gar nicht entwickelt; doch hat die Verschneidung im männlichen Alter den Verlust des vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutschen sahen nach Cäsar's Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verspätung des Bartes als günstig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß gibt es Fälle, wo die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche ist; diese Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig sind, besteht der Bart aus wenig einzelnen Haaren, die sie als überflüssig ausraufen. Es ist nicht unwichtig, auf die Verschiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil diese Eigenschaften mit der Natur der Individuen, dem Klima, das sie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzustand und ihrer Nahrung in Beziehung

stehen. Sie sind schwarz, trocken, hart und einzeln bei jähzornigen Männern, die im reifen Alter stehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockener Länder, wie die Araber, Äthiopier, Indier, Italiener, Spanier. Dagegen haben Personen von wässeriger Beschaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krausen Bart. Je nachdem dabei die Umstände zusammenwirken, erzeugt sich eine unendliche Mannigfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Beschaffenheit der Haare sehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und saftvollen Nahrung ist der Bart weich und sanft; er ist hart und spröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich ist. Die Farbe scheint größtentheils von zufälligen Ursachen abzuhängen. — Im Allgemeinen ist von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes, als Zeichen der Weisen und Priester angesehen worden; den Juden verbot Moses das Scheren desselben; bei den alten Deutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach, bei den Indiern eine schwere Strafe. Noch jetzt ist bei vielen Völkern, besonders im Orient, der Bart ein Zeichen besonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abscheren des Bartes schreibt sich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die Beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Hofleute und Bürger scheren, um ihren Königen ähnlich zu sein, und nachher ward eine, immer allgemeiner gewordene Sitte daraus, welcher sich wenigstens der Vorzug größerer Sauberkeit nicht absprechen läßt; wogegen aber auch wol nicht zu leugnen sein möchte, daß der durch das tägliche Abschneiden des Barthaars so ungemein beförderte Wachsthum desselben dem übrigen Körper nothwendiger Weise einen Theil derjenigen Säfte rauben müsse, deren er zu seinem Gedeihen bedarf, daß folglich die Sitte des Bartscherens als eine mitwirkende Ursache der gegenwärtigen Verweichlichung des Menschengeschlechtes angesehen werden könne.

Bartels (Johann Heinrich), Dr. der Rechte, seit 1798 Senator und seit 1820 Bürgermeister der freien Stadt Hamburg, geb. daselbst 1761, studirte in Göttingen, machte 1786 eine Reise durch Deutschland und Italien, und gab 1787—89 seine ebenso scharfsinnigen als vollständigen, größtentheils neuen Beobachtungen und von den ersten Männern des Landes empfangenen authentischen Nachrichten über das südliche Italien und über Sicilien in den mit allgemeinem Beifall vom Publicum aufgenommenen „Briefen über Calabrien und Sicilien", 2 Bde., heraus (2. Ausg. des 1. Bds. von 1791), die stets classischen Werth behalten werden. Sie sind, ohne Bartels zu nennen, in Gourbillon's „Voyage à l'Etna" (2. Thl., 1820) sehr benutzt worden. — Seine Mitarbeiten an der „Jen. Allg. Lit.-Zeit." u. die Muße zu den literarischen Beschäftigungen in den ersten Jahren nach der Heimkehr in die Vaterstadt wurden durch juristische Praxis und durch den Ruf zu der geschäftsvollen Mitverwaltung dieses republikanischen Staates unterbrochen, in welcher er sich durch ausdauernde Thätigkeit und in mehren schwierigen Lagen Hamburgs während der franz. Herrschaft und in der herannahenden Krisis ihrer Befreiung, durch männliche Festigkeit in den Verhandlungen, sowol mit den französ. als auch mit andern Militairbehörden auszeichnete. Auch in der franz. Occupationsperiode fungirte er mit Ehre im hamburgischen Oberjustizhofe und in der Mitleitung der trefflichen Wohlthätigkeits- und der Departementalstrafanstalten, soweit es die damalige Desorganisation vieles Guten erlaubte. — Seit der wiederhergestellten Verfassung dieses Freistaates übernahm er die Verwaltung der städtischen Polizei, in welcher der Senator Abendroth ihm dann 1821 folgte. Bartels leitete die Polizei bis zu seiner Erhebung zur Bürgermeisterwürde mit Energie und kluger Umsicht und führte u. A. eine zweckmäßige Medicinalordnung und eine neue Feuercassenordnung ein.

Barth-Barthenheim, ein altadeliges, dann reichsfrei- und panierherrliches, 1810 in den östr. Grafenstand erhobenes Geschlecht, das, schon um das J. 856 unter Ludwig dem Frommen berühmt, dem deutschen Orden in Palästina einen Hochmeister (von 1206—10) gegeben hat. — Graf Johann Baptist Ludwig Ehrenreich v. Barth-Barthenheim, k. k. östr. Kämmerer und niederöstr. Regierungssecretair, Maltheserritter, geb. den 5. März 1784 zu Hagenau im Elsaß, studirte von 1795—1800 auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, hierauf zu Freiburg und zu Göttingen. Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften, auch Diplomatie waren seine Hauptstudien. 1804 trat er in k. k. östr. Staatsdienste. Hier bemühte er sich, die vorhandenen Gesetze und Anordnungen, welche sich auf die Landesverwaltung bezogen, zu ordnen und für den Geschäftsdienst lichtvoll zusammenzustellen. So erschien 1818 seine Schrift über das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande in der Provinz Niederöstreich, die nicht nur an sich statistischen Werth hat, sondern auch überhaupt bei der Gesetzgebung über den Bauernstand in Deutschland verglichen zu werden verdient. Dann gab er von 1819—24 eine „Östr. Gewerbs- und Handelsgesetzkunde" heraus, welche die oberste Gewerbs- und Handelsbehörde in Östreich als Muster zur Bearbeitung der einzelnen Provinzialgesetzgebungen über diesen Gegenstand allen Landesstellen der Monarchie empfahl, sodaß bereits auf der Grundlage des Barthenheim'schen Systems ähnliche Bearbeitungen für Galizien, Steiermark und für das Venetianische erschienen sind. Seine „Beiträge zur politischen Gesetzkunde", die der Graf von B. in freien Heften herausgibt, enthalten meistens Abhandlungen über einzelne Gegenstände der östr. Landesverwaltung, z. B. über die östr. Staatsbürgerschaft, über die Israeliten in Östreich, über das freie Gemeindewesen, über den Zustand der Protestanten daselbst u. s. w. Außerdem hat er nach seinem eignen System eine „Östr. Polizeigesetzkunde" für den Druck bearbeitet, auf welche eine „Östr. polit. Gesetzkunde" folgen wird. Dieser fleißige und für seinen Beruf literarisch thätige Geschäftsmann wurde vor kurzem zum Vorstand und Director des Witwen- und Waiseninstituts herrschaftl. Wirthschaftsbeamten in Niederöstreich gewählt.

Barthel, ein aus Bartholomäus zusammengezogener Name. Die sprichwörtliche Redensart: Der weiß, wo Barthel Most holt oder schenkt, hat, wie so manche andre, einem jetzt nicht mehr bekannten Umstande ihre Entstehung zu verdanken. Einige vermuthen, es habe einst einen Mostschenken dieses Namens gegeben, der seinen Gästen eine besonders gute Sorte vorgesetzt habe. Andre meinen, unter dem Barthel sei der am 24. Aug. im Calender stehende Apostel Bartholomäus zu verstehen. Da nun in der Regel zu Bartholomäi noch kein Most zu haben ist, so weiß Derjenige, welcher weiß, wo Barthel Most holt oder schenkt, Etwas, was Andre nicht wissen; er ist also gescheiter als Andre. In manchen Gegenden sind Benennungen üblich, welche aus dem zusammengezogenen Namen eines Heiligen und einem um die Zeit, da dessen Name im Calender steht, in der Natur oder im häuslichen Leben stattfindenden Umstande gebildet sind, wie: Rosenhans, weil um Johannes (zusammengezogen in Hans) die Rosen blühen; Kornjokel, weil zu Jacobi (zusammengezogen in Jokel) das Korn reif ist; Mostmichel, weil gegen Michaelis die Weinlese beginnt; Hasenbarthel, weil nach Bartholomäus die Jagd aufgeht. 11.

Barthélemy (Jean Jacques), geb. am 20. Jan. 1716 zu Cassis, unweit Aubagne in der ehemaligen Provence, erhielt eine gute Erziehung bei den Vätern vom Oratorium zu Marseille und sollte sich bei den Jesuiten zum geistlichen Stande vorbereiten, deren verkehrte Behandlung ihm aber diese Bestimmung so sehr verleidete, daß er alle Anträge zu geistlichen Stellen ablehnte und den Titel eines Abbé bloß annahm, um anzuzeigen, daß er zu diesem Stande gehörte. Von

Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, sogar der ältesten orientalischen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfsinn, womit er alle Gegenstände der mühsamsten und trockensten Untersuchung erforschte, setzten ihn bald in den Stand, den Gelehrten in diesem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyrenische Alphabet, das er (1758) bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon 1747 ward er Mitglied der pariser Akademie der Inschriften, nachdem er bald nach seiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufseher des königl. Medaillencabinets zum Gehülfen beigesellt worden war. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Grafen Stainville (nachmal. Minist. Choiseul), welcher eben im Begriff stand, als Gesandter nach Rom abzugehen, und Barthélemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieser, seit 1758 Oberaufseher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an und ging 1764 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, sammelte neue Alterthumsschätze und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl kostbarer und seltener Medaillen vermehrte. Unter seinen Privatarbeiten zeichnete sich keine durch Gelehrsamkeit und schöne Darstellung so sehr aus, als die „Reise des jungen Anacharsis nach Griechenland", an der er von 1757 an 30 J. arbeitete. Er selbst war bescheiden genug, dieses Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geistreiche Köpfe Frankreichs und des Auslandes dasselbe mit der größten Hochachtung aufnahmen und die glückliche Darstellungsgabe des Verf. nicht genug bewundern konnten, der die ungleichartigsten Theile des griechischen Alterthums aus verschiedenen Zeiten in ein so schönes Ganzes verwebt und mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Geschmack verarbeitet hatte. Barthélemy, welcher noch in seinem Alter ein vollständiges Verz. des königl. Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die 1788 sich erhebenden Revolutionsstürme daran verhindert wurde, blieb bei seinen eignen Arbeiten stehen und erwartete ruhig den Ausgang der öffentl. Angelegenheiten, an denen er nicht den geringsten Antheil nahm. 1789 erhielt er eine Stelle in der Académie française. Zwar raubte ihm die Revolution den größten Theil seines bedeutenden Einkommens; allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. Am 20. Aug. 1793 ward er von einem Beamten bei der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt und am 2. Sept. verhaftet, jedoch bald darauf in Freiheit gesetzt und wieder unter die Zahl der Bibliothekare aufgenommen. Der Vorfall hatte aber auf seine ohnedies schwächliche Gesundheit die nachtheiligsten Folgen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31. Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an; er lehnte sie aber ab, um seine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er starb am 30. April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtschaffenen Mannes, eines vielseitigen Gelehrten und ausgezeichneten Schriftstellers.

Barthélemy (François), des Vorigen Neffe, Pair von Frankreich, geb. um 1750, hatte unter der königl. Regierung mehre Gesandtschaften an auswärtige Höfe als Secretair begleitet, war lange Zeit Gesandter am schwedischen Hofe und wurde beim Ausbruch der Revolution in dieser Eigenschaft nach London gesendet. Im Dec. 1791 ward er nach der Schweiz geschickt, vertrat dort mit Eifer Frankreichs Sache, schloß den Frieden zwischen Frankreich und Preußen in Basel und bald darauf auch mit Spanien und dem Landgrafen von Hessenkassel. Seine Unterhandlungen mit Wickham, dem engl. Gesandten in der Schweiz, hatten nicht denselben Erfolg. 1796 rief ihn ein höherer Posten in sein Vaterland zurück. Man hatte ihn im Rathe der Alten an die Stelle Letourneur's zum Mitgliede des vollziehenden Directoriums gewählt. Alle Parteien waren mit dieser Wahl zufrieden, und schon wurden Anstalten gemacht, den künftigen Director feierlich einzuholen; der bescheidene Barthélemy vermied aber dieses Gepränge und kam in aller Stille

in Paris an. Indessen traf auch ihn das Schicksal des 18. Fructidors; er ward am 4. Sept. (1797) verhaftet und mit Pichegru und Andern nach Cayenne geführt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit sechs Andern und seinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der selbst die Verbannung mit seinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam und nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) Einer der Ersten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er Senator und Reichsgraf. Während Napoleons Regierung hatte er nie bedeutenden Einfluß. In den Tagen der Abdankung bekam er einige Wichtigkeit als Präsident des Senats. Er ward in der Folge zum Pair ernannt und zum Großofficier der Ehrenlegion. Graf B. verbindet mit ungewöhnlichen Talenten eine seltene Rechtschaffenheit. Ohne Ehrgeiz suchte er immer dem Vaterland zu dienen, und erwarb sich die Hochachtung aller Parteien. Als Pair hat er sich auf die Seite der Ultras geneigt. Darum trug er im Febr. 1819 auf die Abänderung des Wahlgesetzes von 1817 an.

Barthez (Paul Joseph), einer der gelehrtesten Ärzte Frankreichs im 18. Jahrh., geb. am 11. Dec. 1734 in Montpellier, wurde als ein frühreifes Kind bewundert. Nach Vollendung seiner Studien kam er 1754 nach Paris, wo sich ihm durch eine glückliche Cur beim Grafen von Perigord eine glänzende Laufbahn eröffnete und wo er sich an Barthélemy, Caylus, Hanaut, Mairan und d'Alembert näher anschloß. Zwei Memoires, welche er der Académie des inscriptions et des belles lettres überreichte, erhielten die ersten Preise. Er nahm an dem „Journal des savans" und an der „Encyklopädie" Theil. Nach Montpellier zurückberufen, gründete er daselbst eine Schule für die Medicin, die in ganz Europa mit Achtung genannt wurde. Hier gab er auch seine „Nouveaux élémens de la science de l'homme" (Montpell. 1778, 2. verm. Aufl., Paris 1806, 2 Bde.), heraus, die in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden sind. Sein Ehrgeiz fand aber in Montpellier nicht Nahrung genug und er kehrte 1781 nach Paris zurück, wo ihn der König zum Médecin consultant und der Herzog von Orleans zu seinem ersten Leibarzte ernannte. Er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften. Nicht minder wurden von ihm aus allen Theilen der civilisirten Welt über wichtige Fälle Consultationen begehrt. Die Revolution raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seine Stellen. Napoleon, der sich auf die Heraushebung des Verdienstes verstand, zog ihn wieder hervor und überhäufte ihn in seinem spätern Alter mit Ehre u. Würden. Er starb am 15. Oct. 1806. Sein Name wird in und außer Frankreich mit derselben Achtung erhalten werden, die mit dem Namen eines Boerhaave, Sandifort, Hoffmann, Sydenham, Cullen und Brown verbunden ist. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir noch seine „Nouvelle mécanique des mouvemens de l'homme et des animaux". Barthez war auch Dr. der Rechte und Rath bei der Cour des aides.

Bartholomäer, eine Verbindung von Weltgeistlichen in Baiern, gestiftet von Barthol. Holzhauser, einem Priester zu Ingolstadt, 1640. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung junger Leute und haben Kostgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen sie unentgeltlich, lassen sie studiren und promoviren, wofür ihnen diese nichts schuldig sind als die Pflicht, wenn sie in gute Umstände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweisen. Ihre Tracht besteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäus (Sohn des Tolmai), der Apostel, ist mit dem Nathanael, dessen das Evangelium Johannis als eines redlichen Israeliten und schnell überzeugten Jüngers Jesu gedenkt, wahrscheinlich eine und dieselbe Person. Die Ableitung seines Namens und Geschlechts von der königl. Familie der Ptolemäer ist fabelhaft. Er soll das Christenthum in dem südlichen Arabien gelehrt und dahin auch das Evangelium Matthäi in hebräischer Sprache gebracht haben, wie Eusebius

meldet; Chrysostomus läßt ihn auch in Armenien und Kleinasien predigen, und ein späterer Legendenschreiber zu Albania pyla (jetzt Derbent in Rußland) den Kreuzestod leiden. Die alte Kirche hatte unter seinem Namen ein apokryphisches Evangelium, von dem aber nichts aufbehalten ist. 31.

Bartholomäusnacht, s. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der berühmtesten Kupferstecher, geb. 1730 zu Florenz, wo er die Zeichenkunst bei Hugfort, Feretti und A. erlernte. In Venedig (wo er besonders in dem Hause des Dichters, Grafen Gozzi, wegen seines Talents auf der Guitarre wol gelitten war) bei seinem Lehrer Wagner, in Florenz und Mailand ätzte er eine Menge andächtiger Vorstellungen, ging dann nach London, wo er die ansehnlichsten Unterstützungen fand und sich ganz dem Nationalgeschmack hingab, sodaß er selbst in der beliebten punktirten Manier arbeitete. Seine Blätter wurden endlich so allgemein gesucht, daß eine vollst. Sammlung derselben bis auf 1000 Pf. St. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königl. Kupferstechers, sowie ein Platz in der königl. Akademie der Künste in London zu Theil. 40 J. war er in London, als er, um das Portrait des Regenten in Kupfer zu stechen, nach Lissabon ging, wo er 1807 den Christusorden erhielt. Er starb daselbst im April 1815. Er war ein Meister in der Radirnadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollendung seiner Blätter. Mit Richtigkeit der Zeichnung verband er eine hohe Zartheit der Ausführung. Eines seiner vorzüglichsten Blätter ist der Tod des Lord Chatam, nach Copyel, wovon schon vor vielen J. ein guter Abdruck mit 150 Thlrn. bezahlt wurde; eins der lieblichsten seine Lady and child. Die Gesammtzahl seiner Werke, worunter auch Nachahmungen von Handzeichnungen in radirten Blättern, steigt über 2000. Sein Sohn, der in London lebt und dessen Tochter mit dem jüngern Vestris verheirathet ist, zeichnet sich als Maler aus. Der in Wien verst. Bank. Van der Nüll soll, nach einem besondern Vertrage mit Bartolozzi, dessen Werke vollständig besessen haben. Auch der Engländer Mark Sykes besaß Bart's Kupferstiche, nebst den ersten Entwürfen und Probedrücken vollständig; sie hatten ihm 5000 Louisd'or gekostet und wurden, sowie die Bibliothek- und Manuscriptensammlung desselben, 1824 in London öffentlich verkauft.

Barton (Elisabeth), ein unwissendes Landmädchen zu Aldington in Kent (daher Mädchen oder Nonne von Kent genannt), wurde zur Zeit des Anfangs der Reformation in England von den Papisten und Anhängern der Königin Katharina als Werkzeug gebraucht, das englische Volk gegen die von Heinrich VIII. beabsichtigte Scheidung von dieser ersten Gemahlin und gegen die zu besorgende Trennung der englischen Kirche vom römischen Stuhle, womit der König den Papst bedrohete, einzunehmen. Ihr Irrereden in einer heftigen Nervenkrankheit benutzte der Pfarrer zu Aldington, Richard Master, und ein Kanonicus Bocking von Canterbury, ihr vorzuspiegeln, sie sei eine gottbegeisterte Prophetin und berufen, jene Unternehmungen des Königs zu hindern. Sie eiferte nun in ihren Paroxysmen gegen dessen Ehescheidung und gegen herrschende Sünden und Ketzereien überhaupt, brachte auch das Marienbild zu Aldington, bei dem sie die von ihr selbst prophezeihte Genesung fand, zum Vortheil des Pfarrers in großen Ruf. Bocking, schon unerlaubten Umgangs mit ihr verdächtig, beredete sie, Nonne zu werden, und der Beifall des Erzbischofs Warham von Canterbury und des Bischofs Fisher von Rochester munterte sie zur Fortsetzung ihrer Offenbarungen auf, wozu sie durch einen Brief vom Himmel berechtigt zu sein glaubte. Durch die Prophezeihung, daß Heinrich, wenn er auf der Scheidung beharre und wieder heirathe, kaum noch einen Monat König sein und eines schmählichen Todes sterben werde, regte sie viele Mönche und Nonnen zur Empörung gegen den König auf, und ihre von dem Mönche Deering aufgesetzten und verbreiteten Offenbarungen brachten das Volk in solche Gährung, daß Heinrich die Sache vor dem Parlament anhängig machte. Nachdem Elisabeth

und ihre Rathgeber hier den verübten Betrug eingestanden hatten, wurden sie nebst einigen Mitschuldigen erst zur Kirchenbuße und Gefangenschaft verurtheilt und, weil die Partei der Königin sie zum Widerruf ihrer Geständnisse zu bewegen suchte, wegen einer Verschwörung gegen den König des Hochverraths überwiesen und d. 30. April 1534 hingerichtet. Warham starb früher, Fisher kam in Verhaft und der ehemalige Kanzler Thomas Morus wegen Verdachts einiger Theilnahme in Untersuchung, die jedoch bald niedergeschlagen ward. (Vgl. Heinrich VIII.) 31.

Bartsch (Adam Johann Bernhard v.), k. k. Hofrath und Ritter des Leopoldsordens, erster Custos der Hofbibliothek und der Kupferstichsammlungen, geb. zu Wien d. 17. Aug. 1757, starb daselbst d. 21. Aug. 1821. Er gehört zu den Männern, auf welche Deutschland stolz ist, weil sie deutsche Gründlichkeit und Universalität zur Begründung systematischer Wissenschaftlichkeit so zu brauchen wußten, daß alle andre europäische Nationen sich ihren Anordnungen und Einsichten fügen müssen. Durch s. „Le peintre graveur" in 21 Bdn. und durch s. wenig Monate vor s. Tode vollendete „Anleitung zur Kupferstecherkunst" (2 Bde, Wien 1821) hat er sich des Danks aller sammelnden Liebhaber und ausübenden Meister auf immer versichert. Er selbst war weit davon entfernt zu glauben, daß er Alles am besten wisse und versicherte, daß er täglich lerne. Seine eignen Kupferstiche (man denke an s. „Roma triumphans"), s. Thierstudien, s. Nachstiche nach Rembrandt, Potter u. s. w. geben ihm den Rang unter den ersten Kupferstechern mit dem Griffel und der Radirnadel. Er hat in verschiedenen Manieren nach Gemälden jeder Periode und Schule nach und nach an 505 Blätter geliefert. Auch in der farbigen Lavismanier hat er sich in Landschaften mit großem Glück versucht. Ein genaues Verzeichniß s. eignen Werke ist von s. Sohne, Friedrich Joseph Adam v. Bartsch, mit dem nicht ganz ähnlichen Bilde s. Vaters in einem Octavbande 1818 geliefert worden. Als Custos der unvergleichlichen öffentlichen Kupferstichsammlung bei der Hofbibliothek, zu deren Vermehrung er mehre Reisen ins Ausland machte, als Ordner und Rathgeber bei der in ihrer Art einzigen Sammlung von Handzeichnungen und Kupf. des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, als Rathgeber der hochbemittelten Sammler in der Kaiserstadt, die alle Seltenheiten s. Blicke zuerst zur Prüfung vorlegten, konnte er allerdings da als Kenner absprechen, wo Andre nur im Finstern tappen. Durch sein letztes Werk über die Kupferstecherkunst hat er hundert Ungewißheiten und Betrügereien im Verkauf des Unechten statt des Echten auf immer beseitigt. Der erste Theil beschäftigt sich mit einer kurzen, doch hinlänglichen Theorie der verschiedenen Stichgattungen, und fällt am Schluß ein Kennerurtheil über die Vorzüge und Nachtheile einer jeden. Dann wird gelehrt, nach welchen Merkmalen man Copie vom Urbilde unterscheiden müsse, und wie man zur Fertigkeit gelange, aus dem Kupferstiche den Meister anzugeben. Auf 11 Kupfertafeln, die in weiser Raumsparung in 113 Figuren die am meisten bestrittenen Kennzeichen berühmter Blätter nach ihrer Echtheit und Unechtheit vorbilden, wird Alles versinnlicht. Mehre nützliche Anhänge dienen zur Erläuterung. Ein alphabet. Verz. der Meister und ihrer vorzüglichsten Werke befriedigt Jeden im Wesentlichsten der Kenntnisse seines Fachs, der kostbare Werke nicht zur Hand hat, und ertheilt Fingerzeige zu weiterer Forschung. Der britische Bücher- und Kunstkenner, Dibdin, gibt im 3. Bde. s. „Bibliographical, antiquarian and picturesque tour" Bartsch's Bild.

Baryton, s. Bariton.

Basalt (Basanit), eine Felsart, bestehend aus einem innigen Gemenge von Augit, Feldspath und Magneteisenstein, sehr dicht und hart; im Bruche flachmuschlig und uneben, fein- oder kleinkörnig, mitunter auch erdig. Nicht selten enthält er Blasenräume, die mit verschiedenen Mineralien angefüllt sind, auch Einmengungen findet man in ihm, und endlich geht er auch in andre ihm ver-

wandte Felsarten über. — Durch Einwirkung der Witterung zersetzt er sich leicht, und aus dem verwitterten Gestein geht ein sehr fruchtbarer Boden, eine fette, schwärzliche Erde hervor, in welcher das Wachsthum der Pflanzen, namentlich des Getreides, üppig gedeiht, und dies in desto höherm Grade, da um den Basalt sich meist viele Feuchtigkeiten sammeln; daher sieht man die Abhänge basaltischer Berge oft bis zur größten Höhe angebaut, auch mit Rasen oder mit Wald bewachsen. — Der B., auf der einen Seite mit den Trachyten (s. d.) zusammenhängend, von der andern in sehr inniger Beziehung mit den Laven der Vulkane, scheint durch Umwandelung andrer Felsarten vermittelst vulkanischer Agentien entstanden; seine Massen haben sich den Weg durch bereits vorhandene Gesteinschichten gebahnt. Im erweichten Zustande wurden sie, wahrscheinlich aus großer Tiefe, durch die durchbrochene Gebirgsdecke, durch entstandene Spaltungen und Risse, oder durch rundliche Öffnungen in den Berggipfeln emporgehoben, und bei der Abkühlung, beim Übergange in den festen Zustand, eigneten sich dieselben zum Theil eine Art regelrechter Gestaltung in 4, 5, 6, 8, 9seitigen Prismen und symmetrischer Gruppirung an. — Daß der Basalt aus einem nassen Niederschlag entstanden sei, glauben gut unterrichtete, vorurtheilsfreie Geognosten wol nicht mehr. — Den Basaltbergen ist durch ihre Gestalt und Verhältnisse eine besondere Auszeichnung verliehen; theils erheben sie sich in der Gestalt von mehr oder minder abgestumpften Kegeln, theils steigen sie mit seltener Schroffheit bis zur scharfen Spitze hinan. Die Oberfläche der Berge zeigt kleine Erhabenheiten oder Vertiefungen, oder sie ist besetzt mit bald regellos eckigen, senkrechten, bald aus Säulen bestehenden Felsmassen. Man findet den Basalt vorzüglich in der Eiffel, im Westerwalde, Rhöngebirge, in Hessen, Böhmen, Auvergne, auf den Hebriden (Staffa), in Irland (Riesenweg) u. s. w. — Der Basalt ist ein vorzügliches Baumaterial und auch zu Straßenpflastern und Chausseen nutzbar; gepocht unter Kalkmörtel gemengt, vermehrt er die bindende Kraft desselben. Die säulenartigen Stücke verwendet man zu Pfeilern, Ecksteinen, Thür- und Fensterstöcken u. s. w. Die dichtern Abänderungen werden zu Mühl- und Reibesteinen, Mörsern, Trögen, zu Amboßen für Goldschmiede, Goldschläger, Buchbinder u. s. w. verarbeitet; auch bestehen manche Werke der ältern Bildhauerkunst daraus. Die römischen Bildhauer bedienen sich desselben zur Restauration der ägyptischen Bildsäulen aus sogenanntem schwarzen Granit. Ferner wird das Gestein der Glasfritte zugesetzt; für sich allein gibt es ein dunkeles, sehr flüssiges Bouteillenglas. Endlich bedient man sich des Basaltes als Zuschlag beim Schmelzen strengflüssiger und kalkhaltiger Eisenerze.

Baschkiren oder **Baschkurt** sind ihrer Abkunft nach wahrscheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter sich aufgenommen haben; wenigstens ist ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen sie unter eignen Fürsten im südlichen Sibirien umher; von den sibirischen Khanen beunruhigt, ließen sie sich in ihren jetzigen Besitzungen nieder, breiteten sich an der Wolga und dem Uralflusse aus, und unterwarfen sich dem kasanischen Khanat. Als dieser Staat durch Ivan II. zerstört wurde, fügten sie sich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten sich jedoch nachmals zu verschiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlstand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. 1779 machten sie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnsitze in den Statthalterschaften Ufa und Perm haben. Sie sind Mohammedaner, meistens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaffnet, und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegohrener Pferde- und Kameelmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, Kumüß, das sie sehr lieben.

Basculesystem, das Schaukelsystem, ein von den franz. Ministerien seit den zwei Restaurationen der Bourbons in Gang gekommener Ausdruck, ist einem festen Verwaltungssystem entgegengesetzt, das nach den Grundsätzen des

wahren Gemeinwohls den Staat verwaltet, ohne auf Parteien und Privilegirte und ohne auf die Hofgunst Rücksicht zu nehmen. Frankreichs Minister bis zum J. 1822 sind häufig von den liberalen Repräsentanten des Volks und von den Schriftstellern wegen ihres schwankenden Systems getadelt worden, und haben gleichen Vorwurf von den Männern der Ultrapartei hören müssen; daß sie nämlich beständig zwischen den Extremen beider Oppositionen im Volke geschwankt hätten. Im Decbr. 1821 vereinigten sich sogar die Ultras beider Parteien in der Deputirtenkammer gegen die Minister. In der That ist es schwer, nach einem Systeme zu regieren, wenn man s. Direction nicht in einem festen Rechtszustand, sondern in halben Maßregeln, und bei Ämterbesetzungen in Rücksichten für vielgeltende Beamten und Candidaten der Staatsämter, und nicht in Talenten, Thätigkeit und Vaterlandsliebe der sich anmeldenden Bewerber sucht. Ein schwankendes Benehmen eines Ministers in der Vollziehung der Staatsgesetze beweist, daß dieser sich um jedes Opfer halten will, selbst mit Aufopferung s. Amtsehre.

Basedow (Johann Bernhard), von sich selbst auch oft Bernhard von Nordalbingen genannt, gehört zu den merkwürdigern Männern s. Jahrh. In Hamburg, wo sein Vater Perückenmacher war, d. 11. Sept. 1723 geb., besuchte er das dasige Johanneum, und studirte in Leipzig Philosophie und Theologie, von wo er als Hauslehrer nach dem Holsteinischen ging, 1753 Lehrer der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona ward, wo er mehre, wegen ihrer Heterodoxie verbotene Schriften herausgab. Die Erscheinung des „Emil" von Rousseau (1762) begeisterte ihn mit dem Gedanken, Verbesserer des Erziehungswesens zu werden, und die Grundsätze Rousseau's und des von ihm sehr geschätzten Comenius in Ausübung zu bringen. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und s. Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Thlr. Beiträge von Fürsten und Privatpersonen deckten die Kosten s. Elementarwerks, das nach den pomphaftesten Ankündigungen als ein orbis pictus mit 100 Kupf. (v. Chodowiecky) in deutscher, franz. und lat. Sprache 1774 erschien. Er sollte der Jugend eine Masse Vorstellungen aus der wirklichen Welt geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn zu entwickeln, auf den es Basedow bei s. Erziehungsmethode abgesehen hatte. Die Musterschule dieser Methode wurde seit 1774 zu Dessau, wohin der edle Fürst Franz Leop. Friedr. ihn schon seit 1771 berufen hatte, sein eröffnetes Philanthropin. Doch versprach er mehr als er leistete; sein unruhiger, immer mit weitaussehenden Planen und Idealen beschäftigter Geist und eine s. Mitarbeitern oft fühlbare Herrschsucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Händeln, besonders mit s. fleißigern, aber eigensinnigen Mitarbeiter Wolke, das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch viele pädagogische und philosophische Schriften, die mehr nach Popularität als nach Gründlichkeit strebten, für s. Ideen thätig zu sein, bis er nach öfterm Wechsel s. Aufenthalts d. 25. Jul. 1790 zu Magdeburg starb. Sein Einfluß auf die Denkart s. Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutschland hat er ein entschiedenes Verdienst, und wenn ihm auch die Humanisten die Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meisten der Mangel an eigner gründlicher Gelehrsamkeit verleitete, und eine Menge von Übertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben: so wird ihm doch Niemand streitig machen, daß er durch s. siegende Beredtsamkeit für die von Vielen vergessene heilige Sache der Menschenerziehung Aufmerksamkeit und Begeisterung zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in schnellen Umlauf zu setzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verstand, obwol er selbst lieber umwälzen und neu schaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. S. philosoph. und pädagog. Schriften sind im „Gelehrten Deutschland" verzeichnet. Sein Leben hat

Meyer beschr. (Hamb. 1791 u. 92, 2 Bde.). Über s. Methode und Musterschule vgl. Philanthropinismus.

Basel, die größte Stadt in der Schweiz, Hauptst. des Cantons gl. N., der auf 13 □M. 47,500 reformirte Einw. zählt und 409 Mann zum Bundescontingente stellt. Sie liegt in einer schönen Gegend unter 7° 31′ Ö. L. und 47° 40′ N. Br., ist im Ganzen wohl gebaut, hat in 2119 H. 16,400 Einw. und wird durch den Rhein in die „mehre" und „mindere" (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden sind. Zwischen den Bewohnern beider Stadttheile herrschte seit uralten Zeiten eine Abneigung, die noch jetzt nicht gänzlich auszurotten ist. Ehemals war Basel eine Reichsstadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Ökolampadius, Grynäus, Burtorf, Wetstein, Hermann, die Bernoulli und Euler wurden hier geboren. Auch Erasmus lebte hier mehre J. lang und liegt in der reform. Domkirche begraben. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die 1459 gestift. Universität mit e. treffl. Bibliothek, ein Münzcabinet, ein botanischer Garten, ein Gymnasium, eine Kunst- und Naturaliensammlung, 15 Gemäldesammlungen, eine von Iselin 1766 gestiftete, durch viele nützliche Schriften ausgezeichnete Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, die 1824 eine landökonomische Armenschule eröffnete, 1825 ihre 59. Jahresgeschichte herausgab und 483 Mitgl. zählte; ein Seminar für Missionarien, die deutsche Bibelgesellschaft, welche Bibeln mit stehenden Lettern druckt und bei jeder Aufl. mehre Hundert an die Armen vertheilt. Zu den Eigenheiten Basels zählt man, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren andrer Orte vorgehen, sowie daß die Stadt bis zum März 1826 noch keine allgemeine Straßenbeleuchtung hatte. Die Stadtverwaltung ist in den Händen eines großen Raths von 280 Mitgl., aus deren Mitte der kleinere Rath, bestehend aus 60 Personen, gewählt wird. Der Handel ist ausgebreitet, hauptsächlich durch die Erzeugnisse der Seidenbandmanufacturen, auch die Fabriken von Seidenzeuchen, Kattun, Papier, Leinwand und Handschuhen, sowie die Bleichereien und Färbereien, sind bedeutend. In der neuesten Zeit hat die Universität Basel besondere Aufmerksamkeit erregt, indem die in Deutschland wegen politischer Gesinnungen gewissermaßen geächteten berühmten Lehrer, wie de Wette, Snell und A., hier Aufnahme gefunden. (Vgl. auch: „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, von Pet. Ochs" (Basel 1821 fg., 5 Bde.) — Über die Schlacht zu St.-Jakob (1444) s. Schweiz.

Basel, allgemeine Kirchenversammlung daselbst. Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz angekündigt, vom Papst Martin V. und dessen Nachfolger Eugen IV. ausgeschrieben, begann sie d. 14. Dec. 1431 unter Vorsitz des Cardinallegaten Julian Cäsarini von St.-Angelo, um die Ketzereien (die Hussitische zunächst) auszurotten, alle christliche Völker mit der katholischen Kirche zu vereinigen, die Kriege zwischen christlichen Fürsten zu beendigen und die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Doch schon ihre ersten Schritte zu friedlicher Versöhnung der Hussiten, die Julian mit einem Kreuzheere vergeblich bekriegt hatte, wollte der Papst nicht gutheißen und ermächtigte den Cardinallegaten zur Auflösung des Conciliums. Dieses wies das Ansinnen des Papstes mit scharfer Rüge seiner Hinterlist und Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Kirche ab, und setzte ungeachtet wiederholter päpstlicher Befehle, es nach Italien zu verlegen, unter dem Schutze des Kaisers Sigmund, der deutschen Fürsten und Frankreichs, seine Verhandlungen fort, die durch Vertheilung der Gegenstände in vier, aus Mitgliedern jedes Ranges und jeder Nation gleichmäßig zusammengesetzte, den Plenarsitzungen vorarbeitende Deputationen einen viel bessern Gang erhielten, als die Abstimmung nach Nationen oder Rangclassen bei frühern Concilien erlaubt hatte. Um sich vor Störungen von Seiten Eugens IV. zu sichern, wiederholte es die konstanzer Beschlüsse von der Berech-

tigung einer allgemeinen Kirchenversammlung in Sachen des Glaubens, des Schisma und der Reformation, über den Papst wie über die ganze Christenheit zu gebieten, und vermöge ihrer richterlichen Gewalt als Stellvertreterin der ganzen Kirche, Ungehorsame jedes Ranges, selbst den Papst, bestrafen zu können, und erklärte alle Einreden und Kunstgriffe desselben gegen ihr Verfahren für nichtig. Da er nun Bullen zu ihrer Auflösung erließ, leitete die Kirchenversammlung einen förmlichen Proceß wider ihn ein, setzte ihm Fristen auf Fristen, vor ihrem Gerichte zu erscheinen, und übte, so weit sie konnte, in Frankreich und Deutschland seine Gerechtsame aus. Inzwischen schloß sie im Namen der Kirche mit den Hussiten, deren Abgeordnete den 6. Jan. 1433 mit 300 Reitern zu Basel erschienen, nach schwierigen Unterhandlungen durch die prager Compactaten den 20. Nov. 1433 einen von den Calixtinern, der mächtigsten, endlich siegenden hussitischen Partei, angenommenen Frieden ab, worin sie ihnen den Gebrauch des Kelches im Abendmahle bewilligte. Sie ging dadurch freilich von den konstanzer Beschlüssen ab, mußte aber ihrem treuesten Beschützer, dem Kaiser Sigmund, durch Nachgiebigkeit gegen die mit Waffen nicht zu bezwingenden Hussiten zum Besitze Böhmens verhelfen. Dagegen vermittelte er ihre Aussöhnung mit Eugen IV., der, gedrängt durch Empörungen im Kirchenstaate, und um seinen Einfluß auf Deutschland und Frankreich nicht ganz zu verlieren, sie und alle ihre bisherigen Beschlüsse in einer von ihr selbst dictirten und bei der 16. Session (5. Febr. 1434) angenommenen Bulle feierlich bestätigte. Stolz auf diesen Sieg über den Papst, wollte sie nun auch über eine Klage Herzog Erichs von Lauenburg gegen Friedrich den Streitbaren wegen Belehnung mit der sächsischen Kur entscheiden, wurde aber durch Sigmunds Protestation gegen jede Einmischung in die Reichsangelegenheiten auf ihr Hauptgeschäft, die unter den bisherigen Händeln vernachlässigte Reformation der Kirche, zurückgewiesen. Nur zur Einschränkung des Papstes hatte sie schon in der 12. Session (14. Jul. 1434), gestützt auf die altchristliche Kirchenverfassung, einen wichtigen Schritt gethan, indem sie ihm und seiner Curie die von seinen Vorgängern erschlichene Disposition über die Pfründen an Kathedral- und Collegiatkirchen absprach, die freie Wahl zu Capitular- und Kanonikatstellen den Capiteln selbst zurückgab und den Papst zu unentgeltlicher Bestätigung derselben verpflichtete. Zur Reformation des Klerus schritt sie aber erst durch die Beschlüsse, daß Geistliche, welche Beischläferinnen hielten, und Prälaten, die dies für Geld gestatteten, bestraft, Excommunicirte nicht vor der Bekanntmachung ihres Urtheils gemieden, Interdicte nie wegen einzelner Personen verhängt, wiederholte Appellationen wegen derselben Beschwerde nicht angenommen (20. Session, 22. Jan. 1436), Annaten, Gelder für Pallien und Deports (Annaten der Pfarrer an die Bischöfe) unter keinem Vorwande gefodert oder entrichtet und als Simonie geahndet, Gottesdienst, Messen und kanonische Stunden von den Geistlichen jedes Standes regelmäßig abgewartet, Störungen der Andacht durch gute Kirchenpolizei abgewehrt, die Narrenfeste und alle zur Weihnachtszeit in den Kirchen üblichen Ungebührlichkeiten abgeschafft werden sollten (21. Sess., 9. Juni 1435). Hierauf wurde in der 23. Session (25. März 1436) die Form der Wahl, des Glaubensbekenntnisses und Amtseides jedes Papstes mit Verpflichtung auf die Beschlüsse des Conciliums, und jährliche Wiederholung derselben vorgeschrieben, jede Beförderung der Verwandten eines Papstes verboten und das Collegium der Cardinäle auf 24 verdiente Prälaten und Doctoren aus allen Nationen beschränkt, die durch freie Abstimmung des Collegiums gewählt werden, die Hälfte aller Einkünfte des Kirchenstaats genießen, über die Amtstreue des Papstes wachen und seine Bullen stets unterzeichnen sollten. Übrigens ließ man ihm nur das Recht, die zum Sprengel von Rom gehörigen Pfründen zu vergeben, und schaffte die Verleihung von Anwartschaften auf Kirchenämter ab. Vergebens hatte sich die französische Geistlichkeit bemüht, diese heilsamen Beschlüsse durchzusetzen.

Der Papst kehrte sich nicht daran. Waren allgemeine Kirchenversammlungen wegen der Schranken, die sie der Papstgewalt zu setzen pflegten, den Päpsten überhaupt verhaßt und oft von ihnen hintertrieben worden, so mußte das Verfahren der basler Versammlung einen hartnäckigen Mann, wie Eugen IV., aufs Äußerste erbittern. Er bestürmte die Könige mit Beschwerden über die basler Beschlüsse, und benutzte die damals stark betriebenen Anstalten zur Vereinigung der bedrängten Griechen mit der römischen Kirche, um das Concilium aufzulösen. Die Griechen, diesen innern Zwist nicht ahnend, hatten sich gleichzeitig an den Papst und an das Concilium gewendet. Beide wetteiferten nun, einander den Ruhm der Union aus den Händen zu winden, beide schickten Galeeren ab, die die Abgeordneten der Griechen an den Ort der Verhandlungen bringen sollten, und beide bestimmten dazu nach Maßgabe ihres Vortheils andre Städte. Aber die Galeeren der Kirchenversammlung kamen, durch Ränke päpstlicher Agenten zurückgehalten, nicht zum Zweck, die päpstlichen Schiffe brachten die Griechen nach Ferrara, und ein päpstlicher Legat zu Basel, der Erzbischof von Tarent, breitete im Namen der Kirchenversammlung eine, mit Hülfe ihrer Siegel hinter ihrem Rücken geschmiedete, Verordnung aus, worin nach den Wünschen Eugens Udine oder Florenz zum Verhandlungsorte empfohlen ward. Dieser Betrug zerriß das Band schonender Rücksicht, das die Kirchenversammlung bisher von neuen Angriffen auf den Papst abgehalten hatte. In der 26. Session (31. Jan. 1437) begann sie wiederum, ihn wegen Ungehorsams gegen ihre Decrete vorzufodern, Contumazerklärungen folgten, und nachdem Eugen sein Gegenconcilium zu Ferrara eröffnet hatte, sprach sie in der 31. Session, (24. Jan. 1438) seine Suspension von der Verwaltung des Papstthums aus. In derselben Sitzung verbot sie jede Appellation nach Rom mit Übergehung der Zwischeninstanzen, überließ der päpstlichen Disposition nur 1 von 10 und 2 von 50 Präbenden an einer Kirche und bestimmte den dritten Theil aller vacant werdenden Kanonikate für graduirte Gelehrte. Die Suspension Eugens schien jedoch wegen der Stärke seines Anhangs so wenig ausführbar, daß einige der Prälaten, die bisher die freimüthigsten und einflußreichsten Sprecher auf dem Concilium gewesen waren, z. B. der Cardinallegat Julian selbst und der große Kanonist Nicolaus v. Cusa, Archidiakonus zu Lüttich, mit den meisten Italienern Basel verließen und auf Eugens Seite traten. Mit desto größerer Festigkeit leitete nun der Erzbischof von Arles, Cardinal Ludwig Allemand, ein an Geist, Muth und Beredtsamkeit Allen überlegener Mann, als erster Präsident der Kirchenversammlung, die Schritte derselben. Obgleich ihre Zahl gesunken, ihr mächtigster Beschützer, Kaiser Sigmund, gestorben und durch ihren entschiedenen Bruch mit dem Papste vielen Fürsten und Nationen selbst ihre Befugniß verdächtig geworden war, erklärte sie doch nach heftigen Debatten, bei denen auch noch einer ihrer Helden, der Erzbischof von Palermo, Nic. Tudeschi, unter dem Namen Panormitanus als der größte Kanonist seiner Zeit bekannt, sich in Auftrag des Königs von Aragonien und Sicilien des Papstes annahm, diesen wegen hartnäckigen Ungehorsams gegen ihre Beschlüsse in der 33. Session (16. Mai 1439) für einen Ketzer und setzte ihn in der folgenden wegen Simonie, Meineid, Verletzung der Kirchengesetze und schlechter Amtsverwaltung förmlich ab. Bei dieser Session (der 34., den 25. Juni 1439) fehlten die Spanier und Italiener bis auf zwei, aber der Präsident ergriff ein ebenso sinnreiches als wirksames Mittel, den Beschluß dennoch durchzusetzen. An die Stellen der fehlenden Bischöfe ließ er die in Basel vorhandenen Heiligenreliquien legen, und brachte dadurch bei der noch aus 400 größtentheils französischen und deutschen Prälaten, Priestern und Doctoren bestehenden Versammlung eine so tiefe Erschütterung hervor, daß sie einmüthig in Eugens Absetzung willigten. Darauf wählte sie, der Pest in Basel, die ihre Zahl abermals verminderte, nicht achtend, in regelmäßigem Conclave d. 17. Nov. d. J. den Herzog Amadeus v. Savoyen, einen als Eremit

zu Ripaglia am Genfersee lebenden, wegen seiner Frömmigkeit, seines Reichthums und seiner Verbindungen vorzüglich geeignet scheinenden Fürsten, zum Papste. Felix V. — so ließ er sich nennen — fand jedoch nur bei wenigen Fürsten, Städten und Universitäten die gesuchte Anerkennung. Die Hauptmächte, Frankreich und Deutschland, nahmen zwar die basler Reformationsdecrete an, wollten aber in der Streitsache mit Eugen IV. neutral bleiben. Dieser gewann inzwischen durch den Ruhm der mit den griechischen Abgeordneten zu Florenz geschlossenen (von der griechischen Kirche später verworfenen) Union und durch Kaiser Friedrichs III. Freundschaft neues Ansehen, während das von ihm geächtete, von seinen Beschützern verlassene Concilium zu Basel unter seinem unmächtigen Papste immer mehr zusammenschmolz, und nur noch auf die persönliche Sicherheit seiner Glieder und auf Erhaltung eines anständigen Scheines seiner Fortdauer bedacht, nach dreijähriger, durch wenige unbedeutende Beschlüsse unterbrochener Unthätigkeit seine 45. und letzte Sitzung (16. Mai 1443) hielt, worin es sich nach Lausanne verlegte. Zu Lausanne blieben noch einige Prälaten unter dem Cardinal Ludwig Allemand bis 1449 beisammen, in welchem Jahre sie, nach Eugens Tode und der Resignation ihres Felix V., die von dem neuen Papste Nicolaus V. angebotene Amnestie mit Freuden annahmen und das Concilium für geschlossen erklärten. Die basler Beschlüsse sind in keiner römischen Conciliensammlung aufgenommen und von den römischen Curialisten für nichtig erklärt worden. Dennoch blieben sie eine Quelle des kanonischen Rechtes für Frankreich und Deutschland, da die basler Reformationsdecrete in die pragmatischen Sanctionen beider Reiche aufgenommen und, soweit sie die Kirchenzucht betreffen, wirklich in Kraft gesetzt wurden. Spätere Concordate haben die Anwendung derselben modificirt, aber nicht förmlich und völlig aufgehoben. (Vgl. Deutsche Kirche, Gallicanische Kirche.) Keine allgemeine Kirchenversammlung hat zweckmäßigere und tiefer eindringende Beschlüsse zur Verbesserung des Kirchenregiments und der Kirchenzucht gefaßt, keine mehr gethan, das durch päpstliche Herrschsucht fast vernichtete Amtsansehen der Bischöfe und somit die alte echte apostolische Kirchenverfassung wiederherzustellen, als die basler; nur konnten die Kanonisten, von denen sie fast ganz geleitet wurde, sich von der damals herrschenden Idee eines allgemeinen Episkopats des Papstes noch nicht losmachen, und daher blieben ihre kräftigsten Beschlüsse zur Einschränkung desselben auf seinen ursprünglichen Beruf nur halbe Maßregeln, deren Inconsequenz ihre ganze Reformation unkräftig machte. Hätte sie ihren Hauptzweck, an die Stelle der päpstl. Monarchie eine hierarchische Aristokratie zu setzen, in Ausführung bringen können, so würde zwar mancher Anlaß zur Klage über den päpstl. Despotismus beseitiget, aber die Reformation durch Luther im 16. Jahrh. dennoch nicht überflüssig geworden sein. 31.

Basel, Friedensschlüsse zu, den 5. April und d. 22. Juli 1795. Den ersten unterzeichnete der preuß. Gesandte, nachherige Staatskanzler, Baron von Hardenberg (s. d.), den zweiten der spanische Gesandte, Marquis D. Domingo d'Yriarte, beide der Gesandte der franz. Republik bei der Schweiz, Bürger Barthélemy (s. d.). Preußen und Spanien trennten sich dadurch von der Coalition gegen Frankreich und erkannten die Republik an. Diese behielt die preuß. Provinzen auf dem linken Rheinufer im Besitz bis zum allgemeinen Reichsfrieden, und nahm Preußens Vermittlung an, wenn einzelne deutsche Fürsten mit der Republik besondere Friedensverträge schließen wollten. Die geheimen Artikel dieses basler Friedens sind noch nicht bekannt; man kennt nur den Tractat (Basel den 17. Mai 1795), der die Neutralität des nördlichen Deutschlands festsetzte. Hierauf schloß der Landgraf von Hessenkassel einen Tractat mit der franz. Republik zu Basel d. 28. Aug. 1795, nach welchem letztere die hessenkasselschen Bezirke auf dem linken Rheinufer bis zum Reichsfrieden behielt. Spanien bekam durch den basler

Frieden Alles zurück, was die republikanischen Heere jenseits der Pyrenäen erobert hatten; dagegen trat es an Frankreich den bisher spanischen Theil der Insel St.-Domingo ab. Zur Belohnung für diesen Friedensschluß erhielt der spanische Premierminister, D. Eman. Godoi, Herz. v. Alcudia, den Titel: Fürst de la Paz.

Basilica, Königswohnung. In den ersten Jahrh. Roms waren die Basiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Gestalt, gewöhnlich mit korinthischen Säulen und mit Statuen ausgeschmückt, wo sich die Bürger zu Berathschlagungen über Gemeinwohl versammelten, Kaufleute ihre Waaren ausstellten, junge Redner in der Declamation sich übten u. s. w. Constantin d. Gr. räumte den Christen in Rom einige Basiliken zu ihrem Gottesdienst ein. Daher kam es, daß die ersten christlichen Kirchen selbst den Namen der Basiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Basiliken für sie beibehielt. (S. **Domkirchen**.)

Basilides, s. **Gnosis**.

Basilius, der Heilige, zum Unterschiede von andern Kirchenlehrern gl. N. der Große genannt, geb. 329, 370 Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, wo er 379 starb, ragt unter den griechischen Kirchenvätern an kirchlichem Ansehen als der vorzüglichste hervor. Die Verdienste, die er sich um die Regelung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit erworben, die Menge s. gehaltreichen Predigten, die Kraft, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor Allem s. erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf und in s. eignen strengen Leben selbst befolgte, erklären das große Ansehen dieses Heiligen. Die griechische Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen und feiert s. Fest den 1. Jan.; die Mönche und Nonnen, sowol dieser als auch der übrigen orientalischen nicht unirten Kirchen, folgen fast durchaus s. Regel; auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der **Basilianer** bilden. Sie tragen schwarze Kleidung und widmen sich nur dem beschauenden Leben. Die vom heil. B. verordneten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Regel aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er vorzugsweise der Stammvater der morgenländischen Ordensgeistlichen ist, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländischen. E.

Basilisk, eine Art gelber, sehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Gestalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenschwanze haben sollte. Schon sein Anblick sollte tödtlich sein; man könne ihn, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel s. giftigen Blick gegen ihn kehre. Sonst hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldschlangen, Basilisken.

Basis, die Grundlage einer Sache, in der Mathematik z. B. die ungleiche Seite eines gleichschenklichen Dreiecks. Heinrich v. Bülow führte diesen Ausdruck in die Militairsprache ein. Er faßte nämlich die Idee, den Krieg im höhern Sinne auf mathematische Principien zurückzuführen und so festere Regeln als bisher für die Feldherren aufzustellen. Hierbei spielte die Basis eine Hauptrolle. Er verstand unter ihr eine Strecke Landes, welche durch Festungen unangreifbar gemacht sei und von der die Operation des Heeres ausgehe. Die Linie, auf der die Operation geschieht, nannte er die Operationslinie, die Festung, vor der sie beginnt, das Subject, den Gegenstand, dessen Eroberung zunächst die Hauptabsicht des Feldzugs ist, das Object. So würde z. B. bei einem Offensivkriege Frankreichs gegen das südliche Deutschland, bei Neutralität Preußens und der Schweiz, der Rhein von Basel bis Karlsruhe die Basis, Strasburg das Subject, Ulm oder Regensburg das Object, die Straße von Strasburg dahinüber die Operationslinie sein. Da Bülow

Magazine für unentbehrlich hielt, so schien ihm auch die vollkommene Sicherung der Operationslinie gegen Angriffe von der Seite unerläßlich, und er stellte daher den Grundsatz auf, daß die beiden Linien, die man von den Endpunkten der Basis nach dem Object ziehe, bei demselben einen rechten oder noch besser einen stumpfen Winkel bilden müßten. Die alle Gegner verachtende Sprache Bülow's, die Neuheit des Gedankens, oft auch ein Mißverstehen der Sache, am meisten aber Bülow's gänzlicher Mangel an Erfahrung, wodurch er oft in die gröbsten Irrthümer verfiel und den Anfänger in den Kriegswissenschaften, der das Wahre von dem blendenden Falschen nicht zu sichten verstand, auf die gefährlichsten Abwege brachte, veranlaßte viele Streitigkeiten über die neuen Grundsätze, und erst die gewaltigen Begebenheiten, welche von 1805 — 15 alles Andre in den Hintergrund rückten, brachten auch diesen Streit in Vergessenheit. Die 1814 erschienenen „Fragmente aus den Grundsätzen der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs in Deutschland 1796", regte die Sache aufs neue an. Der Verf. (Erzherz. Karl) geht in diesem classischen Werke im Allgemeinen in die Ideen Bülow's ein, er benutzt von ihm, was gut und wahr ist, verbessert die Irrthümer und Fehler des Unerfahrenen, trägt die ganze Lehre mit einer Klarheit, Bestimmtheit und Kürze vor, die an die gepriesensten Historiker des Alterthums erinnert, und bringt die Streitfrage so ins Reine, daß wol Niemand, den nicht Parteigeist verblendet, an der Richtigkeit der aufgestellten Grundsätze zweifeln kann. Auch er nimmt an, daß die Basis (nach seiner Definition die Linie, welche mehre neben einander liegende Punkte, bei denen die Kriegsbedürfnisse aufgehäuft liegen, mit einander verbindet) gedeckt sein muß. Sie soll, da die Operation auf Einer Straße gefährlich sein würde, aus mehren durch gute Communication verbundenen, wo möglich befestigten Punkten bestehen, der Basis des Feindes möglichst parallel laufen und sie, wenn es sein kann, sogar übertragen. Entfernt man sich durch Vordringen zu weit von der Basis, so soll man sich eine neue gründen. Der Erzherzog erläutert seine Grundsätze in einem angenommenen Kriegstheater im südlichen Deutschland und durch den eben dort 1796 wirklich geführten Krieg, wo ihm die bedeutendste und ruhmvollste Rolle ward. — Die letzten Kriege haben übrigens die furchtbarste Lehre gegeben, daß der Grundsatz der Basis in der Natur der Sache begründet, ewig wahr und nur früher nicht deutlich genug erkannt sei; die sie nicht achtenden Feldherrn sind oft schrecklich bestraft, oder wenigstens gefährdet worden. So drangen die Preußen 1792, ohne die Festungen Metz, Thionville, Landau u. s. w. zu beachten, auf einer Operationslinie vor und waren bei Valmy dem Untergang nahe; so löste sich Jourdan's Armee 1796, da er ohne gehörige Basis zu weit vorgedrungen war, nach einigen unglücklichen Gefechten fast ganz auf; so erstarrten die verhungerten Scharen Napoleons in dem russischen Schnee, da er unterlassen hatte, vor dem Vordringen nach Moskau sich am Dnepr eine neue Basis zu gründen; so bestand der Krieg in der pyrenäischen Halbinsel jenseits Madrid nur aus Parteigängerstreichen großer mobiler Colonnen, die an dem Unterbrechen der Communication scheiterten; so war die kreisförmige Stellung in der Schlacht von Leipzig eine Folge der bei Dresden von Napoleon nicht geachteten Basis, und so waren endlich die Verbündeten 1814 in Frankreich oft der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt, und nur die Kühnheit Blücher's, die Beharrlichkeit andrer Generale und der gute Geist der Truppen rettete sie. Man kann zwar einwenden, daß ebenso viel Feldzüge, wo die Basis gänzlich vernachlässigt wurde, ein glückliches Ende nahmen, daß Napoleon 1805 und 1809 nach Östreich, früher mehrmals nach Italien, ohne den angegebenen Grundsatz zu berücksichtigen, vordrang und eben dort die glänzendsten Resultate errang; allein hätte er in einem dieser Feldzüge eine Hauptschlacht verloren, so würde sich die Vernachlässigung schrecklich gerächt haben, und noch fester als die Regeln der Strategie steht der Grundsatz, nach den Umständen und nach dem Charakter des Gegners zu handeln und lieber durch

eine rasche und kühne That die Entscheidung herbeizuführen, als durch eine langsame aber sichere Verzehrung an Entkräftung zu sterben. 32.

Baskerville (John), englischer Buchdrucker und Schriftgießer, geb. 1706 zu Wolverley, in der Grafschaft Worcester, war Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham, unternahm aber 1750, neue Schriften zu schneiden, die nach mehrjährigen Versuchen und vielen Kosten zu s. Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1756 s. Virgil in Medianquart, dem, von lateinischen Classikern, später der Horaz, Terenz, Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Juvenal und Persius, Sallust und Florus in zwei Suiten, theils Quart, theils Octav, folgten. Diesen gehören auch zwei Virgil (1767, 4., und 1766) an. Außerdem druckte er mehre englische Classiker, z. B. den Milton u. a. Werke, unter denen der Ariost auszuzeichnen ist. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muster dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Erzeugnisse s. Pressen übertroffen worden sind. Sein Virgil und sein Neues Testament (Orf. 1763, 4.) werden in typographischer Hinsicht ganz besonders geschätzt. B. starb 1775 in einem Alter von 69 J. Beaumarchais kaufte die von ihm nachgelassenen Druckschriften für 3700 Pfund und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. B. war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finsterer Mann, von schönem Äußern. Er hatte die entschiedenste Abneigung gegen allen äußern Gottesdienst, den er unter jeder Form für Aberglauben erklärte. Er machte es daher auch s. Erben ausdrücklich zur Pflicht, s. Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, sondern ohne dieselben in einer auf s. Grund und Boden zu diesem Zweck erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Basken, Vascones (Vasc, von Vassoc, d. i. Mann), **Biscayer**, der Name der Cantabrer (Gasconier), eines Volks, das in Spanien an den Pyrenäen wohnte. Wahrscheinlich sind sie Nachkommen der alten Iberier, die vor den Kelten Spanien in Besitz hatten. (Vgl. Wilh. v. Humboldt's „Etymol.-histor.-geogr. Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens".) Am Ende des 6. Jahrh. ließen sie sich an der Nordseite dieses Gebirges zwischen demselben und der Garonne nieder. Nach langen Kämpfen unterwarfen sie sich den fränkischen Königen. Unter den Karolingern wählten sie sich einen eignen Herzog; als aber die Familie desselben erloschen war, kamen sie im 11. Jahrh. unter die Herrschaft von Aquitanien, und mit diesem 1453 an Frankreich. Sie haben ihre uralte Sprache und alten Sitten, z. B. die Nationaltänze, beibehalten. Sie sind sehr gute Seeleute, und waren die Ersten unter den Europäern, die auf den Wallfischfang ausgingen, den sie aber seit geraumer Zeit nicht mehr betreiben. Sie bewohnen in Spanien die Provinzen Biscaya, Guipuzcoa und Alava (zusammen 147 □M., 188,000 Einw.); in Frankreich die Depart. Ober- und Niederpyrenäen, Arriège und Obergaronne (etwa 70,000 Seelen).

Basrelief (ital. basso relievo), gleichbedeutend mit Relief: mehr oder weniger erhobene Figuren in Stein, Gyps, Thon oder Metall gearbeitet, auf einem flachen Grunde. Eigentlich bezeichnet Basrelief den niedrigsten Grad dieses Hervorragens; Hautrelief, den höchsten, wo die Figuren zur Hälfte ihres scheinbaren Umfangs über die Fläche hervortreten. Einen völlig genügenden deutschen Ausdruck dafür haben wir noch nicht. Die Alten und die ihren Grundsätzen folgenden neuern Künstler bedienten sich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Versuche mehrer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo, Rossi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in so enge Grenzen beschränkt ist, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Beobachtun-

gen der Lichter und Schatten sehr wohl eine verhältnißmäßige Täuschung in Rücksicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künstler im Relief mehre Flächen dar, so muß er allerdings die Figuren der ersten Fläche weit hervorspringen lassen, dessenungeachtet aber sind sie von einem talentvollen Künstler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Übereinstimmung zu bringen, sobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Gesetzen der Composition gemäß, wird er die Hauptfiguren durch das höchste Licht und den höchsten Schatten herausheben. Aber dieser Hauptschatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, sondern vielmehr eine große Masse bilden, wodurch er gleichsam geschwächt wird und mit den übrigen in Übereinstimmung kommt. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmasse gezogen, würden die Harmonie stören. Die Bekleidungen der Figuren der ersten Fläche müssen also im großen Styl, und an den Figuren selbst nichts von Verkürzungen sein, die, besonders nach vorwärts, von übler Wirkung sind. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derselben müssen weniger hervorspringen, keine so große Massen und feste Tinten bilden wie die erstern. Die Formen müssen je entfernter, desto schwächer und in ihren Umrissen, in Lichtern und Schatten unbestimmter erscheinen; wobei der Künstler die Gesetze der Perspective auf das genaueste beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andre wirft, jede Täuschung vernichtet zu sehen, muß er die Figuren so ordnen, daß diese Schatten natürlich scheinen. Bei den Alten findet man Basreliefs in den Giebelfeldern und Friesen der Tempel und Häuser, an Altären, Triumphbogen, Monumenten, z. B. Sarkophagen, auf Schildern, Vasen u. a. Geräthen von hartem und festem Material. Berühmt sind die von Bröndstedt, Coquerel ꝛc. aufgefundenen Basreliefs in dem Tempel des Apollo zu Phigalia, welche an das brit. Museum für 15,000 Pf. verkauft worden sind. Bekannt sind auch die Basreliefs an der Trajanssäule. Unter den neuern Basreliefs sind die von Banduri, Ghiberti und Lucca della Robbia in Florenz berühmt. Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunst, und soll daher immer mit dem Charakter des Gebäudes, zu welchem es gehört, übereinstimmen.

Baß heißt in der Musik theils die unterste oder Grundnote eines Accords (Baßnote), theils die unterste oder tiefste Stimme (Partie) eines mehrstimmigen Tonstücks; endlich die tiefste von den vier angenommenen Singstimmen. Der Baß ist der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt sein. Der gewöhnliche Umfang des Basses als Singstimme ist vom großen F bis zum eingestrichenen d oder e. Wie die Baßmelodie von der tiefsten männlichen Stimme vorgetragen wird, so erfodert derselbe bei der Instrumentalmusik auch die tiefern Instrumente, welche dem Singbaß an Umfang und Ton ähnlich sind, z. B. Fagott. Vorzugsweise aber nennt man unter den Instrumenten die Baßgeige und zwar den Contraviolon und das Violoncello so. Erstrer hat heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf ist e, a, d, g) bis ins $\bar{d}$ und c. Der kleinere Baß (Bassetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung ist c, g, d, a,) und geht bis ins $\bar{f}$ und $\bar{g}$. Alle Baßstimmen und Baßinstrumente haben ihren eigenthümlichen Notenschlüssel (Baßschlüssel), welcher auch der F-Schlüssel heißt, weil er auf die Stelle im Liniensysteme gesetzt wird, auf welche die Note, welche das kleine f bezeichnete, soll zu stehen kommen. (S. auch **Contraviolon** u. **Generalbaß**.)

Bassa, s. **Pascha**; unterschieden davon ist **Bascha** oder **Baschi**, ein Oberer, dann der Ehrentitel jedes türkischen Soldaten, den fast jeder Türke dem andern gibt, da sie sich alle als Soldaten betrachten.

Bassano, Handelsst. in der venet. Delegation Vicenza, an der Brenta (11° 43′ Ö. L. und 45° 46′ N. Br.), hat geräumige Vorstädte und 9600 Einw. In den 30 Kirchen sind schöne Gemälde. Eine steinerne Brücke, 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Klima ist dem Wein- und Olivenbau sehr günstig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder ist lebhaft, und Remontini's Buchdruckerei liefert schön gedruckte Werke und Kupferstiche. Napoleon erhob B. zu einem Herzogthume mit 15,000 Thlr. jährl. Eink. und verlieh dieses 1809 s. Minister Staatssecretair Maret. Bei B. schlug Bonaparte am 8. Sept. 1796 den östr. General Quosdanowich. Die Stadt ist mit **Bassanelle** am See Bassano, im Kirchenstaate, Hauptort eines Herzogthums des Hauses Colonna, nicht zu verwechseln.

Basselisse, s. **Hautelisse**.

Basse-taille, in der Musik, so viel als tiefer Tenor, **Bariton** (s. d.); die Tenorgeige und Tenorflöte; in der Baukunst etwas erhobene oder halb erhobene Arbeit (s. **Basrelief**), sowie die Kunst, dergl. Arbeiten zu verfertigen.

Bassethorn, das tonreichste unter den Blasinstrumenten, wegen s. krummen Biegung auch Krummhorn genannt und, wie man glaubt, gegen 1770 in Passau erfunden. Später hat es Theodor Lotz in Presburg vervollkommt. Es ist, genau genommen, ein größeres Clarinet und gleicht demselben, ungeachtet der Verschiedenheit in der Form, nicht allein in Ansehung der Bestandtheile und des Tons, sondern auch in Hinsicht der Intonation, des Ansatzes und der Applicatur, sodaß jeder Clarinettist es ohne große Hindernisse spielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelst dessen das Instrument intonirt wird, besteht es aus fünf Stücken, dem Kopfstück (Birn genannt), zwei Mittelstücken, dem Kästchen und der Stürze, welche jetzt gewöhnlich von Messing ist, welche zusammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von denen vier mit offenen und vier mit verschlossenen Klappen versehen sind. Sein Umfang steigt bis drei und eine halbe Octave, nämlich vom großen F bis zum dreigestrichenen c. Es kommt sehr selten im Orchester vor (z. B. in Mozart's „Requiem" und im „Titus", in der großen Arie Vitellias, wo es obligat ist, und in der Arie zum „Figaro" mit zwei obligaten Bassethörnern). Das Bassethorn kann auch als Baßinstrument gebraucht werden.

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Männer unter den Regierungen Heinrichs IV. und Ludwigs XIII., geb. 1579 in Lothringen, stammte von einem Zweige des kleveschen Hauses ab. Nachdem er Italien bereist hatte, erschien er am Hofe Heinrichs IV., wo er durch Pracht, Spiel und Galanterie bei den Festen und Lustbarkeiten der Hauptst. glänzte. 1602 machte er seinen ersten Feldzug gegen den Herzog v. Savoyen, und focht nicht minder rühmlich im folg. J. unter dem kaiserl. Heere gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn dahin zurück, er bewarb sich um die T. des Connetable v. Montmorency, deren Reize Heinrich IV. die heftigste Leidenschaft einflößten. Bassompierre gab den Bitten seines Königs nach, und leistete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. 1622 ernannte Ludwig XIII. den tapfern B. zum Marschall von Frankreich, und gewann ihn so lieb, daß Luynes, der erklärte Günstling, darüber beunruhigt, ihm offen erklärte, daß er auf seine Entfernung vom Hofe bestehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Gesandtschaft, den Oberbefehl eines Heeres, oder eine Gouverneurstelle übernehmen wolle. B. entschied sich für einen Gesandtschaftsposten, und bekleidete einen solchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach s. Rückkehr trat er wieder in die militairische Laufbahn und wohnte den Belagerungen

von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König und ganz Frankreich seinem Despotismus unterwarf, fürchtete B.'s Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem Hause Lothringen, und nahm, da jener sich in Anschläge gegen ihn einließ, diese zum Vorwand, ihn 1631 in die Bastille setzen zu lassen, aus welcher er erst 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er starb 1646. B. hatte in s. Jugend Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunde und Kriegskunst studirt. Während s. Gefangenschaft arbeitete er s. Denkwürdigkeiten und die Geschichte s. Gesandtschaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereignisse jener Zeit viel Licht verbreiten.

Basson, s. Fagott.

Bassora (Basrah), Hauptst. des Paschaliks gl. N. in dem südl. Theile von Mesopotamien (Al-Dschesira), jetzt vereinigt mit dem Paschalik Bagdad (44° 46′ Ö. L. und 30° 32′ N. Br.), am westl. Ufer des Schatal Arab, ungefähr 7½ deutsche Meilen von der Mündung dieses Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Last bis an die Stadt schiffbar ist. Innerhalb der Ringmauern sieht man viele Gärten und Pflanzungen von kleinen Canälen durchschnitten. Dessenungeachtet ist die Stadt unreinlich. Die niedrigen von Lehmsteinen aufgeführten Häuser haben platte Dächer. Die Bazars enthalten die kostbarsten Erzeugnisse des Orients. Die engl. Factorei, das schönste Haus in Bassora, Sitz eines britischen Residenten, führt die Landcorrespondenz zwischen dem engl. Ostindien und dem Mutterland. Die Einw. (50—60,000), meistens Araber, Türken und Armenier, auch Perser und Europäer in ihren Factoreien, sind großentheils arm und arbeiten um geringen Lohn. Die Türken bestehen fast nur aus Beamten oder Militairpersonen; die Kaufleute sind fast durchgehends Armenier. B. ist eine der Hauptniederlagen der Türkei und Persiens für alle indische Erzeugnisse. Einfuhrartikel sind: Seidenwaaren, Mousselin, Tuch, Gold- und Silberstoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mockacaffee, Shawls (80,000, das Stück im Durchschnitt 1000 Rubel), Specereien u. s. w. Europäische Waaren sind selten und theuer; unter ihnen haben die engl. Fabricate einen entschiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel bestehen größtentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird ein ausgedehnter Handel mit schönen und starken Pferden geführt. Der Karavanenzug geht nach Persien, sowie über Aleppo und Bagdad nach Constantinopel. Durch die schädlichen Ausdünstungen beim öftern Austreten des Flusses wird der Aufenthalt in B. für Fremde sehr ungesund. Die Umgebungen sind mit Rosen zum Destilliren bepflanzt; um die Streifzüge der Araber abzuwehren, hat der Statthalter längs der nahen Wüste eine beinahe 20 deutsche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchfahrten mit Wachen besetzen lassen. — Bassora, im J. 636, auf Befehl des Khalifen Omar, gegründet, ward bald eine der berühmtesten Städte des Orients, um deren Besitz Türken und Perser seit Jahrhunderten gekämpft haben. Jene eroberten B. 1668, diese 1777; im folg. J. wurde B. aufs neue von den Türken besetzt und 1787 von den Arabern; allein dem Pascha von Bagdad gelang es, die Stadt wieder einzunehmen und zu behaupten.

Bastard, ein von ungleichen Ältern erzeugtes Geschöpf. Bei Menschen kann diese Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Ältern bestehen. Man pflegt indeß hauptsächlich ein uneheliches, natürliches Kind Bastard zu nennen; minder edel ist der Ausdruck Bankert. Unter den Thieren nennt man Bastarde diejenigen, die von zwei Thieren verschiedener Art gezeugt sind, wie z. B. das Maulthier, der Maulesel u. s. w. Die Natur hat allen aus einer solchen Vermischung entsprungenen Gattungen die Fähigkeit versagt, sich weiter fortzupflanzen, wodurch sonst die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Übrigens ist zu bemerken, daß nur gewisse Gattungen von Thieren sich mit einander

vermischen, andre hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geschieden bleiben. Im Pflanzenreiche versteht man unter Bastarden die unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächse.

Bastia, ehemalige Hauptst. der Insel Corsica (9° 26′ 30″ Ö. L. und 42° 41′ 36″ N. Br.), auf einem Hügel im nordöstl. Theile der Insel, in amphitheatralischer Form, übrigens schlecht gebaut, hat enge Gassen, eine starke Citadelle am Meere, einen geräumigen, aber nicht sehr bequemen Hafen. Die Einw. (11,400) treiben einen beträchtlichen Handel mit Häuten, Wein, Öl, Feigen und Hülsenfrüchten. Die hier verfertigten Dolche werden von den Italienern sehr geschätzt. 1745 ward Bastia von den Engländern genommen, im folg. J. aber den Genuesern zurückgegeben. Vergeblich ward sie 1748 von den Östreichern und Piemontesern belagert; 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich. Auf eine kurze Zeit fiel sie in die Gewalt der Engländer. Bei der neuen Eintheilung des franz. Gebiets (1791) ward Bastia die Hauptst., jetzt ist Ajaccio die Hauptst. des Depart.

Bastille, ein vormaliges Castel in Paris, in welchem Staatsgefangene und andre durch Lettres de cachet verhaftete Personen sich befanden. Diese Verhaftbriefe ergingen im Namen des Königs, allein die Namen der Betreffenden rückten die Minister ein, welche verantwortliche Depositarien dieser Verhaftbriefe waren. Fragt man, wie entstand dieser Gebrauch, durch Verhaftbriefe Unterthanen festzusetzen, von deren Befreiung oder Bestrafung hernach weder Justiz noch Polizei Notiz nahm? so erläutert uns dies am besten Montesquieu's „Esprit des loix" durch die Bemerkung: „Die Ehre ist die Tugend und vertritt sie oft in den Monarchien". Ein Edelmann wollte ungern Schande haben von einem Gliede seiner Familie. Der Fall des kindlichen Ungehorsams und eines unehrenhaften Betragens fand im überverfeinerten Adel Frankreichs häufig statt. In solchen Fällen suchten Väter und Verwandte selbst um Einsperrung eines unwürdigen Familiengliedes nach, bis das Haupt der Familie anzeigen würde, daß er nicht länger die Detention wünsche. Der erste Grund der Lettres de cachet und, vermöge derselben, der Verhaftungen in der Bastille war also die Wegräumung eines Scandals aus dem Publicum, als ein Vorrecht der ersten Familien des Landes. Der weitere Schritt war, daß die nämlichen Minister sich für ebenso ehrenhaft in der Staatsfunction hielten, als die Familienväter und Häupter des Adels. Begegnete ihnen daher in ihren Bureaux und in ihrer Häuslichkeit ein ähnliches Scandal, das, wenn es zur Notiz der Gerichte gelangt wäre, auch mitunter auf den Minister einen Schatten warf, so verhaftete er motu proprio ebenfalls Manchen, der kleine Untreuen oder Insubordinationshandlungen sich hatte zu Schulden kommen lassen, oder irgend einer Ausschreitung aus dem Wege der Pflicht oder der Ehre verdächtig befunden war. Vergaß man nachher die fernere Untersuchung oder Loslassung, und war die Ursache der Verhaftung nirgends protokollirt, so blieb bisweilen ein solcher Verhafteter oder eine solche Verhaftete 30 — 40 Jahre sitzen und starb im Gefängniß, indem der Nachfolger im Amte der Gesetzlichkeit des Verfahrens seines Amtsvorwesers blind vertraute. In Autokratien geht leider die Strafe nicht immer bloß aus vom Gesetz, sondern auch bisweilen von der Ansicht des Monarchen und dessen Delegirten in Ämtern oder augenblicklichen Günstlingen. Daher wurden die Verhaftungen immer mehr Willkür, unter dem gefälligen Bilde, daß sie eine königl. Gnade sei, welche die Autokratie statt eines strengern Rechts ausübe, und auch der Monarchen und ihrer Minister Günstlinge verschafften sich Lettres de cachet, um dadurch Personen, welche ihnen in Amts- oder Privatverhältnissen lästig geworden waren, aus dem Stande der Freiheit in Haft bringen zu lassen. (S. Cachet, lettres de.) Als im Anfange der Revolution das Volk die Bastille (den Zwinger vornehmer Personen, oder Derjenigen, die vornehme Personen aus

guten Ursachen nicht in gesetzlichem Wege zur Verantwortung ziehen wollten) zerstörte, fand man darin nur wenig Gefangene, doch genug, um daraus das Unheimliche der Fortdauer der Autokratie im civilisirten Frankreich dem Volke darlegen zu können. Auch wurde dadurch notorisch, daß Frankreichs Könige sich von ihren Ministern niemals vom Gebrauch der Lettres de cachet hatten Rechnung ablegen lassen.

Bastion (Bollwerk). Um einen mit Wall und Graben umgebenen Ort zu vertheidigen, ist es nöthig, jeden Punkt an dem Fuße des Walls, im Graben und vor der Festung mit möglichst vielfachem Feuer bestreichen zu können; dies geschieht aber durch Brechen der Linien, wodurch eine Seitenvertheidigung erreicht wird. Vor und kurz nach Erfindung des Schießpulvers glaubte man dies genügend durch an der Mauer hervorspringende Thürme erreichen zu können; diese verwandelten sich aber bald in die geräumigen und weiter vorspringenden Bastions oder Bollwerke, die aus zwei Flanken, die hauptsächlich zur Vertheidigung der Nebenbastions dienen und aus 2 Facen, die die Außenwerke und das vorliegende Terrain beschießen sollen, bestehen. Der Wall zwischen zwei Bastions heißt der Mittelwall oder die Courtine. Diese Bastions werden auf die verschiedenste Art gebaut. Bald sind sie ganz mit Erde gefüllt, bald haben sie inwendig einen vertieften Raum, einen Kessel, bald gerade, bald gekrümmte, bald doppelte, ja selbst drei- und vierfache Flanken über einander, bald sind sie mit, bald ohne Faussebrayen (s. Festung), zuweilen haben sie Kasematten, die theils zum sichern Aufenthalt der Garnison, theils zur Vertheidigung durch darin aufgestelltes Geschütz bestimmt sind, zuweilen Abschnitte (s. d.), Cavaliers (s. d.), oder Orillons (s. d.), und unzählige andre Einrichtungen. In neuester Zeit hält man unter den nach bastionirtem System gebauten Festungen die nach Cormontaigne's und der neuern Franzosen Angabe gebauten für die zweckmäßigsten. Diese sind aber groß und geräumig, die Flanke des Nebenbollwerks, welche senkrecht auf der Verlängerung der Face des Bollwerks steht, ist nicht weiter als einen Flintenschuß (300 Schritt) von dessen Spitze entfernt, diese Flanke gerade und Orillons und andre Künsteleien verbannt. 32.

Bastonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußsohlen besteht, welche mit einem leichten hölzernen Stabe, oder auch wol mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

Bataillon, die bequemste Unterabtheilung der Infanterie in taktischer Hinsicht, gewöhnlich 600 — 800 Mann stark. Das Bataillon bildet einen selbständigen Körper unter den Befehlen eines Stabsofficiers, gewöhnlich eines Majors, hat seine besondere Fahne, auch einen Musikzug und zerfällt nicht, wie die Regimenter, in meist ungleich starke Compagnien, sondern in gleich starke Divisionen, wie es die regelmäßige Form der taktischen Bewegungen erfodert. (Vgl. Compagnie.)

Batalha, Dorf, zwölf deutsche Meilen von Lissabon, mit einem adligen Dominicanerkloster, welches K. Johann I. zum Andenken des Sieges über den König von Castilien bei Aljubarota vom J. 1385 stiftete. Dies Kloster ist eins der prächtigsten Gebäude in Europa und im gothischen Geschmacke von einem Irländer, Hacket, aufgeführt. Mit Verschwendung sind beim Klostergebäude und bei der Begräbnißcapelle gothische Verzierungen angebracht. Letztere sind zum Theil mystisch und hieroglyphisch, auch noch nicht entziffert. Die schwierigsten dieser Art sind beim Mausoleum des Gründers angebracht. Fremde Monarchen haben ebenfalls das Kloster zu bereichern und zu schmücken gesucht; u. A. sieht man daselbst kostbare Reliquien vom Kaiser Emanuel Paläologus, der 1401 in Paris sich aufhielt, um von dort aus bei allen christlichen Mächten Hülfe wider die ihn hart drängenden Türken zu erlangen. Das Certificat ihrer Echtheit, von der Hand jenes unglücklichen Monarchen, soll dort noch vorgezeigt werden. In Link's „Reisen nach Portugal",

Cap. 25, liest man eine umständliche Beschreibung dieses Klosters und seiner Schätze. Das jetzige königl. Erbbegräbniß für die Familie Braganza ist zu Belem.

Bataver, ein altdeutsches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte; eigentlich die Insel, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren sie ursprünglich Katten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäsar's Zeiten geschehen sein. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Den Römern unterworfen, leisteten sie diesen gute Dienste, und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römischen Volks. Man verschonte sie daher mit Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmusik machten sie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Vespasian's empörten sie sich unter Civilis's Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Bataverinsel in Besitz. Von 1798 an, wo unter franz. Leitung die bis dahin bestandene Verfassung der Verein. Niederlande aufgehoben ward, bis zur Ernennung Ludwig Napoleons zum König von Holland (1806), führte dieser Staat den Namen der batavischen Republik.

Batavia, Stadt und Seehafen an der Nordküste der Insel Java (124° 33′ 46″ Ö. L., 6° 12′ S. B.), die Hauptst. des niederländischen Indiens. Sie ward 1618 von den Holländern gegründet und in der Folge der Mittelpunkt ihrer Macht und ihres Handels in Ostindien, sowie der Sitz des Oberstatthalters und des hohen Raths. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients" zuzog, ist wenig übrig. Ganze Straßen sind niedergerissen, Canäle halb ausgefüllt, Forts geschleift und Paläste der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Flusses, der von dem Gebiete, welches er durchströmt, den Namen Jakkatarg führt. Längs den Ufern dieses Flusses und eines kleinern, der sich aus Westen mit demselben vereinigt (beide nur für kleine Böte schiffbar), wohnt der Haupttheil der Volksmenge; die angesehensten europäischen Familien bewohnen jetzt zwei schöne Straßen in den Vorstädten Molenvliet und Ryswick, eine halbe deutsche Meile vom Mittelpunkte der Altstadt. Diese hat einen Umfang von zwei deutschen Meilen, eine steinerne Mauer und enthielt vor ihrem Verfall 20 schnurgerade Straßen und 1993 Gebäude, worunter sich noch jetzt das Rathhaus, der Palast des Oberstatthalters, eine reformirte, eine lutherische und 2 portugiesische Kirchen, einige mohammedanische Moscheen, das Hospital, Spinnhaus, Waisenhaus, das chinesische Hospital, die chinesische Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Die Vorstädte enthalten 3277 Häuser, welche meistens Chinesen bewohnen. Eine deutsche Meile von der Stadt liegt die Niederlassung Weltegreden, wo ein schönes Militaircantonnement und ein großes Gouvernementshaus sich befindet. Die Häuser in den europäischen Stadttheilen sind zwar im neuern, aber nicht im besten Geschmack gebaut, so auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei sind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magistrat, bestehend aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern, ernennt und besoldet. Außerdem ist hier eine Waisenkammer, welche das Vermögen aller Derjenigen verwaltet, die unbeerbt mit Tode abgehen, oder deren Testamentsvollstrecker abwesend sind. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnet sich die 1777 errichtete und während der Dauer der britischen Regierung erneuerte Gesellschaft der Wissenschaften aus, die unter der Leitung des letzten engl. Gouverneurs Raffles treffliche Nachrichten über den Zustand von Java bekannt ge-

macht hat. Die äußerst ungesunde Luft, verursacht durch die fauligen Dünste der morastigen Canäle und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrh., erzeugt in Batavia mehrentheils tödtliche Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche sich ihrer Geschäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der gesunden Umgegend aufhalten, einer ebenso guten Gesundheit genießen als andre Europäer in irgend einem tropischen Klima. Batavias Volksmenge nimmt jetzt ungemein zu, weil besonders die Nordamerikaner hier asiatische Waaren und manche sogar aus Europa einnehmen. Dies schnelle Anwachsen ist Folge der liberalen Handelsansichten der niederländischen Colonialregierung, die nicht mehr, wie vormals, in der Hand einer Handelsgesellschaft ruht. Die Einwohnerzahl betrug 1811 noch nicht 50,000 (darunter 11,800 Chinesen und 14,200 Sklaven), jetzt kaum 10,000. Die Regierung bemüht sich, die Gesundheit der Stadt zu verbessern u. erlaubt den Javanen, gegen mäßige Abgaben, ihren Boden aufs höchste zu benutzen. Der hohe Zoll von Ein- u. Ausfuhren (1824 gegen 2,400,000 Gld.) entschädigt die Regierung für alle Opfer, die sie diesem System brachte. Seitdem die Holländer 1617 sich der Niederlassungen der Engländer auf Java bemächtigt hatten, waren sie im ungestörten Besitze derselben geblieben. Sie verdankten diese Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, besonders dem ungesunden Klima von Batavia, welches Ursache war, daß der Angriff der Engländer 1799 scheiterte. 1811 gelang die Unternehmung. Der Statthalter von Batavia, General Jansens, hatte, von den Rüstungen der Engländer unterrichtet, nach Verbrennung der Magazine, Batavia verlassen und sich mit seiner Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, sodaß die Engländer am 19. Aug. die Stadt ohne Widerstand in Besitz nehmen konnten. General Jansens hielt sich im Fort Cornelis bis zum 26., wo die Engländer es mit Sturm nahmen, leistete alsdann noch in verschiedenen Stellungen Widerstand und übergab endlich am 18. Sept. die Colonie mit Capitulation. Nach hergestelltem Frieden ward sie am 19. Aug. 1816 der niederländischen Regierung zurückgegeben.

Bath, schöngebaute Stadt und starkbesuchter Badeort (4463 H. und 31,500 Einw.), Sitz eines Bischofs, in Somersetshire in England (51° 22′ 32″ N. B., 2° 21′ 30″ W. L. von Greenwich), an dem schiffbaren Avon. Die heißen Quellen, denen Bath wahrscheinlich sein Dasein verdankt, wurden, allem Anscheine nach, schon vor der Ankunft der röm. Legionen im J. 44 benutzt. Mönchische Sagen versetzen die Entdeckung derselben in das 870. J. v. Chr. Die Römer trafen zuerst zu deren Gebrauche die nöthigen Einrichtungen, und ihre prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuser nebst den übrigen Anstalten, wovon es noch jetzt eine Menge der belehrendsten Überreste gibt, gehörten zu den frühesten in Britannien von ihnen errichteten öffentl. Gebäuden. Noch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenbruchstücke eines prachtvollen Minerventempels, dessen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 85 Fuß langen und 46 Fuß breiten, Pumpzimmer dient. Fünf öffentliche Bäder gehören der Stadt; ein sechstes ist das Eigenthum des Grafen Manvers. Ihr Wärmegrad hält von 93 — 117° Fahrenheit. Sie sind sehr wirksam gegen die Gicht, rheumatische Übel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Die Römer nannten Bath Aquae salis, auch Fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachsen Hat Bathun, und Accamannum, oder die Sadt der Kranken. 1750 wurden neue Versammlungssäle für die Badegäste erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet schönen Tanzsaale, 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und ebenso hoch, ferner mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmesser haltenden, Saale vermehrt. Die 1805 eröffnete, sehr geräumige Schaubühne ist das erste Provinzialtheater in Großbritannien. Fast das ganze Jahr hindurch kann man hier, unter gesetzlicher Verbannung aller Rangstreitigkeiten, welche so manchem Badeorte Deutschlands einen großen Theil seiner Annehm-

lichkeiten rauben, zu mäßigen Preisen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen. Die Hauptkirche ist das jüngste, im reinsten Geschmack aufgeführte Werk gothischer Baukunst in ganz England; sie ward 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen werden der Königinplatz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz bewundert. Es gibt zu Bath eine Ackerbaugesellschaft, eine philosophische und harmonische Gesellschaft, ein großes Hospital für 150 Kranke und mehre andre Krankenhäuser, endlich verschiedene Gesellschaften zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Umgegend ist reizend, die Luft gesund.

Bathori, ein berühmtes altadeliges, nachher fürstl. Geschlecht in Siebenbürgen. Gegen 1070 stand Opos Bathori in großem Ansehen am ungarischen Hofe. Im 15. Jahrh. war Stephan B. Palatinus von Ungarn. Ein andrer Stephan B. ward 1571, nachdem das in Siebenbürgen regierende Haus Zapolia mit Joh. Sigismund erloschen war, zum Fürsten dieses Landes erwählt, und sowol von Ferdinand I., römischem Kaiser und König von Ungarn, als von dem damaligen türkischen Kaiser anerkannt, leistete jedoch, nachdem er 1575 auch die polnische Krone erhalten hatte, zu Gunsten seines Bruders, Christoph, auf Siebenbürgen Verzicht. Nach Christophs Tode, 1581, kam zwar sein Sohn Sigismund zur Regierung, trat dieselbe aber 1599 an seinen Vetter, Andreas B., ab. Als dieser noch in demselben J. auf dem Schlachtfelde blieb, ward Sigismund 1601 aufs neue erwählt, mußte sich aber bald darauf dem Kaiser Rudolf II., der die ältern Ansprüche seines Hauses auf Siebenbürgen mit gewaffneter Hand durchsetzen wollte, ergeben, und starb 1613 zu Prag in der Gefangenschaft. Während dieser Unruhen waren andre Fürsten, namentlich Michael, Woiwode der Walachei, Georg Basta, kaiserl. östr. General, Stephan Bocskay und Sigismund Ragoczy, die beiden Letztern aus angesehenen siebenbürgischen Geschlechtern, nach und nach auf kurze Zeit zur Regierung gekommen. Ragoczy überließ dieselbe 1608 dem letzten Sprößlinge des Hauses Bathori (Gabriel), welcher wegen der Empörung des von den Türken begünstigten Gabriel Bethlen (s. d.) bei dem Kaiser Matthias Hülfe suchte, wegen der harten Bedingungen aber, die dieser ihm verschreiben wollte, mit den Türken Unterhandlungen anknüpfte und aus diesem Grunde auf Anstiften des kaiserl. Generals Apaffi, der bereits mit sogenannten Hülfsvölkern ins Land gerückt war, im Oct. 1613 meuchelmörderischer Weise erschossen ward.

Bathos (griech.), bedeutet das Tiefe. Wir bezeichnen jetzt mit diesem Worte das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetischen Darstellung, und zwar nach Swift, welcher in seiner „Kunst, in der Poesie zu sinken", die Tiefe der Höhe, sowie die Oberländer des Parnasses den Niederländern entgegensetzt. Die lustige mit Beispielen ausgestattete Theorie dieses Bathos muß man in der genannten Swift'schen Abhandlung suchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades als Pantomim, besonders ausgezeichnet in heitern und üppigen Darstellungen. Er war ein Sklave Mäcen's, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus in vertrauten Verbindungen mit ihm stand. — In Anakreon's Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein schöner Knabe gepriesen. Unter August führte auch ein Dichter diesen Namen.

Batist, eine sehr feine, dichte und weiße Leinwand. Man nimmt dazu den allerschönsten weißen Flachs, Ramé genannt, der besonders im franz Hennegau gebaut wird. Im 13. Jahrh. ward diese Leinweberei in Flandern von Baptist Chambrai in Gang gebracht, und späterhin soll nach ihm die Leinwand den Namen Batist oder Kammertuch (toile de Chambrai) erhalten haben. Andre glauben, daß die erstere Benennung von derjenigen außerordentlich feinen Leinwand herkomme, die wir aus Indien erhalten, wo sie unter dem Namen Bastas bekannt ist. Verschiedene Arten von Batist werden Linons, Claires, Chambrais u. s. w.

genannt, und nicht nur in Frankreich und den Niederlanden, sondern auch in der Schweiz, in Böhmen und in Schlesien verfertigt. Die vorzüglichsten sind die, welche aus Indien zu uns kommen. (S. Cambrai.)

Batocken oder Battocken, zwei dünne Stöcke, womit in Rußland sonst Verbrecher auf den bloßen Rücken geschlagen wurden. Der Verbrecher lag dabei auf der Erde und einer der Zuchtmeister setzte sich ihm auf den Kopf, der andre auf die Füße. Durch das Gesetzbuch Katharinens II. ist diese Strafe abgeschafft.

Batoni (Pompeo Girolamo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 1787. Dieser berühmte Führer der neuern römischen Schule würde der erste Maler seines Jahrh. sein, wenn Mengs ihm nicht den Vorzug streitig machte. Den Lehrern seiner Jugend, Conca, Masucci, Fernandi, verdankte er nur die Grundsätze der Kunst; seit er sich aber zu Rom aufhielt, beschäftigte er sich allein mit dem Studium der Antiken Rafael's. Durch sie lernte er die Natur sehen und mit Einsicht und Wahrheit darstellen. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur gesehen hatte; sein Colorit ist glänzend, lebhaft und hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Sonderbar ist die Art, wie er seine Gemälde ausführte. Er bedeckte seine Zeichnungen mit einem Tuche und fing links oben zu malen an und rückte dann stellenweise zur rechten Seite fort, deckte aber keine neue Seite auf, bevor die frühere ganz fertig war. Der Chevalier Boni, der ihn Mengs vergleicht, nennt diesen den Maler der Philosophie, ihn aber den Maler der Natur. Batoni malte viele Altarblätter und eine große Menge Portraits, z. B. das in der kaiserl. Galerie befindliche des Kaisers Joseph und der Kaiserin Maria Theresia. Seine Magdalene in Dresden und seine Rückkehr des verlorenen Sohnes in Wien sind berühmt. Er war übrigens ein religiöser, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine seiner Töchter galt vor mehren Jahren für die beste Sängerin in Italien.

Batrachomyomachia, der Frosch- und Mäusekrieg, ein dem Homer fälschlich zugeschriebenes komisches Heldengedicht, und wie es scheint Travestie der „Ilias", wahrscheinlich von einem Alexandriner gedichtet, worin ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen mit vieler Laune besungen wird. (S. Homer und Rollenhagen.)

Batterie in der Kriegskunst 1) jede Verschanzung, worin eine Anzahl Kanonen steht; 2) jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgestellt sind; 3) alle Linien einer Festung, hinter deren Brustwehren sich Kanonen befinden; 4) Geschützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebst 1 oder 2 Haubitzen. In Hinsicht der Stellung gibt es Feld-, Festungs-, Küsten-, Belagerungsbatterien und schwimmende Batterien, je nachdem sie auf freiem Felde, auf Festungswerken, an See- und Meeresküsten, vor einem zu belagernden Platz, oder auf Gewässern errichtet, erbaut und aufgestellt werden. Nach der Geschützgattung unterscheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörser-, Steinböllerbatterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche senkrecht in die Fronte des Feindes treffen, schräge, welche den Feind unter einem Winkel beschießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beschießen, Kreuzbatterien, deren zwei auf den nämlichen Ort dergestalt gerichtet sind, daß die Schüsse in einem rechten Winkel zusammentreffen. In Ansehung des Zweckes gibt es Demontirbatterien (s. demontiren), Breschebatterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem stark senkrecht auf dasselbe wirkenden Feuer angreift, um diesen Theil der äußern Seite des Walls und der Brustwehr so niederzustürzen, daß man darauf hingehen und das Werk stürmen kann; Scarpierbatterien, welche neben den Breschebatterien unter einem Winkel von 20 — 30 Grad errichtet werden, um den zur Bresche bestimmten Ort schief zu beschießen; Ricochetbatterien, welche zum Bestreichen der Linien dienen, sodaß die abgeschossenen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derselben Sprünge machen und al-

les Entgegenstehende niederwerfen, wodurch die ganze Länge der Linie unsicher wird. Ihre Lage ist senkrecht auf der zu bestreichenden Linie; endlich Kessel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeschütz enthalten. In Ansehung der Lage unterscheidet man Horizontal-, erhöhte und versenkte Batterien. Die Einrichtung schwimmender Batterien kann sehr verschieden sein. Gewöhnlich besteht eine solche aus einem Floß, auf dessen Mittellinie die Kanonen und vor den Kanonen Brustwehren von Wollsäcken stehen. Das Floß wird durch ein starkes Thau an einem Balken oder Anker befestigt, um welchen es sich wie um einen Mittelpunkt bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man sich seiner bedienen will, gebracht. Über die von Arçon erfundenen schwimmenden Batterien, von denen 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde, s. Elliot. — In der Experimentalphysik nennt man Batterien eine Verbindung mehrer Flaschen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus zu verstärken. (S. Flasche und Galvanismus.)

Batteux (Charles) machte in der ästhetischen Kunsttheorie Epoche. Geb. zu Allond'hui, e. Dorfe im Bisthume Rheims 1713, Kanonicus und 1730 Lehrer der Rhetorik und der Humaniora daselbst, 1761 Mitglied der franz. Akademie der Wissenschaften und Prof. am königl. Collegium zu Paris, starb 1780. Seine Untersuchungen gingen, wie die der meisten Ästhetiker, zunächst auf Poesie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunst aufstieg. Dazu kam, daß die für classisch geachteten dramatischen Dichterwerke seiner Nation eine tiefere Würdigung foderten und durch ihren Schimmer die Aufmerksamkeit Derer, welche über die schöne Kunst Untersuchungen anstellten, vorzüglich auf sich zogen. Wie nun die Franzosen diese Werke den classischen Dramen der Griechen im hohen Nationalgefühl an die Seite zu stellen wagten, so schien es auch, als müßten die theoretischen Grundsätze, welche von jenen Mustern abgeleitet wurden, auch von den Werken der Nachfolger und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Aristoteles geführt und für dessen Grundsatz der Poesie, Nachahmung der Natur, so eingenommen, daß er denselben auch auf die Malerei anwandte und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfodern schien, als „Nachahmung der schönen Natur" für alle Künste aufstellte. Denn ihm konnte der Gegensatz zwischen dem Pathos der Dichterwerke seines Zeitalters und der prosaischen Wirklichkeit nicht entgehen, ja er war wol selbst in einer ästhetischen Grundmeinung seiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunst für eine verzierte Wirklichkeit hält; wie er denn in das Wesen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunst erst seine wahre Grundlage erhält, nicht tiefer eingedrungen ist. War daher bei seinem Vorgänger Aristoteles die Ansicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil derselbe vom Drama ausging und bei einem schon poetischen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken seiner Kunst nur nachgebildet zu haben schien, eine sehr verzeihliche Abstraction der ersten Kunsttheorie, durch welche zuerst die Außenseite der Kunst bezeichnet wurde: so mußte sie zu Batteux's Zeit auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetische Ansicht der Natur, vermöge deren der Künstler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen scheint und gleichsam nur das Schöne sieht, verschwunden oder wenigstens nicht mehr die herrschende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenstände der Natur die Rede sein, für welche kein Maßstab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die schöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch schwankenden Künstler entweder sich zu den Alten zu wenden und ihnen blind zu folgen, oder zu einem sogenannten Verschönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet ein, welchen unbestimmten Sinn dieser von Batteux aufgestellte Grundsatz hatte, welcher in der Theorie der Musik und der ihr verwandten Künste nicht einmal durchzuführen ist, ja daß derselbe sogar, als Erklärung des Wesens der schönen

Kunst, in einem fehlerhaften Kreise geht, indem er das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Wesen der schönen Kunst) in der Erklärung wieder voraussetzt und es nur in eine andre Sphäre, nämlich in die von der Kunst geschiedene Natur verlegt, in welcher der Künstler es suchen soll. Der Künstler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer sich sucht, ja er täuscht sich in dem Drange seines künstlerischen, Alles veräußernden Triebes, wenn er es äußerlich zu schauen und von Außen erhalten zu haben glaubt. Diese Täuschung ist es eigentlich, welche in jenem Grundsatze als psychologische Thatsache ausgesagt wird; wer aber als Künstler denselben mit Strenge befolgen wollte, würde nur sklavischer Nachahmer, kein freier Künstler sein. Der Werth des Aristotelischen Grundsatzes beruht also, richtig verstanden, bloß auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Wesen (nicht nach ihren einzelnen Erscheinungen) und des lebendig gestaltenden Künstlergeistes (als einer höhern Natur). Übrigens war Batteux der Erste, der in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man nach und nach gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenen Grundsatz zu bringen suchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derselben und ein weiteres Fortschreiten erleichtert werden mußte; auch hat er eine Anwendung dieses Grundsatzes auf die einzelnen Künste, die er wie Aristoteles nach Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterschied, gemacht. Von der andern Seite aber blieb er, wie andre seiner Zeitgenossen, welche die Theorie der Kunst vor der Ästhetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus stehen, der über das Gebiet des Technischen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Grundsatze stets begierig macht; ja, er stellte so Manches, was aus Aristoteles's Abstraction von den Werken der griechischen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeit auf, worin ihn das Gräcisiren der franz. Dichter und das stolze Ansehen, welches die Dramen derselben bei der franz. Nation, wie bei den gallisirenden Deutschen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterstützte. Seine Hauptwerke: „**Les beaux arts reduits à un même principe**" (Paris 1746, deutsch von Adolf Schlegel, 2 Bde., Leipz. 1769 fg., und in einem Auszuge von Gottsched), der „**Cours de belles lettres ou principes de la littérature**" (Paris 1740 — 50 und mehrmals), eine erweiterte Bearbeitung des erstern (deutsch von Ramler, 4 Bde., 5. Aufl., 1802). T.

Battuecas (Las), zwei von hohen Gebirgen eingeschlossene Thäler in der spanischen Provinz Leon, 14 Stunden von Salamanca, ungefähr eine spanische Meile lang und so unzugänglich, daß behauptet wird, das übrige Spanien habe Jahrhunderte lang von den Bewohnern desselben gar nichts gewußt. Doch wurde schon 1559 in den Battuecasthälern ein Carmeliterkloster erbaut. Sie liegen so tief, daß sie in den längsten Tagen von der Sonne nur vier Stunden lang beschienen werden. Die bekannte Sage, daß dieses Thal im 16. Jahrh. von zwei Liebenden, die sich vor der Verfolgung ihrer Familie dahin geflüchtet, entdeckt worden sei, hat schon Pater Feyjoo für eine Lächerlichkeit erklärt. Frau v. Genlis hat sie ihrem Romane: „**Les Battuécas**" (Paris 1816, 2 Bde.) zum Grunde gelegt; allein sie irrt sich, wenn sie behauptet, daß H. v. Bourgoing in seiner „Reise durch Spanien" Dasjenige, was sie von den Battuecas erzählt, als eine historische Thatsache angeführt habe.

Bauart, der eigenthümliche Geschmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Die ägyptische Bauart zeigt eine außerordentliche Festigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit besteht. Die griechische hat Geschmack und Schönheit, vorzüglich Regelmäßigkeit; sie hat drei Hauptzweige, die dorische (welche sich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die ionische (welche sich durch ein gefälligeres Ansehen) und die korinthische (die sich durch alle mit der Haupteigenschaft der griechischen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römische Bauart, eine Schülerin der

griechischen, wich von dieser oft durch zu große Pracht ab. Später herrschte neben der **gothischen** Bauart die **arabische**, welche nach der griechischen, und die **maurische**, welche nach den Überresten römischer Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, so kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibsel der maurischen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabische zeichnet sich vorzüglich durch leichte Verzierung und Pracht aus. Die **gothische**, worunter hier die neugothische verstanden wird, welche nach der Zerstörung des gothischen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde (die altgothische Bauart, welche wahrscheinlich unter Theodorich, König der Ostgothen, entstand, unter dessen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömische Bauart nachahmten, ist plump und schwerfällig), zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit der sorgfältigsten, nur von den Unkundigen kleinlich gescholtenen Ausarbeitung verbunden ist; erst in neuern Zeiten hat man ihre großen Meisterwerke, als den Münster in Strasburg, den Dom zu Köln u. s. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die **italienische** Bauart, welche nach den römischen Mustern, vorzüglich nach denen aus den spätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß sie zuweilen etwas Nachlässigkeit zeigt. Nach der italienischen ist die englische Bauart gebildet worden, welche sich aber mehr der griechischen Genauigkeit nähert. Die franz. ist leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutschen war anfangs gothisch und näherte sich der altgothischen ebenso sehr als der neugothischen, welche letztere die Deutschen unstreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm sie sich bald die italienische, bald die französ. zum Muster, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andre dieser Nationen hatten. (S. **Baukunst, Geschichte der.**)

Bauchredner, Personen, welche durch eine besondere Organisation der Stimmwerkzeuge oder durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund bewegen, und so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme aus irgend einem vom Bauchredner bestimmten Orte. Neuere Untersuchungen über diesen Gegenstand haben dargethan, daß der Bauchredner (ein sehr alter Ausdruck, der aus der irrigen Voraussetzung entstand, die Stimme werde im Bauche gebildet) gerade keine besondere eigenthümliche Organisation der Stimmorgane, sondern nur Übung nöthig habe, um die Kunst der Täuschung auf einen hohen Grad zu bringen, ja daß die Stimme und Sprache hierbei von denselben Organen, wie gewöhnlich vom Kehlkopfe, dem Gaumen, der Zunge, den Lippen u. s. w., gebildet wird; daß der Ton nicht durch die Inspiration hinabgedrückt wird, sondern wie gewöhnlich während der Exspiration mit dem wenig geöffneten Munde hervorgeht. Die Kunst des Bauchredners besteht bloß darin, daß er nach einem tiefen Einathmen langsam, graduirt auszuathmen und die Luft einzutheilen, den Ton der Stimme aber vermittelst der Muskeln des Larynx und des Gaumens zu vermindern versteht. Die Bewegungen und die Öffnung der Lippen sind nur gering und werden überdies noch der Aufmerksamkeit der Zuhörer künstlich entzogen. Der Witz in der Erfindung der Scenen, welche der Bauchredner spielt, vollendet die Täuschung, welche darin besteht, daß die Stimme bald verändert, bald eine fremde nachgeahmt wird, bald von irgend einem entfernten Orte und von einer andern Person herzukommen scheint. Neuerdings hat sich Alexander (geb. in Paris 1797) in dieser Kunst berühmt gemacht Auch die Alten hatten Bauchredner. Die Griechen nannten sie Engastrimanteis und hielten ihre Kunst für ein Werk der Dämonen. 34.

Baudin (Nicolas), Schiffscapitain, Botaniker und Weltumsegler, geb. auf der Insel Ré um 1750, diente auf Kauffahrteischiffen, trat 1786, als der Marschall de Castries die franz. Marine organisirte, als Schiffslieutenant in königl.

Dienste. Als Capitain eines Schiffs unter östr. Flagge ging er von Livorno nach Indien unter Segel, um für den Kaiser Franz naturhistorische Seltenheiten zu sammeln. Von einer zweiten Reise nach den Antillen brachte er dem franz. Directorium eine schätzbare naturhistorische Sammlung zurück; er wurde Schiffscapitain, und das Directorium übergab ihm einen jungen Chinesen, A-Sam, um denselben in sein Vaterland zurückzuführen. Von China segelte Baudin nach Isle-de-France, darauf nach Neuholland, dessen Küsten er erforschen sollte. Er fand sie im Nordwesten unzugänglich; daher wandte er seine Sorgfalt auf die genaueste Untersuchung der großen Seehundsbai. Zuletzt erforschte er von Neusüdwales den Theil, welcher zwischen der östlichsten Spitze des Nuitslandes und der Baßstraße liegt. Allein die Hälfte seiner Schiffsmannschaft unterlag den Beschwerden dieser Reise, und Baudin selbst starb an den Folgen derselben zu Isle-de-France d. 16. Sept. 1803. Sein rauhes und hartes Betragen gegen die Naturforscher, welche ihn begleiteten, ist bitter gerügt worden, vorzüglich von Péron, welcher zu Paris eine interessante Beschreib. dieser Entdeckungsreise (3 Bde., 4.) herausgegeben hat.

Bauer, s. Bauerstand.

Bauerhof ist eine Wohnung, nebst Ackergebäuden und den um diese liegenden Ländereien, Wiesen und Waldungen, welche, besonders in Westfalen, ein Ganzes für sich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt. Die Rechte und Verhältnisse dieses kleinen Staates zu kennen, ist ungemein wichtig, da aus der Natur desselben die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zusammensetzung einer Menge kleinerer besteht. Als die Jäger- und Hirtenvölker anfingen, Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feste Hütte zu verwandeln, ward der erste Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Bei den alten Sachsen bildete jeder Bauerhof (Weiler), nach unserer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden, wenn sie nur, wie in früher Zeit der Fall war, der Cultur von zwei Pferden oder einem Paar Ochsen bedurfte. Hier war der Bauerhof geschlossen. Bei den Franken war er ungeschlossen, denn da sie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, so mußte eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende starke Bevölkerung ihnen genehm sein. (Vgl. Möser's „Osnabrückische Geschichte", und Möller: „Der westfälische Bauerhof".) In Westfalen lagen nämlich in der Vorzeit mehre Höfe in einem Verbande und standen unter ihrem Oberhofe. Wahrscheinlich hatten zuerst Geschwister und Verwandte diese Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erstgeburt forterbte. Übrigens waren alle freie Männer ein und desselben Blutes und Stammes und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Besitzern der Oberhöfe hat sich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel ist, sowie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe sind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Wenn ein Unterhof ausstarb, indem das Bauerngeschlecht, welches auf ihm wohnte, erlosch, so mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie besetzen. Diese gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof, die von Seiten des Oberhofes bald höher, bald niedriger bestimmt war, auch wol von Jahr zu Jahr wiederholt werden mußte; so verwandelten sich nach und nach, nachdem der ursprüngliche Hofesverband schwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen. Dieses war die Quelle der Streitigkeiten zwischen den Gutsherrn und den Bauern in der Grafschaft Mark. Die Unterhöfe wollten wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, ist der Bauerhof in Dienstbarkeit gerathen, indem ihn der Eroberer mit seinem Knechte besetzte, über den er das Dominium hatte, so z. B. in Schlesien, in Preußen, in Brandenburg. In diesen Staaten ist der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene war hörig und bloß die Rittergüter bildeten den Staat, indeß die Bauernnahrungen, so zu ihrem Domi-

nium gehörten, keine eigne Selbständigkeit hatten. Durch die preuß. Ackergesetze von 1810 und 1820 sind jedoch alle Dominien gesprengt und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe verwandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern ist aber die erste Bedingung zu einer starken und freien Staatsverfassung. Bg.

Bauernkrieg, in der deutschen Geschichte, jener Zeitraum innerer Zerrüttung, in welchem die Landleute in Franken und Schwaben und später auch in Sachsen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um sich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine eingebildete Freiheit zu erkämpfen. Mehre katholische Schriftsteller suchen den Grund dieser Unruhen, welche sich bereits gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. äußerten, vorzüglich aber derjenigen, welche im dritten Jahrzehend des 16. Jahrh. wütheten, in Luther's Reformation. Allein die ersten Spuren derselben zeigten sich weit früher, als Luther auftrat. Die wahren Ursachen dieser verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern fast unterlagen, ungeachtet sich nicht leugnen läßt, daß Luther's mißverstandene Lehren späterhin einigen, wiewol geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren leibeigen, oder mußten wenigstens so viele Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieselben nach und nach unerschwinglich wurden; es war daher natürlich, daß sie sich nach Befreiung sehnten. Da jedoch weder der Adel, noch die Geistlichkeit von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten, und die Landesherren selbst nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Entrichtungen geradezu aufzuheben, so wurden die Bedrückten von einigen Schwärmern leicht hingerissen, sich eigenmächtig Hülfe zu schaffen. Das Beispiel der Schweiz reizte zuerst die sehr bedrückten Landleute im Elsaß zum Aufstand. Ein **Bundschuh** (s. d.) war ihre Fahne. Ähnliche Unruhen fanden statt 1513 und 1514 im Breisgau und in Würtemberg. (S. Heinrich Schreiber: „Der Bundschuh zu Lehen", Freiburg 1824.) Die Unruhen brachen zuerst im Würzburgischen aus, wo Johann Böhme, ein junger Mensch, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brot verdiente, als Freiheitsprediger auftrat und, wie er sagte, auf Eingebung der Mutter Gottes bekannt machte, daß nun bald unter den Menschen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergestellt werden, Papst, Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten nicht mehr bestehen, sondern das ganze Menschengeschlecht durch gemeinschaftlichen Fleiß sein Brot, Einer wie der Andre, gewinnen und Wälder, Weiden und Gewässer zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführerische Vorspiegelungen, denen man den Namen Predigten gab, machte er sich weit und breit bekannt, und aus Franken, Schwaben, Baiern und an dem Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in solcher Menge herbei, daß einmal an 40,000 Menschen um ihn versammelt gewesen sein sollen. Er beschied diese auf einen bestimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erscheinen, Weiber und Kinder aber zu Hause zu lassen: — eine Verfügung, die über seine Absichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Bischof von Würzburg, Rudolf, der diesen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein seine Zuhörer fanden sich zur bestimmten Zeit ein, und als sie seine Gefangenschaft erfuhren, rückten 46,000 Mann vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ sie der Bischof durch seinen Marschall zur Ruhe verweisen; dieser mußte, um nicht gesteinigt zu werden, sich schnell entfernen. Der Bischof ließ darauf Geschütz gegen die Rebellen aufführen, und sie nochmals auffodern, sich zu entfernen, welches sie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden die Rädelsführer *) ergriffen, ge-

*) Diese Benennung soll ihren Ursprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln ein Pflugrad, als das Sinnbild ihres Gewerbes, führten, und einander zugeschworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

fänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Auch in Speier traten 1502 ein paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Bischof und die Geistlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erst 1525 zum völligen Ausbruch. Damals schickten die Bauern ihre in zwölf Artikeln abgefaßten Beschwerden schriftlich nach Würzburg, und baten um schleunige Abstellung derselben, indem sie sich, in Ansehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, besonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten sie 1) ihre Pfarrherren selbst wählen; 2) der Zehend sollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingesammelt; 3) Leibeigenschaft aufgehoben werden; 4) Jagd und Fischerei keine ausschließende Gerechtsame des Fürsten und Adels sein; 5) die Frohndienste billiger bestimmt werden und ein Lehnsherr von seinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienste fodern u. s. w. — Der Bischof versprach diese Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und selbst die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf ihre Seite. Vergebens schrieb der Bischof einen Landtag aus, um die Unruhen zu stillen, vergebens ließ er einen Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Ostern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, sodaß der Bischof sich genöthigt sah, nach Heidelberg zu flüchten. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöstern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerstand leistete, wurde Alles ausgeplündert, zerschlagen, gemißhandelt und die Orte selbst in Brand gesteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen; die Festung Marienberg aber konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen sie ausgesandten Truppen bei Königshofen und bei Sulzdorf geschlagen. Beide Schlachten kosteten ihnen 9000 Mann, und weil man ihnen Schuld gab, daß sie geschworen hätten, keinen Gefangenen leben zu lassen, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte sich an die Sieger ergeben, und der Bischof kehrte am 8. Juni 1525 dahin zurück. 189 Schlösser und Burgen nebst 26 Klöstern waren in diesen Unruhen theils zerstört, theils verbrannt worden, und gegen 12,000 Menschen hatten ihr Leben dabei verloren. In Lothringen, am Oberrhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden ersten Ländern wurden sie ebenfalls in mehren Treffen geschlagen, und im Breisgau legten sie bald von selbst die Waffen nieder. So war dieser Bauernkrieg in Franken und Schwaben gestillt, nachdem er über 50,000 Bauern das Leben gekostet hatte, ohne daß sie ihren Zweck, Verminderung ihrer Lasten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf die Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachsen und Thüringen, den besonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d. und „Die Geschichte des Bauernkriegs", von Sartorius.)

Bauerstand, die zahlreichste und nützlichste Classe von Staatsbürgern, welche alle Diejenigen begreift, deren unmittelbare Beschäftigung in Landwirthschaft besteht, sofern sie nicht durch adelige Geburt, Amt oder besondere Rechte davon ausgenommen sind. Taglöhner und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, diese zu dem Bürgerstande. Auch nach der Geschichte ist das deutsche Wort Bauer, sonst Bawr, Bar (Nach-Bar, d. i. naher Bauer), ein allgemeiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der Besitz und die Nutzung eines Grundstücks zustand, bezeichnet ward. Freie Bauern gab es in Deutschland vor und nach Karls des Gr. Eroberungen; durch diese und durch die Unterjochung der Slawen, die indeß nicht sofort Leibeigene wurden, wuchs die Zahl der Leibeignen außerordentlich. Eigentlich reichsunmittelbare Bauern gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reichsdörfern (z. B. die freien Leute auf der leutkircher Heide in Schwaben) waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Runde's „Deutsches Privatrecht". (Vgl. Leibeigenschaft und Stände.)

In den russischen Ostseeprovinzen Esthland, Liefland und Kurland hat Alexander I. den freien Bauernstand wiederhergestellt, indem er die Leibeigenschaft nach und nach mit Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauern machen, im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit, den dritten Stand (tiers-état) aus; allein das Recht, durch Abgeordnete, die er aus seiner Mitte wählt, in der Versammlung der Land- oder Reichsstände vertreten zu werden, besitzt der Bauerstand bisher nur in Schweden und Norwegen, in Tirol, und seit kurzem auch in Weimar, Hildburghausen, Baiern, Darmstadt, Nassau, Braunschweig, Hanover, Baden und Hessenkassel; übrigens unterscheidet man Kron- und Kammerbauern, welche dem Landesherrn Grundzins bezahlen und Frohndienste leisten, auch dessen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen sind, und Patrimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jene Verpflichtungen schuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar unterworfen sind. Nach dem Umfang ihrer Wirthschaft unterscheidet man große Bauern (Anspänner, Hüfner, auch vorzugsweise Ackerleute genannt, die wenigstens eine ganze Hufe — an vielen Orten 30 Morgen Acker — und Halbhüfner oder Halbspänner, die eine halbe Hufe besitzen) und kleine Bauern (Häusler oder Köther, Kothsassen, Kossäten und Gärtner), die nur ein Haus (Kothe), einen Garten und wenig Feld oder Wiese besitzen, aber zur Dorfgemeinde gehören. (Vgl. Frohndienste und Patrimonialgerichtsbarkeit.) S. Buri's „Abhandlung von den Bauerngütern in Deutschland mit Zusätzen von Runde", 1789, 4.; auch Garve's schätzbare Schrift „Über den Charakter der Bauern und ihre Verhältnisse gegen den Gutsherrn und gegen die Regierung", Breslau 1796, n. Aufl. K.

Baukunst ist, im Allgemeinen (subjectiv), die methodisch erworbene Geschicklichkeit, oder (objectiv) das System von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Absicht und dem Bedürfniß des Bauherrn, dauerhaft, bequem und schön aufzuführen. Da nun diese Absichten sehr verschieden sein können, wird die Baukunst im weitern Sinne, je nach den Gegenständen, mit denen sie beschäftigt ist, eingetheilt in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Wasser-, Brücken-, Straßenbaukunst. Im engern Sinne versteht man bloß die bürgerliche Baukunst unter ihr, welche für den in der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschen baut und welche wieder die Häuser-, land- und staatswirthschaftliche Baukunst unter sich faßt. Die landwirthschaftliche bezieht sich auf die Errichtung landwirthschaftlicher Gebäude und den Gartenbau; die staatswirthschaftliche begreift Wasser-, Mühlen-, Straßen- und Bergbau und die Errichtung öffentlicher Gebäude. Da mehre dieser Arten zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, so hat man ziemlich allgemein die schöne Baukunst auf die Sphäre der bürgerlichen eingeschränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berücksichtigt. Daß die Schönheit der Baukunst in den Verhältnissen bestehe, ward bei Aufführung des Panionions, dieses Nationaltempels der verbündeten ionischen Städte, in dem damals zuerst aufgestellten Grundsatze ausgesprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander erscheinen müssen, dem ähnlich, welches die Natur in der Bildung des menschlichen Körpers beobachtet hat. Hiermit war ein Hauptschritt zur Vollendung der griechischen Baukunst gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunstgeschmack gelangte bald zu Wohlgestalt, harmonischer Bildung der Theile, reinerer Schärfe und Zierlichkeit der Durchschnitte, wozu sich schöne Zeichnung und Ausarbeitung der Verzierungen und Sparsamkeit in deren Gebrauch gesellten. Doch nicht bei dem Durchschnitte dürfen wir stehen bleiben. Ein Gebäude ist ein in geometrische Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es bestimmt ist. Auch dieser eingeschlossene Raum mit seinen Abtheilungen ist in Betracht zu ziehen. Wie verschieden nun die Zwecke des Baues sein können und sind,

so läßt sich doch seine Zweckmäßigkeit auf zwei Eigenschaften zurückführen: auf Festigkeit und Bequemlichkeit. Die Festigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes. Zur Erreichung dieses Zwecks hat der Baumeister auf eine feste Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derselben, und endlich auf das Verhältniß zwischen Kraft und Last zu sehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erfodernissen, daß es sich sicher, gesund und bequem bewohnen lasse, für die besondern Zwecke des Besitzers, für sein häusl. Leben und für sein Gewerbe eingerichtet sein, wodurch Lage, Größe, Gestalt und Eintheilung des Gebäudes bestimmt werden. Festigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen sich nur auf die Nützlichkeit; erst wo zugleich dem Zwecke eines allgemeinen Wohlgefallens Einfluß auf den Bau verstattet wird, hebt das Gebiet ästhetischer Zweckmäßigkeit an. Wie kann nun Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verschiedene Räume geometrisch abgetheilten Körper, stattfinden? In dem geometrisch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wol aber in dem architektonischen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an sich schön sein, aber in dem wohl geordneten Plane ist eine Grundlage zur Schönheit enthalten, wodurch ihm schöne Verhältnisse möglich werden. Die gefällige Zusammenstimmung der durch zweckmäßige Eintheilung entstehenden Verhältnisse der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an sich bloß regelmäßige Figur eines Gebäudes der Schönheit fähig, denn die bloße Anschauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck desselben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die sonstige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewol ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie schön sein könnte, da die architektonische Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und bestimmt ist; wie denn überhaupt jedes Kunsturtheil sich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben ist gesagt worden, die Schönheit der Baukunst liege in den richtigen, übereinstimmenden Verhältnissen. Dazu berechtigt uns der Grund, daß die Richtigkeit und Übereinstimmung der Verhältnisse gefällt. Allein, was gefällt, ist darum noch nicht schön. Wir unterscheiden demnach und sagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältnissen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den diese Form beseelenden Geist. Forschen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck ästhetischer Ideen in der Baukunst, wodurch allein sie in die Reihe der schönen Künste tritt, so ist nicht zu leugnen, daß sich manches Gegründete gegen sie sagen läßt. Zwar hat jede schöne Kunst ihren technischen und ihren ästhetischen Theil, aber bei der Malerei, Bildhauerei, Musik, Poesie ist jener diesem untergeordnet, er ist nur Mittel zum Zweck. Anders ist es mit der Baukunst, welche den Nutzen im Auge hat, und das ästhetische Wohlgefallen nur insofern damit verbindet, als dieses mit dem Gebrauche verträglich ist. Der Begriff des Gebrauchs ist so wesentlich mit ihren Werken verknüpft, daß sie selbst da, wo sie nicht nützen, sondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, sie würden willkürlich, leer und zwecklos erscheinen. Soll aber die Baukunst sich als schöne Kunst erweisen, insofern sie ihre dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechanischen Gesetzen ausgeführten Werke, zugleich mit Rücksicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet: so hat sie das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Die Werke der Baukunst haben einen verschiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter. Diesen Charakter enthält ein Gebäude, wenn seine Gestalt und Verhältnisse genau den Zweck ausdrücken, wozu es da ist. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entsteht er von selbst, kann aber auch geflissentlich von dem Künstler, um der ästhetischen Wirkung willen, stärker aus-

gedrückt und durch Verzierungen unterstützt und gehoben werden. Unterscheiden wir nun einen logischen und ästhetischen Charakter, so können wir nicht in Abrede stellen, daß die Baukunst des letztern fähig sei. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß sie einen ernsten oder erheiternden, einen schaudervollen oder lachenden Eindruck hinterlassen. Ehe wir jedoch genauer zeigen, daß die Baukunst eine ästhetische Kunst sei, wollen wir versuchen, ihre Theorie aufzustellen. Die Baukunst (bloß als Kunst betrachtet) ist die Kunst, Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geschäftsorte, wiefern ihre Form nicht durch die Natur, sondern durch einen willkürlichen Zweck bestimmt ist, diesem Zwecke gemäß darzustellen. Ein architektonisches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der Zusammenstellung im Geiste des Künstlers, und sodann der Darstellung. Dort ist die erste Entstehung der Form, hier Behandlung des Stoffs und der Masse. Der Stoff erfodert Construction nach mechanischen Gesetzen, die Form aber ist bedingt durch den Stoff. Die Sphäre der Baukunst geht so weit, als die Gesetze der Mechanik die Construction der Masse gestatten. Die Kenntnisse des Architekten müssen daher Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Physik und Chemie, Zeichnenkunst und dazu gehörige Optik umfassen, theils damit er die Masse gehörig behandle, theils damit er eine schickliche Form wähle. Mit diesem Allen aber ist er nur Techniker; ästhetischer Künstler wird er erst, wenn er durch seine Werke ästhetische Eindrücke, deren Masse und Form fähig sind, zu bewirken versteht. Dazu aber muß ihm außer der Fähigkeit, ästhetische Ansichten von der Natur zu fassen, jene schöpferische Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunst hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, sondern selbst einen höhern im Gemüth zu bewirken vermögen, weil seine Kunst das Zerstreute, wie in einem Brennpunkte gesammelt, durch Vermittelung seines Geistes zurückstrahlen soll. Er wird also Genie in seinen Hervorbringungen sein müssen; denn sein Werk, für das kein fertiges Vorbild da ist, wird nur durch eigne Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer ästhetischen, welcher gemäß er Alles in seinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit überwindet; denn ihn leitet bloß ästhetische Zweckmäßigkeit, durch welche er seine Kunst zur freien, d. h. nicht fremdartigen Zwecken dienstbaren Kunst erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Massen, Formen, Verhältnisse des Lichts und Schattens, als der hier gebrauchten Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunst, in ästhetischer Hinsicht, diejenige bildende Kunst, welche ästhetische Ideen in raumerfüllten organischen Körpern für das Auge darstellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da scheiden sich daher ästhetische und bürgerliche (d. h. hier mechanische) Baukunst; in Fällen aber, wo die Grenzen in einander überzugehen scheinen, wird man auf das Überwiegende sehen müssen. Wichtiger ist es, die Darstellungsfähigkeit und daraus entspringende eigenthümliche Wirksamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen schönen Künste, zu erforschen. Die Darstellungsfähigkeit einer jeden schönen Kunst ist durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur ist durch die ihrigen eine Kunst des Raumes; dies unterscheidet sie von Poesie und Musik; sie ist eine bildende Kunst, die aber nicht durch Sinnenschein wirkt, wodurch sie von der Malerei, und keine schon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch sie von der Plastik unterschieden ist. Kann sie demnach weder mit der Poesie in allumfassender Darstellung, noch mit der Musik in Gefühlsübergängen, noch mit der Malerei in Reiz und Mannigfaltigkeit, noch mit der Plastik in Bestimmtheit wetteifern, so dürfen wir doch nur auf die Ähnlichkeiten sehen, die sie mit jenen Künsten hat, um uns zu überzeugen, daß sie nicht wirkungslos ist. Mit den bildenden Künsten, sofern

diese auch räumlich sind, hat sie unmittelbare Anschauung und Beschränkung auf einen Augenblick gemein. Was sie gegen die Malerei an Sinnenschein verliert, gewinnt sie an Sinnenwahrheit, die sie mit der Plastik gemein hat; und geht ihr gegen diese Bestimmtheit ab, so gewinnt sie dagegen wieder an Freiheit. Übrigens kann sie nach Art der Malerei Farben und Licht mitwirken lassen, und selbst bis auf einen gewissen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältnisse, mit Sinnenwahrheit Sinnenschein zu desto größerer Wirkung verbinden. Im Ausdruck des Geistigen ist sie übrigens auch an die Zeit gebunden. Daher ihre Ähnlichkeit mit Poesie und Musik als Künsten der Zeit, wiewol jene mit ihren Mitteln nicht zu wirken vermag, was diese mit den ihrigen hervorbringen.

Was die Theorie der Baukunst betrifft, so sind für ihren wissenschaftlichen und technischen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abgezogen und in vielen trefflichen Lehrbüchern zusammengestellt worden. Der ästhetische Theil kann sich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieser Kunst gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchst einseitig. Die großen Verschiedenheiten, die man in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in der Baukunst wahrnahm, machten, daß man beim Mangel an architektonischer Eigenthümlichkeit sich für die Baukunst früherer Zeiten entschied. So in der neuesten Zeit ziemlich allgemein für die griechische Architektur. Aber wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunst allein und ganz besessen habe, daß die griechische Baukunst als schöne im engern Sinne, die ägyptische in ihrer Düsterheit und Größe, die gothische in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die maurische in ihrer phantastischen Leichtigkeit, die französische in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. s. w. zu schätzen sei und bei vorurtheilsfreier Vergleichung aller dieser Bauarten unter einander, werden wir zu einer Theorie der ästhetischen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten. In allen Fällen aber wird sich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künstler seinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und bestimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringste Verzierung in Bezug auf denselben als nothwendig erscheinen.

Baukunst (Geschichte der). Die frühesten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfnisse ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menschen aus dem ersten Zustande der Rohheit heraustraten, sich gesellschaftlich vereinigten und den Boden, den sie bewohnten, zu bauen anfingen, dachten sie auch darauf, sich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen. Man bearbeitete das Holz sorgfältiger und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmassen und fügte sie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zusammen. Nachdem der Mensch Häuser zu bauen gelernt hatte, errichtete er auch seinen Göttern, die früher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung, Tempel, größere und kostbarere als die Wohnungen der Menschen. So entstand die schöne Baukunst, welche sich zuerst an Göttertempeln entwickelte, späterhin auf die Wohnungen der Fürsten und auf die öffentlichen Gebäude überging und endlich, bei immer steigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlstande, allgemeines Bedürfniß der Gesellschaft ward. So trat an die Stelle der armseligen Rohr- und Lehmhütte der stolze Palast, der rohe Baumstamm wurde zur schlank emporstrebenden Säule, und das natürliche Gewölbe einer Felsenhöhle zum prächtigen Pantheon. Alles wurde mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeschmückt. Wahrscheinlich

rühren die Grundformen der alten ägyptischen und griechischen Baukunst vom Steinbau her, wie Stieglitz behauptet, nicht vom Holzbau, wie Hirt in seiner „Gesch. d. Baukunst der Alten", behauptet hat, da der älteste Bau der Indier vom Höhlenbau ausging. Zu den ältesten uns bekannten Völkern, bei welchen die Baukunst einige Ausbildung erhielt, gehören die Babylonier, deren berühmteste Gebäude der Tempel des Belus, der Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis waren; die Assyrier, deren Hauptstadt Ninive reich an prächtigen Gebäuden war; die Phönicier, deren Städte, Sidon, Tyrus, Aradus und Sarephta, sich auf gleiche Weise auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunst gepriesen wird (s. Hirt, „Der Tempel Salomonis", Berl. 1809); die Syrer und Philister. Doch von allen diesen Völkern ist kein architektonisches Denkmal auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen sehen wir noch auf den Inseln Elephanta und Salsetta unterirdische, in Felsen gehauene Tempel; von den Persern die Ruinen von Persepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläste, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Überbleibsel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühern Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht, welche Erstaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerst gingen von dem Rohen und Riesenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Diese erste Periode charakterisirt die dorische Säulenordnung. Unter ihnen wetteifern, nachdem die Ruhe von Außen und Innen erkämpft war, die größten Meister, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterstützt. Es erhoben sich der schöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeum und andre Prachtgebäude. Gleicher Kunstsinn regte sich im Peloponnes und in Kleinasien. Hohe Einfalt verband sich mit majestätischer Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunst nicht bloß auf Tempel, sondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien an. Neben der dorischen Säule entstand noch die ionische und korinthische. Mit dem peloponnesischen Kriege war die Blüthe der Baukunst dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Diesen Charakter trägt die Kunst zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte. Immer aber herrschte neben der Zierlichkeit noch strenge Regelmäßigkeit. Nach Alexanders Tode, 323 vor Chr., brachte das stets zunehmende Bestreben nach Schmuck und Putz die Kunst ihrem Falle immer näher. In Griechenland selbst ward sie wenig mehr getrieben, und in Asien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geschmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der bürgerlichen Baukunst nichts den griechischen Meisterwerken Ähnliches aufzuweisen, wiewol sie schon früher ihren Fleiß an andre Gegenstände der Baukunst, nämlich an Wasserleitungen und Cloaken, gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitolinischen Jupiter hatten etruskische Baumeister aufgeführt. Bald nach dem zweiten punischen Kriege, 200 vor Chr., aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerst die griechische Baukunst nach Rom; er, Marius und Cäsar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erst unter August erhob sich die Kunst zu der Vollkommenheit, deren sie zu dieser Zeit fähig war. Er gab den griechischen Künstlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauscht hatten, Aufmunterung und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunst auf. Agrippa baute Tempel (das Pantheon), Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuser, deren die reichen Römer oft mehre besaßen. Das Innere ward mit Kunstwerken, in Griechenland erbeutet, ausgeschmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten oder malte sie aus und theilte sie in Felder, in deren Mitte Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte vorgestellt, und die ringsum mit den zierlichsten

Einfassungen versehen waren. Diese Einfassungen waren das, was wir Grotesken nennen. Augustus's Nachfolger verschönerten fast alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigsten Paläste und Tempel, und schmückten (wie Hadrian) auch die eroberten Länder damit; bis endlich Constantin der Große die Residenz von Rom nach Constantinopel verlegte, wo denn für Roms Verschönerung nichts weiter geschah. — Als aber die Römer die Baukunst von den Griechen empfingen, war sie bei diesen schon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgesunken. Zwar erhob sie sich kurze Zeit in Rom zu ihrer frühern Höhe, artete aber, bei der immer steigenden Prachtliebe der Kaiser, durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um diese Zeit entstand die römische oder zusammengesetzte Säule, der man sich bei Tempeln und Prachtgebäuden zu bedienen pflegte. Schon von Nero an, dessen goldener Palast berühmt ist, nahm der Luxus überhand; das Äußere und Innere der Gebäude ward überflüssig verziert. Hadrian, der die Künstler möglichst aufmunterte, konnte den edeln Geschmack in der Baukunst nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch schöner machen. Dadurch aber entfernte man sich immer mehr von dem Großen. Jetzt entstanden die Verschröpfungen, die Fußgestelle unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenseiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derselben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, die ausgebauchten Friese. So ward die Kunst von den Zeiten Vespasian's bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meisterstücke angesehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geschmack noch tiefer gesunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunst immer mehr; man bemühte sich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches besonders der sogenannte Bogen der Goldschmiede bezeugt. Alex. Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein sie versank unter seinen Nachfolgern nur desto schneller und nahte sich allmälig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieser Zeit sind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra um 260 nach Chr. erbaut, oder grenzen an das Rohe, wie die unter Constantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaisern geschah, wegen der steten Unruhen der Völker, wenig für die Verschönerung der Städte. Justinian baute wieder viel. Sein vorzüglichstes Gebäude war die Sophienkirche zu Constantinopel. Die alten schönen Werke der Baukunst sanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und andrer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Asien und Afrika größtentheils in Trümmer, und was der Zerstörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Ostgothen, ein Freund der Künste, zeigte sich sorgsam für die Erhaltung und Herstellung der alten Gebäude und ließ selbst viele neue aufführen, wovon noch Überreste in Ravenna und Verona sind. Wie wir überhaupt diesen Zeitraum als den Scheidepunkt zwischen alter und neuer Kunst betrachten können, so sehen wir auch jetzt an die Stelle der alten classischen Baukunst mehr und mehr eine neue treten, die sich so weit erstreckt, als die Eroberungen der Gothen durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutschland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Ob diese neue Baukunst von dem germanischen Stamme, welcher den Namen Gothen führte, herkam, ist nicht ausgemacht. Wir finden an den unter Theodorich aufgeführten Gebäuden das Bestreben, bloß Einfaches, Starkes und Nationales in dem Äußern der Gebäude (das Innere kennen wir nicht) hervorzubringen. Alle Bauart aber aus der longobardischen Herrschaft in Italien (von 568 an) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit hat man fälschlich gothisch genannt und sie nachher, als man das Unrecht einsah, durch den Namen der altgothischen Bauart

von der eigentlich gothischen, die man nur des Gegensatzes wegen die neugothische nannte, unterschieden. Die Longobarden hegten keine Achtung für die Alterthümer und mochten sie weder schonen noch erhalten. Was sie bauten, war geschmacklos und fehlerhaft. Ihre Kirchen erhielten im Äußern halbrunde Säulchen und kümmerlich in einer Reihe längs dem Kranz der Giebel hinaufsteigende Pfeiler, im Innern aber plumpe Pfeiler, durch gewölbte Halbkreise verbunden; die kleinen Fenster und Pforten waren mit Halbkreisen geschlossen; die Säulen, Capitäler und Bogen wurden nicht selten mit ungereimten Steinhauerarbeiten belegt, öfters die Decken der Kirchenschiffe mit Balken und Brettern bedeckt, die erst späterhin in Gewölbe verwandelt wurden, und daher zuweilen von außen aufgeführte Strebe= oder Stützbogen nothwendig machten. Dieser lombardische Baustyl bezeichnet den Verfall der Wissenschaften und Künste; er ward im 7. Jahrh. zu Pavia, dem Hauptsitze des lombardischen Reichs, bei dem Bau der Kirchen St.=Johann und St.=Michael, dann in Parma bei der Johanniskirche und zu Bergamo bei der Kirche St.=Julia, bei der Gruftkirche zu Freising, bei den Capellen zu Altenötting in Baiern, zu Eger und der Burg zu Nürnberg, bei der Schottenkirche in Regensburg und a. m. angewandt. Dann vermischten die aus Constantinopel (Byzanz) verschriebenen Baumeister zuerst mit demselben auch den Gebrauch der mit ionischen Fußgestellen und mit den nach ihrer Zusammensetzung gebildeten Capitälen versehenen Säulen, worunter auch gewundene waren. In diesem lombardisch=neugriechischen Styl sind die Dome zu Bamberg, zu Worms und zu Mainz, sowie die Kirche Miniato al Monte bei Florenz und der ältere Theil des strasburger Münsters erbaut. Dann fügte man die im Orient gebräuchlichen Kuppeln hinzu; in ihrer Anwendung, sowie im Gebrauche der geschmacklosen Capitäler und der vielen dünnen Säulen und Säulchen, deren man öfters zwei Reihen auf einander stellte, findet man den eigentlichen byzantinischen oder morgenländischen Baustyl. Nach ihm ist außer der Sophienkirche zu Constantinopel u. a. die Marcuskirche zu Venedig, das Baptisterium und der Dom zu Pisa, sowie die Kirche St.=Vital zu Ravenna erbaut. Die Normannen, die sich in Sicilien festgesetzt hatten, bauten den Dom von Messina auf den Grund eines alten Tempels, ein großes, aber geschmackloses Gebäude, an welchem man, nach den damit in verschiedenen Jahrh. vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunst neben einander sieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben sie im 8. Jahrh. und zerstörten das gothische Reich. Diese waren jetzt fast allein im Besitze der Künste und Wissenschaften. Saracenische Baumeister traten in Griechenland, Italien, Sicilien und a. Ländern auf; mit ihnen verbanden sich nach einiger Zeit viele christliche, besonders griechische Meister, und sie stifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt, und deren Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkannten. (S. Freimaurer.) In diesem Zeitraume sind drei verschiedene Bauarten herrschend: die arabische, eine eigne, nach griechischen Mustern gebildete Bauart die maurische, in Spanien aus den Überresten römischer Gebäude entstanden, und die neugothische, welche in dem westgothischen Reiche in Spanien durch Dazwischenkunft der arabischen und maurischen Baukunst entstand und ihre Periode vom 11. bis ins 15. Jahrh. hatte. Die beiden ersten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich zeichnet sich die maurische durch ihre Bogen in Hufeisenform von der arabischen aus. Sehr verschieden aber ist die gothische oder altdeutsche. Swinburne gibt folgende Unterscheidungszeichen an: die gothischen Bogen sind spitzig, die arabischen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme; die Moscheen endigen sich in Kugeln, haben hin und wieder schlanke Minarete, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt sind; die arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welchen

man in keiner alten gothischen Kirche findet. Die gothischen Säulen stehen oft in Gruppen beisammen und sind in einander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälk angebracht ist, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen. Die arabischen und maurischen Säulen stehen einzeln, und wenn ja einige neben einander angebracht sind, um einen sehr schweren Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbogen unterstützt. Trifft es sich in einem arabischen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt sind, so geschieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die gothischen Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenster, oft mit bunten Scheiben. In den arabischen Moscheen ist meistentheils die Decke niedrig, ihre Fenster sind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, sodaß man das Licht weniger durch sie als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothischen Kirchen gehen tief hinein und sind an den Anschlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierrathen geschmückt; die Thore der Moscheen aber und andrer arabischen, sowie auch der maurischen Gebäude sind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verschiedenen arabischen Capitälen, die er gesehen, keins gefunden, das in Absicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothischen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die maurische Baukunst erscheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaste der mohammedanischen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt und eher einem Zauberpalaste, als einem Werke von Menschenhänden gleicht. Der Charakter der arabischen Baukunst war Leichtigkeit und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen sie dem Auge gefällig. Die neugothische Baukunst, welche dadurch entstand, daß die griechischen Baumeister aus der byzantinischen Kunstschule das Plumpe und Schwerfällige der altgothischen durch den Anschein der Leichtigkeit zu verdecken suchten, erregt die Einbildungskraft durch ihre reich geschmückten Gewölbe, ihre großen Perspectiven und ihr heiliges, durch gemalte Fenster hervorgebrachtes Dunkel. Sie behielt von der altgothischen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bei, verkleidete sie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene Thürmchen, sodaß sie leicht und schwach zu sein scheinen. Man ging in der Folge noch weiter, durchbrach die hohen, ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab den Fenstern eine außerordentliche Größe und zierte das Gebäude selbst mit Bildsäulen. Dieser Styl, in dem sehr viele Kirchen, Klöster und Abteien erbaut wurden, bildete sich in Spanien und verbreitete sich von da über Frankreich, England und Deutschland. — Die Deutschen waren bis auf Karl d. Gr. mit der Baukunst unbekannt geblieben. Karl brachte die Kunst aus Italien nach Deutschland, und dies war die damals übliche neugriechische Bauart. Nachher hatte die arabische Kunst Einfluß auf die Kunst der Abendländer; auch zeigte bereits die deutsche Kunst ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebpfeilern u. dgl. Dies wurde mit der neugriechischen Baukunst vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entstand eine gemischte Bauart, die bis in die Mitte des 13. Jahrh. sich erhielt. Nun erwachte die neugothische oder deutsche Bauart, die wir auch die romantische, weil sie sich durch den romantischen Geist des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutschland gebildet, in den Thürmen des Münsters zu Strasburg (s. Münster), in dem Dom zu Köln, der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St.-Sebalduskirche zu Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt und sich von da nach Frankreich, England, Spanien und Italien verbreitete. Auch die deutsche Baukunst zeigt einen klimatischen und religiösen Charakter, der vorzüglich

in den deutschen Kirchen sichtbar wird. Hoch streben die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehre sich fest an einander schmiegend, gleich den Stämmen des Hains, in dessen Umschattungen der alte Teutone seinen Altar baute. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth sich sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, sich, wie der Dom, zu dem Unendlichen erheben und durch Gebet und Entsagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum sind auch die Verzierungen an den alten christlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es ist eine religiöse Bildersprache und ein Heiligthum; wo die Monstranz steht, ist sinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. In diesen Gebäuden wird Jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne, wohlverstandene Anordnungen, unermeßlichen redlichen Fleiß, großen Eindruck der kühnen Massen von Außen, hohen Ernst im Innern, der den Hineintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müssen. Demnach müssen wir der deutschen Baukunst mehr symbolische, als hieroglyphische Beredtsamkeit und Würde, die sich nicht selten ins Seltsame verliert, als selbständige Schönheit beilegen. (S. Costenoble, „Über altdeutsche Architektur und deren Ursprung", Halle 1812; Rumohr, „Fragmente einer Geschichte der Baukunst" in Schlegel's „Deutschem Museum", 1813, März h., u. s. f.) In Italien machte man sich erst allmälig von dem neugriech. Geschmacke los. Im 11. Jahrh. bauten noch griechische Baumeister die Kathedrale zu Pisa und die Marcuskirche in Venedig. Im 12. Jahrh. aber wird ein deutscher Baumeister in Italien, Namens Wilhelm, und im 13. Jakob, mit dem Beinamen Capo (starb 1262), nebst seinem Schüler oder Sohn Arnolf angeführt, welche in Florenz Kirchen und Klöster bauten. Von den Kirchen und Abteien ging die neugothische Bauart auch auf Schlösser, Paläste, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden sechzehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläste, in Padua sieben Brücken und drei neue Paläste, in Genua zwei verschlossene Häfen und eine prächtige Wasserleitung, und die Stadt Asti 1280 fast von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob sich die Baukunst in Italien, besonders im 14. Jahrh. Galeazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia und erbaute einen Palast, der seines Gleichen noch nicht hatte. Um dieselbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Este bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Palast zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heil. Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhaftesten zeichnete sich das 15. Jahrh. aus, in welchem sich wieder das Studium der antiken Architektur erhob. Die Herzoge v. Ferrara, Borso und Hercules v. Este ermunterten die Baumeister zum thätigsten Eifer. Herzog Franz verschönerte Mailand mit dem herzogl. Palast, dem Castel Porta di Giova, dem Hospital und andern Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Universitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpste verzierten Rom, und Lorenz von Medici Florenz mit herrlichen Gebäuden. Man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück und studirte an ihnen die schönen Formen und richtigen Verhältnisse. Die berühmtesten Baumeister dieser Zeit waren Filippo Brunelleschi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S.-Spirito und den Palast Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Pisa, Pesaro und Mantua errichtete; Battista Alberti, der zugleich über die Baukunst schrieb; Michelozzi, Bramante, der den Bau der Peterskirche begann; Michel Angelo Buonarotti, der nach ihm die stolze Kuppel derselben aufführte, und Giocondo, der Vieles in Frankreich baute und später nebst Rafael ebenfalls dem Bau der Peterskirche vorstand. Diesen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten Andre, die in ihrem Geiste weiter strebten, ein Palladio, Scamozzi, Serlio, Barozzio, u. d. Namen Vignola bekannt. Sie sind die Begründer des noch jetzt in der Baukunst herrschenden Geschmacks. Daß sie indeß ihre Kunst an Werken des Alterthums studirten, die sich schon weit von ihrer ersten Reinheit und erhabenen

Größe entfernt hatten, beweisen an ihren Gebäuden die vielen Verschröpfungen, die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Fußgestelle und andre Dinge, welche die Kunst zu Perikles's Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunst begonnen. Italienische Meister und nach Italien geschickte junge Künstler brachten den römischen Geschmack ins Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothischen trat. Seitdem erfuhr die Baukunst in verschiedenen Ländern Europas noch mancherlei Schicksale; sie stieg und fiel in verschiedenen Zeiträumen; doch äußert sich in der neuesten Zeit allenthalben ein rühmliches Bestreben, die Kunst ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewol sich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. 1) Gewächse, die mit Stamm und Ästen mehre Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige holzig sind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der sich nur oben in Äste und Zweige verbreitet, dagegen der Strauch mehre Stämme aus einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Ästen und Zweigen besetzt ist. Beide Gewächsarten gehen in einander über, und mancher Strauch bildet sich unter gewissen Umständen entweder von selbst oder mit Hülfe des Menschen zum Baum, sowie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umständen zu einem Strauche wird. Der Baumstamm, sowie die im Bau ihm ganz ähnlichen Äste und Zweige, bestehen aus verschiedenen Lagen, wovon die erste die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange der Baumstamm überhaupt oder ein Baumzweig insbesondere noch jung und weich ist, dehnt er sich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmälig härter, welches von unten nach oben geschieht, so nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab und hört endlich bei vollkommener Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt sich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt sowol der Stamm als die Äste an Dicke zu. Dies geschieht aber durch keine Ausdehnung von Innen nach Außen, sondern dadurch, daß sich neue Holzlagen von Außen ansetzen. Diese Holzlagen bilden sich aus der Rinde, deren das Holz zunächst umgebende Theile (Bast) sich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den sogenannten Jahresring bilden. Wenn man einen von aller Rinde entblößten Baumstamm mit Stroh dergestalt umwindet, daß dieses noch einen Raum zwischen sich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, so bildet sich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geschieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die sich den alten ansetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungssäfte zu, wodurch dieselben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche sich so lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis sie sich allmälig von unten nach oben verhärten. Auf diese Weise lebt oder wächst der Baum fort, bis er allmälig abstirbt. — 2) Eine Anzahl starker, durch Ketten mit einander verbundener Balken, mittelst welcher ein Hafen geschlossen wird.

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle auf dem Harz, im Fürstenthum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, 2 Stunden von Blankenburg und ½ Stunde von Elbingerode entfernt. Sie liegt in einem Kalkgebirge und besteht aus 6 Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfstein oder Stalaktit überzogen sind, dessen erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Alle 6 Höhlen halten zusammen 758 braunschw. Fuß Länge. Der Eingang ist 136 F. über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erste Höhle von 31 F. Höhe ist die größte und schauerlichste. Überall findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen,

welche in der dritten Höhle am vorzüglichsten sind und worunter eine, die sogenannte klingende Säule, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich gibt. Die Höhle hat den Namen von dem Bergmanne Baumann, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, 1672 zuerst befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens suchte. Nach 2 Tagen fand er ihn, starb aber, von Hunger und Angst entkräftet, bald darauf.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), geb. 1714 zu Berlin, ein scharfsinniger und klarer Denker, aus Wolf's Schule, studirte zu Halle, war daselbst eine Zeitlang außerordentl. Professor, seit 1740 Prof. der Philos. zu Frankfurt a. d. O. und starb in dieser Stadt 1762. Er ist der Gründer der Ästhetik als einer systematischen Wissenschaft. Er sah nämlich das Verwirrende der von Kunstwerken und ihrer Wirkung hergeleiteten Kunstregeln ein. Hierdurch unterschied er sich vortheilhaft von den Kunsttheoristen s. Zeit (vgl. z. B. Batteux), denn er suchte die Kunsttheorie selbst wissenschaftlich zu begründen. Die Ergebnisse einer solchen, behauptete er, müßten allgemein gültig sein, welches sie nicht sind, wenn sie sich bloß auf Folgerungen oder Autorität gründen. Man müsse also zu den ersten, allgemeinen, aus der Natur des menschlichen Geistes geschöpften Grundsätzen aufsteigen, wenn eine wahre Philosophie des Geschmacks entstehen solle. In der Schönheit aber bestehe das Wesen aller Künste. Soweit war B.'s Behauptung richtig. Die Schönheit selbst aber erschien ihm unter dem Begriffe der Wolf'schen Schule, als sinnlich erkannte Vollkommenheit, sinnlich vollkommene Erkenntniß des sinnlich Vollkommenen. Durch diese Erklärung machte er eines Theils das Schöne bloß zu einem Gegenstande der sinnlichen Empfindung, wobei das höhere Wesen desselben ganz übersehen wurde, andern Theils wurde die Wissenschaft desselben, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß (diese Bedeutung hat bei ihm der für dieselbe gewählte Ausdruck Ästhetik), eine von der Logik abgesonderte, in ihrem Wesen aber ganz logische Theorie der Sinnlichkeit oder des sogen. niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus s. Begriff des Schönen: daß die Regeln der Ästhetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen; und Vollkommenheit ist ihm, wie seinem Lehrer Wolf, Übereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Dadurch unterscheidet er aber die logische von der ästhetischen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, diese eine dunkle Erkenntniß ist, wodurch der Begriff einer Wissenschaft des Schönen wiederum sehr schwankend wird. (S. Ästhetik.) Die Idee einer solchen Wissenschaft nun stellte er zuerst in s. akademischen Streitschrift „De nonnullis ad poema pertinentibus" (Halle 1735, 4.) auf, und 7 J. nachher ward er aufgefodert, diese Wissenschaft öffentlich vorzutragen. Aus seinen Dictaten entstanden Georg Fr. Meier's „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" (3 Thle., Halle 1748—50). Acht J. später gab B. selbst s. größeres Werk („Aesthetica", Fkf. a. d. O. 1750—58, 2 Thle., und mehrmals) heraus, dessen Vollendung aber sein Tod verhinderte. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebst der Heuristik, ist vollendet. Übrigens hatte er fast überall bei Aufstellung s. Regeln nur die sogenannten redenden Künste vor Augen. (Eine genauere Würdigung der Baumgarten'schen Ansicht findet man in Heydenreich's „System der Ästhetik", S. 65 fg., und in desselb. Abhandl.: „Entstehung der Ästhetik, Kritik der Baumgarten'schen rc.", im „N. phil. Magaz." von Abicht und Born.) B.'s übrige philos. Schriften sind weniger berühmt. — Meier, sein obenerwähnter Schüler, hat B.'s Leben beschrieben (Halle 1763). T.

Baumschlag, in der Natur: der Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit; in den zeichnenden Künsten: die Art der Darstellung derselben, besonders die Darstellung der Belaubungsart. Der Künstler hat dabei den Anfoderungen der Natur, der ästhetischen Idealisirung und der Technik Genüge zu leisten. Jede Gat-

tung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Ansatze, der Stellung der Äste und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus diesem Allen sich bildenden Krone. Einige dieser Eigenschaften sind wieder dem Wechsel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächste Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt eines Baumes und seiner einzelnen Theile. Alles dieses kann der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Es fragt sich aber, wie weit er in der treuen Darstellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man sich oft bei allzu genauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Einzelnen verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen stören. Diese Untersuchung weist auf die Anfoderung der zweiten Art hin. Dem ästhetischen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden soll, liegt nämlich der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteristische kann das Schöne gar nicht zur Erscheinung kommen. Aber eben darum ist an keine bloße Nachbildung zu denken, sondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter im Ganzen mit reinster Bestimmtheit sich aussprechen soll, muß der Künstler Nebendinge von dem Wesentlichen sondern. Geschickte Technik endlich gehört zur Vollkommenheit. Der Baumschlag soll nicht massen- und klumpenartig, sondern hohl und luftig erscheinen, d. h. die untere Ansicht von Laubmassen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, soll man ebenso deutlich als die hinter derselben befindlichen Massen, rundum, wenigstens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Farbengebung, Perspective, sind die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, wozu Studium der Natur insofern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerke, eins der wichtigsten Mittel der Gartenkunst, um ästhetische Zwecke zu erreichen. Der Baum spricht durch sein ganzes Wesen Geist und Gemüth an. Der Gartenkünstler, der ihn zu seinem Zwecke benutzen will, muß zuvörderst den Unterschied zwischen Baum und Strauch ins Auge fassen, dann sehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entsteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entsteht Hecke, Gebüsch, Wildniß, Labyrinth, aus beiden vereint Waldung. Alles zusammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die französische Künstelei in der Gartenkunst verlassend, die Natur selbst zum Muster nahm, ward Bestandheit in dem charakteristischen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Malerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beschattung Hauptaugenmerk des Künstlers. Daß verschiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verschiedenen Charakter ausdrücken, den auch der entlaubende Herbst ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchsten Vollkommenheit aber erscheint diese ästhetische Eindrucksfähigkeit in der wechselnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um also eine Charakteristik des Baumwerkes zum Behufe ästhetischer Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künstler sehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem diese bald ästhetische Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig sind, wozu in Hirschfeld's „Gartenkunst" treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er sich eine hinreichende, natürliche Charakteristik dieser Darstellungsmittel seiner ästhetischen Ideen entworfen, so bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Diese geschieht entweder im Einzelnen, oder wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zusammenstellung mehrer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die Malerei des Laubwerks, Licht und Schatten, Alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Übergang und Contrast.

Baumwolle. Das Gewächs, welches die Baumwolle hervorbringt, ist

entweder Baum oder Staude, oder auch wol Kraut, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens und Klimas verschieden ist. Die gemeine oder krautartige Baumwollenpflanze ist ein Sommergewächs, hat eine faserige Wurzel, einen aufrechtstehenden, 2—3 Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit schwärzlichen Punkten gezeichnet ist. Das Samenbehältniß hat bei dieser Gattung gemeiniglich nur 3 Fächer und ebenso viele Klappen. Wenn es sich öffnet, quillt gleichsam ein Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner festgebunden sind. In Arabien und Persien wächst diese Pflanze wild. Sie wird im Orient, auf Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge gebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapseln sich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle gesammelt. Demnächst ist die wichtigste Arbeit das Absondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelst einer aus zwei über einander liegenden Cylindern bestehenden Maschine geschieht. Dann wird die Wolle, nachdem sie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und versandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meistentheils über Smyrna nach Europa, die syrische über Akre und Said. Die in Macedonien gebaute steht der orientalischen nach; sie kommt theils über Salonichi zu Wasser, theils über Semlin zu Lande. Persien gewinnt besonders in Masanderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte ist die in Italien und Spanien gewonnene. Die baum- oder staudenartige Baumwollenpflanze hat einen strauchartigen, mehre Jahre dauernden Stamm und wächst in Ostindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den westindischen Inseln und in Amerika wird sie angebaut. Ihre Cultur ist fast die nämliche wie bei der vorigen; ebenso die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unser Klima ist für die Baumwollenpflanze zu kalt. Selbst im Sommer muß sie bei uns im Glashause gehalten werden, außerdem bringt sie nur selten reife Früchte. Die beste und feinste Art wird in Siam und Bengalen, und zwar meist von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeuchen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten ist die syrische und cyprische die beste; schlechter ist die smyrnische und die in Nordafrika gewonnene. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen.

Baumwollengarne, s. Twist.

Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen.

Baumwollenzeuche. Zu der großen Verbreitung der mannigfaltigen Zeuche aus dieser vegetabilischen Wolle in Europa trug theils die Wohlfeilheit derselben (5—9 Groschen das Pfund), theils die Erfindung der Spinnmaschinen, wodurch die Bearbeitung der Baumwolle ebenso wohlfeil wurde, als sie die Launen des Geschmacks, durch Anwendung zu jeder Form des Baumwollengewebes, befriedigen konnte. Dies hat den Verbrauch der Wolle und des Flachses, selbst in nördlichen Gegenden, etwas vermindert. Indeß kann Südamerika das deutsche Linnen, von Flachs bereitet, nicht entbehren und ebenso wenig der leichten deutschen Wollenwaaren, die zugleich ihre Wohlfeilheit empfiehlt; aber es ist zu bedauern, daß England bereits durch Handelstractate sich Begünstigungen in s. Zufuhren an Fabricaten aus Flachs, Baumwolle und Wolle verschafft hat. — In nichts hat sich die englische und französische Mechanik und Industrie bisher mehr vervollkommnet als in der Anwendung der Spinnmaschinen und der Vorbereitung der Baumwolle für die Spindeln zum feinsten und dünnsten Fließ durch die Vermehrung der natürlichen Spiralkraft der Baumwollefäden zur elastischen Weiche des Einschlags. Gescheitert sind aber bisher alle chemische und mechanische Versuche, die Baumwolle auch nur im kleinsten Zusatz zur feinen Papiermanufactur zu benutzen. Als vor

40 Jahren in England die Baumwollenmanufacturen anfingen, sich so sehr zu heben, konnten die Fabrikanten, ungeachtet aller Ersparung der Menschenhand durch Maschinen, nicht Hände genug für die einfacher gewordene Manipulation finden, daher überboten sich die Fabrikanten um geschickte Arbeiter und erhöheten nicht nur sehr die Wochengelder, sondern setzten, zur Ersparung im Tagelohn, erst die Frauen und hernach selbst die Kinder zur Arbeit an. Dies schuf in dieser Fabrikarbeiterclasse eine kleine Wohlhabenheit und folglich auch einen Luxus, den sie früher nicht kannten. Als aber immer mehr Baumwollespinnereien und Spinnmaschinen entstanden und der Gewinn der Fabrikherren fiel, verminderten sich die Wochengelder der Arbeiter, und Elend trat an die Stelle der vorigen Wohlhabenheit, ungeachtet die Kirchspielscassen Denen, die Kinder hatten, beträchtliche Zuschüsse bewilligten. Diese Arbeiter wollten ihre gewohnte Arbeit und ihr Fabrikherr sein Gewerbe nicht aufgeben. Es krüppeln nun manche Fabriken, obgleich mit abnehmender Geschäftigkeit, fort, weil man immer auf bessere Verkaufspreise hofft, die Baumwolle selbst immer niedriger ankauft und durch Verbesserung der Maschinerie noch mehr die Menschenhand zu ersparen beflissen ist, zumal die englischen Baumwollenwaaren sogar in Ostindien starken Absatz finden. Die Baumwollenweberei traf zuerst die für die Gesundheit aller Weber so wohlthätige Einrichtung, daß das Weberschiff ohne Berührung des Webers durchs Gewebe läuft. Der Weber kann nun mehr Arbeit täglich liefern und sein Geschäft aufrecht sitzend verrichten, auch breitere Zeuche ohne Unbequemlichkeit weben. In Frankreich hält die Baumwollenweberei sich durch die Ausschließung alles fremden Gewebes gegen Englands Concurrenz. Vgl. Becker (in Chemnitz), Köchlin, Oberkampf und Widmer. Über Baumwollenfabrication hat Bernoulli in Basel 1825 ein lehrreiches Werk herausgegeben.

Baurisse, Entwürfe und Zeichnungen von einem Gebäude, aus denen man sich einen vollständigen Begriff von dessen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wonach die Bauleute sich richten müssen, damit das Gebäude der Absicht des Erbauers entspreche. Man hat Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitte, perspectivische und Deckenrisse.

Bause (Johann Friedrich), Kupferstecher in Leipzig, geb. 1738 zu Halle, widmete sich seit s. 18. J. ganz der Kupferstecherkunst, ging 1759 nach Augsburg und kehrte ein Jahr darauf nach Halle zurück, wo er s. Studien vollendete. Wille in Paris, mit dem er correspondirte, war sein vorzüglichstes Muster, und dessen Belehrungen dankt er einen großen Theil s. Fortschritte. In Leipzig ließ er sich 1766 nieder und ward in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der dortigen Kunstakademie, sowie nachher außerordentl. Mitglied der berliner Akademie der Künste. Er hat glückliche Versuche in verschiedenen Manieren gemacht; sein bleibendes Verdienst aber ist die Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels. Seine historischen Blätter und vorzüglich seine Portraits, besonders nach Gemälden von A. Graff, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 200 Blätter. Ein Verzeichniß davon liefert Meusel's „Künstlerlexikon". Auch machte er Versuche in Aquatinta u. a. Manieren. B. starb 1814 in Weimar.

Bautzen oder Budissin, Haupt- und Sechsstadt der Oberlausitz k. sächs. Antheils, auf einer westlich von steilen Felsen bewehrten Anhöhe, an deren Fuße die Spree vorüberfließt. Sie beherrscht eine weite, meist ebene, nur im S. von bedeutenden Bergen begrenzte und größtentheils von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königl. Schloß Ortenburg ist der Sitz der Oberamtsregierung (seit 1819), als der höchsten Behörde der Oberlausitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die Stände dieser Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen, nehmen aber jetzt auch an den sächs. Landtagen Antheil. Unter den 11,500 meist luther. Einw. gibt es viele Wenden, für welche in einer luther.

und in einer kathol. Kirche in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Das Domstift St.-Petri, dessen Dechant Bischof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Katholiken in der Oberlausitz ist, hat das für die kleine katholisch-deutsche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derselben dient der lutherischen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und der gegenseitige Duldungsgeist beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von diesem Verhältniß zu besorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch guten Ruf ausgezeichneten luther. Gymnasium nehmen die Katholischen Theil. In Bautzen werden Tücher, Barchente, Cattune und Strumpfwaaren verfertigt, mit welchen, wie auch vorzüglich mit Leinwand und Wolle, ein bedeutender Handel getrieben wird. An den Schlachttagen vom 20. und 21. Mai 1813 blieb, nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Übereinkunft, die Stadt selbst aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. E.

Bautzen, Schlacht bei B. und Wurschen, am 20. und 21. Mai 1813. Nach der Schlacht bei Groß-Görschen (s. Lützen) am 2. Mai war Napoleon im Besitze von Leipzig, hinter ihm lag Wittenberg und seitwärts Torgau. Daher zog sich das Heer der Verbündeten, unter dem General Grafen v. Wittgenstein, welcher sich nicht für stark genug hielt, um die Schlacht mit sicherm Erfolg am 3. zu erneuern, in zwei Colonnen, die Blücher und York führten, gedeckt durch die zahlreiche Reiterei und den Nachtrab unter Miloradowitsch, über Dresden, Meißen und Mühlberg, am 8. und 9. auf das rechte Elbufer zurück. Napoleon, dem es an Reiterei fehlte, rückte nur langsam nach. Er besetzte Dresden am 8. Abends, und die Neustadt am 11. Das Heer der Verbündeten aber nahm am 14. eine durch Natur und Kunst befestigte Stellung bei Bautzen am rechten Ufer der Spree. Zu demselben waren nach und nach an 25,000 M. frische Truppen, theils Preußen unter Kleist, theils Russen unter Barclay de Tolly gestoßen, sodaß es an 96,000 M. (68,000 Russen und 28,000 Preußen) zählte. Auch Napoleon, der jetzt Meister der Oberelbe von Wittenberg und Torgau bis an die böhmische Grenze war, verstärkte sein Heer durch Sachsen, Würtemberger, Baiern und neue Bataillone (aus Frankreich und Italien) bis auf 148,000 M. Das 3., 5. und 7. Corps (Ney, Lauriston und Reynier), welche anfangs unter Ney von Torgau aus gegen die Marken ihre Richtung nehmen sollten, wurden in dem Augenblicke zurückgerufen, als Napoleon sich überzeugte, daß die Verbündeten bei Bautzen eine Schlacht liefern würden. Bei dieser Stärke des franz. Heeres konnte der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein; allein Preußen wollte für s. Rüstungen in Schlesien Zeit gewinnen; sodann lag es in dem System der Verbündeten, dem Feinde das Terrain so viel als möglich streitig zu machen, und Europa, vornehmlich Östreich, zu zeigen, daß durch die Schlacht bei Lützen das Heer weder moralisch noch physisch außer Stand gesetzt worden, dem Feinde die Stirn zu bieten. Außerdem wünschten die von Kampfbegier belebten Truppen, sich mit dem Feinde wieder zu messen; dagegen würde ein fortgesetzter Rückzug, ohne Schlacht, das Heer entmuthigt und sein Vertrauen zu den Feldherren geschwächt haben. Also beschlossen der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, in dem russisch-preuß. Hauptquartiere zu Wurschen, einem Dorfe östlich von Bautzen, wo sich auch die Gesandten von England, Östreich und Schweden befanden, den Feind in der im siebenjähr. Kriege berühmt gewordenen Stellung zwischen Hochkirch (s. d.) und Bautzen zu erwarten. Das Heer war hinter einer zweifachen Reihe von Verschanzungen, in einer Ausdehnung von beinahe zwei Stunden, vortheilhaft aufgestellt. Der linke Flügel lehnte sich an Hochkirchs bewaldeten Bergrücken, der sich oberhalb des steilen Spreeufers bis an die nahe böhmische Grenze hinzieht; das Mitteltreffen war durch Sümpfe, verschanzte Dörfer, die Anhöhen bei Burg, das durch Pallisadirungen

befestigte Bautzen und das tiefe Bette der Spree gedeckt; der rechte Flügel stützte sich an befestigte Hügel, welche die Übergangspunkte über die Spree beherrschten. Allein dieser Flügel konnte umgangen werden und seine Verbindung mit den übrigen Armeetheilen war durch eine Menge Teiche sehr erschwert. Da nun Napoleon den Vortheil der Übermacht hatte, so war der Sieg strategisch ihm gewiß. Hätten aber auch die Alliirten den Sieg erkämpft, so konnten sie ihn bei ihrer geringen Zahl nicht benutzen. — Schon bei dem ersten Vordringen des franz. Heeres auf der Straße von Dresden nach Bautzen kam es zwischen dem Nachtrab unter Miloradowitsch und dem Marschall Macdonald, der den franz. Vortrab führte, am 11. bei Bischofswerda, und noch mehr am 12. beim Kapellenberge, zu einem hitzigen Gefechte, wobei jenes Städtchen von den italienischen Scharen geplündert und gänzlich in Asche gelegt wurde. *) Napoleon verließ Dresden, wo er am 16. dem von Östreich an ihn gesandten General Grafen Bubna die Versammlung eines Friedenscongresses zu Prag vorgeschlagen hatte, erst am 18. Mai. Am 19. überzeugte er sich von der taktischen Klugheit, mit welcher die Verbündeten ihr Lager gewählt und befestigt hatten; allein schon war sein Plan gemacht, den Feind auf seiner rechten Flanke zu überflügeln. In dieser Absicht hatte er bereits am 18. die Div. Pery nach Königswartha entsendet, um die Verbindung mit dem von Hoyerswerda heranrückenden Corps des Marschalls Ney zu eröffnen. Dagegen setzten sich von Seiten der Alliirten in der Nacht zum 19. 18,000 M. Russen unter Barclay, und 5600 Preußen unter York in Marsch. Barclay stieß am 19. Mittags bei Königswartha auf Lauriston und schlug ihn; zwei Stunden später bestand York eine Stunde davon, bei Weissig, ein heftiges Gefecht mit dem Marschall Ney, den er bis zum Abend aufhielt. Allein die Vereinigung des 3. und 5. Corps und ihre Verbindung mit dem Heere unter Napoleon, wodurch die rechte Flanke der Stellung der Verbündeten gewissermaßen schon überflügelt war, konnte nicht verhindert werden. Barclay und York zogen sich daher in der Nacht auf die Hauptarmee zurück, wo Barclay mit 14,000 M. auf dem rechten Flügel sich aufstellte und den Windmühlenberg vor dem Dorfe Gleina besetzte. Am 20. früh entwickelte sich Napoleons Angriffsplan. Das franz. Heer ging auf mehren Punkten über die Spree; Oudinot rückte gegen den linken Flügel der Verbündeten vor; Ney und Lauriston bedrohten den rechten von Weissig her und gingen bis gegen Klix vor, während das 7. Corps unter Reynier von Kalau her Hoyerswerda erreichte; im Mittelpunkte, wo Soult den Oberbefehl hatte, begann um 1 Uhr Mittags der erste Angriff von Macdonald und Marmont auf die von Wittgenstein und Blücher vorgeschobenen Abtheilungen, welche unter Miloradowitsch und Kleist in und bei Bautzen aufgestellt waren. Erst um 6 Uhr Abends besetzte das 6. Corps unter Marmont die vom Feinde verlassene Stadt Bautzen, und bemächtigte sich hierauf am späten Abend der Anhöhen von Niederkayna; am längsten widerstand Kleist auf den Anhöhen bei Burg dem Angriffe des 4. Corps unter Bertrand; doch nach Zurückweisung aller Frontalangriffe mußte er Abends 9 Uhr nach Litten zurückgehn, da ihm nach der Besetzung der Höhen von Niederkayna durch das 6. Corps eine überlegene Masse des Feindes im Rücken stand. Napoleon war jetzt im Besitze des Spreethals und nahm sein Hauptquartier in Bautzen. Am folgenden Morgen wurde zuerst der linke Flügel der Verbündeten, den jetzt Miloradowitsch befehligte, angegriffen; nach dem heftigsten Gefechte aber, am Mittage, ließen die Franzosen auf dieser Seite vom Kampfe ab. Unterdessen hatte Ney bereits den rechten Flügel der Verbündeten aus seiner gestrigen Stellung zurückgedrängt, sich der Höhen von Baruth bemächtigt und durch die Wegnahme des Dorfes Preititz, im Rücken von Blücher's rechtem Flügel, die Verbindung des Barclay'schen Corps mit Blücher, wel-

*) Napoleon versprach den Brandschaden zu ersetzen, und ließ der Stadt ungefähr 25,000 Thlr. anweisen.

cher das Centrum an den klein=bautzner und kreckwitzer Bergen befehligte, aufgehoben. Zwar nahm Blücher das Dorf wieder; allein mit aller Macht in seiner Fronte angegriffen, wo der Feind den Schlüssel der feindlichen Stellung, die Anhöhen von Kreckwitz, erstürmte, während auf dem rechten Flügel Preititz wieder verloren ging, und Ney immer weiter in die Flanke und den Rücken von Barclay und Blücher vordrang, sah sich der Letztere in der Nothwendigkeit, entweder sein Mitteltreffen noch mehr durch Truppenabsendungen nach dem rechten Flügel zu schwächen — worauf Napoleon dessen Verbindung mit dem linken Flügel ganz durchbrochen und die Alliirten von der böhmischen Grenze abgedrängt haben würde — oder den Rückzug nach Purschwitz anzutreten. Da nun um dieselbe Zeit das 7. Corps bei Gleina eingetroffen und sogleich in der Richtung nach Weißenberg — in Blücher's Rücken — vorgeschoben worden war, so wagten die Heerführer der Verbündeten es nicht, durch Verwendung der Reserve gegen den nun concentrirten Feind, das Heer einem entscheidenden Schlage auszusetzen, sondern ordneten um 4 Uhr Nachmittags, als sie noch alle Vortheile der Behauptung des Gebirgs auf dem linken Flügel in ihrer Gewalt hatten, den allgemeinen Rückzug an. Das Heer führte denselben, in drei Colonnen über Weißenberg und Löbau nach Görlitz und Schlesien, in solcher Ordnung aus, daß Napoleon keine weitern unmittelbaren Früchte seines mit vielem Blute errungenen Sieges erlangen konnte. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und wurde von dreißig brennenden Dörfern erleuchtet. Zwar gab der franz. Bericht den eignen Verlust nur zu 12,000 M. an; allein er bestand nach den Listen in ungefähr 8000 Todten und 18,000 Verw.; die Verbündeten hatten etwas über 8000 M. (nach Andern 12,000 M.) an Todten und Verwundeten verloren, und mehr Gefangene gemacht als der Sieger. Doch um den Siegesmuth seiner Völker zu erhöhen, verordnete Napoleon am 22. Mai, daß zum Andenken der Siege bei Bautzen und Wurschen auf dem Mont Cenis ein Denkmal errichtet werden sollte, das seine Dankbarkeit gegen die Völker Frankreichs und Italiens bezeugte. Er bestimmte dazu die Summe von 25 Mill. Fr. Allein weit mehr hatte die von den verbündeten Truppen bewiesene Tapferkeit und die Klugheit der Heerführer das Vertrauen und den Muth der Deutschen erhöht. Zwar drängte Napoleon dem russ.=preuß. Heere nach; allein am 22. widerstand ihm der Nachtrab, den Miloradowitsch führte, wobei Duroc tödtlich verwundet wurde, und bei Haynau erlitt Ney's Vortrab unter Maison am 26. eine Niederlage von Blücher's Nachtrab. Hierauf zog sich, gegen Napoleons Erwarten, das russisch=preuß. Heer, über welches jetzt an Wittgenstein's Stelle Barclay de Tolly den Oberbefehl übernahm, nicht auf Breslau, sondern seitwärts auf Schweidnitz zurück, wo dasselbe am 29. Mai das verschanzte Lager von Pülzen bezog; Lauriston aber besetzte, nach dem Gefechte bei Mark=Neukirchen, am 1. Jun. ohne Widerstand Breslau. Jene drohende und zugleich gesicherte Aufstellung der Alliirten in der rechten Flanke des franz. Heeres, der Verlust, den dieses erlitten, und die fliegenden Corps, welche Napoleons Verbindungslinie mit Frankreich in Sachsen störten, bewogen jetzt den franz. Kaiser, den ihm von den Alliirten nach dem Gefecht bei Haynau angetragenen Waffenstillstand, wozu er selbst, bereits am 18. Mai, die erste Eröffnung an den Kaiser von Rußland gemacht hatte, einzugehen. Dieser kam am 4. Juni in dem Dorfe Pläswitz bei Jauer zu Stande. (Vgl. Russisch=französischer Krieg 1813 fg.) K.

Bavius (Marcus) und sein Geistesverwandter **Mävius**, als zwei elende Versemacher und anmaßliche Kunstrichter noch jetzt berüchtigt. In der neuern Poesie wird besonders Bavius (Bav) als Vertreter des Ungeschmacks, kurzsichtiger Kritelei und schlechter Verskunst verhöhnt.

Bayard (Pierre du Terrail, Herr v.), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, geb. 1476 auf dem Schlosse Bayard bei Grenoble, vielleicht der einzige

Held des Mittelalters, der uneingeschränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte sein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einstimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller versucht sein möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine solche Vollkommenheit zu erreichen gewesen. Das Haus Terrail, eines der ältesten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge B., auferzogen unter den Augen seines Oheims George du Terrail, Bischofs von Grenoble, sog früh in der Schule dieses würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einst auszeichnen sollten. 13 Jahre alt, trat er in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen. Karl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen sah, war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat ihn sich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Turniere eröffneten ihm zuerst ein Feld des Ruhms und der Ehre. 18 Jahre alt, begleitete er Karl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit solcher Hast in einem Treffen bei Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen ward. Ludwig Sforza ließ ihm seine Waffen und sein Roß zurückgeben, und entließ ihn ohne Lösegeld. Während die Franzosen in Apulien standen, schlug B. ein spanisches Corps und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, sondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit seinen Gegner zum Zweikampf foderte und ihn erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete das franz. Heer, indem er das Vordringen des siegreichen Feindes verzögerte. Für diese tapfere That erhielt er zum Sinnbilde einen Igel mit der Umschrift: „Vires agminis unus habet". Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser und Venetianer. — Als Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte; aber mit Unwillen verwarf er den Antrag eines Verräthers. — Schwer verwundet bei der Bestürmung von Brescia, ward Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war und seine Frau nebst zwei Töchtern dem Übermuthe und der Rohheit der Soldaten preisgegeben hatte. B. war der Schutz der Wehrlosen, schlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Dukaten aus, und kehrte, sobald er genesen war, in das Lager Gastons zurück, der vor Ravenna stand. Er stimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und verfolgte die Flüchtlinge. Gaston, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayard's Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzuge von Pavia ward B. aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; sein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod schmerzt mich", sagte er, „aber daß ich sterben soll auf dem Bette wie ein Weib". — In dem von Ferdinand dem Katholischen begonnenen Kriege entfaltete B. jenseits der Pyrenäen dieselben Talente, denselben Heldenmuth, die ihn jenseits der Alpen berühmt gemacht hatten. Die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf B.'s persönlichen Ruhm nur einen noch hellern Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie 1513 und belagerte Terouane. Das franz. Heer nahm schimpflich die Flucht. Bayard bot umsonst mit seiner gewohnten Unerschrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl, war seine Truppe im Begriff die Waffen niederzulegen. Da erblickte B. in einiger Entfernung einen englischen Officier, sogleich sprengte er auf ihn zu, setzte ihm das Schwert auf die Brust und rief: „Ergib dich, oder ich durchbohre

dich". Der Engländer gab ihm seinen Degen; Bayard reichte ihm sogleich den seinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige". Dies sinnreiche und kühne Benehmen ward dem Kaiser und dem Könige von England hinterbracht, welche entschieden, daß Bayard keines Lösegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seien. Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, sandte er B. in die Dauphiné, um seinem Heere den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Prosper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber B. nahm ihn gefangen. Diese glänzende That war das Vorspiel zu der Schlacht von Marignano, in welcher B. Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entschied. Nach diesem ruhmvollen Tage ließ Franz sich von Bayard mit dessen Schwerte zum Ritter schlagen. Als Karl V. mit einer großen Macht in Champagne eingebrochen war und in das Herz Frankreichs vorzudringen drohte, eilte B. herbei und vertheidigte das schwach befestigte Mezières gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigte. B. ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heil. Michael, und übergab ihm eine Compagnie von 100 M., um sie in seinem eignen Namen anzuführen: eine Ehre, die bisher nur Prinzen vom Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf stand Genua gegen Frankreich auf; B.'s Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte sich das Glück, und die Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet mußte sich durch das Aostathal zurückziehen; sein Nachtrab ward geschlagen und er selbst schwer verwundet; B. sollte das Heer retten. Es kam darauf an, im Angesichte eines überlegenen Feindes über die Sesia zu gehen, Bayard, stets der Letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als ein aus einem Doppelhaken geschossener Stein ihn in die rechte Seite traf und ihm das Rückgrath zerschmetterte. Mit den Worten: „Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!" sank der Held nieder. Man eilte herbei. „Setzt mich unter jenen Baum", sagte er, „also daß mein Gesicht den Feind sieht". Dann küßte er, in Ermangelung eines Crucifixes, das Kreuz seines Schwertes, beichtete seinem Stallmeister, tröstete seine Diener und Freunde, empfahl ihnen sein Lebewohl an seinen König und sein Vaterland, und starb von Freunden und Feinden umringt, die sämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen, am 30. April 1524. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denselben einbalsamirt, den Franzosen übergeben und in der Kirche eines Minoritenklosters unweit Grenoble beigesetzt. Sein Grabmal besteht in einem einfachen Brustbilde mit einer latein. Inschrift. S. „Hist. de P. Terrail, dit le Chev. Bayard, sans peur et sans reproche", von Gayard de Berville (neue Ausg., Paris 1824).

Bayle (Pierre), geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix (Languedoc) 1647, empfing den ersten Unterricht von s. Vater, einem reform. Geistlichen. Früh gab er Proben eines bewundernswürdigen Gedächtnisses und einer besondern Lebhaftigkeit des Geistes. Mit 19 J. begab er sich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier seine Studien zu vollenden. Die Leidenschaft, mit der er studirte, schwächte s. Gesundheit für immer. Alle Bücher waren ihm gut; s. Geschmack an der Dialektik zog ihn besonders zu den religiösen Streitschriften; aber Amyot's Plutarch und Montaigne waren s. Lieblingswerke. Letzterer schmeichelte ohne Zweifel s. Hange zum Skepticismus; Beide theilten vielleicht s. Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkischen Anstrich mit, die darin wahrzunehmen sind. In Toulouse studirte er die Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seines Professors, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem katholischen Geistlichen, der neben ihm wohnte, bestärkten ihn in s. Zweifeln gegen die Orthodoxie des Protestantismus so, daß er die Religion zu vertau-

schen beschloß. Sein Übertritt war ein Triumph für die Katholiken. Seine Familie wandte jedoch Alles an, ihn wieder zu gewinnen, und er kehrte nach 17 Monaten zu ihnen zurück. Um sich der Strafe des ewigen Bannes, womit die katholische Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung s. Söhne anvertraute und wo er die Philosophie des Descartes studirte. Nach einigen Jahren aber kehrte er nach Frankreich zurück und ließ sich in Rouen nieder, wo er Unterricht ertheilte. Von da kam er nach Paris, wo ihn die Gesellschaft gelehrter Männer für die Beschwerden einer Beschäftigung schadlos hielt, der er sich zum dritten Male unterziehen mußte. 1675 erhielt er den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie 1681 lehrte. Er ward hierauf in derselben Eigenschaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen 1680, der ein fast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 s. „Pensées diverses sur la comète" heraus, ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem tausend Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die „Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg". Dieses Werk, das von Katholiken und Protestanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eifersucht des Theologen Jurieu, seines Collegen, dessen „Réfutation du P. Maimbourg" kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in viele Streitigkeiten. Er unternahm indeß eine periodische Schrift: „Nouvelles de la république des lettres" seit 1684. Ein darin aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Königin Christine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe schreiben ließ. B. rechtfertigte sich, und seine Entschuldigungen genügten der Königin so vollkommen, daß sie seitdem einen literarischen Briefwechsel mit ihm führte. Der Tod s. Vaters und s. beiden Brüder, verbunden mit den Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem „Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains les d'entrer", der weder in Ansehung des Styls, noch des Tons seiner würdig ist. Auch wollte sich B. nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Glaubensduldung in diesem Werke vertheidigt wurde, den Verf. erkannt haben mochte, griff dasselbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen B. selbst auszubrechen; diesen gab ihm der „Avis aux refugiés", ein Werk, worin die Protestanten mit wenig Schonung behandelt sind. Jurieu beschuldigte Bayle nicht nur, der Vf. dieser Schrift zu sein (die gewiß nicht von ihm ist), sondern er stellte ihn zugleich als die Seele einer Frankreich ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle diese Beschuldigungen; aber die Verleumdung siegte. 1693 entsetzte der Magistrat von Rotterdam B. seines Amtes und verbot ihm sogar Privatunterricht zu geben. Da er sich auf diese Weise von allen Geschäften frei sah, die Arbeit aber s. rastlos thätigen Geiste Bedürfniß war, widmete er jetzt seinen ganzen Fleiß der Abfassung s. „Dictionnaire historique et critique", das er zuerst 1696 in 2 Bdn., Fol., herausgab. Dieses Werk war das erste, das unter s. Namen erschien. Jurieu trat abermals als B.'s Gegner auf, und veranlaßte das Consistorium, bei dem er nur in zu großem Ansehen stand, dem Vf. heftige Vorwürfe zu machen. B. versprach zwar Alles, was das Consistorium anstößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß die Welt andre Ansichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit s. Leser als s. Richter gelegen war, so ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben sich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die Beide seine Religion angriffen; andre verfolgten ihn als einen Feind s. Religionspartei und s. neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden. Seine Brust

entzündete sich. B. wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und für unheilbar ansah. Er starb, so zu sagen, die Feder in der Hand, 1706, in einem Alter von 59 J. „Bayle", sagt Voltaire, „ist der erste Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müssen zugeben, daß in seinen Werken sich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Lästerung gegen das Christenthum wäre; aber seine größten Vertheidiger müssen auch gestehen, daß in seinen Controversartikeln keine Zeile ist, die nicht den Leser zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe". Er selbst vergleicht sich mit Homer's Herrscher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent", sagt er, „besteht darin, Zweifel zu erregen; aber es sind nur Zweifel". Die Zuversichtlichkeit der meisten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewisse Dinge nicht so unerschütterlich und sonnenklar sind, wie sie sich einbildeten. Er übersprang aber nach und nach das Ziel; sein Scharfsinn reizte ihn, selbst die erwiesensten Thatsachen in Zweifel zu ziehen. Doch blieb das Moralische und Rechtliche davon ausgenommen. So groß er als Dialektiker war, so wenig verstand er von der Physik; nicht einmal die Entdeckungen Newton's waren ihm bekannt. Sein Styl ist zwar natürlich und klar, aber oft weitschweifig, nachlässig und unrein. Er selbst nennt sein Dictionnaire eine unförmliche Sammlung an einander gereiheter Sätze. Ohne dieses zu bescheidene Urtheil zu unterschreiben, muß man gestehen, daß die Artikel selbst wenig werth und daß sie nur der Noten wegen da sind, in denen der Vf. zugleich s. Gelehrsamkeit und die Stärke s. Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle sanft, gefällig, uneigennützig, höchst bescheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wissenschaften. Die geschätzteste Ausg. s. „**Dictionnaire historique**" ist die von **1740** in **4** Bdn., Fol. (einen basler Nachdruck gibt es von dems. J.), und im Haag erschienen die „**Oeuvres diverses de P. Bayle**" (ebenfalls **4** Bde., Fol.). (Bei Desoer in Paris erschien **1820** fg. eine Ausg. des „**Dict. histor.**" in **16** Bdn., die mit großer typographischer Schönheit gedruckt ist; sie enthält Noten und B.'s Leben.) In dem „**Disc. prélimin.**" mustert der Herausgeber, Beuchot, die **11** frühern Ausgaben. Gottsched übersetzte das „**Dict.**" (Lpz. **1741—44**, **4** Bde., Fol.)

B a y l e n (Capitulation des Generals Dupont bei), ein Ereigniß, das im Juli **1808** den spanischen Muth erhob und den allgemeinen Aufstand selbst in den schon beruhigten Provinzen beschleunigte. Schon war Joseph Bonaparte als König in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren unterworfen und entwaffnet. Nur im Süden, am Guadalquivir, in dem von der Natur selbst befestigten Andalusien, in Cordova, Granada, Jaen herrschte noch der Geist der Insurrection, den die Junta zu Sevilla möglichst unterhielt. Dorthin zog mit drei Divisionen am Schlusse des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem Jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Bald wuchs das Heer von Castaños auf **30,000** Mann an. Die geschickten Bewegungen dieses Feldherrn, Hungersnoth und zunehmende Krankheiten im franzöf. Heere, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazarethbedürfnissen, bereiteten dem General Dupont sein Schicksal vor. **3000** Spanier hatten in Dupont's Rücken die Sierra Morena besetzt. Um daher seine Verbindung mit der Hauptstadt wieder herzustellen, ließ Dupont die Stadt Baylen und Carolina besetzen, während er eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfs, nahm. Allein am **14.** Juli rückten **18,000** Mann mit schwerem Geschütz vor die Fronte der franzöf. Stellung bei Andujar; andre **3000** Mann kamen durch die Engpässe der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken und noch **6000** Mann stellten sich auf Dupont's linke Flanke. Dupont hielt sich mit Tapferkeit und Besonnenheit drei Tage lang; doch der **18.** Juli entschied. Die

spanischen Generale Reding und Compigny griffen Baylen an, Peñas und Jones beschäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieser mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunstündigen Kampfe trug Dupont auf einen Waffenstillstand an, der aber nur unter der Bedingung: „sich unbedingt zu ergeben", verwilligt werden sollte. Unterdessen hatte die Division Wedel, von dem Schritte Dupont's nicht unterrichtet, die Spanier noch einmal angegriffen und das Regiment Cordova mit 2 Kanonen gefangen genommen; allein sie unterlag zuletzt dennoch der Übermacht. Darauf capitulirte am 23. Juli das ganze eingeschlossene franz. Heer, 17,000 Mann stark, nachdem 3000 auf dem Platze geblieben waren. Die Divisionen Dupont und Wedel wurden kriegsgefangen; doch sollte die letztere von Cadix nach Rochefort eingeschifft werden. Später ward dasselbe auch Dupont's Division zugesichert, aber nicht erfüllt. General Graf Dupont kehrte mit seinem Generalstabe nach Frankreich zurück, ward in Toulon verhaftet und vor Gericht gestellt. Noch vor Entscheidung s. Sache befreite ihn die Einnahme von Paris den 30. März 1814. Darauf wurde er Ludwigs XVIII. Kriegsminister, aber schon im Dec. 1814 durch Soult ersetzt.

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Handelsstadt, die größte im französ. Depart. der Unterpyrenäen, sonst der Hauptort des Bezirks von Labour in Gascogne (1° 24′ W. L. und 43° 29′ N. Br.), am Zusammenflusse der Nive und des Adour, etwa ½ deutsche Meile von der Bai von Biscaya. Sie hat 1520 H. und 13,600 E., wovon 6000 in den Vorstädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erstere Fluß ungefähr 6 und der letztere 15 deutsche Meilen weit schiffbar ist, bilden einen Hafen, der Kriegsschiffe von 40—50 Kanonen faßt, aber eine etwas beschwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüsse dienen, Bauholz, Theer und Eisen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verschiffen. Sie durchschneiden die Stadt in drei Theile: die große Stadt am linken Ufer der Nive; die kleine Stadt zwischen der Nive und dem Adour; und die Vorstadt St.-Esprit, größtentheils von portug. Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreicht den Hafen und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Toulouse und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über 3 Departements. Die Hauptkirche ist ein alterthümlich schönes Gebäude. Schöne Spaziergänge sind der Kai und die Place de Grammont. Eine hölzerne Zugbrücke verbindet die Vorstädte mit der Stadt. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauscht ausländische Waaren für Eisen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenstände des Seehandels sind der Stockfisch- und Wallfischfang, worauf vor der Revolution 30—40 Schiffe von 250 Tonnen Last ausliefen. Mastbäume und andres Schiffbauholz von den Pyrenäen wird nach Brest und mehren Häfen Frankreichs ausgeführt. Bekannt sind die bayonner Schinken. Weine und Chocolade werden von hier aus ins nördliche Europa verschifft. Unter den geringern Volksclassen ist die alte biscayische oder baskische Sprache üblich. In B. hatte Katharina von Medici im Juni 1565 mit dem Herzoge von Alba eine folgenreiche Unterredung. Hier fand im Mai 1808 die Zusammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien, Karl IV., und dem Prinzen von Asturien statt, in deren Folge am 5. und 10. Mai von Letztern eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche Infanten ihre Rechte auf die spanischen Reiche in Europa und in Indien dem französischen Kaiser übertrugen. Darauf berief Napoleon eine spanische Generaljunta am 15. Juni nach Bayonne zur Abfassung einer Constitution. Am 6. Juli ward diese Constitution bekannt gemacht und am 9. reiste Joseph von Bayonne nach Madrid. An dems. 10. Mai 1808 ward die bayonner Convention zwischen Warschau und Frankreich unterzeichnet. (S. Schöll's „Traités de paix", Bd. 9, S. 28 fg.)

Bayonnet oder **Bajonett**. So heißt die dolchartige eiserne Klinge auf der Mündung der Infanterieflinte, wodurch diese zugleich in eine Stoßwaffe verwandelt worden ist. Sie wurde wahrscheinlich um 1640 in Bayonne erfunden und schon 1647 in den Niederlanden gebraucht, aber erst zu Anfang des 18. Jahrh., nach gänzlicher Abschaffung der Pike, allgemein eingeführt. Die letztere fand noch lange Zeit große Verehrer (Folard, Berenhorst, Bülow u. A.), welche dagegen das Bayonnet verwarfen, während Andre demselben einen viel zu hohen Werth beilegten. Bei allen Mängeln des Bayonnets fand sich jedoch nichts Besseres an dessen Stelle, und es wurde oft mit Vortheil gegen Reiterangriffe, bei Vertheidigung von Schanzen und im Einzelngefechte angewendet. Seit dem letzten Kriege haben einige Infanterieofficiere die Idee früherer Militaire (z. B. Guibert's), dem Bayonnette, durch zweckmäßigere Übung des Infanteristen in seinem Gebrauche, größere Wirksamkeit zu verschaffen, wieder aufgenommen. Der k. sächs. Hauptmann von Selmnitz hat das Verdienst, zuerst diese Idee in einem System ausgebildet zu haben. S. „Die Bayonnetfechtkunst", von E. v. Selmnitz (Dresden 1825, mit Kpfrn.). So wenig sich auch zuvor bestimmen läßt, wieweit diese sich im Kriege erstrecken werde, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß durch zweckmäßige Fechtübungen das Vertrauen des Fußsoldaten zu dem Bayonnet ungemein erhöht werde, und daß namentlich die früher herrschende Meinung, der Kampf des einzelnen Infanteristen, welcher seine Munition verschossen, sei in der Ebene gegen Einen Reiter, bei gleicher Tapferkeit, stets sehr gewagt, und gegen zwei schon im voraus zum Vortheil des letzten entschieden, völlig grundlos sei. 23.

Bazar, bei den Morgenländern der Markt, oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papst eine Person nach ihrem Tode selig spricht. Sie ist die erste Stufe zur Kanonisation (s. d.). Niemand kann vor dem 50. Jahre nach seinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehre Jahre lang, die Zeugnisse von den Tugenden und Wundern des Verstorbenen, deren es zu seiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden sodann zur Verehrung des Volks ausgestellt, seine Bildnisse mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage seiner Beatification Ablässe ertheilt. Über die Feierlichkeiten der Seligsprechung des vor 100 Jahren verstorbenen Jesuiten Franc. di Girolamo zu Rom 1806 vgl. m. Elise v. d. Recke's „Tagebuch einer Reise durch Deutschland und Italien", Bd. 4, S. 131—143. Auch bei Gelegenheit des Jubeljahres 1825 fand in Rom eine Seligsprechung statt.

Beattie (James), philosophischer und poetischer Schriftsteller, geb. 1735 in der Grafschaft Kincardine in Schottland, Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Edinburg, dann zu Aberdeen, wo er 1803 starb, hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit seines Landsmanns Hume, gegen dessen Skepticismus er nebst Thomas Reid und Oswald auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die sich dem gemeinen Menschensinne, den er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten in Anspruch nahm, sehr empfahl; daher er auch unter den Volksphilosophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Er schrieb einen „Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit" (Edinburg 1770, 5. Aufl., London 1774; deutsch, Kopenh. 1772 und Leipzig 1777; auch in Beattie's Werken, Leipzig 1779 und 1780, 2 Bde.); „Elements of moral science" (1790, deutsch von Moritz, „Grundlinien der Psychologie", 1790, 1. Thl.); eine „Theory of the language" (1788, deutsch von Meiners 1789, 2 Bde.); endlich „Moralische und kritische Abhandlungen" (London 1783, 4.; deutsch von K. Grosse 1789, 3 Bde.). In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über

Sprache, Natur, Kunst, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter seinen poetischen Werken, worunter sich viele Elegien befinden, sind bekannt: „Der Minstrel, oder die Fortschritte des Genies", ein beschreibendes Gedicht in 2 Büchern (1776; neue Ausg. 1799, 2 Bde.), und das allegorisch-didaktische Gedicht: „Das Urtheil des Paris" (1765, 4.). B. ist zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber seine Darstellung ist angenehm, seine Sprache elegant und seine Absicht immer edel. Seine Gedichte sind gesammelt in seinen „Original poems" (1760), und in den „Poems on several subjects" (London 1766). T.

Beaucaire, kleine, wohlgebaute Handelsst. Frankreichs mit 8000 Einw., (4° 43′ Ö. L. und 43° 48′ N. B.) in Niederlanguedoc, jetzt im Garddepartement, am rechten Ufer der Rhone, Tarascon gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt. Sie hat einen bequemen Hafen für Schiffe, welche aus dem 7 Stunden weit entfernten mittelländischen Meere stromaufwärts fahren, und ist berühmt wegen ihrer (1217 von Raimund II., Grafen von Toulouse, gestifteten) großen Messe, welche jährlich am 22. Juli eröffnet wird und 10 Tage dauert. In frühern Zeiten ward dieser Jahrmarkt von Kaufleuten und Fabrikanten aus den meisten Ländern Europens, aus der Levante und selbst aus Persien und Armenien besucht, sodaß jede Waarengattung hier zu finden war, und für die Fremden Tausende von Hütten in einem naheliegenden Thale errichtet werden mußten. Vor 1632 war die Messe von B. von allen Abgaben frei, und der Vertrieb belief sich auf mehre Mill. Thlr.; allein seit dieser Zeit wurden Abgaben auferlegt, welche, zusammengenommen mit den auswärtigen Kriegen und mit den Waarenlagern in Marseille, Lyon und andern großen Städten, die Wichtigkeit derselben sehr verringerten. Noch unbedeutender ward sie während der Revolution, und jetzt beläuft sich der Verkehr, hauptsächlich in Seide, Weinen, Öl, Mandeln, Specereien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle, nach einer Schätzung von 1816, auf 23 Mill. Fr.

Beauharnais (François, Marquis de), geb. zu la Rochelle den 12. Aug. 1756, saß in der Nationalversammlung auf der rechten Seite. Hier widersetzte er sich der Motion seines jüngern Bruders, des Vicomte Alexander, daß man dem König den Oberbefehl der Armeen nehmen solle, und allen Verbesserungen dieses Antrags mit Nachdruck und rief aus: „Il n'y a point d'amendement avec l'honneur". Man nannte ihn daher le féal Beauharnais sans amendement. 1792 entwarf er nebst dem Grafen d'Hervilly, dem Baron de Vioménil u. A. den Plan zu einer neuen Flucht der königl. Familie; allein die Verhaftung s. Begleiters, des Baron Chambon, vereitelte die Unternehmung. In dem Heere des Prinzen Condé zum Generalmajor ernannt, schrieb er 1792 an den Präsidenten der Nationalversammlung, protestirte gegen das Gesetzwidrige des Verfahrens gegen den König, und erbot sich, unter den Vertheidigern desselben aufzutreten. Als Bonaparte Oberconsul geworden war, ließ er ihm durch dessen Gemahlin Josephine einen Brief zustellen, in welchem er ihn auffoderte, im Namen des Ruhms, den er allein noch erwerben könnte, den Scepter dem Hause Bourbon wiederzugeben. In der Folge vermählte die Kaiserin ihre Nichte, die Tochter des Marquis, mit dem Adjutanten des Kaisers, **Lavalette** (s. d.), und bewirkte die Zurückberufung des Marquis. Späterhin zum Senator und Gesandten am Hofe zu Madrid ernannt, verband er sich 1807 mit dem Prinzen von Asturien (jetzt Ferdinand VII.) gegen den Friedensfürsten. Er fiel deßhalb bei Napoleon in Ungnade und wurde verwiesen. Durch die Restauration kehrte er nach Paris zurück, wo er den 10. Jan. 1819 gestorben ist.

Beauharnais (Alexander, Vicomte de), geb. 1760 auf der Insel Martinique, focht mit Auszeichnung unter Rochambeau im amerikanischen Freiheitskriege, zeichnete sich bei Hofe durch Talent und Liebenswürdigkeit aus, heirathete eine begüterte Landsmännin, Demoiselle **Josephine** Tascher de la Pagerie

(nachmalige Kaiserin der Franzosen) und war Major beim Ausbruch der Revolution, als er zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt ward. Hier machte er im Namen des Militaircomités mehre Anträge im philosophischen Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen der Bürger und deren Wählbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Abreise des Königs, am 21. Juni 1791, war er Präsident der Versammlung. Darauf ging er als Generaladjutant zur Nordarmee, wurde 1792 Obergeneral der Rheinarmee und erhielt einen Ruf als Kriegsminister, den er ausschlug. In Folge der Decrete, welche die Ad'igen von der Armee ausschlossen, zog er sich nach la Ferté-Beauharnais zurück. Hier gab er, auf eine Anklage von Barlet „Bemerkungen über die Verbannung der Adligen" heraus; endlich ward er in das Carmelitergefängniß gebracht. Obgleich man ihm eigentlich nichts zur Last legen konnte, ward er doch zum Tode verurtheilt und am 23. Juli 1794 hingerichtet. Den Tag vorher schrieb er seiner Gattin und bat sie, Sorge für die Kinder zu tragen und seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Über seinen Sohn, nachmaligen Vicekönig von Italien, s. Eugen, über seine Tochter Hortensia s. Bonaparte (Louis), und über seinen ältern Bruder, François Marquis v. Beauharnais, s. d.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), geb. zu Paris 1732, Sohn eines Uhrmachers, der ihn für seine Kunst bestimmte. Seine ersten Studien verschafften ihm ausgebreitete Kenntnisse in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entschiedenste Neigung für die schönen Künste. Anfangs übte er mit Leidenschaft die Musik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Gesellschaft gelassen. Auch kam er mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung. Dadurch befestigte sich sein Credit, und so gelangte er bald durch reiche Heirathen zu einem bedeutenden Vermögen. Darauf bemühte er sich, durch literarische Erfolge seinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. „Eugénie" erschien 1767, „Les deux amis" 1770. Das erste dieser beiden sogenannten Dramen verdient unter den zahlreichen Erzeugnissen dieser Gattung, welche die strengern franz. Kritiker als genre larmoyant gänzlich verwerfen, noch immer ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Interesse, wovon Diderot in seinem „Père de famille" das Beispiel gegeben hatte, erhält es sich noch auf dem Theater; „Les deux amis" hingegen sind längst davon verschwunden. B. hatte bis dahin die Gattung noch nicht gefunden, in welcher er sein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geschah in seinem Proceß gegen die Herren La Blanche und Goëzmann. Die Streitigkeiten des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Meinungen, oder vielmehr Alles vereinigte sich gegen das sogenannte Parlament Maupeou. Goëzmann war Mitglied desselben. B. faßte auf den ersten Blick alle Vortheile dieser Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht unbeträchtlichen Rechnungsrestes. Hätte er die Thatsachen mit der gehörigen Klarheit auseinandergesetzt, und für seine Rechte mit der ihn charakterisirenden eindringlichen Logik gestritten, so würde er seinen Proceß ohne Aufsehen gewonnen haben. Da er aber mit ebenso viel Gewandtheit als Muth die Leidenschaften in Anspruch nahm, verlor er ihn, allein er beschäftigte ganz Frankreich mit sich. Er schrieb nämlich seine merkwürdigen „Mémoires" (Par. 1774, 4.). Zum ersten Male vielleicht fand die Bosheit in einer gerichtlichen Streitsache Komödienscenen, Romanenanekdoten, die Galle der bittersten Satyre, die ganze Macht der bündigsten Logik vereinigt. Jene „Mémoires" verschafften ihm einen lärmenden Ruf, der selbst den auf jede Art des Ruhms eifersüchtigen Voltaire beunruhigte und Beaumarchais eine Gunst des Publicums verschaffte, die allen seinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der „Barbier von Sevilla",

der bald auf das erste Memoire folgte, ist ein sehr unterhaltendes Intriguenstück, in welchem der Verf. auf eine eigenthümliche Weise die ältesten Theaterpersonnagen, schelmische Bediente und hintergangene Vormünder, verjüngte. Die „Hochzeit des Figaro" zeichnete sich noch mehr aus. Die Zeit hat den Tadel bestätigt in Ansehung der Unwahrscheinlichkeiten des 5. Acts, der Unsittlichkeit mehrer Situationen und des Cynismus des Styls, der von satyrischen Späßen und ausgelassenen Wortspielen durchgängig entstellt ist; aber die Zeit hat auch die Wirkung des 2. Acts bestätigt, der voll dramatischer Verwickelungen ist, weßhalb das Werk nie aufgehört hat die Menge anzuziehen. Darauf aber beschränkt sich Beaumarchais's Verdienst in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Proceß des Banquiers Kornmann verwickelt und fand in Bergasse einen Gegner, dessen männliche und strenge Beredtsamkeit weit über das halb ernst-, halb scherzhafte Talent erhaben war, welches die Goëzmann, die Marin, die Arnaud u. s. w. zu Boden geschlagen hatte. B. verlor um diese Zeit einen Theil des öffentlichen Wohlwollens, und seine Oper „Tarare" (1787) verschaffte es ihm nicht wieder. 1792 brachte er „La mère coupable" auf die Bühne, das werthloseste von allen seinen Werken. Seine Absicht war, den furchtbaren Gegner, den er in dem Kornmann'schen Processe gefunden hatte, unter dem Namen Bergasse dem öffentlichen Abscheu preiszugeben, und er verschmähte zu diesem Zwecke die schändlichsten Verleumdungen nicht. B. fand nur noch einmal sein wahres Talent wieder in dem Memoire: „Mes six époques". Er erzählt darin die Gefahren, denen er ausgesetzt war und ausgesetzt sein mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talent, Reichthum, hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals besaß er, schon über 60 J. alt, noch die ganze Kraft seiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Der nordamerikanische Krieg, während welchem er den Amerikanern Schiffe mit Kriegsbedürfnissen zuführte, hatte seine Glücksumstände erhöht, von denen er stets einen edeln Gebrauch machte; der Revolutionskrieg aber stürzte das Gebäude seiner Industrie um. Er hatte schon bei der berühmten Ausg. der Voltaire'schen Werke, deren sehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuern Kostenaufwande entspricht, fast eine Mill. verloren. Noch mehr verlor er Ende 1792 durch das Unternehmen, 60,000 Flinten nach Frankreich zu schaffen, deren die Heere bedurften. Nach der Rückkehr in seine Heimath sah er noch nichtswürdigere und nicht minder grausame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und seinen Gläubigern über die Trümmer seines Vermögens zu streiten, starb er 69 J. alt, ohne Krankheit, im Mai 1799. 1802 ist seine Lebensbeschreibung, und 1809 eine Ausg. s. Werke in 7 Bdn. erschienen. B. besaß eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, dabei aber so eindringenden Verstand, so treffende Beurtheilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgeist, daß das Verwickeltste ihn nur wie ein Spiel beschäftigte, und eine Thätigkeit, die Alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm sein Verstand die Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Überredungskraft nicht leicht Jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen, und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne Schwäche, fröhlich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmuth noch Geistesgegenwart und konnte seine Lage stets übersehen und beherrschen; zu diesem Allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, Witz, List und Gewandtheit. Streben nach Ver-

mögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten. Sein zur Intrigue geneigter Geist trieb ihn daher zu den gewagtesten Unternehmungen, und er gefiel sich am meisten in den verwickeltsten. Dies ließ ihn auch bisweilen zweideutig erscheinen, indem die Grenzen, wo Witz und Bosheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege von dem einen zum andern oft unmerklich sind. Daß er als Dichter allein im Intriguenstück glänzte, ist aus dem Angeführten leicht erklärlich.

Beaumont (Francis) und John **Fletcher**, zwei Schauspieldichter, von denen Jener 1585 geboren war, zu Cambridge studirte und 1615 starb, Dieser 1576 zu London geboren war und ebendaselbst 1635 an der Pest starb. Von gleicher Neigung beseelt, widmeten Beide sich gemeinschaftlich der Dichtkunst, und da ihre Schauspiele, gegen 50, ohne Absonderung unter ihren beiden Namen erschienen sind (Lond. 1679, und neuerdings 1812, in 14 Bdn.), so ist es jetzt unmöglich anzugeben, was von dem Einen, und was von dem Andern herrührt. Da jedoch Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, jenen um 10 Jahre überlebte, so können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von diesem allein ist. Nach dem Zeugnisse einiger Zeitgenossen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwol der jüngere, der ordnende und gestaltende Verstand. Shakspeare diente ihnen zum Muster; sie lassen wie er pathetische und niedrig-komische Scenen mit einander abwechseln, aber die Absicht, ihr Vorbild zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor, wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetsten Talenten nur an Mäßigung und Besonnenheit gefehlt zu haben scheint, um das Vollkommenste in ihrer Gattung zu leisten. Der Wunsch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausschweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte sie von der reinen künstlerischen Ansicht ab; aber die genaue Kenntniß dieses Publicums und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt sie mit Zuversicht auf dem gewagtesten Wege gehen, und dadurch ersetzen sie zum Theil, was an innerer Harmonie und Übereinstimmung ihnen abgeht. Am besten gelingen ihnen komische und possenhafte Scenen, minder die tragischen, die nicht genug die Tiefen der menschlichen Natur ansprechen. Ihre Zeitgenossen zogen sie selbst dem Shakspeare vor, mit der Behauptung, daß durch sie erst die engl. Bühne den höchsten Gipfel erreicht habe. Die unparteiische, nicht mehr vom Rausche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen und Shakspeare die Palme zuerkannt. Man erzählt von ihnen, daß sie Schenken und Wirthshäuser gern besuchten, um dort die menschlichen Charaktere zu studiren, und daß sie einstmals, als sie an einem solchen Ort über den Schluß eines Stücks gestritten, wobei der Eine auf der Ermordung des Königs, der Andre auf dem Gegentheile bestand, Beide verhaftet worden seien, weil man sie für Leute angesehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unsere Bühne mit Beifall gebrachte Lustspiel „Stille Wasser sind tief", ist eine freie Bearbeitung ihres „Rule a wife and have a wife". K. L. Kannegießer hat eine Auswahl ihrer Schauspiele in einer deutschen Übersetzung geliefert.

Beaumont (Madame Le Prince de), geb. zu Rouen 1711 und gest. zu Annecy in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, wo sie ihre Talente dem Unterrichte der Jugend widmete. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte historische Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewol Manches darin zu weit ausgesponnen ist, auch die theologischen Ansichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geschrieben, Romane und Kinderschriften. Ihr „Magazin des enfans" war sonst das Hülfsbuch aller Gouvernanten und franz. Pensionen.

Beaune, offene Stadt im ehemaligen Burgund, mit einem Schlosse, jetzt der Hauptort eines Bezirks von 9 Kantons im Depart. der Côte d'or, liegt in

einer angenehmen Gegend unweit der Saone, am rechten Ufer des Bourgeoise. Der Handel mit Burgunder- und Champagnerweinen beschäftigt einen großen Theil der 11,000 Einw. Ein vom Kanzler Rollin gestiftetes schönes Hospital ist bemerkenswerth.

Bebung, in der Musik das abwechselnd stärkere und schwächere Angeben eines ununterbrochen ausgehaltenen Tons, welches durch menschliche Stimme, sowie auf Geigen- und Blasinstrumenten möglich ist und im Gesang den Ausdruck sehr unterstützen kann. Andere verstehen unter Bebung auch das **Tremoliren**, die zitternde Bewegung mehrer Töne. Jenes wird durch Punkte über den Noten bezeichnet.

Beccaria (Giovanni Battista), geb. 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er studirte und dann Grammatik und Rhetorik lehrte; zu gleicher Zeit widmete er seinen Fleiß mit Erfolg der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philosophie zu Palermo, dann zu Rom. Der König von Sardinien, Karl Emanuel, berief ihn 1754 als Professor der Physik an die Universität von Turin. Zu eben der Zeit war die Elektricität durch Franklin's und Andrer Versuche ein Gegenstand des allgemeinen Interesse geworden. Er schrieb daher: „Dell' elettricismo naturale ed artifiziale (Turin, 4.). Die Versuche, die dieses Werk über die atmosphärische Elektricität enthält, sind so mannigfaltig, daß Priestley in seiner „Geschichte der Elektricität" behauptet, Beccaria's Arbeit übertreffe weit alle andre, die vor und nach ihm über diesen Gegenstand unternommen worden seien. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er schrieb noch Manches von Werth über diesen Gegenstand. Das Wichtigste: „Dell' elettricismo artifiziale" (1772), enthält Alles, was man bis dahin von der Elektricität wußte. Franklin, der B.'s Arbeiten sehr schätzte, veranstaltete davon eine engl. Übers. 1759 bekam B. vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er begann die Messung 1760, gemeinschaftlich mit dem Abt Canonica, und machte das Resultat derselben 1774 bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er seine „Lettere d'un Italiano ad un Parigino", und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müsse. Da sein Geist sich unablässig mit seiner Wissenschaft beschäftigte, ließ er sich oft kleine Verletzungen des Wohlstandes zu Schulden kommen, wodurch aber keineswegs die allgem. Achtung vermindert ward, in der er stand. Er starb den 27. April 1781.

Beccaria (Cesare Bonesana, Marchese de), geb. zu Mailand 1735, ward früh durch die „Lettres persannes" von Montesquieu zur Entwickelung seines philosophischen Talents angeregt und nachher durch seine, von edlem Feuer für die Menschheit erfüllte merkwürdige Schrift „Dei delitti e delle pene" (Von den Verbrechen und Strafen, Neapel 1764; auch in mehren, besonders deutschen Übersetz., z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798), als philosophischer Schriftsteller rühmlich bekannt. Mit der Beredtsamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft bestreitet er in demselben die Todesstrafe und Tortur. Für die Sache war durch dieses Werk gewonnen, daß man nun desto eifriger auf eine festere und wissenschaftlichere Begründung des peinlichen Rechts, als das trügliche Gefühl sein kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte die Schwäche seiner Gründe gegen die Todesstrafe, aber er that Beccaria Unrecht, den die edelsten Bewegungsgründe, „Liebe für die Wissenschaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sklaven so vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. B. war ein treuer Freund, guter Sohn, zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menschenfreund. Übrigens ist er noch durch eine

philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls: „Ricerche intorno alla natura dello stilo“ (Mailand 1770), und als Verf. mehrer guten Abhandlungen über den Styl, über den rednerischen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgeg. ital. Zeitschrift „Il Caffè“ [das Caffeehaus]) in seinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 sein gemeinnütziges Leben. — Über ihn s. Bergk in der Vorrede zur angeführten Übersetzung und Fuhrmann's „Denkwürdige Personen der alten und neuen Zeit“, 1. Bd., S. 310. T.

Becher (Johann Joachim), Verfasser der ersten Theorie der Chemie, geb. 1635 zu Speier, war nach dem frühen Tode seines Vaters genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Sein Eifer und seine großen Anlagen überwanden alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik, Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Professor in Mainz, kaiserl. Hofrath in Wien und erster Leibarzt des Kurfürsten von Baiern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und den Plan zu einer indischen Handelsgesellschaft entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab sich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 sein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Marktschreierei; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. Er war der Erste, der sie der Physik näher brachte und in beiden Wissenschaften die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen in der Welt suchte. Dies ist der Zweck seiner wichtigen „Physica subterranea“. Zugleich fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Abarten wären. Auch den Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem gemeinschaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Substanz. Erhitze man ein Metall, sodaß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die mercuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erste Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoisier galt. Becher's zahlreiche Schriften sind noch jetzt nicht ohne Interesse.

Bechstein (Johann Matthäus), herzogl. sachsen-meiningischer Kammer- und Forstrath und Director der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen, geb. den 11. Juli 1757 zu Waltershausen, einem Landstädtchen im Herzogthume Gotha. Von seinem Vater, einem gebildeten Schmied und leidenschaftlichen Jagdliebhaber und Naturforscher, scheint er Sinn und Anlagen für jene Studien ererbt zu haben, in deren Cultur er verdienten Ruhm erwarb. Jagd und Wald waren sein Element. Hier beobachtete er die Natur, und war schon genauer Kenner fast aller ihrer Erscheinungen im Bezirk einiger Stunden seines Wohnorts, als er das Gymnasium in Gotha bezog und hier erst Theorie und Nomenclatur lernte. In Jena studirte er nach dem Willen seines Vaters 4 Jahre lang Theologie, ohne seine Lieblingsstudien aufzugeben, die bei einem Wiedeburg, Succow, Lenz, Batsch und den vorhandenen Sammlungen noch mehr Nahrung fanden. Salzmann berief ihn 1785 als Lehrer der Naturgeschichte und Mathematik nach Schnepfenthal. Zuvor machte er eine pädagogische Reise, lernte in Dessau nicht nur die berühmten Jagden und Jagdmethoden, sondern in den flachen Gegenden eine Menge Sumpf- und Wasservögel kennen, wozu er zuvor keine Gelegenheit gehabt hatte. Seitdem machte er Forst-, Jagd- und Naturkunde zum Hauptberuf seines Lebens. 1788 bewies er als Mitarbeiter an André's „Gemeinnützigen Spaziergängen“ in Originalbeschreibungen seine genauen zoologischen Kenntnisse. Darauf erschien sein in diesem Fache classisches Hauptwerk, die gemeinnützige „Naturgesch. Deutschlands“, in 4 Bdn., wo er besonders als Meister in der Ornithologie dasteht. Da

er bei derselben auf eine Art, wie es vor ihm noch nicht geschehen, Jagd und Fang der Thiere sorgfältig und nach eignen Erfahrungen berücksichtigte, so erwarb sie ihm die Bekanntschaft aller denkenden Forstmänner und Jäger Deutschlands, vorzüglich Wangenheim's und Burgsdorf's, welcher Letztere ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne ertheilte. Jetzt warf er sich ganz auf das Forstfach, erkannte das Bedürfniß besserer Bildungsanstalten und beschloß die Errichtung einer solchen, nach einem Plane, den sogar Burgsdorf adoptirte. Er reichte denselben 1791 bei seiner Landesherrschaft ein. Sed nullus propheta — so auch hier. Bechstein gedachte ihn also in Waltershausen auf eigne Hand auszuführen. Kaum war seine Ankündigung erschienen, so strömten ihm Söhne und Empfohlene der angesehensten Männer zu. Der Unterricht konnte schon 1794 beginnen und die ganze Anstalt im folg. J. eröffnet werden. In demselben J. stiftete er, in Verbindung mit seiner Anstalt, die Societät für Forst- und Jagdkunde, wodurch ein gelehrter Verein aller bedeutenden Forstmänner und Jäger Deutschlands zu Stande kam, von dessen wohlthätiger Wirksamkeit ihre „Annalen" und die Zeitschrift „Diana" Beweise liefern. Gleichwol konnte dieser in seinem Berufe so ausgezeichnete und von den Meistern des Faches geehrte Mann für seine gemeinnützige Anstalt nicht nur nicht die mindeste Regierungsunterstützung finden, sondern hatte auch noch mit solchen Hindernissen zu kämpfen, daß er den Antrag des vortrefflichen Herzogs von Meiningen, Georg, annahm und den 5. Dec. 1800 in dessen Dienste als Mitgl. der Kammer und des Oberforstcollegiums und als Director der dort anzulegenden Forstakademie trat. Durch ihn ward Dreißigacker (s. d.) eine der vollkommensten Forstlehranstalten in Deutschland, auf welcher schon über 500 Forstmänner gebildet worden sind. Bechstein starb zu Dreißigacker 1822. Seine Schriften bis 1815 finden sich im „Sylvan" desselben J. bei dem Abriß seines Lebens verzeichnet. Als die wichtigsten gelten: 1) seine vollständige „Naturgeschichte der schädlichen Forstinsekten", 3 Bde.; 2) seine „Forstbotanik", die, außer 2 Nachdrücken, 4 Aufl. erlebte; 3) sein vollständiges „Handbuch der Jagdwissenschaft", 4 Bde., 4.; vor allen aber 4) die „Forst- und Jagdwissenschaften nach allen ihren Theilen", wovon 6 Bde. von ihm selbst verfaßt sind und das stets fortgesetzt wird: — ein wohlfeiles Werk, in welchem der Forstmann Alles nach einem Plane bearbeitet findet, was er zu wissen nöthig hat.

Bechteltag nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutschen Worte Becheln, sich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weise, wie ehemals die Saturnalien. In Zürich ist es insbesondere ein Festtag für Kinder, indem sie schön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte kommen und dort dafür Lebkuchen, Kupferstiche und Lieder erhalten: die sogenannten und wohlbekannten züricher Neujahrsgeschenke für Kinder.

Beck (Christian Daniel), einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Historiker, geb. zu Leipzig den 22. Jan. 1757, wo er von Jugend auf die philolog. Wissenschaften mit großem Eifer getrieben, dann seit 1779 durch seine vielseitigen und kenntnißreichen Vorlesungen im Fache der Exegese, Philologie, Archäologie, allgemeinen und Kirchengeschichte der Universität daselbst, sowie durch praktische Übungen und Disputatorien dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutschland überhaupt mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieser Zeit empfing er mehre akademische Würden und Ämter (seit 1785 die Professur der griech. und lat. Sprache, seit 1809 das Directorium eines königl. philolog. Seminars, welches auf die von ihm gestiftete philologische Gesellschaft gegründet wurde, u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und stets zum Vortheile der Universität verwaltet. Auch ward er 1803 zum königl. sächs. Hofrath und später zum Ritter des sächs. Civilverdienstordens erho-

ben. Alle Zeit, welche ihm von diesen akademischen Beschäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet, und seine sehr zahlreichen literarischen, historischen, archäolog. und philolog. Werke, von denen mehre noch unvollendet sind, werden ungemein geschätzt. Vorzüglich seine Ausg. der alten Classiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Aristophanes, Calpurnius; seine trefflichen und lehrreichen Programme über historische und archäologische Gegenstände; sein reichhaltiges geschichtliches Werk: „Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte" (1787 -1806, 4 Bde.), bis zur Entdeckung von Amerika und die 1. Abth. des 1. Bds. 1813 in einer umgearbeit. neuen Ausg.; sein „Grundriß der Archäologie zur Kenntniß der Gesch. der alten Kunst" (Lpz. 1816), seine zahlreichen gelehrten Programme, seine Übersetzungen von Goldsmith's „Geschichte der Griechen", Ferguson's „Geschichte der römischen Republik" und seine für Theologen wichtigen „Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther." (Leipz. 1800), welche alle ebensowol von ungemeiner Belesenheit als von seltener Schärfe und Feinheit des kritischen Urtheils zeugen. Mit großer liter. Umsicht redigirt er das „Allgem. Repertor. der neuesten in- und ausländischen Literatur" seit 1819 und arbeitet in seinem großen Wirkungskreise, wozu auch das Censoramt gehört, mit unermüdlichem Fleiße und Eifer fort. 1825 gab er die Professur der Geschichte ab, und nahm dagegen die der griechischen und römischen Literatur wieder ein.

Beckedorff (Georg Philipp Ludolf), königl. preuß. Geh. Ober-Reg.-Rath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, geb. zu Hanover 1778, vertauschte das Studium der Theologie mit der Medicin, in der er zu Göttingen 1799 die Doctorwürde erhielt. Später widmete er sich der Erziehung. 1810 wurde er Hofmeister des jetzigen Kurprinzen von Hessen, drang jedoch nach wenigen Monaten wieder auf seine Entlassung, worauf ihm die Führung des Erbprinzen von Bernburg angetragen wurde, der er bis zu Ende 1818 vorstand. Im folg. J. in k. preuß. Dienste berufen, ward er als Mitglied des neu errichteten Obercensurcollegiums und nachher als Rath im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten angestellt, worin er die Angelegenheiten des Volksschulwesens bearbeitet. Einige kleine Abhandlungen ungerechnet, trat er 1815 zuerst als Schriftsteller auf. Seine gegen Schleiermacher gerichtete Schrift: „Zur Kirchenvereinigung", mehre Aufsätze in Adam Müller's „Staatsanzeigen", unter denen der über Leibeigenschaft ihm manchen Tadel zugezogen hat; sein „Briefwechsel zweier Geistlichen bei Gelegenheit der Versuche zur Kirchenvereinigung", weßhalb ihm Hinneigung zum katholischen Dogmensystem vorgeworfen wurde, und eine ausführliche Abhandlung über das Turnen, im 5. Bde. der „Wiener Jahrbücher", welche wir für Beckedorff's vorzüglichste literarische Arbeit halten, sind weniger bekannt geworden als sein durch Kotzebue's Ermordung veranlaßter „Aufruf an die deutsche Jugend", der ihm Freunde und Feinde gemacht hat. In Gottschalk's „Deutschen Sagen und Volksmärchen" findet sich noch von ihm eine einleitende Abhandlung über Volkssagen, auch wird er für den Verfasser der gegen de Wette's Actensammlung gerichteten anonymen Schrift gehalten. Seit 1825 gibt er „Jahrbücher des preuß. Volksschulwesens" heraus. In seiner Schreibart erkennt man das Streben nach klarer und geordneter Darstellung; übrigens mißbilligt er alle ultraliberale Ideen, die er jedoch, wie Einige meinen, zuweilen mit auch in einer Monarchie vollkommen zulässigen echt liberalen Grundsätzen verwechseln möchte.

Becken, in seiner anatomischen Bedeutung, eine am untern Theile des Unterleibes bei Menschen und Thieren befindliche, aus vier Knochen zusammengesetzte, oben völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meist unveränderliche Höhle. Auswendig ist dieselbe rundlich, oben breiter, unten

schmaler. Im Stehen ruht es auf dem dicksten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. Das ganze Becken ist auf den Schenkeln beweglich, daher steigt das Hüftbein beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man sich auf die Schenkel stützt; es sinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgesetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle sind eben, glatt und mit Fleisch bedeckt. Eine fast in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt dasselbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das andre das untere oder kleine genannt wird. In wohlgebauten Personen von mittler Größe beträgt der Durchmesser des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern beim männlichen Geschlecht neun, beim weiblichen elf Zoll. Daß das Becken bei den Menschen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andre Richtung haben müsse als bei Thieren, läßt sich von selbst schließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Mastdarm, die Urinblase, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüsen.

Becker (oder Bekker) (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog, geb. den 20. März 1634 zu Metselawier in Westfriesland, wo sein Vater Prediger war, studirte in Gröningen und Franecker, ward dann Prediger in Osterlittens und schrieb einige kleine Schriften, zog sich aber durch die darin geäußerten Meinungen über einige Glaubenslehren Verfolgungen zu. Man beschuldigte ihn des Socinianismus und Cartesianismus. Er verließ daher seinen Wohnort, ward Pfarrer in Loen und Weesp, dann Feldprediger. 1679 ließ er sich in Amsterdam nieder und erweckte bald durch neue Schriften den Haß seiner Amtsbrüder; denn er schrieb eine Untersuchung über die Kometen, in der er bewies, daß sie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch: „De betoverde Weereld“ (Die bezauberte Welt) (Amsterdam 1691—93; deutsch, Leipz. 1781—82, 3 Bde.), in dem er die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Hexen u. a. m. angreift. Diese Schrift setzte alle Federn in Bewegung. Er trug selbst darauf an, daß man sie vor der Synode untersuchen möchte, und schrieb eine Rechtfertigung derselben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieses Werks und entsetzte ihn seines Predigtamts. Er starb 1698.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geb. den 4. Nov. 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgischen, gest. den 3. Jun. 1813 zu Dresden als k. sächs. Hofrath und Antikeninspector, hat sich als angenehmer Erzähler und Kunstkenner bekannt gemacht. Er studirte von 1773 — 76 in Leipzig. Seine „Briefe an Elise“ und die „Episteln an Gärtner“ wurden gern gelesen. Früchte seiner Kunststudien waren eine Schrift vom Costum an Denkmälern und die Übersetzung von Bardon's Schrift über das Costum. 1776 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Dessau und im nächsten J. nach Basel. Hier, in Mecheln's Umgang, bildete sich sein Geschmack an Kupferstichen und seine Kenntniß alter Meister. Er bereiste dann die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Oberitalien. Die auf dieser Reise gemachte Bekanntschaft Girardin's veranlaßte ihn, dessen Schrift über die Verschönerung ländlicher Wohnungen zu übersetzen. Auch bekam er von diesem das Bruchstück aus Rousseau's noch geheim gehaltenen Bekenntnissen über den Banddiebstahl, durch dessen Mittheilung er Wieland so heftig erzürnte, daß er sich in einem eignen Schreiben deßhalb rechtfertigen mußte. Des großen Meisters Hans Holbein Malereien und satyrische Einfälle hatten Becker in Basel vielfach beschäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausg. von Erasmus's „Lob der Narrheit“, sowol im Original als in einer Übersetzung, mit den Holbein'schen Federzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer gest. B. erhielt 1782 die Stelle eines

Professors der Moral und Geschichte bei der Ritterakademie in Dresden, welcher er bis 1795 vorstand, worauf er die durch Wacker's Tod erledigte Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzcabinet unter dem Titel eines Inspectors erhielt, die er bis zu seinem Tode verwaltete und seit 1805 mit der Aufsicht über das grüne Gewölbe verband. Mäßige Amtsgeschäfte erlaubten ihm mannigfaltige schriftstellerische Unternehmungen. Diese wurden nur einmal, 1784, durch eine Reise nach Italien unterbrochen. In der schönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte und Erzählungen. Auch erwarb er sich ein Verdienst um die Lesewelt durch die Herausgabe s. „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (seit 1794—1815), durch eine Sammlung Erzählungen, unter dem Titel: „Erholungen". Auch verdienen sein „Taschenbuch für Gartenfreunde", 1795—1800, seine „Garten- und Landschaftsgebäude" in drei Lief., seine Beschreibungen des seifersdorfer Thals und des plauischen Grundes bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst, rühmliche Erwähnung. In einer besondern Schrift zeigte Becker, wie das plauensche Thal durch Hinzutritt der Kunst in einen großen Naturgarten umgeschaffen werden könne. Noch mehr Beifall erhielt sein prachtvoll ausgestattetes „Augusteum" (13 Hefte seit 1804), das Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfert. nebst einem erläuternden Texte enthält. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eignen Werke bekanntzumachen, und gab vorläufig „Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen mit historischen Erläuterungen" heraus (4.), welches Werk in Ansehung der Genauigkeit der Münzabbildungen Alles übertraf, was bis dahin in dieser Art erschienen war. S. „Becker's Leben" von Hasse, in (Kind's) „Taschenb. z. geselligen Vergnügen" (1815).

Becker (Rudolf Zacharias), Hofrath, geb. zu Erfurt gegen 1757, wurde nach geendigten Universitätsjahren Hofmeister im Hause des dortigen Präsidenten v. Dacheröden, 1782 Lehrer am Erziehungsinstitut zu Dessau und ließ sich 1783 in Gotha nieder. Er bildete sich durch ein rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller; in dieser Hinsicht steht er sowol durch seine vielfältigen schriftstellerischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höhern Classen gestiftet haben dürfte, vielleicht vor allen deutschen Schriftstellern als der Einzige da. Mehr als 30 J. lang war er als Schriftsteller bemüht, Grundsätze echter Lebensweisheit unter den untern Volksclassen zu verbreiten. Unter s. schriftstellerischen Unternehmungen zu diesem Zwecke steht das „Noth- und Hülfsbüchlein" (1. Thl. 1787, 2. Thl. 1798), in Vereinigung mit dem „Mildheimischen Liederbuche" oben an, von welchem erstern, nach Becker's eigner Angabe, binnen 25 J. eine Mill. Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden sind. Dieser beispiellose Absatz bürgt für die Zweckmäßigkeit des Werks, also für die richtige Ansicht seines thätigen, um das allgemeine Wohl rastlos bemühten Verfassers. Becker stellt darin das Beispiel einer zweckmäßig geleiteten Selbstbildung einer vorher verwilderten Dorfgemeinde auf. Nicht minder verdienstlich ist s. „Allgemeiner Reichsanzeiger", der 1791 begann, 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel: „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen" erhielt und jetzt noch fortgesetzt wird. Auch die „Nationalzeitung der Deutschen", welche der 1796 begonnenen „Zeitung für die Jugend" von 1800 an folgte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln strebte. Ein unbekannter Anlaß, wahrscheinlich irgend ein freimüthiges Wort im „Allgemeinen Anzeiger" machte B. der franz. Regierung verdächtig, und war Ursache, daß er gewaltsamer Weise den 30. Nov. 1811 von Gotha nach

Magdeburg gebracht ward, wo er eine ziemlich lange Muße zur gänzlichen Umarbeitung seines „Noth- und Hülfsbüchleins" verwandte; erst im Mai 1813 ward er, auf Verwendung des Herzogs von Gotha bei Napoleon, seiner Familie wiedergegeben. Jene Umarbeitung des „Noth- und Hülfsbüchleins" und des „Mildheimischen Liederbuchs" ist seitdem erschienen. Er starb 1822. Die von ihm gegründete Buchhandlung gab 1825 eine neu verb. Originalausg. des „Noth- und Hülfsbüchleins" heraus.

Becker (Christian Gottfried), ein selbst erfindender oder doch das vom Auslande Eingebrachte nach eigner Ansicht gestaltender Fabricant, Menschenfreund und Wohlthäter seiner Mitbürger, geb. im oberlausitzer Dorfe Oberlichtenau am 2. Sept. 1772, erhielt von seinem Vater, der dort Prediger war, den ersten Unterricht. Mit seinen Ältern in das gewerbfleißige Städtchen Mitweida verpflanzt, bekam er Lust zu Fabrik- und Handelsgeschäften, erlernte die Kaufmannschaft in Dresden und wurde Handlungsdiener in Chemnitz um 1792. Dort erblühete eben durch Einführung der englischen Handspinn- und Krempelmaschinen ein regerer Kunstfleiß. Mit Schraps vereint, gründete er sein eignes Geschäft 1797, zunächst für die damals noch sehr betriebene Fabrication halbseidener bunter Schweizerwaaren, worin Becker bald mit den Elberfeldern und Schweizern wetteiferte. Da der das südwestliche Deutschland hart bedrückende französische Krieg dem nördlichen Deutschland für Gewerbe und Fabrik damals noch sehr günstig war, so entstand in Chemnitz der lebendigste Wetteifer für neue Gewerbzweige. Niemand verstand den Zeitgeist und Das, was im Kunstfleiß dadurch begünstigt wurde, besser als Becker. Seit 1802 wandte sich sein Unternehmungsgeist ganz auf die Verschönerung und Vervielfältigung des Zitz- und Cattundrucks. Wetteifer mit der schweizer und schottischen Druckfabrication, feinere Waaren, Merinodruck, machte Becker's Firma bald zu einer der besuchtesten in der leipziger Messe. Die Continentalsperre vermehrte den Absatz seiner Waaren in dem Norden so sehr, daß er nun die größten Fabrikgebäude begründen und der Vater eines eignen, zuletzt aus einigen tausend Köpfen bestehenden kleinen Fabrikstaats werden konnte, dessen Kinder er durch besonders besoldete Schulmeister in eignen Schulstuben unterrichten ließ. Dabei gab er ihnen eigne Spielplätze. So wurde eine ganz im Geiste großer englischer und schottischer Fabrikherren geordnete Familie im weitesten Sinne gestiftet, die er in Zeiten der Theurung nährte, durch Musik veredelte, durch mancherlei Auszeichnung ermunterte und durch Erweckung eines sich selbst ehrenden Gemeingeistes in den Bessergesinnten über sich selbst erhob. Chemnitz, sowie die Umgegend, gewann ebenfalls dadurch bedeutend an Wohlstand. Das erste Druckgebäude entstand 1804, mehre andere ansehnlichere folgten. Um ganz ungestört seine Plane ausführen und die selbst nicht ohne Eigensinn und mit oft leidenschaftlich ausbrechender Heftigkeit so und nicht anders beliebten Wege der Wohlthätigkeit ohne alle Familieneinsprüche verfolgen zu können, hatte Becker nie geheirathet. Aber die Armuth und das im Mangel darbende Talent war Tag und Nacht seinem Geiste nahe. Er konnte hart, scharf sein gegen die ihn zur Unzeit Andrängenden; er kränkte durch Mißtrauen vielleicht auch wol zuweilen Den, der es nicht verdiente. Aber welcher Hülfsbedürftigkeit er einmal sein Herz öffnete, der war reichlich und rasch geholfen. Die in seiner Fabrik angestellten Kinder ermunterte, die vom Alter gebeugten oder von Krankheiten gelähmten Arbeiter unterstützte er auf die kräftigste Weise. Zwanzig erhielten seit dem Theurungsjahre 1817 täglich Speisung aus seiner Küche. Sechs älternlosen Waisen, die er nach den Kriegs- und Seuchenverheerungen Sachsens 1814 selbst aus Naumburg abholte, wurde er im eigentlichsten Sinne Vater. Sie gingen in dem endlosen Trauerzuge, als am 26. Oct. 1820 seine Hülle zur Erde bestattet wurde, zunächst vor seinem Sarge.

Eine besondere Vorliebe hatte er für junge Studirende. Mehre Schüler des chemnitzer Lyceums bildeten fast täglich seine Tischgenossen und seinen Familiencirkel. Gingen sie auf die Universität, so erhielten sie ganz im Stillen Stipendien von ihm. Für einige hatte er auch nach seinem Tode gesorgt. Der glänzendste Zeitpunkt für seine gemeinnützige Thätigkeit trat in den Theurungsjahren 1816 und 1817 ein. Da brachte er, rathend, ermunternd, überall selbst mit runden Summen voranschreitend, den Verein zum Kornankauf im Auslande für den erzgebirgischen Kreis nicht nur zu Stande, sondern auch zur wohlthätigsten Wirksamkeit. Er reiste selbst nach Polen und zu den ostseeischen Kornspeichern, Gesundheit und Leben in ungünstiger Witterung hintansetzend, und als nun dem Zurückgekehrten Korn, Gerste, Erbsen zum Verbacken nachfolgte, da stiftete er, allen Bäckern zum Trotz, eine vom Staate genehmigte Backanstalt, die Manchen vom Hungertode rettete. Vom Monat Febr. bis Oct. 1817 wurden täglich 70 Kinder gespeist, die schon vom Hunger entkräftet waren, und in seinem eignen Hause an 200 Arme. Auch sein Testament enthält große Vermächtnisse. Musik gehörte unter seine schönsten Genüsse. Seine Druckerlehrlinge führten Concerte auf, wozu er selbst die Instrumente anschaffte. Becker hatte Alles sich selbst zu danken. Lecture, Nachdenken, Reisen, belehrender Umgang vollendete seine Bildung. Sein stets beschäftigter Erfindungstrieb brachte die gesuchtesten Muster in seine Waaren, die zierlichste Verbesserung in seinen, stets durch Neuigkeit und Güte sich empfehlenden Waarenartikeln hervor. Aber er dachte von sich selbst sehr bescheiden, haßte alle äußere Ostentation, selbst in seiner Kleidung und Wohnung, und fragte vor Allem nach Charakterfestigkeit.

Becket (Thomas), berühmt unter d. N. Thomas von Canterbury, geb. zu London 1119, studirte zu Oxford, Paris und Bologna, worauf ihn der König Heinrich II., auf Empfehlung Theobalds, Erzbischofs von Canterbury, zum Großkanzler und zum Lehrer s. Sohnes ernannte. Auf diesem Posten war B. ebenso sehr bemüht, sich bei dem Volke durch seine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, sodaß der letztere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen seinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer, dem König höchst unerwarteten Seite zeigte. Von dem höchsten Wohlleben ging er plötzlich zu der Strenge des andächtigsten Geistlichen über und trat zugleich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieser berief zur Beschränkung derselben eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehre dem Willen des Königs gemäße Bestimmungen gemacht wurden, denen sich Becket, aus Unvermögen, sich zu widersetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, trat Becket, ungeachtet seines geleisteten Eides laut dagegen auf; Heinrich, um sich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, seine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen, und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu suchen. Dessenungeachtet blieb Becket unbeugsam, und Heinrich, dem daran lag, sich mit ihm auszusöhnen, ließ sich nicht nur zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie herab, sondern demüthigte sich so sehr, dem stolzen Prälaten beim Auf- und Absteigen den Zügel seines Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte sich aber ebenso unabhängig von der königl. Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einst vor seinem Hofe darüber fallen ließ, bestimmte vier Edelleute, sich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie begaben sich nach Canterbury, und ermordeten dort Becket, der sich zur Abendmesse in die Kirche begeben hatte, am Fuße des Altars. Dies ge-

schah 1170. Nur mit vielen Opfern gelang es dem Könige, den furchtbaren Bannstrahl, der für diesen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei J. darauf, als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom ersten Range versetzt. 1221 ließ Heinrich III. seine Gebeine in eine eigne Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Fest und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der römischen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Bischofe solche Ehre erwies, der der königl. Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte sich des reichen, in Becket's Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Calender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, seine Gebeine wurden verbrannt und in die Winde gestreut.

Beckmann (Johann), fast 45 J. lang Professor der Philosophie und Lehrer der Ökonomie, Technologie, Kameral- und Polizeiwissenschaft, Mineralogie u. s. w. in Göttingen, wurde zu Hoya 1739 geb, wo sein Vater, Steuereinnehmer und Postmeister, sich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundstücks beschäftigte. Dies scheint dem Sohne Liebe für die Feldwirthschaft eingeflößt zu haben. Er verlor s. Vater frühzeitig. Seine Mutter schickte ihn auf die Schule in Stade und übergab ihn der Leitung des Rectors Gehlen. Er wurde zum Prediger bestimmt, änderte aber in Göttingen 1759, vielleicht auf Hollmann's Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Kästner und Mayer veranlaßt, seinen Entschluß, und wendete sein Studium auf Naturwissenschaft und deren nützliche Anwendung für den bürgerlichen und Staatshaushalt. 1763 nahm er, auf den Antrag des Geographen Büsching, die Stelle eines Professors der Physik und Naturgeschichte am lutherischen Gymnasium zu Petersburg an. Als aber Büsching Petersburg verließ, legte auch B. seine Stelle nieder, und machte eine Reise nach Schweden, um sich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verschaffen. In Upsala benutzte er längere Zeit Linné's Umgang und Unterricht. Auf Büsching's Empfehlung ward er 1766 zum Professor in Göttingen ernannt, wo er mehre Werke über Naturwissenschaft und Landwirthschaft herausgab und letztere zuerst in eine wissenschaftliche Form brachte. Sein Ruf zog viele Studirende nach Göttingen. Er starb 1811, als Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Deutschlands und der nordischen Reiche. Man hat von ihm eine Zahl von Lehrbüchern über die verschiedenen Wissenschaften, die er vortrug, unter dem Titel von Grundrissen, Anleitungen u. dgl. Von s. übrigen Schriften nennen wir die „Geschichte der Erfindungen" (Leipz. 1780 — 1805, 5 Bde.).

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, der Ehrwürdige, ein angelsächsischer Mönch und Schriftsteller, geb. 672 zu Girvy im Bisthum Durham, ging schon im 7. J. ins St.-Peterskloster zu Weremouth. Hier ward er erzogen und studirte, ward Diakonus, Presbyter und starb 735, ohne es je verlassen zu haben. Er hatte Alles gelesen und gelernt, was man zu seiner Zeit in lat. Schriftstellern lesen und lernen konnte. Unter s. Schriften, die alle lateinisch sind und sich über Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Physik, Chronologie, Geschichte, Bibelerklärung u. s. w. verbreiten, ist die wichtigste eine englische Kirchengeschichte von Cäsar's Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf 731 n. Chr. Sein „Chronikon" (Jahrbuch der Weltgeschichte) ist merkwürdig, weil Beda darin zuerst die Aera Christiana (Jahre von Chr. Geb. an) nach der Bestimmung des römischen Abtes Dionysius Exiguus zum Grunde legte, und diese Aera dadurch im Occident eingeführt ward. Beda verdankte man auch die Beschreibung des verlornen Dionysianischen Cyklus. Aus seinem Grundrisse der Dialektik haben Alcuin

und Spätere geschöpft. Seine Werke erschienen sämmtlich zuerst Paris 1521, 3 Bde., Fol., nachher besonders Basel 1583, 8 Bde., Fol.

Beddoes (Thomas), Arzt und Schriftsteller, geb. 1754 zu Schifnal in Shropshire, starb 1808. Von s. Großvater erzogen, machte er schon auf der Schule glänzende Fortschritte in den classischen Studien; auch auf der Universität Oxford zeichnete er sich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, sondern auch durch eine seltene Bekanntschaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Physiologie zogen ihn unwiderstehlich an. Er setzte seine Studien in London und Edinburg mit Beifall fort. In s. 26. J. promovirte er zu Oxford, besuchte darauf Paris, um Lavoisier's Unterricht zu benutzen, und ward, nach seiner Rückkehr, zum Professor der Chemie in Oxford ernannt. Hier gab er treffliche chemische Abhandlungen und Beobachtungen über den Skorbut, den Blasenstein u. s. w. heraus. Bald aber fesselte ihn die glänzende Außenseite der franz. Revolution dergestalt, daß er, um seinen Sinn für Freiheit durch Nichts beschränkt zu sehen, seine Stelle niederlegte und sich aufs Land zu einem s. Freunde, Reynolds, begab. Hier arbeitete er s. Bemerkungen über das Wesen der Mathematik aus, worin er zu beweisen sucht, daß diese Wissenschaft auf der Evidenz der Sinne, und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erschien s. „Geschichte des Isaak Jenkins", die darauf berechnet war, der arbeitenden Classe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieser trefflichen Volksschrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er 1794 sich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anstalt, durch künstliche Luftarten mehre Krankheiten, besonders die Schwindsucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterstützung gelang es ihm, diese Anstalt 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufseher des Ganzen einen jungen Mann, Humphry Davy, an, dessen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte sich, daß der Hauptzweck der Anstalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes's Eifer erkaltete endlich so sehr, daß er ein Jahr vor seinem Tode sich gänzlich zurückzog, nachdem er eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künstlicher Luftarten herausgegeben hatte. In den spätern J. s. Lebens erwarb er sich den Ruf des geachtetsten medicinischen Volksschriftstellers in Großbritannien, insbesondere durch s. „Hygiea" in 3 Bdn., ein gemeinnütziges Werk, das sich auch durch eine gute Darstellung empfiehlt. Seine patriotischen Flugschriften, von 1795 — 97, sind vergessen.

Bedeckter Weg, der äußerste Wallgang zwischen der äußern Grabenböschung (Contrescarpe) und dem freien Felde einer Festung. Seine Brustwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmälig nach dem Felde zu ab. Er verschafft eine sichere Gemeinschaft um die ganze Festung, erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen, zwingt den Feind, seine Belagerungsarbeiten in einer sehr großen Entfernung anzufangen, erschwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breschbatterien, und deckt durch seine Brustwehre die hinter ihm liegenden Werke.

Bedingung, im Allgemeinen jede Voraussetzung, unter der etwas Andres vorgestellt wird; so redet man von einer logischen Bedingung, d. i. die Voraussetzung, unter welcher man Etwas von einem Begriffe aussagt oder urtheilt, und von der realen Bedingung, unter welcher ein Ereigniß, eine Begebenheit wirklich wird. Aus der erstern entspringen die logisch bedingten Sätze und Schlüsse. In metaphysischer Hinsicht setzt z. B. die Veränderung der Bedingungen etwas Beharrliches voraus, an dem sie erscheinen; eine Begebenheit, eine Ursache, woraus sie entsteht, und das Zugleichsein der Dinge ihre Wechselwirkung. Hier ist das Beharrliche der Grund, welcher vorausgesetzt werden muß, wenn Etwas wechselt; Ursache der Grund, woraus das Entstehen eines andern Dinges begriffen wird. Die

Philosophie nennt sie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, ist das Unbedingte. Die kritische Philosophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt. Unter juristischer Bedingung versteht man den Umstand, von dessen Eintritt die Entstehung oder Geltendmachung eines Rechtes abhängig ist; hierauf beruhen die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in mögliche und unmögliche, im physischen sowol als moralischen Sinne. Jene stehen entweder in unserer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder Beides findet zugleich statt. Ferner sind sie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinsicht ihrer Wirkung entweder aufschiebend oder aufhebend.

Bedlam, s. London.

Beduinen, Bedewi, d. i. Bewohner der Wüste, ein zahlreicher mohammedanischer Völkerstamm, welcher die Wüsten Arabiens, Ägyptens und des nördlichen Afrikas bewohnt. Ob sie ein durch ursprüngliche natürliche Abweichungen ausgezeichnetes und aus einem ganz verschiedenen Stamme entsprossenes Volk seien, oder ob ihre scheinbare Verschiedenheit von den übrigen Arabern sich befriedigend aus ihrer besondern Lebensweise herleiten lasse, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich ist jedoch dieses Letztere, da ihre Sitten und Gebräuche im Wesentlichen nur wenig von der allgemeinen Form abweichen. Die Beduinen wohnen fern von Städten und andern festen Wohnplätzen in Familien unter Schachs (Scheichs), oder in zahlreichern Stämmen unter Emirn beisammen. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen sind ihre Wohnungen. Mit ihren Heerden und Lastthieren, welche ihr geringes Eigenthum tragen, ziehen sie dem frischen Wasser und der Weide nach. Alle Beduinen sind gute Reiter; viele lieben die Jagd. Gegen Pferde, die sie mit Sorgfalt erziehen, und gegen Schlachtvieh tauschen die friedlichen Stämme ihre Bedürfnisse an Waffen und Kleidern von den Grenzbewohnern der benachbarten Länder ein. Andre Stämme dagegen sind so offenbare Räuber, daß es höchst gefährlich ist, ohne hinlängliche Macht, oder ohne einen Sicherheitspaß, wie ihn die einzelnen Oberhäupter verkaufen, die Gegenden, wo sie streifen, zu bereisen; zumal da sie nicht bloß plündern, sondern auch morden, wenngleich die Reisenden keinen Widerstand leisten. Dieses Hanges zur Grausamkeit ungeachtet, halten die Beduinen die Rechte der Gastfreundschaft für heilig, und der wehrloseste Feind ist ihres Schutzes gewiß, wenn ihm einmal die Zuflucht gestattet ward. Als Feind betrachtet der Beduine aber Jeden, der nicht sein Bruder, Bundesverwandter oder Schutzgenosse ist. Stets auf seine Sicherheit bedacht, greift er keine Karavane, kein Lager an, ohne seiner Überlegenheit gewiß zu sein. Der Mehrzahl und dem kraftvollen Widerstande weicht er in schneller Flucht. Ringsum ein Schrecken aller Nachbarvölker, lebt der räuberische Beduine in steter Wachsamkeit, arm, unwissend, wild und roh, aber frei und auf seine Freiheit stolz.

Bedürfniß ist das Verhältniß eines Menschen zu Etwas, dessen Abwesenheit oder Mangel ihm unangenehm ist; der Gegenstand, welcher diese Unannehmlichkeit hebt, heißt Bedürfnißmittel oder auch wol selbst Bedürfniß. Einige dieser Bedürfnisse hat die Natur begründet, indem sie den Menschen so geschaffen hat, daß er ohne die Befriedigung derselben entweder gar nicht existiren oder sich doch durchaus nicht wohl befinden kann; dergleichen heißen natürliche Bedürfnisse. Andre bringt der Mensch erst durch Kunst oder durch seinen Willen in sich hervor; dergleichen heißen künstliche oder willkürliche. Es gibt Bedürfnisse der Nothwendigkeit, welche auch unentbehrliche heißen, weil der Mensch, ohne sie zu befriedigen, nicht leben kann, oder sich wenigstens, wenn er sie entbehren muß, übel befindet. Bedürfnisse der Bequemlichkeit oder Behag-

lichkeit sind solche, von deren Befriedigung das zufriedene und ruhige Leben abhängt; Bedürfnisse des **Wohllebens**, deren Befriedigung das menschliche Wohlsein erhöht. Die beiden letztern werden **entbehrliche** genannt, weil der Mensch auch ohne sie leben kann. Der Grad der Tauglichkeit der Dinge zur Befriedigung der Bedürfnisse heißt ihr **Bedürfnißwerth**, und da nothwendige Bedürfnisse zu befriedigen für den Menschen wichtiger sein muß als entbehrliche, so haben die Güter der Nothwendigkeit einen größern Bedürfnißwerth als die der Bequemlichkeit, und diese einen größern als die des Wohllebens, obgleich letztere einen größern Tauschwerth haben können. (S. **Werth** und **Tauschwerth**.)

Beelzebub, hebräisch der Fliegengott, ein Abgott der Moabiter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberste Teufel verstanden wird.

Beer (Michel), von Andern **Michel Berr** genannt, ein jüdischer Gelehrter in Paris, geb. 1784 in Nancy, trat, der Erste seiner Religion, als Advocat auf. Seine Erfolge in dieser Laufbahn waren glänzend; allein er widmete sich bald ausschließend der Literatur, und hatte die Ehre, welche in Frankreich noch keinem Israeliten widerfahren war, in die gelehrten Akademien Frankreichs aufgenommen zu werden. Er wurde Mitglied der königl. Gesellschaft des antiquaires, der philotechnischen Societät, der Akademien von Nancy, Strasburg, Nantes und Göttingen. Napoleon berief ihn 1807 zu der großen Zusammenkunft jüdischer Notabeln, welche über den zu verbessernden Zustand dieses Volks Rathschläge ertheilen sollten; und dieser Sanhedrin wählte ihn zum Secretair. Bei der Errichtung des Königreichs Westfalen wurde er wegen seiner Kenntniß beider Sprachen als Bureauchef im Ministerium des Innern angestellt. In der Folge erhielt er im franz. Ministerium des Innern eine Anstellung; auch trug er im pariser Athénée einen Cursus über die deutsche Literatur vor. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur ein „Eloge de Mr. Charles de Villers" an.

Beerdigung, das Begraben eines menschlichen Leichnams in die Erde. Schädlich ist die Beerdigung in Kirchen und gemauerten Grüften; zu früh ist die Beerdigung, wenn sie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Mensch wirklich und nicht bloß scheinbar todt ist, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem schrecklichen Zustande wieder erwachen könnte. Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei sein. Schon die ältern Völker bestrebten sich, durch mancherlei Vorkehrungen mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Ägyptier ließen sie einbalsamiren, die Römer schnitten den einen Finger ab, ehe sie sie verbrannten, andre Völker ließen sie vielmals waschen und salben. Wie die Behandlung der Todten bei uns in einigen Gegenden Deutschlands ist, kann es geschehen, daß noch Leben in ihnen schlummert, wann sie begraben werden Nie sollten daher Beerdigungen stattfinden dürfen, bis sich die gewissesten Merkmale der Fäulniß eingestellt haben; wenigstens sollte man im Winter drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am sichersten wäre es, eine Todtenschau einzuführen, vermöge welcher ein vom Arzt unterrichteter Mann, oder in dessen Ermangelung die gewöhnliche, hierzu besonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dazu angestellt würde, jeden Todten zu verschiedenen Malen genau zu untersuchen, sodaß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Zeugniß des Leichenbeschauers den wirklichen Tod des Verstorbenen bestätigte. In manchen Fällen ist das längere Aufbewahren des Todten im Hause freilich lästig, auch wol gefährlich, z. B. bei ansteckenden Krankheiten, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hause. Daher wäre es sehr zweckmäßig, wenn überall, wie in Weimar, Todtenhäuser dazu eingerichtet würden, wohin Jeder seine Todten gleich nach den ersten Stunden bringen könnte, wo im Fall obwaltender Zweifel alle Mittel zu deren Wiederbelebung anzuwenden

wären, und wo die Verstorbenen bis zum Eintritt der unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes liegen blieben. (Vgl. Scheintod.) H.

Beethoven (Ludwig v.), unbezweifelt der größte jetzt lebende Instrumentalcomponist. Er war zu Bonn geb. 1772 und der Sohn eines ehemaligen Tenoristen daselbst (nach einer andern in Fayolle's „Lexikon der Tonkünstler" befindlichen Angabe ein natürlicher Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen). Er wurde zur Musik bestimmt, sowie er auch zur Musik bestimmt war. Denn er setzte schon in seinem 8. J. Alle, die ihn hörten, durch sein Violinspiel, in welchem er sich fleißig in einem Dachstübchen übte, in Erstaunen. Im 11. J. spielte er Bach's „Wohltemperirtes Clavier" u. im 13. setzte er schon einige Sonaten für sich. Diese versprechenden Äußerungen eines großen Talents bewogen den damaligen Kurfürsten von Köln, ihn 1792, unter dem Charakter seines Hoforganisten, auf seine Kosten nach Wien zu schicken, um sich dort unter Haydn's Leitung im Satze zu vervollkommnen. Unter diesem und in dessen Abwesenheit unter Albrechtsberger machte B. große Fortschritte. Auch bildete er sich hier zu einem großen Pianofortespieler, der durch seine freie Phantasie Alles in Erstaunen setzte. Obgleich B. seinen Gönner 1801 verloren hatte, blieb er doch in Wien, wo damals die Musik einen hohen Glanzpunkt erreicht hatte; und als er 1809 an den neuen Hof des Königs von Westfalen berufen wurde, bewogen ihn mehre östreichische Große, und unter ihnen sein Schüler in der Musik, der Erzherzog Rudolf, jetzt Bischof von Olmütz, durch Zusicherung einer jährlichen Rente zu bleiben. Von 1801 an hat er seine größten Werke geschrieben. Vor mehren Jahren verlor er durch eine Erkältung, welche er sich im Feuer des Schaffens im Freien ausgesetzt hatte, die Schärfe seines Gehörs, und gegenwärtig ist er fast ganz taub. Er lebt fast einsam und zurückgezogen in dem Dorfe Mödlingen nahe bei Wien, und läßt nur von Zeit zu Zeit das Schlagen seiner Fittige im Schwunge seiner kühnen Phantasien hören. Er eröffnete der Tonkunst ein ganz neues Gebiet in der Instrumentalschilderung. Seine reichen Tongemälde, die er in seinen größten Werken, den Symphonien, aufgestellt hat, schildern mit ergreifender Macht und Tiefe das Leben eines freien Geistes in der Natur, der bald mit tiefem Ernste in ihre Stürme blickt und in harmonische Ruhe zurückkehren läßt, bald mit leichtem Humor und munterm Scherz ihren Spielen lauscht, bald mit der Inbrunst eines Geliebten sich in ihr Anschaun vertieft. In ihm vereinigt sich Haydn's Humor und Mozart's Schwermuth; im Charakteristischen zeigt er sich vornehmlich Cherubini geistesverwandt. Aber er hat auf dem Wege seiner Vorgänger einherschreitend, neue kühnere Bahnen gebrochen, und die Musik scheint durch ihn das Äußerste gewagt zu haben. Bekannt ist Reichardt's originelle Vergleichung dieser Koryphäen der Tonkunst und über die Stelle, die er Beethoven unter ihnen einräumt. „Haydn", sagt er in seinen „Briefen aus Wien", „erschuf das Quartett aus der reinen Quelle seiner lieblichen originellen Natur. An Naivetät und heiterer Laune bleibt er daher auch immer der Einzige. Mozart's kräftigere Natur und reichere Phantasie griff weiter um sich und sprach in manchem Satz das Höchste und Tiefste seines innern Wesens aus; er war selbst mehr executirender Virtuos, setzte auch mehr Werth in künstlich durchgeführte Arbeit und baute so auf Haydn's lieblich phantastisches Gartenhaus seinen Palast. Beethoven hatte sich früh schon in diesem Palaste eingewohnt, und so blieb ihm nur, um seine eigne Natur auch in eignen Formen auszudrücken, der kühne, trotzige Thurmbau, auf den so leicht Keiner weiter Etwas setzen soll, ohne den Hals zu brechen". Außer seinen großen Symphonien und Ouverturen, seinen Quintetts, Quartetts und Trios für Streichinstrumente, seinen zahlreichen Claviersonaten, Variationen und andern kleinen Stückchen, in welchen sich der große Reichthum seiner musikalischen Phantasie zeigt, hat er auch für den Gesang, — doch minder glücklich geschrieben. Hierher gehört seine kolossale Oper „Leonore" (in der Umarbeitung „Fidelio" genannt), einige Missen,

ein Oratorium („Christus am Ölberge") und Gesänge zum Clavier, worunter die Composition von Matthison's Adelaide und einige Lieder Göthe's einzig sind. In seiner neusten großen Symphonie aus D-moll Nr. 9 hat er die Massen des Instrumentalorchesters mit der Macht der Singstimmen in dem Schlußsatze zu verbinden gesucht. Dieses und seine große Misse scheinen seine neuesten Werke zu sein, da hingegen viele gegenwärtig erscheinende schon aus früherer Zeit herrühren.

Befana heißt eine bekleidete Gliederpuppe, die in Florenz und in einigen andern Städten von Italien beim Carneval, besonders am Dreikönigsvorabend (das Wort soll aus epiphanias verstümmelt sein), vom Volke in komischer Procession herumgetragen wird.

Befestigungskunst, s. **Fortification**, **Festung** u. **Schanze**.

Befruchtung. Jeder mit Gliedern versehene (organisirte) Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. Zur Fortpflanzung seines Geschlechts erhielt jeder gegliederte Körper eigne Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungswerkzeuge nennt. Sie sind ebenso verschieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geschäft, welches diese Befruchtung bewirkt, heißt Begattung. Bei den Menschen und Säugthieren geschieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß sich ein oder mehre Bläschen, die den ersten Keim des jungen Geschöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierstocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung des befruchtenden Stoffes mit dem Keime vor sich geht. Wie aber aus dem befruchtenden Keime durch allmälige Ausbildung die Frucht entstehe, ist eine der schwersten Fragen, die wol Niemand genüglich beantworten wird. Nach der Evolutions- oder Entwickelungshypothese (s. **Epigenesie**) liegen die Keime in der Mutter vorräthig, bis sie sich durch den befruchtenden Stoff entwickeln. Wäre dies, woher bei Menschen und Thieren die Ähnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum erzeugen Neger und Weiße einen Mittelschlag? Woher die Bastarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die sowol Ähnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? — Die Vorstellung, daß die neuentstehenden organisirten Körper durch allmälige Ausbildung hervorgebracht werden, ist unserm Erkenntnißvermögen und selbst den Regeln aller philosophischen Naturforschung weit angemessener als die Lehre von der Entwickelung. Zufolge dieser Hypothese, nimmt man an, daß der Zeugungsstoff der Ältern, der an sich ungeformt ist, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung gelangt, für eine in demselben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerst empfänglich wird, kraft dessen bei der Empfängniß die allmälige Ausbildung erfolgt. Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die ebenso bestimmte Form und Beschaffenheit aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächse, folglich ihre Erzeugung, geschieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächse haben ebenfalls männliche und weibliche Geschlechtsglieder, die sich mit bloßen Augen sehen und unterscheiden lassen, doch sind bei ihnen diese Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren bleibend, sondern verschieden nach der Befruchtung. Der Samenstaub wird in eignen hierzu bestimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinster Theil dringt durch die in dem weiblichen Geschlechtstheile, der Narbe, befindliche Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierstock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal. Diese Befruchtungstheorie der Pflanzen (das **Sexualsystem**) haben neuerlich Schelver und Henschel mit Gründen bestritten, welche, ungeachtet manche Beobachtungen da-

für zu sprechen scheinen, doch starken Widerspruch gefunden haben. (S. Pflanzen.)

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß, Etwas zu thun oder zu lassen, besonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moralische Möglichkeit, sie zu verrichten, ja auch die Handlung selbst, deren Möglichkeit durch eine solche Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertiget wird. Die Erlaubniß selbst kann entweder daraus entspringen, daß durch ein Gesetz eine gewisse Classe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt sind, oder die Befugniß dazu vor Andern ausdrücklich zugestanden wird, wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag. Ist jenes Gesetz ein Gesetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menschen gegen einander oder zur ganzen Gesellschaft innerlich oder äußerlich festsetzt, ein Gesetz für die vernünftige Gemeinschaft unter den Menschen in Beziehung auf ihr gegenseitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgesetz, oder ist die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem solchen gemäß: so hat der Handelnde einen Anspruch oder Foderung an Andre, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit ist, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlassung einer Handlung nicht zu stören; eine Foderung, die, wenn sie Wirkung haben soll, auch gegen den Willen des Andern muß geltend gemacht werden können. Dieses nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, oder ein Recht, welches mithin seinem Wesen nach ein Rechtsverhältniß voraussetzt, das erst im Staate vollkommen vorhanden ist. Nicht jede Befugniß ist daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgesetz oder einer rechtlichen Thatsache beruht. Der Freund ist z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenseitiges Verhältniß, eine Unterstützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine solche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang, gefodert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke: ein Recht und eine Befugniß, oft verwechselt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergestellt; besonders wenn von einer Handlungsweise geredet wird, welche durch ein Gesetz im Staate gerechtfertigt ist. T.

Beg, Fürst oder Herr, der Titel gewisser türkischen Beamten, deren mehre unter einem Beglerbeg stehen.

Begasse (Karl), seit 1826 königl. preuß. Professor, geb. den 23. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Köln, ein ausgezeichneter deutscher Maler, erregte schon in seinem 6. J. durch sein Malertalent Bewunderung. Sein Vater hätte ihn jedoch gern zu seinem juristischen Stande gebildet; allein das junge Talent folgte seiner Kunst, und B. erhielt im 15. J. einen Lehrer, der aber bei seiner Mittelmäßigkeit keinen Eindruck auf ihn zu machen vermochte. Der Glanz des pariser Museums zog den 19jährigen Künstler nach Paris, wo er sich den bekannten Gros zum Lehrer wählte. Als preuß. Unterthan ward er 1814 seinem Könige in Paris vorgestellt, der das erste kleine Bild von B. kaufte, ihn zu seinem Pensionnair ernannte und ihm ein größeres Bild für den Altar zu malen befahl. B. wählte Christus am Ölberge, und in Paris wie in Berlin, wo dies Gemälde die Garnisonkirche ziert, bewunderte man den Glanz der Farben und die Correctheit der Zeichnung. Einen eigentlichen Namen machte sich B. zuerst mit seinem zweiten (11 Fuß hohen) Altarbilde, die Abnahme vom Kreuze, das er auf Befehl seines Königs in Paris malte, von wo er es, nach einem 7jährigen Aufenthalte daselbst, nach Berlin überbrachte, wo dieses treffliche Bild der neudeutschen Malerschule im Dome aufgestellt ist. 1821 ging B. mit königl. Unterstützung nach Italien; seit 1826 lebt er wieder in Berlin.

Begehrungsvermögen nennt die Erfahrungsseelenlehre gewöhnlich ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigun-

gen und Abneigungen unter sich begreift. Kant bestimmt es als „das Vermögen eines Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellung zu sein". Dies ist aber kein wesentlicher Theil des Begriffs von diesem Vermögen, weil wir oft Etwas begehren, was wir nicht erlangen noch verwirklichen können. Dadurch ist auch Begehren vom Handeln unterschieden. Es gibt ein vernünftiges und ein sinnliches Begehren. Jenes ist auf das Angenehme und Unangenehme, Nützliche und Schädliche, dieses auf das sittlich Gute gerichtet und wird Wille im engern Sinn genannt. Statt des Ausdrucks: Begehrungsvermögen, der mehr das Unwillkührliche bezeichnet, bedient man sich lieber des Ausdrucks: Bestrebungsvermögen.

Begeisterung (Enthusiasmus), der Zustand ungewöhnlicher Regsamkeit des Geistes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichsam ein höherer Geist über den Menschen kommt und in ihm wirkt, unterscheidet sich von der zügellosen und verworrenen Schwärmerei durch die festere Richtung der Geisteskräfte auf einen bestimmten Gegenstand, welcher die Seele so erfüllt, daß der Geist desselben, oder etwas Ideales an demselben lebendig, aber mit klarem Bewußtsein, aufgefaßt wird und das bewegte Gefühl sich mitzutheilen antreibt; von dem Affect dadurch, daß dieser eine die Besonnenheit raubende Überwallung des Gefühls, von dem Entzücken aber dadurch, daß dieses eine stillere, sprachlose, jedoch tiefe und durch verklärtere Geberde sich ankündigende Begeisterung ist. Der Zustand der Begeisterung aber kann unmittelbar durch einen äußern Gegenstand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt sein. Auch ist die Begeisterung verschieden, je nachdem sie in einem mehr empfänglichen, als selbstthätigen Geiste das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung s. Regungen treibt, oder das der selbstthätigern und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth zu einem in seiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das ist zur Hervorbringung einer den idealen Gegenstand selbst darstellenden, oder s. Wirkung nach aussprechenden vollkommenen Form anregt. Letztere ist die Begeisterung des Künstlers, die man auch vorzugsweise Begeisterung nennt; und sein Werk, in dieser Begeisterung empfangen, ist somit zugleich der Ausdruck dieses innern vollendeten Zustandes. Hieraus läßt sich auch erkennen, wie die Begeisterung des Künstlers, oder, weil das Vollendete in der Kunst nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beschaffen sein müsse und sich äußere. Das Kunstwerk ist ein abgeschlossenes, selbständiges, harmonisches Werk, welches in seiner anschaulichen, vollendeten Form eine Idee auf eigenthümliche Weise offenbart. Diese Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtsein der Regeln, nach welchen die Kunst wirkt, hervorgebracht, sondern setzt eine natürliche, durch Übung zur Fertigkeit erhobene Geistesfähigkeit voraus, einen bestimmten Stoff zufolge einer leitenden Idee, welche man demselben einprägt, gleichsam zu beleben, welche Fähigkeit, in Hinsicht der äußern Bedingungen der Darstellung, mit spielender Leichtigkeit und, wie eine höhere Naturgabe, den Kunsttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Diese Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüths an den gewählten oder gefundenen Gegenstand befördert, vermöge dessen der hervorbringende Künstler seine äußern zufälligen Umgebungen ganz vergißt und einzig in seinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieses Zustandes ist daher das in dem Wesen des Genius begründete natürliche und nur augenblicklich aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtlosen Kraft, welche gleichsam instinktmäßig bildet und gestaltet, und des Bewußtseins, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt sich an dem Kunstwerke durch seine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf den ihm zum Grunde liegenden Gedanken, sowie im Gegensatze der Verworrenheit und Zügellosigkeit, welche im Traume und in einem schlechten Werke herrscht; erstere in der Unendlichkeit harmonischer Bezie-

hungen, welche das wahre Kunstwerk in sich trägt, ohne einen bestimmten äußern Zweck und Absichtlichkeit in seiner Zusammenstellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeisterung unterscheiden, obwol niemals als in der Zeit geschieden bestimmen. Denn erstlich faßt der Künstler irgend einen Gegenstand im idealischen Lichte auf, und dieser setzt seine Kräfte in außerordentliche Regsamkeit; dann bildet seine Phantasie die Theile dieses Gegenstandes vollkommen aus, und das innerlich geschaute Bild wird endlich in einem anschaulichen Darstellungsmittel (Sprache, Ton, Gestalt) lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anschauung treibt zur Mittheilung. Jene Regsamkeit der Kräfte aber, die hier das in sich Vollendete so sicher und leicht hervorbringt, daß ihre Erzeugnisse den Künstler selbst überraschen müssen, der sich von diesem Zustande keine Rechenschaft zu geben weiß, hat man schon im Alterthume einer höhern Eingebung zugeschrieben, vermöge welcher der Künstler gleichsam als Werkzeug der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künstler werde geboren. Wie nun das wahre Kunstwerk selbst eine lebendige Regel für sich ist, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu lassen, so ist des wahren Künstlers Begeisterung keine das schöne Gleichgewicht des Geistes aufhebende Aufwallung, die sich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Verzuckungen, oder durch andre Wirkungen eines jeglichen Weinrausches ankündigt, sondern die tiefe, mit Ruhe wohl bestehende Bewegung, und der Drang eines harmonischen Gemüthes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form seines Wirkens geworden ist. Auch leuchtet ein, daß Derjenige, welcher ein reichhaltiges harmonisches Werk hervorbringen soll, einen Reichthum von Ideen und Anschauungen überhaupt schon in sich tragen müsse, welche in der Begeisterung nur leichter und freier zuströmen und sich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erst in diesem Zustande ohne Zuthun des Künstlers entspringen; weßhalb Manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, sich durch künstliche Mittel in Begeisterung zu versetzen streben. Ist aber die Begeisterung des Künstlers nicht nothwendig eine stürmische Aufwallung, sondern tiefe, starke Regung der erzeugenden Kräfte des Gemüthes; so kann sie auch, obwol nicht immer in gleichem Grade, herrschende Stimmung des Künstlers sein. Übrigens ist die Begeisterung des Künstlers auch nach der wesentlichen Verschiedenheit der Kunst und Kunstgattungen verschieden, indem z. B. die bildende Kunst eine hohe Regsamkeit der durch Naturanschauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunst eine ungemeine Schwungkraft des Gefühles, welche in harmonischen Tönen ihren Ausdruck findet, voraussetzt. Überall aber ist kein wahres Kunstwerk ohne Begeisterung möglich, und insofern ist sie Quelle des Kunstwerks und Grundursache der Kunst. S. des Abbé Bettinelli Werk „Dell' entusiasmo nelle belle arti" (Mailand 1769, dann in seinen „Opere"; deutsch von Werthes, Bern 1778, und Fernow in seinen „Röm. Studien". T.

Begharden, s. Beguinen.

Begierden sind durch Sinnlichkeit erregte Begehrungen — besonders wenn sie sich stark äußern und auf eine Verbindung mit einem Gegenstande gerichtet sind, dahingegen der Abscheu den Gegenstand zu entfernen sucht.

Beglaubigungsschreiben, s. Gesandten.

Begleitung, in der Musik (franz. accompagnement, ital. accompagnamento), im Allgemeinen derjenige Theil der Musik, welcher zur Unterstützung einer Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) dient. Dies kann durch alle, oder doch wenigstens die gebräuchlichsten, oder auch nur einzelne Instrumente geschehen. Man hat also musikal. Stücke mit Begleitung von mehren und auch eines einzigen Instrumentes. Die Verzeichnung alles Dessen, was sowol die jedesmalige Hauptstimme als auch die dazu gehörige Begleitung, besonders wenn diese von mehren Instrumenten geführt wird, vorzutragen hat, ist in der Partitur (s. d.) vorhanden. In künstlerischer Hinsicht kann die musikalische Begleitung aus einem

doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonsetzers, und zweitens als darzustellende Hervorbringung des vortragenden Tonkünstlers. Die Wirkung, welche die Begleitung, als musikalischer Satz genommen, zu machen im Stande ist, beruht auf noch so wenig bestimmten Grundsätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht schwieriger ist als die Hervorbringung der Melodie (Hauptstimme) selbst. Häufig bringt ein musikalischer Gedanke durch die Begleitung eine bald gute, bald schlechte Wirkung hervor, ohne daß der Verstand den Grund von dieser Verschiedenheit klar und deutlich aufzufinden vermöchte. Bis jetzt sind noch immer vorzugsweise die Italiener im Besitze des Verdienstes einer klaren, sich auf wenige Noten beschränkenden und dennoch höchst wirksamen Begleitung gewesen, und in dieser Hinsicht unterscheidet sich die ital. Musik auf eine sehr auffallende Weise von der deutschen und französischen, indem sie die Wirkung der Hauptstimme nie schwächt. Die Franzosen dagegen sind auch in diesem Theile der Composition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derselben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung als Werk des ausübenden Tonkünstlers betrifft, so erfodert diese ebenfalls das sorgfältigste Studium und die sinnigste, feinste Ausübung des bildenden Künstlers. Besonders ist die Begleitung der einzelnen Soloinstrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. s. w., von der höchsten Schwierigkeit und setzt, wenn sie zweckmäßig sein soll, große Einsicht und Gewandtheit voraus. So machen die ital. Tonsetzer aus der Begleitung des Flügels zum ganzen Orchester, besonders aber zu dem Recitative (s. d.), eine eigentliche Kunstaufgabe, die sie mit dem angestrengtesten Fleiße zu lösen suchen. Denn da der Zweck aller musikalischen Begleitung kein andrer sein kann und sein soll, als die Wirkung der Hauptstimme zu erhöhen, so geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters besonders in der Kunst bestehe, sich jener anzuschmiegen, sie zu unterstützen, keinesweges aber sie beherrschen oder gar unterdrücken zu wollen.

Beglerbeg, Fürst der Fürsten, oder Herr der Herren, ist der Titel eines türkischen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann Beglerbeglie heißt, gesetzt ist und verschiedene Sandschaks, Begs, Agas u. s. w. unter sich hat. Die Statthalter zu Sophia, Kiutahya und Damaskus haben vorzugsweise diesen Titel.

Begnadigungsrecht (jus aggratiandi), ein in dem Rechte der Gesetzgebung enthaltenes Majestätsrecht, vermöge dessen dem Staatsoberhaupte zusteht, Strafen, die durch die Gesetze bestimmt sind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon ist, weil der Gesetzgeber am besten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgesetzes, dessen rechtsgültiger Ausleger er ist, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; dieser Grund ist mithin nicht subjectiv (aus der Person des Gesetzgebers hergenommen), sondern objectiv (auf die Person des zu Strafenden sich beziehend). So begnadigt z. B. ein Fürst einen Mann, der sonst große Verdienste um den Staat hat.

Begräbniß, s. **Beerdigung**.

Begräbnißplätze, bei uns: Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten, Friedhof. Den Gebrauch, die Todten an gemeinschaftlichen Orten zu begraben, findet man bei den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten; späterhin, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt und nur die Asche, in Töpfen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in den von ihren Priestern geheiligten Hainen. Mit Einführung der christlichen Religion wurden gemeinschaftliche geweihte Örter dazu bestimmt, und nun ward es für Schande gehalten, nicht in die geweihte Erde zu kommen; daher die Verweigerung des Begräbnisses dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräb-

nisse wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen, und der Wunsch: Er ruhe wohl (Sit illi terra levis, d. i. die Erde sei ihm leicht), bezeichnet war. Dies erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Die Begräbnisse in den Kirchen rühren von einem, den Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren. Daher wurden schon bei den Ägyptern, Griechen und Römern über die Gräber der Vornehmen oder sonst merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel gesetzt, sowie in den christlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andre schätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben der Asche eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deßwegen dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Als die Christen ihre Religion öffentlich ausüben durften, erbauten sie sich Kirchen, und späterhin wandelte man sogar die heidnischen Tempel in christliche Kirchen um. Schon im 4. Jahrh. baute man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Asche derselben vorzüglich geheiligt werde, so suchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidnischen Tempel in christliche Kirchen, die Überbleibsel (Reliquien) der Märtyrer sorgfältig auf, und begrub solche unter dem Altare der neuen Kirche, um diese dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück sei, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, ward immer allgemeiner unter den Christen. Kaiser Konstantin, der 337 starb, war der Erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche und zwar in der Apostelkirche zu Konstantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahrscheinlich ein vorzügliches Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Bischöfe bald nach, und endlich kamen alle Diejenigen, welche die Kirche reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Die Kaiser Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weise erlaubte sie Jedermann wieder. Erst in neuern Zeiten überzeugte man sich, wie nachtheilig für die Gesundheit der Lebenden es ist, wenn sie in der Gesellschaft der Todten längere Zeit zubringen sollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die Dünste der Fäulniß um so eher aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnißgewölbe geöffnet wurden, nicht nur Die, welche zunächst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit Niemand wagen durfte, in diese Kirchen zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Leichendunst in die Luft und gibt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienstes geschah, wo mehre Menschen mit hinunterstürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in Kirchen abgeschafft oder doch beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden 1809 die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie nachahmungswürdig ist die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Begräbnißplatze einen Garten bilden! Hier mildert der Genuß einer heitern Natur und des Blüthendufts die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigen Gedanken an den Herrn der Natur und an das unvergängliche Leben des Unsterblichen in uns zur sanften Rührung einer erhebenden trostvollen Hoffnung. H.

Begriff. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir die Merk-

male derselben (Dasjenige, was eine Sache dergestalt von der andern unterscheidet, daß der Verstand beide mit einander nicht verwechseln kann) aufgefunden und uns gehörig versinnlicht haben. Es ethellt aus sich selbst, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtseins bedürfen, weil ohne ein solches durchaus kein Begriff möglich ist. Sinnliche Begriffe sind in demjenigen Ergebnisse begründet, welches durch die Wirkung der Gegenstände auf die Sinne hervorgebracht wird. Empirische Begriffe sind solche, die Merkmale in sich fassen, welche sich auf Erfahrungsgegenstände beziehen. Die reinen Begriffe sind wiederum reinsinnliche Begriffe, deren Gegenstände in der reinen Anschauung liegen, wie z. B. Dreiecke; oder reine Verstandesbegriffe, wie z. B. Ursache. Letztere sind entweder reine Stammbegriffe des Verstandes (Kategorien, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verstandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrer Kategorien unter sich und durch Beziehung derselben auf reine Anschauung, oder auf Empfindung überhaupt entstehen. Transscendental heißen Begriffe, wenn die Formen derselben so beschaffen sind, daß ihnen kein Stoff in der Anschauung und Erfahrung angemessen sein kann, daß sie mithin alle Möglichkeit der Erfahrung übersteigen und in der Sinnenwelt kein ihnen entsprechender Gegenstand vorhanden ist, wie z. B. Wesen aller Wesen. Problematisch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit seines Gegenstandes erkannt wird; unmöglich, wenn er sich selbst oder dem Gegenstande widerspricht. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man 1) die Quantität der Begriffe. Diese begreift die Extension oder den Umfang (Sphäre), welche das Gebiet ist, über welches sich der Begriff erstreckt, und die Intension (Comprehension) der Begriffe. Letztere ist der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriff überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeschlossener Raum. Hierbei ist die Regel der Logiker zu bemerken: je größer die Intension, desto geringer die Extension, und umgekehrt. Je mehr Merkmale ein Begriff hat, auf desto weniger Gegenstände erstreckt er sich. 2) Die Qualität der Begriffe betreffend, so sind sie positiv, insofern sie bejahen, negativ, insofern sie Etwas verneinen. 3) Der Relation nach sind die Begriffe absolute, in welchen ein Gegenstand für sich und ohne Beziehung auf einen andern, relative, in welchen das Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern vorgestellt wird. 4) Der Modalität nach, d. i. in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen, ist ein Begriff klar und deutlich, oder dunkel und verworren. Die Deutlichkeit aber hat verschiedene Grade. Analytische Begriffe sind solche, welche durch Zergliederung gewisser Vorstellungen, synthetische, die durch Verknüpfung derselben gewonnen werden.

Begrüßung nennt man die durch Sitte, Gewohnheit oder stillschweigende Übereinkunft gewöhnlich gewordenen Zeichen, durch die man Andern im Umgange seine Achtung, Liebe, Ergebenheit oder Wohlwollen zu erkennen gibt. Gruß, Grüßen, kommt von dem plattdeutschen Gröten, groß machen, her. Also: Got grüße dich! heißt: Gott mache dich groß (beglücke, segne dich)! Bald besteht die Begrüßung in gewissen Geberden, bald fügt man diesen stummen Zeichen der Gesinnung noch eine ausdrückliche Versicherung oder eine Wunschformel bei. Die Verschiedenheit geht oft so weit, daß Das, was bei einem Volke als Höflichkeitsbezeigung oder als vorzügliche Artigkeit gilt, bei einem andern für ein Merkmal der Ungeschliffenheit gehalten wird. Wenn man es in den meisten deutschen Ländern für eine Pflicht des Anstandes hielt und zum Theil noch dafür ansieht, Damen die Hand zu küssen, so gilt dieser Handkuß in Italien für ein Zeichen der Vertraulichkeit, die sich nur die nächsten Freunde erlauben dürfen. Dagegen lassen sich die russischen Damen nicht die Hand, sondern die Stirn küssen und würden sich durch Unterlassung dieser Sitte oder durch den Handkuß beleidigt fühlen. Statt der in dem protestantischen Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Ihr

Diener! u. s. w. grüßt der katholische Bewohner Deutschlands mit dem vom Papst Benedict XIII. 1728 empfohlenen katholischen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit dem Gegengruß: In Ewigkeit Amen! erwidert wird. Der Bergmann ruft dem Bergmanne zu: Glück auf! Die unter dem Namen des Salutirens bekannten militairischen Begrüßungen, welche zu Anfange des 16. Jahrh. bei den Deutschen aufkamen, geschehen durch Berührung der Kopfbedeckung, Senkung der Fahnen und des Degens, oder auch durch Erhebung der Gewehre. Schiffe, welche sich begegnen, grüßen sich durch Abfeuerung des Geschützes, durch das Streichen der Flagge oder durch Erhebung des Seegeschreies u. s. w. Bezeigen wir selbst den vornehmsten Personen unsere Achtung nur durch Verbeugung und Kopfentblößung, so wirft sich dagegen der Russe vor seinem Herrn hin, umfaßt seine Knie und küßt sie. Der Pole verneigt sich bis zur Erde, und der Böhme küßt wenigstens die Kleider Dessen, dem er tiefe Ergebenheit zu erkennen geben will. Fast bei allen Völkern gelten wechselseitige Berührungen als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. Händedruck, Umarmung und Kuß sind auch bei nichteuropäischen Völkern Zeichen der Achtung und Liebe. Einige Völker berühren noch andre Theile des Körpers bei der Begrüßung. So drücken die Lappländer, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest an einander. Auf einer der größern Cykladen benetzt man sich die Haare beim gegenseitigen Begegnen, und die Franken sollen sich ein Haar ausgerauft und es der Person, die sie begrüßten, überreicht haben. Der Türke schlägt beide Hände über einander, legt sie auf die Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen Den, welchen er grüßt. Der Gruß der Hindus in Bengalen besteht darin, daß sie mit der rechten Hand die Stirn berühren und dabei den Kopf vorwärts beugen. Bei einer tiefen Verbeugung legen sie erst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit dieser Hand die Erde und zuletzt die Stirn. Dabei nennen sie sich unterthänige Sklaven Desjenigen, welchen sie grüßen. Die Bewohner der manilischen Inseln beugen den Leib sehr tief, legen die Hände auf ihre Backen, halten ein Bein in die Höhe und die Knie gebogen. Die Insulaner von Lamurzec, auf den neuen Philippinen, fassen die Hand oder gar den Fuß Dessen, den sie grüßen wollen, und reiben sich mit demselben das Gesicht. Auf der Insel Sumatra neigt sich der Grüßende, bittet um den linken Fuß Dessen, den er grüßen will, kniet dann auf die Erde und berührt mit diesem Fuße seinen Wirbel, seine Stirn, Brust und Knie. Zuletzt berührt er mit seinem Kopfe die Erde und bleibt einige Augenblicke ausgestreckt auf dem Bauche liegen. Überhaupt tragen die meisten Begrüßungsarten im Oriente das Gepräge einer sklavischen Denkart. Die uralte Sitte, sich vor vornehmen Personen niederzuwerfen, oft auch ihnen die Füße zu küssen, hat sich daselbst bis auf diesen Tag erhalten. — Bei einem Gastmahle in Persien geht der Wirth seinen Gästen eine Strecke entgegen, bewillkommnet sie mit den ehrfurchtsvollsten Complimenten, läuft dann schnell zurück bis an die Thür seines Hauses und erwartet hier die Ankommenden, um ihnen noch einmal mit denselben Ceremonien seine Hochachtung zu bezeigen. Wenn sich in China zwei Personen zu Pferde begegnen, so steigt der Niedere vor dem Höhern vom Pferde und läßt stehend diesen vorbei. Hier gibt es auch eigne Grüße für Mannspersonen, andre für Frauenzimmer. Treffen sich bekannte Männer, so schlagen sie die Hände auf der Brust oder über dem Kopf zusammen, beugen den Kopf ein wenig nieder und sagen dabei: Tsin, Tsin — ein Complimentirwort ohne bestimmte Bedeutung. Bei den Begrüßungen solcher Personen, denen sie höhere Achtung schuldig zu sein glauben, schlagen sie erst die Hände zusammen, heben sie dann in die Höhe und lassen sie endlich bis auf die Erde sinken. Freunde, welche sich nach langer Trennung wiedersehen, fallen wiederholt auf die Knie nieder und beugen sich mit dem Kopfe bis zur Erde. Dabei sprechen sie: Na fo? (Ist Alles bisher glücklich gegangen?) oder: Yung fo. (Das Glück ist auf deinem Gesichte abgebildet.) Frauenzimmer grüßen

sich mit den Worten: Van so. (Alles Glück sei auf deiner Seite.) Mannsperso- nen dürfen aber von ihnen nicht gegrüßt werden. Kinder und Dienstboten fallen vor ihren Ältern und Herrschaften auf die Knie. — In Japan zieht der Geringere vor dem Vornehmern die Sandalen (ledernen Sohlen) aus, steckt die rechte Hand in den linken Ärmel, läßt die so verschränkten Arme bis an die Knie langsam hinab- gleiten, geht mit kurzen, abgemessenen Schritten, hin und her wankend, vor dem Andern vorüber und ruft mit furchtsamen Geberden: Augh! Augh! (Füge mir kein Leid zu!) In Siam wirft sich der Geringere vor dem Vornehmern zur Erde. Dieser schickt dann einen aus seiner Begleitung, welche bei Standespersonen sehr zahlreich ist, zu ihm und läßt untersuchen, ob er etwas Übelriechendes gegessen habe oder bei sich führe. Ist dies der Fall, so empfängt er von dem Vornehmen einen Fußtritt und muß sich sogleich entfernen. Im entgegengesetzten Falle hebt ihn der Bediente auf. Frauenzimmer, auch wenn sie schon bei Jahren sind, werden mit Namen, von den kostbarsten und schönsten Dingen entlehnt, begrüßt, bei wel- chen aber nie das Beiwort jung fehlen darf, als: junger Diamant, junges Gold, junger Himmel, junge Blume u. s. w. Wollen Freunde sich ihre gegenseitige Freundschaft zu erkennen geben, so ritzen sie sich ein wenig in die Hand und saugen sich einander das Tröpfchen Blut aus der Wunde. Auf Ceylon bringt man bei dem Gruße die flache Hand an die Stirn und macht dabei eine tiefe Verbeugung. Vor einem Obern wirft man sich auf die Erde und wiederholt dessen Namen und Würde wol funfzig Mal, indessen der Vornehmere sehr ernsthaft vorüberschreitet und den Grüßenden kaum eines Kopfnickens würdigt. Der gemeine Araber ruft dem ihm Begegnenden zu: Salâm aleikum! (Friede sei mit Euch!) ein Gruß, dessen sich auch seit langen Zeiten die Juden bedienten. Dabei legt er die linke Hand auf die Brust, zum Zeichen, daß ihm der Wunsch von Herzen gehe. Der Begrüßte ant- wortet: Aleikum essalâm! (Mit Euch sei Friede!) Allein vornehmere Araber um- armen sich zwei bis drei Mal, küssen sich die Wangen und erkundigen sich zwei bis drei Mal nach dem gegenseitigen Befinden, wobei Jeder seine eigne Hand küßt. Die Araber der nach ihnen benannten Wüste geben sich sechs bis zehn Mal die Hand. In Yemen erlauben die vornehmen Personen, jedoch erst nach langem Weigern, daß man ihnen die Finger küsse. — In Afrika ist die Begrüßung durchaus sklavisch. Abyssinier und andre Nationen fallen auf das Knie und küssen die Erde. Viele Negernationen fassen sich bei den Händen und ziehen sich die Finger so heftig an, daß diese knacken. Die Neger auf Sierra-Leone beugen den rechten Ellenbogen so, daß die Hand an den Mund kommt. Der Begrüßte thut ein Gleiches, sodann wird der Daumen und Zeigefinger zusammengelegt und langsam zurückgezogen. Andre Neger schnippen mit den Fingern, wenn sie Jemandem begegnen, ziehen sich den Kamm aus den Haaren und stecken ihn wieder ein. In Unterguinea ergreift der Grüßende die Finger Desjenigen, welchen er grüßt, bringt sie in eine besondere Lage, drückt sie, schnappt schnell damit und ruft dabei aus: Akkio! akkio! (Dein Diener! dein Diener!) Auf der Goldküste von Oberguinea umarmen sich Freunde, fügen die zwei Vorderfinger der rechten Hand so zusammen, daß sie knacken, beu- gen den Kopf und sprechen wiederholt: Auzi! auzi! (Guten Tag! guten Tag!) Standespersonen rufen nach dem Fingerknacken: Bere! bere! (Friede! Friede!) — Wenn die Mandingos ein Frauenzimmer grüßen, so fassen sie die Hand dessel- ben, bringen sie an ihre Nase und beriechen sie zwei Mal. Der Engländer Snell- grave wurde mit seinen Begleitern von einem Gesandten des Königs von Dahomey, welcher 500 Negersoldaten bei sich hatte, auf eine noch sonderbarere Art begrüßt. Die Officiere dieses Corps näherten sich den Engländern mit entblößten Degen, welche sie unter seltsamen Bewegungen und Sprüngen unaufhörlich um den Kopf herumschwangen. Dann setzten sie ihnen den Degen auf den Leib, und nach Wie- derholung dieser Capriolen reichte ihnen der Gesandte die Hand und trank ihre Ge-

sundheit. Von den reitenden Mauren in Marokko werden Fremde auf eine Art begrüßt, wodurch diese leicht in Schrecken gesetzt werden können. Der Maure reitet nämlich im Galopp auf den Fremden zu, sodaß es ganz das Ansehen hat, als wolle er ihn überreiten. Dann hält er schnell an und feuert unter der Nase des Fremden das Gewehr ab. Personen von gleichem Stande grüßen sich beinahe auf europäische Art. Sie schütteln sich die Hände und küssen sich gegenseitig, besonders wenn sie Freunde sind, Gesicht und Bart. Die Ägypter strecken die Hand aus, legen sie auf die Brust und neigen den Kopf. Von der größten Artigkeit zeugt ein Kuß auf die eigne Hand, welche man dann auf den Kopf legt. Nur den vornehmen Männern, nicht den Frauen, küßt man die Hand. Niedere Officiere halten den höhern bei dem Aufsteigen auf das Pferd den Steigbügel. Im Divan zieht der Niedere dem Höhern einen Pantoffel aus, legt ihn neben sich und empfängt von dem Andern den nämlichen Gruß. In andern Gegenden Afrikas zieht man sich die Kleider aus, fällt auf das Knie, senkt den Kopf bis auf die Erde und bedeckt sich mit beiden Händen Kopf und Schultern mit Sand. Die Äthiopier fassen die rechte Hand Dessen, dem sie ihre Achtung bezeigen wollen, und bringen sie an ihren Mund, nehmen ihm auch wohl die Leibbinde ab und binden sich dieselbe fest um, sodaß der Andre einige Zeit halb nackend bleibt. Sehr umständlich sind die Begrüßungen unter den Völkerstämmen des nordwestlichen Amerikas. Begegnen sich zwei Haufen solcher Wilden, so machen sie, wenn sie etwa 20—30 Schritte von einander entfernt sind, Halt, legen sich auf die Erde und bleiben einige Augenblicke ganz still liegen. Hierauf treten die beiden Ältesten jeder Partei hervor und erzählen sich gegenseitig sehr umständlich ihre auf der Reise bestandenen Gefahren. Sobald diese Erzählungen geendigt sind, fangen sie Alle an zu seufzen. Diese Seufzer gehen endlich in ein abscheuliches Geheul über, in welchem es vorzüglich die jungen Mädchen den Übrigen von der Gesellschaft zuvorzuthun suchen. Mit diesen herzzerreißenden Beweisen der Theilnahme nähern sich beide Theile einander, aber jedes Geschlecht besonders. Es werden Tabackspfeifen herumgegeben, und das Trauerconcert verwandelt sich bald in fröhliches Lachen. — Die Art, wie sich die Eingeborenen des südlichen Amerika begrüßen, ist kurz. Ihre Anrede ist: Ama re ka? (Du!) und die Antwort: A! (Ja!) — Der Wilde auf Neuorleans bricht, wenn er einen Vornehmen grüßt, in ein lautes Geheul aus. In der Hütte wiederholt er den Gruß, indem er die Arme über seinen Kopf in die Höhe hält und drei Mal heult. Durch ein abermaliges Geheul dankt er, wenn ihn der Vornehme durch ein schwaches Seufzen zum Niedersetzen nöthigt. — Auf Otaheite und überhaupt auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln berührt man sich die Nasenspitzen. Dieser Gruß wird dadurch erwidert, daß man die Hand des Grüßenden ihm derb an Nase und Mund reibt. Der Otaheiter pflegt auch Dem, welchen er zum Freunde wählt, bald ein Stück seiner Kleidung, bald seine ganze Bekleidung anzulegen. — Die Bewohner von Neuguinea bedecken ihr Haupt mit Baumblättern. Dadurch drücken sie nicht nur ihren Gruß aus, sondern diese Bedeckung gilt auch als ein Zeichen des Friedens. 11.

Beguinen (Begutten), weibliche Personen, die sich, ohne Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Gesellschaften bildeten, welche in eignen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern oder Beguinerien zusammenlebten und sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Gesellschaften waren seit Ende des 11. Jahrh. in Deutschland und den Niederlanden entstanden und im 12. und 13. Jahrh. sehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die sich, auf ähnliche Weise verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen so viel als Beter oder Bettler bedeutet, mußten von

der Eifersucht der geistlichen Orden manche Verfolgungen leiden und wurden bisweilen mit den Lollharden (s. Brüderschaften) verwechselt. Sie waren die Pietisten des Mittelalters. Am längsten erhielten sich die Beguinen in Deutschland, wo sie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil sie sich der Seelsorge ihres Geschlechts annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrh. dergleichen zu Löwen gesehen hat. Unter dieselbe Classe ohne päpstliche Berechtigung und ohne Regel zusammengetretener Gesellschaften gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im 12. und 13. Jahrh. in Deutschland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meist Reste der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franciscanerorden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. Noch jetzt gibt es hier und da in Deutschland Beguinenhäuser, welche jedoch nichts weiter sind als fromme Stiftungen, in denen unverheirathete Personen des weiblichen Geschlechts aus den niedern Bürgerclassen freie Wohnung erhalten und zuweilen auch noch andre Vortheile genießen. E.

Behaim (Martin), aus der böhmischen Familie von Schwarzbach, welche sich im 9. Jahrh. in Nürnberg niedergelassen hatte, geb. zu Nürnberg gegen 1430, einer der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts, hatte die Handlung erlernt und reiste in Kaufmannsgeschäften von 1455—79, trieb aber nebenbei mathematische und nautische Wissenschaften, worin Regiomontanus sein Lehrer gewesen sein soll. Von Antwerpen ging er 1480 nach Lissabon, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm. Er machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreise und untersuchte die Inseln an der Küste von Afrika bis an den Fluß Zaire. Auch entdeckte er die Insel Fayal, wo er mehre Jahre lang sich aufhielt und zur Entdeckung der übrigen Azoren beitrug. Dann zum Ritter ernannt, ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er 1492 einen Erdgloben verfertigte, der indeß alle Spuren der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde an sich trägt. Nach mehren Reisen starb B. 1506 in Lissabon. Ältere spanische Geschichtschreiber behaupten, daß er mehre Entdeckungen gemacht und seinem Freunde Colombo die Idee von dem Dasein eines andern Erdtheils gegeben habe. Robertson (in der „Geschichte von Amerika„) und Andre widersprechen dieser Behauptung. Es fehlt an zuverlässigen Nachrichten.

Behandlung ist, in Beziehung auf das Ästhetische, die Art und Weise, einem Stoffe, gemäß einer ästhetischen Idee und demnach entsprechend dem Zwecke schöner Kunst, eine Form zu ertheilen. Ist der Gegenstand glücklich gefunden, sagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive: und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Werkzeug auf bestimmte Stoffe wirkt und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft. Regeln für die geistige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeisterung ist, lassen sich nur finden durch Erforschung derselben an den vollkommenen Werken solcher Künstler, die mit Genie und Begeisterung darstellten. Im Allgemeinen ergibt sich die Foderung, ein in sich beschlossenes Ganzes ästhetischer Ideen in organischem Zusammenhange harmonisch und mit lebendigster Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Dasein ästhetischer Ideen in des Künstlers Seele wird vorausgesetzt; die Gesetze für die geistige Behandlung sind demnach lediglich auf die Entfal=

tung derselben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Einbildungskraft reflectirende zurückwirkende Verstand vorschreibt. Sucht nun der Künstler die innere Schöpfung seiner Einbildungskraft außer sich darzustellen, so tritt die mechanische Behandlung ein, welche verschieden sein muß nach den verschiedenen Mitteln und Stoffen, deren sich die verschiedenen Künste bedienen. Der Tonsetzer setzt seine Idee in Noten, der Dichter setzt sie in gemessene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut sie in Stein oder andre Massen, der Maler trägt sie mit Farben auf einen Grund. Für die mechanische Behandlung gibt die Technik Gesetze. Die geistige Behandlung macht eine Darstellung zum schönen Werke, die mechanische zum Kunstwerke: beide machen ein schönes Kunstwerk. Die eine gibt demselben seine äußere, die andre seine innere Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit besteht. Die äußere Zweckmäßigkeit gibt Zusammenstimmung der Wirkungen, die innere gibt Zusammenstimmung der Theilverhältnisse zum Ganzen. Damit diese bewirkt werde, muß Vollständigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunstwerk sein, welches demnach die Punkte sind, worauf es bei der mechanischen Behandlung ankommt. Die sinnliche Behandlung endlich bezieht sich zum Theil auf das Geistige, zum Theil auf das Mechanische im Kunstwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit, als durchgängige Angemessenheit eines Kunstwerks im Äußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Gesetze der Schönheit gedacht. Die Eigenschaften, welche ein Kunstwerk dadurch erhält, sind Reinlichkeit im Innern und Äußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch erstere wird es lieblich, nur durch letztere faßlich. — Man könnte jene drei Behandlungsarten ästhetischer Stoffe zu schönen Kunstwerken auch die Behandlung des Genies, des Verstandes und des Geschmackes nennen, welche drei Geistesvermögen nur im vereinten Zusammenwirken ein Werk schöner Kunst hervorbringen können. Das erste erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt so hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Behr (Wilhelm Joseph), k. bairischer Hofrath, geb. 1775 zu Sultzheim, jetzt Bürgermeister in Würzburg, war von 1799—1821 Professor des Staatsrechts daselbst und von 1819—21 Abgeordneter der Universität zur zweiten Kammer der bairischen Ständeversammlung. Er hatte in Würzburg und Göttingen die Rechte, hierauf die Praxis der beiden Reichstribunäle in Wien und Wetzlar studirt. Theils durch mündlichen Vortrag, theils durch gediegene Schriften hat er zur Verbreitung der constitutionellen Lehren in Deutschland mitgewirkt, und durch die Biederkeit seines Charakters selbst bei seinen Gegnern eine hohe Achtung gewonnen. Bei der öftern Abänderung des deutschen Staatsrechts, in seiner Periode als Lehrer einer Hochschule, prüfte er sorgfältig die neu aufgestellten Grundsätze. Er bemühte sich, die wahren Absichten Derjenigen, welche jene Umwälzung veranlaßten, ins nöthige Licht zu setzen und was daraus folgen würde, freimüthig darzustellen, zugleich aber durch zarte Behandlung keinen Gegner zu reizen. Doch sollen einige seiner vielleicht mißverstandenen Äußerungen nach beendigtem Landtage, besonders auf dem Lehrstuhl, Anstoß erregt haben. Als daher die Stadt Würzburg ihn zum ersten Bürgermeister wählte und er diese ehrenvolle Wahl nicht unbedingt annahm, sondern nur in dem Falle, daß die Regierung ihm gestatten würde, die Bürgermeisterstelle neben der Professur zu verwalten, wurde er als Professor temporär quiescirt und ihm nun freigelassen, die Bürgermeisterstelle anzunehmen. Letzteres geschah, doch äußerte er seine Empfindlichkeit über die Quiescirung in seiner durch den Druck bekannt gemachten Anrede an den Stadtmagistrat. In seinem neuen Verhältnisse stellte er nun kräftig Verwaltungsmißbräuche ab, leitete gute Einrichtungen und suchte durch seine Zeitschrift: „Unterhaltung des Bürgermeisters mit seinen Mitbürgern", sich als deren Freund und Rathgeber zu bethätigen und die

Bedingungen des Gemeindewohls redlich zu erforschen. Seine literarische Nebenbeschäftigung ist auf Anfertigung eines neuen Systems der Staatswirthschaft gerichtet. Seine frühern bei Meusel verzeichneten Hauptwerke waren auf Berichtigung der allgemeinen Staatsrechtslehre, theils als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen, theils auf Feststellung eines Rechtszustandes im Felde der Politik gerichtet. Über die kurhessische Domainenkäufersache urtheilte er den Domainenkäufern günstig. Seine Andeutungen in Beziehung auf die finanziellen Momente der neuen bair. Verfassung von 1818 bahnten ihm, als Kenner einiger Wünsche des Publicums an den Landtag, wol den Weg zum Abgeordneten der Ständeversammlung.

Beichtbrief war ein Brief, worin Jemandem vom Bischof die Erlaubniß ertheilt wurde, sich von einem freiwillig erwählten Geistlichen absolviren zu lassen. Die Geistlichen konnten ihre Schwachheitssünden einem jeden Clerico beichten, aber bei Todsünden war allemal der Archipresbyter der gehörige Beichtvater, und dieser mußte bei dem Archidiacono beichten. Die gemeinen Leute beichteten gewöhnlich nur einmal des Jahres, die Reichen hielt man an, daß sie wenigstens alle Monate einmal beichteten.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ zu gewissen Zeiten, namentlich vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß seiner Sünden vor dem Geistlichen ablegt. Die katholische Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen; die evangelische Kirche verlangt bloß ein allgemeines Bekenntniß. Doch stellt es auch diese Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren und das schuldbewußte Herz durch ein solches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die protestantischen Geistlichen ebenso wie die katholischen verpflichtet sind, das ihnen im Beichtstuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren. In der evangelischen Kirche ist die Beichte an einigen Orten eine besondere, indem Jeder einzeln das Bekenntniß seiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem diese von Mehren, welche sich zu diesem Zwecke versammelt haben, zugleich geschieht. Da, wo der Geistliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, scheint die besondere Beichte zweckmäßiger zu sein, weil sie es dem Geistlichen möglich macht, bei seinen Ermahnungen und Tröstungen besondere Verhältnisse zu berücksichtigen und darum eindringlicher zu sprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geistlichen darbietet, Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu trösten, wird sie ein den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirksam befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieser Handlung gesprochen werden, pflegen stärker als die Predigt zu wirken, weil sie mehr persönlich sein können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden näher auf seinen Zustand bezogen werden. Ferner gründet sich die Beichte auf die sehr wahre Idee von der Unvollkommenheit der menschlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des schuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß seiner Schuld sich zu erleichtern. Darum behielten die Reformatoren diesen Gebrauch bei, obgleich sie wußten, daß er nicht von Christo vorgeschrieben, sondern aus den Anstalten der alten Kirchenzucht entstanden ist, weßhalb sie auch keine unbeschränkte Nothwendigkeit desselben behaupteten. Daß mit der Beichte, in der katholischen Kirche besonders, mancher Mißbrauch getrieben worden ist, kann ihr nicht zum Vorwurf gereichen, denn es ist das Loos aller, auch der heilsamsten Anstalten, daß sie von dem Wahne und der Leidenschaft entstellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. (Vgl. Buße.) Wie z. B. Beichtväter sich in Staatssachen eingemischt haben, erzählt Grégoire in seiner „Hist. des confesseurs des empereurs, des rois etc." (Paris 1824). N.

Beigel (Georg Wilhelm Sigmund), königl. sächs. geh. Legationsrath und Oberbibliothekar zu Dresden, geb. zu Ippesheim in Franken am 25. Sept. 1753,

war von 1786—1802 sächsischer Legationssecretair und eine Zeitlang auch Charge d'Affaires am Hofe zu München. Als Orientalist, Astronom und Chemiker, hat er in mehren anderwärts eingedruckten Abhandlungen die Resultate seiner Forschungen mitgetheilt, z. B. im ersten Theile von Adelung's „Mithridates" und in Ideler's Werk über die Sternnamen; noch nennen wir seine Abhandl. über Abulfeda's bis dahin unerklärte Stelle von der Länge von Fostath, in den „Fundgruben des Orients" (Bd. I, S. 409 fg.), und die Beschreibung des im mathematischen Salon zu Dresden aufbewahrten arabischen Himmelsglobus in Bode's „Astronom. Jahrbuch" für 1808. Eine Probe seiner metrologischen Forschungen gab er in der Abhandl. über den franzöf. Metre als materielles Maß betrachtet (in Zach's „Monatl. Correspondenz", 1803 u. 1804). 52.

Beil (Johann David), Schauspieler, geb. 1754 zu Chemnitz, erhielt eine sehr mangelhafte Erziehung. Aber die Natur hatte ihn an Körper und Geist vortheilhaft ausgestattet und ihm einen glücklichen Leichtsinn gegeben. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunst. Begebenheiten, welche in seiner Vaterstadt vorfielen, besang er mit komischer Laune. Die Erfüllung seines Wunsches, in Leipzig die Rechte zu studiren, dankte er einem würdigen Officier, der ihn von jeher geliebt hatte. Die Vorliebe zu Platner's Vortrage setzte indeß sein Rechtsstudium zurück. Die Zwischenzeit widmete er der Dichtkunst. Aber die Launen des Spielglücks gaben bald seinem Leben eine andre Richtung und führten ihn dem Theater zu. Nachdem er bei der Seyler'schen Schauspielergesellschaft, welche sich eben in Leipzig befand, vergeblich eine Anstellung gesucht hatte, ging er zu einer Gesellschaft nach Naumburg. Hier spielte er Alte und Junge, Bediente, Fürsten, Bauern und Helden. Die Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Karl von Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. B. ward 1777 Mitglied vom gothaer Hoftheater und gefiel ausnehmend. Komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche, waren sein Fach. 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil ließ sich bei dem neuzuerrichtenden kurfürstl. Theater zu Manheim anstellen. Gegen das Ende seiner Laufbahn ward B. abermals von der Spielsucht ergriffen, die er jedoch bald unterdrückte. Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele und zehrte endlich seine Körperkraft auf. Er starb 1794 im 40. Lebensjahre. Wir besitzen von Beil verschiedene Schau- und Lustspiele (Zürich und Leipzig 1794, 2 Bde.). Iffland ward sein Biograph; s. dessen „Theateralmanach" von 1808.

Beilbrief, der schriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; deßgleichen die Verschreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beilegen, in der Schiffersprache, die Segel des Schiffes so gegen einander richten, daß sich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch solches zum Stillstehen gebracht wird. Dies geschieht gemeiniglich bei einem heftigen Sturm, oder wenn das Schiff in einer Gegend bleiben soll, wo man kein Anker auswerfen kann oder will. Man mäßigt dadurch nur die Kraft des Windes, macht aber das Schiff von der Strömung um so abhängiger. In solcher Lage ist eine nahe, zumal unter dem Winde gelegene Küste sehr gefährlich. — **Beilegen** bezeichnet ferner das Hinansegeln an ein andres Schiff, oder das Einziehen der Segel.

Beiram, gleichsam das Osterfest der Mohammedaner, welches unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt und drei Tage dauert. Dasselbe nimmt, wie der Ramasan, seinen Anfang, sobald von den dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird, und hat, als bewegliches Fest, das Eigenthümliche, im Verlaufe von 33 J. in alle Jahreszeiten und alle Monate des J.

zu fallen, weil die Türken nach Mondenjahren rechnen. Es ist gebräuchlich, daß an diesem Feste die Geringern den Vornehmern Geschenke verehren, welche Sitte sich sonst auch auf die Europäer erstreckte, die den Großen der Pforte, den Bassen und Cadis, Geschenke machen mußten. Auch der Großherr pflegt an diesen Tagen Gnaden und Geschenke zu spenden. Sechzig Tage nach diesem ersten großen Beiram tritt ein zweites, das kleine Beiram, ein. Sie sind die einzigen Feste, deren Feier die mohammedanische Religion ihren Bekennern zur Pflicht macht.

Beireis (Gottfried Christoph), Professor der Naturgeschichte, Physik, Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, ein gelehrter Sonderling, war in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen den 28. Febr. 1730 geb., wo sein Vater, eine Magistratsperson, sich mit Pharmacie beschäftigte. Von 1750—53 studirte er in Jena die Rechte als Brotwissenschaft, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie und Medicin. Er machte hierauf drei Jahre lang Reisen, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils aber auch, um seine im Felde der Chemie gemachten Entdeckungen ins Geld zu setzen. Diese Reisen, welche übrigens ein undurchdringliches Dunkel deckt, gingen wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. 1756 kam er zurück und brachte bedeutende Summen Geldes mit. In demselben J. ging er nach Helmstädt und studirte unter dem berühmten Heister die Chirurgie. Nach Heister's Tode ging dessen medicinische und chirurgische Praxis meistens auf ihn über. Der Herzog Karl ernannte ihn 1759 zum ordentlichen Professor der Physik, 1762 zum ordentlichen Professor der Medicin und 1767 zum Hofrath. Ein Jahr darauf erhielt er die Professur der Chirurgie, und 1802 ernannte ihn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zu seinem Leibarzt. Er starb den 17. Sept. 1809, war sehr fromm, hatte viel natürlichen Verstand und einen großen Reichthum an Kenntnissen; er war ein uneigennütziger, sorgfältiger Arzt und nützlicher Lehrer; seine Gespräche waren anziehend; Gelehrte und vornehme Reisende, die ihn häufig besuchten, empfing er mit freundlichem Wohlwollen. Eitelkeit war jedoch die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte siebzehn verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, sie zusammenzubringen. Seine Gemäldesammlung enthielt manches kostbare Stück, ob er gleich auch Nachahmungen für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, sodaß seine Sammlung unter allen die reichste sei. Außerdem besaß er die drei berühmten Vaucanson'schen Automate, die von Droz verfertigte sogenannte Zauberuhr und andre Kunstwerke. Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen als einzig die Lieberkühn'schen. Sein Münzcabinet enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten und am wenigsten Kennern zeigte er eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sei, den alle Fürsten der Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dies kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allen Einzelnheiten auszuführen. Nach seinem Tode fand man diese vorgebliche Kostbarkeit nicht mehr in seiner Verlassenschaft. Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sei. So übertrieben auch der Werth sein mochte, den B. selbst diesen Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht leugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen er-

fodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um Andern dieses Räthsel zu lösen, gab B. vor, daß er Gold zu machen verstehe, und zeigte auch Beweise seiner Kunst. Das Wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, welche sich sehr dankbar dafür bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andern, unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Er hat einige unbedeutende physiologische Abhandlungen geschrieben. Vgl. über ihn das 8. Heft der „Zeitgenossen".

Beiwerk nennt man in einem Werke der bildenden Kunst alle Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich erfodert werden, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theils zur Ausführung und Ausfüllung seiner Darstellung dienen. Bisweilen erscheint auch das Beiwerk als Anspielung, wodurch es eine größere Bedeutung gewinnt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit sein, es weder in Menge noch Ausführung auf Kosten des Hauptgegenstandes hervortreten lassen, und es so schicklich anbringen, daß es fast nothwendig scheine.

Beiwort, s. Adjectiv. — In der Poesie bedeutet das **Beiwort** (Epitheton, das Hinzugesetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte beigesetzt wird, um die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern oder im Allgemeinen auch zu verschönern. Dem Sinne nach kann das ästhetische Beiwort (Epitheton) doppelter Art sein: einmal logisch, wenn z. B. gesagt wird, der starke Geist, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verstandes anheimfällt; zweitens poetisch; dieses gehört in das Gebiet der Phantasie, wo man es das verschönernde Beiwort (Epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein solches ist, wenn gesagt wird: Das rosige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poesie mit Bedeutung gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müssen, ergibt sich von selbst; denn so sehr sie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verschönerung und zur Verstärkung des Sinnes beizutragen im Stande sind, ebenso sehr können sie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verursachen.

Beizen heißt bei gewissen Künstlern und Handwerkern dasjenige chemische Verfahren, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eignen, meistentheils salzartigen Feuchtigkeit auf gewisse Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper mehr oder weniger tief ein und machen entweder denselben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; sie machen seine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Überzuges geschickter, wie beim verzinnten Eisen, oder sie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewasser. Je feiner oder gröber die Beschaffenheit des zu beizenden Körpers ist, desto gelinder oder schärfer müssen auch die Bestandtheile der Beizmittel sein, um den Zweck zu erreichen. — In der Forstsprache heißt **beizen** oder **baizen**, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Bekker (Immanuel), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor an der Universität zu Berlin, ist als Kenner der alten Sprachen, insonderheit der griechischen, durch die wichtigsten Arbeiten vortheilhaft bekannt. Geb. 1785

zu Berlin, genoß er daselbst eines guten Schulunterrichts, besonders von G. L. Spalding auf dem grauen Kloster. Seit 1803 studirte er in Halle. Hier lehrte F. A. Wolf, dem in Bekker ein Schüler ward, den er selbst in der Folge für den am meisten befähigten erklärte, das Vermächtniß seiner philologischen Wissenschaft anzunehmen und weiter zu führen. Nach dreijährigem Fleiße, wobei er auch die neuern Sprachen sich aneignete, erhielt B. den Doctorgrad und würde 1807 von der preuß. Regierung zu einer philologischen Lehrstelle an der Universität zu Berlin bestimmt, deren Errichtung damals im Werke war, aber erst später zu Stande kam. Nach Antritt seiner Professur reiste er im Mai 1810 nach Paris, wo er bis zum Dec. 1812 blieb und die handschriftlichen Schätze der Bibliothek benutzte, hauptsächlich für den Platon collationirend und für einige Redner und Grammatiker. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erwählte ihn 1815 zu ihrem Mitgliede, und sandte ihn mit dem Auftrage, für die von ihr beabsichtigte Herausgabe eines „Corpus inscriptionum graecarum" die Papiere von Fourmont zu benutzen, wiederum nach Paris, von wo er noch im nämlichen Jahre zurückkehrte. 1817 trat er eine gelehrte Reise nach Italien an, beauftragt, zunächst in Verona, mit seinem juristischen Collegen Göschen, die von Niebuhr in einem Codex rescriptus entdeckten Institutionen des Gajus ans Licht zu ziehen und sodann eine von der Akademie zu veranstaltende Ausg. des Aristoteles vorzubereiten. Zwei Winter brachte er in Rom zu, im Gebrauche der Bibliotheken ungewöhnlich begünstigt auf Verwendung seines Gastfreundes Niebuhr. Dann hielt er sich in Florenz, Venedig, Neapel, Monte Cassino, Cesena, Ravenna und Mailand auf. 1819 reiste er über Turin nach Paris, brachte den Sommer 1820 in England, vorzüglich in Oxford, Cambridge und London zu, und kehrte sodann über Leiden und Heidelberg nach Berlin zurück. Mit welchem Fleiß und Geiste er an allen diesen Orten wissenschaftliche Schätze eingesammelt, ist aus dem bisher im Druck erschienenen, wie bedeutend es auch sei, nur unvollständig zu ermessen. Es genüge hier, die „Anecdota graeca", 3 Bde. grammat. Inhalts; Ausg. von Apollonius Dyskolus „De pronomine" (vorher ungedruckt) und „De syntaxi", von Theognis (um 150 Verse vermehrt), von Koluthus, Demosthenes u. a. attischen Rednern, der Bibliothek des Photius, der Scholien zur Ilias 2c., anzuführen.

Bekker (Elisabeth, Witwe Wolff), eine Zierde der holländ. Literatur im Fache der schönen Künste. Wenig Schriftstellerinnen verbanden mit einem großen Talent so viel Würde und strenge Sittlichkeit, als es bei Elisabeth der Fall war. Um so größer war auch die Wirkung ihrer zahlreichen Schriften, von welchen mehre, besonders ihre Romane „Willem Leevend" in 8 Bdn.; „Briefe von A. Blankart an C. Wildschut" und die „Geschichte von Sara Bürgerhart" in der holländ. Literatur für classisch gelten. Sie schrieb ihre wichtigsten Werke in Verbindung mit einer ihr nah verbundenen Freundin, Agathe **Deken** (s. d.), und es ist unbekannt geblieben, wer von ihnen den größern oder geringern Theil an der Zusammenstellung gehabt hat. Müller in Itzehoe hat einige dieser Schriften ins Deutsche übersetzt. Elisabeth war 1738 in Vlißingen geb. und starb 1804 im Haag. Ihre unzertrennliche Freundin im Leben folgte ihr 9 Tage nachher im Tode. Sie liegen auf dem Friedhof in Scheveningen vereinigt.

Bekleidungsmaterialien (beim Festungsbau). Bekanntlich bleibt, wegen der natürlichen Schwere der Körper, die mit einer steilen Abdachung aufgeschüttete Erde nicht lange in dieser Form, sondern rollt bald zu einer flächern, selten über 30 Grad betragenden Abdachung herab. Da nun aber bei Festungswerken und bei Schanzen die Steilheit der nach Außen gekehrten Böschung des Grabens, Walls und der Brustwehr das Erklimmen derselben erschwert und also die Festigkeit bedeutend vermehrt, so sucht man diese Steilheit durch festere dort angebrachte Gegenstände länger zu erhalten, und nennt diese Dinge die Bekleidung oder das

Revetement. Eben dies Verfahren ist bei den Backen (Seitenwänden) der Schießscharten unumgänglich nöthig, da diese fast senkrecht aufgeführt sein müssen und daher leicht einstürzen. Bei Feldschanzen, sowie bei den Brustwehren der Festungen, bedient man sich zu dieser Bekleidung meistens des Rasens, den man in viereckigen Stücken aussticht und durch eingeschlagene hölzerne Pflöcke mit der zu bekleidenden Wand befestigt. Noch dauerhafter sind Bekleidungen von Reisholz. Man bedient sich dieses Materials, indem man es zu Faschinen (s. d.), Schanzkörben oder Flechtwerk verarbeitet, nach und nach an die zu revetirende Fläche legt und theils durch eingeschlagene Pfähle, theils durch Anker, d. h. durch lange, nach Art der Stricke zusammengewundene Wieden, die gehörige Festigkeit gibt. Ein andres Bekleidungsmaterial, die Schanzkörbe, sind hohle, 3—6′ hohe, 2—3′ starke, nach Art der Körbe geflochtene Cylinder. Sie werden an der zu revetirenden Fläche aufrecht hingestellt und durch Pfähle und Anker auf ähnliche Art, wie die Faschinen, befestigt. Wenn man endlich mit Flechtwerke bekleidet, so schlägt man längs der zu bekleidenden Fläche Pfähle ein, die man durch Anker befestigt und auf Art der Schanzkörbe mit Ruthen umflicht. Wird dies Flechtwerk in einzelne Stücken und zum Fortbringen eingerichtet gemacht, so erhält es den Namen Hurden. In der Eile und im Nothfalle bedient man sich auch zum Revetement der Baumstämme, Breter, Sand- und Wollsäcke, Kisten, Fässer u. dgl.; besonders sind erstere zur Bekleidung der Grabenböschungen in Feldschanzen geeignet. Ganz anders ist es dagegen bei Festungen, welche der Zeit und dem schweren Geschütze trotzen sollen. Hier wird eine Bekleidung von festerm Material nöthig. Meistens wählt man dazu Granit oder Ziegel, und nennt die zu diesem Zweck aufgeführten Mauern Futtermauern. Sie bekleiden nun entweder die Böschung des Grabens nach dem Wall zu (Escarpe), oder den ganzen Wall bis an den Fuß, oder auch bis an die Krone der Brustwehr, und heißen hiernach halbe, drei Viertel- und ganze Futtermauern; doch sind die, welche höher als 24—30 Fuß sind, da der Transport längerer Sturmleitern sehr schwierig ist, von Überfluß und Verschwendung. Auch die Böschung des Grabens nach dem Felde zu (Contrescarpe) erhält meist eine Futtermauer. Die Futtermauern werden nie senkrecht aufgeführt, sondern haben, um desto fester zu sein, eine kleine Böschung. Die obere Dicke der Futtermauer richtet sich besonders nach der Schwere des darauf lastenden Walls. Um die Bekleidungsmauer noch fester mit dem Wall zu verbinden und sie auch haltbarer zu machen, werden hinter ihr etwa alle 18′ Strebepfeiler aufgemauert, welche entweder viereckig, oder nach dem Wall, oder auch nach der Mauer zu, schmäler als am andern Ende sind und die Festigkeit vermehren. Eine alte von den Deutschen oft angewendete Idee, diese Strebepfeiler zu überwölben und durch den ganzen Wall durchgehen zu lassen, ist in neuerer Zeit von den Franzosen wieder aufgenommen, und die Einrichtung revêtement de décharge benannt worden. — Es ist ein alter Streit, ob die Futtermauern überhaupt nützlich oder verwerflich sind. Die für sie sprechen, führen die Schwierigkeiten, welche der Stürmende an ihnen findet, die Gegner die großen Kosten, die sie verursachen, und den Umstand, daß die Bresche in einen bloß von Erde in natürlicher Böschung aufgeführten Wall unmöglich ist, an. Beide haben theilweise Recht, und es wird daher auch der Streit, so lange Festungen gebaut werden, fortbestehen, und Futtermauern da, wo es nicht an Steinen und an Geld mangelt, gebaut, dagegen da, wo letzteres fehlt, oder das Terrain eine Sicherung durch Wasser gegen den Sturm erlaubt, weggelassen werden, wie z. B. fast alle franz. Festungen, die meist in gebirgigen Ländern zur Zeit des Friedens planmäßig erbaut wurden, Futtermauern haben, während sie den holländischen, in flachem, wasserreichem Boden, zur Zeit der niederländisch-spanischen Kriege in der Eil und Noth erbauten, fast durchgängig fehlen. 32.

Bel, s. Baal.

Belagerung. Der Angriff eines befestigten Platzes kann geschehen 1) durch **Überfall** (Überrumpelung, Coup de main), wenn der Vertheidiger unachtsam ist, oder dem Angreifenden Verrath behülflich wird, sodaß er unbemerkt durch geheime oder unbewachte Zugänge in den Ort dringen kann; 2) durch einen raschen (bruskirten) Anlauf und gewöhnlich damit verbundenen **Sturm** und Leitersteigung (Escalade), wenn der Ort nicht stark besetzt oder noch nicht in gehörigen Vertheidigungsstand gebracht ist, oder wenn der Angreifende keine Zeit zu verlieren oder Kräfte und Mittel genug zu seiner Absicht hat (neuerdings ist diese Angriffsart besonders empfohlen worden, vorzüglich wenn sie durch kräftige und geschickte Anwendung des Geschützes unterstützt werden kann); 3) durch Einschließung außerhalb der Schußweiten (**Blockiren**, s. d.); 4) durch die förmliche **Belagerung.** Erst schließt das Belagerungsheer den Platz ein, um ihm die Zufuhr und alle Verbindung nach Außen abzuschneiden; man kundschaftet die Örtlichkeit, Befestigungsart, Vertheidigungskraft, auch wol die schwachen Seiten aus, um darnach den Angriffsplan zu entwerfen, läßt das Belagerungsgeschütz, die erfoderliche Munition und Schanzarbeitszeug herankommen, auch die zur Belagerung nöthigen Bedürfnisse (Faschinen, Schanzkörbe u. dgl.) in den Parks fertigen und bereit halten. Es ist die Aufgabe des die Belagerung leitenden Ingenieurs, seinen Bedarf, seine Zeit, die Widerstandsfähigkeit der Festung und die ihm zu Gebot stehenden Mittel genau zu berechnen und den Angriffsplan sowol hiernach wie nach den Umständen, die sich ihm von Seiten des Feindes entgegenstellen, einzurichten. Liegen vor der Festung detachirte Werke, so müssen sie erst erobert werden, damit man in einer Entfernung von 500—900 Schritten vom bedeckten Wege die Trancheen eröffnen könne. Wenn sie gehörig abgesteckt (tracirt) sind, rücken gewöhnlich in einer Nacht mehre Arbeitercolonnen, mit Faschinen und Schanzzeug versehen und durch Truppen gedeckt, gegen die Festung bis zur Trace vor und graben rasch einen Graben. Jeder Arbeiter legt seine Faschine vor sich, wirft die Erde darüber, und so entsteht eine Art Brustwehr (erste **Parallele**, s. d.), ein geschützter Sammelplatz für die gegen die Festung zu richtenden Kräfte. Die Vertheidiger suchen durch Ausfälle und Entgegenwirken aller Art die Arbeiter zu vertreiben, ihre Werke zu zerstören, die Belagerer hingegen sich darin immer fester zu setzen, Batterien anzulegen und dann durch besonders geführte **Laufgräben** (s. d.) und neue, die Festung immer enger einschließende Parallelen sich dem Graben zu nähern, während unaufhörlich das Geschütz aus den Ricochet-, Demontir- und Brechebatterien gegen die Besatzung und gegen die Geschosse und Werke der Belagerten in Thätigkeit erhalten wird. Hiermit pflegt auch das Bombardement aus den Mörserbatterien verbunden zu werden (vgl. **Batterien**), um die Besatzung von den Werken zu vertreiben, Werke zu zertrümmern, Gebäude, Magazine u. dgl. zu zerstören. Aus der letzten Parallele, die schon dem Festungsgraben sehr nahe liegt, bereitet man sich zum Übergang über denselben und legt hauptsächlich **Brechen** (s. d.). Auch kömmt hier der Minenkrieg (s. **Minen**), wenn solcher nöthig ist, in Gang. Über den Graben geht man in **Sappen** (s. d.) und ähnlichen bedeckten Gängen, und wenn er mit Wasser angefüllt ist, auf platten Fahrzeugen, Flößen, Brücken. Je näher man der Festung rückt, desto nöthiger, aber auch schwieriger, werden die Deckungsmittel für jede Verrichtung der Belagerer. Sind endlich die Brechen gangbar, die Werke der Festung möglichst zerstört, die Besatzung und deren Geschütz geschwächt, so erfolgt der Sturm oder die Ersteigung des Walles. 5.

Belehnung, die mit gewissen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutschen Reichsverfassung war ein Unterschied zwischen Thronlehen und andern. Über letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Kurfürsten- und Fürstenthümer waren, vom Kaiser in

Person. Unsere souverainen Fürsten nennen die wichtigern von ihnen abhangenden Lehen ebenfalls Thronlehen.

Belem (spr. Belangh), eigentlich Bethlehem, ein Stadttheil oder Quartier von Lissabon; ehemals ein Marktflecken, an dem Platze, wo einst König Emanuel, nach Vasco da Gama's erster Rückkehr aus Indien 1499, eine Kirche zu Ehren der Geburt Christi gebaut und das berühmte Hieronymitenkloster gestiftet hatte, in welchem sich die prachtvolle, mit weißem Marmor bekleidete Gruft der königl. Familie befindet. Nach dem Erdbeben von 1755 wurde die Begräbnißkirche wieder im gothischen Style aufgebaut. In Belem residirte sonst die königl. Familie; aber seitdem das Schloß abgebrannt ist, verlegte sie ihren Sitz nach dem 2 Legoas davon sehr einsam gelegenen Schlosse Queluz, das sie bis zu ihrer Abreise nach Rio-Janeiro bewohnte. Das neue königl. Schloß in Belem ist noch nicht vollendet. Es hat eine vortreffliche Lage mit der Aussicht nach dem Hafen und Meere. In Belem haben viele Vornehme und die meisten Geschäftsmänner von den höhern Stellen ihre Wohnungen. Daselbst befindet sich auch die Kirche Nossa Senhora da Ajuda, in deren Nähe der botanische Garten mit einem chemischen Laboratorium und dem Naturaliencabinet liegt. Letzteres enthält merkwürdige Stufen von gediegenem Kupfer aus Brasilien und ein großes Stück von elastischem Sandstein mit Kalkspatkrystallen. Noch sind bei Belem der königl. Garten (a Quinta da Raynha) mit einer Menagerie und vielen Vögelhäusern für seltene Vögel, und der große königl. Thiergarten, vorzüglich aber der alte, im Tajo erbaute, mit Batterien versehene Thurm, Torre de Belem, zu bemerken, welchen kein Schiff passiren darf, ehe es visitirt worden ist.

Beleuchtung, in der Malerei die Art und Weise, wie sich in einem Gemälde das natürliche oder künstliche Licht über die Gegenstände verbreitet. Dieses hängt ab von der angenommenen Scene der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. s. w., und ist zum Theil eine Folge der malerischen Anordnung (Disposition). Anders ist die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders die Beleuchtung im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verschlossenen Raum, und die Gegenstände werden, je nachdem man die eine oder die andre Beleuchtung wählt, ein verschiedenes Ansehen gewinnen. Die Beleuchtung ist demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, mit welchem der Künstler nur durch genaues Studium der Natur, sowol in Rücksicht der besondern Wirkung der eigenthümlichen Farben als auch in Rücksicht der Änderung derselben durch die größern oder kleinern dazwischen liegenden Luftmassen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung ist einem Gemälde ebenso nothwendig als Einheit der Zeit; sie wird den Künstler, besonders in historischen Stücken, oft zu einer angemessenen Wahl oder doch zu einer Milderung oder Verstärkung der eigenthümlichen Farben nöthigen, indem er nach dem besondern Orte der Gegenstände sie oft heller oder dunkler darstellen muß, als sie in der Natur sind. (Vgl. Farbengebung.)

Belfast, Handelsstadt in Irland, mit einem Hafen, in der Grafschaft Antrim. Ein schiffbarer Canal in der Mündung des Lagan vereinigt den Hafen mit dem Landsee Lough-Neagh. Die Stadt ist gut gebaut; die Straßen sind breit, gut gepflastert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo B. nur 8549 Einw. zählte, ist die Bevölkerung bis auf 40,000 gestiegen. Die Leinen- und Baumwollenmanufacturen beschäftigen über 2000 Menschen. 58 den Einw. zugehörige Schiffe hatten 1816 8235 Tonnen Ausfuhrgut (an Werth 2,900,000 Pf. St.) größtentheils nach entfernten Weltgegenden geladen. B. hat zwei schöne Hauptkirchen, eine Menge Bethäuser für Religionsverwandte aller Art, eine Stiftung für Blinde, und vorzüglich eine Armenanstalt, in welcher auf Kosten einer mildthätigen Gesellschaft über 400 Personen verpflegt werden, und arme Kinder Unterricht genießen.

Belgien, die ehemal. östr. Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören. Ursprünglich war Belgium im alten Gallien das Land der Bellowaken und Atrebaten, in der Gegend von Amiens und vielleicht auch von Senlis. (S. des Staatsr. Raoux Diss. „Sur l'origine du nom de Belge etc.", Brüssel 1826.)

Belgier, ein Gemisch von deutschen und keltischen Völkerschaften am westlichen Ocean bis an den Rhein und von der Marne und Seine bis an die südl. Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt ist. Als bis auf Cäsar von Zeit zu Zeit deutsche Völker über den Rhein drangen und die Kelten theils verjagten, theils sich mit ihnen vereinigten, so entstand daraus ein gemischtes Volk, das sich in Sprache und Sitten mehr den Deutschen als den Kelten näherte. Cäsar nennt sie tapferer als die übrigen Gallier, besonders diejenigen, welche nördlich an den Grenzen Deutschlands wohnten und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen.

Belgrad, Griechisch-Weißenburg, türkische Handelsstadt und Festung in Servien, am Zusammenflusse der Sau und Donau, mit 30,000 Einw., begreift: 1) Die Festung oder das Oberschloß, in der Mitte des Ganzen, welches die Donau beherrscht, hohe Wälle, feste Thürme, dreifache Gräben hat und mit Minen und bombenfesten Casematten versehen ist; Residenz des Pascha von Servien, mit der Hauptmoschee, deren es überhaupt 14 in Belgrad gibt. Zwischen der Festung und den übrigen Stadttheilen ist ein leerer, 400 Schritte breiter Zwischenraum. 2) Die Wasserstadt, der hübscheste Theil der Stadt, mit Wällen und Gräben, gegen Norden am Zusammenflusse der beiden Ströme. 3) Die Raitzenstadt, westl. am Saustrom, mit Pallisaden umgeben. 4) Die Palanka, welche gegen S. und O. die Festung umgibt. B. ist schlecht gebaut; die Straßen sind nicht gepflastert. Oberhalb der Stadt ankern die Donauschiffe zwischen drei Inseln. An der Mündung des Saustroms liegt die Zigeunerinsel. — Gegen Ende des 11. Jahrh. (1073) eroberte B. der ungarische König Salomo von den Griechen; bei dieser Belagerung soll, einer ältern, auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien befindlichen Chronik zufolge, zum ersten Mal mit Schießpulver aus Donnerbüchsen geschossen worden sein. In den folgenden Zeiten war die Stadt abwechselnd im Besitz der Griechen, Bulgaren, Bosnier und Servier, von welchen letztern sie im Anfange des 15. Jahrh. an Kaiser Sigismund verkauft ward. 1442 und 1456 von den Türken mit großem Zeit- und Kostenaufwande vergeblich belagert, ward sie endlich 1521 durch Soliman II. erobert. Von den Östreichern 1688 erobert, ging sie 1690 wieder an die Türken verloren. Prinz Eugen nahm sie nach dem Siege 1717 durch Capitulation; der passarowitzer Friede (1718) sicherte Östreich ihren Besitz. 1739 ward sie abermals belagert und ergab sich, ohne einen Schuß zu thun. Die Pforte behielt B. im belgrader Frieden 1739 mit der Bedingung, daß die von den Östreichern angelegten neuen Festungswerke zerstört werden sollten: eine Arbeit, wozu fast 9 Monate gebraucht wurden. In der Folge nahm Laudon Belgrad 1789 durch Capitulation. Im Frieden zu Szistowe 1791 ward es zurückgegeben. 1806 nahmen es die servischen Empörer in Besitz; seit ihrer Unterwerfung befindet es sich von neuem in den Händen der Türken. Der früher hier errichtete Sitz eines christlichen Bischofs ist nach Semendria verlegt.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürst. Es bezeichnet wörtlich das Böse, Verderbliche.

Belisar, einer der größten Helden seiner Zeit, dem der Kaiser Justinian den größten Theil des Glanzes seiner Regierung verdankte. Aus einer unbekannten Familie in Thracien entsprossen, diente B. anfangs unter der Leibwache des Kaisers, erhielt bald den Oberbefehl eines Heeres von 25,000 M. an der persischen Grenze und trug 530 über ein persisches Heer von 40,000 M. einen vollständigen

Sieg davon. Als aber die Perser im nächsten Jahre in Syrien eingedrungen waren, um Antiochien zu überfallen, verlor er eine Schlacht, zu der ihn wider seinen Willen die Ungeduld seiner Soldaten gezwungen hatte; diese von ihm vorhergesehene Niederlage, die einzige, die er auf seiner ganzen militairischen Laufbahn erlitt, bewirkte seine Zurückberufung. Auch jetzt war Belisar die Stütze seines Fürsten. Die Unruhen von zwei Parteien, die sich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Konstantinopel anrichteten, setzten 532 das Leben und die Herrschaft Justinians in die größte Gefahr, und schon war Hypatius zum Kaiser gewählt, als Belisar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die Ruhe herstellte. Justinian schickte ihn mit 15,000 M. nach Afrika, um das Reich des Vandalenkönigs Gelimer zu erobern. Nach zwei Siegen nahm B. den König mit seinen Schätzen gefangen. Gelimer ward zu Konstantinopel im Triumph aufgeführt, und Justinian ließ Münzen mit der Aufschrift: **Belisarius gloria Romanorum**, schlagen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Die Spaltungen in der königl. Familie der Ostgothen (s. Gothen) in Italien reizten Justinian, Italien und Rom unter seine Herrschaft zu bringen. Belisar schlug den gothischen König Vitiges, machte ihn (540) in Ravenna zum Gefangenen und führte ihn mit vielen andern Gothen nach Konstantinopel. Der Krieg gegen die Gothen in Italien dauerte fort; weil aber Belisar vom Kaiser nicht gehörig mit Geld und Truppen unterstützt ward, verlangte er (548) seine Zurückberufung. **Narses** (s. d.) ward sein Nachfolger. Späterhin zog B. gegen die Bulgaren und schlug sie 559. Als er nach Konstantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt. Allein Justinian überzeugte sich von seiner Unschuld und soll ihm seine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Belisar starb 565. Dichter, besonders der treffliche, philosophisch-politische Roman von Marmontel, haben die Geschichte Belisar's entstellt. Nach diesem ließ der Kaiser ihm die Augen ausstechen, und B. mußte auf den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbetteln; nach Andern ließ ihn Justinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm Belisar's nennt. Hier soll er einen Beutel, an einem Stricke befestigt, heruntergelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: **Date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit** (Gebt dem Belisar, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat, einen Obolus). Kein gleichzeitiger Geschichtschreiber aber weiß Etwas davon. Ein wenig geschätzter Schriftsteller des 12. Jahrh., Tzetzes, hat zuerst diese Fabel erzählt. Zuverlässig ist es, daß die Schwäche gegen seine Gattin Antonina B. zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und daß er eine knechtische Gefälligkeit gegen die abscheuliche Theodora, die Gemahlin des Justinian, bewies.

Bell, s. Lancaster's und Bell's System.

Belladonna, Wolfskirsche, Tollkraut, eine Giftpflanze in Gestalt eines 4—6 Fuß hohen Strauches. Sie trägt Beeren, die einer mittelmäßigen Kirsche gleichen, und glänzend schwarz aussehen, wenn sie reif sind. Die Pflanze ist in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Samen, giftig. Schon die Ausdünstung derselben ist widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeschnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, so entsteht Entzündung. Dieses Gewächs trifft man fast in allen europäischen Ländern an. Es heißt Belladonna, oder schöne Frau, weil aus seinem Safte Schminken gemacht werden.

Bellamy. 1) **Jakob**, ein Dichter, dessen lyrische Gesänge zu den schönsten gezählt werden, welche die holländische Poesie besitzt. Geb. 1757 zu Vlissingen in niedrigem Stande, hatte er schon sehr jung in seiner Vaterstadt den Ruf eines behenden Versemachers. Ein Freund bildete seinen Geschmack und gab seinem Talent eine veredelte Richtung. Gönner unterstützten ihn, sodaß er in Utrecht Theologie studiren konnte. Von seinen Poesien werden die „Vaterlän-

dischen Gesänge" am höchsten geschätzt. Bellamy starb kaum 28 J. alt. Er kann mit Bilderdyk, Helmers, Loots, R. Feyth und einigen andern holl. Dichtern für einen der Wiederhersteller der niederländischen Poesie angesehen werden. — 2) Georgia Anna, Schauspielerin in London, führte ein merkwürdiges, wechselvolles Leben, das sie selbst beschrieben hat. (Aus d. Engl., Hamb. 1788.) Sie genoß als mimische Künstlerin eines großen Rufs, und fand als eine Frau von der feinsten Bildung und großen Einsichten in den ersten Cirkeln der Hauptst. Eingang, sowie sie mit den vorzüglichsten und geistreichsten Personen ihrer Zeit in genauer Verbindung stand. Verirrungen mancherlei Art stürzten sie aber nach und nach in die größten Verlegenheiten, und ihr Leben endete in der größten Dürftigkeit. Ihr Leben kann jungen Frauenzimmern gegen die Lockungen der Eitelkeit, Verschwendung und sinnlichen Liebe als Warnungstafel dienen.

Belle-Alliance, s. Waterloo.

Bellegarde (Graf v.), aus einer der ältesten savoyischen Familien, geb. zu Chamberi in Savoyen 1760, trat früh in östreichische Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen 1793—95 so aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzoge Karl und 1796 Feldmarschalllieutenant wurde. Als solcher schloß er 1797 den Waffenstillstand zu Leoben mit Bonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über das Heer, welches die Verbindung zwischen Suwaroff und dem Erzherzog Karl erhalten sollte. Nach dem Feldzuge in Italien 1800 erhielt er eine der ersten Stellen im Hofkriegsrath und übernahm 1805 nach dem Abgang des Erzherzogs Karl das Präsidium desselben. Im Juli 1805 ward ihm der Oberbefehl im Venetianischen übertragen. 1806 ward er zum Feldmarschall und Civil- und Militairgouverneur von beiden Galizien ernannt, erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er sich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweiten Male den Oberbefehl in Galizien, wo er bis zum Kriege 1813 blieb. Nun ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte jedoch bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er bis Piacenza vordrang und dort am 16. April einen Waffenstillstand mit dem Vicekönig abschloß. Als Generalgouverneur der östr. Provinzen in Italien zu Mailand, erwarb er sich die Liebe der neuen Völker in hohem Grade, wodurch er beim Einbruch Murat's 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch seine Vertheidigungssiege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs und Graf Saurau zum Gouverneur der Lombardei ernannt war. Hierauf lebte Bellegarde einige Zeit in Paris als Privatmann. Dann stand er wieder an der Spitze des Hofkriegsraths, bis er im Sept. 1825 wegen Augenschwäche seine Entlassung nahm. Der General der Cavalerie, Prinz von Hohenzollern-Hechingen, wurde nach ihm Präsident des Hofkriegsraths.

Belleisle (Charles Louis Auguste Fouquet, Graf v.), Marschall von Frankreich, geb. den 22. Sept. 1684 zu Villefranche, zeichnete sich aus bei der berühmten Belagerung von Lille und ward Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem spanischen Erbfolgekrieg ging er mit dem Marschall Villars nach Rastadt, wo er sich als Staatsmann bemerkbar machte. Die Abtretung Lothringens an Frankreich 1736 war besonders sein Werk. Der Cardinal Fleury schenkte ihm sein Vertrauen; Ludwig XV. gab ihm das Gouvernement von Metz und den drei Lothringischen Bisthümern, das er bis an seinen Tod behielt. Vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reiste er an die ersten Höfe Deutschlands, um sie nach Karls VI. Tode für die Ernennung des Kurfürsten von Baiern zum römischen Kaiser zu gewinnen, und verfuhr dabei mit so viel Geschicklichkeit, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Dann trat er nebst Broglio an die

Spitze der franz. Armeen, um die Heere Maria Theresias zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte sich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen besondern Frieden geschlossen hatte, und machte diesen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Im Dec. 1744 ward er, auf einer diplomatischen Reise nach Berlin, in Elbingerode von dem handvrischen Amtmann verhaftet und nach England geschickt, 1746 aber ausgewechselt. 1747 nöthigte er den östr. General Browne, der von Italien aus in das südliche Frankreich gedrungen war, die Belagerung von Antibes aufzuheben und über den Var zurückzugehen. 1748 erhob ihn der König zum Herzog und Pair des Reichs, auch erhielt er das Kriegsdepartement, schaffte bei dem Militair eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte die Militairschule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienstordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Er starb 1761.

Bellĕrophon (ursprünglich Hipponoos), Sohn des Glaukus und einer Tochter des Sisyphus, Königs von Korinth, tödtete ohne Vorsatz seinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Aber die Königin Antea faßte bald eine sträfliche Liebe für den Jüngling, und als Bellerophon aus Achtung für das Gastrecht ihre Neigung nicht erwiederte, rächte sie sich durch Verleumdung des Unschuldigen bei ihrem Gemahl. Prötus schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf dem Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gastfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte, und als er am zehnten die Zeichen erkannte und die Absicht der ganzen Sendung verstanden hatte, da scheute auch er sich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber die feuerspeiende, dreigestaltete Chimära (s. d.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der Tapferste diesen Kampf nicht zu bestehen vermöge. Aber Bellerophon bekämpfte sie auf dem Pegasus, den Pallas ihm geschenkt hatte, aus den Lüften, und seine starke Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Ursprung, vermählte ihm seine Tochter Philenoe und theilte das Reich mit ihm. Mit seiner Gemahlin erzeugte B. den Isandros, den Hippolochos und die Hippodamia. Endlich wollte er, aus wahnsinnigem Übermuth, sich auf dem Flügelrosse zum Olymp emporschwingen; da traf ihn, nach Einigen, der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegasus, von einer Bremse gestochen, ab und er durchirrte menschenscheu die Wüste von Aleia in Cilicien, wo er vor Hunger umkam.

Bellevue. Diesen Namen (reizende Aussicht) führen mehre Lustörter und Schlösser, vorzüglich aber ein reizendes Lustschloß in der Nähe von Paris auf dem Bergrücken gelegen, der sich von St.-Cloud nach Meudon zieht. Mad. de Pompadour (s. d.) ließ es mit einer seltenen Geschwindigkeit aufführen Der Bau wurde im Jul. 1748 begonnen und war am 20. Nov. 1750 ganz vollendet. Ludwig XV. besuchte es wenige Tage nachher und war so entzückt von der Lage und der Einrichtung, daß er es selbst zu besitzen wünschte. Indessen ließ er den Gebrauch seiner Favorite. Nach dem Tode Ludwigs XV. erhielten es die Tanten Ludwigs XVI., Mesdames de France, zu ihrer Benutzung. Die ersten franz. Künstler ihrer Zeit, Coustou, Adam, Salu, Pigalle, Gragenard, Laprenue, hatten alle ihre Talente aufgeboten, Bellevue zu verschönern, und dieses Lustschloß wurde zu dieser Zeit für das reizendste in Europa gehalten. Nach der Revolution decretirte der Nationalconvent, daß Bellevue auf Kosten der Nation unterhalten und zu Volksbelustigungen dienen sollte. Dessenungeachtet kam es im höchsten Revolutionssturme unter den Hammer, und ein Herr Lenchère, Postmeister in Paris, erkaufte und demolirte es im Geiste der Bande noire (s. d.).

Jetzt ist das Ganze eine Ruine, die aber der schönen Aussicht auf Paris wegen oft besucht wird.

Bellini (Jakob), nebst seinen beiden ihn übertreffenden Söhnen, **Gentile** und **Giovanni**, berühmte Maler, durch welche die venetianische Schule zu einer neuen Epoche der Kunst fortschritt. Von Jakob ist nichts mehr vorhanden; Mehres von Gentile (z. B. St.-Markus). Gentile wurde 1479 nach Konstantinopel an Mohammed II., der einen geschickten Maler verlangte, gesandt; er soll daselbst die Basreliefs der Theodosianischen Ehrensäule copirt haben und zu Venedig 1501 gestorben sein. — Der Bedeutendste war Giovanni B., geb. um 1424 zu Venedig und gest. um 1512. Er studirte die Natur, ohne sich noch über sie zu erheben, und war ein guter Zeichner. Auch verbreitete er die Ölmalerei und lieferte viele treffliche Bilder (von denen eins, der segnende Heiland, in der dresdner Galerie befindlich ist). Noch berühmter ist er durch die großen Schüler geworden, die er zog, nämlich Tizian und Giorgione, weßhalb ihn Einige den Stifter der venetianischen Schule nennen.

Bellmann (Karl Michael), der originellste schwedische Dichter, geb. zu Stockholm 1741, wuchs auf in stiller Häuslichkeit. Die ersten Proben seines Dichtertalents waren fromme Lieder und andächtige Herzensergießungen. Später zog das lockere Leben junger Wüstlinge in Stockholm seine Aufmerksamkeit so an, daß er ihre lustigen Abenteuer zum Gegenstand scherzhafter Gesänge wählte. Diese machten des Dichters Namen durch ganz Schweden bekannt. Selbst Gustav III. würdigte ihn seiner Gunst, und setzte ihn durch ein bequemes Amt in den Stand, bis an seinen Tod, 1795, in sorgenfreier Unabhängigkeit der Dichtkunst zu leben. Die Ergebnisse derselben sind echtvolksthümliche Lieder, meist orgische Scenen, scharf und tief aus der Natur und dem Leben der Wüstlinge aufgegriffen, sowie es sich (besonders damals) unter dem Einflusse des schwedischen Himmels eigenthümlich gestaltete. Selbst in den geringsten Einzelheiten treu und wahr, und doch mit großer poetischer Kraft und nie verletzter Schicklichkeit bei den Darstellungen, herrscht in B.'s Dichtungen ein elegischer Grundton vor, der ihrem Charakter eine tiefere Bedeutung gibt. Sie konnten ihrer Eigenthümlichkeit wegen wol nicht mit Glück ins Deutsche übergetragen werden, was Rühs versuchte.

Bellona, Schwester, nach Einigen Gemahlin des Mars, den sie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmälern ist sie schwer von der Minerva zu unterscheiden. Bellona (auch die Wagenlenkerin des Mars, dessen Rosse sie mit blutiger Geißel antreibt) ist eine von der Minerva ganz verschiedene Göttin; denn in ihr erkennt man nur die Mordlust, Grausamkeit und alles Scheußliche des Krieges; daher wird sie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung selbst im Getümmel der Waffen noch sichtbar ist.

Belloy (Pierre Laurent Buyrette de), der erste franz. Dramatiker, welcher mit Erfolg, statt der griechischen und römischen oder ausländischen Helden, vaterländische auf die franz. Bühne brachte, geb. 1727 zu St.-Flour in Auvergne. Er kam als Kind nach Paris. Hier verlor er seinen Vater; seine Stütze war ein Oheim, ein berühmter Parlamentsadvocat, der ihm denselben Beruf anwies. Er trieb dieses Geschäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent für die dramatische Kunst. Sein Oheim kämpfte diesem Geschmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, sich heimlich zu entfernen. Er erschien nun an mehren nordischen Höfen als Schauspieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehre Jahre verlebte er zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth ihm viel Güte erwies. 1758 ging er nach

Frankreich zurück, um seine Tragödie „Titus" aufführen zu lassen. Sein Oheim wirkte einen Verhaftsbefehl aus, auf den Fall, daß sein Neffe die Bühne beträte. B. hoffte durch den Erfolg des „Titus" seine Familie zu versöhnen; aber diese Hoffnung schlug fehl, denn der „Titus" mißfiel, und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf starb sein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er seine Tragödie „Zelmire" mit dem entschiedensten Beifall gab. Hierauf folgte 1765 „Le siège de Calais", ein Trauerspiel, das außerordentliches Aufsehen machte, und noch immer geschätzt wird, wiewol es den Beifall mehr dem Inhalte als wahrem poetischen Verdienste zu danken hat. Er erhielt die Medaille, welche der König für solche Dichter gestiftet hatte, von denen drei Stücke mit Beifall würden aufgenommen sein, und die nur dieses Mal ausgetheilt worden ist. Der große Beifall, welchen die „Belagerung von Calais" gefunden hatte, wurde dem glücklichen Dichter hier als ein doppelter Erfolg angerechnet, da diese Tragödie erst sein zweites gelungenes Stück war. Die Stadt Calais überschickte ihm das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, mit der Aufschrift: Lauream tulit, civicam recipit. Belloy schrieb noch mehre Theaterstücke, worunter ihm „Gaston et Bayard", 1771, die Aufnahme in die Académie française verschaffte. Im Allgemeinen verstand er sich nicht auf den Ausdruck des tragischen Pathos. Er starb 1775.

Bell-Rock oder Inch-Cap, ein für die Schiffer höchst gefährlicher Felsen an der Küste von Schottland, unweit der Mündung des Tayflusses. Der Name Bell-Rock, Glockenfelsen, soll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothok ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut geläutet haben. Dieser Felsen bleibt bei gewöhnlicher Flut fast völlig vom sinkenden Wasser bedeckt. Nach einer Springflut aber ragt er oft 427 Fuß lang, 230 Fuß breit, gegen 4 Fuß hoch über der Meeresfläche hervor. Seine, allen Küstenfahrern und insbesondere allen nach dem Tay-Haf (Frith of Tay) segelnden Fahrzeugen höchst gefährliche Lage war längst anerkannt; erst 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen und 1811, trotz der fast unübersteiglichen Hindernisse, glücklich vollendet. Der Fuß dieses cirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Wasser frei ist, wird bei Springfluten bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Wasser gesetzt. Das Signal auf diesem Leuchtthurm besteht aus einem abwechselnd weißen und rothen Licht, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwischenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht gesehen werden kann, läutet die nämliche Maschine, welche den Wechsel des Lichts bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Glocken von beträchtlicher Größe.

Belt (der große und kleine), zwei Meerengen, welche nebst dem Sunde die Ostsee mit dem Kattegat verbinden. Der große Belt trennt die dänischen Inseln Seeland und Laland von Fühnen und Langeland. Seine Breite ist von 3 bis 5 Meilen, seine Tiefe von 5 bis 20 Faden, Sandbänke und kleine Inseln machen die Schifffahrt schwierig. Die durchpassirenden Schiffe müssen bey Nyborg auf Fühnen einen Zoll entrichten. Der kleine Belt scheidet die Insel Fühnen von Jütland und verengt sich bei der Festung Fridericia, wo der Zoll erhoben wird, bis auf eine Viertelmeile, sodaß die Einfahrt aus dem Kattegat vollkommen beherrscht ist. Die Küste ist nur an wenig Orten steil, aber voll Sandbänke, die Strömung aus der Ostsee ist heftig, die Tiefe von 4 bis 27 Faden. Die Schifffahrt durch beide Belte ist so gefährlich, daß große Schiffe meistens durch den Sund gehen.

Belvedere (Bellevue), nennt man in Italien Gebäude, die zum Genusse einer schönen Aussicht bestimmt sind. Campe übersetzt: „Sieh dich um". Auch benennt man so kleine, sich über die Häuser erhebende Thürmchen, die man besteigt, um

frische Luft zu schöpfen, oder sich des schönen Anblicks zu erfreuen. Dergl. Thürmchen haben in Rom die meisten Häuser; eigentliche Belvedere aber findet man nur in den Palästen der Reichen. In Frankreich gibt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt und sich vor der Glut der Sonnenstrahlen schützt. In Deutschland haben mehre fürstliche Lustschlösser diesen Namen, z. B. das Belvedere bei Wien, bei Weimar u. a.

Beludchistan, ein Land in Ostpersien an der Nordwestküste der indischen Halbinsel (24° 5′ — 30° 40′ N. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ Ö. L. von Greenwich), das sich von Sohistan und Afghanistan im N. bis an den indischen Ocean und von den Provinzen Laristan und Kerman in W. bis Sinda in O. erstreckt. Es besteht, wenn Sinda dazu gerechnet wird, aus 6 Abtheilungen: 1) Eihalawan und Sarawan, sammt dem Bezirk von Kelat, 2) Mekran und Lus, 3) Kohistan oder das Land der Hügel, westlich von der Wüste, 4) die Wüste, 5) Kutsch-Gundawa und 6) die Landschaft Sind (2482 □M.), welche von den Umirs, einem Geschlecht der Beludscher, so beherrscht wird, daß drei Oberhäupter von drei Herrscherfamilien die Einkünfte theilen. Der älteste führt den Vorsitz und hat den Titel Hakim. Ihre Residenz ist Hydrabad, ein Seehafen mit 15,000 Einw. — Boden, Klima und Oberfläche sind sehr verschieden. Während mehre hohe Gebirge mit Schnee bedeckt sind, ist die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit fast unerträglich. Im Allgemeinen ist das Wasser selten, und die fließenden Gewässer sind wenig mehr als Bergbäche, die sich im Sande verlieren oder als seichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere nehmen. Der Dasti ist der breiteste und soll seinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutsche Meilen fortsetzen. Die Wüste von Beludchistan ist ungefähr 65 deutsche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, sie besteht aus klarem Flugsand und ist ungemein schwer zu durchreisen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der östliche, ist bergig, Kohistan ausgeschlossen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt sich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 25° N. Br. und 66° 58′ L., streicht nordwärts bis über die Grenzen von Beludchistan hinaus und scheint gewissermaßen mit den Hazarah oder den paropamisischen Bergen westlich von der Stadt Kelat zusammenzuhängen. Verschiedene andre Gebirgszüge durchschneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer und Zinn finden sich zum Theil in großer Menge. Steinsalz, Alaun, Salpeter und Schwefel haben verschiedene Gegenden in Überfluß. Der Boden ist fruchtbar, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinsten Früchte hervor. Getreide wird in Überfluß gebaut. In den nördlichen Gegenden baut man Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte. Assa foetida wächst zwischen den Hügeln. — Beludchistan ist im Allgemeinen kein Holzland; doch gibt es daselbst Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Hausthiere sind: Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedare, Büffel, schwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. Truthühner, Gänse und Enten fehlen. Unter den wilden Thieren befinden sich Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchse, Hasen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andre Elenthiere, wilde Esel u. s. w. Fast alle europäische und asiatische Vögelgattungen sind hier beisammen. — Zwei Völkerschaften theilen sich vorzugsweise in den Besitz des Landes, die Beludcher und die Brahus; zusammen 1,400,000, und mit den übrigen Bewohnern des (nebst Sind) 9554 □M. großen Landes 2,700,000. Die Beludcher bestehen aus 48, die Brahus aus 74 Stämmen. Beide sind sowol durch ihr äußeres Ansehen als durch ihre Gebräuche von einander verschieden. Die 3 Hauptstämme der Beludcher sind die Nharus, die Rhinds und die Mugschis. Alle sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von

geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, das Haar schwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, sie fürchten keine Gefahr und sind tapfer im Gefechte. Die Nharus halten das Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweise zu Hause ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchalisches Hirtenleben. Sie wohnen meistens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahus sind von kurzem, stämmigem Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge. Bei manchen sind Haupthaar und Bart braun. Als Nomaden wechseln sie der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maßgabe jeder Jahreszeit. Frei von dem räuberischen Unternehmen der Beludcher sind sie ein braves, ruhiges und betriebsames Volk. Übrigens sind die Sitten beider Völker in vielen Stücken einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich und beide sind gastfrei. Die Hauptstadt Kelat, ein weitläufiger Ort von ungefähr 3750 Häusern mit 20,000 Einw., ist der Sitz des Khan oder Souverains von ganz Beludchistan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewissen Tribut bezahlen und bei vorfallenden Kriegen Hülfstruppen liefern müssen. Die jährl. Einkünfte des Khan betragen etwa den Werth von 250,000 Thlr., ein großer Theil davon besteht in Naturallieferungen. In früheren Zeiten soll der Khan von Kelat 250,000 M. ins Feld gestellt haben. Jetzt mag seine Macht in etwa 60,000 streitbaren Männern bestehen. Die Landeseingeborenen sollen tatarischen Ursprungs sein. Sie bekennen sich zum sunnitischen Islam. Außer ihnen leben eine Menge Diwars (Dehwars) und Hindus im Lande zerstreut. Der jetzige Regent von Beludchistan, Mohammed Khan, geb. 1781, hat nicht die selbständige Kraft, welche zur Leitung eines halbrohen Volkes unentbehrlich ist. Verschiedene Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorsams abgeworfen.

Belzoni (Giambattista), aus einer römischen Familie, geb. in Padua und in Rom zum Mönch erzogen, verließ diese Stadt, als sie von den französischen Heeren besetzt wurde, und kam 1803 nach England, wo er auf Astley's Theater zu London als Apollo und Hercules auftrat, und sich außer der Kenntniß der engl. Sprache auch tiefere Einsicht in die Wasserbaukunst erwarb, die seit Rom her seine Hauptbeschäftigung gewesen war und später zur Reise nach Ägypten veranlaßte. Nach einem Aufenthalte von 9 J. verließ er mit seiner Frau (einer Amazone an Muth, die sich im Nothfalle den Arabern mit Pistolen zur Wehre setzte), England und ging über Portugal, Spanien, Malta nach Ägypten. Hier lebte er von 1815 — 19, anfangs als Tänzer, dann gewann er die Gunst des Pascha, der ihn für seine Plane zu brauchen verstand. B., obgleich oft allein unter den rohen Bewohnern des Landes, setzte sich durch seine auffallende Größe und Körperkraft in Ansehen; so gelang es ihm, jene von Peter della Valle schon im 17. Jahrh. eröffnete Pyramide in Ghizeh, zu der die Franzosen während ihres Feldzugs den Zugang nicht fanden, und außerdem eine andre, Chiephreme genannt, zu öffnen, dann mehre Königsgräber zu Theben, namentlich jenes so prächtig erhaltene im Thale Bibansel Moluk, das für das Grab des Psammuthis (400 J. vor Chr.) gehalten wird. Die Zeichnungen, die er davon gegeben, gehören zu den genauesten. Seiner Ausdauer und Geschicklichkeit gelang es 1816, die Büste des Jupiter Memnon, nebst einem alabasternen Sarkophage aus den Königsgräbern, von Theben nach Alexandria zu schaffen, von wo sie ins brit. Museum gekommen sind. Näher der zweiten Katarakte des Nils öffnete er am 1. Aug. 1817 den Tempel von Ypsambul, den die beiden Franzosen Cailliaud und Drovetti (franz. Generalconsul) zwar ein Jahr früher auffanden, den zu erbrechen ihnen aber damals nicht gelang. B. entdeckte in den Ruinen desselben einen bisher nicht gekannten Tempel unter der Erde. Hierauf besuchte er die Küsten des rothen Meers und die Stadt Berenice und machte endlich einen Ausflug in die Oase des Jupiter Ammon. Seine Reise nach Berenice ward durch die Auffindung der Smaragdgruben von Zubara belohnt. B. widerlegte Cailliaud's Behauptung, daß derselbe den großen Stapelort von Europa und Indien

in der alten Welt, das berühmte Berenice, aufgefunden habe, durch spätere Untersuchung an Ort und Stelle, indem er die Überreste jener großen Stadt, vier Tagreisen entfernt von dem Orte, den Cailliaud für Berenice hielt, wirklich entdeckte. Belzoni's „Narrative of the operation and recent discoveries with the pyramids temples, tombs and excavations in Egypt and Nubia, and of a journey to the coast of the Red Sea, in search of the ancient Berenice and another to the oasis of Jupiter Ammon" (London 1821), nebst einem Foliobde. von 44 illum. Kpfrn., wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Belzoni's Vaterstadt, Padua, erwiderte das Geschenk zweier ägyptischen Statuen aus Theben, die im Saal der Universität, genannt della Ragione, aufgestellt sind, durch eine von Manfredini gegrabene Denkmünze. Über die von Belzoni im Bullockmuseum aufgestellten Modelle vgl. Museum. 1823 hat der unternehmende B. alle Anstalten getroffen, um von Benin aus nach Hussa und Timbuctu vorzudringen, als er, auf dem Wege nach Benin, zu Gata den 3. Dec. 1823 starb. Auch er nahm zuletzt an, daß der Nil und der Niger nicht Ein Fluß seien, und daß der Niger in das atlantische Meer falle. 19.

Bembo (Pietro), einer der berühmtesten Gelehrten Italiens, welche das 16. Jahrh. verherrlicht haben, geb. zu Venedig 1470, erlernte sehr früh die lateinische und dann zu Messina unter Laskaris die griech. Sprache, kehrte darauf in sein Vaterland zurück, wo er eine kleine Schrift über den Ätna herausgab. Nach dem Willen seines Vaters betrat er die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte; aber bald fand er Mißbehagen daran und widmete sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stand. Zu Ferrara, wo er seine philosophischen Studien vollendete, verband er sich mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und besonders mit Sadolet. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo sich in dem Hause des Buchdruckers Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. B. ward eines der vorzüglichsten Mitglieder derselben und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die schönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieser berühmten Druckerei hervorgingen. Er besuchte Rom und 1506 den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wissenschaften am meisten in Ansehen standen. Er verlebte hier ungefähr 6 Jahre und erwarb sich mächtige Freunde. 1512 war er Julius von Medici nach Rom gefolgt. Dessen Bruder, Papst Leo X., ernannte ihn zu seinem Secretair und gab ihm seinen Freund Sadolet zum Amtsgenossen. Um diese Zeit machte Bembo die Bekanntschaft mit der jungen und hübschen Morosina, mit welcher er 22 J. lang in dem zärtlichsten Einverständniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine literarischen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er zu ihrer Wiederherstellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leos X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgestattet war, beschloß er, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen und seine Tage in Padua, dessen Luft ihm wunderbar zusagte, in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden zu verleben. Die Gelehrten dieser berühmten Universität besuchten sein Haus eifrigst, und die Fremden strömten dahin. Bembo brachte eine ansehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zusammen, die damals für eine der reichsten in Italien galt, und legte einen schönen botanischen Garten an. Den Frühling und Herbst verlebte er auf einer Villa, Bozza genannt, welche von Alters her seiner Familie gehörte. Die Muße des Landlebens wandte er besonders für seine schönwissenschaftlichen Arbeiten an. 1429 ward ihm von Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Geschichtschreibers der Republik angetragen, das er, wiewol mit einigem Widerstreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zu-

gleich ward er zum Bibliothekar der St.-Marcusbibliothek ernannt. Papst Paul III., der bei einer von ihm beschlossenen Cardinalbeförderung die Augen auf die berühmtesten Männer seiner Zeit warf, ertheilte ihm 1539 den Cardinalshut. Von jetzt an entsagte B. den schönen Wissenschaften und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu seinem Hauptstudium. Von seinen frühern Arbeiten setzte er allein die „Geschichte von Venedig" fort. Zwei J. nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald darauf das reiche Bisthum von Bergamo. Mit Ehren überhäuft, starb er 1547 in einem Alter von 77 J. Bembo vereinigte in seiner Person, seinem Charakter und seiner Unterhaltung Alles, was liebenswürdig ist. Er war der Wiederhersteller des guten Styls sowol in der latein. Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäsar zu steten Mustern wählte, als auch in der italienischen, wo er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so streng, daß er, wie man erzählt, gegen 40 verschiedene Fächer hatte, welche seine Schriften nach und nach, sowie er sie immer mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erst wenn sie 40 Prüfungen bestanden hatten, machte er sie bekannt. Seine sämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, sind 1729 zu Venedig in 4 Bdn., Fol., erschienen. Die wichtigsten sind: „Geschichte Venedigs von 1487 — 1513", in zwölf Büchern, die er sowol lat. als ital. abfaßte; „Le prose", Dialogen, in welchen die Regeln der toscanischen Sprache aufgestellt werden; „Gli Asolani", Dialogen über die Natur der Liebe; „Le rime", eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; seine Briefe, sowol die ital. als die lat. geschriebenen; „De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber"; „Carmina", ebenso geistreich als geschmackvoll, aber zum Theil von einem freiern Geiste, als der Stand des Verf. erwarten ließ, und einige andre.

Ben (hebr.: Sohn), eine Vorsetzsylbe vieler jüdischen Namen, wie z. B. Bendavid, Benasser &c., welche bei den Israeliten in Deutschland sich in das deutsche „Sohn" verwandelt hat, z. B. Mendelssohn, Jakobssohn &c.: eine Benennungsart, deren Ursprung in dem altherkömmlichen, und in vielen Ländern noch jetzt bestehenden Gebrauche der Israeliten zu suchen ist, daß sie keinen Familiennamen führen.

Benares, eine fruchtbare Landschaft in der britischen Statthalterschaft Bengalen in Hindostan, auf beiden Seiten des Ganges, von 591½ □M., mit 2 Mill. Einw. Die Hauptstädte sind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebst den berühmten Festungen Chunar und Bijaghur. Der ehemals unabhängige Rajah oder Fürst ward 1775 von den Engländern zinsbar gemacht, aber schon 1781 nahm der Generalgouverneur Hastings das Land für England in Besitz, vertrieb den Rajah Cheit Sing, und setzte dessen Neffen Babu Sing zum Scheinregenten ein, mit Erhöhung des Tributs von 900,000 auf mehr als zwei Mill. Thaler. Die Hauptst. Benares oder Kaschy am Ganges, unter 25° 18' 36" N. Br. und 83° O. L. von Greenwich, eine der größten indischen Städte, hat keine Mauern, meistens enge schmutzige Gassen, 12,000 H. von gehauenen und Backsteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerk hoch sind, und 16,000 Lehmhäuser, 580,000 Einw., worunter 7000 Braminen und 50,000 Mohammedaner sind, und wovon 3000 zur Dienerschaft der drei Hindu-Rajahs gehören, die statt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen besorgen. Zur Zeit der religiösen Feste ist die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen. B. ist der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, wo die Braminen in der Sanskritsprache, in der Astronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in andern Kenntnissen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält an 1000 Tempel und Pagoden, von welchen eine uralte als Wallfahrtsort für besonders heilig gehalten wird. Die Hindus glauben, wer in Benares stirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenstand der Bewunderung und ein Denkmal der Mohammedanischen Übermacht sowol als der Unterdrückung von Indien ist die prächtige in der Mitte der

Hindutempel im 17. Jahrh. von Aurengzeb erbaute Moschee. Die Einw. von Benares sind meistens Kaufleute, deren viele beträchtliche Geldgeschäfte durch ganz Indien, ja sogar bis an die russische Grenze treiben. Baumwollene Zeuche, Shawls, Gold- und Silbertressen, Brokate und Seidenzeuche werden von Benares durch den ganzen Osten ausgeführt; auch ist hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andre Edelsteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palast des Rajahs ist zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenseitigen Ufer des Ganges. Das englische Obergericht ist die letzte Instanz der Provinz Benares. Die solchem Obergericht untergeordneten Richter haben Tribunäle zu Mirzapur, Allahabad, Bundelkund, Joanpur, Gorukpur und Benares, aber keine Criminalrechtspflege, die über Leben und Tod entscheidet.

Bench, Kingsbench oder Queensbench (bancus regis, Oberhofgericht), eines der drei königl. Obergerichte in Westminster, bestehend aus einem Oberrichter (Lord chief justice) und drei Richtern, welche vier Mitglieder mit den Mitgliedern der andern beiden Obergerichtshöfe, des Oberlandgerichts (Court of Common pleas) und des Lehnkammergerichts (Court of Exchequer), das Collegium der 12 Oberrichter Englands ausmachen, und bald collegialisch, bald einzeln die Justiz durch ganz England (mit Ausschluß von Wales, des Herzogthums Lancaster, des Bisthums Durham und einiger andern Districte) verwalten. Vor die Kingsbench gehören ursprünglich Landfriedensbrüche und andre Criminalsachen; durch eigne Fictionen (daß Jemand unser Schuldner durch einen Landfriedensbruch geworden sei, z. B. eine ihm geliehene Summe gewaltsam weggenommen habe) werden aber auch bürgerliche Sachen dahin gebracht, sowie sie durch Appellation dahin gelangen. Zur Kingsbench gehört ein großes Gefängniß, aus mehren Häusern und Hofräumen bestehend, innerhalb deren die Gefangenen einer vollkommenen Freiheit genießen, und welches vorzüglich, sowie die Fleet, als Schuldgefängniß gebraucht wird.

Benda (Franz), ältester Sohn eines böhmischen Leinwebers, geb. 1709 zu Albenatky in Böhmen, ist als der Stifter einer eignen Violinschule in Deutschland zu betrachten. Er spielte die Geige, aber es gebrach ihm so sehr an allen Hülfsmitteln, daß er sich zu einer Truppe herumziehender Musikanten begab. Unter diesen befand sich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der die Geige mit bewundernswürdiger Kühnheit und Vollkommenheit spielte. Nach ihm bildete sich Benda. Des unsteten Lebens müde, kehrte er in seinem 18. J. nach Prag zurück, wo er schon vorher Sopransänger an der St.-Nicolaikirche gewesen war. Nachdem er daselbst einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genossen hatte, unternahm er eine Reise nach Wien, und fand daselbst Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franziscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei J. als Capellmeister in die Dienste des Starosten Szaniawski, wo er bis 1732 verblieb, wo ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz's Empfehlung in seine Dienste nahm. 1771 ward er an Graun's Stelle zum königl. Concertmeister ernannt, und starb als solcher 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 J. Von seinen vielen Compositionen hat er nur zwölf Solos für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter seine Zöglinge im Gesange zählt man s. beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeister Reichard und Wolff.

Benda (Georg), zweiter Bruder von Franz, gothaischer Capelldirector, geb. 1721 zu Jungbunzlau in Böhmen, wurde von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angestellt, trat aber 1748 als Capellmeister in die Dienste des Herzogs v. Gotha, wo er sein Talent für Composition, besonders für den Kirchenstyl, immer mehr ausbildete. Der Herzog von Gotha, Friedrich III., der selbst ein großer Freund der Tonkunst war, ließ ihn 1765 eine

Reise nach Italien machen, und ernannte ihn hierauf, mit erhöhtem Range, zum Capelldirector. In Venedig traf G. Benda den Capellmeister Schweizer und den berühmten Hasse an, dessen freundschaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weise genoß. Seine Talente hatten seit geraumer Zeit gleichsam geschlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., 1772, hörte die Kirchenmusik in der Hofkirche auf, für welche Benda seine vorzüglichsten Werke geschrieben hatte. Jetzt aber begann in seinem Leben eine neue, glänzendere Periode. Schweizer, der damals durch die Composition der Wieland'schen Oper „Alceste" bekannt geworden war, kam mit der Seiler'schen Schauspielergesellschaft nach Gotha. Durch ihn fühlte sich Benda, der sein Talent für die Theatermusik schon durch die Opern „Ciro riconosciuto" und „Il buon marito" bewiesen hatte, aufs neue angeregt, für die Bühne zu arbeiten. Benda faßte die Idee zu einem Melodrama und componirte seine „Ariadne", eine Idee, die J. J. Rousseau schon einige Jahre früher gehabt und auch in seinem „Pygmalion" ausgeführt hatte. Doch ist erwiesen, daß B. von Rousseau's Unternehmung nichts wußte. „Ariadne" wurde bald in ganz Deutschland und nachher auch in dem übrigen Europa mit schwärmerischem Beifall aufgenommen, und sie verdiente ihn wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und genialen Ausführung. Der „Ariadne" ließ B. in derselben Gattung die „Medea" von Gotter folgen, in welcher er jedoch mehre Stellen arienmäßig behandelte. Dann setzte er die Opern: „Der Dorfjahrmarkt", „Walder", „Romeo und Julie", „Der Holzhauer", „Pygmalion" und „Das tatarische Gesetz". Alle haben zu ihrer Zeit einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Gegen 1778 suchte B. um seinen Abschied in Gotha nach, weil er seinem Nebenbuhler Schweizer nachgesetzt zu sein glaubte, und beharrte, trotz der Bitten des ganzen Hofes und seiner sämmtlichen Freunde, auf seinem Entschlusse, worauf er eine Reise durch Deutschland machte, bald aber, seines unsteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte. In diese Zeit fällt seine Reise nach Paris, wohin er 1781 gerufen ward, um dort seine „Ariadne", der man einen franz. Text unterlegt hatte, selbst aufzuführen. Obgleich der Beifall, den diese Arbeit in Paris fand, getheilt war, so kehrte B. doch hinlänglich für seine Reise entschädigt, nach Gotha zurück, von wo er sich nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, 1785 aber nach Ronneburg, und von da nach dem nahe gelegenen Köstritz begab, wo er in der Stille lebte und von der Musik ganz Abschied nahm. Hier starb er 1795 in einem Alter von 73 J. Seine Zerstreutheit, sowie seine ganze übrige Originalität hat zu mancher anziehenden Anekdote Anlaß gegeben.

Bender, moldauisch Tigino (47° 16′ Ö. L., 46° 50′ 32″ N. Br.), Hauptst. eines Bezirks in der russischen Provinz Bessarabien am Dniester, an dessen Ufern sie halbmondförmig erbaut ist, halb nach alter, halb nach neuer Art stark befestigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Castell, hat zwei Vorstädte, 7 Thore, 12 Moscheen, eine armenische Kirche, dunkle, enge, schmutzige Gassen, 10,000 Einw., worunter 250 armenische Familien, ferner Tataren, Moldauer, Juden u. s. w. Der Handel ist bedeutend, auch finden sich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eisenschmieden und eine Salpetersiederei. Hier lebte Karl XII. (s. d.) 1709 fg. 1771 erstürmten die R ssen unter Panin den Platz, wobei Besatzung und Einw. (an 30,000) niedergehauen und die Stadt verbrannt wurde. Der Friede zu Kainardschi 1774 gab B. den Türken zurück. Am 15. Nov. 1809 eroberten es die Russen mit geringer Anstrengung. Im Frieden von Jassy fiel es abermals den Türken zu; im letzten Kriege nahmen es die Russen von neuem, und behielten es im bucharester Frieden 1812.

Benedict XIV. (Prosper Lambertini), geb. 1675 zu Bologna aus einer angesehenen Familie, zeichnete sich in s. Jugend durch schnelle Fortschritte in allen Wissenschaften aus. Mit Vorliebe studirte er den heil. Thomas, legte sich mit

Erfolg auf das kanonische und bürgerliche Recht, und ward zu Rom Consistorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, ein schätzbares Werk über die bei den Seligsprechungen üblichen Gebräuche zu schreiben (Bologna 1734, 4 Bde., Fol.). Leidenschaftlich für die Wissenschaften, für historische Forschungen und für die Denkmäler der Kunst eingenommen, verband Lambertini sich mit allen berühmten Männern s. Zeit, u. A. mit dem Pater Montfaucon, der von ihm sagte: daß B. zwei Seelen habe, eine für die Wissenschaften und eine für die Gesellschaft. Er machte sich auch mit den trefflichsten Dichterwerken vertraut, durch die er seinen Geist erhob und seinen Ausdruck belebte. Benedict XIII. ernannte ihn 1727 zum Bischof von Ancona, 1728 zum Cardinal und 1732 zum Erzbischof von Bologna. Allenthalben zeigte er große Talente und erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaftesten Eifer. Er widerstand der Religionsschwärmerei selbst mit Gefahr seiner eignen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an, und äußerte sich gegen Clemens XII. mit seltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen desselben zu verlieren. Als nach Clemens XII. Tode 1740 im Conclave die Umtriebe des Cardinals Tencin die Wahl verzögerten, und die Cardinäle sich nicht vereinigen konnten, sagte Lambertini mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit zu ihnen: „Wollt Ihr einen Heiligen, so nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich". — Diese hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das Conclave, und Lambertini bestieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl. Die Wahl der Minister und Freunde, mit welchen er sich umgab, gereichte seiner Urtheilskraft zur höchsten Ehre. Der Zustand der Kirche und die Lage des römischen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürsten nicht mehr vor dem Bannstrahle des Vaticans. Die Päpste hatten ihren Ansprüchen auf die zeitliche Oberherrschaft entsagt, und Lambertini sah ein, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weise Mäßigung erhalten werden könne. In diesem Geiste handelte er unabweichlich, und so gelang es ihm, selbst unter widerstreitenden Verhältnissen, nicht nur die katholischen, sondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St.-Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St.-Peter in Mosaik ausführen, die besten englischen und franz. Werke ins Italienische übersetzen, und auf seinen Befehl fing man an, ein Verzeichniß der Handschriften der vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Die Verwaltung des Innern gereicht seiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher, begünstigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und duldsam. Er bemühte sich, die Glaubenssätze und die guten Sitten aufrecht zu erhalten; wozu er selbst das löblichste Beispiel gab. Nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele, noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor, starb er am 3. Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere. Seine Werke betragen in der zu Venedig erschienenen Ausg. 16 Foliobände. Seine wichtigste Schrift ist die von den Synoden, in welcher man den großen Kanonisten erkennt.

Benedictbeurn, ehemals eine Abtei, im Isarkreise des Königr. Baiern, 15 Stunden von München, am Fuße des Vorgebirgs gegen Tirol. Das Kloster ward von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus alt-

herzogl. bairischem Geschlecht entsprossen waren, um 740 gestiftet. Die prächtige Stiftskirche ward unter dem Abt Placidus erbaut, und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der Aufhebung der Klöster in Baiern ward auch Benedictbeurn 1804 verkauft. Seit 1805 besitzt es der vormalige geh. Referendar Jos. v. Utzschneider. Um die Klostergebäude wieder mit Menschen zu besetzen und die Klosterwaldungen zu benutzen, legte H. v. U. 1805 eine Glashütte an. 1806 errichtete er daselbst eine Kunstglashütte, um das mechanische Institut in München, welches er 1804 mit dem pfalzbairischen Artilleriehauptmann, Georg Reichenbach, und dem Mechanikus, Joseph Liebherr, gegründet hatte, mit dem erfoderlichen Flint- und Crownglas zu versehen. So bildete sich hier in Zeit von 12 J. das berühmte optische Institut, das zu allen astronomischen Instrumenten, die in den Werkstätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meisten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optischen Gläser geliefert hat. (S. Fraunhofer u. Reichenbach.) Während der Continentalsperre ward zu Benedictbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet, späterhin aber dafür eine Rauch- und Schnupftabackfabrik eingerichtet: eine Anstalt, die gute Tabacke liefert und viele Menschen nützlich beschäftigt. Die Schulanstalt im Ortsgericht Benedictbeurn ist in gutem Zustande, und wird von Utzschneider vorzüglich unterstützt. Die von dem aufgehobenen Kloster noch lebenden Geistlichen haben in einem Theile des ehemal. Klostergebäudes eine Freistätte; sie sind gebildete Männer, werden von Utzschneider theils zu ökonomischen Geschäften, vorzüglich aber bei der Schule verwendet, und erhalten von ihm kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können. In der Nähe liegt das berühmte Wildbad Heilbrun.

Benedictiner konnten vom 6. bis in das 10. Jahrh. fast alle Mönche im Abendlande genannt werden, weil sie der Regel des heil. Benedictus von Nursia (s. d.) folgten. (Vgl. Klöster und Orden.) Was einzelnen Klöstern in Spanien und Frankreich um diese Zeit von ihren Bischöfen vorgeschrieben worden war, stimmte, wie die Regel des Irländers Columbanus (geb. 560, gest. 615), im Wesentlichen mit der Regel Benedicts überein, und bei dem Fortgange seines Ordens vereinigten sich jene Klöster und die vom Orden Columban's mit ihm. Monte Cassino bei Neapel, das Stammkloster der Benedictiner, ward das Muster aller übrigen. Damals standen die Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen ihrer Gegenden, und wichen in mancherlei Erweiterungen, Schärfungen oder Milderungen der Grundregel von einander ab. Nicht einmal die Farbe der Kleidung war übereinstimmend. Die Columbaner hatten sie weiß, wie auch die ältesten der Benedictinerinnen, welche im 6. Jahrh. in Frankreich entstanden. Nach den später erfolgten Vereinigungen trugen sie alle Mitglieder dieses Ordens schwarz, wie der Stifter gekleidet gewesen sein soll. Der Verfall der Klosterzucht seit dem 8. Jahrh. veranlaßte die Verbesserungen Benedicts von Aniana in Frankreich, die erneuerte Einschärfung der alten Regel und zeitgemäße Verordnung auf dem Concilium zu Aachen 817, die besondern Satzungen und Brüderschaften der berühmten Klöster in Frankreich, Deutschland und England, welche sich in der Wildheit jener Zeiten zu Sitzen der Bildung erhoben, und die Stiftung der Cluniacenser, eines neuen Zweiges der Benedictiner, der aus dem 910 gegründeten Kloster Clugny in Burgund hervorging. An die Stelle der bisherigen ungleichen und schwankenden Satzungen gaben die Cluniacenser feste Bestimmungen über die Stunden des Gottesdienstes, über den Gehorsam, die Zucht und die gemeinschaftliche Regierung aller Klöster ihres Ordens, die bald in ganz Europa Nachahmung fanden. Im 12. Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöster, deren Üppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Hauptursache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Überreste der Cluniacenser vereinigten sich im 17. Jahrh. unter Richelieu's Begünstigung mit den Benedictinerbrüderschaften von St.-Vannes und St.-Mau-

rus, welche letztere 1618 gestiftet, im Anfange des 18. Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte, und durch gelehrte Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Marténe, zu verdientem Ansehen gelangt ist. Zu der Familie Benedicts gehören die auf den Stamm seines Ordens und auf seine Grundregel gebauten neuen Orden, welche seit dem 11. Jahrh. entstanden sind und sich durch Tracht, Namen und besondere Satzungen von den Benedictinern unterscheiden, z. B. Camaldulenser, die Mönche von Vallombrosa, die Sylvestriner, Grandmontaner, Carthäuser, Cölestiner, Cistercienser und Bernhardiner, Trappisten und Religiosen von Fontevraud. (S. d.) Ein verfassungsmäßig geordnetes und aristokratisch oder monarchisch regiertes Ganze haben die Klöster von der Regel des heil. Benedict niemals ausgemacht, vielmehr mußten eine Menge Klöster, welche von den alten eremten Benedictinern abstammten, sich auf Befehl der tridentinischen Kirchenversammlung nach und nach zu besondern Brüderschaften vereinigen. Unter diesen verdienen die Benedictiner von Monte Cassino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto, welche sich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, wo sie bis jetzt ununterbrochen geblüht haben, von Valladolid mit Montserrat in Spanien, wo sie noch gegenwärtig zu den reichsten Orden gehören, von Hirschau und Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegangen sind, und von Mölk in Deutschland wegen der Größe ihrer Besitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Zu der noch jetzt bestehenden und, durch die vom Staate angeordnete Verwendung ihrer Mitglieder und Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken, dem Zeitgeiste angepaßten Brüderschaft von Mölk halten sich die übrigen Benedictinerklöster im Östreichischen, z. B. Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster in Wien u. a. m. An vielen der weiblichen Klöster dieses Ordens hat ausschließend der Adel Antheil, weil die Stellen darin den einträglichsten Pfründen gleichen. Das ungebundenste Leben führen die Benedictiner in Sicilien, meist jüngere Söhne vornehmer Familien. In Modena haben sich Benedictiner wieder angesiedelt und ein Kloster mit Einkünften erhalten. E.

Benedictio, die Weihung einer Sache mit Weihwasser. **Benedictio beatica**, der Segen, welcher den Büßenden, wenn sie krank liegen, mitgetheilt wird. Man pflegt ihn auch das Viaticum zu nennen. **Benedictio sacerdotalis** ist die priesterliche Einsegnung oder Trauung verlobter Personen. **Benediction** geben, wird vom Papste, von Cardinälen, Bischöfen und päpstlichen Nuntien gesagt, wenn sie dem Volke oder einer Privatperson, in der Kirche oder auf der Straße, mit dem Zeichen des Kreuzes, den Segen ertheilen. Der Papst gibt die feierliche Benediction drei Mal im Jahre, nämlich am Gründonnerstage, am Osterfeste und am Himmelfahrtstage.

Benedictus (der heilige), der Gründer des ersten occidentalischen Mönchsordens und daher der abendländischen Mönche, geb. 480 zu Nursia in Umbrien (im jetzigen Kirchenstaat), ging im 14. J. schon in die Einsamkeit einer 40 Meilen von Rom in der Wüste Subiaco gelegenen Höhle, und entwarf 515 eine Regel für seine Mönche, die zuerst in dem von ihm auf dem Monte Cassino bei Neapel, in einem Hain des Apollo, nach Zerstörung des Tempels, 599 gestifteten Mönchskloster eingeführt, und dann, da sie vernünftiger und wohlthätiger als die vorigen war, nach und nach die Regel alles abendländischen Mönchsthums ward. Die Äbte von Monte Cassino erlangten in der Folge bischöfliche Gerichtsbarkeit und eine gewisse Patriarchie über den ganzen Orden. Benedict wollte die Geschäftslosigkeit verbannen, und verordnete daher, außer dem Werke Gottes (wie er Gebet und das Lesen geistlicher Bücher nannte), Unterweisung der Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthum, Handarbeit (worunter Handwerker und Künstler aller Art) und Ökonomie des Klosters. Kleidung und Leibespflege waren strenge, doch

nicht übertrieben. B. ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder (ordo scriptorius) Handschriften abschreiben mußten. Dadurch half er, ohne gerade eine solche Absicht zu haben, die literarischen Kenntnisse vom Untergange retten. Denn obschon er nur das Abschreiben religiöser Bücher verstanden hatte, so ward dies doch in der Folge auf classische Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literarischer Schätze. E.

Benevento, Herzogthum in der neapolitanischen Provinz Principato Oltra, 4½ □M., mit 20,348 Einw., welches mit Stadt und acht Dörfern seit dem 11. Jahrh. dem päpstlichen Stuhl gehörte. 1806 schenkte Napoleon es seinem Minister Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevento annahm. 1815 erhielt es der Papst zurück. Ausgeführt werden Hornvieh, Getreide, Wein, Südfrüchte und Wildpret; die Staatseinkünfte betragen nicht über 6000 spanische Thlr.; dennoch empörten sich die Einwohner 1820, was auffallend war, da sich sonst solche Enclaven in der Regel nicht übel befinden. In den frühesten Zeiten gehörte der weit ausgedehntere Staat von Benevento zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben ihn 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardischen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben dem Papst Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretenen Lehnrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befestigte Stadt Benevento (32° 27′ L., 40° 6′ Br.) auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Sabato und Calore, welche sich unweit derselben vereinigen, hat 13,900 Einw., 8 Kirchen, 19 Klöster, 3 Collegiatstifte, ein Erzbisthum (seit 969) und mehre Fabriken von gold- und silberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel ist beträchtlich, die fünf Messen aber sind unbedeutend. Wenig Städte in Italien verdienen wegen ihrer Alterthümer so viel Aufmerksamkeit als Benevent. Beinahe jede Mauer besteht aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Unter Anderm zeichnet sich der prächtige, wohlerhaltene, 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, jetzt unter dem Namen des goldenen Thors (Porta aurea) ein Stadtthor von Benevento. Die Hauptkirche ist ein finsteres Gebäude im altgothischen Styl.

Bengalen, s. Indien.

Bengel (Johann Albanus), ein berühmter Theolog, geb. 1687 zu Winnenden im Würtembergischen, studirte zu Stuttgart und Tübingen, machte eine gelehrte Reise, und ward 1713 Prediger und Professor zu Denkendorf. Die griech. Sprache war ein Hauptgegenstand seines Unterrichts. Besonders beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern und dem N. Test. 1741 wurde er Rath und Propst zu Herbrechtlingen, 1747 in den weiten und 1748 in den engen Ausschuß der Landschaft gezogen, 1749 Prälat zu Alpirsbach. Er starb 1752. B. war der erste lutherische Theolog, der die Kritik der Schriften des N. T. in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfsinn, der Geduld und Reife des Urtheils behandelte, die eine solche Arbeit erfodert. Besonders hat er sich um die Berichtigung des Textes große Verdienste erworben. Weniger Werth haben seine Bemerkungen, in welchen er sich zuweilen durch Neigung zum Mysticismus hat irreleiten lassen. Seine Auslegung der Apokalypse hat ihm bei Einigen den Ruf eines begeisterten Propheten, bei den Meisten aber den eines Schwärmers erworben. Seine Sitten und sein Charakter wurden allgemein geschätzt.

Benjowsky (Moritz August, Graf v.), ein Mann von rastloser Thätigkeit und von außerordentlichen Schicksalen, geb. 1741 zu Werbowa in der Neutraer Gespannschaft in Ungarn, wo sein Vater General in kaiserl. Diensten war, diente dem Hause Östreich als Lieutenant im siebenjährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein

Oheim, den er beerben sollte, nach Litthauen rief. Nach seiner Mutter Tode gerieth er mit seinen Stiefschwestern in Streit, weßhalb er auf Reisen ging. Er studirte nun in Hamburg, Amsterdam und Plymouth die Schifffahrtskunde. Darauf ging er nach Polen, trat der Conföderation gegen die Russen bei, ward Oberster, Befehlshaber der Cavalerie und Generalquartiermeister. Von den Russen 1769 gefangen, kam er 1770 nach Kamtschatka. Auf der Fahrt dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bei dem Statthalter Niloff eine gute Aufnahme, dessen Kinder er in der franz. und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasia, Niloff's jüngere Tochter, in ihn; B.'s Talente vermochten ihren Vater, den Grafen in Freiheit zu setzen und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er aber schon den Plan entworfen, mit mehren Mitverschworenen aus Kamtschatka zu entfliehen. Aphanasia erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ ihn nicht, sondern warnte ihn, als man damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphanasiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sei, verließ B. Kamtschatka im Mai 1771 mit 96 Personen. Er segelte nach Formosa; dann nach Macao, wo viele von seinen Begleitern starben, unter ihnen auch die treue Aphanasia. Endlich kam er nach Frankreich, und ward hier bestimmt, auf Madagascar eine Niederlassung zu gründen: ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er vorhersah, besonders da der Erfolg ganz von dem Willen der Beamten von Isle-de-France abhing, an die er wegen des größten Theils seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war. Im Juni 1774 kam B. in Madagascar an, gründete eine Niederlassung zu Foul-Point, und gewann die Achtung verschiedener Völkerschaften, die 1776 ihm zu ihrem Ampansacabe oder König ernannten; wobei auch die Weiber seiner Gemahlin (die er schon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen lassen) den Unterwerfungseid schworen. In der Folge reiste er nach Europa, um der Nation einen mächtigen Verbündeten und Handelsaussichten zu verschaffen. Allein bei seiner Ankunft in Frankreich ward er durch die Verfolgungen des franz. Ministeriums genöthigt, in kaiserl. Dienste zu treten, in welchen er 1778 im Gefecht von Habelschwerdt gegen die Preußen commandirte. 1783 suchte er in England eine Expedition nach Madagascar zu Stande zu bringen. Er fand bei londner Privatleuten, und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore in Amerika Unterstützung. Im Oct. 1784 reiste er ab, ließ aber seine Gemahlin in Amerika zurück, und landete 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Isle-de-France Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht den 23. Mai 1786 ward er von einer Kugel in die Brust tödlich verwundet. B. hat seine Begebenheiten französisch beschrieben. William Nicholson hat dieselben aus der Handschrift englisch übersetzt herausgegeben; wir besitzen mehre deutsche Übersetzungen, u. A. von Georg Forster (Leipz. 1791, 2 Bde.). Seine Witwe, geb. Henschel aus der Zips, starb den 4. Dec. 1825 auf ihrem Gute Vieska bei Betzko. Den einzigen Sohn B.'s haben auf Madagascar die Ratten gefressen. Noch leben Kinder von seinen beiden in die Häuser Szakmary und Doskay verheiratheten Töchtern. Kotzebue hat diesen merkwürdigen Mann auf die Bühne gebracht.

Benningsen (Levin August, Freiherr v.), russ. General en Chef, geb. 1745 zu Banteln im Hanöverschen, trat in russ. Kriegsdienste und lieferte 1807 die Schlachten bei Eylau und Friedland. Nach dem tilsiter Frieden zog er sich auf seine Güter zurück. 1813 führte er eine russische Armee, genannt die von Polen, nach Sachsen, nahm an der Schlacht von Leipzig Theil, und blokirte Hamburg. In der Folge war er Gouverneur im südl. Rußland, endlich ließ er sich in s. Vaterlande nieder und starb den 3. Oct. 1826. Er ist Verf. der „Gedanken über einige Kenntnisse, die einem Officier der leichten Cavalerie nöthig sind" (Riga 1794, Wilna 1805).

Benno (der heilige), geb. 1010 zu Hildesheim aus dem Geschlechte der Grafen von Woldenberg, wurde 1028 Benedictinermönch im Kloster St.-Michael daselbst, 1051 Kanonicus des Stifts Simon und Judä zu Goslar und Lehrer der jungen Kanoniker desselben. Heinrich IV. erhob ihn 1066 zum Bischof von Meißen und begünstigte ihn durch wiederholte Schenkungen an Landgütern für seine Kirche. Dennoch nahm Benno an der Verschwörung der ihm verwandten sächs. Großen gegen den Kaiser heimlich Theil, daher ihn Heinrich nach der Schlacht an der Unstrut auf seinem Zuge durch Meißen 1075 als Gefangenen mit wegführte. 1076 entlassen und in sein Bisthum eingesetzt, aber bald neuer Untreue verdächtig, da er auch von dem Gegenkaiser Rudolf Schenkungen angenommen hatte, mußte er 1078 Meißen abermals verlassen und Heinrichs Gefangner bleiben, bis dessen Zug nach Italien ihm 1081 die Freiheit wieder verschaffte. Auch nun hielt er es mit Heinrichs Feinden und wohnte 1085 der Synode zu Quedlinburg bei, die unter dem Vorsitz eines Legaten Gregors VII. dessen Bann gegen den Kaiser bestätigte. Eine zu derselben Zeit in Mainz unter Heinrichs Einfluß gehaltene Synode entsetzte mit andern Empörern auch Benno seines Amtes, und Gregor VII., dem er anhing, starb 1085. Daher wendete er sich nun reuig an den vom Kaiser eingesetzten Gegenpapst, Clemens III., und erhielt dessen Verzeihung. Von Rom begab er sich zu dem ihm als Nachbar schon früher befreundeten Herzog Wratislaw von Böhmen, administrirte bei dessen Krönung zu Prag und erlangte, da der von Clemens 1085 an seine Stelle gesetzte Bischof Felix in Meißen 1086 oder im folg. J. starb, durch Wratislaws Vermittlung sein Bisthum und die Gunst des Kaisers wieder, wie eine Schenkung desselben an die Kirche zu Meißen 1098 beweist. An diese letzte Rückkehr Benno's nach Meißen knüpft Emser in seiner durch ältere, die historischen Angaben in diesem Art. begründende, Urkunden oft widerlegten „Vita Bennonis" (Lpzg. 1512, Fol., E. XIX), die sehr unwahrscheinliche alte Sage, der Schlüssel zur Domkirche in Meißen, den Benno bei seinem Abzuge 1085 in die Elbe geworfen habe, um dem excommunicirten Kaiser Heinrich den Eingang in diese Kirche zu versperren, sei eben, da er auf dem Wege nach Meißen 1088 bei einem Wirth an der Elbe eingesprochen, von diesem in einem zur selbigen Zeit gefangenen großen Elbfische gefunden worden. Doch war Benno's Recht auf sein Bisthum, wofür die Legende sich solcher Beweise bediente, von ihm selbst besser begründet. Schon in den ersten Jahren der Verwaltung desselben hatte er viel für die Bekehrung der heidnischen Wenden in seinem Sprengel gethan. Nun fand er ihn durch die unaufhörlichen Heereszüge in Sachsen so verwüstet, daß er sich vor allen Dingen der Herstellung und Verbesserung des Ackerbaus befleißigte und dadurch den Wohlstand seiner Untergebenen wieder in Aufnahme brachte. Sein Versuch, den liturgischen Gesang in Meißen auf römische Art einzurichten, hatte keinen Fortgang; überhaupt wurden ihm die letzten Jahre seines Lebens durch Streitigkeiten mit seinen Capitularen und den Markgrafen von Meißen verbittert, daher er meist auf dem Lande lebte. Er starb den 16. Juni 1107. Handschriften unerheblicher allegorischer Erklärungen der Sonntagsevangelien, eine Anweisung zum Briefschreiben und Briefe, die ihm zugeschrieben werden, bewahrt die Bibliothek in Wolfenbüttel. Kein Schriftsteller seiner Zeit erwähnt die Wunder, welche die spätere Legende auf seine Rechnung gebracht hat. Erst 1270 wurden seine Gebeine in die Domkirche zu Meißen versetzt und dabei Krankenheilungen gerühmt, die sie bewirkt haben sollten. Die Wallfahrer erhielten seit 1285 an seinem Grabe 40 Tage Ablaß, woraus Papst Calixt III. 1405 hundert Tage machte. Eine jährl. Gedächtnißfeier stiftete ihm ein meißner Kanonicus und Archidiakonus über die Lausitz, Konrad Pouse, 1366 in Meißen und 1377 in Bautzen. So kam die Verehrung dieses neuen Heiligen in Gang, doch erst 1523 versetzte ihn Papst Adrian VI., nachdem seit 1498 das Capitel zu Meißen, Herzog Georg von Sachsen, Kaiser Karl V.

und andre Fürsten Bitten und schweres Geld dafür in Rom verwendet hatten, unter die Heiligen, vorzüglich um dem durch die Reformation in Sachsen gesunkenen Katholicismus eine neue Stütze zu geben. Allein nach Herzog Georgs Tode 1539 wurde der dem heil. Benno gewidmete Dienst nebst andern katholischen Gebräuchen in Meißen abgestellt. Seine Gebeine kamen erst nach Stolpen, dann nach Wurzen in Verwahrung, bis 1576 München sie aufnahm. Daselbst ruhen sie in einer prächtigen Capelle bei der Kirche U. L. Fr. und genießen große Verehrung, weil diese Stadt ihn zu ihrem Schutzpatron erwählt hat. 31.

Benserade (Isaac v.), Dichter am Hofe Ludwigs XIV., geb. 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der Normandie, schrieb Theaterstücke und verfertigte eine Menge sinnreicher Verse für den König und Andre. In der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. begünstigte noch der Hof, und wer sich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, besonders aber Galanterien waren, die man im gezierten Hofstyle den Damen sagte. Niemand hatte es in dieser Kunst so weit gebracht als B., der deßwegen vorzugsweise le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür so viel Pensionen, daß er einen ungewöhnlichen Aufwand machte. Des Hoflebens überdrüssig, zog er sich auf sein Landgut Gentilly zurück und starb 1691.

Bensley (Thomas), Buchdrucker in Fleetstreet zu London, theilt mit Bulmer den Ruhm, der erste typographische Künstler Englands zu sein. Zuerst zeichnete er sich durch seinen Druck der engl. Übersetzung von Lavater's „Physiognomie" (London 1789, 5 Bde., 4.) aus und schritt auf dem rühmlich betretenen Wege mit eben solchem Eifer als Glück fort. Die schönsten Erzeugnisse seiner Officin sind die Macklin'sche Prachtausgabe der engl. Bibelübersetzung (1800—15, 7 Bde., Fol.) und die Prachtausgabe von Hume's „Geschichte von England" (1806, 10 Bde., Fol.), beide mit ausgezeichneten Kpfrn. Unter seinen Drucken in kleinerm Format zeichnen sich Ausg. des Shakspeare (1803, 7 Bde.) und Hume (1803, 10 Bde.) aus, mit meisterhaften Holzschnitten. Auch hat er mehre gelungene Pergamentdrucke geliefert und zuerst die von König und Bauer erfundene Druckmaschine bei Elliotson's engl. Übersetzung von Blumenbach's „Physiologie" (London 1818) angewandt. 52.

Bentham (Jeremias), Rechtsgelehrter, geb. 1735, ist nie als Advocat aufgetreten, auch hat er seine Hauptwerke nie selbst herausgegeben, sondern ein Freund, Dumont aus Genf, hat sie aus seinen Manuscripten ins Französische übersetzt und theils in Paris, theils in London drucken lassen. Dahin gehört: „Traités de législation civile et pénale, précédés de principes généraux de législation et d'une vue d'un corps complet de droit; terminés par un essai sur l'influence des temps et des lieux relativement aux lois (Paris 1802, 3 Bde.) und „Théorie des peines et des récompenses" (Lond. 1801, 2 Bde.). B. ist ein Anhänger der Parlamentsreform und einer durchgreifenden Verbesserung der Civil- und Criminalgesetzgebung. Sein „Fragment on government", nach Blackstone, erschien anonym 1776, und mit seinem Namen (London 1823). In Frankreich haben seine gelehrten Bemühungen mehr Beifall gefunden als in England und Deutschland. Eine kleine Schrift über die Preßfreiheit (London 1821) ward von ihm an die spanischen Cortes gerichtet, als sie über diesen Gegenstand verhandelten und in einer andern („Three tracts relative to the spanish and portugueze affairs", Lond. 1821) widerlegt er die Unentbehrlichkeit einer Pairskammer für Spanien; sowie Montesquieu's Satz: daß die gerichtlichen Formen der Schutz der Unschuld seien, indem gewisse Formen vielmehr nur den Schuldigen zu statten kommen. (Sehr wahr, wol die meisten kommen dem Verbrechen zu gut.) Das neueste Werk des 88jährigen Mannes ist: „The art of packing"

(Lond. 1821), d. i. die Kunst, Geschworene zusammenzubringen, wie man sie gerade nöthig hat, um nach Belieben verdammende oder lossprechende Urtheile zu erhalten. Seine frühere Schrift: „Essai sur la tactique des assemblées législatives", aus des Verfassers Papieren von Etienne Dumont (Genf 1815) herausgegeben, und deutsch: „Taktik oder Theorie des Geschäftsganges in deliberirenden Versammlungen" (Erlangen 1817), enthält viele nützliche Bemerkungen. Seine „Introduct. to the principles of morale and legislation" (Lond. 1823, 2 Bde.) verbreitet sich mit Tiefe und gedankenreicher Kürze über die wichtigsten Gegenstände der Regierungskunst. Zanobelli hat B.'s Theorie der gerichtlichen Beweise ins Italienische übersetzt (Bergamo 1824, 2 Bde.). 37.

Bentheim, Grafschaft in Hanover, (24° 8′ und 24° 57′ Ö. L. und 52° 15′ bis 52° 40′ N. Br.), grenzt an die Niederlande, die hanöv. Fürstenthümer Aremberg und Rheina-Wolbeck und das preuß. Fürstenthum Salm, hat 19 □M., 24,200 Einw., 3 Städte, 1 Mrktfl., 62 Dörf. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Fl. Ein Theil des Bodens besteht aus Moorland und hat nur Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil ist fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Rübsamen, Kartoffeln, Flachs und Holz. Auch Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine u. s. w. gehören zu den Erzeugnissen des Landes. Die Landesreligion ist die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonst war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafschaft. Schulden nöthigten 1753 den Prinzen Friedrich Karl Philipp, sein Land auf 30 J. an Hanover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783 auf andre 30 J. verlängert ward. Nach der Besitznahme Hanovers durch die Franzosen ward der Prinz bewogen, 1804 sein Land durch Erlegung einer gewissen Summe auszulösen. Aber dessenungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrschaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig besitzt Hanover die Landeshoheit und der Fürst von Bentheim-Steinfurt ist wegen Bentheim hanövrischer, und wegen Steinfurt preuß. Standesherr. (Vgl. Standesherren.)

Bentivoglio (Cornelio), Cardinal und Dichter, geb. zu Ferrara 1668, aus einer Familie, die in der ehemaligen Republik Bologna die höchsten obrigkeitlichen Ämter bekleidete. Ihn zogen zugleich schöne Künste, schöne Wissenschaften, Philosophie, Theologie und Rechtskunde an. Schon in Ferrara begünstigte er alle dortige wissenschaftliche Anstalten. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Hausprälaten und zum Secretair der apostolischen Kammer, und sandte ihn nach Paris 1712 als Nuntius, woselbst er in den damaligen Umtrieben über die Bulle Unigenitus während Ludwigs XIV. letzten Lebensjahren eine wichtige Rolle spielte. Ganz anders über die Bulle dachte der Regent, Herzog von Orleans, der weder die Bulle noch den Nuntius und seine wissenschaftliche Bildung schätzte. Der Papst versetzte ihn deßwegen nach Ferrara, bis er ihm 1719 den Cardinalshut ertheilte und ihn bald in Rom in seiner Nähe, bald als Legatus a latere in Romagna, oder als Nuntius in Madrid fungiren ließ. 1732 starb B. in Rom. Die Dichtkunst beschäftigte die Erholungsstunden des gelehrten Cardinals. In Gobbi's Sammlung, Bd. III, und in andern seiner Zeit findet man hübsche Sonette von ihm. Statius's „Thebaide" übersetzte er ins Ital. u. d. Namen Selvaggio Porpora. In den Kunstanstalten hielt er gern öffentliche Reden, unter welchen seine Vertheidigungsrede für den weltlichen Nutzen und die kirchliche Moralität der Malerei, der Bildhauerkunst und der Architektur, gehalten in der Zeichnungsakademie zu Rom 1707, von der Akademie der Arkadier im 2. Bd. aufgenommen worden ist.

Bentley (Richard), einer der gelehrtesten und genialsten Kritiker, Sohn eines Gerbers oder Hufschmieds, geb. 1662 in Oulton bei Wakefield in der Grafschaft York, zeigte früh außerordentliche Talente, mit einem seltenen Fleiß verbunden. Er besuchte die Schule von Wakefield, studirte seit 1676 zu Cambridge,

wurde 1681 Schulhalter zu Spaling, dann Begleiter des Sohnes des Dr. Stillingfleet nach der Universität Oxford, und hierauf Capellan desselben Principals als Bischofs von Worcester. Vor seinem 24. J. hatte er sich ein alphabetisches Verzeichniß aller hebräischen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäischen, syrischen, lat. u. a. Bedeutungen zusammengesetzt. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen der Grafen Cork, ein Vermächtniß für eine bestimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden sollten, gegründet hatte, wurde B. 1692 gewählt, den Willen dieser Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete 8 Reden aus, deren Gegenstand die Ungereimtheit des Atheismus ist, wobei er sich auf die philosophischen Ideen Newton's stützt, und selbst einige von Locke angenommen hat. Diese mehrmals aufgelegte Schrift ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden. 1693 oder 1694 erhielt B. die Aufsicht über die königl. Bibliothek zu St.-James. 1697, als Grävius den Kallimachus herausgegeben hatte, schickte ihm B. eine große Sammlung von Bruchstücken dieses Dichters, nebst seinen Bemerkungen; in demselben Jahr schrieb er, in Folge der Wotton'schen Schrift über die Gelehrsamkeit der Alten und Neuen, eine Abhandlung über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äsop. Boyle, Graf v. Orrery, hatte 2 J. vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben und sich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm eine Handschrift von der St.-Jamesbibliothek nur auf so kurze Zeit vergönnt hatte, daß er sie nicht benutzen konnte. Um sich über diesen Angriff zu rächen, bewies B. die Unechtheit der Briefe. 1700 ward er Lehrer an dem Trinitycollegium zu Cambridge. Er verzichtete auf das Kanonicat von Worcester und wurde das J. darauf zum Archidiakonus von Ely ernannt. Während er sich hier in die verdrüßlichsten Streitigkeiten verwickelte, setzte er seine gelehrten Arbeiten fort und gab 1710 seine kritischen Bemerkungen über 2 Lustspiele des Aristophanes und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis seine Verbesserungen der Bruchstücke des Menander und Philemon, seinen Horaz (1711, 3. Ausg., Amsterdam 1723) und 1726 seinen Terenz und Phädrus heraus, welcher letztere aber von Hare in der berühmten „Epistola critica" scharf durchgenommen wurde. Seine Ausg. des Horaz, die noch jetzt für die beste gelten darf, ist als sein vorzüglichstes Werk zu betrachten. In seiner Ausg. des „Verlorenen Paradieses" von Milton hatte er ohne Rücksicht Veränderungen vorgenommen und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwischt. Er starb 1742. S. B.'s treffliche Biographie, von F. A. Wolf, im 1. Bd. der „Literar. Analekten" (Berlin 1816).

Benzel-Sternau (Karl Christian, Graf v.), geb. zu Mainz 1750, war 1812 fg. Geheimerrath und Ministerialdirector für das Depart. des Innern im ehemal. Großherzogthum Frankfurt; früher kurerzkanz. Staatsrath zu Regensburg, lebte nachher in der Schweiz, jetzt auf seinem Gute Emrichshofen bei Hanau. Er ist einer der ausgezeichnetsten humoristischen Schriftsteller unserer Zeit und Geistesverwandter J. Paul's. Seinen Ruhm begründete „Das goldene Kalb" (eine Biographie, 1802—1804, 4 Bde., in der ersten Ausgabe); dann folgten die „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archive" (Gotha 1804); „Gespräche im Labyrinth" (3 Bde., 1806); „Der steinerne Gast" (1808, 4 Bde.); die Zeitschrift „Jason" (von 1808—10); „Der alte Adam, eine neue Familiengeschichte" (Gotha 1819, 2 Bde.), u. A. — Mannigfaltigkeit und schwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit und Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die sich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung feiner Bemerkungen und kräftiger Sittensprüche zeigt, dunkle Mischung von Scherz und Ernst sind seinen Werken ebenso eigen als die mangelhafte Erfindung und eine oft nach Witz jagende, räthselhaft dunkle und spitzfindige Behandlung seiner Ge-

genstände, welche nebst dem Seltsamen und Überladenen der Composition den reinen Genuß nicht selten stört.

Benzenberg (Johann Friedrich), geb. den 5. Mai 1777 in Schöller, einem Dorfe zwischen Elberfeld u. Düsseldorf, der einzige Sohn eines Landpredigers, studirte in Marburg Theologie, dann in Göttingen, unter Lichtenberg und Kästner, Physik und Mathematik. Hier stellte er mit Brandes (jetzt in Leipzig) Beobachtungen über die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen an. B. machte hierauf in Hamburg, in dem dortigen Michaelisthurme, Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde mit fallenden Bleikugeln. (Vgl. Bewegung der Erde.) Von Hamburg begab er sich nach Paris, wo er vorzüglich Fourcroy und Hauy hörte. Nach seiner Zurückkunft wiederholte er seine in Hamburg gemachten Versuche über die Umdrehung der Erde in einem Kohlenschachte der Grafschaft Mark bei einer Fallhöhe von 260 Fuß. 1805 ernannte ihn der Kurfürst von Baiern zum Professor der Physik und Astronomie an dem Lyceum zu Düsseldorf; auch wurde ihm die Leitung der allgemeinen Landesvermessung, welche seit 1801 zum Behuf eines neuen Katasters im Gange war, übertragen. Er gründete zugleich eine Schule für Landmesser, entwarf eine Landmesserordnung, die eingeführt wurde, und schrieb für jene ein „Lehrbuch der Geometrie". Die Regierungsveränderungen im Bergischen brachten diese Arbeiten und B.'s öffentliche Verhältnisse in Stockung; er ging deßhalb 1810 nach der Schweiz, wo er sich viel mit Höhenmessen mit dem Barometer, wofür er neue Tafeln hatte drucken lassen, beschäftigte. Nach seiner Zurückkunft gab er sich mit Versuchen über die Gewinnung des Zuckers aus inländischen Pflanzen ab. 1815 bot er nach Napoleons Rückkehr dem Grafen Gneisenau seine Dienste zu einer allgemeinen Landesbewaffnung auf dem linken Rheinufer an, die indessen durch die Schlacht von Waterloo überflüssig wurde. B. ging um diese Zeit nach Paris, wo er seine erste politische Schrift: „Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers" schrieb, die vom König und dem Staatskanzler Preußens günstig aufgenommen wurde. Auch schrieb er viel und im Geist der damaligen Zeit im „Rhein. Mercur", später „Über Verfassung", wobei ihn vorzüglich Möser's Ideen leiteten. In Berlin nahm er Antheil an dem in Hamburg erscheinenden „Deutschen Beobachter". 1817 wohnte B. einer Versammlung der drei Oberpräsidenten der westl. Provinzen in Godesberg bei, welche sich auf die Katasterarbeit bezog, und sammelte hier die Materialien zu seinem Werke über das Kataster, das 1818 erschienen ist. Um diese Zeit fand sich B. bewogen, „Über Provincialverfassung" mit besonderer Rücksicht auf Jülich, Berg und Kleve zu schreiben. Zu Ende 1820, wo er wieder in Berlin war, schrieb er eine Brochure über die Verwaltung des Staatskanzlers. Bald darauf ließ er eine ähnliche Schrift über den König selbst erscheinen, die jedoch höchsten Orts nicht günstig aufgenommen wurde und für den Verleger unangenehme Maßregeln nach sich zog. Früher hatte B. „Über Preußens Geldhaushalt u. Steuersystem" geschrieben. Außerdem war er stets eine der Stützen des „Westfälischen Anzeigers", besonders unter der Redaction des D. A. Mallinckrodt, wobei er dem westfäl. Publicum durch eine gewisse selbstgefällige Keckheit und geniale Derbheit, die von mancherlei Kenntnissen unterstützt wurde, zu imponiren wußte, weßhalb er der Schrecken aller Philister im Sprengel dieses Blatts war. Gegenwärtig lebt B. ohne Anstellung auf einer Besitzung in der Nähe von Krefeld.

Benzoë, der an der Luft ausgetrocknete milchige Saft aus dem Stamme des Styrax benzoin, eines in Ostindien, Siam und Sumatra wachsenden Baums. Wir erhalten die Benzoë in Form röthlich gelber, durchsichtiger, aromatischer Massen. Die Benzoësäure ist ein Bestandtheil vieler Pflanzen, besonders in aromatischen Balsamen, in der Vanille, im Bibergeil, im Harn der Kinder und aller von Kräutern lebender Thiere, ja die jetzige Kunst vermag solche zu bilden. Sie

macht einen Übergang in die Harze und in den Kampher, bildet durchsichtige, weiße, nadelförmige Prismen, hat einen scharfen Geschmack und, besonders etwas erwärmt, einen aromatischen Geruch. In Alkohol und in Äther ist sie leicht auflöslich. Auch concentrirte Mineralsäuren lösen die Säure auf, ohne sie zu zersetzen. Die Sublimation der Säure aus Benzoëharz, in feine Spießchen, nannte man ehemals Benzoëblumen.

Beobachtung ist der Zustand der gespannten Aufmerksamkeit, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben genau kennen zu lernen. Beobachten heißt die Natur und das Verhalten eines Gegenstandes mit Aufmerksamkeit betrachten und wahrnehmen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Absicht verbunden und auf Erfahrung, d. i. gewisse Kenntniß der Erscheinungen, gerichtet ist, welche man durch dieselbe zu gewinnen sucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet ein, daß zur Beobachtung, wenn sie dieses Ergebniß hervorbringen soll, nicht nur ein Gegenstand, welcher in dem Kreise der Erfahrung liegt, sondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn, d. i. ein leichtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit gesunden Sinnen (wenn von äußerer Erfahrung die Rede ist), ferner Unbefangenheit, Leidenschaftslosigkeit und ein gewandtes Nachdenken, welches das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterscheiden und ihm seinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweisen fähig ist, erfodert werde. Wo diese Erfodernisse in einem hohen Grade vorhanden und durch Übung und Ausbildung zu einem besondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, sicher, vollkommen und genau aufzufassen, entwickelt und verbunden sind, da redet man von dem Beobachtungsgeiste. Die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, unterscheidet sich von der wissenschaftlichen dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten und leitenden Grundsätzen, angestellt werden muß, welche aus dem Wesen der Wissenschaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, und daß sie auf das Auffinden allgemeiner Gesetze, sowie auf Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. So ist z. B. die Beobachtung ästhetischer Gegenstände hauptsächlich von einer ruhigen oder lebendigen Einbildungskraft und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künstler, einer andern der Tonkünstler, Dichter, Staatsmann, Naturforscher u. s. w., um in seinem Kreise etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunst insbesondere setzt Beobachtungen zwar voraus; aber der geniale Künstler bildet nicht durchaus und unmittelbar abhängig von der Beobachtung, sondern nur mittelbar. Die Beobachtung entspringt in ihm aus einer regen Theilnahme für die zu beobachtenden Gegenstände der Kunst und Natur, oder aus irgend einem bedeutsamen Gesichtspunkt derselben, ist ohne Ängstlichkeit und Zwang und trägt dem Künstler früher oder später herrliche Früchte, indem die gewonnene Wahrnehmung, in den selbstgeschaffenen Kreis seiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darstellung verwebt, oder in eine höhere Anschauung verwandelt wird und dem sinnigen Beschauer aus dem Werke des Künstlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwol in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunst aber gehört Freiheit, Geschmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunstwerke verschiedene Vortheile. Der ästhetische Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunstwerke, nebst den leitenden Ideen der Kunsttheorie und Ästhetik, auch der vielseitigen Beobachtung, um denselben sowol an sich, als im Verhältniß zu andern Werken ihrer Gattung den gebührenden Platz anzuweisen. — Eine besondere Art der Beobachtungen wird durch Versuche oder

Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenstande vornimmt, um ihn in verschiedenen Lagen und von verschiedenen Seiten zu betrachten und dadurch das Wesentliche von dem Zufälligen genauer abzusondern. Darum unterscheidet man auch oft Versuche von Beobachtungen und setzt für die letztern, obwol etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenstand in seinem ruhigen, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. — Gute Regeln über die Kunst des Beobachtens findet man in Senebier's Schrift „Sur l'art d'observer et de faire des expériences" (2. Ausg., Genf 1802, 3 Bde., deutsch nach der ersten Ausg. durch Gmelin, Leipzig 1776, 2 Bde.). S. auch „Methode der kleinsten Quadrate". T.

Bepunkten, s. Punkt.

Beranger (Pierre Jean), Liederdichter (Chansonnier), geb. d. 19. Aug. 1780, erzogen von seinem Großvater, der ein armer Schneider war, sollte Buchdrucker werden, als sein Talent zur Poesie Aufmerksamkeit erregte. Lucian Bonaparte wurde der Gönner des harmlosen Sängers, der mit der Politik des Tages das Lied der geselligen Freude geistvoll zu würzen, auch wol zu pfeffern verstand. Die kaiserl. Censur verschonte ihn; die königl. confiscirte seine Lieder, die um so eifriger gelesen und gesungen wurden. Man verurtheilte ihn 1822 zu 13monatl. Gefängniß; auch verlor er ein kleines Amt bei der königl. Universität. Jener Proceß verbreitete und erhöhte B.'s Ruf. Die neueste Ausgabe s. „Chansons" in 4 Bdchn. (Paris 1826) enthält so glückliche Proben von Witz, Laune und Frohsinn, daß man ihn den berühmtesten Chansonniers Frankreichs Blot, Collé und Pannard an die Seite setzt.

Berberei, s. Barbaresken.

Berbice, Demerary und Essequebo (414 □M., 133,000 Einw., darunter 6600 Weiße und Farbige und 126,000 Sklaven), mit den Flüssen gl. N., sind drei von den Niederländern an England 1814 abgetretene Guianacolonien. Ihre Lage in der Nähe der südamerikanischen Freistaaten und ihre Fruchtbarkeit geben ihnen, verglichen mit den kostbaren kleinen Antillencolonien, als Eingangspunkten der britischen Industrie auf dem südamerikanischen Continent eine große Wichtigkeit für ihr jetziges Mutterland. Es liegen ungefähr 100 Plantagen von Zucker, Caffee, Baumwolle, Cacao und Taback am Ufer des Berbice von der Mündung bis Fort Nassaw. Die englische Regierung ließ den Marschgrund der Colonie ausmessen und die eingedeichten Gründe an Plantagenliebhaber vertheilen. Alle Waldung von Manglebäumen, die hier die Sümpfe verewigte, wurde ausgerottet und die nämliche Gegend dadurch gesund, die früher ein wahres Fieberland war; zugleich wurde die Gegend durch Abwässerungen trocken gelegt; der Weg von Berbice nach Demerary, vormals ein Waldpfad, ist jetzt ein trockener Straßendamm. Die niedrigen Weiden (Savanen) der Pflanzungen dienen jetzt zur Nahrung für Plantagenvieh, so sehr hat sich die Natur des Bodens durch Kunst verändert. Caffee (an 2 Mill. Pf.), Baumwolle und Cacao sind Haupterzeugnisse, die auch nach den Niederlanden ausgeführt werden können. In Neuamsterdam ist der Sitz der Regierung. Die Herrnhutercolonie Hoop liegt am Corentin.

Berchtesgaden, Marktflecken von 3000 Einw. im bairischen Isarkreise in den salzburgischen Alpen, ist bekannt durch die hier und in der Umgegend verfertigten Kunstwaaren von Holz, Knochen und Elfenbein; noch berühmter aber durch den Steinsalzbergbau, durch die Saline Frauenreith und durch die große, von hier nach den Salinen Reichenhall (s. d.), Traunstein und Rosenheim führende Soolenleitung. Das Steinsalz wird hier in dem nahen Salzberge, sowie in dem zu derselben Niederlage gehörenden Dürrenberge des benachbarten (östreich.) Halleins auf eine eigenthümliche Weise durch das Aussieden gewonnen, indem es nicht derb, sondern in kleinen Theilchen in dem Salzthon eingesprengt vorkommt. Das derbe Steinsalz kommt nur an wenigen Punkten in der Grube vor. Um den Salz-

gehalt des Salzthons zu gewinnen, führt man durch Röhren süßes Wasser in Räume in dem Salzthon, **Sinkwerke** und im Östreichischen **Wehren** oder **Sulzenstücke** genannt; in denselben nimmt es die Salztheile durch Auslaugen auf; und ist es mit Salz gesättigt, so wird die Soole durch Röhrenleitungen aus den verschiedenen Sinkwerken in Reservoire geleitet, aus diesen erhält ein Theil die Saline Frauenreith, welche jährlich 130,000 bairische Etnr. Siedesalz producirt, und ein andrer Theil die Soolenleitung, welche nach Reichenhall und Rosenheim führt. Eine 1613 zu Reichenhall aufgefundene Edelquelle, deren Soole dort wegen Holzmangel nicht völlig versotten werden konnte, gab die Veranlassung zur Anlegung einer Soolenleitung von dort nach dem 8 Stunden entfernten, holzreichen Traunstein, woselbst die Anlegung einer Saline 1619 von dem Baumeister Reifenstuhl zu Stande gebracht wurde. Um aber alle salzhaltigen Quellen Reichenhalls benutzen zu können, wurde unter der Regierung des verewigten Königs Max Joseph von dem Ritter von **Reichenbach** (s. d.) eine ähnliche, 14 Stunden lange Soolenleitung nach dem holzreichen Rosenheim am Inn unternommen und 1809 ausgeführt. Diesem ausgedehnten Soolenleitungssystem ward, um die Salinen zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim völlig zu sichern, durch eine Verbindung mit den reichen Salzbergwerken von Berchtesgaden die Krone aufgesetzt, welches zu Ende 1817 ebenfalls durch den Hrn. von Reichenbach, trotz der Hindernisse, welche Grenzverhältnisse, Gebirgszüge, Jahreszeit und Witterung in den Weg legten, auf eine Bewunderung erregende Weise geschehen ist. Die erste Soolenhebungsmaschine dieser Leitung befindet sich in der Nähe des Stollenmundloches vom Ferdinandsberge oder Salzberge unweit Berchtesgaden. Ein Wasserrad hebt die Soole 50 Fuß hoch, von wo dieselbe in einer 3500 Fuß langen Röhrenleitung, mit 17 Fuß Gefälle, dem zweiten Brunnenhause an der Pfisterleiten, nahe am Marktflecken Berchtesgaden zufließt. In diesem Brunnenhause ist eine nach dem neuen Princip vom Hrn. v. Reichenbach erbaute Wassersäulenmaschine aufgestellt, welche die gesättigte Soole in 934 Fuß langen Steigeröhren von Gußeisen 311 Fuß senkrecht hoch hebt. Von hier fließt die Soole in einer 7480 Fuß langen Röhrenleitung mit 37 Fuß Gefälle bis an das linke Gehänge der Thalschlucht und übersetzt dieselbe in eine 1225 Fuß lange gußeiserne Röhrenleitung; von der Höhe des rechten Gehänges fließt sie mit freiem Lauf, in einer 12,073 Fuß langen Fahrt, dem dritten Brunnenhaus an der Ilsangmühle im Ramsauerthale zu. Hier ist eine zweite vom Hrn. von Reichenbach construirte Wassersäulenmaschine befindlich, welche eine bisher noch nicht versuchte Aufgabe der Hydraulik vollkommen löst, indem sie die gesättigte Soole vermittelst eines Druckwerks in 3506 Fuß langen Röhren 1218 Fuß senkrecht hoch hebt. Von hier fließt die Soole in 73,000 Fuß langen Röhrenfahrten durch das Schwarzbachwachtthal bis nach Reichenhall. Die ganze Länge der Röhrenfahrt von Berchtesgaden bis hierher beträgt daher 101,800 Fuß. — Von Reichenhall bis Siegsdorf ist die Soolenleitung nach Traunstein und Rosenheim gemeinschaftlich; sie ist bis dahin 94,800 Fuß lang, und die Soole wird auf dieser Strecke sechs Mal durch Maschinen gehoben und zwar zwei Mal durch Radkünste und vier Mal durch Wassersäulenmaschinen. Von Siegsdorf geht die Soole mit natürlichem Gefälle nach Traunstein, welche Saline jährlich 140,000 bairische Etnr. Salz producirt; der andre Theil der Soole geht in einer 78,000 Fuß langen Röhrenfahrt und indem sie ein Mal durch eine Radkunst und vier Mal durch Wassersäulenmaschinen gehoben wird, nach Rosenheim, dessen jährliche Salzproduction 180,000 Etnr. beträgt. Die Betriebswasser zu den Maschinen werden oft sehr weit (an einigen Punkten 16—19,000 Fuß) herbeigeführt.

Berchtold (Leopold, Graf v.), k. k. Kämmerer, geb. 1758, lebte nur, um die Thränen der Leidenden zu trocknen, und Diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demselben zu entreißen. 13 J. durchreiste er Europa und 4 J. Asien

und Afrika, um Menschenglück zu befördern und Menschenelend zu mildern. Seine Erfahrungen enthält s. „Essay to direct and extend the inquiries of patriotic travellers" (London 1789, 2 Thle.). Mehre von ihm verfaßte kleinere Schriften zur Verbesserung der polizeilichen Verfassung ließ er in mehren europäischen Ländern auf seine Kosten drucken und unentgeltlich austheilen. Durch seine Preisaufgaben veranlaßte er mancherlei Flug- und Preisschriften über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten; u. A. durch den Preis von 1000 Gld. für das beste Lehrbuch der Humanitätsanstalten. Auch stiftete er die Humanitätsgesellschaft in Mähren, sowie Rettungsanstalten in Prag und Brünn. Von 1795—97 bereiste er die asiatische und europäische Türkei hauptsächlich in der Absicht, um den Verheerungen der Pest entgegenzuarbeiten. Späterhin beschäftigte ihn die Verbreitung der Schutzpocken. In der Hungersnoth, welche 1805—6 in dem Riesengebirge herrschte, schaffte er Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbei. Zuletzt hatte er auf seinem Gute Buchlau in Mähren das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten östreich. Krieger eingerichtet. Hier raffte den Patrioten und Menschenfreund den 26. Juli 1809 ein ansteckendes Nervenfieber hinweg.

Bercy, Dorf an der Seine bei ihrem Zusammenfluß mit der Marne, in der Nähe von Paris. Alle pariser Weinhandlungen haben hier ihre Niederlagen nicht bloß von Wein, sondern auch von Weinessig, gebrannten Wassern rc., sodaß der Verkehr von Bercy mit der Hauptstadt außerordentlich belebt ist, wozu wichtige Gerbereien, Zuckerraffinerien, Papierfabriken ebenfalls beitragen. Ein großes Schloß, Le grand Bercy, ist zu Ende des 17. Jahrh. von Levau gebaut. Lenotre hat den dazu gehörigen 900 Morgen großen Park angelegt. Auch Hr. v. Calonne besaß es eine Zeitlang. Jetzt besitzt es Hr. v. Nicolai.

Beredtsamkeit, im weitesten Sinne, die Fähigkeit oder Kunst, sich richtig und angenehm auszudrücken. Diese Kunst des wohlgefälligen Ausdrucks in allen Arten der ungebundenen Rede nennt man auch Wohlredenheit. Im engern Sinne bezeichnet Beredtsamkeit (eloquentia) die Fähigkeit und Kunst, in mündlicher Darstellung (durch Redevorträge) auf den Willen Andrer zu wirken, Gesinnungen und Entschließungen in ihnen zu erwecken Ist Jenes die Kunst der schönen Prosa überhaupt, so ist Dieses die Kunst der Prosa, welche die Willensbestimmung Andrer zum vorherrschenden Zwecke hat; und sie ist in ihrer höchsten Gestalt, wo die Rede als Kunstwerk betrachtet wird, die Fertigkeit, öffentliche kunstmäßige Vorträge zu halten, welche geeignet sind, den Willen der Zuhörer für bestimmte Zwecke zu gewinnen. Doch kann die Redekunst (s. d.), als unter dem Begriffe der Zweckmäßigkeit stehend, nicht als eine reinschöne Kunst betrachtet werden, wie die Poesie, der sie sich jedoch auf mannigfaltige Weise, besonders aber durch den concreten Ausdruck nähert, welchen sie verlangt. Der Werth der Beredtsamkeit beruht auf dem Bedürfnisse, durch Rede sich mitzutheilen und den Willen Mehrer zu einem Zwecke zu vereinigen. Der Besitz der Fertigkeit, die man Beredtsamkeit nennt, ist zugleich ein Besitz großer geistiger Kräfte, welcher Vertrauen auf sich selbst und Einfluß über Andre, ja ein gewisses Übergewicht gewährt. Durch die Verschiedenheit der Zwecke aber erhält die Ausübung dieser Kunst größern oder geringern Werth. Sie kann der Eitelkeit und eigennützigen Zwecken ebensowol dienen, als der Förderung reinmenschlicher Zwecke gewidmet sein. Daher ist sie oft auch als eine Kunst der Gaukelei und des Betrugs angesehen worden, und selbst Isokrates sagte von ihr: sie sei die Kunst, Kleines groß und Großes klein zu machen. Allein ihr Mißbrauch hebt ihre Bestimmung nicht auf. Sie kann als Überredungskunst glänzen; aber die wahre Beredtsamkeit will überzeugen und durch Überzeugung auf den Willen wirken. — Man theilt die Beredtsamkeit in der neuern Zeit in die geistliche und weltliche. Die erstere dient unmittelbar religiösen Zwecken und

hat sich erst im Christenthum entwickelt. Die weltliche Beredtsamkeit ist diejenige, deren Gegenstände aus dem Kreise des Privat- und öffentlichen Lebens genommen sind. Das öffentliche Leben betrifft Kunst und Wissenschaft oder den Staat und seine Verhältnisse. Im letztern Fall ist von politischer Beredtsamkeit im weitern Sinn die Rede, die nun wieder in gerichtliche und außergerichtliche getheilt werden kann. Letztere bezieht sich auf die Gerechtigkeitspflege und dient ihrem Wesen nach dazu, das streitige Recht auszumitteln. Sie setzt vornehmlich Öffentlichkeit der Gerichtspflege voraus. Die außergerichtliche Staatsberedtsamkeit kann sich auf alle Zwecke der Staatsverwaltung nach Innen und Außen beziehen. Auf die politische Beredtsamkeit nach diesen beiden Gattungen bezog sich vorzüglich die Rhetorik (s. d.) der Alten und ihre Eintheilungen der Reden, sowie die Bestimmung der Theile derselben. Sie blühte vornehmlich in den Freistaaten des Alterthums, in welchen alle wichtige Verhältnisse im Staate öffentlich verhandelt wurden. Der Kreis der politischen Beredtsamkeit in den neuern Staaten ist beschränkter, und was in England und Frankreich, vorzüglich bei den Parlamentsverhandlungen, geleistet worden ist, reicht doch nicht an Das, was die größten Muster des classischen Alterthums in diesem Gebiete geleistet haben. Die repräsentativen Verfassungen mehrer deutschen Staaten haben auch der politischen Beredtsamkeit in Deutschland einen Wirkungskreis eröffnet, obgleich das Geleistete noch nicht bedeutend genannt werden kann. (S. Staatsberedtsamkeit.) T.

Berengar von Tours, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und 1040 Archidiakonus zu Angers, ist sowol durch seinen philosophischen Scharfsinn unter den Scholastikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er sich seit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte, und seine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehre Male zum Widerruf gezwungen, und immer wieder zu der Ansicht, das Brot im Abendmahle sei ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Christi, worin er mit dem Schotten Joh. Erigena (Scotus genannt) übereinstimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die schlimmsten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn glimpflich behandelte, waren doch die Scholastiker von der Partei des großen Anselm Lanfrank von Canterbury so sehr gegen ihn aufgebracht, daß er sich 1080 auf die Insel St.-Cosmas bei Tours zurückzog, wo er sein Leben unter frommen Übungen in einem hohen Alter beschloß (1088). Über die von den Benedictinern sehr entstellte Geschichte seines Streites haben Lessing in seinem „Berengar" (1770), und Stäudlin, der auch seine Schrift gegen Lanfrank herausgegeben hat, neues Licht verbreitet. Dieser Berengar darf nicht mit Peter Berengar von Poitiers verwechselt werden, der eine geistreiche Apologie seines Lehrers Abälard schrieb. E.

Berenhorst (Franz Leopold v.) stellte zuerst in seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit" (Lpz. 1797—99, 3. Aufl. 1827) neue Grundsätze systematisch auf, u. suchte dadurch veraltete Vorurtheile und Irrthümer zu verdrängen. Er ist als der Vorläufer Bülow's anzusehen. Sein Werk mag jedoch von jungen Militairs mit Vorsicht gelesen werden, weil es die Sucht zu vernünfteln da leicht zu nähren geeignet ist, wo Erfahrung und Reife des Blicks noch zur Erkenntniß des Wahren mangeln. B., geb. 1733 zu Sandersleben im Dessauischen, ein natürlicher Sohn des berühmten Fürsten Leopold v. Anhalt-Dessau, trat 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preußische Dienste. 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich v. Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten v. Anhalt-Dessau, ging mit diesem, und späterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reisen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete ansehnliche Ämter am Hofe zu Dessau, erhielt den Charakter als Oberhofmei-

ster, lebte seit 1790, von Geschäften frei, sich und den Musen, und starb 1814.

Berenice (griech.), eine Bringerin des Sieges. So hieß 1) die Gemahlin des pontischen Königs Mithridates d. Gr. Ihr Gemahl ließ sie, als er sich vom Römer Lucullus geschlagen sah, umbringen (gegen das 71. J. vor Chr.), damit sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen möchte. Ebenso verfuhr er gegen seine andre Gemahlin, Monime, und seine beiden Schwestern, Roxane und Statira. 2) Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, auf dessen Vorbitte jener vom Kaiser Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald starb. Trotz ihrer Ausschweifungen wußte sie sich dem Kaiser Vespasian und seinem Sohn Titus so gefällig zu machen, daß Letzterer sie fast zu seiner Gemahlin gewählt hätte. 3) Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieser nach Syrien in den Krieg zog, ein Gelübde that, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geschah, und B. schnitt die Locken ab, um sie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Astronom Konon aus Samos breitete aus, die Götter hätten dasselbe als Sternbild an den Himmel versetzt. Daher heißen die sieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Hauptthaar der Berenice.

Beresford (William, Baron, Herzog v. Elvas und Marquis v. Campo Mayor) zeigte in dem Kriege Portugals mit Frankreich so viel Kenntnisse, einen so richtigen Blick und so hohen Muth, daß er unter die ausgezeichneten Feldherren Großbritanniens gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugiesische Heer, sondern auch die Milizen so trefflich, daß sie in dem spanischen Insurrectionskriege mit dem Kern des verbündeten Heeres wetteiferten. B. allein gewann 1810 den Sieg bei Albufera über Soult. 1812 commandirte er ein Armeecorps unter Wellington, und hatte an den großen Siegen bei Vittoria, Bayonne und Toulouse den bedeutendsten Antheil. Er zog am 13. März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6. Mai ward er zum Baron von England erhoben und bald darauf nach Brasilien gesandt, von wo er 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz-Regent von Portugal übertrug ihm die Stelle eines Generalissimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er zu Lissabon eingetroffen, als ihn wichtige Aufträge seines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Die Strenge, mit welcher er 1817 in Lissabon eine gegen das britische Heer und die Regentschaft gerichtete Verschwörung des Generals Freyre unterdrückte, machte ihn dem portugiesischen Militair verhaßt. Er ward daher 1820 von den Cortes verabschiedet. Nun ging er wieder nach Brasilien, dann nach England, und trat im Dec. 1826 abermals in Lissabon auf, um die englischen Hülfstruppen gegen die Rebellen zu führen.

Berezina, Fluß im russischen Gouvernement Minsk, bekannt durch den Übergang des franz. Heeres unter Napoleon, am 26. und 27. Nov. 1812. Admiral Tschitschakoff drang mit der Moldauarmee von Süden herauf, um sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, welches, nach der Wiedereinnahme von Borissow, auch dem Wittgenstein'schen Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten und auf diese Weise Napoleon von der Weichsel abschneiden konnte; Napoleon mußte daher, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Boden, Witterung und der schon so bedenkliche Zustand seines Heers ihm entgegenstellten, Alles aufbieten, um Minsk, oder wenigstens die Berezina eher zu erreichen und zu passiren als die Russen. Dies war nur mit Aufopferung eines großen Theils des Gepäckes und selbst der Artillerie am 25. Nov. möglich geworden; noch an diesem Tage wurden die beiden Ufer untersucht. Nachdem der Vortrab der Moldauarmee von Oudinot nach Borissow zurückgeworfen, die daselbst befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26. Nov. früh, etwa zwei

Meilen oberhalb Borissow, bei Sembin zwei Brücken geschlagen, was um so schwieriger war, als an beide Ufer des Flusses breite Moräste grenzen, die, wie der Fluß, nur mit einer unhaltbaren Eisdecke belegt, andre Übergangspunkte aber schon von den Russen bedroht waren. Kaum hatten einige Corps den Übergang vollendet, so stürzte sich der bei weitem stärkere Theil des halb verzweifelten Heeres, der unbewaffnet und ohne Haltung sich hier zusammendrängte, auf die Rettungsbrücken. Schon seit längerer Zeit war die Kriegszucht aus dem Heere verschwunden. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung mehr überhand. Wer auf den Brücken sich nicht retten zu können glaubte, suchte sein Heil auf dem Treibeise der flutenden Berezina; doch die Mehresten fanden den Tod unter den Schollen, während viele Andre von ihren Cameraden in den Fluß hinabgestoßen wurden. Bei diesem schrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) den Vortrab, an dessen Spitze die Polen unter Dombrowski marschirten; die Nachhut bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Am 27. Nov. Mittags war man an dem theuer erkauften Ziele, und schlug die Straße über Wilna nach Warschau ein, indem man die über Minsk verließ, da man in Wilna sich mit Allem versehen zu können hoffen durfte. — Außer den zahllosen Opfern, die jenseits der Berezina zurückbleiben mußten, war auch die Division Partonneaux, die den Beschluß machte, verloren gegangen. Ihre Bestimmung war, die Brücken hinter sich abzubrennen; allein sie fiel (nach franz. Berichten nur zum Theil, mit 2000 M. und durch Verirren vom Wege, nach russischen ganz, mit 7500 M. und 5 Generalen) in die Gewalt des Feindes.

Berg, vormals ein Herzogthum, das 1806 von Baiern gegen Anspach vertauscht wurde. Dies volkreiche Land, jetzt ein Theil der preuß. Provinz Kleve-Jülich-Berg, ist das erste Fabrikland Deutschlands. (Handels- und Fabrikplätze sind das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist das wohlhabende Düsseldorf. Die ganze Provinz ist bergicht, reich an Eisen, Blei und Steinkohlen, erzeugt lange nicht so viel Getreide, als die Volksmenge bedarf, welche auf einem kleinern Raum größer, wohlhabender und gebildeter ist, als die in irgend einer andern Provinz Deutschlands. Dies ist keineswegs Folge der Fruchtbarkeit des Bodens, noch einer etwa besonders weisen Regierung der alten Herzoge, der gemeinschaftlichen des Hauses Pfalz-Neuburg und Brandenburg und der pfälzischen, die jener nach der Landestheilung von 1666 folgte, sondern das Resultat einer Menge zufälliger Ereignisse, die dies kleine Land begünstigten. Bis zur Reformation Luther's und Calvin's herrschte die größte Gewerbsamkeit, wenigstens im Norden, in den spanischen Niederlanden und zwar in dem westlichen Küstensitze Hollands, bis an Frankreichs Grenzen. Östlich und südlich herrschte sie dagegen bis Namur und Brabant unter dem milden burgundischen Scepter, bis unter dem Könige Philipp II. von Spanien die Verfolgung der Protestanten ausbrach, deren Ursache weniger der Religionshaß als der Haß des Freiheitssinns dieser Provinzen war. Die zahllosen Hinrichtungen und Güterconfiscationen führten in den nördlichen Provinzen die Insurrection herbei, und eine Auswanderung der gewerbfleißigen Belgier. Die reichsten derselben im südlichen Belgien, wo sich die Spanier behaupteten, wanderten nach Hamburg, London, Köln u. s. w.; die weniger reichen Fabrikanten und ihre Arbeiter wollten in der Nähe die weitern Ereignisse erwarten und Fabriken in einem wohlfeilen Lande anlegen, das in seinen Metallproducten manche Veredlung und leichten Absatz zur See über Holland auf dem Rheinstrom und zu Lande nach Deutschland anbot. Von jeher herrschte im Herzogth. Berg eine vollkommene Duldung aller Religionssecten. Die Regenten des kleinen Landes hatten schöne Domainen, deren Ertrag durch die reichen Eingewanderten sich hob; sie foderten von ihren treuen, aber gar nicht freigebigen Landständen wenige Beiträge. In den Städten herrschte eine große Unabhängigkeit des Bürgerstandes vom Magistrat. Auf dem Lande war der zum Theil

verschuldete Adel froh, seine Oberhöfe vortheilhaft zertheilen zu können. Frohnenvermehrung kannte man dort nicht, noch weniger deren Erneuerung, wenn sich eine Gemeinde einmal von den gutsherrlichen Abgaben frei gekauft hatte. Bäche zu Fabrikmühlen und Steinkohlen, Beides Bedürfnisse einer großen Fabrikatur, gab hier die Natur, und die Geldmittel, sowie Fabrikarbeiter, brachten die Belgier mit. Diesseits des Rheins endlich war der angesiedelte Fabrikant vor dem Kriegsgetümmel sicher, das die spanischen Niederlande verheerte; da nun Spanien seine Schätze aus Amerika sowie die Insurgenten ihre Colonial- und Seebeute zum Theil für Armeebedürfnisse an Montur und Armatur zu verwenden sich gezwungen sahen, und deren Anschaffung am nächsten im neutralen Bergischen oder Lüttichschen fanden: so blühete hier zuerst die Fabrikatur in allen Heerbedürfnissen auf, in Pulver, Blei, Eisen, Stahl, Tuch, Leinwand, Leder u. s. w.) Als 1609 der bergische Regentenstamm ausstarb, machte der östr. Hof auf das Land als ein Reichslehen Anspruch, und wollte es durch einen Erzherzog sequestriren lassen, wobei Spanien Hülfsleistung versprach. Dies war nun weder dem sächsischen Hause gelegen, welches seit dem 15. Jahrh. eine Anwartschaft auf diese Lande erlangt hatte, wenn der männliche Stamm des Hauses Jülich-Berg erlöschen sollte, noch den Häusern Pfalz-Neuburg und Kur-Brandenburg, die sich auf das privilegium habilitationis vom J. 1546, vom Kaiser Karl V. der weiblichen Nachkommenschaft des Herzogs Wilhelm II. ertheilt, beriefen, als jener Herzog s. Bruders Ferdinand II. Tochter Maria ehelichte, und solches auf deren männliche Nachkommen ausdehnte. Beide Bewerber aus dem Hause Pfalz-Neuburg und Kur-Brandenburg erlangten die Zustimmung der Landschaft zu ihrer gemeinschaftlichen Regierung, welche von den Ständen anerkannt und von der Republik der Niederlande garantirt wurde, weil diese es ihrem Interesse angemessen fand, hier einen katholischen Landesherrn und Alliirten Spaniens zu dulden. Diese bis 1666 fortgesetzte gemeinschaftliche Regierung schützte das Land, kraft der holländischen Garantie, vor dem Kriegstheater, und behielt einen geringen Tarif der Abgaben an die Landesfürsten bei, die sich bei vorgeschlagenen Erhöhungen weder unter einander, noch mit den Ständen vereinigen konnten. Gerade im Anfange des dreißigjähr. Krieges wurden die strengen Grundsätze der dortrechter Synode, welche die Remonstranten und unter deren Namen die strengen Republikaner in den 7 vereinigten Provinzen der Niederlande verfolgte, die meistens antioranisch waren, eine neue Quelle zahlreicher Auswanderungen reicher Niederländer aus den nördlichen Provinzen in das nahgelegene Bergische, die freilich großentheils später zurückkehrten, indeß so lange sie im Bergischen verweilten, die umlaufenden Fabrikcapitale sehr vermehrten. — Ungern gaben die Landstände dieser Lande, die von den Regentenhäusern beschlossene Landestheilung 1666 zu, und wirklich steigerten die Pfalzgrafen, denen das Bergische bei der Theilung zugefallen war, etwas ihre Donativfoderungen an die treuen Stände, aber das Land war reich geworden und konnte erhöhte Steuern jetzt eher als 100 J. früher tragen. Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, da waren es wieder die bergischen Lande, denen wegen ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit viele gewerbfleißige und oft wohlhabende Franzosen zuwanderten. Sie gründeten in der dortigen Fabrikatur den Geschmack der franz. Industrie, in Seide und Baumwolle, in Bleicherei, in Spitzen, feinem Linnen u. s. w. So war in dem langen Zeitalter des Königs Ludwig XIV. dies Land beständig neutraler Boden, indeß im südlichen Belgien fast immer der Krieg wüthete. Auch im 18. Jahrh. begünstigte diese Lande die Neutralität, eine gute Verfassung und ein mildes Verwaltungssystem; das östliche Deutschland bezog von hier viele Bedürfnisse, und die strengen Conscriptionsgesetze der Nachbarschaft vermehrten die Bevölkerung und die Theilung des Bodens. Düsseldorf wurde mit ein Hauptsitz der franz. Emigrirten. 1806 verlor Berg seine Dynastie durch Tausch an die Krone Preußen; als

es aber nach dem tilsiter Frieden zu dem Großherzogthum Berg geschlagen wurde, war sein größtes Leiden, daß ihm der Absatz nach Frankreich fehlte. Dies war das einzige deutsche Land, das wegen seiner in Frankreich geschätzten Fabrikate die Vereinigung mit Frankreich wünschte, so lange es einen Theil des von Frankreichs Kaiser vormundschaftlich regierten Großherzogthums Berg ausmachte. Mit Preußen seit 1814 wieder vereinigt, hat es wenigstens die alte Verbindung mit dem übrigen Deutschland wieder erlangt, (und seine zahlreiche Bevölkerung ernährt sich weniger von dem höchst sorgfältig genutzten Boden, als von seinen zahlreichen Fabriken in Eisen, Stahl, Gewehren, Tuch, Linnen, Leder, Seife, Taback, Papier, Tapeten, Essig, Hanf, Seide und Baumwolle. Elberfelder und andre unternehmende Fabrikherren des Bergischen faßten die Idee der Rheinisch-westindischen Compagnie (s. d.). Gegenwärtig ist Kleve-Berg die 9. Provinz der preuß. Monarchie; sie zählt auf 158 □M. 983,000 Einw. in zwei Regierungsbezirken, Düsseldorf und Köln.)

Berg (Günther Heinrich v.), herzogl. oldenburgischer Geheimerrath, zweiter Minister und Oberappellationsgerichts-Präsident, geb. den 27. Nov. 1765 zu Schreigern bei Heilbronn, studirte von 1783 — 86 in Tübingen die Rechte, und ging dann nach Wetzlar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis zu lernen. Auf einer literarischen Reise mit Pütter in Göttingen bekannt geworden, ward er auf dessen Veranlassung bestimmt, nach ihm den Lehrstuhl des deutschen Staatsrechts einzunehmen, und 1793 zum außerord. Prof. der Rechte und Beisitzer des Spruchcollegiums ernannt, aber 1800 nach Hanover als Hof- und Kanzleirath und Advocatus patriae (Consulent des Ministeriums) berufen, wo er bis 1803, als die franz. Occupation erfolgte, in glücklicher Thätigkeit lebte. Unter mannigfaltigem Druck blieb er auf s. Posten bis 1810, wo die westfälische Besitznahme von Hanover und die Auflösung der Justizkanzlei ihn bewog, als Regierungspräsident in fürstl. schaumburg-lippische Dienste zu treten. Als schaumburg-lippischer und waldeckscher Bevollmächtigter ward er zum wiener Congreß ernannt, wo er an den Verhandlungen der vereinigten Fürsten und freien Städte lebhaften Antheil nahm und bei der Abfassung der deutschen Bundesacte nicht ohne Einfluß war. 1815 nahm er die Oberappellationsgerichts-Präsidentenstelle zu Oldenburg an, ward aber zugleich zum Gesandten am deutschen Bundestage ernannt, wo er bis zum Juli 1821 die 15. Stimme für Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg führte. Seine literarische Thätigkeit war immer aufs Praktische gerichtet. Sein „Deutsches Polizeirecht" und die Abhandlungen über die rheinische Bundesacte verdienen ausgezeichnet zu werden, sowie unter seinen anonymen Schriften: „Vergleichende Schilderung der Organisation der franz. Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westfalen und andre deutsche Staaten" (1808), und „Über die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa" (1814).

Bergakademieen, Bergcadettenhäuser, Bergschulen, Institute, woselbst junge Leute in den Bergwerkswissenschaften (s. d.) unterrichtet und zu künftigen Berg-, Hütten- und Salinenbeamten gebildet werden. Daß diese Akademieen, sowie sie jetzt sind, den Zweck nicht vollständig erreichen, davon hat uns die Erfahrung belehrt. Die theoretische und die praktische Ausbildung müssen so viel als möglich gleichzeitig und zwar durch Lehrer geschehen, welche sich auf ähnliche Art gebildet haben. Die praktische Ausbildung muß nothwendig in den Gruben und Hütten vorgenommen werden; zu der theoretischen wird aber mehr als das bloße Anhören von Vorlesungen erfodert. Laboratorien-, Mineralien-, Modell- und technische Sammlungen müssen die Anleitung unverdrossener Lehrer unterstützen. Das eigentliche akademische Leben ist für den Praktiker nur in seltenen Fällen zu empfehlen. Bergwerksinstitute findet man zu Freiberg in Sachsen, zu Schemnitz in Ungarn, zu St.-

Petersburg, zu Paris, zu St.-Etienne im Loiredepart., zu Kielce in Polen, u. a. a. O.

Bergamo, Hauptst. der Delegation Bergamo (54 □M. und 306,600 Einw.) im lombardisch-venetianischen Königreiche, liegt auf Hügeln zwischen den Flüssen Brembo und Serio, hat eine Citadelle in der Stadt und eine zweite, la Capella, außer solcher, ferner zwei ummauerte und vier offene Vorstädte, mit 30,680 Einw. Auf der hiesigen Bartholomäusmesse wird der meiste Meßverkehr in Seide gemacht. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden; eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Museum, ein Athenäum, eine öffentl. Bibliothek, mehre Schulen, viele Fabriken, vorzüglich in Seide. Auch befindet sich hier eine kleine protestantische Gemeinde. — Die komischen Bedienten der ital. Maskenkomödie, Arlechino oder Truffaldino und Brighella, sind Bergamasker oder affectiren auf der Bühne der hiesigen Landleute Mundart.

Bergasse (Nicolas), Staatsmann und Schriftsteller, geb. 1750 in Lyon, wo er als Advocat lebte. Dann wurde er in Paris Parlamentsadvocat. Hier zeigte er s. Talente in dem berühmten Processe von Beaumarchais (s. d.) mit dem Banquier Kornman. Beim Ausbruch der Revolution, von Lyon zu den Generalstaaten erwählt, nahm er bald seine Entlassung, und noch früher als Mounier und Lally-Tolendal, was, wie bei diesen, auch bei ihm allgemein gemißbilligt wurde. Zur Zeit des Terrorismus rettete ihm nur der 9. Thermidor das Leben. Seit dieser Zeit hat B. sich der speculativen Philosophie gewidmet. Ein glänzender Styl und Ideenreichthum zeichnen ihn vor andern modernen franz. Ideologen aus. Wir nennen s. „Morale religieuse"; „De l'influence de la volonté"; „Sur l'intelligence", und „De la propriété" (1807). Auch war B. einer der ersten und feurigsten Apostel der Mesmer'schen Lehre über den Magnetismus. Bei der Anwesenheit des russ. Kaisers in Paris 1815 erhielt er von diesem Monarchen einen Besuch.

Bergbau, im Allgemeinen, alle Arbeiten und Verrichtungen, welche zur Gewinnung und weitern Zubereitung der Erze u. a. Mineralien erfoderlich sind. Es gehört daher nicht nur das Aufsuchen der Lagerstätten, die Veranstaltung des Grubenbaues, die Aufbereitung der Erze, sondern auch die reine Darstellung derselben als brauchbare Producte, oder das Hüttenwesen dazu. Sobald eine Lagerstätte von nutzbaren Mineralien entdeckt worden ist, so muß dem Unternehmer ein District angewiesen werden, auf welchem er seinen Bergbau anfangen und fortsetzen kann. Bei dem Betriebe derselben arbeitet man entweder in senkrechter (seigerer) oder in schiefer (schwebender) Richtung, nach dem Fällen der Lagerstätte, in die Tiefe, oder man gräbt aus einem Thale in hohliger (horizontaler) Linie in das Gebirge hinein und verschafft sich dadurch Eingänge. Auf der Lagerstätte selbst haut man die Erze entweder in einzelnen Strecken über oder unter sich, oder neben einander heraus; oder man gewinnt solche in großen Weitungen. (S. Grube.) Bei diesen Arbeiten muß man sowol die Erze als auch das Gestein, welches in der Grube nicht unterzubringen ist, heraus auf die Oberfläche der Erde schaffen. Zur Sicherheit der arbeitenden Bergleute ist es nöthig, daß die Schächte, Stolle und Strecken, sofern sie nicht im festen Gestein stehen, ausgemauert oder mit Holz ausgezimmert werden. Es sind ferner unterirdische Baue und nach Beschaffenheit der Umstände Maschinen zur Herbeiführung von frischer Luft (Wetter), ohne welche die Bergleute in der Tiefe nicht arbeiten können, und zur Wegschaffung der Grubenwasser erfoderlich. Sind die Erze aus der Grube herausgeschafft, so müssen sie auf mancherlei Art aufbereitet (s. Pochwerk) oder zum Schmelzen geschickt gemacht und endlich auf die Schmelzhütten gebracht werden, wo man sie zu Metallen umschafft und in den Hütten- und Hammerwerken (s. d.) zum weitern Gebrauch geschickt macht. Alle diese Arbeiten werden von Berg- und Hüttenleuten verrichtet,

wobei man gewisse Grundsätze und Regeln befolgt, welche die **Bergbaukunst** (s. d.) lehrt. — Der Bergbau ist ein Gegenstand der Finanzverwaltung. Ein unmittelbar und schnell bereicherndes Gewerbe ist, wenigstens der europäische Bergbau weder für die Grubenbesitzer, noch für die Staatscassen, sondern sein wichtigster Nutzen besteht darin, daß er theils unmittelbar und mittelbar eine Menge Menschen erhält und folglich auf die Bevölkerung und die Gewerbe einer Gegend hohen Einfluß hat, theils daß seine Erzeugnisse unentbehrliche Hülfsmittel fast aller Gewerbe (besonders Eisen und Steinkohlen) sind, und daß er endlich dem Staate seine Vertheidigungsmittel verschafft.

Bergbaukunde ist der technische Theil der Bergwerkskunde, welcher die Gewinnung und Zugutemachung der nutzbaren Substanzen des Mineralreichs, sowie dies am vortheilhaftesten durch mechanische und chemische Kräfte geschehen kann, kennen lehrt. Sie zerfällt in die **Bergbaukunst** und in die **Hüttenkunde** (s. d.).

Bergbaukunst, derjenige Theil der **Bergwerkswissenschaften** (s. d.), welcher den **Bergbau** (s. d.) zweckmäßig betreiben lehrt. Nach **Werner** (s. d.) zerfällt die Bergbaukunst: I. in den **mechanischen Theil**: 1) Geognostische Vorkenntnisse; 2) beim Bergbau anwendbare mathematische Kenntnisse; 3) bergmännische Untersuchung der Gebirge in Hinsicht auf die darin vorkommenden Lagerstätten nutzbarer Mineralien; 4) nähere Untersuchung eines Gebirgs, oder der in selbigem vorkommenden Lagerstätten durch Schörfen, Überröschen und Bohren mit dem Erdbohrer; 5) Arbeit auf dem Gestein; 6) Grubenbauveranstaltungen und Betrieb; 7) Grubenausbau durch Zimmerung oder Mauerung; II. in den **technischen Theil**: 8) Wetterlehre; 9) Wasserwirthschaftslehre; 10) Bergmaschinenlehre; 11) Förderungslehre; 12) Wasserhaltungslehre; 13) Aufbereitungslehre.

Berge, beträchtliche Erhebungen der Oberfläche unserer Erde, sowie auch andrer Planeten. Die Hügel unterscheiden sich von ihnen durch geringere Größe. Mehre Berge zusammen, die eine Fläche bedecken, heißen Gebirge; Berge, die in meilenlangen Reihen fortlaufen, Bergketten oder Bergrücken. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen. Die Vertiefungen, zwischen den Bergen werden Thäler genannt. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmälig erhebt, sodaß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Festlandes der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die Hauptgebirge hängen mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembla sendet, hängt mit dem Sewobergrücken zusammen, der die Grenze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein andres Gebirge erstreckt sich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaschemir, woselbst es die höchste Gegend nicht allein von Mittelasien, sondern auch von der ganzen bekannten Erde bildet, nach W. durch Persien und nach O. durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens, beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet, eine andre zieht sich westlich u. d. N. Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen; eine dritte läuft ostwärts u. d. N. Khanghai, in der Mongolei, wendet sich dann und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begrenzt. Die Nebenzweige dieser hohen asiatischen Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem kaspischen u. schwarzen Meere liegt der **Kaukasus** (s. d.). Er sendet Zweige durch Kleinasien bis nach Arabien, die den Taurus, Libanon und Sinai bilden, andre um das schwarze Meer nach Europa. Vom schwarzen Meere erstreckt sich

zwischen der Moldau, Walachei und Siebenbürgen das Karpathengebirge, welches durch Polen und Ungarn streicht und in Schlesien mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch die Lausitz nach dem sächsischen Erzgebirge und dem Voigtland einige Zweige. Das Fichtelgebirge und der Thüringerwald, mit dem Eichsfelde und dem nördlich gelegenen Harzgebirge verbreiten sich durch die Mitte von Deutschland. Europas höchste Länder sind die Schweiz und Savoyen, deren Alpen (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frankreichs zusammenhangen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht, wahrscheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrikas. Die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubünden und Mailand, die tridentinischen zwischen Tirol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tirol und Salzburg, und die kärnthenschen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstrecken sich Alpenzweige durch Frankreich; die Pyrenäen bilden den Grenzwall und die Höhenzüge der hispanischen Halbinsel. In Afrika ist der Atlas das berühmteste Gebirge. Man unterscheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Berberei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs den Ufern des Nils niedrige Bergreihen durch Oberägypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhangen. Von da mögen sich Bergketten in das südliche Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat nächst Asien die höchsten Gebirge. Mit den Cordilleren (s. d.), längs der Westküste von Chile und Peru, stehen andre Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihnen geht eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen. — Die höchsten bekannten Berghöhen sind die Spitzen des Himalaya in Tibet (besonders der sogenannte weiße Berg) bis 26,862 Fuß, wenn die Messungen genau sind. Die senkrechte Höhe des Gipfels über der Meeresfläche ist, bei einer, von dem engl. Obersten Crawfurd gemessenen Spitze des Mustaggebirges in Mittelasien 4166, die des Chimborasso nach Humboldt 3267, des Mauna Krah auf den Sandwichinseln 3066, des Cayambeorcu in Südamerika 3030, des Antisana desgl. 2950, des Pitchincha desgl. 2430, der Stadt Quito, der höchste von Menschen bewohnte Ort, 2462, nach Andern jedoch nur 1462, des Montblanc 2426, des Ophyr auf Sumatra 2306, des Louzira im franz. Departement der Oberalpen 2258, der Aiguille d'Argentière 2094, des Corne du Midi 1945, des St.-Gotthardt 1650, des Ätna 1632, der Furka 973, des Brockens 546, des Thals von Chamouni 524, des Mont Cenis 970, der Stadt Genf 188 Toisen (zu 6 par. Fuß). — Die Höhe dieser Berge ist unbedeutend im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der Chimborasso verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmälig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Den Rücken eines Gebirges nennt man die schmalen, auf der Oberfläche zugerundeten Massen, die bei einer Zuschärfung Gebirgsrücken, bei kreisförmiger Vertiefung zwischen zwei solchen Erhöhungen Sattelrücken und bei fortlaufender Vorragung über die andern Kamm heißen. Die abnehmende Höhe zu beiden Seiten des Gebirgsrückens heißt der Abfall. Erhabene Punkte, die sich zuweilen an den Abfällen zeigen, nennt man Gebirgshöhen, welche,

wenn es Ebenen sind, Plateaus heißen. Beträchtliche Vertiefungen, oder Aushöhlungen werden Mulden, und Einbiegungen, besonders gegen den Fuß des Gebirges, Busen genannt. Die Begrenzung eines Gebirges nach der Länge nennt man Enden. In Ansehung der Höhe theilt man die Gebirge in Hochgebirge (die höchsten Bergreihen), Mittelgebirge (die Abfälle) und Vorgebirge, oder das hügelige Land am Fuße. Gebirge, die bei ihrem Ansteigen in die Höhe einen Winkel von 45° bilden, heißen sanfte, und diejenigen, die diesen Winkel übersteigen, jähe Gebirge. Hauptgebirge nennt man Gebirge, die eine Ausdehnung in der Länge von 50 Meilen haben, Gebirge mittlerer Größe haben eine Ausdehnung von 30 — 10 Meilen, und unter 10 Meilen lang heißen kleine Gebirge. In Beziehung auf die Richtung, nach welcher sie fortlaufen, nennt man die Gebirge Bergzüge, wobei der nach einerlei Richtung fortlaufende der Hauptzug, andre aber die Mittel-, Seiten- und Nebenzüge heißen. Alpengebirge, dergl. die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen sind, bestehen aus einer ungeheuern Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehre gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, welche allenthalben, die steilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden und dgl. die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getreide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher (s. d.) heißen. Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinern Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Alles gewinnt einen minder rauhen Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmälig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Himmelsgegenden innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmälig aus den blühendsten, entzückendsten Thälern, welche mit Getreide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit duftenden Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht das Wachsthum immer mehr und mehr abnehmen, bis es endlich, sowie alles organische Leben, aufhört und die Kälte das Weiterdringen verhindert. Diese Grenze ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter sein müsse als in Ebenen, erhellt aus dem Gesagten. Die Ursachen davon scheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenstrahlen in niedrigen Ebenen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner sei als die gewöhnliche, ist allerdings wahr; daß sie aber auch gesünder sei, gilt nur für eine mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man sich ungemein beschwert, und ein fast unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer

Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers, welches Saussure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erschlafften Elasticität herleitet. Das Innere der Gebirge ist nur soweit bekannt, als es sich bei den Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. — Vgl. Denaix's „Tableau orographique de l'Europe (Paris 1826, 2 Bde.).

Bergen, bei der Schifffahrt, bezeichnet die Rettung der durch Schiffbruch verloren gegangenen oder wegen Sturms über Bord geworfenen Waaren und Güter. Leute, die sich darauf verstehen, fischen sie auf, oder holen sie aus dem Grunde des Meeres heraus. Ihnen gehört ein Theil von diesen geborgenen Gütern. Von einem Schiffe, welches unbeschädigt in einem Hafen oder an dem Orte seiner Bestimmung anlangt, sagt man, es sei geborgen. — **Bergegeld**: 1) das Abfindungsgeld, welches die Schiffsleute und Eigenthumsherren für die durch Schiffbruch verunglückten und ans Land geworfenen Güter der Obrigkeit eines solchen Gebiets, als ein Abzugsgeld, entrichten müssen; 2) das Geld, welches Denen gegeben wird, die Etwas von den Gütern eines gescheiterten Schiffs aufgebracht, in Verwahrung genommen und gerettet haben. Dieses Bergerecht ist vom Strandrechte sehr verschieden.

Bergen, Stiftsamt im Königreich Norwegen, welches im O. an Aggershuus, im N. an Drontheim, im S. an Christiansand und im W. an die Nordsee grenzt, 22° 55′ — 25° 5′ Ö. L. und 59° 34′ — 62° 39′ N. Br., enthält 656 □M., 2 Ämter, 1 Baronie, 5 Vogteien, 7 Propsteien, 57 Kirchspiele, 180 Kirchen und Capellen, 137,700 Einw., sodaß 210 Menschen auf 1 □M. leben. Die befestigte Hauptstadt Bergen, mit einer Citadelle (Bergenhuus), die ansehnlichste Stadt in Norwegen, liegt am Ende des Meerbusens Waag, der tief in das Land hineingeht und einen guten rings mit hohen und steilen Felsen umgebenen Hafen bildet. Den Zugang auf der Landseite macht die felsige Umgebung beschwerlich. Das Klima ist wegen der geschützten Lage verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Bergen ist wohlgebaut, doch sind des Felsengrundes halber manche Straßen krumm und uneben. Die Stadt hat 2200 H., 18,000 Einwohner, eine deutsche und 3 dänische Pfarrkirchen, einen Bischof, eine lateinische Stadtschule, ein durch den Bischof Pontoppidan gestift. Seminarium für 12 Zöglinge, welche in den höhern Wissenschaften unterrichtet werden, eine Schifffahrtsschule, ein Hospital für Scorbutkranke, die bei dem gewöhnlichen Genuß von geräuchertem oder gesalzenem Fleisch und Fischen hier nicht selten sind, und andre gemeinnützige Anstalten. Die Bewohner der mittlern norwegischen Küste bringen ihre Erzeugnisse, Breter, Masten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, Häute u. s. w., vornehmlich getrocknete Fische (Stockfisch) nach Bergen, um sie gegen Getreide und andre Lebensbedürfnisse zu vertauschen, welche die Engländer, Niederländer und Deutschen dahin bringen. Bergen handelt dabei nur mit 100 eignen Schiffen. — 1445 legten hier die deutschen Hansest. eine Factorei und Waarenhäuser an; auch genossen eine Zeitlang die sogenannten deutschen Handwerker in Bergen des Schutzes der Hanse. Aus jener Zeit schreiben sich noch her: die deutsche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comptoir. Dieses letztere bestand aus etwa 60 Waarenspeichern, welche die deutschen Factoren bewohnten, jetzt sind solche fast sämmtlich Eigenthum bergenscher Bürger, die sie als Waarenlager benutzen. Die Straßen von hier ins Innere pflegen nur im Winter mit Schlitten befahren zu werden. Bergen ist der Geburtsort des Dichters Holberg.

Bergen-op-Zoom (ehemals eine Markgrafschaft, die von Pfalzbaiern an Frankreich, und im pariser Frieden an die Niederlande abgetreten wurde), im Herzogth. Nordbrabant, eine starke Festung, durch welche der Zoom fließt, der sich in die Osterschelde ergießt, mit welcher die Stadt ein guter Hafen verbindet. Sie hat 1150 H., 5600 Einw., ein altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen- und

Architekturinstitut, Sardellenfischerei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Spanier belagerten diesen Platz 1586 und 1622 vergeblich, die Franzosen nahmen ihn 1747 nach fast dreimonatlicher Belagerung durch Kriegslist, gaben ihn aber im aachner Frieden 1748 ziemlich verwüstet zurück. Am 30. Jan. 1795 fiel er mit andern holländ. Festungen wieder in die Hände der Franzosen, und ein Regiment Engländer, welches die Festung besetzt hielt, ward kriegsgefangen. Die Franzosen behaupteten während der Dauer des Kriegs das Garnisonrecht. Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham (nachmals Lord Lynedoch) am 8. März 1814 an der Spitze eines engl. Truppencorps auf diese Festung unternahm, ward mit außerordentlichem Verlust zurückgeschlagen.

Berger (Ludwig v.), herzogl. oldenburg. Kanzleirath, ein Opfer der franz. Tyrannei im J. 1813, geb. zu Oldenburg, wo sein Vater an der Spitze der Regierungskanzlei stand, hatte in Göttingen die Rechte studirt. Er liebte aber auch das Studium der Geschichte, der Politik und Poesie selbst im juristischen Geschäftsleben, welches ihn bald nach Eutin und dann wieder nach Oldenburg führte. Als Richter bewies er sich bei der gründlichsten Sachkenntniß mit durchdringendem Scharfblick durchaus pflichtmäßig und rechtschaffen. Seine vielseitige Bildung sprach sich in seinen Briefen aus, die er auf seinen Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien schrieb. Während der drückenden Franzosenherrschaft verharrte er treu im Dienste seines Vaterlandes, hoffend auf einen neuen Zustand der Dinge. Als die Russen 1813 sich näherten, griffen die Bewohner Oldenburgs zu den Waffen; die franz. Behörde flüchtete, hatte aber vorher eine Regierungscommission eingesetzt, in welcher v. Berger und Fink Beisitzer waren. Diese Commission ward vor das Kriegsgericht in Bremen, unter dem Vorsitze des Gen. Vandamme gezogen, das die beiden edeln Männer, obgleich der Ankläger nur auf Gefängnißstrafe antrug, zum Tode verurtheilte. Sie fielen, von franz. Kugeln durchbohrt, den 10. Apr. 1813. Mit welcher Klarheit, Festigkeit und Macht der Sprache v. Berger das Possenspiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in seiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte, ist kräftig beschrieben in der Schrift: „Fink's und Berger's Ermordung", von Gildemeister in Bremen. Oldenburgs Fürst hat die irdischen Reste der beiden patriotischen Märtyrer in seiner Residenz beerdigen lassen.

Bergerac, ein lieblicher franz. Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es gibt eine weiße und eine rothe Sorte. In Frankreich erhält er hier und da auch den Namen petit Champagne.

Berggerichte, die zur Verwaltung der Berggerichtsbarkeit von dem Landesherrn eingesetzten Behörden, welche gewöhnlich den **Bergämtern**, d. h. denjenigen Behörden, welche Namens des Landesherrn, oder des Inhabers des Bergregals, den für frei erklärten Bergbau zu administriren haben, beigegeben sind. Jahrhunderte sprechen für die Jurisdiction derselben in eigentlichen Berg- und Hüttensachen; der beste Beweis aber für die Zweckmäßigkeit derselben liegt in der Natur der Sache selbst. Zu der Instruction und Entscheidung der Bergwerkssachen gehört, außer den Kenntnissen des gemeinen Rechts, auch noch die Kenntniß der Bergwerksgesetze und Observanzen und eine Kenntniß der Bergwerkstechnik, die der gewöhnliche Civilrichter selten besitzen wird.

Berghem (Nikolaus), geb. 1624 zu Harlem, erhielt den ersten Unterricht im Malen von seinem Vater, Peter von Harlem, der ein sehr mittelmäßiger Maler war. Dann setzte er unter van Goyen, Weeninx d. Ä. seine Studien fort. Man erzählt, daß er einst, von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte des van Goyen geflohen sei, der, um ihn zu schützen, seinen Schülern zugerufen habe: „Berg hem" (verbergt ihn); dieses sei die Veranlassung seines neuen Namens geworden. Liebe für seine Kunst und die Nachfrage nach seinen Gemälden, sowie

die Habsucht seiner Frau, waren Ursache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Um Kupferstiche, die er sehr liebte, kaufen zu können, mußte er oft Geld von seinen Schülern borgen, welches er nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschte. Auf diese Weise gelangte er zu einer reichen Sammlung. Berghem's Landschaften und Thierstücke sind eine Zierde der ersten Galerien. Ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit, natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Obgleich er seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schlosse Benthem die Natur genau beobachtet. Die strengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunst und eine größere Einfalt in Nachahmung der Natur und einen fleißigern und richtigern Umriß der Thiergestalten verlangen; aber diese geringen Fehler Berghem's werden durch so viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landschaftsmaler stellt. Er starb 1683 zu Harlem. Karl Dujardin und Glauber waren seine Zöglinge. In der Auction der Gemäldesammlung des Bankiers P. de Smeth in Amsterdam (1810) wurden vier Gemälde von Berghem um 800, 1000, 1625, 2500 holländ. Gulden verkauft.

Bergisches Buch, s. Concordienformel und Symbolische Bücher.

Bergmann (Torbern Olof), Naturforscher und Chemiker, geb. am 9. März 1735 in Katharinberg, in der schwedischen Provinz Westgothland, erhielt nach vielen Schwierigkeiten von seiner Familie die Erlaubniß, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Damals strömten Schüler aus allen Gegenden zu Linné nach Upsala. Zu diesen gesellte sich 1752 auch Bergmann, und erregte durch Thätigkeit, Scharfsinn und Entdeckungen, die durch seine Kenntnisse in der Geometrie und Physik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieses berühmten Mannes Aufmerksamkeit. 1758 ward er D. der Philosophie und zum Lehrer der Physik in Upsala ernannt. Als der berühmte Wallerius seine Entlassung foderte und erhielt, meldete B. sich zur Professur der Chemie und Mineralogie. Seine Mitbewerber beschuldigten ihn, daß er von diesem Gegenstande nichts verstehe, weil er nie etwas darüber geschrieben hatte. Sie zu widerlegen, verschloß er sich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrikation der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er ward nun 1767 Professor der Chemie und trieb diese Wissenschaft mit aller seiner Kraft. Er erfand die Bereitung künstlicher Mineralwasser, und entdeckte in dem mineralischen Wasser das geschwefelte Wasserstoffgas. Man verdankte ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch sich der Nickel von andern Metallen unterscheidet. Eine Menge von Mineralien untersuchte er chemisch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit. Er gab eine Classification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemischen Natur und die Unterabtheilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Form gemacht sind. Hierzu erhielt er besonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometrischen Verhältnisse, die unter den verschiedenen Krystallisationen desselben Stoffes statt finden, sich von einer Grundform herleiten lassen und durch Ansetzen ähnlicher Theilchen nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen geschehen. Seine Theorie der chemischen Verwandtschaften hat bis auf die neuesten Zeiten in Ansehen gestanden, und durch Berthollet's allgemeinere Begründung derselben zwar nähere Bestimmungen, aber keinen Umsturz erlitten. B. erhielt den Wasaorden, und schlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich d. G. erhalten hatte. Er starb, erschöpft durch seinen Fleiß, im 49. Lebensj. 1784. Unter seinen Schriften stehen oben an: „Opuscula phys. et chem."

(Stockholm 1779, 3 Bde.) und seine „Physikal. Beschreibung der Erdkugel" (aus dem Schwed. durch Röhl, 3. Aufl., Greifswald 1791, 2 Bde.).

Bergprofil. Jeder Berg oder Abhang erlaubt drei Ansichten: eine, wo der Beschauer auf der Höhe oder Abdachung, die andre, wo er ihr gegenüber, die dritte, wo er ihr zur Seite steht, den Berg also im Profil betrachtet. Die letztere Art der Ansicht ist die geschickteste, um die Abdachung gehörig zu beurtheilen und sie bildlich darzustellen. Für den Baumeister, den Ökonomen, besonders aber für den Soldaten ist das Bergprofil wichtig, da die größere oder geringere Steilheit einer Terrainstrecke die Anlage von Chausseen und Wasserleitungen, die Cultivirung des Bodens, den Marsch und besonders die Aufstellung von Truppen, und namentlich von Geschütz begünstigt oder erschwert. Bei der Baukunst sah man dies schon von jeher ein, und eine nach richtigem Nivellement entworfene Profilzeichnung belehrte den Architekten vollkommen, wie er seine Ideen nach der Beschaffenheit des Bodens einzurichten habe; in der Kriegskunst dagegen übersah man lange die Wichtigkeit der genauen Kenntniß der Abdachung, und noch Friedrich der Große hatte höchst unklare Vorstellungen davon. Erst in neuerer Zeit begriff man, daß eine klare Ansicht des Terrains dem Artilleristen, dem Ingenieur und dem Officier des Generalstabes von gleich großer Wichtigkeit sei, und man brachte besonders dadurch Licht und Bestimmtheit in die Sache, daß man die Horizontalebene, welche stillstehendes Wasser überall bilden würde, als Grundebene annahm, mit der oder mit deren Parallellinien verglichen, jede Abdachung einen Winkel bilden muß, den man den Abdachungs-, Neigungs- oder Böschungswinkel nennt und gleich andern Winkeln durch Grade bezeichnet. Da es nur zu besondern Zwecken wichtig ist, zu wissen, ob dieser Winkel ein wenig größer oder kleiner ist, so übersieht man im Allgemeinen die geringen Differenzen und bezeichnet die Steilheit nur von 5 zu 5 Grad, sodaß man von Abdachungswinkeln von 5, 10, 15, 20, 25° u. s. w., nicht aber von 7, 9, 13, 22° spricht. Major **Lehmann** (s. d.), der sich um die Ausbildung dieser ganzen Lehre die größten Verdienste erwarb, ging noch weiter und entwarf eine Theorie der Situationszeichnung, nach der Das, was bisher nur durch Entwurf von Bergprofilzeichnungen anschaulich gemacht werden konnte, nämlich welche Gradation ein Abhang hat und welche Truppengattung folglich ihn passiren und auf ihm fechten könne, schon durch Ansicht eines Planes, bei dem sich der Zeichner stets senkrecht über dem darzustellenden Gegenstand gedacht hat, klar wird. Er erreicht dies dadurch, daß er die Striche, welche auf einem Plane den Abhang eines Berges bezeichnen, bei steilen Abdachungen schwärzer und dichter, bei flächern feiner und weiter macht. Ganz weiß bezeichnet die völlige Ebene, ganz schwarz die Abdachung von 45°, als die stärkste, welche, wenn die Senkung nicht Felswand und also gar nicht zu passiren ist, vorkommen kann; dünne weit von einander entfernte Striche die Abdachung von 5°, stärkere und dichtere die von 10°, noch dichtere die von 15° und so fort von 5 zu 5° bis 45°. Das Ganze gründet sich auf mathematische Principien und auf den Satz, daß das Auge, sobald es in einiger Entfernung über einer Gegend schwebt, die Abhänge, je steiler sie sind, auch desto dunkler, die Ebene aber am allerhellsten sehen wird. Anfangs fand die neue Methode vielen Widerspruch, man glaubte, daß sie zu schwierig zu erlernen und auszuführen sei. Bald sah man indessen, daß junge Leute nicht längere Zeit zu Erlernung dieser Zeichnungsmethode brauchten als zu der einer andern, und daß Plane, nach dieser Manier entworfen, im Felde die erspricßlichsten Dienste leisteten. 32.

Bergrecht, der Inbegriff der Gesetze, durch welche die Rechte und Verbindlichkeiten bei dem Bergbau bestimmt werden. Es gehören hierher nur die Zwangsrechte und Verbindlichkeiten, welche sich auf das Mein und Dein erstrecken, nicht aber Bergcommerzial-, Bergpoliceigesetze u. s. w. Der Gegenstand des

Bergrechts ist der Bergbau in seinem ganzen Umfange, und es gehören zu solchem nicht nur die zum Bergbau erfoderlichen und überhaupt dabei interessirten Personen, sondern auch die dazu über und unter Tage befindlichen Plätze und Räume, die zur Fortsetzung desselben unumgänglich nothwendigen Hülfsmittel, überhaupt alle daraus entstehende Rechte und Verbindlichkeiten. Die Berggesetze betreffen entweder den Bergbau im Ganzen oder nur einzelne Gegenstände desselben; sie sind entweder für einzelne Bergreviere und Provinzen eines Landes oder für ein ganzes Reich gegeben; sie sind entweder Landes- oder subsidiarische Gesetze. Zu den Gesetzen, welche den Bergbau überhaupt betreffen, gehören die Bergordnungen, weil solche der Regel nach alle rechtliche Verhältnisse, welche bei dem Bergbau vorkommen, bestimmen; zu den speciellen hingegen diejenigen Verordnungen, die entweder einzelne Metalle und andre Mineralien oder einzelne Gegenstände betreffen, z. B. Patente wegen des Freischürfens, Zinn-, Eisenhütten, Wald-, Kohlenordnungen, Hammerfreiheiten u. s. w. Vorzügliches Ansehen haben die ältern Erkenntnisse und Gutachten in Bergwerkssachen, weil sie von Collegien und Amtsstellen abgefaßt worden sind, die sich hauptsächlich mit Bergprocessen beschäftigt haben, und bei welchen die Bergobservanzen und Gewohnheiten in fortwährendem Andenken geblieben sind. Gleiche Autorität haben auch die ältern Bergrechtslehrer; beide ersetzen das, was in die geschriebenen Gesetze nicht aufgenommen worden und doch bergüblich geblieben ist, und dienen hier und da zur Erklärung dunkler Stellen der ältern Gesetze. Die Berggesetze sind größtentheils casuistisch abgefaßt; sie enthalten einzelne Fälle und deren Entscheidung, ohne den Grund des Gesetzes anzugeben. Die eigentlichen Rechtsgrundsätze lassen sich daher nur aus der Zusammenstellung mehrer Fälle abstrahiren, und aus solchen andre, nicht speciell angeführte entscheiden. Ohne die Kenntniß des gemeinen bürgerlichen Rechtes und des Processes ist in Bergsachen nicht fortzukommen. Bei der Entscheidung einer solchen ist zuerst auf die besondern Verträge, ferner auf besondere Gesetze und Verordnungen, oder auf die Provinzial-Berggesetze, oder auf Landesgesetze, oder endlich auf die allgemeinen Grundsätze des Bergrechts und auf die Bergwerksgewohnheiten Rücksicht zu nehmen. Sollten Fälle eintreten, wo alle diese Gesetze keine Auskunft ertheilen, so ist es keinem Bedenken unterworfen, daß auch allgemeine Rechtsgrundsätze des Natur- und bürgerlichen Rechts als Entscheidungsquellen angewendet werden können; oder daß dergleichen Fälle der gesetzgebenden Gewalt zur Abfassung eines neuen Gesetzes vorgelegt werden müssen. Wo ältere und revidirte neuere Bergordnungen zugleich vorhanden sind, da ist die neueste zu berücksichtigen. — Man theilt das Bergrecht gewöhnlich in das Bergstaatsrecht, Bergprivatrecht, peinliche Bergrecht und in den Bergproceß ein. Das **Bergstaatsrecht** begreift das **Bergregal** (s. d.). Das **Bergprivatrecht** umfaßt die Rechte und Verbindlichkeiten der Privatpersonen in Hinsicht auf den Bergbau, und es wird daher in demselben nicht nur bestimmt, welche Befugnisse den Bergbauenden auf ihr erworbenes Eigenthum zustehen, sondern auch, welche Verhältnisse zwischen mehren Bergbauenden, zwischen den Bergbauenden und den Grundbesitzern, zwischen den Bergbauenden und den Bergarbeitern eintreten. Das **peinliche Bergrecht** umfaßt das Verfahren bei Vergehungen und Verbrechen, welche bei dem Bergbaue und bei dem Bergpersonale verübt worden sind. Es gibt jedoch keine allgemeinen Bergcriminalgesetze, sondern es wird im peinlichen Bergrecht nach der in jedem Lande bestehenden Criminalgesetzgebung verfahren. Der **Bergproceß** endlich ist das gerichtliche Verfahren in streitigen Bergwerkssachen. Der Bergproceß richtet sich im Ganzen nach den Gerichtsordnungen jedes Landes; es findet aber überall ein summarisches, d. i. ein kurzes und einfaches Verfahren statt.

Bergregal, Bergwerksregal, dasjenige Recht des Landesherrn,

vermöge dessen es ihm frei steht, auf dem Grund und Boden der Unterthanen Bergwerke anzulegen. Die eigentliche Erwerbungsart dieses Regals ist langwieriger, durch die Gesetze anerkannter Besitz. Welche Mineralien zu den Regalien gerechnet werden, bestimmen allein die positiven Gesetze. In Böhmen und Mähren erstreckt sich das Regal nur auf Gold und Silber; in den meisten Provinzen des preuß. Staats, in Hanover und Braunschweig dagegen auf alle Mineralien, mit Ausnahme derjenigen, welche in ihrer natürlichen Gestalt sogleich zum ökonomischen Gebrauch, bei Künsten und Handwerken, oder zum Bauen genutzt zu werden pflegen. Als Regel kann angenommen werden, daß alle Mineralien, welche Metalle enthalten, zu den Regalien gehören, ebenso Salzquellen, Steinsalz und Edelsteine; allein hinsichtlich der übrigen Mineralien läßt sich diese Vermuthung für die Regalität nicht aufstellen. Das Bergregal wird hier und da auch an Privatpersonen verliehen und daher von dem Landesherrn, der im Besitze aller Hoheitsrechte ist, nicht selbst administrirt. — Der Inhaber des Bergregals hat folgende Befugnisse: a) die zum Regal gehörigen Mineralien aufzusuchen und solche innerhalb des berechtigten Bezirks allenthalben und auch auf fremdem Grund und Boden, jedoch gegen Entschädigung der Grundbesitzer, durch den Bergbau zu gewinnen; b) die gewonnenen Mineralien und das durch den Bergbau erschrotene Wasser, erstere zu seinem Nutzen, das letztere hingegen zum Vortheil des Bergbaues zu verwenden; c) die zum Betriebe des Bergbaues und zur Aufbereitung der Erze erfoderlichen Tagegebäude, Wasserleitungen und Teiche, Gehsteige und Fahrwege anzulegen; d) die zum Schmelzen der Erze und zur Zubereitung der Metalle und übrigen Bergwerksprodukte nothwendigen Hüttenwerke aufzurichten. Da übrigens der Bergbau nach Regeln der Kunst durch Sachverständige geleitet werden muß, so steht e) dem Besitzer des Bergregals auch die Anstellung dieser Beamten zu. Aus dem ausschließenden Eigenthume der zum Regal gehörenden Mineralien folgt nun auch f) die Befugniß, jeden Andern vom Bergbau abzuhalten, und g) die Befugniß, den Bergbau und andre aus dem Regal fließende Rechte, unter gewissem Vorbehalt, an Privatpersonen zu überlassen. — Die höchste Staatsgewalt hat außerdem dafür zu sorgen, daß nichts zum Nachtheile des allgemeinen Besten veranstaltet, sondern dasselbe so viel als möglich befördert werde; deßhalb steht ihr a) das Recht der höchsten Aufsicht; b) die gesetzgebende Gewalt; c) das Recht der Privilegien und d) das Recht der richterlichen Gewalt zu. Nächst diesen allgemeinen Hoheitsrechten werden noch andre bloß nutzbare Regalien beim Bergbau wirksam. Dahin gehört: e) das Münzregal, mittelst welches die gewonnenen edeln Metalle auf die für den Staat vortheilhafteste Weise gemünzt werden können; f) das Wasserregal, indem der Bergbau nicht ohne Wasser bestehen kann und solches öfters aus Flüssen und Strömen, welche zum Staatseigenthume gehören, herbeigeführt werden muß. Endlich g) das Forstregal, wegen des zum Grubenbaue und zum Schmelzen der Erze erfoderlichen Holzes. — Überläßt der Landesherr die Ausübung des Bergregals an Privatpersonen, so geschieht dies durch die Freierklärung des Bergbaues und durch Specialverleihungen; beim freierklärten Bergbau steht es Jedem frei zu schürfen, d. h. Lagerstätten nutzbarer Mineralien aufzusuchen, die gefundenen zu muthen, d. h. sich dieselbe auf einen gewissen District zur Bebauung von der vorgesetzten Bergwerksbehörde einräumen zu lassen, und den Bergbau zu betreiben. Durch die landesherrlichen Rechte des Metallkaufs und des Schlägeschatzes hat der Staat dafür gesorgt, daß, wenn auch Privatpersonen oder Gewerke den Bergbau treiben, das im Lande gewonnene Gold und Silber den Münzstätten nicht entzogen werden könne. Weitere Reservate des Landesherrn bei dem freigegebenen Bergbau sind die unter dem Namen Zehend, Quatember-, Receß-, Verschreib-, Fristgelder u. s. w. bekannten Abgaben. Verschieden von der Freierklärung des Bergbaues ist die Specialverleihung dessel-

ben mittelst eines Berglehens, indem der Bergherr eine oder mehre Privatpersonen mit einem unvermessenen Felde, d. h. mit einem nicht genau begrenzten District und mit den daraus zu beziehenden Nutzungen von einem oder mehren Mineralien gegen die bergrechtlichen Abgaben erblich belehnt. — Verschieden hiervon ist wieder die Verleihung des Bergregals, indem dasselbe gewissen Personen unter dem Vorbehalte der Landeshoheit und der Oberlehnherrschaft überlassen ist, wie z. B. Standesherrn, mediatisirten Fürsten u. s. w.

Bergstraße, ein fruchtbarer Strich Landes diesseits des Rheins, der einen herrlichen mit Nuß- und Kastanienbäumen und mit Weinreben besetzten Weg am Odenwalde und Melibocus, die östlich liegen, von ungefähr 6 Meilen, von Darmstadt bis an das Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg bildet.

Bergwerke, Orte, welche zur Gewinnung und Zugutemachung nutzbarer Mineralien durch Kunst eingerichtet sind. Gegenstände des Bergbaues sind alle nutzbare Mineralien im weitern Sinne, die irgendwo unter der Erde in größern Massen befindlich sind und gesucht werden. Nach den Regeln, die bei der Gewinnung derselben in Anwendung kommen, werden die Mineralien in der dreifachen Rücksicht als **Bergwerke**, **Gräbereien** und **Steinbrüche** behandelt. Als Bergwerke werden alle Mineralien behandelt, welche auf Gängen, Lagern, Flötzen, Stöcken, Stockwerken und Putzenwerken vorkommen, und Gold, Silber, Platin, Quecksilber, Blei, Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, Galmei, Wismuth, Kobalt, Arsenik, Mangan, Spiesglanz, Molybdän, Reisblei und andre metallische Substanzen enthalten; ferner Schwefel, Braunkohlen, Steinkohlen, Erdharze, Alaun und alle schwefelsaure Verbindungen mit einer metallischen Grundlage. Man benennt die Bergwerke gewöhnlich nach den Substanzen, welche gewonnen werden sollen, und sagt z. B. Gold-, Silber-, Eisen-, Blei-, Steinkohlen-, Alaun-, Salzbergwerke u. s. w. — Man unterscheide: 1) die Bergwerke in den ältern Gebirgen; 2) die der Flötzgebirge; 3) die des aufgeschwemmten Landes oder der Alluvionen. I. Die **Bergwerke der ältern Gebirge** liegen in weniger gebirgigen Gegenden, deren Ganzes nur einen geringen Theil der festen Erdoberfläche bildet und von denen die bedeutendsten folgende sind: 1) Bergwerke der **Cordilleras** im ehemaligen spanischen Südamerika. Wenige Gegenden sind so berühmt durch ihren Mineralreichthum als diese Gebirgskette. Die wichtigsten Bergwerke sind Silberbergwerke, allein es gibt auch einige Gold-, Quecksilber-, Kupfer- und Bleibergwerke. In Chile, besonders in der Provinz Coquimbo, sind einige Silber- und wichtige Kupferbergwerke vorhanden; die von Potosi (Buenos-Ayres) lieferten seit 1545 bis zu unsern Zeiten für 1440 Mill. Thlr. Silber; jetzt aber, in der Tiefe sind die Erze arm. Auch sind in Buenos-Ayres Kupfer- Blei- und Zinnbergwerke im Betriebe; letzteres sind jedoch Seifenwerke. Auf der entgegengesetzten Seite der Kette, in einer niedrigen Ebene, befinden sich die Silbergruben von Huantajaya, berühmt durch die großen Massen gediegenen Silbers, welche sie ehedem lieferten, und von denen eine 8 Cntr. wog. In Peru sind 40 durch ihre Gold- und Silberbergwerke jetzt besonders berühmte Districte; das Gold findet sich besonders in der Provinz Huailas und Pataz, und das Silber in den Districten von Huantajaya, Pasco und Chota. Die Gruben von Pasco, welche vor 25 Jahren jährl. mehr als für 2 Mill. Piaster producirten, wurden (wie die meisten in Südamerika) sehr schlecht betrieben, bis 1816 Bergleute aus Cornwall dahin kamen, welche die vielen Grundwasser durch Dampfmaschinen mit hoher Pressung gewältigten. Die Gruben der Provinz Chota liefern jetzt jährl. 67,000 Mark Silber. Das Quecksilberbergwerk von Huancavelica in Peru ist das einzige dieser Art in der neuen Welt. In der Provinz Huantajaya kennt man endlich auch Steinsalzbergwerke. Nördlich von der Provinz Chota ist der metallische Reich-

thum der Cordilleras nicht so bedeutend. In Neugranada gibt es einige Silbergruben, in Caracas zu Aroa eine Kupfergrube, die jährl. 7—800 metr. Entr. (à 200 Pf.) Metall liefert, und in Santa-Fe Steinsalz- und Steinkohlenniederlagen. — Obwol Mexiko sehr vielartige Lagerstätten hat, so wird bis jetzt doch nur vorzüglich das Silber gewonnen. Die Bergwerke liegen fast alle auf dem Rücken oder an den Abhängen der Cordilleras und bestehen aus 3000 Gruben, welche auf 4—5000 Lagerstätten bauen und in 8 große Reviere (Reales) getheilt werden können, welche von Süden nach Norden zu folgende sind: a) das Revier von Oraca, an der südlichen Grenze von Mexiko, welches außer den Silberbergwerken das einzige Goldbergwerk dieses Staates enthält; b) das Revier von Tasco, 12—16 Meilen südwestlich von Mexiko; c) das Revier von Biscania, ungefähr 12 Meilen nordöstlich von Mexiko, enthält die sehr reichen Gruben von Pachuca, Real del Monte, Moran; d) das Revier von Zimapan enthält außer vielen Silber-, auch Blei- und Arseniklagerstätten; e) das Revier von Guanaxato, welches die reichsten Mexicos, und u. a. die Bergwerke von Guanaxato, Catorce, Zacatecas, Sombrerete umfaßt; erstere bauen auf dem berühmten Gange der Veta Madre; er ist 20—24 Lachter (à 6⅔ Fuß) mächtig und auf einer Länge von 6400 Lachtern von 19 Gruben bebaut, die jährl. für ungefähr 7—8 Mill. Thlr. Silber liefern; die Grube Valenciana allein für 2 Mill. Thlr.; die Gruben dieses Reviers geben die Hälfte der ganzen Silbererzeugung Mexikos. In der Nähe dieses Reviers bauet man auch auf Kupfer mit einer jährl. Production von 2000 metrischen Entr.; ebenso auf Zinn und auf Quecksilber. f) Das Revier von Neugalicien, in welchem die reichen Gruben von Balanos liegen; g) das Revier von Durango und Sonora; h) das Revier von Chihuahua. Noch gibt es außerhalb dieser Reviere in Mexiko einige Bergwerke. — Der Betrieb aller Bergwerke Südamerikas war bis jetzt sehr schlecht und durchaus ohne alle Regeln der Kunst; neuerlich sind in England und auch am Rhein Actiengesellschaften zu einem bessern Betriebe derselben entstanden. 1826 aber hatte der Erfolg den Erwartungen jener Capitalisten noch nicht entsprochen. Man hatte vielen unwissenden Subjecten die Leitung des Berg- und Hüttenwesens anvertraut. — Nach den Angaben des Hrn. A. v. Humboldt betrug die Silberproduction des ehem. span. Südamerikas zu Anfang dieses Jahrh. 3,259,153 Mark mit einem Geldwerthe von ungefähr 45½ Mill. Thlrn. Preuß.; davon lieferte Mexiko 2,196,140 Mark, Peru 573,958 M., Buenos-Ayres 463,098 M. und Chile 25,957 M. — Die vorzüglichsten Goldgewinnungen im ehemaligen span. Südamerika sind Seifenwerke oder Wäschereien, von denen die vorzüglichsten am westlichen Abhange der Cordilleras, in Neugranada, von der Provinz Barbacos bis zum Isthmus von Panama, in Chile und an den Ufern des Meeres von Californien, oder am östlichen Abhange in dem obern Thale des Amazonenflusses sich befinden; die Wäschereien von Neugranada liefern zugleich das Platin. Die ganze Goldproduction der Bergwerke und Wäschereien im ehemaligen span. Südamerika betrug 42,575 Mark, mit einem Geldwerthe von ungefähr 9 Mill. Thlrn. — 2) Die Bergwerke Ungarns mit Inbegriff der in Siebenbürgen und im temeswarer Bannat bilden vier große Districte: a) der nordwestliche, welcher die Bergreviere von Schemnitz, Kremnitz, Königsberg, Neusohl, Schmölnitz, Bethler, Rosenau u. s. w., die vorzüglich Gold, Silber, Kupfer, Blei ꝛc. produciren; b) der nordöstliche, welcher die Bergwerke Nagybanya, Kapnik, Felsöbanya, Wiszbanya, Olaposbanya und Ohlapos umfaßt, die alle Gold, sowie das Revier von Marmarosch, welches besonders viel Eisen liefert; c) der östliche District, in welchem die Bergwerke von Nagyag, Korosbanya, Vöröspatak, Boitza, Czertesch, Fatzbay, Almas, Porkura, Botschum und Stonischa bemerkenswerth sind, die vorzüglich Gold und Kupfer liefern; bei Vayda-Huniad und Gyalar sind wichtige Eisenwerke; d) der südwestliche District, oder die

Bergwerke des temeswarer Bannats, liefern in den Gegenden von Dravitza, Moldawa, Szaska und Dognaczka Silber und Kupfer und in den Gegenden von Dombrawa und Ruchersberg Eisen, Quecksilber und Kobalt. — Auch außerhalb dieser vier Districte enthält Ungarn andre Bergwerke, welche auf Steinkohlen und Steinsalz bauen, letzteres besonders an den Ufern der Donau, der Marmarosch und der Nera. Die ganze Production Ungarns beträgt: 5200 Mark Gold, 85,000 M. Silber, 18—20,000 metrische Cntr. Kupfer, 3—4000 metrische Cntr. Blei und ungefähr 30,000 metrische Cntr. Eisen. — 3) Die Bergwerke des Altai (s. d.) sind sehr bedeutend; sie bilden die Reviere von Kolywan (Hauptort), von Zmeof (oder Schlangenberg), Tscherepanofski, Smenofski, Nokolaiski, Philipofski u. s. w. mit einer ungefähren jährl. Production von 3000 Mark Gold (jetzt mehr), 60,000 Mark Silber, einer bedeutenden Menge Kupfer, Eisen und Blei. — 4) Die Bergwerke des Ural (s. d.) liegen in größerer oder geringerer Entfernung um Katharinenburg; die von Tourinsky liefern jährl. an 10,000, und die von Goumechefski 20,000 metrische Cntr. Kupfer. Die sehr bedeutende und in der Gegend von Balgodat und Keskanar besonders wichtige Eisenproduction belief sich über eine halbe Mill. metrische Cntr. Bei Beresofs wurden 500 Mark Gold gewonnen, allein jetzt ist diese Goldproduction weit bedeutender. — 5) Bergwerke der Vogesen und des Schwarzwaldes. In den erstern findet man nur Eisenwerke, im letztern Silber zu Badenweiler, Hochberg und Wolfach, ungefähr 1800 Mark, Blei am erstern Ort 400 metrische Cntr. und Kobalt zu Wittichen. Außerdem Eisen an verschiedenen Orten. — 6) Die Bergwerke des Harzes. a) Silber-, Blei- und Kupferbergwerke &c. des Oberharzes, in der Umgegend von den Bergstädten Klausthal, Zellerfeld, Lautenthal, Wildemann, Grund und Andreasberg; b) Gold-, Silber- und Kupferbergwerke bei Goslar; c) Kupferbergbau bei Lauterberg; d) Eisenwerke bei Lauterberg, Walkenrieb, Elbingerode und Blankenburg; e) Silber-, Blei- und Eisenbergwerke bei Mägdesprung. Jährl. Production ungefähr 10 Mark Gold, 30,000 Mark Silber, 2000 Cntr. Kupfer, 50,000 Cntr. Blei, 30,000 Cntr. Glätte, 200,000 Cntr. Eisen. — 7) Bergwerke im östlichen Deutschland: a) im sächsischen Erzgebirge bei den Bergstädten Freiberg, Marienberg, Annaberg, Ehrenfriedersdorf, Johanngeorgenstadt, Schneeberg, mit einer jährl. Production von 52,000 Mark Silber; Zinn bei Altenberg, Geyer, Ehrenfriedersdorf, Zinnwald, jährl. 3—4000 Cntr., Kobalt bei Schneeberg, jährl. 8000 Cntr., Kupfer, 600 Cntr., Eisen, 80,000 Cntr.; b) in Böhmen: Silber zu Joachimsthal, Mies, Przibram &c., 13,800 Mark; Zinn zu Schackenwald &c., 2000 Cntr., Kobalt, 4000 Cntr., Blei, 1800 Cntr., Eisen, 190,000 Cntr.; c) im Fichtelgebirge besonders Eisen, jährl. ungefähr 50,000 Cntr.; d) in Mähren bei Iglau u. s. w., 4—5000 Mark Silber; e) im Riesengebirge zu Jauer, Kupferberg, Reichenstein 330 Cntr. Kupfer, 560 Cntr. blaue Farbe, 1900 Cntr. Arsenik, 1200 Cntr. Schwefel, 20,000 Cntr. Vitriol. — 8) Bergwerke im mittlern und nordwestlichen Frankreich. Zu Villefort im Lozèredepartem. 1000 metrische Cntr. Blei und 1600 Mark Silber; zu Poullaouen und Huelgoat in Bretagne 5000 metrische Cntr. Blei, 2000 Mark Silber. — 9) Bergwerke Großbritanniens: Eisen, in Wales 150,000 Tonnen (à 20 Cntr.), Shropshire und Staffordshire 180,000 Tonnen, Yorkshire und Derbyshire 50,000 Tonnen; Schottland 20,000 Tonnen, in Summa 400,000 Tonnen. Kupfer 10—11,000 T.; Blei in Northumberland 12,000 Tonnen, Northwales und Shropshire 8000 T., Yorkshire 4500 T., Derbyshire 4000 T., Schottland, Devon, Cornwall, Südwales 3000 Tonnen, in Summa 31,500 Tonnen. Zinn in Cornwall und Devon 2800—5000 Tonnen. — 10) Bergwerke Skandinaviens. Norwegen producirt: 1600 Mark Silber (zu Kongsberg 1768 40,000 Mark), 7200 Cntr. (à 110 Pf.) Kupfer, 140,000

Cntr. Eisen, 4000 Cntr. blaue Farbe, 10,000 Cntr. Alaun. Schweden 2—3000 Mark Silber, 18—20,000 Cntr. Kupfer, 1,500,000 Cntr. Eisen. — 11) Bergwerke der Pyrenäen; diese sind durchaus unbedeutend, und nur das Eisen kann erwähnt werden. — 12) Bergwerke der Alpen; diese stehen mit der ungeheuern Masse des Gebirges in durchaus keinem Verhältnisse. Wir erwähnen nur: die Silberbergwerke von Allemont in Dauphiné, welche 2000 Mark jähr. producirten; die Eisenbergwerke von Allevard im Isèredepartement, die Blei- und Silberbergwerke von Pesey in Savoyen, die ehedem jährl. 2000 metrische Cntr. Blei und 2500 Mark Silber producirten; die Eisenbergwerke von Cogne und Traverselle in Piemont, welche jährl. an 100,000 metrische Cntr. Eisen liefern. Die ehedem wichtigen Kupferbergwerke zu Falkenstein und Schwatz in Tirol; die Goldbergwerke zu Gastein und Muerwinkel in Salzburg, welche jährl. 118 Mark Gold liefern; die Eisenbergwerke in Salzburg und Tirol mit einer jährl. Production von 60—70,000 Cntr.; die Eisenbergwerke in Steiermark, welche jährlich 450,000 Cntr., die in Kärnthen, welche 260,000 Cntr., und die in Krain, welche 100,000 Cntr. Eisen produciren; die Kupferbergwerke zu Schladming in Steiermark, zu Kirschdorf in Kärnthen, zu Agardo im Venetianischen und zu Zamabor in Kroatien, welche silberhaltiges Kupfer liefern; die Zinkbergwerke zu Rajbel in Kärnthen, mit einer jährl. Production von 3400 Ctr.; die Bleibergwerke zu Villach und Bleiberg u. s. w., deren jährl. Erzeugung ungefähr 50,000 Cntr. beträgt; die Quecksilberbergwerke zu Idria, deren Production sich auf 1500 Cntr. beläuft; die Steinsalzbergwerke zu Hallein, Berchtesgaden, Aussee, Ischel, Hallstadt u. s. w., welche jährl. an 3 Mill. Cntr. Salz liefern. — 12) Bergwerke der Rheinlande und der Ardennen. Kupfer liefern die Gruben von Rheinbreitenbach und Dillenburg, ungefähr 1200 Cntr. jährl.; Blei und Silber die Bergwerke von Holzapfel, Pfingstwiese, Löwenburg, Augstbach, Ehrenthal, von ersterm 6000 metrische Cntr., von letzterm 3500 Mark; Eisen findet sich von vorzüglicher Güte und in großer Quantität im Stahlberg im Siegenschen, an den Ufern der Lahn und Sayn, zu Hohenkirchen in Hessen, am Hundsrück, in der Eifel, im Luxemburgischen u. s. w.; Galmei bei Limburg in den Niederlanden, 7—8000 metrische Cntr., bei Aachen 15—20,000 metrische Cntr., in der Grafschaft Mark 1300 metrische Cntr.; Blei zu Vedrin unweit Namur 2000 metrische Cntr., mit 700 Mark Silber. — 13) Bergwerke verschiedener Länder: die Umgegend von Nertschinskoi in Sibirien ist sehr reich an nutzbaren Mineralien und liefert 30—35000 Mark Silber. Spaniens und Portugals Mineralreichthum ist jetzt größtentheils erschöpft, die Quecksilberbergwerke von Almaden lieferten sonst 20,000 Cntr., und nur die Bleibergwerke sind noch ergiebig, indem sie jährl. über 90,000 Cntr. Köln. produciren. Die Verein. Staaten Nordamerikas produciren jährl. über ½ Mill. Cntr. Eisen und bedeutende Quantitäten Kupfer und Blei; Kupferbergwerke gibt es in Japan, China, Persien, Arabien, in der Tatarei, auf den Inseln des indischen Meeres, in der Berberei, Marokko, Abyssinien u. s. w.; Zinn produciren China, Pegu, die Halbinsel Malakka, Sumatra, Banka u. s. w.; letztere allein 70,000 Cntr.; Zink soll in Indien häufig vorkommen; Quecksilber in China und Japan; Gold lieferte Brasilien 28,000 Mark jährl., also von allen Ländern am meisten, Afrika wenigstens 7000 und Südasien wenigstens 2000 Mark. Die Insel Elba hat sehr viel Eisen. — II. Die Bergwerke der Flötzgebirge sind von hoher Wichtigkeit, vor allen die Steinkohlen, der vorzüglichste Reichthum Englands, indem dieses Land allein 400 Mill. Cntr., Frankreich 20 Mill., die Niederlande und die Rheinlande 62 Mill., Schlesien 6 Mill., Sachsen 1,200,000, Östreich 680,000, Baiern 320,000, Hanover und die übrigen Staaten Deutschlands 6 Mill., und die Verein. Staaten 3 Mill. Cntr. liefern. Der größte Theil des in Großbritannien vorkommenden Eisens erfolgt

auch aus dem Steinkohlengebirge; dasselbe ist auch in andern Ländern, z. B. in Schlesien, der Fall. Ferner bauen in den Flötzgebirgen die Bleibergwerke bei Aachen, welche jährl. 7—8000 metrische Cntr. Blei und an 20,000 Cntr. Alquifoux genanntes und zur Töpferglasur angewendetes Bleierz liefern; die Kupferbergwerke im Mannsfeldschen, zu Frankenberg, Bieber und Riegelsdorf in Hessen, erstere mit einer Production von 10,000 Cntr. Kupfer und 8000 Mark Silber; die wichtigen Eisenbergwerke am Stahlberge in der hessischen Herrschaft Schmalkalden; die Bleibergwerke zu Tarnowitz in Oberschlesien mit einer jährl. Production von 5300 Cntr. Blei und 1500 Mark Silber; die Galmei- und Zinkbergwerke Oberschlesiens und Polens, mit einer jährl. Production von 80,000 Cntr. Galmei und 25,000 Cntr. metallischen Zink; die Zinkbergwerke Englands und die schon weiter oben genannten andrer Länder; die Steinsalzbergwerke in Süddeutschland, in Cheshire, zu Vic in Frankreich, zu Wielizka und Bochnia; letztere mit einer Production von fast 2 Mill. Cntr. — III. Nicht minder wichtig ist der Mineralreichthum der Alluvionen oder des aufgeschwemmten Landes. Das Platin, das meiste Gold, eine beträchtliche Menge Zinn und Eisen, ferner die Diamanten und die meisten andern Edelsteine kommen im Sande, Thone u. s. w. vor und werden durch Wäschereien oder Seifenwerke (s. d.) gewonnen. Endlich gehört auch der Torf (s. d.) hierher.

Bergwerkskunde, Bergwerkswissenschaften, Bergwissenschaften, Bergwerksgelehrsamkeit, ist der systematische Inbegriff der gesammten Kenntnisse, mittelst welcher Bergwerke zum Nutzen eines Landes eröffnet, betrieben, und die gewonnenen Mineralien zugute gemacht werden. Sie zerfällt I. in den mineralogischen Theil: 1) Mineralogie; 2) Geognosie (s. d.). II. in die Bergtechnik oder Bergarbeitslehre, welche uns mit den verschiedenen wesentlichen Arbeiten des Bergbaues, wodurch er die nutzbaren Mineralien aufsucht, gewinnt, an den Tag bringt, mechanisch und chemisch scheidet, auch alle vorkommende Hindernisse aus dem Wege räumt, bekannt macht. Sie zerfällt: 1) in die Häuerarbeit, und diese wieder a) in die Gewinnerkunst, welche sich bloß mit der Kenntniß der verschiedenen Häuerarbeiten, dem verschiedenen Gezähe oder Werkzeuge und der Manipulation selbst beschäftigt, und von der man fünferlei Arten unterscheidet, nämlich das Wegfällen, die Keilhauenarbeit, die Schlägel- und Eisenarbeit, das Bohren und Schießen, das Feuersetzen; b) in der Veranstaltung der Grubenbaue (s. d.); 2) in den Grubenausbau, welcher uns lehrt, die verschiedenen Arten von Gruben gehörig zu unterstützen, um den Aufenthalt des Bergmanns in denselben zu sichern; dies geschieht theils durch die Form der Grubenbaue, durch Versatz mit taubem Gestein, durch stehen zu lassende Pfeiler oder Festen und durch Zimmerung und Mauerung; 3) in die Förderung, welche die Wegschaffung des Gewonnenen, theils von einem Orte zum andern in der Grube selbst, theils auch zu Tage aus und über Tage, begreift; man unterscheidet daher Streckenförderung, Schachtförderung und Tageförderung; 4) in die Maschinenarbeit, die sich mit der wirklichen Erbauung, Reparatur und Wartung aller Arten von Bergwerksmaschinen beschäftigt; 5) in die Aufbereitung, oder die mechanische Absonderung der mitgeförderten untauglichen Mineralien von den brauchbaren, und der letztern, sofern sie verschiedenartig sind, von einander. Der Zweck der Aufbereitung ist daher Trennung verschiedenartiger Mineralien von einander und Sortirung derselben zum Behuf der fernern Zugutemachung. Die Aufbereitungsarbeiten sind folgende: a) das Scheiden, welches zuvörderst in einem Zerschlagen der größern Erzstücke, dann in einer Reinigung derselben von dem ansitzenden Grubenschlamm durch Wasser, und dann in dem eigentlichen Scheiden besteht; b) das Setzen, d. i. eine Trennung des Gröbern von dem Feinern mittelst eines im Wasser auf- und niederbewegten Siebes; c) das Pochen, d. i. die

Zerkleinerung der Erzstücke in den Pochwerken, welche entweder in sich senkrecht auf- und niederbewegenden Stempeln oder Hämmern bestehen, und die Trennung der fein eingesprengten Erze von der Gang- oder Bergart, welche dann mittelst des Wassers d) durch das Waschen auf liegenden und beweglichen Herden noch mehr bewirkt wird, indem das schwerere Erz liegen bleibt, und die leichtern Berg- und Gangarten mittelst des Wassers hinweggeführt werden; 6) in die Hüttenarbeiten, welche sich mit der chemischen Manipulation beschäftigen, durch welche die Mineralien in den Hütten (s. d.) durch Säuren, durch die Amalgamation, durch die Schmelzung u. s. w. rein zerlegt und geschieden, d. i. als nützliche und brauchbare Producte dargestellt werden. III. in die Bergwerksökonomie, welche den Bergbau so zweckmäßig anlegen und betreiben lehrt, als es nur immer der Nutzen des Staats, des Landesherrn und der Gewerken erfodert; welche ferner unnöthige Kosten gänzlich zu meiden, die nothwendig aufzuwendenden mit reifer Überlegung anwenden lehrt. Dieser Theil zerfällt 1) in den Grubenhaushalt, welcher sich mit der zweckmäßigen Veranstaltung der Gruben- und der erfoderlichen Tagebaue, mit der gehörigen vortheilhaften Anlegung und Vertheilung der Arbeiten, mit der wirthschaftlichen Anschaffung und guten Aufbewahrung tüchtiger Materialien und mit der zweckmäßig zu machenden Erzeinnahme beschäftigt, um nicht nur die Kosten zu bestreiten, sondern auch, um möglichst einen Überschuß zu machen; 2) in den Hüttenhaushalt, welcher die beste und schicklichste Anlegung und Erbauung der Hüttenwerke selbst, die beste und vortheilhafteste Einrichtung der Hüttenprocesse, die gehörige Vertheilung der Arbeiter, die zweckmäßige Anschaffung und Benutzung der Materialien u. s. w. lehrt; 3) in die Bergstylistik, welche sich mit allen auf den Bergbau Bezug habenden schriftlichen Aufsätzen beschäftigt; 4) in das Bergrechnungswesen, welches die Auf- und Abnahme eines Berg- oder Hüttenwerks und die eigentliche Ökonomie derselben kennen lehrt; 5) in die Bergcommerzwissenschaft, welche die Regeln des besten wirthschaftlichen Einkaufs der zum Betriebe nothwendigen Materialien sowie des vortheilhaftesten Vertriebs der gewonnenen Producte angibt; 6) in die Bergkameralwissenschaft, welche den Vortheil und Nutzen, den das Land, der Fürst und die Unterthanen aus dem Bergbau ziehen können, und was zur Emporbringung desselben geschehen müsse, kennen lehrt. IV. Der mathematische Theil der Bergwerkskunde beschäftigt sich mit der Anwendung der Größenlehre auf den Bergbau und zerfällt in drei Doctrinen: 1) die Markscheidekunst (s. d.) oder die auf den Bergbau angewandte Geometrie; 2) die Bergmechanik zeigt, wie die einzelnen Theile der Maschinen in zweckmäßigen Zusammensetzungen auf den Bergbau anwendbar sind; 3) die bergmännische Baukunst zerfällt a) in die gemeine Baukunst, welche sich mit der Anlage der Tagegebäude beschäftigt; b) in die Wasserbaukunst, welche den Teich- und Grabenbau lehrt; c) in die unterirdische Baukunst, deren Gegenstände die Grubenzimmerung und Mauerung sind. V. Das Bergrecht (s. d.). VI. Der historische Theil: 1) Bergwerksgeschichte; 2) Bergwerksgeographie und Bergwerksstatistik.

Bering (Vitus), russischer Seecapitain, geb. zu Horsens in Jütland, wurde, als ein geschickter Seemann, von Peter dem Großen bei der kaum entstandenen Marine zu Kronstadt angestellt. Seine Talente und seine Unerschrockenheit, die er in den Seekriegen gegen die Schweden bewies, erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Er reiste von Petersburg den 5. Febr. 1725 nach Sibirien, 1728 untersuchte er die nördlichen Küsten dieser großen Halbinsel bis 67° 18′ N. Br. und bestätigte, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhange; ob aber die Kamtschatka gegenüberliegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischen liegender Inseln wären, sollte Bering durch seine Reise entscheiden. Am 4. Juni 1741

lief er abermals mit 2 Schiffen von Ochotzk aus und landete an der nordwestl. Küste von Amerika zwischen 35 und 69° N. Br. Stürme und Krankheit hinderten ihn, seine Entdeckungen fortzusetzen; er wurde weit ab auf eine wüste Insel geworfen. Schnee und Eis bedeckten das unwirthbare Land. B. ward gefährlich krank und starb hier am 8. Dec. 1741. Man hat der Meerenge zwischen Asien und Amerika den Namen Beringsstraße (auch Anian genannt) und der Insel, auf welcher er starb, den Namen Beringsinsel gegeben. S. Müller's „Voyages et découv. faites par les Russes" (Amsterd. 1766).

Berings- oder Cooksstraße, Meerenge zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. (S. **Bering**.) Nach Capitain Cook hat die Meerenge unterm 66° N. Br., wo sie am schmalsten ist, nicht mehr als 10 deutsche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O., gegen O. und W. N. W. zurück, sodaß die Entfernung unterm 69° mehr als 75 deutsche Meilen beträgt. — Auffallend ist die Ähnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide sind ohne Holz. Die Küsten sind niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben sich beträchtliche Gebirge. Die Wassertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29—30 Faden und nimmt gegen beide Küsten hin langsam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikanischen Seite seichter als an der asiatischen ist.

Berkeley (Georg) oder **Berkley**, Bischof zu Cloyne in Irland, berühmt durch seinen **Idealismus** (s. d.), nach welchem die Annahme der äußern Körperwelt ein Wahn ist, der Mensch nur seine Vorstellungen und Empfindungen wahrnimmt und in Hinsicht seiner ursprünglichen Vorstellungen von Gott, dem Geiste aller Geister, abhängig, in Hinsicht seiner Handlungen aber frei ist. Geb. 1684 zu Kilcrin in Irland, wurde er 1707 Mitglied des Dreieinigkeitscollegiums an der Universität zu Dublin, reiste 1713 und 1714 in Italien bis Livorno und war später auf einer Reise des Briten Ashe nach Italien, Sicilien und Frankreich dessen Begleiter. 1721 ward er Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, und trat schon vor seinem 20. Jahre mit Beifall als Schriftsteller auf. Seine philosophischen und mathematischen Schriften, unter welchen insbesondere s. „Theorie des Sehens" von dem Scharfsinne ihres Verf. die glänzendsten Beweise ablegt, erwarben ihm einen großen Ruf. Durch ein Vermächtniß der Mistreß Vanhomrigh, der berühmten Vanessa, welche durch ihre Liebe zu Swift so bekannt geworden ist, erhielt sein Vermögen einen bedeutenden Zuwachs. Nun machte er s. „Vorschläge zur Bekehrung der amerikanischen Wilden zum Christenthume durch die Gründung einer Lehranstalt auf den bermudischen Inseln" bekannt. Diese Schrift erregte einen solchen Eifer für B.'s Unternehmen, daß die angesehensten Personen beträchtliche Subscriptionen veranstalteten, sodaß B. nach Niederlegung seiner Stelle in Gesellschaft gleichgesinnter Personen sich nach Rhode-Island einschiffte, um daselbst zur Unterhaltung seines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da aber nachher die verheißene Unterstützung des Parlaments ausblieb, scheiterte seine Unternehmung, nachdem er 7 Jahre seines Lebens und einen bedeutenden Theil seines Vermögens darauf verwandt hatte. Er schrieb nun noch eine Menge Schriften philosoph., religiösen und staatswirthschaftl. Inhalts. Gegen sein 60. Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er sich durch den Gebrauch des Theerwassers zu heilen suchte, auch deßhalb zwei Abhandl. über den Nutzen dieses Wassers herausgab. Bald darauf starb er plötzlich 1753 zu Oxford. B. wird als ein fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, der überdies Allen, die ihn kannten, Verehrung für seinen moralischen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, sein beständiger Freund, von ihm sagte, er besäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären. Seine berühmtesten philos. Schriften sind: „Treatise on the principles of human knowledge" (London

1710); „Three dialogues between Hylas and Philonous" (London 1713); „Alciphron or the minute philosopher" (Lond. 1732). Seine „Works" erschienen Lond. 1784, 2 Bde., 4.; voran s. Biographie von Arbuthnot.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, geb. zu Jarthausen, ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog sein Vetter Konrad v. Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zum Heere des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, diente dem Kurfürsten von Baiern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demselben seine Hand verloren hatte, ließ er sich eine eiserne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog sich nun auf sein Schloß zurück und bekam hier Händel mit seinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er sich durch seine Tapferkeit furchtbar machte; aber ebenso sehr erwarb er sich durch seine Biederkeit Achtung. Als er dem Herzog Ulrich v. Würtemberg gegen den schwäbischen Bund beistand, ward er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus seinem Lande vertrieben worden war, mußte er sich selbst durch ein Lösegeld von 2000 Gulden freimachen. Als der Bauernkrieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, sie anzuführen; aber nach 4 Wochen ward er von neuem gefangen genommen und konnte seine Freiheit nur unter dem Versprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er starb den 23. Juli 1562. Man hat von ihm selbst eine Beschreibung seines Lebens, die 1731 und 1775 in Nürnberg, und 1813 zu Breslau zum dritten Male gedruckt worden ist. Dieses Buch enthält ein vortreffliches Gemälde des geselligen Lebens und der Sitten des Mittelalters und hat Göthe den Stoff zu s. schönen Schauspiel dieses Namens geliefert.

Berlin, Hauptstadt des preußischen Staates, erste königl. Residenzstadt und Sitz der höchsten Landescollegien, in der Provinz Brandenburg, an der Spree, 127 F. über der Meeresfläche, 31° 2′ 30″ L., 52° 31′ 14″ Br., ist eine der größten und schönsten Städte in Europa. Sie hat über 4 Stunden im Umfange, 931,935 □Ruthen Flächeninhalt, und besteht aus 5 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, Neu- oder Dorotheenstadt, Friedrichsstadt (die seit 1714 die königl. Residenzstädte heißen), und 5 Vorstädten: Louisenstadt (welche ihren Namen erst in den neuesten Zeiten erhalten hat), Königs-, spandauer, stralauer und außerhalb der Mauern oranienburger Vorstadt. B. hat 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentl. Plätze und Märkte, 15 Thore, 27 Pfarrkirchen, 37 Brücken u. s. w.; im J. 1817 waren hier 7133 Häuser mit Einschluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrikgebäude (61), auch Ställen und Scheunen (483). (1822 waren in der Feuersocietät 6540 Privatwohnhäuser mit 54,055,375 Thlrn. versichert.) Am Ende des J. 1825 hatte Berlin 220,000 Einw., unter diesen etwa 3700 Juden, 4000 Katholiken und über 10,000 Reformirte, mit Inbegriff des Militairs. 1) Im eigentlichen Berlin, mit 39 Straßen (1163 von Markgraf Albrecht dem Bär erbaut), von der buschigen wüsten Gegend so genannt, in der sich holländ. Ausgewanderte ansiedelten, bemerkt man das königl. Posthaus, das Rathhaus, das Stadtgerichthaus, die allgemeine Kriegsschule, das Cadettenhaus, das Gymnasium zum grauen Kloster, das Joachimsthalische Gymnasium, die lutherische Pfarrkirche St.-Nicolai (die älteste Kirche Berlins), die Marienkirche (mit einem 286 Fuß hohen Thurme, dessen Aufsatz unter der Regierung Friedr. Wilh. II. von Langhans ausgeführt ist und zu dessen besten Arbeiten gehört), die reformirte Parochialkirche (mit einem Glockenspiele), die neue franz. Kirche, das Friedrichswaisenhaus (1818 für 1009 älternlose Kinder, mit einer Kirche und der königl. Kuhpockenimpfung, wo seit 1802 25,332 Kinder und Erwachsene unentgeltlich geimpft wurden), die Garnisonkirche, die Judensynagoge, das Landschaftshaus, das königl. sogenannte Lagerhaus, früherhin kurfürstl. Residenz, dann Sitz einer sehr bedeutenden Tuchmanufactur, welche größ-

tentheils das Fabricat zur Bekleidung der Truppen, besonders das Tuch für die Officiere lieferte, jetzt Sitz mehrer königl. Cassen und Bureaux), der neue Markt. — Die Vorstädte des eigentlichen Berlin sind: die Königsvorstadt, wo die neue Königsbrücke und das Arbeitshaus am Alexandersplatz; die spandauer Vorstadt, wo die spandauer und Monbijou- (Hercules-) Brücke, das königl. Lustschloß Monbijou, die Thierarzneischule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das klinische Institut verbunden ist (1816 mit 5144 Kranken, worunter 419 Geisteskranke), die neue königl. Münze u. s. w., und vor dem oranienburger Thore die Eisengießerei, wo vorzügliche Gußwaaren von allen Gattungen nach Bestellung geliefert werden, das königl. Invalidenhaus, welches an Officieren, Soldaten, Frauen und Kindern an 1000 Seelen unterhält; und die stralauer Vorstadt, wo Zuckerraffinerien und mehre Kunstgärten. Außerhalb der Mauer liegt die rosenthaler Vorstadt oder Neuvoigtland mit vier Straßen. 2) In Köln an der Spree, das schon bei seiner Erbauung diesen Namen von den Kollnen (Pfählen) führte, auf welchen die von Albrecht dem Bär gedrängten Wenden zwischen Sümpfen und Morästen ihre Gebäude errichteten, mit 25 Straßen, die von zwei Armen der Spree eingeschlossen werden, zeichnen sich aus: die lange Brücke, 160 Fuß lang, steinern, auf 5 Bogen ruhend, und mit der kolossalen, trefflichen von Schlüter modellirten und von Jacobi gegossenen ehernen Bildsäule des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß, 460 Fuß lang, 276 Fuß breit und 101½ Fuß hoch, mit der Bildergalerie, der Kunst- und Naturalienkammer, Münzsammlung ꝛc.; der Lustgarten, mit der trefflichen von Schadow verfertigten Bildsäule des Fürsten Leopold von Dessau, die Domkirche, die königl. Reitakademie, der neue Packhof ꝛc. Ein Theil von Köln heißt Neuköln und besteht aus vier Straßen längs der Spree. Hier ist die königl. Salzniederlage (Salzhof), der Spittelmarkt ꝛc. 3) Der Friedrichswerder mit 19 Straßen ist von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm d. Gr. angelegt worden. Merkwürdig sind: die Hauptmünze, das Adreßhaus (wo Geld gegen Pfand ausgeliehen wird), das Fürstenhaus, die werdersche deutsche und franzöſ. Kirche (ein langes Gebäude, welches nur inwendig durch eine Scheidewand getrennt wird), der große Packhof (Mauthgebäude), das Friedrichs- und franzöſ. Gymnasium, mit einem theolog. Seminar, der Palast, welchen der König bewohnt, das prachtvolle Zeughaus, in dessen Hofe die berühmten Köpfe sterbender Krieger, von Schlüter in Hautrelief gearbeitet, den Fensteröffnungen als Schlußsteine dienen, das königl. Gießhaus, das von Schinkel erbaute neue Wachtgebäude, bei welchem die Bildsäulen von Scharnhorst und Bülow stehen, und bei welchem drei Stück erobertes Geschütz von dem größten Caliber aufgefahren sind ꝛc. 4) Die Neu- oder Dorotheenstadt, ebenfalls von Kurfürst Friedrich Wilhelm d. Gr. angelegt und nach seiner zweiten Gemahlin benannt, hat nur fünf regelmäßige Straßen, unter diesen die prächtige Straße „unter den Linden", 2088 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem schönsten Spaziergange in der Stadt, und einem Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsstraße. Merkwürdig sind hier: das Universitätsgebäude (sonst der Palast des Prinzen Heinrich), die nach Art des Pantheon zu Rom erbaute katholische Kirche, die dorotheenstädtische Kirche, das Opernhaus, die königl. Bibliothek, das Akademiegebäude, zum Museum bestimmt, mit einer Sternwarte, deren Plattform 84 Fuß über dem Steinpflaster der Straße erhaben ist, der pariser Platz ꝛc. Vor dem brandenburger Thor, welches 195 Fuß breit in der Form des Propyläum zu Athen, jedoch nach einem weit größern Maßstabe von Langhans 1789 erbaut ist und die berühmte Victoria in einer Quadriga trägt, welche die Franzosen 1807 entführten und die Preußen 1814 von Paris zurückbrachten, befinden sich der sogenannte Thiergarten, ein Wald, der 880 Morgen Landes einnimmt, und außer den mannigfaltigsten Spaziergängen das Lustschloß Bellevue, den großen Exercirplatz und

mehre Landhäuser reicher Privatmänner enthält. Da auf der einen Seite besonders Juden Grundstücke erworben haben, so pflegt dieser Theil Neujerusalem genannt zu werden. 5) Die Friedrichsstadt, von Kurfürst Friedrich III. (König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrifft die vier übrigen Residenzstädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsstraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die schon erwähnte Friedrichsstraße sich auszeichnen. Merkwürdig sind: der Gendarmenmarkt, der Wilhelmsplatz, ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Viereck, mit den marmornen Bildsäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Keith und Ziethen; der dönhoffsche und leipziger Platz, der Platz von Belle-Alliance (sonst das Rondel), die Jerusalemskirche, die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die französische und neue Kirche mit zwei berühmten Thürmen, der ehemals anspachische Palast (jetzt der Louisenstiftung eingeräumt), die königl. Porzellanfabrik, das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium mit der Realschule (einer höhern Bürgerschule, 1816 650 Schüler), das Collegienhaus (wo die Gesetzcommission, das Obertribunal, das Kammergericht, das Pupillencollegium und das brandenburgische Lehnsarchiv sind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungsgesellschaft, das Komödienhaus, welches 1817 abbrannte, und dessen Wiederaufbau nach Schinkel's Anordnung geschah, verschiedene prächtige Privatgebäude 2c. 6) Die Louisenstadt (ehemals köpenicker Vorstadt) besteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem kottbuser Thor, auf der waldigen Anhöhe, Hasenhaide, war der erste deutsche Turnplatz. Auf dem Kreuz-, sonst Tempelhoferberge vor dem hallischen Thore sieht man das 1820 errichtete Kriegsdenkmal von Eisen. Berlin zählt an 100 öffentliche und 50 Privatschulen für den ersten Unterricht der Kinder; an Bürger- oder Mittelschulen 10 öffentliche, 60 Privat- und 13 Specialschulen; an höhern Bildungsanstalten 5 gelehrte Schulen, 7 höhere Specialschulen und die Universität (s. d. fg. A.). Außerdem besitzt Berlin verschiedene Akademien und gelehrte Gesellschaften, namentlich die kön. Akad. der Wissenschaften, die Akad. der bildenden Künste, mechan. Wissenschaften und Baukunst, mit den dazu gehörigen Kunstschulen, die naturforschende, die medicin.-chirurgische, die pharmaceutische, philomatische, die physisch-medicin. Gesellschaft, die Gesellschaft für die deutsche Sprache und den Künstlerverein. Ferner sind hier ein Antikenmuseum, gestiftet 1820, die königl. medicinisch-chirurgische Akademie für das Militair, die königl. medicinisch-chirurgische Pepinière, die königl. Thierarzneischule, zwei Seminare zur Bildung von Land- und Stadtschullehrern, das Seminar für Missionarien zur Bekehrung der Heiden in Westafrika, Taubstummen- und Blindeninstitute, eine jüdische Freischule, eine Forstakademie, eine Singakademie, eine Militairschwimmschule, eine Bibelgesellschaft, eine Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, ein Gartenbauverein, eine Anstalt für künstliche Mineralwasser u. s. w. In Berlin sind viele wohlthätige Anstalten, da ungefähr 12,000 Arme ohne Hülfe nicht bestehen können. Unter Anderm verpflegte der weibliche Wohlthätigkeitsverein durch 32 aufsichthabende Frauen, im Dec. 1816, in 180 Familien an 1200 Arme. Die wohlthätigste Anstalt ist das von dem Kriegsrath Kranz 1794 errichtete Bürgerrettungsinstitut, das verarmte Bürger, um ihnen emporzuhelfen, bedeutend unterstützt, und bereits unter seinen Mitgliedern mehre seiner ehemaligen Pfleglinge zählt. Berlin hat beträchtlichen Handel und Fabriken, eine königl. Bank, eine königliche Seehandlungsgesellschaft, Assecuranzgesellschaft 2c., einen Wollmarkt, an 300 Spinnmaschinen auf Wolle und Baumwolle mit 29,000 Spindeln, 4834 Weberstühle für Tücher, seidene, wollene, baumwollene, leinene Zeuche, Teppiche u. s. w., 1181 Gänge für seidene, wollene und leinene Bänder, 326 Posamentirer, 44 Zeuchdruckereien, 66 Färbereien, 5 Zuckerraffinerien, 4 Fabriken von lackirten Blechwaaren, die Porzellan- und Steingutfabriken mit 411 Arbeitern, die königl. Bronzefabriken, bedeutende

Gold- und Silberwaarenmanufacturen, schöne Tischlerarbeit-, Petinet-, Strohhut-, Blumen- und Federfabriken; gegen 25 Buchdruckereien, 8 Pulvermühlen rc., die wichtigen, zum Verkaufe geordneten Kunstsammlungen des Hrn. Jacobi.

Berlin (Universität), gegründet 1809. Zu ihr gehören: der botanische Garten außerhalb der Stadt bei Schönberg, das anatomische Theater, das anatomische und das zoologische Museum, das theologische und philologische Seminar, das Mineraliencabinet, klinische Institut, eine Entbindungsanstalt u. s. w. Im J. 1826 studirten zu B. 1640, darunter 400 Ausländer. Sie hat über 90 Lehrer. Der König, stets freigebig, wo es die Wissenschaften und den öffentlichen Unterricht gilt, hat nicht nur neue Hülfsmittel herbeigeschafft, sondern läßt auch für die bessere Benutzung der schon vorhandenen zweckmäßige Anstalten treffen. Die vor einigen Jahren von ihm erkaufte Giustiniani'sche Galerie, mit einigen andern Bildern vermehrt, steht in dem Universitätsgebäude zwei Mal in der Woche dem Publicum offen. Für die einzelnen sehr bedeutenden königl. Sammlungen wird ein gemeinschaftliches Museum errichtet, dessen Bau begonnen hat. Das Münzcabinet und das Antiquitätencabinet auf dem Schlosse, die Gypsabgüsse und die Antiken, jetzt noch in den Gartenhäusern des Schlosses Monbijou zerstreut, besonders die Abgüsse der Elgin'schen Monumente und der äginetischen Bildwerke, sowie die Bildergalerie, bis jetzt auf dem Schlosse, werden reiche Bestandtheile desselben bilden. Die naturhistorischen Sammlungen werden außerordentlich vermehrt und mit großer Gefälligkeit gezeigt. Der botanische Garten, früher schon durch Willdenow sehr wichtig, wird, unter der Direction des Prof. Link und der Aufsicht des botanischen Gärtners Otto, durch die besondere Fürsorge des Ministers Altenstein immer bedeutender. Für Verschönerung des Gartens hinter dem Universitätsgebäude und zum Gebrauch bei kameralistischen und technologischen Vorlesungen entsteht hinter der Universität eine kleinere botanische Anpflanzung, und selbst ein Winterhaus für die Pflanzen. Die königl. Bibliothek wird sehr vermehrt. Man hat vielen Raum durch veränderte Aufstellung im Innern und durch Wegschaffung unwissenschaftlichen Apparats gewonnen. Seit **Wilken** (s. d.) Oberbibliothekar geworden, ist die Summe von 36,000 Thlrn. außergewöhnlich zur Vermehrung der Bibliothek angewendet worden. Im untern Geschoß ist ein Lesecabinet für gelehrte, größtentheils ausländische Zeitschriften errichtet worden, hauptsächlich zur Benutzung der Professoren der Universität und der Gymnasien. In der theologischen Facultät sind Schleyermacher, Neander, Marheinecke u. A. geschätzte Namen. Bernstein, der einen Theil der de Wette'schen Vorlesungen übernommen hatte, ist nach Breslau versetzt worden. Seine Stelle als Orientalist nimmt Bopp ein. Die juristische Facultät hat durch Hasse's Abgang nach Bonn verloren. Die außerordentlichen Prof. Gans, Hollweg und v. Lancizolle und einige neu auftretende Privatdocenten werden ihn zu ersetzen versuchen. Die medicinische Facultät ist sehr vollständig besetzt, und hat durch Horn's Anstellung als ord. Prof. einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Die philosophische Facultät hat sich nicht sehr verändert. Für die Geschichte ist Fr. v. Raumer, für die altdeutsche Literatur von der Hagen genommen worden. Die Zahl der Privatdocenten, namentlich für die speculative Philosophie, vermehrt sich außerordentlich. Die Anstellung eines Repetenten in der Person v. Hennings soll den Anfängern das Verstehen des ideenreichen Hegel erleichtern. Der Geograph Ritter ist als außerordentlicher Prof. bei der Universität angestellt, mit welchem Amte er das eines Lehrers an der Kriegsschule verbindet; ebenso der Mathematiker Dirksen. Die Stelle des Prof. Solger als Lehrers der Ästhetik ist nicht besetzt, und Wolf unersetzbar. Die Akademie der Wissenschaften hat dem Prof. Böckh die Herausgabe des „Corpus Inscriptionum Graecarum" übertragen. Die Bearbeitung einer neuen Ausg. des Aristo-

teles auf Kosten der Akademie ist begonnen. Der Prof. Bekker wird den größten Antheil daran haben, und der Nutzen, den die Wissenschaft sich von dieser Arbeit verspricht, kann die Universität über den verminderten Antheil des Bearbeiters an der Bildung der Jugend trösten. S. Hitzig's „Gelehrtes Berlin im J. 1825" (Berlin 1826). 3.

Berliner Blau, ein Farbenmaterial, das eine reine dunkelblaue Farbe, einen matten Bruch, weder Geschmack noch Geruch hat, in Wasser, Weingeist und Äther unauflöslich ist und durch die Auflösung der ätzenden Alkalien zersetzt wird. Die Erfindung dieser Farbe wurde 1704 von dem Farbenfabrikanten Diesbach in Dippel's Laboratorium zufällig gemacht, indem er einer mit Alaun und Eisenvitriol bereiteten Cochenilleabkochung, in der Absicht, Cochenillelack zu bereiten, Kali hinzusetzte, über welches Dippel thierisches Öl abgezogen hatte, und dadurch den bekannten blauen Niederschlag erhielt. Dippel, welcher fand, daß das Kali durch die Behandlung mit thierischem Öl die Eigenschaft erhalten hatte, das Eisen blau zu färben, bereitete es bald auf einem einfachern Wege, indem alle thierische Stoffe und selbst alle vegetabilische, welche an Stickstoff reich sind, zur Verfertigung dienen. Alle Stoffe zu diesem Fabricat müssen nur im Zustande der Reinheit angewandt werden, oder die Reinigung wird hernach sehr kostbar. Der Alaunzusatz gibt diesem Blau mehr Körper und eine hellere Farbe. Dieses Blau ist ein inniges Gemenge von blausaurem Eisenoxyd (52 Theile braunrothes Eisenoxyd und 48 Theile Blausäure). Der Zusatz der Alaunerde steigt von 20 auf 80 Procent. Je mehr Alaunerde dieses Blau hat, desto geringer ist seine Güte.

Berme, der einen oder einige Fuß breite Zwischenraum, welcher bei einer Schanze zwischen Brustwehr und Graben gelassen wird und das Herabrollen der sich von der Brustwehr lösenden Erdstücke in den Graben hindern soll. Gewöhnlich sind auf der Berme Sturmpfähle angebracht. Ist dies nicht der Fall und die Brustwehr so niedrig, daß der Stürmende über dieselbe wegschauen kann, so thut die Berme mehr Schaden als Nutzen, indem der Angreifende, einmal dort angekommen, das Gewehr auf die Brustwehr legen und in die Schanze hineinschießen kann. In Festungen wird die Berme gewöhnlich mit Dornsträuchen besetzt, wodurch der stürmende Feind dort aufgehalten wird.

Bern, der größte Kanton der Schweiz (173 □M., 338,000 Einw., darunter 40,000 Kathol., 250,300 Reform.), mit der Hauptstadt gleiches Namens. Schon im 12. Jahrh. umgab Kuno v. Bubenberg den kleinen Ort Bern, bei der Feste Nydeck, mit Graben und Mauern, und der Herzog v. Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, worauf dieselbe im 13. Jahrh. immer mehr bevölkert ward. Hier suchte der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu noch Landleute und besonders Bürger aus Freiburg und Zürich kamen. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsstadt und bestätigte die Freiheiten derselben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiserl. Handfeste genannt wird. 1288 wurde Bern von Rudolf v. Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs v. Bubenberg, gegen ihren eignen feindlich gesinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern ward nun eine Freistätte für alle Diejenigen, welche von Östreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt selbst zu einer Macht gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eignen Adels erregte. Beide schlossen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen. Allein ihr Heer von 18,000 M., welches 700 Herren mit gekrönten Helmen und 1200 Ritter anführten, wurde von den drei Mal schwächern Bernern, unter Anführung Rudolfs von Erlach, am 21. Juni 1339, bei Laupen gänzlich geschlagen. Nach diesem Siege ward die Stadt sehr erweitert, worauf sie 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen trat, in wel-

chem sie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieses Jahrh. vergrößerte Bern sein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung. Nachdem 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Östreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenossen als Sieger hervorgingen und in welchen Bern das Aargau eroberte. 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbesserung an. In dem darauf folgenden Kriege mit dem Herzog von Savoyen eroberte Bern das Waadtland. Die eroberten Länder wurden durch Landvögte verwaltet, die auf den Festen wohnten. Von nun an bis zum 5. März 1798 waren der Wohlstand und Reichthum Berns in stetem Wachsthume und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, welche dies aufs deutlichste zu erkennen gaben. Der Flächeninhalt des Kantons betrug damals 236 □M., mit 380,000 Einw. An jenem Tage zogen 30,000 Franzosen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 andre Eidgenossen ins Feld; aber die Tage von Morgarten, von Laupen, von Murten begeisterten sie nicht zum Siege; die Eidgenossen ermordeten auf dem Rückwege ihren eignen Anführer. Bern öffnete zum ersten Mal dem Feinde seine Thore und verlor ungefähr die Hälfte seines Besitzstandes, indem der nördliche Theil zu dem jetzigen Kanton Aargau geschlagen und aus dem südwestl. (pays de Vaud) der jetzige Kanton Waadt gebildet wurde. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses wurde jedoch der größere Theil des Bisthums Basel dem Kantone Bern zugetheilt. Nach der neuern Verfassung des Kantons wird die souveraine und oberste Gewalt ausgeübt durch Schultheiß, Kleine und Große Räthe der Stadt und Republik Bern, bestehend aus 200 von der Stadt Bern und 99 von Städten und Landschaft gewählten Mitgliedern. Die 200 der Stadt Bern werden aus dem Mittel der regimentsfähigen Bürger, die das 29. J. zurückgelegt haben, durch ein aus den Mitgliedern des kleinen Raths und einem Ausschusse des großen Raths bestehendes Wahlcollegium gewählt. Die 99 Mitglieder aus Städten und Landschaften werden theils von den Städten durch ihre Ortsbehörden, theils von jedem der 22 Amtsbezirke durch ein aus seinem Mittel zusammengesetztes Wahlcollegium, theils unmittelbar von dem großen Rathe selbst gewählt. Zwei Schultheiße haben abwechselnd, jeder ein Jahr lang, den Vorsitz im großen und kleinen Rathe. Der große Rath hat die gesetzgebende, der kleine Rath die vollziehende Gewalt. Dieser besteht aus den beiden Schultheißen, 23 Mitgliedern und 2 Heimlichern, und wird von dem großen Rathe aus seiner Mitte gewählt.

Der nördliche Theil des Kantons ist hügelig mit schönen Ebenen und Thälern und hat einen fruchtbaren, sorgfältig angebauten Boden, der zum Getreide-, Wein- und Obstbau benutzt wird. Hier ist das Emmenthal, eines der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich ist und die bekannten emmenthaler Käse verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit zeugen von dem Wohlstande der Bewohner dieses Thales. Der südliche Theil des Kantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis seinen Anfang und zieht sich bis auf ihre oberste Höhe. Die tiefsten Thäler bringen gutes Obst hervor, sind fruchtbar und angenehm; höher hinauf sind vortreffliche Alpenweiden, dann folgen kahle Felsen, ausgedehnte Gletscher, der Quell prächtiger Wasserfälle und die höchsten Gebirge der Schweiz, als das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau. Die Einw. des Oberlandes nähren sich vorzüglich von der Viehzucht. — Der Hauptzweig des Gewerbfleißes besteht in Leinwand- und Tuchmanufacturen, vorzüglich im Emmenthal. Die Staatseinnahme beträgt 1,800,000 schweizer Fr. (36½ =

eine Mark feinen Silbers). Der Kanton stellt zum Bundesheere 5824 M. und zahlt als Beitrag 104,080 schw. Fr. — Bern (1062 H., mit 17,620 Einw.), eine der wohlgebautesten Städte in der Schweiz, liegt auf einer Anhöhe und Halbinsel, auf drei Seiten von der Aar umflossen. Die Straßen sind meistentheils gerade, breit und gut gepflastert, und die Häuser zum Theil mit Arcaden versehen. Merkwürdig sind: das gothische große Münster, die Heiligegeistkirche, die akademischen Gebäude, die Insel, oder das schön gebaute Krankenhaus ꝛc., die Akademie und mehre wissenschaftliche Vereine. Insbesondere hat sich die ökonomische Gesellschaft große Verdienste um die Verbesserung der Landwirthschaft und die Kenntniß der Schweiz in naturhistor. Hinsicht erworben. Die Schweizerische geschichtforschende Gesellschaft, unter dem Vorsitze des Berner Schultheiß von Mülinen, hat mehre die Vorzeit Berns betreff. Chroniken, als die von Justinger (bis 1421) 1819, die von Schachtlan 1820, und die von Anshelm (bis 1526) 1825 herausgegeben. Die 1802 gest. Galerie der vaterländischen Naturgeschichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Insekten, Kräuter der Schweiz. Die öffentliche Bibliothek besitzt sowol an gedruckten Büchern als Handschriften große Schätze. Außerdem haben mehre Privatpersonen Kunstsammlungen, die den Fremden meistens offen stehen. Gewerbfleiß und Handel sind lebhaft; die Fabriken liefern Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeuch, Strümpfe ꝛc. Wenige Städte haben schönere und besser unterhaltene Spaziergänge, z. B. einer der beliebtesten ist die mit großen Kosten aufgefahrne und mit vier Baumreihen besetzte Platteforme, worauf das Münster steht. Die nach der Aar zu gehende Seite erhebt sich 108 Fuß über diesen Fluß, welcher hier einen schönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar nicht an Höhe, wol aber an Breite gleich kommt.

Bernadotte, s. Karl XIV. Johann.

Bernard (Pierre Joseph), eines Bildhauers Sohn, geb. zu Grenoble 1710, gest. zu Choisy bei Paris 1775, studirte bei den Jesuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier ward er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte diesem 1734 in den ital. Feldzug, ward von dem Marschall v. Coigny als Secretair in Dienst genommen und von Ludwig XV. zum Schatzmeister der Dragoner und später zu seinem Bibliothekar in Choisy ernannt. 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung und blieb in diesem Zustande bis an seinen Tod. Unter den Dichtern der Freude und des Lebensgenusses, deren die Franzosen so viele besitzen, wird B. mit Achtung genannt. 1737 brachte er die Oper „Kastor und Pollux“ auf die Bühne, ein Meisterstück lyrischer Dramatik. Rameau's Musik trug noch mehr zu ihrem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erst 1762 herausgegeben, ist sein Gedicht „Phrosine und Melidor“, in vier Gesängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach seinem Tode, allein seinen Freunden früher mitgetheilt, erschien: „L'art d'aimer“, zum Theil nach Ovid. Dieses Gedicht lehrt mehr die Kunst zu genießen, als zu lieben; denn der Verf. geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anspruch nimmt. Voltaire hat B. le gentil genannt. B.'s Werke erschienen gesammelt zu Paris 1796.

Bernardin de St.-Pierre, s. St.-Pierre.

Bernburg (Anhalt-) (16 □M., 7 St., 1 Mfl., 50 D., 38,400 E.), ist eins von den drei anhaltischen Herzogthümern, welches 1665 an Joachim Ernsts fünften Sohn, Ludwig, dessen Nachkommen es jetzt besitzen, kam, nach Aussterben der zerbster Linie 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter sich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Einkünfte schätzt man auf 450,000 Fl. Das Bundescontingent ist 370 M. Der jetzt regierende Fürst, Alexius Friedrich Christian, geb. d. 12. Juni 1767, succed. d. 9. April 1796, verm. 1794 mit Maria Friederike, T. des Kurf. von Hessen-Kassel, geb.

1768, von ihr geschieden im Aug. 1817, residirt zu Ballenstedt, nahm nach s. Beitritt zum Rheinbunde d. 30. Apr. 1807 den Herzogstitel an. Das reg. Haus ist reformirt. 1820 vereinigten sich Reform. und Luther. in eine evangel.-christl. Kirche. Durch die Verordnung von 22. Jul. 1826 trat Anhalt-Bernb. dem preußischen Zollsystem bei. Die Hauptst., Bernburg an der Saale, mit einem herz. Schloß, hat 4800 Einw., Fabriken und Weinbau. Die Nebenlinie Anh.-Bernb.-Schaumburg-Hoym, von F. Lebrecht, zweitem S. des F. Victor Amadeus, erlosch 1812 im Mannsstamm; sie hatte die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem durch Heirath die Grafschaft Holzapfel nebst den Herrschaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben. Die T. des letzten Fürsten, Hermine, Gemahlin des Erzherz. Joseph v. Östreich, starb 1817. Die noch lebenden Töchter: Emma, ist an den Fürsten von Waldeck, Ida an den Erbprinzen Paul von Holstein-Oldenburg vermählt.

Bernhard (von Clairvaux), der einflußreichste Geistliche des Mittelalters, geb. 1091 zu Fontaines in Burgund, aus adeligem Geschlecht, Mönch 1113 in Citeaux, wurde 1115 erster Abt von Clairvaux bei Langres. Strenge Lebensweise, einsame Studien, ergreifende Beredtsamkeit, freimüthige Sprache, der Ruf eines Propheten machten ihn zu einem Orakel des christlichen Europa. Man nannte ihn den „honigfließenden Lehrer" und s. Schriften „einen Fluß des Paradieses". Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Marias verwarf er. Um den Cisterciens erorden (s. d.) erwarb er sich Verdienste. Er vorzüglich beförderte den Kreuzzug 1146, und stillte die damals in Deutschland von Mönchen erregte Gährung gegen die Juden. Jede Erhebung zu höhern Würden lehnte er ab, und war immer nur als Abt s. geliebten Jerusalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, in aller Demuth der freimüthigste Sittenrichter der Geistlichkeit, der Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. die Erhaltung des Investiturrechts in Deutschland und Eugen III. seine Bildung verdankten, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe, und seine Stimme galt auf den Kirchenversammlungen wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik der scholastischen Philosophen hielt seine strenge Rechtgläubigkeit und wol bisweilen schwärmende, doch immer auf thätiges Christenthum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht, wenn auch seine Unduldsamkeit gegen Abälard und Gilbert von Porree keineswegs gebilligt werden kann. Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so wars St.-Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden". B. starb 1153 und wurde von Alex. III. 1174 heilig gesprochen. Vgl. Aug. Neander, „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter" (Berl. 1813). S. Schriften gab Prof. Silbert, a. d. Latein. übers., Wien 1820, heraus.

Bernhard, Herzog von Weimar, Feldherr im dreißigjähr. Kriege, geb. am 6. Aug. 1604, der vierte S. des Herzogs Joh. von S.-Weimar, ging in holl. Dienste, die beste Kriegsschule damaliger Zeit, wo Prinz Moritz v. Nassau (der Schöpfer einer bessern Taktik), dessen Bruder Friedrich Heinrich, der Marchese Spinola und andre große Generale gegen einander fochten. Bernhard nahm später Dienste unter dem dänischen Heere, welches der Markgraf v. Baden-Durlach in Holstein gegen die Kaiserlichen befehligte, und befand sich mit auf dem Friedenscongreß zu Lübeck 1629. Als Gustav Adolf nach Deutschland kam, vereinigte sich B. mit ihm, und war bei dem Sturme auf Wallenstein's Lager bei Nürnberg (d. 24. Aug. 1636) zugegen. In der Schlacht bei Lützen (6. Oct. 1632) befehligte er den schwedischen linken Flügel, rächte Gustav Adolfs Tod, und obgleich selbst hart verwundet, schlug er doch den rechten Flügel der Kaiserlichen in die Flucht. Der Kanzler Oxenstierna, schwedischer Kriegsdirector in Deutschland, übertrug ihm nach des Königs Tode den Befehl über die Hälfte des Heers. B. nahm 1633

Bamberg, Kronach, Höchstädt und Eichstädt ein, aber der Versuch auf Ingolstadt mißlang; er bemächtigte sich ferner der Städte Regensburg und Straubingen und vereitelte Wallenstein's Absichten. Er ward von der Krone Schweden zum Herzog in Franken erklärt. Seine zu große Lebhaftigkeit war Ursache an der Niederlage (24. Aug. 1634) bei Nördlingen (s. d.). Er selbst entkam nur mit Mühe der Gefangenschaft. Oxenstierna's kluges Benehmen und Bernhards Tapferkeit glichen den begangenen Fehler bald wieder aus. Frankreich verband sich nun genauer mit Schweden und schloß mit B., der nach Paris reiste, (16. Oct. 1634) einen besondern Vertrag. B. verpflichtete sich, für 4 Mill. Liv. 18,000 M. am Rhein gegen Östreich aufzustellen. Er führte nun den Krieg in der Rheingegend, eroberte die Festung Zabern im Elsaß, breitete sich in Lothringen und Burgund aus, und schlug die Kaiserlichen in verschiedenen Gefechten. Im Anfange 1638 belagerte er Rheinfelden unweit Basel. Ein östr. Heer kam zum Entsatze herbei, und griff ihn in s. Lager am 18. Febr. unvermuthet an. B. mußte der Übermacht weichen, sammelte aber s. Truppen bald wieder, griff (21. Febr.) die Östreicher, die es nicht erwarteten, an und erhielt einen vollkommnen Sieg. Mehre kaiserl. Generale wurden gefangen, und die Festung Rheinfelden mußte sich (13. Mai) ergeben. Hierauf unternahm er die Belagerung von Breisach, das ihm zur Behauptung des Elsasses nothwendig war. Ein kaiserl. Heer unter dem General Götze kam zum Entsatz herbei, ward aber von B. am 30. Juli mit großem Verluste geschlagen. B. eroberte nun verschiedene kleine Orte und setzte die Belagerung von Breisach fort, das sich jedoch erst, nachdem er die Östreicher noch einige Mal geschlagen hatte, auf sehr billige Bedingungen ergab, die Bernhard in s. Namen, ohne Frankreich dabei zu erwähnen, unterzeichnete. Der Besitz des Elsasses, das ihm Frankreich schon vorher unter gewissen Bedingungen überlassen hatte, war ihm nun gesichert; aber er verlangte auch Breisach als Zubehör vom Elsaß. Er besetzte alle von ihm eroberte Plätze mit deutschen Truppen und ließ eine Münze mit dem sächsischen und breisachischen Wappen schlagen. Umsonst versuchte man von Seiten Frankreichs, Breisach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm den Antrag machte, neben s. Truppen auch franz. in diese Festung zu legen; der Herzog schlug sowol dieses Anerbieten als auch eine Einladung nach Paris, sowie die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Herzogin v. Aiguillon, aus. Dagegen trug er auf eine Heirath mit der Prinzessin Rohan an, welche aber der franz. Hof nicht zugeben wollte, um die Partei der Hugenotten nicht zu verstärken. Es ist wahrscheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch seine wachsende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn dieser verfiel in eine Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er am 8. Juli 1639 sein Heldenleben endigte. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller vermuthen, daß ihn Richelieu habe vergiften lassen; der Herzog selbst zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Gleich nach s. Tode kamen franz. Bevollmächtigte, welche s. Truppen in franz. Dienste nahmen; dem Marschall Guebriant ward der Oberbefehl derselben übergeben. Mit B. fiel zwar eine der mächtigsten Stützen der Protestanten, allein s. Nachfolger Baner und Torstensohn (s. d.) verfolgten dessen Siegesbahn, und Frankreich selbst nahm zum Vortheil der Protestanten ernstlichern Antheil an dem Kriege. B. verband mit Anmuth im Betragen Verstand und Tapferkeit, eine Seelenstärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erschüttert werden konnte; sein einziger Fehler war zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardi (August Friedrich), geb. zu Berlin 1768, faßte schon als Gymnasiast auf dem Joachimsthal Neigung zu den Alterthumswissenschaften, und studirte Philologie in Halle als Mitglied des von Wolf dirigirten philol. Seminars. Die große Verehrung für Wolf machte ihn zum eifrigen Philologen; dennoch blieb

er seinem Wunsche, Schulmann zu werden, treu und behielt fortgesetzt die Pädagogik im Auge. Trotz der Anlage zu einer gewissen Vielseitigkeit heftete sich sein Geist doch vorzugsweise auf die Sprache und auf das Geheimniß ihrer Construction, gleichsam die Mathematik der Sprache. Daher verließ er schon die Universität mit dem festen Entschluß, künftig wo möglich eine allgemeine Grammatik zu schreiben. Mit Rücksicht auf diesen Vorsatz las er Prosaiker und Dichter. Den Lehrerstand trat er als Schulamtscandidat beim werderschen Gymnasium an, dessen Rectorat Gedicke bekleidete. Hier machte er die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck, der damals Gymnasiast der ersten Classe war. Trug er aus dem Umgang mit diesem jüngern Freunde eine ganz neue Ansicht der Dichtkunst davon, so blieb er doch fortwährend damit beschäftigt, seine Gedanken über Sprache zu entwickeln und auszubilden; aber die Blicke, die er nun in neue Gebiete zu thun anfing, wurden jenem Vorsatz vortheilhaft. Auch das Theater hatte B. schon in seiner Jugend angezogen; der Verkehr mit Tieck führte ihn mit großem Eifer, aber von verändertem Standpunkt aus, darauf zurück. Je mehr nun B. ein großes Gewicht auf des Letztern Urtheil legte, um so mehr bildeten sich zwischen beiden Freunden lehrreiche Gespräche, deren Früchte zum Theil in den Theateranzeigen in der „Deutschen Monatsschrift" (Berlin 1790 fg.) niedergelegt sind. Nach dieser Zeit lernte Bernhardi die Schwester Tieck's, Sophie, die Verf. der „Wunderbilder und Träume", näher kennen und verheirathete sich mit ihr. Die Ehe ward aber nach einigen J. wieder aufgelöst, nachdem sie zweien Söhnen das Leben gegeben hatte. Damals machte sich B. durch eine Sammlung komischer Erzählungen und dramatischer Darstellungen voll feinen leichten Witzes und gesellschaftlicher Ironie bekannt, welche in drei Bändchen u. d. T. „Bambocciaden" (Berlin 1797—1800) erschienen. Sie enthalten zum Theil Arbeiten, die gemeinschaftlich mit Tieck entstanden und aufgeschrieben sind. B.'s Ruhm als Sprachforscher begründete die 1800 herausgekommene „Sprachlehre", 2 Thle., die von einem nicht gewöhnlichen kritischen, philosophischen und grammatischen Sinn zeigt. Er deutet darin an, daß sich die Sprache ansehen lasse als ein fertig gewordenes Gebilde, und als ein wirkendes Wesen. Jenes ist ihm die streng grammatische Seite mit der feststehenden Regel. Dieses die historische, bei welcher die Regel in stetem Übergang zur Analogie und Anomalie anzutreffen ist. Das, was beide Seiten vermittelt und umfaßt, ist ihm die philosophische Grammatik. Er fühlte vollkommen das Dasein von etwas nicht sowol Stehendem oder Ruhendem, als vielmehr Ständigem in der Sprache, und zugleich dessen Veränderungsfähigkeit. Daher war es ihm möglich, auf der einmal gelegten Grundlage fortwährend fortzuarbeiten. Von seiner liter.-kritischen Zeitschrift 1801, „Kynosarges", die allein aus s. Feder fließen sollte, kam nur das erste Stück heraus, hierauf erschien B.'s größere Sprachlehre. (1. Thl., „Reine Sprachlehre", 1801; 2. Thl., „Angewandte Sprachlehre", 1803.) Dann folgten 1805 die „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft". An s. Bekanntschaft mit Tieck hatte sich die mit Fichte und den beiden Schlegel geknüpft. Was er aus dem Umgang mit diesen Männern im Gebiet der Poesie, Philosophie und Kritik gewann, das verarbeitete er in sich für die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte. Für das Fach der Pädagogik, womit er sich fortwährend beschäftigt hat — denn er ist gegen 30 Jahre Lehrer und Erzieher gewesen —, leistete er ungleich weniger als für die Grammatik. Erst als ihn sein Amt als Director des werderschen Gymnasiums und der Realschule und Consistorialrath zu verpflichten schien, sich öffentlich als Pädagog zu zeigen, trat er 1808 mit einem Programm auf, welches der Lehrart von Pestalozzi das Wort redete. Aber fast seine sämmtlichen Programme, insofern sie sich auf Erziehung beziehen, sind Constructionen pädagogischer Hypothesen, die von einer Willkürlichkeit ausgehen, aber in der wissenschaftlichen Darstellung den Schein einer begründeten Nothwendigkeit davon getragen haben. Derselbe, der

früherhin eine Mathematik der Erziehungskunst gesucht, wollte späterhin bei Gelegenheit des Befreiungskrieges 1813 beweisen, daß die Erziehung den jedesmaligen nationalen und staatsmäßigen Anfoderungen und Bedürfnissen sich anschließen müsse. — Er starb im Mai 1820.

Bernhardiner, s. Cistercienser.

Bernhardsberg (der große St.=), zwischen Wallis und dem Thal Aosta, hat eine Höhe von 10,380 Fuß. Auf seiner Spitze ist die Grenze zwischen Wallis und Piemont. Über ihn geht die Straße vom Genfersee, durch das walliser Land, in das Thal von Aosta. Der kleine St.= Bernh. (6651 F. hoch) trennt Piemont von Savoyen. Über diesen zog Hannibal. Ein savoyischer Edelmann, Bernhard v. Menthon, der von 923—1008 lebte, baute hier 962, zum Besten der Pilgrime nach Rom zwei Hospitien, das eine auf dem Mont Jour, wo ein Tempel des Jupiter stand, das andre auf dem über die grauen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer steinernen Säule, welche der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung war. Von heiligem Eifer beseelt, stürzte Bernhard die Säule und den Tempel um, und erbaute aus ihren Trümmern die Hospitien des nach ihm genannten großen und kleinen St.= Bernhard. Er vertraute die Sorge für beide Anlagen Mönchen des Augustinerordens, welche, mit fast beispielloser Selbstaufopferung, die edelmüthigste Gastfreiheit gegen die Reisenden bis auf die Zeiten Karl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieser König gerieth über die Ernennung des Propstes mit den Schweizerkantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien regulirten Chorherren vom Augustinerorden, die mit gleicher Menschenliebe und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Auf der wüsten Höhe (7668 Fuß) des Hospizes des gr. St.=Bernhard, die für den höchsten bewohnten Punkt in Europa gehalten wird, herrscht fast ein ewiger Winter; man sucht umsonst einen Baum oder Strauch, der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Mit Hülfe der Klosterknechte geleiten die heldenmüthigen Geistlichen die mit Brot und Wein versehenen Reisenden, und leihen oder schenken Armen, um sie vor Frost zu schützen, Kleidungsstücke, die in Vorrath gehalten werden. Es gehen jährl. gegen 9000 Menschen über den Berg, die im Hospiz Erholung finden. An Tagen, wo Stürme und Schneegestöber wüthen, machen sich die Geistlichen, von Hunden (Marons genannt) begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuspüren. Ist keine Rettung möglich, so wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er, in ein leinenes Tuch gehüllt, so lange auf einem Tische liegen bleibt, bis ein andrer Verunglückter seine Stelle einnimmt. Dann wird er an die Wände zu den übrigen Todten gestellt, deren Verwesung wegen des Frostes so langsam vor sich geht, daß oft Todte nach Jahren noch von ihren Freunden wieder erkannt worden sind. Neben dem Todtenhause ist eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn sie sich zu sehr im Gewölbe anhäufen; denn das Begraben ist unmöglich, weil rings um das Hospitium nichts als nackte Felsen sind. In der Kirche befindet sich das Denkmal Dessaix's, der in der Schlacht von Marengo fiel. Der erste Consul hatte befohlen, ihn zu balsamiren und ihm eine Ruhestätte auf den hohen Alpen anzuweisen. Das Denkmal von Marmor stellt Dessaix in halb erhobener Arbeit dar, wie er, verwundet, vom Pferde seinem Adjutanten Le Brun in die Arme sinkt. Auf der Klostertreppe steht seine marmorne Bildsäule. Gegenüber ist eine schwarze mormorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis mit einer goldenen Inschrift den Übergang des Imperators über den Bernhard (15. Mai 1800) geehrt hat. Seit kurzem hat man durch in Europa gesammelte Beiträge die Wohnungen der 9—10 Geistlichen gesünder eingerichtet.

Berni (Francesco) (auch Berna und Bernia), ein Dichter des 16. Jahrh., geb. gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Lamporecchio im Toscanischen, aus einer

edeln, aber armen florentinischen Familie, kam nach Florenz und 19 J. alt nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, seinem Verwandten. Da ihm dieser, wie er selbst sagte, weder Gutes noch Böses erwies, so war er endlich genöthigt, als Secretair sich zu dem Bischof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpstl. Kanzleipräsident war. In Erwartung vortheilhafter Verhältnisse trat er in den geistlichen Stand, aber der Überdruß, den ihm die Geschäfte seines Amtes einflößten, veranlaßte ihn, Zerstreuungen zu suchen, welche dem Prälaten mißfielen. Es hatte sich zu Rom eine Gesellschaft junger Geistlichen gebildet, wie Berni, von heiterm Stimmung und scherzhafte Dichter, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorglosigkeit zu bezeichnen, sich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mauro, Casa, Firenzuola, Capilupi u. A. Sie belachten Alles und bespotteten in Versen die ernstesten und selbst die traurigsten Dinge. Die Verse Berni's waren die anziehendsten und hatten einen so eigenthümlichen Ton, daß sein Name der Gattung, in welcher er sie abfaßte, verblieben ist (maniera bernesca oder berniesca). Als 1527 Rom von den Truppen des Connetable von Bourbon ausgeplündert ward, verlor Berni seine ganze Habe. Er machte darauf mehre Reisen mit seinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen und begnügt mit einem Kanonicat der Domkirche von Florenz, das er seit mehren Jahren besaß, zog er sich dahin zurück. Aber die Gunst der Großen, die er zu entbehren nicht stark genug war, versetzte ihn in eine schwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben kostete. Alexander von Medici, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindschaft mit dem jungen Cardinal Hippolyt von Medici. Berni war mit Beiden so vertraut, daß es zweifelhaft ist, wer von Beiden ihm den Antrag machte, den Andern zu vergiften. Gewiß ist, daß der Cardinal 1535 an Gift starb. Am 26. Juli 1536 starb Berni; und endigte er, wie man versichert, durch Gift sein Leben, so fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. Berni gilt noch jetzt in der burlesken Gattung für das beste Muster. Er wird oft sehr bitter; in seinen Satyren verbindet er nicht selten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchste Ausgelassenheit aber ist an allen seinen Werken zu tadeln und nur damit zu entschuldigen, daß er seine Verse nur für seine Freunde schrieb und daß sie erst nach seinem Tode gedruckt wurden. Die bewundrungswürdige Leichtigkeit, die seine Werke auszeichnet, war die Frucht einer großen Anstrengung, indem er fast alle seine Verse mehrmals umarbeitete. Man sagt dasselbe von Ariosto, und doch sind dies die beiden ital. Dichter, deren Verse die fließendsten und leichtesten sind. Berni schrieb auch die lat. Sprache sehr rein und verstand gut griechisch. Vorzüglich sind seine „Rime burlesche" und sein „Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano, ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni". — Nicht zu verwechseln mit diesem Dichter ist der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und gest. 1693, welcher elf Dramen, auch verschiedene lyrische Gedichte verfaßt hat.

Bernigeroth (Martin), Kupferstecher, geb. zu Rammelsburg bei Mansfeld 1670, versuchte ohne Anweisung und Unterricht Kupferstiche, die ihm zu Gesichte kamen, nachzuzeichnen. Dies gelang ihm so gut, daß sein Vater, auf das Zureden einiger Kenner, ihn im 15. J. nach Leipzig bei Andersohn, einem mittelmäßigen Kupferstecher, in die Lehre gab. Noch kein Jahr hatte der Jüngling sich mit dem Grabstichel geübt, als er seinen Meister schon übertraf, ihn daher verließ und seinem eignen Genie folgte. Er wurde bald berühmt. Die Verfertigung des Portraits zu Beckmann's „Anhaltischer Chronik", die ihm übertragen wurde, trug sehr viel zu seiner Ausbildung bei. Darstellungen dieser Art wurden sein Hauptgeschäft, und er hat mehr Bildnisse geliefert als irgend ein andrer Kupferstecher, wiewol er auch historische Kupferstiche auf Titelblätter der Bücher

gemacht hat. Es war ihm nicht bloß um Gewinn, sondern auch um die Ehre seiner Kunst zu thun. Auch soll er seinen Namen nur unter die Portraits gesetzt haben, die er richtig getroffen zu haben glaubte. Unter Leibnitz's Bildnisse steht sein Name. Er starb 1733. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August, verlieh ihm den Titel eines Hofkupferstechers.

Bernini (Giovanni Lorenzo), genannt der Chevalier Bernini, geb. zu Neapel 1598, von seinen Zeitgenossen als der Michel Angelo der neuern Zeit gepriesen, weil er sich als Maler, Bildhauer und Baukünstler in einem vorzüglichen Grade auszeichnete, verdient besonders in letzter Eigenschaft seinen Ruhm. Ebenso reich an Gaben der Natur als begünstigt durch die Umstände, erhob er sich über die Regeln der Kunst, und schuf sich eine leichte Manier, deren Fehler er durch glänzenden Firniß zu verdecken wußte. Von früher Jugend auf zeigte er eine bewundernswürdige Leichtigkeit in dem Studium der zeichnenden Künste, und in einem Alter von 8 J. führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um so glückliche Anlagen auszubilden, brachte ihn sein Vater nach Rom. Eins der ersten Werke B.'s war die Marmorbüste des Prälaten Montajo, welcher die Büste des Papstes, einiger Cardinäle und mehre Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht 18 J. alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, ein Meisterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er diese Gruppe gegen das Ende seines Lebens wiedersah, gestand er, daß er seitdem wenige Fortschritte gemacht habe. Wirklich war früher sein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Den Gipfel seines Ansehns erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papst erwählt wurde. Dieser trug ihm auf, Vorschläge zur Verschönerung der Basilica von St.-Peter zu machen, und sicherte ihm eine monatliche Pension von 300 Thlr. zu, die nachher vermehrt ward. Ohne die Bildhauerei zu verlassen, wandte sich B.'s Genie auf die Baukunst und entwarf einen Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heil. Petrus und zu dem runden Platze vor der Kirche. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir bloß den Palast Barberini, den Glockenthurm von St.-Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde und das Grabmal seines Wohlthäters Urbans VIII. — 1644 bot ihm der Cardinal Mazarin in des Königs von Frankreich Namen einen Gehalt von 12,000 Thlrn. an, aber Bernini folgte dieser Einladung nicht. Kaum hatte Urban VIII. die Augen geschlossen und Innocenz X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als der Neid gegen den begünstigten Künstler laut ward. Seine Feinde triumphirten; doch ein Modell zu einem Springbrunnen gewann ihm des Papstes Gunst wieder. Bernini führte um dieselbe Zeit den Palast von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz's Nachfolger, zeigte ebenso viel Geschmack für die Künste als Wohlwollen gegen B., und bat ihn um einen Vorschlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach B.'s Angabe ward jener herrliche Säulengang erbaut, der in so schöner Übereinstimmung mit der Basilica steht. Ferner führen wir an den Palast Odescalchi, die Rotunda della Riccia, das Novizenhaus der Jesuiten auf dem Monte Cavallo u. s. w. Ludwig XIV. lud ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken nach Paris ein, und Bernini reiste, 68 J. alt, 1665 mit einem seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiste ein Künstler mit so viel Pomp und Annehmlichkeit. Seine Aufnahme in Paris war höchst ehrenvoll. Er beschäftigte sich zuerst mit den Entwürfen zu Wiederherstellung des Louvre. Als ihm jedoch Perrault's zu gleichem Zweck entworfene Plane vorgelegt wurden, bezeugte er dem König seine Bewunderung über die Trefflichkeit dieser Arbeiten, und erklärte, in Frankreich nichts mehr zu thun zu haben. So große Achtung er übrigens in Paris einerntete, so erfuhr er doch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunsch erregten, nach Rom zurückzukehren. Reichlich belohnt, verließ er Paris. Als

der Cardinal Rospigliosi Papst geworden war, zog ihn dieser in seinen vertrauten Umgang und beauftragte ihn mit verschiedenen Arbeiten, u. a. mit der Verschönerung der Engelsbrücke. 70 J. alt, vollendete der unermüdliche Künstler eins seiner schönsten Werke, das Grabmal Alexanders VII., und widmete sich noch verschiedenen architektonischen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltsamkeit, welche die Lebenskraft des 82jähr. Greises erschöpfte. Er starb den 28. Nov. 1680 und ward mit großer Pracht in der Kirche St.-Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von fast einer Mill. Thalern. B.'s Lieblingsregel war: Chi non esce talvolta della regola, non passa mai. Er glaubte also, um in den Künsten sich hervorzuthun, müsse man sich über die Regeln erheben und sich eine eigne Gattung bilden. Dies hat B. mit einem seltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Seine vorzüglichsten Schüler waren Pietro Bernini, sein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker, Mattia Rossi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer und Borronimi.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geb. zu St.-Marcel de l'Ardeche 1715, stammte aus einem alten aber vom Glück wenig begünstigten Geschlechte, weßhalb ihn seine Ältern dem geistlichen Stande widmeten. Nachdem er einige J. zu Paris in dem Seminar von St.-Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Gesichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und das Talent, leichte und angenehme Verse zu machen, sowie seine Rechtschaffenheit, ihn empfahlen. Die Pompadour, damals Madame d'Etioles, stellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geschmack an ihm fand und ihm eine Wohnung in den Tuilerien nebst einer Pension von 1500 Livres gab. Seine Wünsche gingen darauf hinaus, seine Einkünfte auf 6000 Livres zu bringen; da es ihm mit diesem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beschloß er nach einem größern zu streben. Er begab sich als Gesandter nach Venedig und setzte sich auf diesem schwierigen Posten in große Achtung. Nach seiner Zurückkunft genoß er der höchsten Gunst am Hofe. Bald darauf erhielt er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Damals wechselte das politische System von Europa. Frankreich und Östreich, bisher Feinde, verbanden sich durch ein Schutz- und Trutzbündniß. Diesem folgte der für Frankreich so unglücklich geführte siebenjähr. Krieg. Mehre Schriftsteller haben Bernis als Haupturheber dieses Bündnisses genannt; allein Duclos versichert, Bernis habe das alte System aufrecht erhalten wollen, das seit Heinrich IV. und besonders seit Richelieu Frankreich zum Beschützer der mindermächtigen deutschen Staaten und zum Nebenbuhler Östreichs machte. Niedergebeugt von den Unfällen seines Vaterlandes, die ihm wenigstens zum Theil zugeschrieben wurden, gab Bernis das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er vom Hofe verwiesen. Seine Ungnade dauerte bis 1764, wo ihn der König zum Erzbischof von Alby, und 5 J. nachher zu seinem Gesandten in Rom ernannte. Hier blieb B. bis zum Ende seines Lebens. Er betrieb daselbst im Namen seines Hofs und gegen seine eigne Meinung die Aufhebung der Jesuiten. 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als sie Frankreich verlassen hatten, ihre Zuflucht zu ihm und wohnten bei ihm. Die Revolution unterbrach sein Glück und den edeln Gebrauch, den er davon machte. Er sank in eine Art von Hülflosigkeit, aus welcher ihn der spanische Hof durch eine ansehnliche Pension zog. B. starb zu Rom den 2. Nov. 1794 in einem Alter von beinahe 80 J. Die leichten Poesien seiner Jugend hatten ihm einen Platz in der franz. Akademie verschafft. Er selbst beurtheilte sie am strengsten. Man hat ihnen Ziererei, Nachlässigkeiten und eine zu große Fülle von mythologischen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn Babet la Bouquetière, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem

Opernhause feilhielt. Indeß hatte Voltaire viel Achtung für seinen Geist, sein Urtheil, seine Kritik und Person, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechsel zwischen Beiden hervorgeht, welcher Bernis in jeder Rücksicht zur besondern Ehre gereicht. Ein andrer Briefwechsel zwischen Bernis und Paris du Verney ist 1790 in Druck erschienen. Nach seinem Tode gab Azara sein Gedicht: „La religion vengée", heraus, in welchem man zwar schöne Verse und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt. B.'s sämmtliche Werke sind 1797 bei Didot erschienen.

Bernoulli, eine Familie, die in einer bis jetzt einzigen Folge 8 ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat, welche sämmtlich die mathematischen Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Studien wählten. Die Familie B. wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen von Antwerpen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging dann nach Basel, wo sie zu den ersten Ämtern der Republik emporstieg. — 1) Jakob B., geb. zu Basel 1654, ward daselbst 1687 Professor der Mathematik und starb 1705. Die von Leibnitz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, berechnete die lorodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener krummen Linien, und erfand die sogenannten Bernoulli'schen Zahlen. — 2) Johann B., geb. zu Basel 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker seiner Zeit und durfte sich einem Newton und Leibnitz an die Seite stellen. Er sollte die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wissenschaften und studirte seit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik. Ihm und seinem Bruder Jakob verdanken wir eine ausgezeichnete Bearbeitung der Differentialrechnung, auch dachte er selbst auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen sind, und diese Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690—92 reiste und sich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieser Gelegenheit erfand er den calculum exponentialem eher, als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte und machte solchen 1697 bekannt. 1694 ward er zu Basel D. der Medicin, und ging 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldene Medaille, und ward Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariser u. a. Akademien. Nach seines Bruders Tode, 1705, übernahm er die Professur der Mathematik in Basel und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod, 1. Jan. 1748. — 3) Nikolaus B., Neffe des Vorigen, geb. zu Basel 1687, studirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Joh. Bernoulli, kehrte aber mit demselben zu Ende des J. nach Basel zurück und ward Professor der Mathematik daselbst. Er bereiste die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und ward 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitz's Empfehlung kam er 1716 als Professor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in seine Vaterstadt, als Professor der Logik, zurück. 1731 ward er daselbst Prof. des Codicis und Lehnrechts und starb 1759. Des oben genannten Joh. B. drei Söhne: 4) Nikolaus B., geb. zu Basel 1695, ward daselbst 1723 Prof. der Rechte, und starb 1726 in Petersburg. — 5) Daniel B., geb. zu Gröningen 9. Febr. 1700. Er studirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; zugleich beschäftigte ihn die Mathematik, die ihn sein Vater gelehrt hatte. Er besuchte Basel, Heidelberg, Strasburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 J. ward ihm die Präsidentenstelle einer Akademie ang tragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden J. einen Ruf nach Petersburg an. In Gesellschaft seines jüngern Bru-

ders, Johann, ging er 1733 nach Basel, ward daselbst Prof. der Anatomie und Botanik, 1750 Prof. der Physik, trat 1777 die Stelle Alters halber seines Bruders Sohne, dem jüngern Daniel B., ab, und starb 1782. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehn Mal erhielt er den Preis der pariser Akademie. 1734 theilte er mit seinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie, über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator. Die meisten seiner Schriften befinden sich in den Acten der petersburger, pariser, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. — 6) Johann B., geb. zu Basel 1720, ging 1732 nach Petersburg, ward 1743 zu Basel Prof. der Beredtsamkeit und 1748 der Mathematik. Er starb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: 7) Johann B., Licentiat der Rechte und königl. Astronom in Berlin, war zu Basel 1744 geb., und starb zu Berlin 1807, wohin er in seinem 19. J. berufen worden. Er bereiste alle Länder Europas, und lebte seit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematischen Classe der Akademie ward. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften. — 8) Jakob B. war 1759 zu Basel geb., ging nach Petersburg, wo er Prof. der Mathematik ward, sich mit einer Enkelin Euler's verheirathete, aber schon in s. 30. J., 1789, am Schlagflusse starb, als er sich in der Newa badete. M.

Bernstein, eine harzige Substanz des Mineralreichs, ein Baumharz, das dem Bernsteinbaum entflossen ist, und zwar meist schon vor Versenkung desselben in die Erde. Er erscheint in stumpfeckigen Stücken lose am Meeresufer in Preußen, Sicilien u. s. w., selten eingewachsen in Braunkohle, in Schieferthon, Kalk u. s. w. Seine Farbe ist das Honiggelbe ins Rothe und Braune und das Gelblichweiß ins Strohgelbe. Außen ist er rauh, durchsichtig bis durchscheinend, entwickelt nach dem Reiben einen angenehmen Geruch. — Der Bernstein, welcher, zumal in der Ostsee, mit Netzen gefischt, auch an der Küste gegraben oder auf dem Strande gefunden wird, diente früher als Heilmittel und stand bei den Alten in hohem Werthe; man trug ihn als Amulet. Heutiges Tages verarbeitet man ihn zu Schmuckkästchen, Dosen, Flöten, Riechflaschen, Pfeifenspitzen, Rosenkränzen, Crucifixen, Korallen zu Damenhalsbändern, Berlocken, Ohrgehängen, Knöpfen, Spielmarken, Steinen für Damen- und Schachspiele u. s. w., besonders in Königsberg, Danzig, Catania auf Sicilien, Konstantinopel und an mehren a. Orten. Ferner dient derselbe zur Gewinnung der Bernsteinsäure und des Bernsteinöls, auch zu Lackfirnissen, endlich gibt der Bernstein allein, oder mit wohlriechendem Harze u. s. w. vermengt, einen wesentlichen Zusatz der Räucherpulver ab.

Bernstorff (Grafen von), ein deutsches Geschlecht, das viele verdiente Staatsmänner hervorgebracht hat. — Johann Hartwig Ernst, Graf v. B., kön. dänischer Staatsminister, Geh.-Rath und Ritter des Elefantenordens, geb. im Hanöverschen den 13. Mai 1713, erhielt durch seinen Vetter, den hanöverschen ersten Staatsminister, Andreas Gottlieb v. B. (starb 1726), eine sehr gute Erziehung, kam, ungefähr 20 J. alt, in dänische Dienste, wo er zu Gesandtschaften gebraucht und seit 1741 zu Regensburg und Paris angestellt ward. Nach einiger Zeit Kammerherr (1746), Ritter des Danebrogordens (1750), Staatssecretair, Geh.-Rath, und im folg. J. Mitglied des geh. Staatsraths, zeigte er eine seltene Thätigkeit bei den edelsten Gesinnungen. Er war der Erste in Dänemark, der s. Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienste aufhob und Hebammenschulen errichtete. Vorzüglich sorgte er für die Armen, unter die er jährlich den vierten Theil seiner Einkünfte vertheilte und auch nach s. Weggange aus Dänemark jährl. 3000 Thlr. auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im siebenjähr. Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., K. von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs von Holstein-Plön, 1761 dessen Lande mit seiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holstein und nachmalige russ.

Kaiser Peter III. sowol deßhalb als wegen Schleswig seine Foderungen geltend machen wollte, sorgte B. für die möglichsten Zurüstungen zum Kriege. Allein er sollte so glücklich sein, seinem Staate Vergrößerung zu schaffen ohne Blutvergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Kriegs, Katharina II. setzte diese Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus, die 1773 durch die Vertauschung Oldenburgs und Delmenhorsts gegen Holstein erfolgte. B. war zugleich Kenner und Beförderer der Gelehrsamkeit. Auch als Friedrich V., dessen Regierung er so trefflich geleitet hatte, 1766 starb, genoß er die Gnade des neuen Königs Christian VII., der ihn 1767 in den Grafenstand erhob. Allein dessen neuer Liebling, Struensee, wußte es dahin zu bringen, daß B. am 15. Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er soeben von einer Reise aus Schleswig und Holstein zurückgekommen war) seine Entlassung mit einem jährl. Gehalte von 6000 Thlrn. erhielt. Er lebte jetzt in Hamburg, von wo er nach Struensee's Falle auf die ausgezeichnetste Art zurückberufen wurde. Im Begriff, diesen Ruf anzunehmen, starb er am 19. Febr. 1772. Die Bauern seines Gutes in Dänemark ließen ihm am 28. Aug. 1783 wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenschaft und bewirkten landwirthschaftlichen Verbesserungen auf den Feldern desselben eine Ehrensäule errichten, die als ein freiwilliges Denkmal der Dankbarkeit merkwürdig ist. Spittler sagt von diesem großen Manne: „In der Reihe trefflicher Minister, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernstorff als ein Mann von erster Größe. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen, durchgreifenden Unternehmungen ausführte, sondern Alles dem allmäligen Besserwerden überließ, das sich von selbst ergibt, sobald die wichtigsten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edeln Männern besetzt werden: so folgte er einem Reformationsplane, der hier seinen Einsichten ebenso viel Ehre machte als seinem Herzen". — In mancher Hinsicht noch größere Verdienste um den dänischen Staat erwarb sich der Vetter des Vorigen, Andreas Peter, Graf v. B., k. dänischer Staatsminister, geb. in Hanover am 28. Aug. 1735, wo sein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter besaß. Nach Vollendung s. Universitätsstudien und Reisen kam er 1755 als Kammerjunker in dänische Dienste, bildete sich unter s. Onkel zum Staatsmann und suchte seit 1767 als Mitglied des obersten Finanzcollegiums, in Verbindung mit s. Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauerstandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit seinem Vetter zugleich in den dänischen Grafenstand erhoben und 1769 zum Geh.-Rath ernannt worden, als auch er, bei Struensee's Eintritt ins Ministerium, seine Entlassung erhielt. Allein am Ende d. J. 1772 zurückgerufen, stieg er bald zum Minister. Er brachte 1773 die Austauschung des gottorpschen Antheils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, sowie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und that im Oct. 1778 dem schwed. Hofe den ersten Vorschlag zur bewaffneten Neutralität. Wahrscheinlich um sich den Ränken seiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 seine Entlassung, ward aber 1784 zurückberufen und erhielt seine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterstützte er die Einführung eines neuen Finanzplans und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die nach s. Tode erfolgte. Ebenso war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit und erklärte sich stets gegen Einschränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der franz. Revolution war, so erklärte er doch, daß Dänemark sich nur dann in ein Bündniß gegen Frankreich einlassen wolle, wenn die Verbündeten zur ersten Grundlage ihres Bündnisses sich gegenseitig das Versprechen gäben, bloß zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherstellung der Ruhe Europas, nicht aber zur Erreichung geheimer und eigennütziger Absichten, sich zu vereinigen. Da er überhaupt für den

innern Wohlstand Dänemarks, und ebensowol für das Militair als für den Handel, die Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und in gleichem Maße für den Ackerbau sorgte, so erregte sein Tod, 21. Juni 1797, allgemeine Trauer. Der Kronprinz (der jetzige König Friedrich VI.) war täglich an B.'s Krankenbette. Uneingeladen folgten s. Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, unter ihnen der Kronprinz, der seinen Platz unter Bernstorff's Söhnen nahm. — Sein Sohn, Christian, Graf v. B., k. preuß. Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. 1769 zu Kopenhagen, ward in der Mitte alles Ausgezeichneten und Edeln, was den Kreis der heimischen Umgebung erfüllte, sorgfältig erzogen und trat nach vollendeten Studien in dänische Staatsdienste. Seine erste Anstellung war bei der Gesandtschaft in Berlin, späterhin ging er als Gesandter nach Stockholm und lebte darauf eine Zeitlang ohne Anstellung in Kopenhagen. Nach dem Tode seines Vaters, 1797, wurde er Minister der auswärt. Angelegenheiten, welchem Posten er in schwierigen Zeiten mit Auszeichnung vorstand. In der Folge ging er als dänischer Gesandter an den kais. Hof nach Wien, wo er auch 1814 dem europäischen Congresse als dän. Bevollmächtigter beiwohnte. Hierauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, während sein Bruder ihm in Wien als Gesandter nachfolgte. Höhern Beweggründen nachgebend, trat Graf Bernstorff 1818 aus dem dänischen Staatsdienst in den preußischen, und daselbst als Wirkl. Geh. Staatsminister an die Spitze des Depart. der auswärt. Angelegenheiten. Auf dem Congresse zu Aachen ertheilte ihm der König von Preußen den schwarzen Adlerorden, der Kaiser von Rußland den Andreasorden. Im folg. J. erschien er auf dem Ministercongresse in Karlsbad, wo zur Sicherstellung des deutschen Gemeinwesens gegen ruhestörende Bewegungen die bekannten Beschlüsse gefaßt wurden. Dem nachfolgenden Congresse zu Wien zur Befestigung und Erweiterung der deutschen Bundesverhältnisse wohnte Graf B. von Seiten Preußens gleichfalls bei, sowie den spätern Congressen von Troppau, Laibach und Verona, wo die Angelegenheiten Italiens und Spaniens auf eine für ganz Europa wichtige Weise zur Entscheidung gebracht wurden.

Berry (Charles Ferdinand, Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois und der Maria Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles den 24. Jan. 1778. Mit dem Herzoge v. Angoulême ward er vom Herzog von Serent erzogen und entwickelte früh schon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, steter Geistesgegenwart und einer hohen Kunst, dem Charakter der Umgebung gemäß zu sprechen. Mit s. Vater floh er 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter Condé s. ersten Feldzüge am Rhein und wußte damals schon sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit s. Familie zog er nach Rußland und 1801 nach England, wo er abwechselnd in London und Hartwell lebte, stets mit Planen zur Wiederherstellung der Bourbons beschäftigt. Die Stunde der Befreiung schlug endlich 1814, und Berry landete am 13. April im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bajeux, Caën, Rouen rc. besuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbons und mehr noch für seine Person zu gewinnen wußte, reiche Almosen austheilte und Gefangene befreite. Den 21. April hielt er s. Einzug in Paris, wo er sich populair machte, indem er Handelsleute, Fabrikanten und Künstler besuchte. Am 15. Mai ward er zum Genralobersten ernannt und erhielt eine Civilliste von 1,500,000 Fr. Vom 1. Aug. an bereiste er die Depart. des Nordens und die Festungen in Lothringen, Franche-Comté und Elsaß. Als Bonaparte von Elba her gelandet war, gab ihm der König den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris. Alle seine Schritte, diese treu zu erhalten, waren vergebens; er mußte zwischen dem 19. und 20. März mit den Haustruppen sich nach Gent und Alost zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8. Juli eintraf und seinen Oberbefehl über die Haus-

truppen in die Hände des Königs niederlegte. Im Aug. ward er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der nördl. Departements ernannt; hierauf schwor er in der Sitzung der Kammern zu Paris den Constitutionseid und ward zum Präsidenten des vierten Bureau ernannt; allein er zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Damals brütete schon Jahre lang ein gewisser Louvel (s. d.) über den Plan, durch die Ermordung des Herzogs das Haus Bourbon zu vertilgen. Dieser Fanatiker fiel den Prinzen, als er den 13. Febr. 1820 aus der Oper kam und in den Wagen steigen wollte, mörderisch an und versetzte ihm eine tödtliche Stichwunde. Der Herzog bewies bis zu s. Tode (am 14. Febr. früh um 6 Uhr) die größte Standhaftigkeit und christliche Ergebung. Man hatte ihn in den Versammlungssaal des Opernhauses getragen. Hier tröstete er seine Gemahlin: „Ménagez-vous pour l'enfant que vous portez dans votre sein!" Dann ließ er die Kinder rufen, welche er vor seiner Vermählung in London gezeugt hatte, und empfahl sie seiner Gemahlin, hierauf bereitete er sich zum Tode, vergab seinem Mörder, beichtete und empfing die Sacramente. Wohlthätigkeit, Dankbarkeit und Edelmuth waren Hauptzüge in dem Charakter dieses Prinzen, dessen Tod ganz Frankreich in die größte Bestürzung versetzte. (S. Chateaubriand's „Mémoires touchant la vie et la mort du duc de Berry", Paris 1820.) Der Herzog hinterließ von s. Gemahlin, Karoline Ferdinande Louise, ältesten Tochter des nachmal. Königs Franz I. v. beid. Sicilien, mit der er sich den 17. Juni 1816 vermählt hatte, nur eine Tochter, Louise Marie Therese von Artois, Mademoiselle de France, geb. den 21. Febr. 1819. Desto größer war die Freude des königl. Hauses und der Nation, als die Witwe des Herzogs den 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Heinrich, Herzog v. Bordeaux (Henri Charles Ferdinand Dieudonné d'Artois, Petit-fils de France) führt. (Vgl. Chambord.) — So wenig übrigens Louvel's Mordthat mit einem Verschwörungsplane zusammenhing, indem man durchaus keinen Mitschuldigen entdecken konnte, so brachte sie dennoch durch feindselige Anschuldigungen die Parteien aufs neue in Bewegung und veranlaßte mehre Ausnahmegesetze. (S. Frankreich.) Das Opernhaus, bei welchem das Verbrechen begangen und in welchem der Herzog gestorben war, wurde niedergerissen, und eine Denksäule auf diesem Platze errichtet. Man erbaute ein neues Operngebäude auf einer andern Stelle.

Berserker, Arngrim, ein Enkel des achthändigen Starkaders und der schönen Alfhilde, war nach der skandinavischen Sage ein gefürchteter Kriegsheld. Er verachtete Panzer und Helm und ging, gegen die Sitte seines Zeitalters, ganz ungeharnischt zu jedem Kampfe. Deßhalb wurde er genannt Berserker, d. i. nach Ihre's „Glossar.", Barhemd, Barpanzer. Seine Wuth ersetzte seine Waffen, er glich im Kampfe einem Rasenden. Mit der Tochter des Königs Swafurlam, den er im Kampfe getödtet, zeugte er zwölf Söhne, ebenso keck und wild als er selbst. Diese erbten den Namen Berserker und seine Kampfeswuth. (Vgl. „Vorzeit", herausg. von Vulpius, III, 1, S. 45, und Gräter's „Bragur", 1. Bd., S. 179; 2. Bd., S. 103.) Man hat dann den Namen Berserker auf wilde, ungeschlachte und wüthige Menschen übergetragen und jede wilde Kampfeswuth oft Berserkerwuth genannt.

Berthier (Alexander), Fürst von Neufchatel und Wagram, Marschall, Viceconnetable von Frankreich ꝛc., geb. zu Paris den 30. Dec. 1753, Sohn des Gouverneurs vom Kriegsgebäude, ward jung im Generalstabe angestellt, diente in Amerika und focht mit Lafayette für die Freiheit der Verein. Staaten. In den ersten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Versailles ernannt und zeigte dabei eine sich stets gleich bleibende Mäßigung. Den 28. Dec. 1791 ward er bei des Marschalls Luckner Armee Chef des Generalstabs, ging 1793 gegen die Vendée und 1796 mit dem Grade eines Divisionsgenerals

zur italienischen Armee, wo er als Chef des Generalstabs viel zu den Erfolgen dieses Feldzugs beitrug. Im Oct. 1797 schickte ihn der General Bonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo-Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl des Heers in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römischen Staat zu ziehen. In den ersten Tagen des Febr. zog er in Rom ein, schaffte die päpstliche Regierung ab und errichtete ein Consulat. Aus Anhänglichkeit an den Gen. Bonaparte folgte er diesem nach Ägypten als Chef des Generalstabes. Nach s. Zurückkunft ernannte ihn Bonaparte nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminister. Darauf ward er Obergeneral der Reservearmee, begleitete 1800 Bonaparte nach Italien und trug zum Übergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den Waffenstillstand von Alessandria, richtete die provisorische Regierung von Piemont ein und ging mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Dann übernahm er das Kriegsministerium wieder, welches unterdessen Carnot geführt hatte. Nach der Thronbesteigung Napoleons begleitete er im Juni 1805 den Kaiser zur Krönung nach Mailand und ward im Oct. zum Chef des Generalstabs der großen Armee in Deutschland ernannt. Den 19. Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm und am 6. Dec. den Waffenstillstand von Austerlitz. 1806 begleitete er den Kaiser in den französisch-preuß. Feldzug und unterzeichnete im Juni 1807 den Waffenstillstand von Tilsit. Seitdem legte er die Kriegsministerstelle nieder, ward zum Viceconnetable von Frankreich erhoben, vermählte sich 1808 mit Maria Elisabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, geb. 1784, und blieb der Begleiter Napoleons auf allen seinen Reisen. In dem Feldzuge gegen Östreich, 1809, zeichnete er sich bei Wagram aus und erhielt den Titel eines Fürsten von Wagram. 1810 vollzog er, in Napoleons Auftrag, die Brautwerbung und Übernahme der Erzherzogin Marie Louise, T. Kaiser Franz I. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generalobersten der Schweizertruppen. 1812 befand er sich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalstabs und bekleidete diesen Posten auch 1813. Nach Napoleons Absetzung verlor er sein Fürstenthum Neufchatel, behielt aber seine übrigen Würden und stand bei Ludwig XVIII. in Gunst und Vertrauen, den er nach Bonaparte's Wiederkehr in die Niederlande begleitete und sich dann zu seiner Familie nach Bamberg begab, wo er am 30. Mai ankam. Man glaubte während seines Aufenthalts in Bamberg eine tiefe Schwermuth an ihm bemerkt zu haben. Am 1. Juni Nachmittags, als eine Colonne russischer, gegen die franz. Grenzen ziehender Truppen mit ihrer Feldmusik in Bamberg einrückte, endete er durch einen Sturz aus einem Fenster im dritten Stock des Schlosses sein Leben. (S. „Mém. d'Alex. Berthier, Pr. de Neufchatel et de Wagr.", Paris 1826.) Er hat einen Sohn, Alexander (geb. 1810) und 2 Töchter hinterlassen.

Berthold, der zweite Apostel des Christenthums unter den Liefländern, erhielt als Abt des Cistercienserklosters Loccum in Niedersachsen, da der erste Missionair und Bischof bei jenem heidnischen Volke, Meinhard, 1196 gestorben war, von dem Erzbischof Hartwig zu Bremen und Hamburg den Auftrag zur Mission in Liefland und die bischöfliche Würde. Er suchte nach s. Ankunft in Yrküll an der Düna, dem Sitze der ersten Christen in Liefland, die Letten durch Milde zu gewinnen, wurde aber bald von ihnen vertrieben und, da er mit Kreuzfahrern aus Niedersachsen nach Liefland zurückgekommen war und, durch die Wildheit der Letten genöthigt, Gewalt brauchte, in einem Treffen derselben mit den Kreuzfahrern 1198 umgebracht. Letztere siegten und erzwangen die Bekehrung der Letten, die jedoch, sobald das Kreuzheer sie verlassen hatte, wieder zum Heidenthum übergingen. Erst dem Nachfolger Bertholds, Albrecht, gelang es mit Hülfe der Schwertritter, Liefland zu erobern und die Letten an christliche Gebräuche zu gewöhnen. (Vgl. Liefland.)

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akad. der Wissenschaften zu Paris, London, Turin, Harlem u. s. w., einer der ersten theoretischen Chemiker unserer Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen den 9. Dec. 1748, studirte Medicin zu Turin, ging 1772 nach Paris, wo er mit Lavoisier in Verbindung kam, wurde 1780 Mitglied der Akad. der Wissenschaften, erhielt 1794 eine Professur an der Normalschule zu Paris und ward 1796 nach Italien geschickt, um dort verschiedene Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten. Er folgte Bonaparte nach Ägypten und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großofficier der Ehrenlegion. 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Réunion. Aber am 1. April 1814 stimmte er für die Errichtung einer provisorischen Regierung und die Absetzung Bonaparte's. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair; Bonaparte dagegen überging ihn 1815, daher trat er nach Ludwigs XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereichert hat, sind die wichtigsten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeuchs u. a., vorzüglich aber das Bleichen von Pflanzenstoffen durch übersaure Salzsäure, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verschiedenen Abhandlungen in den Sammlungen der Akademie und des Instituts, hat er einige größere Werke geliefert, unter denen sein „Essai de statique chimique" (1803, 2 Bde.; deutsch v. Bertholdy, Berlin 1811; auch ins Engl. und Ital. übers.) als das wichtigste und überhaupt als eins der schönsten Denkmäler unsers Zeitalters anzusehen ist. Die so zusammengesetzten Erscheinungen der Chemie sind darin den strengen und einfachen Gesetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Reformation der chemischen Nomenclatur und Herausg. des darüber 1787 zu Paris erschienenen Werkes „Méthode de nomenclature chimique" gehabt. Er st. zu Paris d. 7. Nov. 1822.

Berthollet'sches Knallpulver, das von Berthollet erfundene Knallsilber, s. Knall.

Berthoud (Ferdinand), Verfertiger der besten Seeuhren, geb. 1727 zu Plancemont in der Grafschaft Neufchatel, war zum geistlichen Stande bestimmt; als er aber in seinem 16. J. den Mechanismus einer Uhr gesehen hatte, faßte er eine leidenschaftliche Neigung für die Mechanik. Sein Vater ließ ihn in der Uhrmacherkunst unterrichten, und erlaubte ihm alsdann, sich nach Paris zu begeben, um dort seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Hier verfertigte er seit 1745 seine ersten Seeuhren, die von den franz. Seefahrern vielfach benutzt wurden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehre Werke, diese Kunst betreffend, hinterlassen. Er starb 1807. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe seiner Talente und sein Zögling, hat die Grenzen seiner Kunst noch erweitert. Die Seeuhren desselben befinden sich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und sind noch bequemer als die seines Oheims. Sie sind so genau, daß sie in allen Jahreszeiten dieselbe Regelmäßigkeit und Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico, Graf), Literator und Antiquar, geb. 1676 zu Moreto in Friaul, Patriarch von Aquileja, dem Vaterlande vieler Alterthümer, um die sich aber bis dahin Niemand bekümmert hatte. Die dortigen Einw. hatten sogar seit geraumer Zeit zu dem Bau ihrer Häuser keine andern Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja lieferten. Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, kaufte B. in Verbindung mit mehren Gelehrten alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden ausgrub. Von denselben ließ er einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und selbst der Einwohner von Aquileja auf sich zog. Zugleich nahm er Zeichnungen von den Ruinen in der Stadt und in

der Provinz, oder ließ sie abbilden, zu welchem Ende er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Briefwechsel trat. Aufgemuntert durch Muratori und Apostolo Zeno, gab er mehre Abhandlungen über Gegenstände des Alterthums heraus. Er starb nach 1758. Sein vorzüglichstes Werk ist: „**Le antichità di Aquileja profane e sacre**" (Venedig 1739, Fol.). Der 2. und 3. Th. dieses Werks, welche Bertoli schon für den Druck bestimmt hatte, sind nie erschienen. Abhandlungen von ihm über verwandte Gegenstände stehen in der Sammlung des P. Calogera; andre in den Denkschriften der Società columbaria zu Florenz.

Berton (Henri Montan), Sohn Pierres Berton, der, als Director der großen Oper, Gluck und Piccini nach Paris zog, geb. den 17. Dec. 1767 zu Paris, lernte von seinem 6. J. an Musik, und bildete sich als Componist unter den großen Meistern Gluck, Piccini, Paesiello und Sacchini. Ungeachtet ihm von einem seiner Lehrer vorausgesagt worden war, daß er sich nie als Tonsetzer auszeichnen würde, arbeitete er dennoch eine Oper aus und ließ sie Sacchini zur Durchsicht überreichen, der über den Verfasser ein günstiges Urtheil fällte, und diesem unter seinen Augen zu arbeiten erlaubte. B. trat zuerst im 19. Jahre als Componist im Concert spirituel mit verschiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollsten Beifall erhielten. 1787 führte er auf dem ital. Theater sein erstes Werk auf, „Die Heirathsversprechungen". Als das Musikconservatorium errichtet ward, stellte man ihn als Lehrer des Tonsatzes bei demselben an; 1807 ward er zum Director der ital. Oper ernannt, in der Folge aber bei der kaiserl. großen Oper als Director des Gesanges angestellt. Später trat er in kaiserlich russische Dienste, die er aber bald verließ und nach Paris zurückkehrte. Seine berühmteste Oper ist: „**Aline, reine de Golconde**"; auch ist „**Montano et Stephanie**" ausgezeichnet.

Bertrand (Henri Gratien, Graf), Divisionsgeneral, Adjutant bei Napoleon, Großmarschall des Palastes rc., berühmt durch seine Anhänglichkeit an Napoleon, bei dem er nebst Frau und Kindern freiwillig in St.-Helena lebte. Von bürgerlichen Ältern geb., widmete er sich dem Kriegsdienst, zeichnete sich im Ingenieurcorps aus und stieg bis zum Brigadegeneral. Im boulogner Lager 1804 hatte Napoleon Gelegenheit, seinen Werth kennen zu lernen. Von dieser Zeit an folgte ihm B. in allen Feldzügen und that sich überall hervor, namentlich bei Austerlitz, wo er Adjutant des Kaisers ward; 1806 nahm er Spandau nach einer Berennung von wenig Tagen, und trug 1807 zur Entscheidung des Sieges bei Friedland über die Russen bei; was aber selbst die Bewunderung des Feindes erregte, war der meisterhafte Bau jener zwei Übergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht bei Aspern, in dem östreich. Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, besonders bei Lützen und Bautzen. Im Oct. 1813 vertheidigte er wichtige Posten gegen eine beträchtliche Mehrzahl von Feinden, und nahm nach der Schlacht von Leipzig, wo er den Punkt von Lindenau gegen Giulay behauptete, seinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht bei Hanau deckte er Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Den Feldzug von 1814 machte er an Napoleons Seite mit. Er begleitete ihn nach Elba, kehrte mit ihm zurück und theilte endlich auch den Aufenthalt auf St.-Helena mit seinem Herrn. Nach Napoleons Tode (1821) kehrte er von St.-Helena nach Frankreich zurück.

Bertuch (Friedrich Justin), geb. zu Weimar 1747, herzogl. sachs.-weimar. Legationsrath (seit 1785), hat sich um mehre Zweige der Wissenschaften und Künste bedeutende Verdienste erworben. Während er in Jena 1765—69 studirte, fand er in der alten und neuen Poesie seine Erholung, wovon seine „Copien für meine Freunde", „Wiegenlieder" rc. zeugen. Seine Verbindung seit 1769 in Weimar mit Wieland, Musäus, v. Seckendorf dem Ältern, Bode, späterhin mit Göthe, v. Einsiedel und Andern unterhielt in ihm die Liebe zur schönen

Literatur; dies zeigt seine Theilnahme an der Herausgabe des „Deutschen Mercur“. Auch das weimarsche Hoftheater, wobei sich Seiler, Eckhof, Böckh, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, trug dazu bei. Er lieferte Übersetzungen von St.-Albine's „Schauspieler“ und „Über die dramatische Kunst“, von M. Für die Oper schrieb er: „Das große Loos“ und „Polyxena“, ein lyrisches Monodrama, das Schweizer trefflich componirte. „Elfriede“, Trauerspiel in 3 Acten, wobei er von Diderot's Grundsätzen ausgegangen war, ward mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Aus dem Engl. übersetzte er die „Geschichte des Bruders Gerundio von Campazas“. 1769—73 bekleidete B. die Hofmeisterstelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Baron v. Echt. Dieser vielseitig gebildete Mann, der einige Zeit als dänischer Gesandter in Spanien gelebt hatte, weckte B.'s Liebe zur spanischen und portugiesischen Literatur, welche damals nur von Einzelnen in Deutschland gekannt, durch ihn aber verbreiteter und beliebter wurde. B.'s Verdeutschung von Cervantes's Meisterwerk: „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von la Mancha“, mit der Fortsetzung von Avellaneda, war für die damalige Zeit (sie erschien zum ersten Male in 6 Bdn., Weimar 1775—79) eine außerordentliche Erscheinung. Was Meinhard für die ital. Poesie geleistet hatte, versuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die spanische und portugiesische Sprache zu leisten, daher das „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur“. 1788 übersetzte er Don Thomas de Yriarte's „Literarische Fabeln“. Seit 1775 war er als Rath und Geheimer Cabinetssecretair in herzogl. sachsen-weimarsche Dienste getreten, die ihn jedoch der literarischen Thätigkeit nicht entzogen. Indeß fand sein für die deutsche Dichtkunst so ersprießliches Unternehmen einer neuen Herausgabe der sämmtlichen Werke unsers so oft verkannten Meistersängers, Hans Sachs, die gewünschte Unterstützung nicht. Was er dabei geleistet haben würde, hat er in seinen „Proben“ gezeigt. 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur „Allgemeinen Literaturzeitung“, die erst in Jena erschien und jetzt in Halle herauskommt. Seit 1786 erschien von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde Kraus, das „Journal des Luxus und der Moden“, und 1790 begann sein „Bilderbuch für Kinder“. 1790 gab er sein „Handbuch der spanischen Sprache“ heraus. 1791 ward er der Stifter des weimarschen Landesindustriecomptoirs. Mit diesem hing die weit frühere Stiftung der weimarschen fürstl. freien Zeichenakademie unter Göthe's Leitung zusammen, an deren Spitze sonst Kraus stand und jetzt Meyer steht. Auch um diese Anstalt hat Bertuch große Verdienste. Daß er die Liebe zur Poesie und Kunst nicht verlor, bewies sein Plan zur „Blauen Bibliothek aller Nationen“, einer schätzbaren Samml. von Feenmärchen, in guten, zum Theil vortrefflichen Übersetzungen, mit zweckmäßigen Biographien und Charakteristiken. Er schrieb die Einleitung zum 1. Bde. Auch gründete er eine große Anstalt für Landchartenstecherei, das Geographische Institut in Weimar, welches, in Verbindung mit den, zuerst von ihm und H. v. Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen „Geographischen Ephemeriden“, zur Beförderung des geographischen Studiums vielfach gewirkt hat und noch wirkt. Die von ihm veranstaltete, von mehren Gelehrten bearbeitete „Allgemeine Erdbeschreibung“ ist ihrer Vollendung nahe. Von der „Länder- und Völkerkunde“ sind 22 Thle. bereits erschienen. Nach dem Tode s. einzigen hoffnungsvollen Sohnes, 1815, entschloß sich sein Schwiegersohn, Prof. Froriep, seine Stelle als Leibarzt des Königs von Würtemberg aufzugeben und nach Weimar zurückzukehren, um dort mit B. vereint die verschiedenen Unternehmungen desselben fortzusetzen, unter welchen das „Oppositionsblatt“ genannt werden muß, das 1817 anfing und 1820 unterdrückt wurde. B. st. 1822. Vgl. „Zeitgenossen“, N. R., Nr. XIX.

Beruf ist die Bestimmung für eine besondere Thätigkeit oder ein besonderes Geschäft; auch das Geschäft selbst, zu welchem Jemand bestimmt ist. Der innere

53 *

Beruf ist vorhanden, wenn wir uns durch Anlagen des Geistes, oder durch ein gewisses Streben der Thätigkeit im Allgemeinen zu einer Art von Wirksamkeit hingezogen fühlen; den äußern Beruf hat der Mensch, wenn er durch die bürgerlichen Verhältnisse vorzugsweise zu einem gewissen Geschäfte, mehr als zu einem andern, aufgefodert wird. Man hat oft als Grundsatz aufgestellt, daß jegliches Individuum, insofern es ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei, die Verpflichtung auf sich habe, zu dem Zwecke dieser Gesellschaft nach Maßgabe seiner Kräfte mitzuwirken. Allein dagegen läßt sich der Einwurf machen, daß, da der Mensch nicht freiwillig in die menschliche Gesellschaft tritt, er auch zu keinem Geschäft gezwungen sein kann, das ihm der Eintritt in jene Gesellschaft auferlegen möchte. Was nun den Beruf des Menschen im Allgemeinen betrifft, so ist gewiß, daß die wenigsten Menschen im Stande sind, sich aus freiem Willen einen ihnen zusagenden Beruf, d. i. Wirkungskreis, zu wählen, sondern daß sie vielmehr durch äußerliche Umstände zur Wahl desselben bestimmt werden. Hierbei ist ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, nun einmal unmöglich zu sein scheint, die Menschen nach demjenigen Berufe, den sie in sich fühlen, anzustellen oder die Anlagen eines Menschen, die ihn vorzugsweise zu diesem oder jenem Berufe eignen, im voraus zu bestimmen. Hieraus entspringen die meisten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menschlichen Gesellschaft wahrgenommen werden; das Volk pflegt dann zu sagen, Dieser oder Jener stehe nicht auf seiner rechten Stelle. Der höhere geistige Beruf also wird bei den meisten Menschen verfehlt. Anders verhält es sich mit demjenigen Berufe des Menschen, der zu den mechanischen Beschäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meistens das Geschäft seines Vaters erwählt, pflegt Jeder schon mehr oder weniger an seiner rechten Stelle zu stehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beschäftigungen der Ältern aufwachsen und erzogen werden, nehmen sie die äußern Eindrücke derselben tief in sich auf, sodaß ihnen dadurch gleichsam von Außen her ein Beruf für das Geschäft ihres Vaters beigebracht wird. Aus diesem Grunde hatten die Ägyptier und Lacedämonier einseitig das Gesetz aufgestellt, daß die Kinder die väterliche Kunst erlernen und die Ältern sie darin unterrichten mußten. Pq.

Bervic (Charles Clement), einer der größten Kupferstecher der franz. Schule, geb. 1756 in Paris, studirte seine Kunst unter Georg Wille, als dessen erster Schüler er betrachtet werden darf. Die Werke Bervic's gehören zu den gesuchtesten der franz. Schule, sind aber nicht zahlreich. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildniß Ludwigs XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Callot. Da die Platte hierzu in den Revolutionsstürmen 1793 zerschlagen worden ist, so sind Abdrücke von derselben äußerst selten und theuer. Die Richtigkeit seiner Zeichnung, die feste Reinheit und der Glanz seines Grabstichels gab seinen Arbeiten einen classischen Werth. Er starb 1822.

Berwick (James Fitz-James, Herzog v.) führte die Heere der Könige von England, Frankreich und Spanien an, war Pair von England und Frankreich, sowie Grand von Spanien, und jeder dieser Könige verlieh ihm seine Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs v. York, nachmaligen Königs Jakob II. und der Arabella Churchill, Schwester des Herzogs v. Marlborough, wurde 1670 geb. und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und seine ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog v. Lothringen, Karl, dem General Leopolds I. in Ungarn. Kurz nachher brach die engl. Revolution aus; Berwick folgte seinem Vater in den Unternehmungen auf Irland und ward in einem Kampfe 1689 verwundet, welches das einzige Mal in seinem Leben war. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, 1702 und 1703 unter dem Herzog v. Burgund, dann unter dem Marschall Villeroi, und ließ sich in

Frankreich nationalisiren. 1706 ward er Marschall von Frankreich und nach Spanien gesandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber 1718 und 1719 war er selbst genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte. Als er das spanische Gebiet betrat, schrieb er an seinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt ist, und ermahnte ihn, seine Pflicht zu thun und nach allen seinen Kräften für seinen Souverain zu kämpfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte 1734 eine Kanonenkugel sein Leben.

Beryll, s. Smaragd.

Berzelius (Jakob), geb. 1779 in Linköping in Ostgothland, studirte von 1796 an in Upsala Medicin und Naturwissenschaften, vorzüglich aber Chemie, machte auch deßhalb späterhin mehre wissenschaftliche Reisen. Jetzt ist er Dr. der Medicin, Prof. der Chemie und Pharmacie, Assessor am königl. schwed. Sanitätscollegium, Secretair der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm und Inhaber mehrer Orden. Karl XIV. Johann hat ihn in den Adelstand erhoben. Auf das jetzt vorherrschende dualistische oder elektrochemische System der Chemie, dem zufolge kein chemischer Proceß ohne einen elektrischen gedacht werden kann, hat er großen Einfluß und ist als einer der Begründer desselben anzusehen. Er war der Erste, der die metallische Base der alkalischen Erden (Kalk, Baryt, Strontion), indem er selbige, mit Quecksilber vermischt, der Einwirkung des Galvanismus aussetzte, darthat, nachdem durch Davy vorher Dasselbe vom Kali und Natron gezeigt worden war. Gleiches bewies B. auch von dem Ammoniak. Daß der Kieselerde ebenfalls ein Metall zum Grunde liege, zeigte er auf chemischem Wege, indem er Kieselerde, Eisenfeilspäne und Kohle in einem Kohlentiegel anhaltend glühte. Seine Ansicht von der Chlorine, welche er der Davy'schen (der zufolge sie ein einfacher Körper ist) entgegenstellte, findet jedoch wenig Anhänger unter den heutigen Chemikern. Er hält sie niemals für eine Base der Salzsäure mit Sauerstoff; der Sauerstoff bleibt hiernach der einzige die Verbrennung bewirkende Stoff; doch soll dadurch nicht behauptet werden, daß er auch das alleinige säuernde Princip sei. Hieraus folgt nun natürlich eine abweichende Erklärung der salzsauern Verbindungen. Am positiven Pol steht nach ihm das Kali oben an, anstatt daß bei Andern das Hydrogen diese Stelle einnimmt. Die Richter'sche stöchiometrische (s. Stöchiometrie) Ansicht, daß alle chemische Verbindungen nur in bestimmten quantitativen Verhältnissen stattfinden, wurde von Berzelius genau revidirt, vervollkommnet und gezeigt, daß dies auf der Eigenschaft der Elektricität beruhe, daß + E und — E sich zu E verbinden, ohne daß der Körper, der + oder — E enthielt, prädominirt. Sein Werk hierüber hat der verstorbene Geh. Finanzrath Blöde ins Deutsche übersetzt. Auf denselben Ansichten beruht sein System der Mineralogie. Denselben Gesetzen sind, nach B., auch die organischen Verbindungen unterworfen, was der Theorie nach nicht zu bezweifeln, doch durch die Erfahrung schwieriger zu beweisen ist. Noch verdanken wir ihm viele einzelne Untersuchungen in der organischen Chemie. Er hat hierüber ein Werk geliefert, dessen Übersetzung ins Deutsche, doch mit Verbesserungen von ihm selbst, wie das auch bei dem „Lehrbuch der Chemie" der Fall ist, wir kürzlich erhalten haben. Schweigger hat seinen „Überblick über die Zusammensetzungen der thierischen Flüssigkeiten", und Sigwart seine „Übersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der thierischen Chemie", (beide 1814) übersetzt. Auch sind die mehrsten seiner Schriften in das Engl. und Franz. übergetragen. Seinen „Jahresbericht (der 5. 1826) über die Fortschritte der physischen Wissenschaften" hat Dr. Wöhler aus dem Schwed. übersetzt.

Besançon, deutsch Bisanz, 23° 42′ 16″ L., 47° 14′ 12″ N. Br., eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. stark befestigte Stadt, welche

durch den nymweger Frieden mit der Franche-Comté an Frankreich kam, jetzt der Hauptort der 6. Militairdivision und der 9. Forstconservation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 □M. mit 93,211 Einw. im Depart. Doubs. Der Doubs theilt die Stadt in die obere und untere, welche durch eine steinerne Brücke verbunden sind. Sie hat 3300 Häuser mit 29,000 Einw., 6 Thore, eine Citadelle, 8 Kirchen, 8 Hospitäler, einen Erzbischof, dem die Bischöfe von Autun, Metz, Nancy, Strasburg und Dijon untergeordnet sind; ein statt der früher hier bestandenen Universität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Maler- und Bildhauerakademie, eine Artillerieschule, eine Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzsammlung, ein Naturaliencabinet, ein Museum, einen botanischen Garten, eine Ackerbaugesellschaft, eine Congregation der Töchter der Menschenliebe 2c. Die Gegenstände der hiesigen bedeutendsten Fabriken sind: Eisen, Stahl, Waffen, Leinwand, Wolle, Baumwolle, Seide, Taback, namentlich Taschen- und Stutzuhren. — Besançon, vor Alters Visontium, war schon zu Cäsar's Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier den Ariovist schlug, ein Waffenplatz. Mehre Straßen führen noch die alten römischen Namen, noch sieht man die Trümmer eines Triumphbogens.

Besatzung, die in einer Festung, Stadt, Ort, Verschanzung u. s. f. zur Besetzung derselben befindliche Mannschaft. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Besatzung einer Festung bestimmt wird, sind verschieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann, Andre auf jedes Bollwerk 200. Vauban bestimmt, wenn die Festung mit halben Monden und einem bedeckten Wege versehen ist, für jedes Bollwerk 5 — 600 Mann, für jedes Hornwerk und jedes andre große Außenwerk 600 Mann mehr, für jede abgesonderte Redoute 150 Mann, für jedes abgesonderte Fort nach seiner Größe 6 — 800 Mann. Die Cavalerie bestimmt er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander, Fürst v.), Staatssecretair unter der Regierung Katharinas II. und Pauls I., war anfangs Secretair bei dem Feldmarschall Romanzoff, den er auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann ward er bei der Kanzlei als Cabinetssecretair angestellt. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr rein schrieb, und eine große Geschicklichkeit, schnell Etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er den Befehl, eine Ukase zu entwerfen, vergaß aber den Auftrag und erschien, ohne sie geschrieben zu haben. Die Kaiserin foderte sie, und Besborodko, ohne sich lange zu besinnen, zog aus seiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukase ab, als wenn er sie vor Augen hätte. Die Kaiserin, damit sehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterschrift, und war sehr erstaunt, es leer zu finden, machte ihm aber über seine List und Nachlässigkeit keinen Vorwurf, sondern ernannte ihn zu ihrem Geheimenrath und 1780 zum Staatssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Hier genoß er das ganze Vertrauen Katharinas, ward sehr mächtig und reich, und verband sich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkin's ward. 1791 sandte ihn die Kaiserin nach Jassy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko schloß den Frieden zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiserin. Nach seiner Rückkehr stieg sein Ansehen; allein bald verdrängte ihn der Günstling Plato Suboff, und B. verlor seinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieser in den Fürstenstand, und wählte ihn 1797, um ein Bündniß zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. B. starb in Petersburg zu Anfange 1799. Mit dem Tode der Geheimenräthin Besborodko, zu St.-Petersburg im Aug. 1824, erlosch diese erlauchte und berühmte Familie.

Beschicken, in der Hüttenkunde, die Erze unter einander mit Flüssen und andern Zuschlägen vermengen, um sie zu den Hüttenprocessen vorzubereiten; im Münzwesen, auch bei den Gold- und Silberarbeitern und bei den Zinngießern heißt es: den reinen edlern Metallen (Gold, Silber, Zinn) so viel von einem geringern Metalle (Silber, Kupfer, Blei) zusetzen, daß sie dadurch den verlangten geringern Gehalt oder Werth bekommen. (S. **Legiren**.)

Beschickungsrechnung, s. **Alligation**.

Beschneidung, die bei mehren südlichen Völkern herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Das älteste Volk, wo diese Sitte herrschte, sind die Ägypter, und noch wird sie bei den Urbewohnern Ägyptens, selbst bei den christlichen Kopten, auch bei den Abyssiniern (die sich bekanntlich zum Christenthume bekennen) und bei andern afrikanischen Völkern, welche sie ebensowie die Abyssinier von den Ägyptern empfangen zu haben scheinen, gefunden. Bei den Juden wird diese uralte Sitte, durch die sich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterscheiden sollen, als ein von Gott angeordneter Gebrauch, jedesmal acht Tage nach der Geburt vollzogen. Der Beschnittene wird dadurch gleichsam eingebürgert, zu einem Mitgliede des Volks Gottes geweiht. Moses fand sie schon bei seinem Volke und bestätigte sie. Die mohammedanische Beschneidung ist wahrscheinlich ein uralter ismaelitischer Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliter von ihrem gemeinschaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mohammed hat im Koran kein Gebot der Beschneidung gegeben, sie war schon Sitte seines Volks, und ward von demselben mit dem Islam zugleich in allen den Ländern, wo dieser Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrscheinliche Grund dieser Sitte liegt darin, daß sie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß sie aber die Fruchtbarkeit vermehre, ist eine irrige Meinung. Es gibt auch eine Art von Beschneidung, welche an dem weiblichen Geschlechte vollzogen wird. In Ägypten beschneidet man häufig mohammedanische Mädchen, und in Abyssinien werden beide Geschlechter beschnitten. N.

Beschreibung (descriptio) ist die Schilderung eines Gegenstandes durch Angabe mehrer Merkmale desselben. Die Beschreibung eines Gegenstandes gibt das Eigenthümliche desselben, die Erklärung geht auch das Allgemeine und Gesetzliche an, wodurch er zu begreifen ist. Die Beschreibung eines **Begriffs** wird in der Logik genannt diejenige Art der Erklärung, welche eine unbestimmte Mehrheit seiner Merkmale, wesentliche und zufällige, ursprüngliche und abgeleitete angibt, oder nach Andern den Begriff oder das Allgemeine an dem Concreten, d. i. an den besondern Vorstellungen, in welchen der Begriff enthalten ist, darstellt. Die prosaische Beschreibung, wozu die wissenschaftliche und logische gehört, bezweckt das Verständniß des Gegenstandes, d. i. die deutliche Vorstellung und Unterscheidung von andern; die **poetische** will durch Anschaulichkeit Wohlgefallen erregen. In einem engern und genauern Sinne unterscheidet man die Beschreibung von der Erzählung, indem die Erzählung einen Gegenstand darstellt nach Dem, was mit ihm in der **Zeit** vorgeht, und folglich das Successive, Begebenheit, Ereigniß zum Inhalt hat, die **Beschreibung** aber sein Bestehen und Verhalten in Raum und Zeit darstellt und mithin die neben und mit einander bestehenden Theile desselben angibt. Im Besondern sind die Gegenstände der Beschreibung Werke der Natur und Kunst einzeln und in Verbindung, sowie körperliche und geistige Zustände und Charaktere. Die poetische Beschreibung will durch Zusammenfassung mannigfaltiger die Phantasie anregender Merkmale zu einem Ganzen das Gefühl auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzen. Sie ist unmittelbar, wenn sie einen sinnlichen oder unsinnlichen Gegenstand durch seine eigenthümlichen Merkmale, mittelbar oder indirect, wenn sie einen nicht sinnlichen Gegenstand durch sinnliche Merk-

male oder umgekehrt schildert. Ein Gedicht, dessen Zweck die ästhetische Beschreibung eines Ganzen ist, heißt ein beschreibendes Gedicht, im engern Sinne nennt man so das beschreibende Gedicht, das einen Naturgegenstand zum Stoffe hat. Da die Sprache das Gleichzeitige nur successiv darstellen kann, so wird dadurch der Umfang des beschreibenden Gedichts beschränkt und die Darstellungsart eigenthümlich modificirt. Die Alten kannten es als besondere Dichtungsart nicht.

Beschützer des Glaubens, s. Großbritannien und Heinrich VIII.

Besessene nannte man in alten und finstern Zeiten die epileptischen, hysterischen und wahnsinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in solchen Unglücklichen ihr Wesen trieben. Verstellung, im Bunde mit mönchischer Arglist, brachte damit Wunder, Dummheit und Bosheit Autodafés zu Stande. Das Licht der neuern Zeit hat diese Werke der Finsterniß enthüllt; ob aber der ausgetriebene Teufel nicht hier und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus sich einschleicht, mag die Zeit lehren. Hierher gehören auch die Wahngläubigen, welche, von höherm Lichte inspirirt, sich selbst bald zu Wunderthätern, bald zu Propheten stempeln; diese Verirrung (wenn nicht Heuchelei) grenzt nahe an die fixen Ideen der Verrückten, welche sich selbst für Gott, Jesus u. s. w. halten. Alsdann folgen diejenigen Magnetisten, welche, in brüderlicher Gemeinschaft und zum Theil in geselliger Verbindung mit den Pietisten und Mystikern, den Weltgeist in ihren Fingern zu haben vermeinen, in jeder Somnambule eine Begeisterte sehen und ihren Aussagen ein oft nur allzu offenes Ohr und ein zu leichtgläubiges Herz schenken. Auch Diejenigen, welche, des Lebens Zweck in müßige Beschauung setzend, des Menschen Pflichten vernachlässigen, des Menschen Thun für Nichts achten und unmittelbare Hülfe in allen, wenn auch selbst verschuldeten, Bedrängnissen von oben erwarten, sind wenigstens auf dem geraden Wege, ebenfalls besessen zu werden wie es die Propheten und Wunderthäter schon sind.

Besitz, im weitern Sinne, dasjenige Verhältniß einer Person zu einer Sache, vermöge dessen es ihr nicht nur physisch möglich ist, fortdauernd über dieselbe, und zwar in eigner oder fremder Person, nach Willkür zu verfügen (physischer oder eigentlicher Besitz, Naturalbesitz, Inhabung, detentio), sondern auch die Absicht, dieselbe ausschließend zu behalten (animus detinendi), mit dem Bewußtsein jener physischen Möglichkeit fortdauernd verbunden ist (Mentalbesitz, intellectueller Besitz). Auch wird oft der Gegenstand, welcher besessen wird, Besitz genannt. Der Besitz ist aber an sich noch kein Recht zu besitzen, sondern nur ein Factum, und als solches überhaupt ausschließende Verfügung über eine äußere Sache, welche mit der Bemächtigung entsteht. Dadurch unterscheidet sich der Besitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum setzt ein bestehendes Rechtsverhältniß unter Menschen voraus, welches erst im Staate vollkommen stattfindet, in welchem Jedem ein Besitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Voraussetzung des Eigenthums ist der Besitz ein Recht des Eigenthümers (jus possidendi), welches er auch, unbeschadet seines Eigenthumsrechts, auf Andre übertragen kann, und welches mehre einzelne Befugnisse (sich mit Gewalt im Besitze zu behaupten — retentio — die besessene Sache von jedem dritten Besitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber so der Besitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums ist, so gewährt er auch im Staate, er mag erworben sein wie er wolle, im streitigen und zweifelhaften Falle dem Besitzer einen Vorzug gegen Jeden, der seinen Anspruch oder sein Eigenthum an der Sache nicht beweisen kann, und Jener wird, bis zum Erweise des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch gibt überhaupt die Dauer eines Zustandes, die Gewöhnung an denselben und die durch Länge der Zeit fester gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenstande — kurz, die allen Anspruch lähmende Gewohnheit,

selbst da, wo der Besitz mit Rechtsgründen bestritten werden könnte oder ungern zugestanden wird, demselben einen solchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter sagen kann: „Wer im Besitz ist, ist im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren". T.

Besprechen, s. Magie.

Bessarabien, seit dem Frieden von Bukarescht 1812 mit der Pforte, eine russische Provinz, 44° 10′ — 48° 30′ Ö. L., 45° 15′ — 48° 13′ N. Br., am Schwarzen Meer, zwischen dem nördlichen Arm der Donau, dem Pruth und dem Dniester (891 □M., 315,000 Einw.), ist ein ebenes Land, das viel Getreide erbauen kann, hier und da Holz- und Wassermangel hat und meistens zur Schaf- und Pferdeweide benutzt wird. Die meisten Einwohner sind Walachen, Zigeuner und Tataren. Hauptstadt und Festung Chotzym. Auch Bender, Ismail, Akierman (Convent. mit der Pforte, 5. Oct. 1826) und Kilia-nova sind Festungen. Kischenau, der Sitz eines griech. Bischofs, hat eine große Baumschule. Die Bevölkerung steigt durch die einwandernden Polen, Preußen, Würtemberger, Franzosen, Baiern u. s. w. (schon 8300, meistens Lutheraner). Die Regierung unterhält in Bessarabien ein beträchtliches Grenzheer, welches viele Handwerker in Kriegsbedürfnissen hierher zieht.

Bessel (Friedrich Wilhelm), Astronom und Professor der Astronomie in Königsberg seit 1810, geb. am 22. Jul. 1784 in Minden, trat, 15 J. alt, als Lehrling in eine der ersten Handlungen in Bremen. Hier erregte der Verkehr mit dem Meere bei ihm die Neigung zur Geographie, später zur Nautik. Dies veranlaßte ihn, sich aus Büchern einige mathematische Kenntnisse anzueignen. Da er bald zur Astronomie überging, so leitete ihn diese zu fernern Studien. Er verwandte dazu die Nächte, indem die Tage andern Geschäften gehörten. Eine astronomische Arbeit verschaffte ihm Olbers's (s. d.) Bekanntschaft, welcher von nun an sein Rathgeber wurde. 1806 ging B., auf Olbers's Empfehlung, nach Lilienthal zu Schröter und fungirte dort 4 J. als Inspector der der göttingischen Universität gehörenden Instrumente. Von hier nach Königsberg berufen, baute er 1812 — 13 die Sternwarte, welche, in diesen Unglücksjahren entstanden, ein ewiges Denkmal des Geistes der preuß. Regierung bleiben wird. Die auf dieser Sternwarte ununterbrochen fortgesetzten Beobachtungen liegen in 5 Bdn., Fol., den Astronomen vor Augen. Bis 1819 war die königsberger Sternwarte mit engl. Instrumenten ausgerüstet, in diesem Jahre gewährte aber das Ministerium ihr die Mittel, sich mit neuen Reichenbach'schen Instrumenten von der höchsten Vollkommenheit zu versehen. Außer diesen Beobachtungen und zerstreuten Abhandlungen lieferte B. noch in seiner Schrift über den Kometen von 1807 eine Theorie der Störungen dieser Himmelskörper und „Fundamenta astronomiae pro ao. 1755": ein Werk, welches die Resultate aus Bradley's Beobachtungen enthält und für jene Zeit begründen soll. Bessel zeichnet sich in seinem Verfahren durch die strenge Untersuchung der Grundbestimmungen aus. Für die feinern Beobachtungen, in Bradley's Zeit, bearbeitete er den ganzen Schatz der Bradley'schen Beobachtungen, um dadurch den Grund für jene Epoche fest zu stellen. Für unsere Zeit suchte B. durch eigne Beobachtungen und durch strenge Kritik der Methoden und Instrumente die nothwendige Sicherheit herbeizuführen und überhaupt im Vaterlande des Kopernicus den Sinn für mathematische und astronomische Wissenschaften wieder zu wecken. Von Bessel's „Astron. Beobacht. auf der Sternwarte zu Königsb." erschien die 10. Abth., v. 1. Jan. — 31. Dec. 1824, Königsb. 1826.

Besteck, in der Schifffahrtskunde, der vom Steuermann auf der Seecharte bemerkte Ort, wo dieser vermeint, auf der See zu sein. Die Seefahrer nennen daher ein Besteck machen, wenn sie den Ort, wo sie zu sein muthmaßen, auf der Seecharte bezeichnen. Man legt nämlich zwei gewöhnliche Compasse oder

eine Windrose von durchsichtigem Horn auf die Charte, und bemerkt den Punkt der Länge und Breite auf der Charte, in dem sich nach den Aufnahmen des Steuermanns im Augenblicke das Schiff befindet. Solches pflegt alle drei Stunden zu geschehen. Zu dem Ende muß ein Jeder, wenn er vom Steuer abgelöst wird, in seinem Tagebuche, nach Schifferweise, den Besteck aufzeichnen.

Besteuerung. Das Recht der Besteuerung ist ein Regierungsrecht und fließt aus der Nothwendigkeit, den Aufwand der Staatsverwaltung zu decken. Die Bedürfnisse, welche diesen Aufwand verursachen, sind die Erhaltung des Regenten und seines Hofstaats, die Besoldung der Beamten, die Errichtung und Erhaltung aller Anstalten, welche entweder die Wohlfahrt oder die Sicherheit des Staats nach Innen und Außen erfodern. Die Regierung ist verpflichtet, diese Bedürfnisse den Kräften des Staats angemessen einzurichten, und berechtigt, die Kosten aus dem dazu bestimmten Staatsvermögen, und insofern dieses nicht zureichend ist, durch vertheilte Beiträge aus dem Vermögen der Privatpersonen zu ziehen. Diese Vertheilung, welche von der Regierung ausgeht, ist die Besteuerung. Ihr steht in einem verfassungsmäßigen Staate das Recht der Steuerbewilligung gegenüber, welches die Stände, als Repräsentanten des Volks, ausüben, indem sie das von der Regierung vorgelegte Steuergesetz (Budget), wodurch der Staatshaushalt auf eine bestimmte Zeit nach Einnahme und Ausgabe angeordnet wird, prüfen und genehmigen. Es ergibt sich aber daraus zugleich, daß auf dem ursprünglich rechtlichen Standpunkte nur von einer gleichen Besteuerung gesprochen werden kann. Diese ist aber in der Wirklichkeit nur von einem verhältnißmäßig gleichen (dem Vermögen der Einzelnen proportionirten) Beitrage jedes Staatsgliedes zu den Kosten der Staatsverwaltung zu verstehen. Eine gleiche Besteuerung trifft alle Stände in gleichem Maße; die ungleiche aber macht Ausnahmen, die auf die Fortdauer sehr drückend werden können. (S. Steuerfreiheit.) Man hat gegen die gleiche Besteuerung hauptsächlich vorgebracht, daß durch sie 1) der Adelstand, dessen Bestimmung es sei, einen Mittelstand zwischen Volk und Regenten zu bilden, zum Bauernstand herabgesetzt, 2) Verlust des Capitalvermögens verursacht werde, und 3) daß größere Güter (des Adels), in Vergleich mit kleinern, minder einträglich seien. Allein durch diese Einwürfe kann die ungleiche Besteuerung nicht zur rechtlichen Norm erhoben werden, obschon es auf der andern Seite gerecht und weise ist, bei Aufhebung der ungleichen Besteuerung auf die erworbenen Rechte einige Rücksicht zu nehmen. Im Übrigen muß die Besteuerung so eingerichtet sein, daß die Steuern die Einzelnen so wenig als möglich drücken und das Stammvermögen nicht angreifen, die Erhebung derselben so wenig als möglich Kosten verursache und der Willkür der Einnehmer entzogen sei. S. Späth, „Neueste Grundsätze einer möglichst guten Steuerregulirung" (Stuttg. 1816) und Kröncke, „Über die Grundsätze einer gerechten Besteuerung" (Heidelb. 1819). Über die Arten der Besteuerung s. Abgaben, und von der Geschichte der Steuern, vornehmlich in Beziehung auf Deutschland, die Art. Steuern und Steuerfreiheit; für die allgemeine Geschichte der Steuern aber möchte noch hinzuzufügen sein: C. Dietr. Hüllmann, „Ursprung der Besteuerung" (Köln 1818). 44.

Bestimmung des Menschen. Wozu bin ich da, und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm seinen Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts Andres ist, als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder schlechthin der Zweck seines Daseins. Der Mensch hat Neigung und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach Etwas ringen. Dieses Ziel seines Bestrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise begehrt er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen u. s. w. Diese Güter aber sind veränder-

lich und hinfällig, und obgleich sie den Zustand des Menschen eine Zeitlang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon ist, weil sie nicht vollkommen in der Macht des Menschen stehen und alles Bemühen, ihnen eine stete Fortdauer zu geben, vergeblich ist. Die Stoiker bezeichneten sie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, inwiefern derselbe ein Glied der Sinnenwelt ist. Bei dieser äußern Bestimmung, welche nach Epikur's System darin bestand, sich das Leben möglichst angenehm zu machen, blieb dieser Philosoph stehen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Mensch nur ein Sinnenwesen wäre. Allein als ein moralisches Vernunftwesen bemerkt der Mensch in seinem Innern höhere Neigungen einer moralischen Natur. Seine moralische Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein, sondern nach vernünftigen Bestimmungs- und Erkenntnißgründen, in welchen eben das Vermögen besteht, das obere Begehrungsvermögen zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens kann das moralische Vernunftwesen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Mensch nicht Herr ist. Die praktische Vernunft hingegen stellt das Gesetz der Sittlichkeit als das höchste, nothwendige und unbedingte Gesetz auf, worauf sich alles Handeln beziehen muß. Es lautet: Du sollst alle deine Pflichten aus uneigennützigen Absichten, nach allen deinen Kräften erfüllen; du sollst allenthalben, so weit deine Kräfte reichen, nach Tugend streben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenwesen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einschränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht bestehen könne. Da nun für den Menschen nichts Höheres gedacht werden kann als die tugendhafte Pflichterfüllung, so muß auch hierin sein höchster und letzter Zweck, d. h. seine Bestimmung, bestehen; nur daß darunter zugleich die intellectuelle und ästhetische Entwickelung begriffen gedacht werden muß. Der Mensch aber ist ein endliches, eingeschränktes Wesen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengesetz und dessen strenge uneigennützige Foderung unablässig vor; allein wegen seiner Endlichkeit und weil er mit Sinnlichkeit umgeben ist, bleibt die durchgängige Reinigkeit seines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Ideal. Möglich aber und darum Pflicht für ihn ist die Annäherung zu diesem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält seine sittliche Thätigkeit ein unbegrenztes Feld, auf welchem dieselbe unaufhörlich fortschreiten kann. Dieses Fortschreiten heißt sittliche Veredlung. Der Mensch ist zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß sein, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch seine Freiheit bewirken. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauchs ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sittliches besitzt, dessen Gegenstand das größtmögliche Wohlsein, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur insofern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht die Bestimmung des Menschen in seiner sittlichen Veredlung und dem derselben angemessenen Grade von Glückseligkeit; und wiewol ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Willens erreicht hat, nicht frei ist von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so tröstet ihn doch stets der Gedanke, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Bestreichen (flankiren) heißt eine aufgestellte Truppe, ein Festungswerk oder eine Verschanzung von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Ge-

brauchs der Kanonen wegen müssen bei der Vertheidigung zweier befestigten Linien, welche einander bestreichen sollen, selbige senkrecht auf einander stehen. In diesem Falle ist die Vertheidigung rechtwinklig; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel mit einander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben und hindert also den Übergang über denselben; diese beschießt die Bresche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang sein.

Bestucheff (Riumin Alexei, Graf v.), russ. Reichskanzler, geb. zu Moskau 1693, starb 1766. Er begleitete als Cavalier die russische Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Minister am englischen Hofe, hierauf kaiserl. russischer Oberkammerjunker und Gesandter am dänischen Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Geh.-Rath und Cabinetsminister. Er kam, nachdem er dem Herzog v. Kurland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt hatte, und dieser entsetzt worden war, in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies sich auf diesem Posten als einen Freund des Hauses Östreich, und brachte, vermöge seiner Abgeneigtheit gegen das preuß. Haus, 1756 das merkwürdige Bündniß zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiserin ließ ihn ihren Tod befürchten; er suchte, wie man glaubt, ihre Erbfolgeverordnung umzustoßen, den Großfürsten, Peter Federowitsch, von dem er gehaßt wurde, von der Thronfolge auszuschließen und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russischen Truppen befehligte, daß er unverzüglich mit dem Heere aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches gerade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägerndorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder und erfuhr den Rückzug ihres Heers. B. wurde nun 1758, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte auch unter der Regierung Peter III. fort. Katharina II. setzte ihn 1762 mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein, brauchte ihn aber nicht in Staatssachen. Während seiner Verbannung schrieb er: „Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen" (auch ins Deutsche übersetzt).

Betel, in Ostindien, eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeschlecht gehört. Die Früchte wachsen auf langen schwanzförmigen Ähren. Merkwürdig ist diese hochrankende Pflanze mit ihren langen scharf zugespitzten siebenrippigen Blättern von sehr bitterm Geschmack mit einem rothen Safte, deßwegen, weil sie einer Mischung den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern häufig gekaut wird und deren Hauptbestandtheile aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel, L.) bestehen. Sie werden mit Tabacksblättern, gelöschtem Kalke, und mit der Arekanuß, welche erstere (Pinang, Cardamomen, Nelken) viel Gallsäure enthalten soll, zusammengesetzt. Männer und Weiber von allen Ständen führen diese Mischung in einer besondern Büchse bei sich und bedienen sich ihrer unaufhörlich. So reichen die Ostindier einander die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabacksdose zum Zeichen der Freundschaft dar; der Geringere darf den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt, in gewissen Fällen unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Übrigens stärkt der Gebrauch des Betels die Speicheldrüsen und Verdauungswerkzeuge, sowie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern

auch die andern Ausleerungen backsteinroth und zerfrißt bei zu häufigem Gebrauch die Zähne.

Beten, so viel als bitten, mit dem Unterschiede, daß beten sich nur auf die Gottheit, von der man Etwas bittet, bezieht. Auch in der griech., lat. und franz. Sprache findet jene Verwandtschaft bei den gleichbedeutenden Wörtern statt. In einem tiefern Sinne aber ist beten nur der christlichen Religion eigen. (S. **Gebet**.) Die Griechen und Römer, wie alle heidnische Völker, breiteten die Hände beim Beten aus, eben weil sie beteten, um zu empfangen. Diese alte Art zu beten behielten die Christen anfangs bei, veränderten aber, als die Staurodulie einriß, diese Haltung, indem sie, um die Kreuzigung des Heilandes zu versinnbilden, die Arme gleich weit ausspreizten, wobei sie sich oft bei Stunden langen Gebeten die der Unterstützung bedürftigen Arme durch ihre Diener stemmen und halten ließen. Später legte man auch die Arme kreuzweis über einander, und ahmte so die orientalische Bitte der Unterthänigkeit und Demuth nach; dann hob man bloß die über einander gelegten halb hohlen Hände, bis es endlich zu unserm jetzt üblichen Händefalten kam, das im Alterthume sowol ein Zeichen des tiefsten Schmerzes als der Herabwürdigung war. Unter vielen Nationen, wie bei den heutigen Griechen, ist es auch gewöhnlich, sich beim Beten nach Morgen, der Gegend des heiligen Grabes, zu richten. 22.

Betfahrt heißt das Pilgern zu einem Liebenfrauenbilde, wobei geopfert wird. Betfahrten sind öffentliche Processionen, wo die Bilder der Heiligen mit Gesang, Fahnen und Kreuz durch die Felder getragen werden, zur Erhaltung der Früchte. Da dieses gewöhnlich drei Tage vor Himmelfahrt geschieht, so hat diese Woche den Namen Betfahrt- oder Betwoche und die drei Tage vor Himmelfahrt haben den Namen **Bettage** bekommen.

Bethesda, Teich im jüdischen Lande, dessen Name Ort der Barmherzigkeit bedeutet. In den fünf Hallen oder bedeckten Gängen desselben hielten sich viele Kranke auf, welche, nach Johannes Berichte (C. 5), auf die Bewegung des Wassers warteten, um sich darin zu baden. Nach der Meinung der Juden ward diese Bewegung durch einen Engel bewirkt, der zu einer gewissen Zeit in den Teich stieg; und der Kranke, welcher nach dieser Bewegung zuerst in das Wasser kam, wurde gesund. Das Wasser dieses Teiches scheint ein roth gefärbtes mineralisches Wasser gewesen zu sein, das seine Heilkraft von dem rothen Schlamme, der auf dem Grunde lag, erhalten habe. Fing die eine Zeitlang verstopfte Gesundheitsquelle wieder an zu sprudeln und benutzte der Kranke dieselbe, ehe die Bewegung aufhörte, so bewies sie Heilkraft. Noch jetzt braucht man die Redensart: am Teiche Bethesda liegen, im bildlichen Sinne, besonders von den Candidaten des Predigtamts, welche einer Anstellung sehnlich entgegensehen.

Bethlehem, 1) der Geburtsort Christi, ein Dorf (ehemals eine Stadt) in Syrien, oder genauer: in Palästina, welches einen Theil von Syrien ausmacht, im Paschalik Damaskus, eine Meile südlich von Jerusalem, an einem ganz mit Weinstöcken und Ölbäumen bedeckten Berge, wohin eine Wasserleitung führt, welcher jedoch nicht mit dem in der Bibel erwähnten Ölberge zu verwechseln ist, mit 300 H. und 2400 griech. und armenischen Einw., welche hölzerne Rosenkränze und mit Perlmutter eingelegte Crucifixe für die Pilger verfertigen und sehr guten weißen Wein bauen. In einer reich mit silbernen und krystallenen Lampen ausgezierten Grotte, unter dem Chor einer hiesigen Klosterkirche, wird ein mäßiges Becken von Marmor gezeigt, welches die Krippe sein soll, in welche Christus als Kind gelegt worden. — 2) **Bethlehem**, die Hauptniederlassung der evangel. Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der pennsylvanischen Grafschaft Nordhampton am Einfluß des verschiedene Mühlen treibenden Manakissy-Creek (Bach) in den Leheigh, 11 Meilen nordwestl. von Philadelphia, 75° 14′ W. L., 40° 37′ N. B. von Greenwich, mit einer schönen Kirche, 100

steinernen H. und 1436 Einw., welche deutsch sprechen und Manufacturisten sind; Sitz eines Bischofs. Die drei verschiedenen Häuser für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Witwen zeichnen sich durch die in ihrem Innern herrschende fast klösterliche Zucht aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Kostschulen werden auch Kinder andrer christlichen Glaubensverwandten aufgenommen. — 3) Bethlehem, s. Bedlam, im Art. London.

Bethlen (Gabriel), gewöhnlich, nach der altungarischen Gewohnheit, die Taufnamen den Familiennamen nachzusetzen, Bethlen Gabor genannt, geb. 1580, aus einem angesehenen oberungarischen, auch in Siebenbürgen begüterten Geschlechte, welches die protestantische Religion angenommen hatte. Bei den Unruhen in Siebenbürgen, während der Regierungen Sigismunds und Gabriels, aus dem Hause Bathori, wußte Bethlen sich unter den Großen des Landes Freunde zu machen; und nach dem Tode der beiden unglücklichen Fürsten, 1613, gelang es ihm, sich mit türkischer Hülfe zum Fürsten von Siebenbürgen erwählen zu lassen, da das Haus Östreich damals nicht in der Lage war, seine Ansprüche auf dieses Land gegen ihn zu behaupten. Als 1619 die böhmischen Stände sich gegen Östreich auflehnten, verband sich Bethlen mit ihnen, drang mit einem starken Heer in Ungarn ein, eroberte Presburg, bedrohete Wien und ließ sich am 25. Aug. 1620 zum Könige von Ungarn erwählen. Als jedoch das Glück den kaiserl. Waffen günstig geworden war, machte Gabor mit Ferdinand Frieden und verzichtete auf das Königreich und den königl. Titel, wogegen ihm sieben ungarische Gespannschaften, nebst der Stadt Kaschau überlassen und die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zugesagt wurden. Aber schon 1623 griff der unruhige Fürst wieder zu den Waffen und drang mit 60,000 M. bis gegen Brünn in Mähren vor, ward aber, als die Vereinigung mit den Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig nicht gelang, bewogen, 1624 einen Waffenstillstand einzugehen und, unter den vorigen Bedingungen, aufs neue Frieden zu schließen. Ein wiederholter Friedensbruch, den Bethlen 1626 mit dem Grafen v. Mansfeld verabredet hatte, blieb ebenfalls, da Letzterer von Wallenstein geschlagen ward und, von allen Hülfsmitteln entblößt in Siebenbürgen ankam, ohne weitere Folgen. Am 5. Nov. 1629 starb Gabor, im 50. J. seines unruhigen und thatenreichen Lebens, mit Hinterlassung eines Testaments, worin er sein Land und seine kinderlose Witwe, eine geb. Prinzessin von Brandenburg, der Obhut des römischen Kaisers Ferdinand II. empfahl, übrigens den türkischen Kaiser zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannte, und Jedem derselben, sowie dem römischen Könige, Ferdinand III., ein schönes Pferd mit kostbarem Geschirr und 40,000 Dukaten an baarem Gelde vermachte.

Bethmann (Friederike Auguste Konradine), verehelicht gewesene Unzelmann, war eine der ersten Zierden des berliner Nationaltheaters, geb. den 24. Jan. 1766 zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, herzogl. Beamter war. Nach dem Tode desselben verheirathete sich ihre Mutter mit dem Schauspieldirector Großmann. Dieser ging mit seiner Familie 1779 in die Rheingegenden, wo sich die Tochter mit Hrn. Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch sein reiches Talent allgemein beliebten Komiker, verheirathete und die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß sie sich zuerst in der Oper versuchte, die sie auch späterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt sie durch Gesang und Spiel in muntern und naiven sowol als empfindsamen Rollen großen Beifall, und ward nebst ihrem Gatten nach Berlin gerufen, wo sie sich nach und nach zu einer der ersten Schauspielerinnen, welche Deutschland besessen hat, ausbildete. 1803 ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden, um sich mit dem ebenfalls in Berlin angestellten Schauspieler Bethmann zu verheirathen. Sie starb 1814. Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein scharfer Verstand vereinigten

sich in ihr mit einem mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen, doch nicht schönen Gesichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Sie gehörte unter die seltenen Erscheinungen unserer Bühne, deren Talente sich allseitig zur Vollendung entwickelt hatten, besonders seit Iffland ihr Muster ward. Im Trauerspiel strebte sie mit Glück nach jener edeln Einfachheit, welche die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, der Menschheit über die Natur offenbart, ohne daß sie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenschaften das Geringste vergab; sie stellte wahrhaft veredelte Natur dar. Ihre Fürstin in der „Braut von Messina", Iphigenia, Maria Stuart, Phädra, Orsina u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Im Lustspiel standen ihr überall die heitern Grazien zur Seite, und mit dem schalkhaftesten Muthwillen wußte sie die Sitte gebildeter Menschheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchster Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele und unverkünstelter Natur, ihr feiner Takt in Auffassung alles Dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verstand die dem Schauspieler so wichtige Kunst, sich nicht nur passend, sondern ideal und charakteristisch zugleich zu kleiden, so vollkommen, daß sie immer eine anziehende Erscheinung gewährte. Ihre Declamation verdiente als Muster aufgestellt zu werden, denn gleich entfernt von steifem Prunk und affectirter Betonung, sowie von falsch verstandener Natürlichkeit und nachlässiger Behandlung der Rede, ging sie den schönen Mittelweg des Schicklichen.

Betonung, s. Accent.

Betrug. Die vorsätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorstellung bei einem Menschen, um ihn zu einem Entschlusse zu bestimmen, heißt ein Betrug. Da der Betrogene geradezu gegen seine Bestimmung behandelt und zu einem Mittel des Betrügers herabgewürdigt wird, so geht daraus schon von selbst hervor, daß ein Betrug unsittlich ist. Insofern der Betrug in juridischer Hinsicht die Verletzung des Rechts auf Wahrheit ist, so versteht es sich von selbst, daß nach reinen Rechtsbegriffen für Denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die bürgerlichen Gesetze dem Betruge nicht immer zu steuern im Stande sind. Bei der Wirkung des Betrugs kommt es übrigens viel darauf an, ob der Betrug mit der Absicht, Andern zu schaden oder nicht, verbunden ist.

Bettelmönche, s. Orden.

Bettelwesen. In Staaten, wo ein zweckmäßig eingerichtetes **Armenwesen** (s. d.) besteht, wird der Nothleidende selten oder nie in den traurigen Fall kommen, selbst von Thür zu Thür gehen und seine Mitbürger um Hülfe ansprechen, d. h. **betteln** zu müssen. Es wird für ihn gesorgt durch Arbeit oder Unterstützung aus den dazu bestimmten Fonds, und er ist meist allein schuld, wenn er der Sorgfalt der Behörden gar nicht oder nicht hinreichend theilhaftig wird. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man sich näher von diesem Gegenstande des Gemeinwesens unterrichten und ungegründeten Klagen nicht einseitig Gehör geben will. Dem Bettler von Profession hingegen ist an dieser Einrichtung nichts gelegen. Zu faul zur Arbeit, gefällt er sich in dem Elende seines Zustandes, den er wol gar noch listig in grelleres Licht zu stellen weiß, um das Mitleid Andrer zu erregen und sie um ihren Beistand zu betrügen. Er zieht die tiefste Schmach und Herabwürdigung, die gewöhnlich auch mit Lastern aller Art und einer gewissen Ungebundenheit verschwistert zu sein pflegt, der Mühe vor, etwas ehrlich und rühmlich zu erwerben. Er ist mithin ein Gegenstand für die Aufmerksamkeit der Polizei und sollte nirgends geduldet werden. Die Erfahrung zeigt, daß an Orten und in Gegenden, wo die eigentliche Bettelei gestattet (gewissermaßen privilegirt) ist, und je mehr und öfter gegeben wird, sich auch desto mehr die Bettler, Vagabonden, Faulenzer

u. dgl. häufen, die Milde ihrer Mitbürger mißbrauchen und einen gefährlichen Übelstand in der bürgerlichen Gesellschaft bilden; daß im Gegentheil da, wo Niemand betteln darf, zuletzt jeder Verarmte einen Erwerb findet und keine Bettler sind. Der Menschenfreund hat daher das Armenwesen von dem Bettelwesen wohl zu unterscheiden, und indem er dem Zuge seines Herzens folgt, vorher zu untersuchen, ob seine Milde gut angebracht oder ob sie nicht gar, anstatt zu nützen, schädlich werde. Vgl. Almosen. 5.

Bettinelli (Saverio), Literator, geb. zu Mantua 1718, studirte unter den Jesuiten daselbst und zu Bologna, trat 1736 in das Noviciat dieses Ordens, und lehrte von 1739 — 44 die schönen Wissenschaften zu Brescia. Schon hier machte er sich durch einige für Schulübungen abgefaßte Poesien bekannt. In Bologna, wo er Theologie studirte, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegium seine Tragödie „Jonathan". 1757 ward ihm die Direction des adeligen Collegium zu Parma anvertraut; er leitete hier besonders die historischen und poetischen Studien und die theatralischen Übungen. Acht Jahre verweilte er daselbst, während welcher er jedoch mehre Städte Italiens besuchte. Hierauf machte er längere Reisen durch Deutschland und Frankreich, und ward überall mit den geistreichsten Männern bekannt. Endlich kehrte er nach Verona zurück, und verblieb daselbst bis 1767, beschäftigte sich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in seinen „Poesie campestri" sagt, die Jugend in der Kirche zu Gott und in seinem Hause zum guten Geschmack. Nach der Aufhebung der Jesuiten 1773, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er seine literarischen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehre Schriften heraus, unter denen verschiedene waren, durch die er auch die Gunst der Frauen sich zu erwerben suchte, namentlich seinen „Briefwechsel zwischen zwei Frauen", seine „Briefe an Lesbia über die Epigramme", und endlich seine „Vierundzwanzig Gespräche über die Liebe". 1799 begann er eine vollständige Ausgabe seiner Werke (Venedig 1801, 12 Bde., 12.). Noch als ein Greis von 90 J. behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit seines Geistes, und starb endlich 1808 mit der Fassung eines Philosophen und den Empfindungen eines religiösen Mannes. Außer seinen bereits erwähnten Werken führen wir noch an die auch in Deutschland bekannte Abhandlung „Del enthusiasmo delle belle arti", „Risorgimento negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille" (3 Bde.), ein oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Ansichten fehlt. Die „Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi" (1 Bd.) machten dagegen das meiste Aufsehen. Die darin ausgesprochenen Ansichten über die beiden großen Lichter am poetischen Himmel Italiens, besonders über Dante, verwickelten ihn in viele Streitigkeiten. Seine „Poesie" (3 Bde.) enthalten sieben poemetti, sechszehn Briefe in Versen, Sonette, Canzonen u. s. w. Ohne sich darin als großen Dichter zu zeigen, ist er immer zierlich und geistreich. Voran geht eine Abhandlung über die ital. Poesie.

Bettung, in Festungen und Verschanzungen, die aus Balken, Bohlen, oder im Nothfall aus Bretern bestehenden Unterlagen für das Geschütz, damit selbiges die für die Richtigkeit nothwendige feste und gleiche Stellung behalte. Oft nennt man auch Lager, worauf andre Dinge gelegt werden, Bettung, z. B. im Wasserbaue die Grundlage einer Schleuse u. s. w.

Beurtheilung überhaupt ist die Bestimmung der Wahrheit und des Werthes oder Unwerthes einer Sache nach Gründen. Die Urtheilskraft, insofern sie nicht bloß Begriffe formell verbindet oder trennt, sondern das Wahre und Unwahre, Gute und Böse, Nützliche oder Schädliche ꝛc. eines Gegenstandes erkennt und durch Urtheile bestimmt, wird Beurtheilungskraft genannt. Die Beurtheilung fodert daher Einsicht in den Gegenstand und oft mancherlei Kenntnisse, sowie die Fertigkeit im Urtheilen überhaupt. — Im Naturrechte rechnen Einige das Recht

der Beurtheilung unter die Majestätsrechte. Da ist es nämlich das Recht, über einen einzelnen Fall zu bestimmen, ob er in dem Gesetze bestimmt sei oder nicht. Dieses Recht, sagen sie, ist nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn diese ist nur das Recht, einen bestimmten Fall zu beurtheilen.

Beutel ist bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern oder 250 Laubthalern, und wird darum so genannt, weil alles Gold und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung ist die in einem Lande wohnende Menschenzahl in Vergleich mit dem Flächenraume, den sie bewohnen. Sie dient zum Maßstabe der Stärke eines Volks, die von der vereinten Kraft desselben abhängt. Eine Vereinigung der Kräfte der Einzelnen ist aber nur durch ein so dichtes Beisammenleben der Menschen möglich, daß die Kräfte des einen durch die Verbindung mit den Kräften der übrigen vergrößert werden. Denn wenn die Kräfte Mehrer eine zusammengesetzte oder große Wirkung hervorbringen sollen, müssen sie vereint oder concentrirt wirken. Die Stärke eines Reiches wird daher nicht sowol nach dem Umfange seines Flächenraums, als nach dem Maße der Bevölkerung desselben gemessen, und ein Reich, welches auf 10,000 □M. dieselbe Volksmenge *unter sonst gleichen Umständen* enthält als ein andres von 20,000 □M., kann viel stärker sein als das letztere. Die Bevölkerung eines Landes hängt theils von der natürlichen Lage und Beschaffenheit desselben, theils und fast am meisten von der Cultur und der Industrie der in dem Lande lebenden Menschen, theils von der Vollkommenheit der Organisation des Staats, theils endlich von den mit demselben in Verbindung stehenden Völkern ab, denn die Bevölkerung eines Landes kann nicht stärker sein, als es die in demselben zu gewinnenden oder sonst herbeizuschaffenden Lebensmittel zulassen. Gibt die Natur dem einen Lande mehr Lebensmittel als dem andern, so ist jenes einer größern Bevölkerung fähig. Indeß ist Das, was die Natur für das Leben thut, bei weitem nicht so viel, als was eine gute Staatsverfassung, die Kunst und Industrie vermögen, wenn sie sich mit der Natur verbinden. Denn die Industrie kann auch einer kargen und unfruchtbaren Natur weit mehr Nahrungsmittel abgewinnen, als die allerfruchtbarste Natur, sich selbst überlassen, erzeugt. Deßhalb findet man da die stärkste Bevölkerung, wo die Cultur und Industrie der Menschen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Europa ist der bevölkertste Erdtheil, obgleich Asien und Afrika viel mehr Gaben von der Natur empfangen haben. Nur wenn sich Fleiß und Industrie zu der fruchtbaren Natur gesellen, und wenn die erstern in einem solchen Lande sich frei und ungehindert bewegen können, hilft die Natur die Bevölkerung vergrößern.

Bevölkerungspolitik. Man nahm in der Politik an, ein Land könne nie zu sehr bevölkert werden, weil man glaubte, daß mit der Vermehrung der Menschenzahl sich auch die Mittel und Wege ihres Unterhalts vermehrten. Die Industrie fände nämlich so viel Mittel, theils der Erde immer mehr Nahrungsmittel abzugewinnen, theils aus fremden Ländern so viel herbeizuziehen, daß die starke Bevölkerung eines Landes niemals ein Grund sein könne, wodurch ein Volk in Mangel und Elend gerathe, wenn nur dasselbe aus producirenden Arbeitern bestehe. Daher erhoben Einige die Bevölkerung selbst zum obersten Grundsatze der Staatsweisheit und empfahlen alle Maßregeln, wodurch die Vermehrung der Bevölkerung befördert wurde. Die Industrie erzeuge, wenn man ihr nur kein Hinderniß in den Weg lege, schon von selbst die nöthigen Bedarfsmittel. Dieses System glaubte daher auch noch künstliche Triebfedern zur Vermehrung der Bevölkerung in Thätigkeit setzen zu müssen. Insbesondere sah man darauf, daß alle Zeugungen in der Ehe geschähen, damit die Erzeugten zugleich ihre Versorger bei sich hätten; daher suchte man wenigstens die Ehen durch allerlei künstliche Mittel zu vermehren. So hatten die Römer eine Menge Gesetze, wodurch sie zur Ehe *aufmunter-*

ten, ja durch Beschimpfung des ehelosen Standes zur Ehe psychologisch zu zwingen suchten. Wer z. B. die meisten ehelichen Kinder hatte, erhielt unter allen übrigen Candidaten bei Ämterbesetzungen den Vorzug. Wer drei Kinder hatte, war von allen persönlichen Lasten befreit, und freigeborene Weiber, die drei, freigelassene Weiber, die vier Kinder hatten, wurden der beständigen Vormundschaft, welcher sonst die Weiber unterworfen waren, entlassen. Ehelose Frauenzimmer über 45 Jahre durften keine Juwelen tragen und sich keiner Sänfte bedienen u. s. w. Ludwig XIV. ertheilte Denen Pensionen, welche zehn und mehre Kinder hatten, und in andern Ländern trifft man ähnliche Verfügungen an. (Vgl. Hagestolziat.) Das Unzweckmäßige, selbst Ungerechte solcher Maßregeln konnte dem Nachdenken nicht entgehen. Man verwarf das Bevölkerungsprincip und behauptete nun im Gegentheil: daß die Politik der Zunahme der Bevölkerung Hindernisse in den Weg legen müsse. Sowie sich Niemand mehr Mühe gegeben hat, dem Bevölkerungsprincip die weiteste Ausdehnung zu geben als Sonnenfels (in seiner „Polizei- und Finanzwissenschaft" und in dem „Handbuch der innern Staatsverwaltung"), so hat Malthus dieses System am schärfsten bestritten und den Grund zu einem entgegengesetzten System zu legen gesucht (in seinem von Hegewisch ins Deutsche übersetzten Werke „An essay on the principle of population", 3. Ausg., London 1806). Malthus schließt: In einem Lande können nicht mehr Menschen existiren, als die Nahrungsmittel, welche in demselben durch den menschlichen Fleiß gewonnen werden, ernähren können. Wenn nun erwiesen werden kann, daß in allen Ländern, wo eine nur leidliche Regierung herrscht, die Vermehrung des Menschengeschlechtes, sobald sie einen gewissen Grad erreicht hat, in viel größerer Proportion wächst, als die zur Ernährung derselben nothwendigen Nahrungsmittel: so ist klar, daß die größte Noth eintreten, und daß diese sich mit jedem Jahre vermehren müsse, wie die Disproportion zwischen der Menschenmenge und den Nahrungsmitteln immer größer wird. Denn ist die Bevölkerung so stark geworden, daß nur die größte Anstrengung und Kraft des Volkes im Stande ist, die nöthigen Nahrungsmittel für die Bevölkerung zu schaffen, so würde für den Zuwachs des folgenden Jahres nicht anders der Lebensbedarf geschafft werden können, als daß man denselben der bereits vorhandenen Volksmenge entzöge. Nun, schließt er weiter, sind aber alle unsere civilisirten Länder entweder auf dem Punkte, oder doch demselben mehr oder weniger nahe, wo dem Boden, welchen sie bewohnen, alle demselben möglicherweise abzugewinnenden Lebensmittel abgewonnen werden, und wenn auch noch Einiges mehr ihm durch größere Anstrengung und Fleiß abzugewinnen ist, so kann es doch nicht in solcher Proportion geschehen, als die Bevölkerung jährlich wächst, und Noth und Elend ist daher in allen cultivirten Staaten im Anzuge, wogegen keine Rettung ist, als daß die Regierungen einerseits der anwachsenden Bevölkerung entgegenwirken, oder andrerseits den jährlich entstehenden Volksüberfluß durch Stiftung von Colonien u. a. zweckmäßige Mittel von ihrem Lande entfernen. Wenn daher Einige die Einführung der Kuhpockenimpfung, die Verminderung der Pest und andrer Seuchen als eine große Wohlthat des menschlichen Geschlechts betrachten, so muß man sie, nach Malthus's System, vielmehr als große Übel ansehen, die nur das Unglück und die Noth des Menschengeschlechts durch das Elend des Hungers, das sie unvermeidlich herbeiführen, vermehren. — Bei einer gründlichen Untersuchung zeigt sich, daß die Bevölkerung zwar ein Zweck des Staats sein kann, daß aber die Beförderung dieses Zweckes durch andre höhere Staatszwecke eingeschränkt bleibt, und daß der Staat nur da Bevölkerung befördern solle, wo sowol sie selbst, als deren Beförderung durch den Staat, und die Mittel, wodurch es geschieht, der Erfahrung zufolge, als gemeinsamer Staatszweck gedacht werden können. Viele der allgemeinen Sätze, welche Malthus bei seinem System zum Grunde legt, sind entweder ganz falsch

oder nur mit großen Einschränkungen wahr, folglich auch seine Schlüsse. Denn 1) obgleich es im Allgemeinen richtig ist, daß die Natur den Zeugungstrieb der Menschen so eingerichtet hat, daß er, wenn ihm sonst kein Hinderniß im Wege stände, die Menschenzahl immerfort in geometrischer Proportion vermehre, sodaß ein einziges Menschenpaar im Verlaufe weniger Jahrh. den ganzen Erdboden mit Menschen anfüllen würde, so findet man von einer Überfüllung doch nirgends eine Spur, und die Erde ist noch immer fähig, eine von uns schwerlich in Zahlen auszudrückende Menge von Menschen aufzunehmen; die Natur selbst hat durch tausenderlei Mittel dafür gesorgt, daß sich das menschliche Geschlecht nicht über das Maß der zu seiner Erhaltung nöthigen Mittel vermehren könne. Sie reicht dem Menschen nur mit karger Hand Nahrungsmittel; sie machte das folgende Geschlecht von der Liebe der Ältern abhängig, und pflanzte das sittliche Gefühl in sie, das ihnen gebeut, nicht eher Kinder zu erzeugen, als bis sie Mittel vor sich sähen, sie zu ernähren, und dieses Gefühl wuchs mit der Nothwendigkeit, diese Sorge zu übernehmen. Die Cultur dieses Gefühls im Volke ist das Einzige, was sich der Staat in Ansehung der Bevölkerung zum Zwecke machen muß. Gelingt es ihm, dieses unter seinem Volke allgemein zu machen und zu verstärken, so braucht er sich direct um die Bevölkerung nicht weiter zu bekümmern. Denn Jeder wird dann von selbst dafür sorgen, eher keine Ehe zu schließen, als bis er Mittel vor sich sieht, seine Kinder zu ernähren, und die Ältern werden selbst die Sorge übernehmen, ihre Kinder zu Gewerben geschickt zu machen, welche sie in den Stand setzen, sich die nöthigen Bedürfnißmittel anzuschaffen. Die, welche Lust haben, zu heirathen, und im Lande kein Unterkommen vor sich sehen, werden von selbst in andern Ländern Gelegenheiten aufsuchen, welche ihnen verstatten, ihre Wünsche zu befriedigen. Physisch und moralisch wird also der Zeugungstrieb so beschränkt, daß er dem Zwecke der Natur, das menschliche Geschlecht in den gehörigen Schranken zu erhalten, nicht entgegenwirken kann. Sismondi führt als Beispiel an, daß das Geschlecht der Montmorency, wenn der Zeugungstrieb bloß seiner Natur gefolgt wäre, allein schon ganz Frankreich bevölkert haben würde, und daß dieses dennoch nicht geschehen, obgleich es Keinem dieses Geschlechtes an den nöthigen Nahrungsmitteln gefehlt habe. Eine Menge andrer Reflexionen hielten vielmehr die Glieder dieser Familie ab, dem Zeugungstriebe freien Lauf zu lassen, sodaß nur eine geringe Zahl von Individuen dieses Namens in Frankreich vorhanden ist. Und so gibt es für jeden cultivirten Menschen eine Menge Gründe, die ihn abhalten, mehr Kinder zu erzeugen, als er ihnen Nahrung und Unterhalt schaffen kann, und welche stets fortwirken, ohne daß die Politik sie zu vermehren braucht. 2) Daß die künstliche Vermehrung der Nahrungsmittel in einem Lande den Wirkungen des Zeugungstriebes nicht folgen könne, und es bald dahin kommen müsse, daß die erzeugten Nahrungsmittel nicht mehr hinreichen, die jährlich hinzukommende Bevölkerung zu ernähren, ist daher ebenfalls ein Satz, welcher nach der Erfahrung ganz anders lautet; denn nach ihr richtet sich der Wachsthum der Bevölkerung viel eher nach der Menge der zu findenden Nahrungsmittel, als daß die Erzeugung der Letztern durch die Erstern bestimmt würde. Wo viel Nahrungsmittel leicht zu erhalten sind, da werden viel Menschen geboren. Da, wo die Industrie mit Hülfe einer günstigen Natur am leichtesten so viel Lebensmittel hervorbringt, als eine zahlreiche Familie nöthig hat, da wächst die Bevölkerung am schnellsten, wenn sonst die geselligen Einrichtungen es nicht hindern. Wenn nun vollends die Mehrheit Ackerbau treibt, und es wenig Müßiggänger und unproductive Zehrer gibt, so wächst die Bevölkerung daselbst in außerordentlichem Grade. In solchen Ländern verdoppelt sie sich nach Euler aller 12—13 Jahre. Die stärkste Vermehrung des Volks, die wir in großen Reichen kennen, findet in den nordamerikanischen Colonien statt, wo sich die Bevölkerung bisher aller 25 Jahre verdoppelt hat. — Ist endlich alles gute Land

urbar gemacht, so dauert der rasche Fortschritt noch lange Zeit fort; denn die Theilung der Arbeit macht einer großen Anzahl Platz, welche sich mit Ackerbau gar nicht zu beschäftigen brauchen und dennoch vollauf Lebensmittel finden. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß eine Familie, die sich mit nichts als Ackerbau beschäftigt, durch Capital und Industrie es dahin bringen kann, daß sie außer den ihr nöthigen rohen Producten und Nahrungsmitteln noch so viel davon durch ihre Arbeit auf ihrem Boden hervorbringen kann, daß 4—5 andre Familien damit versehen werden können. Indem nun diese die am Ackerbau theilnehmenden Familien dafür mit Kunstproducten und Diensten versehen und zugleich ihre Producte unter einander austauschen, so entsteht eine wohlhabende mit einer großen Mannigfaltigkeit von Bedürfnißmitteln versehene Bevölkerung. Daß selbst diese allenthalben offene Quelle der Bevölkerung noch lange nicht erschöpft sei, zeigt die Erfahrung, indem es erstlich selbst in dem cultivirtesten Theile der Welt, d. h. in Europa noch kein einziges Land von bedeutendem Umfange gibt, wo nicht noch eine Menge urbar zu machendes Land vorhanden wäre (in England allein noch 7 Mill. Acres), das nur der Hände und der Wegschaffung politischer Hindernisse bedürfte, um Brot für noch viel mehr Menschen zu geben, als jetzt darin wohnen. Noch weniger läßt sich ermessen, um wieviel die Producte durch vollkommenere Cultur des Bodens, durch Einführung und Erfindung nahrhafterer Fruchtarten u. s. w. vermehrt werden können, da die Erfahrung zeigt, daß schon jetzt Ackerstücke, die sonst den Samen kaum vierfach vergüteten, ihn bei einer vollkommenern Cultur 10—20fach wiedergeben, und wieviel mögen Maschinen und chemische Künste thun können, wenn Noth und Gewinnsucht das Genie der Menschen zu neuen Erfindungen noch mehr anfeuert. Endlich findet die Vermehrung der Bevölkerung noch eine große Stütze in dem Getreidebau solcher Länder, deren Boden noch lange nicht bewohnt genug ist, um die Nahrungsmittel, welche jährlich in denselben hervorgebracht werden, zu verzehren. Solche Länder sind stets bereit, jenen, welche an Getreide Mangel leiden, ihren Überfluß von Nahrungsmitteln gegen ihre Manufacturwaaren zuzuführen, da sie letztere nicht so wohlfeil und so vollkommen zu verfertigen verstehen, und die Nahrungsmittel von ihnen weit wohlfeiler erbaut werden, als in den Manufacturländern. Daß dieses richtig und für beide Arten von Völkern vortheilhaft sei, erhellt daraus zur Genüge, daß selbst solche Völker, die noch genug Lebensmittel in ihrem Lande gewinnen könnten, wenn sie wollten (und es gibt kein Land, wo dieses nicht möglich wäre), doch lieber eine Menge Ländereien unbebaut liegen lassen, oder die Cultur nicht so hoch treiben, als sie könnten, weil ihnen das auf diese Art gewonnene Getreide theurer zu stehen kommen würde, als sie es von andern Ländern beziehen können. So lange es daher Länder gibt, wo wohlfeileres Getreide gebaut werden kann, als in andern, und so lange dasselbe, selbst in dem Lande, wo man seiner bedarf, die Transportkosten hinzugerechnet, wohlfeiler zu stehen kommt, als man es im Lande selbst erzeugen kann, wird die Bevölkerung des letztern immerfort wachsen können, wenn es nur solche Manufacturproducte im Überfluß erzeugen kann, welche das Getreideland gern für seinen Überfluß eintauscht. Betrachtet man die vielen Wüsten auf der Erde, die noch für zahllose Millionen Lebensmittel zu liefern im Stande sind, und die sich selbst mitten in cultivirten Ländern noch finden: so muß uns die Politik, welche anräth, der Bevölkerung entgegen zu arbeiten, aus Besorgniß, daß der neue Zuwachs aus Mangel an Nahrungsmitteln umkommen möchte, höchst lächerlich vorkommen. — Was aber die Entstehung einer zu großen Bevölkerung an einzelnen Stellen der Erde betrifft, so scheint es, daß eine gesunde Politik dabei nichts zu thun habe, als 1) keine Anstalten im Lande zu dulden oder zu begünstigen, wodurch der nutzlose Müßiggang ernährt wird. Bettelei, Mönchthum und Vagabundenwesen dürfen deßhalb sich keines Schutzes im Staate erfreuen, und für den vornehmen Müßiggang dürfen keine

Pfründen gestiftet werden. Jeder muß, was er genießt, durch irgend eine der Gesellschaft nützliche Thätigkeit für dieselbe verdienen. Produciren im Lande Alle, die produciren können, so werden Die, welche die Gesellschaft zu Diensten nöthig hat, reichlich ernährt werden können, und es werden mit jeder Generation so viel neue Producenten entstehen, daß sie genug für Die, welche von ihnen zu Diensten nöthig sind, übrig behalten. 2) Der Industrie und der nützlichen Arbeit aller Art freien Spielraum zu eröffnen und beide das Hauptprincip der Vertheilung der Güter sein zu lassen. Diesem Princip ist es entgegen, wenn die Güter, und insbesondere das Grundeigenthum, in großen Massen durch gesellschaftliche Institute in einigen wenigen Händen erhalten und vereinigt werden, und wenn man dadurch den Zugang der Industrie zu denselben erschwert, oder verhindert, daß dem Fleiße nicht Das zu Theil werden kann, was ihm bei freier Concurrenz zukommen würde. Denn durch solche Institute wird die Production vermindert und folglich der Vermehrung des Volks, sowie der Verbreitung des Wohlstandes entgegengewirkt. Wo aber die Güter nach dem Grade der Industrie und des Fleißes, den Jemand anwendet, vertheilt werden, da finden die Ursachen der Vermehrung des Nationalreichthums und der proportionirlichen gerechten Vertheilung desselben die größte Aufmunterung, da wird die Vermehrung der Bevölkerung stets nach der Vermehrung der Bedürfnißmittel in der gehörigen Proportion folgen. Die freie Industrie findet dann immer Wege, anderswoher Brot zu schaffen, wenn es auf einer Stelle gänzlich daran fehlt. 3) Keine Gelegenheit zu geben, daß Capitalisten oder Gewerbsleute gereizt werden, ihre Capitale oder Gewerbskünste ins Ausland zu verpflanzen, wo noch das Inland ihnen Vortheile anbieten kann. 4) Keine überflüssigen öffentlichen Diener zu besolden, da es besser ist, daß diese Etwas produciren, als das Land mit überflüssigen Diensten zu belästigen. 5) Der Auswanderungslust volle Freiheit zu gestatten. Wo eine solche Politik herrscht, da kann dem Bevölkerungstriebe freier Spielraum verstattet werden, ohne daß davon Übervölkerung zu fürchten ist. Dagegen sind die künstlichen Mittel, welche die Regierungen oft angewandt haben, um seine Wirkungen zu vergrößern, sämmtlich zu verwerfen, weil damit nicht auch zugleich die Mittel gegeben werden, die neuerzeugten zu erhalten und auszubilden. Da ferner das Institut der Ehe dasjenige religiöse und moralische Institut ist, welches den moralischen Zweck des Geschlechtstriebes am sichersten befördert, so darf der Staat die außereheliche Befriedigung desselben nicht aufkommen lassen. Nur sollte keine Ehe eher eingegangen werden, als wenn man Wahrscheinlichkeitsgründe vor sich sieht, die in derselben zu erzeugenden Kinder so zu erziehen, daß sie die Geschicklichkeit erhalten, sich und ihre Kinder künftig ebenfalls zu versorgen. Bringt es der Staat dahin, daß alle Ehen mit solcher Überlegung geschlossen werden, so hat er weder zu fürchten, daß sich mehr Volk in ihm anhäufe, als sich ernähren kann, noch daß es an der nöthigen und nützlichen Bevölkerung im Lande jemals fehlen werde. So ergibt sich, daß die Bevölkerung weder als absolutes Princip der Politik etwas taugt, noch daß von dem natürlichen, durch Vernunft regierten Gange der Dinge zu fürchten ist, daß in gesitteten Staaten eine Überbevölkerung Platz gewinnen werde, daß also Beide, Sonnenfels und Malthus sich in einem groben Irrthume befinden. 51.

Beweglichkeit. Diese Fähigkeit zur willkürlichen sowol als zur unwillkürlichen Bewegung ist bald größer, bald geringer. Die Bewegungskraft und Ausdauer ist in dem erstern Falle schwächer, in dem andern größer. Die Muskelbildung überwiegt in dem erstern, die Fett- und Säftebildung in dem andern. Dort sind überdies die Muskeln feiner, zarter, röther, hier gröber, härter, dunkler. Die größere Beweglichkeit ist gewöhnlich auch mit einem reizbarern Nervensysteme verbunden, und fälschlich wird wol diese Eigenschaft mit in den Begriff von Beweglichkeit aufgenommen. Ja, man findet, daß in den beweglichern Individuen

überhaupt und im ganzen Organismus eine größere Thätigkeit vorhanden ist. Auch ist bei ihnen das Blut röther und sauerstoffreicher, die Respiration schneller, der ganze Körper dünner, magerer, zarter. — Eine größere Beweglichkeit ist oft ererbt oder auch angeboren, wenn die Ältern entnervt sind. Sie ist besonders größer in dem kindlichen und jugendlichen Alter, in dem weiblichen Geschlechte, bei sanguinischem oder cholerischem Temperamente, in trockenen und warmen, aber auch in sehr kalten Klimaten, bei Bergbewohnern. Außerdem macht der Genuß von spirituösen Getränken, von gewürzten oder sonst reizenden Speisen die Menschen beweglicher. Selbst die willkürliche Übung hat auf viele Bewegungen einen großen Einfluß, wenn sie auch die beweglichere Constitution nicht gerade erzeugen möchte. Solche Individuen haben überhaupt eine größere Krankheitsanlage, denn die äußern Einflüsse werden leichter und in höherm Grade empfunden. Insbesondere wird das Gefäßsystem leicht von Fiebern ergriffen, die Lunge und andre Organe von Entzündungen. Auch die acuten Hautkrankheiten kommen häufiger vor, und alle diese Krankheiten steigern sich gewöhnlich zu einem hohen Grade. Aber auch zu Krämpfen aller Art disponirt eine größere Beweglichkeit sehr gewöhnlich. Endlich werden die Kräfte dieser Individuen leicht erschöpft, und die Lungensucht ist sehr häufig zu beobachten. Daher ist unter diesen Verhältnissen viel Sorgfalt in der Lebensweise nothwendig. Reize jeder Art müssen so viel als möglich vermieden und eingeschränkt werden.

Bewegung eines Körpers ist die Veränderung seines Orts im Raume. Alle Veränderungen in der Körperwelt beruhen in der Bewegung, ohne welche Alles todt und unwirksam wäre. Bewegung ist es, die in den organischen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt und auch die unorganischen Körper in Thätigkeit erhält, die ihr entgegengesetzte Ruhe ist nur relativ. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns bloß die Erfahrung. Daher suchte Zeno von Elea, um die Erfahrungserkenntniß als nichtig darzustellen, diesen Grundbegriff der Erfahrung als sich widersprechend darzuthun. Sehen wir, daß ein Körper seine äußern Verhältnisse in demselben ändert, so schließen wir, daß er sich bewege; sein Beharren in denselben Verhältnissen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältnisse der Körper pflegt man sich oft zu täuschen und Ruhe und Bewegung zu verwechseln. So scheinen von einem schnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenstände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu sein. So leicht es in diesem Falle ist, den Irrthum gewahr zu werden, so schwer ist es in andern gewesen, sodaß Jahrtausende dazu gehört haben, die Täuschung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung sind sieben verschiedene Umstände zu betrachten, nämlich die Ursache derselben, der bewegte Körper selbst, die Richtung seiner Bewegung, sein durch dieselbe zurückgelegter Weg, die Zeit, die dazu erfodert worden, die Geschwindigkeit und endlich die Größe der Bewegung. Was die Ursache der Bewegung betrifft, so ist dieselbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir schließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden sein müsse, deren Wirkung die Bewegung ist; wir sehen diese Kraft selbst in den Muskeln der Thiere und Menschen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung gesetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung setzen kann, daß die Planeten sich bewegen, daß ein Stein aus der Luft sich zur Erde niederbewegt u. s. w. Allein was diese Kraft sei, ihr Wesen und ihre Beschaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft ist also bloß die Bezeichnung einer Ursache, von der wir nichts weiter wissen, als daß sie vorhanden ist. Der bewegte Körper selbst, oder vielmehr die Masse kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Masse die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt so viel Masse zu bewegen, erfodert doppelt so viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers ist die Linie nach

der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punkt entweder seinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle desselben fortgeht. Wenn sich alle Punkte eines Körpers durchaus auf gleiche Weise bewegen, so braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punktes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieses Punktes beschriebene Linie ist der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Ist die Bahn geradlinig, so gibt sie selbst die Richtung der Bewegung an; ist sie krummlinig, so wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tangente der krummen Linie an dieser Stelle bestimmt. Diese Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punkt an dieser Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einem Male aufhörte seine Richtung zu ändern. — Bewegen sich nicht alle Punkte eines Körpers auf gleiche Weise, so muß die Bewegung eines jeden Punktes für sich selbst betrachtet werden, und aus diesem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punktes betrachten. Unter Raum der Bewegung versteht man die Länge seines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Punkten betrachtet wird, so ist dieser Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometrisch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinsten Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergibt sich die Geschwindigkeit seiner Bewegung. Ein Körper bewegt sich geschwinder als ein andrer, wenn er in derselben Zeit einen größern Raum, oder denselben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geschwindigkeit noch die Menge der bewegten Masse in Betracht. Zwei Pfund zu bewegen ist doppelt so viel, als ein Pfund mit derselben Geschwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geschwindigkeit 2 bewegen, ist auch doppelt so viel, als ebendenselben mit der Geschwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt, daß z. B. zwei Pfund mit der Geschwindigkeit 3 bewegen, sechs Mal so viel sei, als ein Pfund mit der Geschwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung ist in mehr als einer Hinsicht verschieden. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man sie erkennt, ist sie entweder absolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, so heißt dies seine absolute Bewegung; relativ ist sie, wenn man die Gegenstände, auf welche die Bewegung des betrachteten Körpers bezogen wird, gleichviel, ob sie in Ruhe oder selbst in Bewegung sind, als feste Standpunkte betrachtet. In Rücksicht auf die Veränderung der Lage ist die Bewegung ferner entweder gemeinschaftlich oder eigen, endlich entweder scheinbar oder wirklich. — In Rücksicht auf die Kräfte oder Ursachen, welche die Bewegung hervorbringen, ist dieselbe theils einfach, theils zusammengesetzt; Ersteres, wenn sie nur von einer einzigen oder von mehren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird; Letzteres aber, wenn mehre Bewegungen zusammenkommen, deren verschiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinsicht auf die Richtung ist die Bewegung entweder gerad- oder krummlinig; endlich in Hinsicht auf die Geschwindigkeit entweder gleichförmig, oder beschleunigt, oder vermindert, und die beschleunigte wieder entweder ungleichförmig, oder gleichförmig beschleunigt, sowie die verminderte gleichförmig, oder ungleichförmig vermindert.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die tägliche um ihre Achse, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde ist dadurch in der Geschichte des menschlichen Geistes merkwürdig geworden, daß sich hier der Mensch zum ersten Male vom Scheine los machte, und es wagte, das Gegentheil von Dem zu glauben, was die Menschen — die Priester und die Kirche — Jahrtausende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht leugnen, daß die Lehre des Kopernicus nicht allein die neue Astronomie begründet, sondern daß sie auch den Menschen kühn gemacht, jeden Glaubensatz zu bezweifeln, nachdem er hier gesehen, daß man 6000 J. hindurch irri-

ger Weise die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt hat. Alle Meinungen der Alten über die Bewegung der Erde waren Philosopheme, die aus der Pythagoräischen Schule entsprangen, welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, um den sich Alles bewegte. So muß auch die Stelle von Aristarch von Samos gedeutet werden, welche Aristoteles in seinem „Arenario" anführt. Aristarch kam als Pythagoräer darauf, daß er sagte: die Erde drehe sich um ihre Achse und zugleich in einem schiefen Kreise um die Sonne; und die Entfernung der Sterne sei so groß, daß dieser Kreis gleichsam nur ein Punkt gegen die Fixsternensphäre sei, woher dann die Bewegung der Erde keine scheinbare Bewegung an den Sternen verursache. Auf diesen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, und der dann zugleich ein so guter Kopf und ein so guter Astronom war, wie Aristarch von Samos. Allein dieses war nicht die kopernicanische Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillstehen und ihr Rückwärtsgehen, dieses war Dasjenige, was die Astronomen nicht erklären konnten, und was sie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, wodurch die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Aristarch lebte 280 J. vor Chr., Hipparch, der große Astronom des Alterthums, 150 J., also um 130 J. nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Aristarch vorhanden, und wenn diesen die kopernicanische Weltordnung bekannt gewesen, so hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Ebenso Ptolemäus, der in seinem „Almagest", dem vollständigsten Werke des Alterthums über Astronomie, von der kopernicanischen Weltordnung des Aristarch keine Erwähnung thut. Jeder Kopernicaner spricht von der Bewegung der Erde, aber nicht Jeder, der von der Bewegung der Erde spricht, ist ein Kopernicaner. Kopernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf sein System, und in der Zueignung seines unsterblichen Werkes: „De revolutionibus orbium", an den Papst Paul III. sagt er: daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit seines Systems hervorgehe, weil ihr Stillstehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillstehen und wieder Vorwärtsgehen ganz einfach und eine nothwendige Folge der Bewegung der Erde um die Sonne sei, und man nicht nöthig habe, zu den verwickelten Epicykeln seine Zuflucht zu nehmen. Kopernicus erlebte die Verfolgungen nicht, welche die römischen Priester gegen sein System erhoben. Diese fingen erst 100 J. später an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die sichelförmige Gestalt der Venus entdeckt, und hierdurch die Theilnahme an der Astronomie lebhafter aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, worin Künste und Wissenschaften blühten. Galilei lebte in großem Ansehen, und dieser vertheidigte die neue Weltordnung. Die römische Inquisition lud ihn vor, und er mußte diese Lehre abschwören. (S. Galilei.) Die Theilnahme an dem Schicksale des alten Mannes vermehrte die Theilnahme am System, und man suchte es von der einen Seite ebenso heftig zu beweisen, als von der andern es zu bestreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hatte man den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Westen zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Secunden seines Falles der Thurm doch um mehre hundert Fuß nach Osten rücke. Hierauf hatte Kopernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bliebe, rühre daher, weil er dieselbe Bewegung nach Osten habe, und indem er falle, verliere er diese nicht, sondern gehe mit nach Osten. Galilei sagte Dasselbe, und behauptete, daß ein Stein, der auf einem schnellsegelnden Schiffe von der Spitze des Mastes herabfalle, am Fuße desselben niederfalle, ungeachtet der Mast sich während des Falls vielleicht um 10 oder mehre Fuß fortbewege. Gassendi stellte diese Versuche im Hafen von Marseille an, und die Steine fielen am Fuße des Mastes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Galilei behauptete daher: man könne überhaupt keine Ver-

suche über die Umdrehung der Erde anstellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade so fielen, wie auf der ruhenden. Galilei starb 1642. In demselben Jahre ward Newton geboren. Dieser zeigte 1679, daß Galilei's Meinung irrig gewesen, und daß man allerdings Versuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Westen abweichen, sondern östlich vom Lothpunkte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 300 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Ursache sei folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt sei, als der Fuß, so sei dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere sie diesen größern Schwung nicht und eile deßwegen dem Lothpunkte vor, der im Fußboden des Thurms sei, weil dieser eine kleinere Geschwindigkeit nach Osten habe. Diesen von Newton gegebenen Wink verfolgte Hooke; er stellte Versuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhe an und behauptete auch, daß sie gelungen. Die Akademie ernannte den 14. Jan. 1680 eine Commission, vor der er diese Versuche wiederholen sollte. Wahrscheinlich sind sie nicht befriedigend ausgefallen, da ihrer keine Erwähnung in den „Philos. transactions" geschieht, und sie wurden völlig vergessen. Erst nach 112 J. wagte es ein junger Geometer in Bologna, Guglielmini, diese von den Astronomen für unendlich schwierig gehaltenen Versuche wieder aufzunehmen und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm, 16 Kugeln fallen zu lassen, welche auch merklich gegen Osten abwichen. Allein Guglielmini beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, so oft er 3 oder 4 Versuche in einer Nacht angestellt. Erst nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf, und da dieses erst nach 6 Monaten zu völligem Stillstande kam, weil stürmisches Wetter eingetreten, so hatte sich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, sein Lothpunkt war verrückt und seine Versuche waren verloren. Dieses war 1792. 1804 stellte Benzenberg diese Versuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln fallen, bei einer Fallhöhe von 235 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Osten ab. Allein sie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrscheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte diese Versuche 1805 in einem Kohlenschacht zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß; hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Osten, gerade sowie es die Lehre von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 51 Grad angibt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus diesen Versuchen hat Laplace mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung berechnet, man könne 8000 gegen 1 wetten, daß die Erde sich um ihre Achse drehe. Diese Versuche geben einen so entscheidenden Beweis, daß selbst Tycho und Riccioli das kopernicanische System würden angenommen haben, wenn sie gesehen, daß die fallenden Körper nicht senkrecht fallen, sondern immer etwas nach Osten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, mittelst dessen die Axendrehung Jupiters bald beobachtet wurde, noch mehr aber durch Newton's Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmlischen Bewegungen wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die siegende, und in neuern Zeiten hat kein Mann von Bedeutung sie mehr bezweifelt, wiewol der franz. General Allix (s. d.) die Bewegung der Weltkörper von einem andern als dem Newton'schen Gravitationsgesetze abhängig zu machen versucht hat, ohne damit sonderlichen Eingang zu finden. Die abgeplattete Gestalt der Erde (s. Abplattung) und die Abnahme der Schwere gegen den Äquator hin, welche aus Richer's und vieler Andern Pendelversuchen in den Äquatorialgegenden (s. Pendel) folgte, geben außerdem für die Axendrehung der Erde ebenso einleuchtende Beweise ab, als die Abirrung des Lichts (s. d.) für die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne; und so hat denn der Verstand des Menschen hier den vollständigsten Sieg

über den Schein davon getragen, und über das römische Priesterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Ketzerei erklärte. Allein wie sehr Alles dem fortschreitenden Geiste der Zeit weicht, ergibt sich aus Folgendem. Als Guglielmini 1792 die Versuche in Bologna anstellte, half ihm hierbei Vorsiali, Hausprälat des Papstes Pius VI.; dieser maß unten die Abstände der fallenden Kugeln. Über die Geschichte dieser Versuche Benzenberg's „Versuch über die Umdrehung der Erde" (Dortmund, mit 7 Kpf.).

Beweis, als Thätigkeit betrachtet, ist die Anwendung des Verstandes zur Hervorbringung der Überzeugung bei uns und Andern. Das Mittel dazu sind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logischen Sinne ist ein Beweis die Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung. Beweise beruhen daher auf Schlüssen, deren Prämissen die Beweisgründe (argumenta) sind. Unter ihnen ist derjenige Satz, worauf bei dem Beweise Alles ankommt, der Hauptgrund (nervus probandi). Die Wahrheit eines Beweises beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vordersätze und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logischen Regeln. Auf letztern beruht die Strenge des Beweises. Man geht bei dem Beweise entweder von dem Schlußsatze oder dem Satze, den man beweisen will, aus, oder man fängt bei den Vordersätzen an, und läßt den Schlußsatz zuletzt folgen. Das Erstere ist die analytische Art zu beweisen, das Andre die synthetische. In Hinsicht auf die Quelle der Beweisgründe sind die Beweise rationale (a priori) oder empirische (a posteriori). Die Beweise a priori entstehen, wenn die Überzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Ergebniß aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; Beweise a posteriori beruhen auf der Erfahrung, mithin auf eigner Wahrnehmung oder Zeugnissen &c. Bei den Beweisen a priori erkenne ich nicht bloß, daß die Sache wahr ist, sondern auch, warum sie wahr ist; bei den Beweisen a posteriori hingegen fehlt das Warum. Die Beweise a priori folgern das Dasein oder Nichtdasein einer Sache aus dem Gesetze oder der Wirkung, welche aus der Ursache hervorgeht. Die Beweise a posteriori schließen die Wahrheit oder Falschheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (discursiver, akroamatischer) Beweis. Man rechnet dahin auch die transscendentalen Deductionen und die eigentlich sogenannten Demonstrationen, unwiderlegliche Beweise, insofern sie intuitiv (anschaulich) sind. Letztere gibt z. B. die Mathematik, wenn sie die Figur nach einem bestimmten Begriffe construirt. Dies ist der höchste Grad von Augenscheinlichkeit, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einem Male abschneidet und den Verstand zum Beifallgeben zwingt. Die Beweise a priori geben Überzeugung des Verstandes, die Beweise a posteriori (die empirischen Beweise) hingegen geben nur Überzeugung des Gefühls. Die Beweise sind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundsätzen im Zusammenhange und ohne Hinsicht auf das Gegentheil derselben darthut, so ist dies ein directer (ostensiver) Beweis; wenn aber aus der Falschheit des Gegensatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist es ein indirecter (apagogischer) Beweis. Dieser letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Ansehung ihres Zusammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher ist dieser Beweis, so zu sagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber besteht darin, daß der Widerspruch durch ihn deutlicher einleuchtet. In Ansehung des Zweckes, den man sich bei Beweisen vorsetzt, werden diese in Beweise ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund selbst als wahr an, in diesen zeigt man nur, daß Jemand wegen seiner angenommenen Sätze Etwas als wahr zugeben müsse, wie z. B. wenn man gegen einen Zweif-

ler aus Demjenigen, wozu er sich wider Willen und gezwungen bekennen muß, Etwas beweist.

Beweis (jur.). Wenn im bürgerlichen Rechtsverfahren die Parteien die factischen Thatsachen, worauf jede von ihnen ihre Ansprüche an die andre sowie ihre Einwendungen gegen diese Ansprüche stützt, dem Richter vorgetragen und zugleich gegenseitig erklärt haben, welche von diesen Thatsachen sie zugestehen oder ableugnen (Gegenstand des ersten Verfahrens im gemeinen deutschen Processe und des status causae et controversiae im Preußischen), so müssen sie dem Richter die Wahrheit des Geleugneten, insofern aus den behaupteten Thatsachen wirklich ein Recht abgeleitet werden kann, beweisen. Der Richter setzt ihnen dazu eine Frist, wenn diese nicht schon durch das Gesetz bestimmt ist, binnen welcher sie den Beweis antreten, oder gewärtigen müssen, daß auf die vorgetragenen Thatsachen bei der Entscheidung keine Rücksicht genommen wird (sich am Beweis versäumen). Um nicht ganz zwecklose Handlungen zu veranlassen, legen einige Proceßordnungen den Richtern die Pflicht auf, schon beim Erkenntniß auf Beweis diejenigen Thatsachen (Beweissatz, thema probandi) zu bestimmen, auf welche bei der Entscheidung Etwas ankommen kann (wie dies auch in Preußen jedoch durch einfache Decrete geschieht, welche nicht rechtskräftig werden, und also immer wieder abgeändert werden können); andre überlassen den Parteien selbst die Auswahl, und nöthigen dadurch sie selbst und besonders ihre Sachwalter, Alles, auch das Unerhebliche in die Beweisführung mit aufzunehmen. Die Form der Beweisführung ist in den Proceßordnungen bestimmt, am strengsten in Sachsen, wo die Reihe aller einzelnen zur Sprache gekommenen Thatsachen in ein künstliches Gebäude einzelner Sätze, deren jeder mit: Wahr, oder: Nichtwahr anfängt (Beweisartikel) gebracht werden und zugleich dem gegenseitigen Beweise (der vorgetragenen Einreden, und der Gegengründe gegen die Argumentation des Beweisführers) vorgebaut werden muß (Elisivartikel, sofern sie die Einreden oder Repliken entkräften), und der Gegentheil setzt diesem ein ebenso künstliches Gebäude (den Gegenbeweis) entgegen, wozu er der Regel nach berechtigt ist. In Preußen ist diese Form viel einfacher, indem der Richter selbst nach Anleitung des status causae die vorgeschlagenen Beweismittel (Urkunden, Augenschein, Zeugen, Begutachtung durch Sachverständige) benutzt, die Zeugen verhört, ohne daß die Parteien deßhalb eigne Schriften übergeben. Eine geschickte, alles Nöthige und nichts Überflüssiges enthaltende Anlegung des Beweises ist das größte Kunststück des Advocaten, aber selbst kenntnißvolle und geübte Sachwalter scheitern sehr oft an dieser Klippe. Beweismittel sind die schon genannten und die Eideszuschiebung. Gehen sie direct auf die zu erweisende Thatsache, so ist der Beweis ein natürlicher; künstlich (artificiell) nennt man ihn, wenn er nur andre Thatsachen aufstellt, welche zu einem Schlusse auf das eigentliche Beweisthema berechtigen sollen. Da ein Beweis nicht immer vollständig geliefert werden kann, so spricht man von vollen und halben, weniger und mehr als halben Beweisen, die dann durch Erfüllungseide des Beweisführers ergänzt oder durch Reinigungseide des Gegners weggeräumt werden können. Der Streit über den Beweis, dessen Förmlichkeit, Erheblichkeit, Zulässigkeit der Beweismittel u. s. w., macht einen eignen Abschnitt des Processes, das Productions- u. Reproductionsverfahren aus, welches in Preußen ganz hinweggefallen ist. Die Theorie des Beweises ist in dem System des Processes einer der wichtigsten Theile. In Criminalsachen ist von einem solchen Beweise nur bei dem Anklageprocesse die Rede, wo der Ankläger ihn zu führen hat. Dies ist in England und Frankreich der Fall; das übereinstimmende Urtheil von 12 Männern wird aber in England nicht für einen Act des Richteramts, sondern für ein Beweismittel gehalten. Im deutschen Inquisitionsproceß wird kein Beweis geführt, sondern der Richter sucht den Angeschuldigten zu Ablegung eines Geständnisses zu bewegen, und sucht sowol zu

diesem Behufe als auch zu Begründung eines Urtheils gegen einen beharrlich leugnenden Angeklagten alle Beweismittel auf, welche er ausfindig machen kann. Genau genommen, gibt aber doch nur das Geständniß, wenn es frei und ernstlich abgelegt ist und mit den übrigen Umständen übereinstimmt, einen vollkommenen und regelmäßigen Beweis. 37.

Bewußtsein ist derjenige Zustand, in welchem wir die Vorstellungen der Dinge als Veränderungen in uns, nebst ihren Gegenständen, sowol unter sich als von uns selbst unterscheiden. Derjenige Zustand, wo jedes Bewußtsein aufhört, ist der Zustand der Ohnmacht. Erklären läßt sich das Bewußtsein weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff ist. Die Erfahrung lehrt uns bloß, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt sind, oder doch bewußt sein können. Dies macht unser empirisches Bewußtsein aus. Nach demselben sind wir uns also der abwechselnden Zustände, unserer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles Desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterscheiden diese von den vorhergehenden Zuständen, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entsteht. Da nun aber diese Zustände immerfort wechseln, so muß mit ihnen auch dieses Bewußtsein abwechseln; es ist also das empirische Bewußtsein wandelbar. Alles empirische Bewußtsein aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein transscendentales Bewußtsein, d. h. ein solches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies ist das Bewußtsein unser selbst, oder die ursprüngliche Apperception, die wir auch Selbstbewußtsein nennen in einem höhern Sinne. Nach derselben muß in unserer Erkenntniß alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein unser selbst gehören. Dieses ist nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unser selbst in Ansehung aller Veränderungen, die zu unserm innern Leben gehören, bewußt sind. Es ist die bloße Vorstellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zusammenhangs aller Vorstellungen. Daher ist der Satz, daß alles verschiedene empirische Bewußtsein in einem eignen Selbstbewußtsein verbunden sein müsse, der schlechthin erste formale Grundsatz unsers Denkens überhaupt.

Beyme (.....), ehemals k. preuß. Großkanzler, jetzt Mitglied des Staatsraths für die Section der Justiz, beauftragt mit der Einrichtung des Justizwesens in den Rheinprovinzen. Er ist gegen 1770 geb., und erhielt seinen ersten Unterricht auf dem hallischen Waisenhause. Nach vollendeten Studien trat er in die juristische Laufbahn. Als Kammergerichtsrath zu Berlin erwarb er sich bald den Ruf eines scharfsinnigen und überaus thätigen Juristen, und ward nach Menke's Abgang von dem König, dessen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der bestimmten und lebendigen Haltung angezogen worden zu sein scheint, zum Geh. Cabinetsrath gewählt. Sieben Jahre hindurch, bis zu der unglücklichen Katastrophe der Monarchie genoß B. ununterbrochen der Königs Vertrauen. Der Posten eines Geh. Cabinetsrathes für die innere Staatsverwaltung war damals von einer Macht bekleidet, welche das Ansehen der sämmtlichen Staatsminister weit überwog. Beyme besaß alle erfoderliche Eigenschaften, und bemühte sich, bestimmte Ansichten von allen Gattungen der Staatsgeschäfte zu gewinnen. Nach der Zertrümmerung der Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaschine wieder einzurichten. Freih. v. Stein übernahm es, der Schöpfer eines neuen preuß. Staates zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinetsregierung, wollte er sie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber Achtung für Beyme's bestimmtes und nie zu bezweifelndes juristisches Verdienst empfindend, empfahl er denselben dem König zur Würde des Großkanzlers. Keiner unter den alten Staatsministern Preußens hatte die Wirksamkeit, die nöthigen selbständigen Grundsätze dieser Stelle gegen den mächtigen Cabinetsrath so zu

behaupten gewußt, als der Freih. v. Hardenberg. Schon deßhalb mochte die Revolution in der preuß. Staatsverwaltung, welche diesen als Staatskanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm sein; aber in eine Einrichtung, wodurch die Minister von dem Kanzler ziemlich abhängig werden sollten, glaubte er sich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deßhalb seinen Abschied als Großkanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eignes Verdienst und zu hohes Gemüth besaß, um das Verdienst nicht auch am Gegner zu achten, blieb Beyme bald in dieser, bald in jener Thätigkeit für den Staat. 1813 und 1814 war er Civilgouverneur von Pommern. Aber auch hier gelang es ihm nicht, durch seine Geschäftsführung die ihm nachtheilige Stimmung des Volks zu vermindern. 1815 ward er Staatsminister und 1816 in den Adelstand erhoben und ihm die Organisation der Rechtspflege übertragen; doch wurde er seines Ministerpostens 1819 wieder enthoben.

Beys, türkische Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Bassen; sie regieren nur einzelne Provinzen.

Beza, eigentlich de Beze (Theodor), unter den Wortführern der reformirten Kirche im 16. Jahrh. nächst Calvin an Genie und Einfluß der größte. Aus adeligem Geschlecht zu Vezelay in Bourgogne d. 24. Juni 1519 geb., in Orleans unter Melchior Volmar, einem der Reformation ergebenen deutschen Philologen, wissenschaftlich gebildet und früh mit der alten classischen Literatur vertraut, wurde er schon mit 20 J. als lat. Dichter durch muthwillige und witzige „Juvenilia" (eine Sammlung Gedichte, deren er sich später schämte) bekannt, 1539 Licentiat der Rechte und in demselben J. durch seine Familie nach Paris gezogen. Von seinem Oheim erhielt er hier die Anwartschaft auf dessen einträgliche Abtei Froidmond und lebte von den Einkünften zweier kirchlichen Pfründen und dem Nachlasse eines Bruders ziemlich locker. Seine schöne Gestalt, seine Talente und seine Verbindungen mit den vornehmsten Familien öffneten ihm die glänzendsten Aussichten. Von seinen Ausschweifungen zog ihn aber 1543 eine heimliche Ehe zurück und eine schwere Krankheit brachte den schon in Orleans gefaßten Gedanken, sich dem Dienste der reformirten Kirche zu widmen, bei ihm zum Entschluß, sodaß er nach seiner Genesung, alle Vortheile seiner Lage zu Paris aufgebend, 1547 mit seiner Frau nach Genf ging und bald darauf eine Professur der griech. Sprache zu Lausanne annahm. Während der 10jährigen Verwaltung dieses Amtes schrieb er ein franz. tragikomisches Drama: „Das Opfer Abraham's", das viel Beifall fand, hielt zahlreich besuchte Vorlesungen über den Brief an die Römer und die Briefe Petri, aus denen seine später oft und jedes Mal verbessert herausgeg. lat. Übersetz. des N. Test. hervorging, vollendete Marot's Übersetz. der Psalmen in franz. Verse und erlangte so sehr das Vertrauen der reformirten Schweizer, daß sie ihn 1558 einer Gesandtschaft an die protestantischen Fürsten Deutschlands beiordneten, deren Fürsprache bei dem franz. Hofe die Befreiung der in Paris verhafteten Reformirten auswirken sollte. Im folg. J. wurde er zu Genf, als Prediger und bald auch als Prof. der Theologie, der thätigste Gehülfe Calvin's, dem er sich bereits durch mehre Schriften (über die Bestrafung der Ketzer durch die Obrigkeit, zur Rechtfertigung der Verbrennung Servet's, und heftige, bis zur Unart satyrische Streitschriften über die Prädestinationslehre und das Abendmahl gegen Castalio, Westphal und Heßhuß) als treuer Anhänger seines Lehrbegriffs empfohlen hatte. Sein Talent zum Unterhandeln mit den Großen der Erde nahm die reformirte Kirche nun vielfältig in Anspruch. Bei dem Könige Anton von Navarra zu Nerac vermittelte er Begünstigungen der reformirten Franzosen, und nach dessen Verlangen trat er 1561 bei dem Religionsgespräch zu Poissy als Sprecher seiner Partei mit einer Kühnheit, Geistesgegenwart und Gewandtheit auf, die ihm die Achtung des franz. Hofes erwarb. In Paris predigte er oft vor der Königin von Navarra, dem

Prinzen Condé und in den Vorstädten. Bei dem Colloquium zu St.-Germain 1562 sprach er stark gegen die Bilderverehrung, begleitete dann, nach Ausbruch des bürgerlichen Krieges, den Prinzen Condé als Feldprediger und kam bei dessen Verhaftung zum Admiral Coligny. Nach Herstellung des Friedens kehrte er 1563 nach Genf zurück, fuhr hier neben Abwartung seiner Ämter fort, in theologischen Abhandlungen für die reformirte Kirche zu kämpfen, und galt nach Calvin's Tode 1564, wo er dessen Nachfolger ward, als der erste Theolog dieser Kirche, leitete die Synoden der franz. Reformirten zu La Rochelle 1571 und zu Nismes 1572, wo er sich Morel's Antrag auf Änderung der Kirchenzucht widersetzte, ging 1574 in Geschäften des Prinzen Condé an den pfälzischen Hof und maß sich 1586 bei dem Religionsgespräch zu Mömpelgard mit den würtemb. Theologen, besonders mit Jakob Andreä. Als 69jähr. Greis noch lebhaft und rüstig, heirathete er 1588 seine zweite Frau und wußte mit gewohnter Kraft der Wahrheit und des Witzes die Angriffe und Verleumdungen zurückzuschlagen, die seine Feinde, abtrünnige Glaubensgenossen, wie Bolsec, Lutheraner und besonders die Jesuiten gegen ihn häuften. Diese sprengten 1597 aus, er sei gestorben und vorher in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Der nun 78jähr. Beza widerlegte sie in einem Gedicht voll jugendlichen Feuers und wies in dems. J. die Versuche des h. Franz von Sales, ihn zu bekehren, mit den lockenden Anerbietungen des Papstes standhaft zurück. Noch 1600 begrüßte er im genfer Gebiet den König Heinrich IV., der ihn mit 500 Dukaten beschenkte, und starb, nach fast lebenslänglichem Genuß ungeschwächter Gesundheit, den 13. Oct. 1605 an Alterschwäche. Durch entschiedenes Eingehen in die strengen Grundsätze Calvin's, in dessen Geiste er der genfer Kirche kräftig und thätig vorstand, hatte er sich zum Haupte seiner Partei emporgeschwungen und 40 J. das Ansehen eines Patriarchen genossen, ohne dessen Zustimmung kein wichtiger Schritt geschah. Um Einheit, Dauer und Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, opferte er seine eignen Meinungen den einmal angenommenen Calvinischen auf und leistete ihr durch seine vielseitige Gelehrsamkeit, durch seinen beharrlichen Eifer, durch seinen gewandten Geist, durch seine glänzende Beredtsamkeit und selbst durch den Eindruck seiner noch im Alter überlegenen Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er vertheidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit und genialischem Feuer, oft auch mit unbarmherziger Schärfe und Derbheit. Unter seinen vielen Schriften schätzt man noch jetzt die exegetischen und eine ihm zugeschriebene, geistreiche und glaubwürdige „Geschichte der Reformirten in Frankreich von 1521 — 63". Sein Briefwechsel mit Calvin befindet sich in der herzogl. Bibliothek zu Gotha.

Bezifferung. Wenn der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöst worden ist, zum Behufe des Generalbaßspielers oder Desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Clavierinstrumente durch Accorde begleitet, durch Zahlen oder andre Zeichen über den Noten der Grundstimme (Baß) dargestellt wird, pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden stattfinden können, so kommt der Generalbaßspieler, auch bei der größten Aufmerksamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Basses sehr oft in den Fall, daß er zu diesem oder jenem Grundton einen ganz andern Accord anschlägt, als denjenigen, dessen sich der Tonsetzer bedient hat. Hieraus sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimmen bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittelst der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Dies geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B.

der Grundton des Basses c heißt, so muß untersucht werden, zu welchem Accorde dieser Ton der Grundton ist, ob zu C-dur, C-moll, F-dur, F-moll u. s. w. Ist nun der Accord C-dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist es hergebracht, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundton c die große Tertie, also e genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dies c ein b, und dies b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden soll, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird nun auch der Sextenaccord bloß mit 6 und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Tertie und Quinte enthält. Alle übrige Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch $\frac{6}{4}$ u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann h, b, statt a, as u. s. w. gespielt oder gesungen wird. Das Durchstreichen der Zahlen drückt das Aes aus. Neuerdings bezeichnet man auch einfachere kleine Musikstücke (besonders beim ersten Singunterricht) ganz durch Ziffern.

Bezoarstein, eine Kugel, die sich in dem Magen einiger Thiere, besonders des Ziegen- und Antilopengeschlechts, aus Haaren und Pflanzenfasern bildet. Der Bezoar besteht aus verbrennlichen Stoffen und enthält Spuren salziger Verbindungen. Die verbrennlichen Stoffe sind verschieden nach der Nahrung der Thiere und dem Zustande des Magens, worin er sich bildete. Man theilt die Bezoarsteine in orientalische, occidentalische und gemeine ein. Die erstern werden für die kostbarsten gehalten; sie sind zarter und glatter als andre, auswendig sehen sie gräulich oder bläulich aus, inwendig bestehen sie aus zarten, blätterigen Theilen, die fast wie die Schalen der Zwiebel über einander liegen. Ehemals wurde diesen Körpern eine besondere Heilkraft zugeschrieben; jetzt ist der Glaube daran verschwunden.

Biagioli (Josaphat), ein gelehrter italienischer Sprachmeister zu Paris, war vor der Besetzung Italiens durch die östreichisch-russische Armee 1798 Professor der griech. und lat. Literatur an der Universität zu Urbino. Da B. sich für die Sache der Freiheit erklärt hatte, so wandte er sich nach Paris, ward Professor der ital. Literatur an einem Prytanäum und hielt Vorlesungen über dieselbe vor einem oft glänzenden Zuhörerkreise. Er ist Herausg. der „Lettere del Card. Bentivoglio" (Paris 1808, 12.) und Verf. einer „Grammaire raisonnée de la langue italienne à l'usage des Français, suivie d'un traité de la poésie italienne" (Paris 1809), die den Beifall des franz. Instituts erhielt und vier Aufl. erlebte. Im gleichen Sinne gearbeitet war seine „Grammatica ragionata della lingua francese all' uso degl' Italiani (1812). Verdienstlicher noch war eine Ausg. der „Divina Commedia del Dante Alighieri" (Paris 1818, 3 Bde.), die wegen eines correcten Textes und eines Commentars, der zweckmäßig Alles umfaßt, was man zur Erklärung braucht, sehr geschätzt wird, aber auch manche neue Irrthümer über Dante verbreitet hat, zum Theil nur aus leidenschaftlichem Widerspruchsgeist gegen Lombardi. Bei den Ultramontanen erhielt sie die Ehre des Nachdrucks (Mailand 1820, 16.). Biagioli hat den Petrarca und die Gedichte des Mich. Ang. Buonarotti, mit ähnlichem Commentar wie zum Dante, zu Paris herausgeg., und beschäftigt sich mit der Ausarbeit. eines ital.-franz. und franz.-ital. Wörterbuchs. 19.

Bianchini (Francesco), geb. zu Verona 1662, machte in dem Collegium

der Jesuiten seinen rhetorischen und philosophischen Cursus. Mathematik und Zeichenkunst beschäftigten ihn in der Folge. Seit 1680 studirte er in Padua Theologie, Mathematik und Physik, worin Montanari sein Lehrer war, die Anatomie und mit Vorliebe die Botanik. Für die geistliche Laufbahn bestimmt, begab er sich nach Rom und studirte hier die Rechtswissenschaft, jedoch ohne seine Arbeiten über die Experimentalphysik, die Mathematik und Astronomie aufzugeben. Er verband sich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und vermehrte seine Kenntnisse durch das Griechische, Hebräische und Französische. Die Alterthümer wurden ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, befand sich bei allen Nachgrabungen, besuchte alle Museen und zeichnete mit ebenso viel Geschmack als Geschicklichkeit alte Denkmäler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni u. d. N. Alexander VIII. den päpstl. Stuhl bestieg, verlieh dieser dem Bianchini eine reiche Pfründe und ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Papst Clemens XI. setzte diese Gunstbezeigungen fort und erwählte ihn zum Secretair der mit der Calenderverbesserung beschäftigten Commission. B. bekam den Auftrag, in der Kirche St.-Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwere Arbeit, bei welcher Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Auf einer Reise durch Frankreich, Holland und England faßte er die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muster derjenigen zu ziehen, welche Cassini mitten durch Frankreich gezogen hatte. Er beschäftigte sich 8 J. auf seine Kosten damit; allein andre Arbeiten zerstreuten ihn und dies Werk blieb unvollendet. Mit zwei wichtigen Schriften (1727 fg.) über die Venus und über Augusts Grabmal beschloß er seine Laufbahn. Er starb 1729; sein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Mit der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband er Bescheidenheit und die gefälligsten Sitten.

Bias, des Teutamus Sohn, geb. zu Priene, einer der vorzüglichsten Städte Joniens, gegen das J. 570 vor Chr. Er war ein praktischer Weiser, studirte vornehmlich die Gesetze seines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntnisse zum Nutzen seiner Freunde an, indem er für sie vor Gericht sprach, oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter schlichtete. Von seinen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Krösus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier sehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers besorgten, rieth er ihnen, sich mit ihrem Eigenthume einzuschiffen und sich auf Sardinien niederzulassen; aber seine Meinung ward nicht befolgt, und nach vergeblichem Widerstande wurden die Jonier von den Feldherren des Cyrus unterjocht. Die Einw. von Priene selbst, welches Mazares belagerte, beschlossen, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit antwortete er einem seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte: „Ich trage Alles bei mir". Bias blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb. Seine Landsleute bestatteten seinen Leichnam prachtvoll und ehrten sein Gedächtniß. Man führte von ihm eine Menge von Sittensprüchen und Lehrsätzen an. Er ward zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando), Maler und Baumeister, erhielt von seinem Vater Giovanni Maria Galli, einem wenig ausgezeichneten Maler und Architekten, den Namen Bibbiena nach dessen Geburtsstadt in Toscana. Der Sohn war 1657 zu Bologna geboren, zeigte schon von Kindheit an die glücklichsten Anlagen für die Kunst. Carlo Cignani (s. d.) leitete seine Studien. Die architektonischen Zeichnungen und die Beschäftigung mit der Geometrie flößten ihm große Neigung für die Architektur ein. Seine ersten Bauwerke fanden Beifall; dies bewog den Herzog Ranuccio Farnese, ihm die Erbauung eines Lusthauses zu Colorno und die Ver-

schönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf stieg schnell. B. wurde nach Barcelona berufen. Darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Vorsteher seiner Schauspielhäuser, mit dem Titel seines ersten Malers und Architekten. Dann berief ihn Karl VI. nach Wien. Mehre schöne Gebäude wurden in Östreich nach seinen Zeichnungen aufgeführt. In seinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Barromini und A. noch weiter getrieben; dennoch sind seine Arbeiten im Ganzen groß und durch geschickte Behandlung der Perspective ausgezeichnet. Seine Compositionen waren genau und geistreich, die Ausführung fest, sein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechselung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Seine Schriften beweisen seine gründlichen Kenntnisse. Als in seinem Alter sein schwaches Gesicht ihn am Malen verhinderte, beschäftigte er sich mit einer Durchsicht seiner Schriften, die er zu Bologna 1725 und 1731 neu in 2 Bdn. herausgab, den ersten unter dem Titel „Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile". Im 2. handelt er von der Perspective. Er ward zuletzt blind und starb 1743. Seine drei Söhne haben die Kunst ihres Vaters durch ganz Italien und Deutschland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt seines Vaters bei Kaiser Karl VI., Giuseppe starb zu Berlin, und Alessandro im Dienste des Kurfürsten von der Pfalz. Zu Augsburg ist eine Sammlung seiner Decorationen herausgekommen.

Bibel, von dem griech. Biblos, welches die weichere Baumrinde bezeichnet, worauf die Alten schrieben, daher man späterhin jedes Buch Biblos oder Biblion nannte; vorzugsweise wurde so die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Christen als die Quelle ihrer Religion verehren, weßhalb man auch im Deutschen dieses Buch der Bücher die heilige Schrift nennt. Einige dieser Schriften, welche auch die Juden als Urkunden ihrer Religion verehren, befaßt man unter dem Titel des Alten Testaments, oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdische Religionsverfassung unter dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwischen Gott und dem jüdischen Volke vorstellt, das griechische Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtnisses oder Testaments bekommen hat. Dasselbe Bild trug man auch auf die spätere, durch Christum gestiftete Religionsverfassung über, indem man dieselbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwischen Gott und dem ganzen Menschengeschlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Christen als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Testaments oder der Schriften des neuen Bundes. Zwischen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden. (S. Apokryphische Bücher.) Kein Buch in der Welt ist so häufig geschrieben, gedruckt, übersetzt und erläutert worden als die Bibel, sodaß eine Sammlung aller Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Um die Verdeutschung der Bibel hat sich Luther unstreitig das größte Verdienst erworben. Denn obgleich man in neuern Zeiten in den Sinn der biblischen Schriften tiefer eingedrungen ist, als es zu Luther's Zeiten möglich war, so ist doch die Luther'sche Bibelübersetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft, Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch diese Übersetzung kam auch zuerst die Bibel in die Hände der Laien, denen das Lesen der Bibel schon dadurch verboten war, daß dieselbe nur in todten, für die Gelehrten allein verständlichen Sprachen gelesen werden konnte. Seit der Reformation aber ist wol kein christliches Volk auf der Erde, das nicht die Bibel in seiner Muttersprache lesen könnte. „Diese große Verehrung, welche der Bibel gewidmet wird, verdankt sie ihrem in-

nern Werthe. Sie ist das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol für alle übrige aufstellt, seine Geschichte an die Entstehung des Weltalls anknüpft und durch eine Stufenreihe geistiger und irdischer Entwickelungen bis in die entferntesten Regionen der unermeßlichen Ewigkeit hinausführt". „Auch liegt Jedem vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrag dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche". So würdiget Göthe („Farbenlehre", 2. Bd., S. 138) die welthistorische Wichtigkeit und unendliche Anwendbarkeit zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse aller Völker und Zeiten, welche die Bibel vor jedem andern Buche voraus hat. Betrachten wir sie auch nur, wie dieser Schriftsteller, als Mittel zur Entwickelung des menschlichen Geistes, so werden wir uns überzeugen, daß alles Große, Edle und Wahre, was die Geschichte aufweisen und unsere Vernunft entdecken kann, in dem Geiste, der uns aus der Bibel anspricht, seine Bewährung vollendet findet, und daß ein Mensch, nur an diesem Buche herangebildet, hinlängliche Fähigkeit erlangt, was Leben und Wissenschaft ihm sonst noch geben mag, mit gesundem Menschensinne aufzufassen und gedeihlich anzuwenden. Noch viel höher steht die Bibel als Urkunde der wahren Religion. Zwar gab es wahre Religion, ehe die Bücher der Bibel entstanden und gesammelt wurden. Auch ohne sie wußte Israel vom einen Gott, dessen Vorschriften, Verheißungen und Warnungen es aus dem Munde seiner Propheten vernahm. Das Evangelium kam durch mündlichen Vortrag Jesu und seiner Apostel an die Menschen und theilte sich noch lange nur in dieser Gestalt und angeknüpft an die Auslegung des Alten Testaments den christlichen Lehrern und Gemeinden mit, während die Bücher des Neuen Testaments erst nach und nach niedergeschrieben und in Abschriften verbreitet wurden. Wir legen durch den Wunsch, das Christenthum jener Gemeinden der ersten Jahrhunderte in seiner ganzen Kraft und Lauterkeit unter uns erneuern zu können, das Geständniß ab, der Geist Christi habe ihnen frischer, lebendiger und reiner ohne geschriebenes Zeugniß beigewohnt, als der spätern Kirche, die die Bibel ganz besaß. Dennoch gab die Aufbewahrung derselben in den Zeiten der Ausartung der Christenheit, in denen die mündliche Überlieferung immer schwächer und unlauterer wurde, und Menschensatzungen die sichtbare Kirche entstellten, noch allein Hoffnung der Rückkehr zum wahren Christenthume. Diese bahnten, durch die Bibel geweckt und geleitet, die Reformatoren im 16. Jahrh. an, aus der Bibel riefen sie den göttlichen Geist des Urchristenthums wieder ins Leben und erklärten sie mit unbestreitbarem Rechte für die einzige Richtschnur des christlichen Glaubens. (Vgl. Protestant und Protestantismus.) Die mannigfaltigen Veränderungen der theologischen Systeme waren nur Proben verschiedenartiger Auffassung des mit sich selbst einigen christlichen Geistes, der aus der Bibel spricht, an ihr sich nährt und in ihr auch allein die Norm ihres richtigen Verständnisses bildet. Sie wurde das Correctiv aller Verirrungen religiöser Begriffe und Empfindungen, die selbst durch den Abstich ihrer unerquicklichen Resultate vom wahren Bedürfniß der Seelen zur Bibel zurückführen mußten. Semler meinte, es würde uns Nichts von den Lehren des Christenthums abgehen, wenn auch die Bibel sich ganz aus unsern Händen verlöre, so innig habe ihr Geist die Gesetze, Wissenschaften, Verfassungen, Sitten und Empfindungsweisen, kurz alle Richtungen des geistigen Lebens der Christenheit durchdrungen. Aber nur zu stark wird diese Meinung durch die Erfahrung widerlegt. Überall verliert sich der christliche Sinn, wo der Gebrauch der Bibel in Abnahme kommt, und sie muß wieder von allen Ständen als Hauptnahrung für Geist und Herz benutzt werden, damit aus ihr, der echten Quelle göttlicher Wahrheit, Erkenntniß des Heils, Kraft zum Guten, Trost im Leiden und Hoffnung im Tode sich wieder über die Seelen ergieße. Um die Verbreitung guter und wohlfeiler Ab-

drücke der Bibel in deutscher Sprache hat sich die Canstein'sche Bibelanstalt in Halle verdient gemacht. 31.

Bibelgesellschaften. Ein Geistlicher aus dem englischen Fürstenthum Wales, den zunächst der Mangel der wallisischen Bibel nach London führte, gab die Veranlassung, daß am 7. März 1804 zu London die britische und ausländische Bibelgesellschaft gestiftet wurde. Bibelgesellschaft nannte sie sich, weil sie die Verbreitung der Bibel zu ihrem Zwecke machte; britisch sollte sie sein, weil sie ihre Wirksamkeit zunächst auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländisch, weil sie, soweit ihre Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern sich vorsetzte. Um denselben eine desto allgemeinere Brauchbarkeit zu geben, sollten die von der Gesellschaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zusätze und Erklärungen sein. Noch in demselben Jahre war die erste allgemeine Versammlung in London, welche den ihr vorgelegten Plan einmüthig annahm. Lord Teignmouth ward bald darauf zu ihrem Präsidenten gewählt, und mehre Bischöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen die Stellen von Vicepräsidenten an. Bis 1815 hatten sich in allen Theilen Großbritanniens 484 ähnliche Anstalten gebildet und an die erstere als Muttergesellschaft angeschlossen, um diese mit Geldbeiträgen zu unterstützen und dagegen von ihr mit Bibeln versorgt zu werden. Außerdem bestehen noch viele Bibelgesellschaften unter den geringern Volksclassen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Penny erlegen, um sich, ihren Kindern oder noch Ärmern eine Bibel zu verschaffen. Auch in Deutschland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja selbst in den übrigen Welttheilen haben sich ähnliche Bibelgesellschaften gebildet, welche mit der englischen in Verbindung getreten sind. Der 17. Jahresbericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London vom 2. Mai 1821 meldete, daß sie sich mit dem Drucke der Übersetzung der Bibel in folgenden Sprachen beschäftigt: 1) Sanskrit, besorgt von dem Baptistenprediger Dr. Carey zu Serampore in Ostindien, wo diese Übersetzung auch gedruckt wird. 2) Türkisch, erst von Diez, nun von Kiefer in Paris besorgt, welcher auch eine türkische Bibel mit griechischer Schrift für die Griechen in der Türkei redigirt. 3) Chinesisch, von Morrison und Milne, jetzt revidirt von Rémusat in Paris. 4) Die Sprache der Gesellschaftsinseln, in der an 3000 Exemplare des Evangeliums Lucá bereits zu Otaheiti vertheilt sind. Außer diesen neuen Übersetzungen vertreibt die britische Bibelgesellschaft noch viele andre Übersetzungen einzelner biblischer Bücher oder ganzer Neuer Testamente in mehr als 50 Sprachen und Mundarten der Völker von Mittel- und Ostasien, von Calcutta und Madras aus, in den Sprachen der Levante und des nördlichen Afrika, von Smyrna, Malta und andern Depots am mittelländischen Meere (z. B. arabische, syrische, tatarische, äthiopische in zwei Dialekten u. s. w.) aus, und unterstützt sämmtliche Bibelgesellschaften des Continents von Europa. Sie unterhält Agenten fast in allen Theilen der bewohnten Erde, die auf ihre Kosten reisen, um die schicklichsten Wege der Bibelverbreitung auszumitteln, geschickte Übersetzer und Handschriften älterer Übersetzungen für ihre Zwecke zu gewinnen. So erwarb Pinkerton jüngst in Paris für sie fertige Übersetzungen der Bibel in nordasiatischen und tibetanischen Mundarten nebst den dazu gehörigen Schriftformen, welche aus den Archiven der Propaganda zu Rom unter Napoleon nach Frankreich gebracht wurden. Auch an dem Drucke des servischen Neuen Testaments in Leipzig hat sie Antheil. Die schwerste Übersetzung war die in die Sprache der Eskimos. — Die jährliche, durch ihre Einnahmen vollkommen gedeckte Ausgabe, die sie auf diese allgemeine Bibelverbreitung verwendet, beträgt jetzt nahe an 500,000 Thaler. Seit 1814—21 hat sie schon 3,201,978 Bibeln, Neue Testamente oder einzelne biblische Bücher in mehr als hundert verschiedenen Ausgaben und Sprachen oder Dialekten vertheilt. Dabei sind die Vertheilungen selbständiger Töchtergesellschaf-

ten, deren sie 630, u. a. zwei zu Sidney in Neusüdwales und Vandiemensland, zählt und der noch zahlreichern Privatvereine nicht mit eingerechnet. Auch für die Land- und Seemacht Englands und für die Versorgung absegelnder Handelsschiffe mit Bibeln haben sich Gesellschaften gebildet, deren Thätigkeit nicht weniger den Eifer und Aufwand Englands für diesen Zweck beurkundet. In **Deutschland** bestanden 1817 folgende Hauptbibelanstalten: Zu Hanover, wo eine Bibelausgabe von 10,000 Exemplaren vollendet war; zu Berlin; zu Dresden, welche außer einer Stereotypausgabe der deutschen Bibel auch eine Bibelausgabe in wendischer Sprache für die Lausitz besorgt hat; zu Frankfurt a. M.; in Baiern blieb die Bibelverbreitung auf Bemühungen Einzelner beschränkt (von den katholischen Übersetzungen des Neuen Testaments von Goßner und van Eß waren bis 1821 schon an 180,000 Exemplare unter die Katholiken in Deutschland und der Schweiz vertheilt und viele davon auch in die östreichischen Staaten gekommen, die jetzt deutschen Bibeln nicht offen sind); zu Stuttgart, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 Neuen Testamenten schon vergriffen war; zu Hamburg, Baden, Weimar, Bremen, Lübeck; die schleswig-holsteinische zu Schleswig, zu Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunschweig u. s. w. (jede derselben hat ihre Hülfsgesellschaften); die protestantische Schweiz hat eine eigne Bibelgesellschaft; ebenso das Königreich der Niederlande, das auch seine Colonien mit Bibeln versorgt; zu Paris entstand den 6. Dec. 1818 eine Bibelgesellschaft für die Protestanten in Frankreich, welche bei verhältnißmäßig geringen Mitteln (1820 nahm sie nicht mehr als 58,212 Franken ein) ihr Augenmerk vorzüglich auf die Versorgung der Schulen, Hospitäler und Gefängnisse gerichtet hat, aber, weil auch Katholiken Bibeln von ihr annehmen, an der papistisch-jesuitischen Partei in Frankreich ein starkes Gegengewicht findet. In Strasburg wird eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elsaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgesellschaft in Stockholm schon 415,000 und 47,800 Neue Testamente vertheilt hatte; in Norwegen und Dänemark veranstaltete man ähnliche Ausgaben, und die dänische Gesellschaft hat Hülfsgesellschaften in Island und Westindien. Die russische zu Petersburg wetteiferte mit der englischen und ließ die Bibel in 31 Sprachen und Mundarten der Völker Rußlands drucken, unter ihnen auch eine in neurussischer Sprache, da die Kirchenübersetzung die für Nichtgeistliche unverständliche slavonische ist. Diese neurussische Übersetzung findet unter dem Landvolke großen Beifall, klärt es aber auch über Unechtheit der vielen abergläubischen Gebräuche auf, die das Christenthum der griechischen Kirche verunstalten. Sie wird daher einen Kampf der Partei des kirchlichen Christenthums gegen die Bibelchristen veranlassen, der sich kaum anders endigen kann, als mit einer allmäligen Reformation der griechischen Kirche. Die Geistlichkeit ist zum Theil gegen die Bibelverbreitung, und es kam in entferntern Gouvernements deshalb schon zu Verfolgungen eifriger Bibelleser. Die kalmückischen Evangelien und persischen Neuen Testamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongolische Lamadiener am Baikalsee, wird mit Hülfe zweier junger Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Christenthum angenommen haben, eine Übersetzung der Bibel ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tscherkassen, Georgiern und donischen Kosacken haben sich Hülfsgesellschaften gebildet; von Odessa aus verbreitet sich das göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbischof von Gnesen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 28. Juni 1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze Alexanders eine Gesellschaft in Warschau zu errichten. Im Östreichischen erschien 1817 ein Verbot der Bibelverbreitung durch solche Gesellschaften, und die in Ungarn schon bestehenden wurden unterdrückt. Italien, Frankreich, Spanien und Portugal thaten noch Nichts für diese Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inseln aus diesen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg

zugeführt. In Nordamerika wirkt seit 1816 eine große amerikanische Bibelgesellschaft mit ihren Töchtern, jetzt 207, die auch Südamerika mit spanischen Bibeln versorgen und im steten Wachsthum begriffen sind. Die Colonien wetteifern für diese Sache; auch Haiti hat dazu die Hände geboten, und die Eskimos auf Labrador lesen schon die Apostelgeschichte in ihrer Sprache. Ein gleicher, weit wirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt sich im südlichen Afrika und in Ostindien, wo mehre Druckereien Bibeln in den Landessprachen liefern; selbst die Inseln an der Ostseite Asiens werden nicht übersehen. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verschiedenen Confessionen für diesen Zweck, die auch in andern Ländern von gemischter Religion durch das Zusammentreten der Bibelgesellschaften bewirkt worden ist. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Christen von allen Parteien das Gefühl ihrer Gemeinschaft in den wichtigsten Überzeugungen anzuregen. Was dadurch sowol unter den Völkern der Christenheit, als unter den Heiden, die das Christenthum auf diesem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbesserung der Sitten gewonnen werden kann, übersteigt alle Berechnung. In der Geschichte der sittlichen und religiösen Bildung des Menschengeschlechts muß eine so weitumfassende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da schon ihre Übersetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meistentheils auch die Schreibekunst fehlte, eine höchst bedeutende welthistorische Wichtigkeit hat. Die Bibelgesellschaften binden sich an das Fundamentalgesetz, die Bibel ohne Abänderung kirchlich geltender Übersetzungen und ohne Anmerkungen auszugeben, was allerdings Zwiespalt und störende Einseitigkeit am besten von dieser Sache der ganzen Christenheit abzuhalten im Stande ist. Ob aber wol überall der Sinn in der Übersetzung richtig getroffen ist? Und ob nicht die rohen Völker wunderliche Vorstellungen damit verbinden werden, so lange es ihnen an Schulen und Predigern fehlt? — Die durch die Bibel gewonnenen neuen Christen sind größtentheils Schüler der evangel. Missionnaire (vgl. Missionen), folglich gehören sie zu der protestantischen Kirche, in welche das Bibellesen wol auch Katholiken hinüberführen könnte. — Alle Feinde der Bibel sind auch Gegner der Bibelgesellschaften; man darf aber nicht umgekehrt schließen. Indeß läßt eine jetzt von neuem bestätigte Erfahrung nicht bezweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes unaufhaltsam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten. E.

Biber. Dieses kunstreiche Thier findet man in Europa fast überall an Seen und an Flüssen, welche weite Wälder durchströmen, wie in Preußen, Polen, Oberbaiern, an der Elbe u. s. w. Es sieht einer Wasserratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Von seiner Kunstfertigkeit im Bauen ward vielfach erzählt, daß in Canada, wo die Biber häufig leben, sich oft mehre Hundert zu einem gemeinschaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde schlügen, mit Zweigen durchflöchten und so einen Damm zu Stande brächten. In diesem Damme erbaue sich jeder eine Wohnung von mehren Gemächern und 3 Stockwerk Höhe, belege die Fußböden mit Moos, glätte die Wände u. s. w.; dabei rühmte man ihre Ordnungsliebe, Unterwürfigkeit und Pünktlichkeit, gab ihnen einen Rath und Präsidenten u. s. w. Allein ein neuerer englischer Reisebeschreiber, Hearne, der viele Biberbaue untersucht hat, will von solcher Kunstfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen und richten sich, wie jedes Thier, dieselben bequem zur Wohnung ein. Das Fleisch des Bibers wird gegessen, als lecker wird aber sein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fischartig ist. Die Biberfelle geben ein treffliches Pelzwerk, besonders werden die Haare zu Hüten verwandt, die, nach dem latein. Namen des Thieres, Castorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine ölige Feuchtigkeit, die sich in eignen Drüsen bei dem Thiere sammelt, wird als ein krampfstillendes Mittel gebraucht.

Biberich, Marktflecken (2156 Einw.) und herzogl. nassauisches Lust- und Residenzschloß, nahe am Rhein. Nach Gerning's „Rheingegenden von Mainz bis Köln" (Wiesbaden 1819) wurde Biberich, ehemals Biburt oder by der Burg (von der nahen Amöneburg) genannt, die schönste Fürstenburg am Rheine, vor hundert Jahren unter dem Fürsten Johann zu bauen begonnen und dann von Georg August vollendet. Der mit heimischen Marmorsäulen umreihete Speisesaal, oder das Rundeel, ruht auf einem Gewölbe, worunter die Kirche sich befindet. Der große Schloßgarten, in südlicher Fülle prangend, ist in altem und neuem Geschmacke mit verschiedenartigen Lustgängen und Teichen geschmückt. Die vom verstorbenen Herzog auf den Grundlagen der ehemaligen mosbacher Burg am Ende des Gartens neu erbaute Burg enthält schätzbare Denkmale nassauischer Fürsten, besonders aus der Kirche des aufgehobenen Klosters Eberbach. Von der Amöneburg, zwischen Biberich und Castell, ist nichts mehr übrig als die Spur eines Römercastells, und hier möchte wol der (zweite) Rheinübergang des Cäsar gegen die Sueven, auch derjenige des Agrippa gegen die Katten, denen er nach Abzug der Ubier diese Gegend überließ, stattgefunden haben.

Bibliographie (**Bibliognosie**, auch **Bibliologie**) beschäftigt sich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieser doppelten Beziehung gemäß, in eine wissenschaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wissenschaftliche betrachtet die Bücher bloß nach ihrem Inhalte, und hat bei der bald bloß berichtenden, bald zugleich kritischen und beurtheilenden Verzeichnung derselben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichsten Büchern seines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in diesem Sinne des Worts (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) sind gewöhnlich in systematischer Form abgefaßt. Zu denjenigen Wissenschaften gehörend, deren Wachsthum ebenso sehr durch äußere Begünstigungen als durch richtige Grundsätze ihrer Bearbeiter bedingt ist, erkennt die Bibliographie noch immer Frankreich als ihr Mutterland an. Wenn auf der einen Seite der übergroße Reichthum der täglich wachsenden öffentlichen Bibliotheken, die liberalste Eignung derselben für den allgemeinen Gebrauch, die bedeutende Anzahl geschmackvoller Privatsammlungen und ein lebendiger Verkehr mit Büchern aus allen Zeiten und Ländern äußere Begünstigungen seltener Art bieten: so ist es auf der andern Seite der echt praktische Sinn der Nation, welcher die Leistungen ihrer Bibliographen zu den angemessensten Befriedigungen wesentlicher Bedürfnisse erhebt. So war Brunet's „Manuel du libraire" das erste gelungenere Werk, welches in alphabetischer Form das Kostbarste und Erhabenste der Literaturen aller Zeiten und Völker umfaßte, Barbier's „Dictionnaire des ouvrages anonymes" die erste zuverlässige und genießbare Bearbeitung dieses Gegenstandes, Renouard's „Catalogue d'un amateur" der erste Spiegel und gewiß für lange Zeit der einflußreichste Codex der franz. Sammlerrücksichten, die „Bibliographie de la France" das erste Muster, wie der jährliche Zuwachs der Literatur am zuverlässigsten registrirt werden kann, der nicht minder gelungenen einzelnen Leistungen Peignot's, Petit-Radel's, Renouard's (über die Aldinen) u. a. zu geschweigen. Nur eines jener Vortheile kann sich die engl. Bibliographie rühmen, des Reichthums an öffentlichen und Privatsammlungen. Aber der Gebrauch derselben ist theils sehr beschränkt, theils gar nicht gestattet, und Kleinigkeitskrämerei, Geschmack- und Formlosigkeit, Curiositätensucht und sklavisches Hingeben an die bizarresten bibliomanischen Moden des Tags lassen die engl. Bibliographen zu keiner Selbständigkeit und zu keiner wahrhaft nützlichen Thätigkeit gelangen. Die allgemeinern bibliographischen Werke von Adam Clarke („Bibliographical dictionary", 1820) und Rob. Watt („Bibliotheca britannica", 1819) sind verunglückte Compilationen; in den vermischten Sammlungen von Belon („Anecdotes of literature", 1807), Brydges („British bibliographer", 1818; „Censura literaria", 1805), Savage („The

librarian", 1808) u. a. fehlt es an aller Auswahl und häufig auch an Gründlichkeit und tieferer Kenntniß; Ottley's („Inquiry into the origin and early history of engraving", 1816) und Singer's („Researches into the history of playing cards", 1816) Werke, welche in sehr wichtige Punkte der Bibliographie einschlagen, dienen nur zum Beweise, daß es ihren Verf. an aller Kritik mangelt, und läßt man sich endlich von dem Druck, Papier und Kupfern der Dibdin'schen Werke („Typographical antiquities", 1810; „Bibliotheca Spenceriana", 1814; „Bibliographical Decameron", 1817; „Tour in France and Germany", 1821) nicht bestechen, so wird man die Ungründlichkeit und Geschmacklosigkeit ihres Urhebers nicht verkennen können, der seinen einzigen Stolz darin sucht, den bibliomanischen Launen der Vornehmern unter den englischen Sammlern sklavisch zu fröhnen. Wenig unterstützt von öffentlichen, fast ganz entblößt von Privatsammlungen, haben die deutschen Gelehrten, bloß auf das eigentlich wissenschaftliche Bedürfniß hinblickend, mit ernster Thätigkeit die Bibliographie zu fördern gesucht. Dankbar erkennt die neuere deutsche Bibliographie Ersch als ihren Vater an, der sie sowol durch das umfassendste Werk seiner Art („Allgemeines Repertorium der Literatur", 1793—1807), als auch durch sein „Handbuch der deutschen Literatur" recht eigentlich technisch begründet hat. Vorzüglich reich ist sie an Literaturen einzelner Wissenschaften, und die griech. und lat. Schriftstellerkunde, sowie die Kenntniß der alten Drucke, ist von den Deutschen begründet worden. Den ersten deutschen Versuch eines allgemeinern bibliographischen Werks lieferte Ebert (s. d.), der zugleich im 10. Stück des „Hermes" eine Kritik der gesammten neuern deutschen Bibliographie gegeben hat. Die ital. Bibliographie ist nicht mehr, was sie zu Mazzuchelli's, Audiffredi's und Tiraboschi's Zeiten war. Auf den öffentlichen Bibliotheken herrscht fast allgemein große Lauigkeit, die Privatsammlungen werden immer seltener und die kostbaren der Grafen Cassano-Serra und Melzi in Neapel und Mailand sind erst kürzlich nach dem Alles verschlingenden England verkauft worden. Am meisten haben die Italiener für Provinzialbibliographien geleistet (eine der neuesten ist Moreni's „Bibliografia della Toscana", 1805), und Gamba's „Serie de' testi" (1812) ist ein sehr rühmliches Werk. Die Holländer, Spanier und Portugiesen sind in neuerer Zeit für die Bibliographie fast ganz unthätig gewesen, aber die rühmlichste Auszeichnung verdient des wackern Bentkowski „Polnische Literatur" (1814). Speciellere Erwähnung verdienen J. A. Nösselt's „Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in der Theologie" (4. Aufl., Leipz. 1800, und Simon's Forts., Leipz. 1813), E. Chr. Westphal's „Anleit. zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrtheit" (3. Aufl., Leipz. 1791), C. F. Burdach's „Literatur der Heilwissenschaft" (Gotha 1810, 2 Bde.), W. Gf. Ploucquet „Literatura medica" (Tübingen 1808, 4 Bde., 4.), J. G. Meusel's „Bibliotheca historica" (Leipz. 1782—1802, 11 Thle., in 22 Bdn., unvollendet), dessen „Literatur der Statistik" (Leipz. 1816, 2 Bde.), F. W. A. Murhard's „Literatur der mathematischen Wissenschaften" (Leipz. 1797, 5 Bde.), F. Bd. Weber's „Handbuch der ökonomischen Literatur" (Berlin 1803, 2 Bde., nebst Suppl. 1809), G. R. Böhmer's „Bibliotheca scriptorum historiae naturalis" (Leipz. 1785—99, 7 Bde.), Alb. Haller's Bibliotheca botanica (Zürich 1771, 2 Bde., 4.), anatomica (Zür. 1774, 2 Bde., 4.), chirurgica (Bern 1774, 2 Bde., 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 fg., 4 Bde., 4.) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Verzeichnisse von Bibliotheken, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (S. Bücherkataloge.) Allgemeinere und mehr historische Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Denis's „Einleitung in die Bücherkunde" (Wien 1795, 2 Bde., 4.), Achard's „Cours de bibliographie" (Marseille 1807, 3 Bde.), Th. Hartwell Horne's „Introduction to the study of bibliography" (Lond. 1814, 2 Bde.)

und Gabr. Peignot's „Dictionnaire raisonné de bibliologie" (Paris 1802 — 4, 3 Bde.). — Die materielle Bibliographie, oft vorzugsweise Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beschaffenheit, ihren Schicksalen und andern historischen Umständen, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (s. auch Bibliomanie) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von classischen Schriftstellern die Rede ist, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzer's „Annales typographici" (Nürnberg 1793—1803, 11 Bde., 4., geht bis 1536) sind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Buchtitel enthaltenden „Annales typographici" von Maittaire (Haag 1719 fg., 11 Bde., 4.) verbunden werden müssen. Ausführlichere Beschreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander's „Dictionn. bibliogr. du 15ième siècle" (Brüssel 1805, 3 Bde.), Fossius's „Catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae" (Flor. 1793, 3 Bde., Fol.) u. a. m. Die Kenntniß der seltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unsichern Grundes, auf welchem sie beruht, schwieriger ist, als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in oberflächliches Geschwätz und Willkürlichkeiten ausartet, haben mehr entstellt als gefördert J. Vogt's „Catalogus librorum rariorum" (Frankfurt und Leipz. 1793), und J. Jak. Bauer's „Bibliotheca libror. rarior. universalis" (Nürnb. 1770—91, 12 Bde.); werthvoller, aber unvollendet (bis zum Buchstaben J) ist David Clement's „Bibliothèque curieuse" (Gött. 1750—60, 9 Bde., 4.). Auch mögen hierher die Verzeichnisse der in der römischen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfasser anonym und pseudonym erschienener Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographischen Compilation des Vinc. Placcius („Theatrum anonymor. et pseudon.", Hamb. 1708 fg., nebst Mylius's Suppl. 1740 fg.), Barbier's durch Genauigkeit und weise Sparsamkeit sich gleich empfehlendes „Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon." (Paris 1806—9, 4 Bde.) (doch bloß franz. und latein. Schriften enthaltend). Endlich gibt es mehre vermischte Sammlungen von Beschreibungen seltener Bücher, besonders die von F. G. Freytag („Analecta lit.", Leipzig 1750; „Apparatus lit.", Leipzig 1752, 3 Bde.; „Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern", Th. 1, Gotha 1776), M. Denis („Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek", Wien 1780, 4.). Welche wichtige Quelle für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitschriften sind (s. Literaturzeitung), bedarf keiner Erinnerung. A — s.

Bibliomanie (ein aus dem Griech. in der neuesten Zeit gebildetes Wort) entspricht zwar dem deutschen Worte Büchersucht, wird aber in unsern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht edleres, doch kunstgerechteres Ansehen gibt. Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Worts kauft nicht ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm vor die Hand kommt, sondern sammelt nach gewissen Rücksichten, legt aber dabei auf außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt sich bei dem Ankaufe mehr durch diese als durch den wissenschaftlichen Gehalt, oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen. Diese Rücksichten beziehen sich theils auf sogenannte Collectionen, theils auf Schicksale und Alter der Bücher, theils auf das Material derselben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zusammengehörig betrachtet werden, weil sie einen gewissen, den Bibliomanen wichtigen Gegenstand betreffen, oder in einer gewissen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erschienen sind, sind zum Theil noch am meisten wissenschaftlich belehrend. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollständigste zu Stuttgart) oder einzelner

Classiker (über Horaz und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidan's Commentarien auf der dasigen Universitätsbibliothek, über Virgil in der Trew'schen Bibliothek zu Altorf), der Elzevir'schen Republiken (dresdner Bibliothek), der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Crusca angeführten Ausgaben ital. Classiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni (von letztern vollständigste Sammlung in der Bibliothek der Herzogin v. Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erschienenen Ausg. der Classiker u. a. m. Früher am meisten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung, sind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schicksale merkwürdig sind, wohin seltene (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und Salthon, von den noch bestehenden die verhältnißmäßig stärkste zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verstümmelungen gesuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein gesucht sind indessen die in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher (Incunabeln), insbesondere die ersten Ausg. (editiones principes) classischer Schriftsteller. Am gewöhnlichsten aber bezieht sich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit unerhörten Preisen werden oft bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avant la lettre und farbige Abdrücke, Exemplare, die mit Miniaturen und schön gemalten Anfangsbuchstaben verziert, oder auf Pergament (beträchtlichste Sammlung derselben die 1815 versteigerte von Mac Carthy; an einem eignen bibliographischen Werke über diesen Gegenstand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen („Oeuvres du Marq. de Villetto", Lond. 1786, 16.), auf verschiedenen Papierversuchen (Fr. E. Bruckmann's „Historia naturalis Asbesti", Braunschw. 1727, 4., auf Asbestpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich rosenfarbig, in ältern deutschen Büchern gelb, seltener grün; Verzeichniß derselben in Peignot's „Répertoire des bibliographies spéciales", Paris 1810), auf großem, d. h. mit sehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien bestimmten) Rande versehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt („Fasti Neapolionei", Paris 1804, 4., ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldenen Buchstaben; „Magna Charta", London, Whitaker 1816, Fol., drei Exemplare auf purpurfarbenem Pergament mit goldenen Buchstaben), oder deren Text ganz in Kupfer gestochen ist (Verzeichniß derselben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England ist auch der Einband ein Gegenstand dieses Luxus geworden. In ersterm Lande sind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geschätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von dessen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den glasgower Äschylus von 1795 besitzt, dessen Einband 16 Pf. Sterl. 7 Schill. kostete. Überhaupt wird in London in diesem Stücke eine solche Verschwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklin'schen Bibelwerks (4 Folbde.) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydell's große Ausg. des Shakspeare (9 Bde. mit den großen Kupf.) 132 Pf. St. kostet. Oft ist selbst der Schnitt des Buchs mit den saubersten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art suchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox's „Geschichte Jakobs II." mit Anspielung auf den Namen des Verf., in Fuchsleder (Fox-skin), und der bekannte engl. Biblioman Askew ein Buch sogar in Menschenhaut binden. Die dresdner Bibliothek besitzt mehre in vergoldetes Messing, und die königsberger Schloßbibliothek 20 in Silber gebundene Bücher (gemeiniglich die silberne Bibliothek genannt), welche mit großen und schön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich besetzt sind. Zur äußern Ausschmückung gehört auch die Einfassung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire réglé), ge-

wöhnlich von rother Farbe: eine Sitte, die man schon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erschienenen, findet. Das ehemals sehr übliche Illuminiren der Kupfer ist dagegen, wenn es nicht der Inhalt derselben nothwendig macht (z. B. bei naturhistorischen oder das Costum betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunst des Grabstichels verbergen. Daher werden auch z. B. illum. Exemplare von Dürer'schen Holzschnitten weniger geschätzt als solche, denen man ihre ursprüngliche Gestalt gelassen hat. Wie groß indessen auch die Menge der künstlichsten Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen suchte, sein mag, so waren sie doch fast alle erschöpft, bis man endlich auf den sublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferstichen, welche zwar den Text des Buchs erläuterten, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, zu bereichern und so sich auf diese Art einzige Exemplare verschaffen. So bietet Longman in London eine solche **illustrated copy** von dem sonst ganz gewöhnlichen „**Biographical dictionary of all the engravers**", von Joh. Strutt (Lond. 1785—86, 2 Bde., 4.), aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeschwellt ist und nicht weniger als 2000 Pf. St. kosten soll; auch die dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus's „Historischem Lexikon". Unter den Versteigerungen, in welchen sich die Ausschweifungen der Bibliomanen besonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs v. Roxburgh zu London, 1812, einen Rang, der ihr nie wird streitig gemacht werden können. Alles wurde in derselben fast mit unglaublichen Preisen bezahlt (es ist bekannt, daß die erste bei Valdarfer 1471 erschienene Ausg. des Boccaccio um 2260 Pf. St. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folg. Jahr ein Bibliomanio-Roxburgh Club gestiftet, dessen Präsident Lord Spencer ist, und der sich jährlich am 13. Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St.-Albans Tavern versammelt. Es bedarf wol keines weitern Beweises, daß in der Bibliomanie, die ihre erste kunstmäßige Ausbildung gegen das Ende des 17. Jahrh. in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzosen noch Italiener, und noch weniger die kleine Zahl von Sammlern im Süden von Deutschland streitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben sie auch das freilich etwas zweideutige Verdienst, in Th. Frognall Dibdin's „**Bibliomania or book madness**" (Lond. 1811, womit desselben „**Bibliographical Decameron**", Lond. 1817, 3 Bde., zu verbinden ist) die sonderbarsten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein System gebracht zu haben. A—s.

Bibliophilie, Bücherliebe. Dieses Wort dient zur allgemeinern Bezeichnung Dessen, was die Franzosen als Eigenschaft der **amateurs**, die Engländer der bibliomanes verstehen. S. d. vor. Art.

Bibliothekar kann nur Derjenige mit Ehren genannt werden, der mit gründlichen und umfassenden Sprach- und Sach- (vorzüglich literarischen und historischen) Kenntnissen versehen, von unermüdlichem Fleiße und strengster Ordnungsliebe belebt, von echt praktischem Sinne und Geiste für das höhere Geschäftsleben durchdrungen und mit historischer Unbefangenheit und Ruhe ebenso sehr der Vergangenheit als der Gegenwart lebend, beiden Theilen der Bibliothekswissenschaft, der Einrichtungs- wie der Verwaltungskunde, im Ganzen wie im Einzelnen genügend zu entsprechen vermag. Nur ein entschiedener innerer Beruf und eine mehrjährige und gewissenhafte theoretische und praktische Vorbereitung (über ihre Stufenfolge s. „Die Bildung des Bibliothekars", von F. A. Ebert, 2. Aufl., Leipz. 1820) kann zur würdigen Erreichung dieses bei weitem nicht nach seiner ganzen Wichtigkeit erkannten Zieles führen. Denn es ist endlich Zeit einzusehen, daß die Bibliotheken keineswegs todte Rüstkammern, sondern in ihrer Art ganz Dasselbe sein sollen, was Universitäten und Schulen in der ihrigen sind — in voller Kraft

sich regende und (wenigstens in ihrem nächsten Kreise) nach allen Seiten hin wohlthätig spendende Bildungsanstalten. Die königl. Bibliothek zu Paris ist dies, wie nie eine deutsche es war. Desto größer aber ist die Verbindlichkeit der Oberbehörden deutscher Bibliotheken, künftig keinen Bibliothekar ohne strenge Prüfung anzustellen, sein Amt nicht mehr zu einer Sinecure oder Versorgung unbrauchbarer Subjecte herabzuwürdigen, ihm durch einen angemessenen Gehalt das ungetheilte Hingeben an seinen schweren Beruf möglich zu machen, und ihn endlich nicht als gewöhnlichen Officianten, sondern mit derjenigen Achtung und dem Vertrauen zu behandeln, welches jedem gründlichen und vielseitig gebildeten Gelehrten gebührt. (S. Bibliotheken.) 52.

Bibliotheken. Die älteste Bibliothek wird fabelhafter Weise dem ägyptischen Könige Osymandyas zu Memphis zugeschrieben. Unter den Griechen legte Pisistratus zu Athen zuerst eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Persien abführen, Seleucus Nicanor aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmtesten war im Alterthum die Alexandrinische Bibliothek. (Vgl. Alexandria.) Nach Rom brachten die ersten Bibliotheken Ämilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erste öffentliche Bibliothek stiftete Asinius Pollio, auch aus gemachter Beute. Eine sehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäsar an und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. August stiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine Palatina hieß, weil sie im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Hügel stand, die andre sich im Porticus der Octavia befand und daher Octaviana hieß. Nero's Brand richtete mehre Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ sie wiederherstellen. Trajan legte eine sehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es große Privatbibliotheken. Diese Schätze wurden zerstört oder verstreut, theils durch die verwüstenden Völkerwanderungen, theils durch die Bilderstürmer. — Im 9. und 11. Jahrh. wurden durch den weisen oströmischen Kaiser Basilius Macedo und durch die gelehrte Komnenische Kaiserfamilie mehre Büchersammlungen, besonders in den Klöstern auf den Inseln des Archipelagus und auf dem Berge Athos, angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine ansehnliche Bibliothek von arabischen Büchern. Al Mamun ließ auch viele griech. Codices aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im Occident wurden vorzüglich seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. auf Karls des Gr. Ermunterung Bibliotheken angelegt. In Frankreich war eine der berühmtesten in der Abtei St.-Germain de Prés zu Paris; in Deutschland die Bibliotheken zu Fulda, Korvey, und seit dem 11. Jahrh. zu Hirschau. In Spanien hatten die Araber im 12. Jahrh. 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu Cordova 250,000 Bde. enthielt. Auch in England und Italien wurden mit großem Eifer Büchersammlungen angelegt, namentlich von Richard Aungervyle, Petrarca, Boccaccio u. A. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst konnte dies leichter und mit mindern Kosten geschehen. Nicolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Bessarion vermachte seine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Venedig. Man lese Petit-Radel's interessante „Recherches sur les bibliothèques anciennes et modernes jusqu' à la fondation de la Bibl. Mazarine" (Paris 1819). Die berühmtesten Bibliotheken der neuern Zeit sind: die königl. Bibliothek zu Paris (über 350,000 gedruckte Bücher und 70,000 Handschriften), die Centralhofbibliothek zu München (über 400,000 gedruckte Bücher und 9000 Handschr.), die kaiserl. zu Petersburg (300,000 Bücher und 11,000 Handschr.), die kaiserl. zu Wien (300,000 Bücher und 12,000 Handschr.), die akademische zu Göttingen (gegen 300,000 Bücher), die königl. zu Dresden (wenigstens 220,000 gedruckte Bücher, 150,000 Dissertationen und kleine Schriften nicht gerechnet, und 2700 Handschr.), die königl. zu Kopenhagen (130,000 Bücher und 3000 Handschr.), im Escurial (130,000 Bde. und treffliche arabische Handschr.), die königl. zu Berlin (180,000 Bde. und

7000 Handschr.), die akademische zu Prag (130,000 Bde. und 8000 Handschr.), die königl. in Stuttgart (116,000 Bde.), die vaticanische zu Rom (30,000 Bücher und 40,000 Handschr.). In England sind die beiden größten Bibliotheken die Bodlejanische in Oxford (500,000 Bde. und 30,000 Handschr.) und die Bibliothek des britischen Museums zu London (150,000 Bücher und gegen 60,000 Handschr.)

Biblische Alterthumskunde oder Archäologie, die Wissenschaft, welche die Verfassung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdischen Volks, theils der frühesten christlichen Kirche, folglich die biblischen Alterthümer (Antiquitäten) beschreibt. Die bürgerlichen Verhältnisse, die gottesdienstlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthschaften und a. Dinge des äußern Lebens machen den Gegenstand dieser Wissenschaft aus. Die biblischen Alterthümer sind theils jüdische, theils christliche. Die Quellen der erstern sind das Alte Testament, die Schriften des Josephus und des Philo und der Talmud, nebst den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit großer Vorsicht gebrauchen, wenn man nicht die Sitten der spätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der christl. Alterthümer sind das Neue Testament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apostel lebten und schrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen seiner Schriftsteller, in denen darauf angespielt wird, unverständlich, und es ist daher dem Schriftausleger die Kenntniß der biblischen Antiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftstellern, welche über die jüdischen Alterthümer geschrieben haben, sind besonders Voland, Joh. Simonis, Ernst Aug. Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Joh. Jahn zu bemerken. Über die christlichen Alterthümer findet man theils in den Commentaren über das N. T., theils bei den Kirchenhistorikern den nöthigen Unterricht. N.

Biblische Erdkunde ist die Wissenschaft, welche die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder kennen lehrt, die der Schauplatz der heiligen Geschichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volkes, theils der ersten Pflanzung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt Palästina, gibt aber zugleich von den an Palästina grenzenden asiatischen Ländern und von den Provinzen des römischen Reichs Nachricht, in die das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieser Wissenschaft sind die heiligen Bücher selbst, die Schriften des Josephus, die geographischen Schriftsteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein „Onomasticon urbium et locorum scripturae s.“, welches der Bischof von Cäsarea Eusebius im 4. Jahrh. in griech. Sprache schrieb und Hieronymus ins Lat. übersetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche diese für den Schriftausleger höchst wichtige Wissenschaft bearbeitet haben, werden die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand von Hamelsfeld geschätzt. (Vgl. Geographie.) N.

Biblisches Christenthum nennt man diejenige Auffassung der christlichen Religion, die sich allein an den religiösen Inhalt der heil. Schrift bindet und von Lehren, die darin nicht begründet sind, nichts wissen will. Bibelchristen oder Biblisten sind daher solche Christen, die ihren Glauben allein auf die Bibel gründen. Unter den Protestanten, die von demselben Grundsatze ausgehen, können sie keine Spaltungen veranlassen, wol aber in der katholischen Kirche, deren Lehren keineswegs durchgängig durch die Bibel bestätigt werden, ja oft mit dem Geiste der Bibel im Widerspruch stehen. Die Thätigkeit der Bibelgesellschaften kann viel zur Vermehrung dieser Classe von Christen beitragen; doch ist zu wünschen, daß dem Verständniß der Bibel überall durch einsichtsvolle und christlich gesinnte Lehrer nachgeholfen werde. 31.

Bicètre, in der Nähe von Paris, Schloß und Dorf, dessen Lage auf einem

Hügel eine der schönsten Aussichten auf Paris, den Lauf der Seine und die Umgegend gewährt. Das Schloß erbaute Ludwig XIII. zu einem Aufenthalt für die Invaliden. Als Ludwig XIV. später das große Invalidenhaus (Hôtel royal des Invalides) erbauen ließ, erhielt Bicètre die Bestimmung eines großen Hospitals, wozu es sich durch seine gesunde Lage vorzüglich eignet. Nur Wasser fehlte in der Nähe. Um sich dasselbe zu verschaffen, wurde 1733 in dem Felsen ein Brunnen angelegt. Bicètre hat außerdem noch eine Art von Zuchthaus (maison de force) für Libertins, Betrüger, Spitzbuben u. dgl. Seit der Revolution ist hier auch das Depot der zu den Galeeren verdammten Verbrecher, die von hier nach den Kriegshäfen transportirt werden. In dem Gefängniß und Arbeitshause von Bicètre sind Glasschleifereien und andre Werkstätten angelegt, in welchen die Gefangenen auf eine für sie nützliche Weise beschäftigt werden. 2200 Betten sind in dem Hospitale zur Aufnahme kranker alter Männer bestimmt. Es wird Niemand unter 70 J. aufgenommen. Diese alten Männer, die mit der größten Aufmerksamkeit verpflegt werden, verfertigen niedliche kleine Arbeiten aus Holz und Knochen, welche unter dem Namen Bicètre-Arbeiten in Frankreich bekannt sind. Noch ist seit der Revolution ein großes Gebäude für unheilbare Wahnsinnige angelegt.

Bidassoa, Grenzfluß Spaniens und Frankreichs, entspringt auf spanischem Boden, wird von Vera an Grenzfluß und ist von Biriatou an mittelst der Flut schiffbar, bildet die Fasanen- oder Conferenzinsel, wo 1659 der pyrenäische Friede geschlossen wurde, und fällt zwischen Andaye und Fuentarabia ins Meer. Auf der spanischen Seite des Flusses befindet sich auf dessen Thalrand eine vortheilhafte Stellung bei St.-Marcial, welche die große Straße von Bayonne deckt. Hier schlugen am 31. Aug. 1813 8000 Spanier noch einmal so viel Franzosen, welche diese Position, um St.-Sebastian zu entsetzen, forciren wollten, zurück. 32.

Bidpai, Fabeldichter, soll 400 Jahre v. Chr. gelebt und auf Befehl des Königs Dabschlim in indischer Sprache die unter dem Titel „Kalila und Dimnah" bekannte Sammlung höchst anziehender und artiger Erzählungen und Apologien geschrieben haben, welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlandes übersetzt worden ist. Daß aber das ganze Dasein dieses Schriftstellers auf einem Mißverständnisse beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Sanskrit-Worte Hitopadesa (nützlicher Unterricht) entstanden ist, welchen Titel das Buch in der sanskrit. Ausgabe (Serampoore 1804, 4., London, besorgt von Wilkins, 1808, 4.; einzelne Theile derselben gab Prof. Bernstein 1823 in Breslau heraus) führt, hat Beigel in Ideler's Werk über die Sternnamen, S. 369, scharfsinnig bemerkt. Von der arabischen Übersetzung hat Silv. de Sacy eine schöne Ausgabe mit franz. Übersetzung geliefert (Paris 1816, 2 Bde.); nach einer frühern franz. Übersetzung ist die deutsche „Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens" (Leipzig 1778), gearbeitet, und das Sanskritoriginal hat Wilkins (London 1787) ins Englische übersetzt.

Bielshöhle, auch Mehlloch genannt, eine Schwester der **Baumannshöhle** (s. d.), welche sie aber an Sehenswürdigkeiten übertrifft. Sie liegt, wie jene, beim Dorfe und Hüttenwerk Rübeland im Fürstenthume Blankenburg, 2 Stunden von Blankenburg und 1 Stunde von Elbingerode am rechten Ufer der Bode in dem Berge, welcher Bielstein heißt. Sie hat 11 Abtheilungen, welche $646\frac{1}{4}$ braunschw. Fuß (den Fuß zu 12 Zoll gerechnet) in der Länge betragen. Der Eingang liegt 101 Fuß über die Sohle des Thals erhaben. Über und neben der Decke der 4., 5. und 6. Höhlenabtheilung streicht noch eine Höhle weg und bildet gleichsam eine obere Etage des Höhlengebäudes, die von der 7. am bequemsten bestiegen werden kann. Unter den vielen Figuren, welche der Tropfstein und Stalaktit gebildet hat, sind das Orgelwerk in der 8. und das wellenförmige Meer in der 9. Höhle die bemerkenswerthesten. Die Bielshöhle wurde 1762 entdeckt, aber

erst 1788 durch einen gewissen Becker zum bequemen Besuchen eingerichtet, welcher dafür von der Kammer in Blankenburg das Privilegium erhielt, sie allein zeigen zu dürfen. Auf dem Bielstein wurde ehemals der Götze Biel verehrt. Sobald man den Rasen abstößt, kommt das Mauerwerk hervor, welches die Ebene des Standorts des Götzen befestigt hat. Hinter ihm findet man noch die Grundmauern von der ehemaligen Priesterwohnung.

Bienen. Diese durch Kunsttrieb, Ordnungsliebe und Fleiß so merkwürdigen Insekten sind von den Menschen früh unter die Hausthiere versetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man sie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hausen, sind rauher, dicker und schwärzer als die zahmen. Der Haushalt der Bienen ist bewunderungswürdig; indeß sind die Beobachtungen über viele Eigenthümlichkeiten derselben noch sehr widersprechend. Die Bienen leben in zahlreicher Gesellschaft zusammen, die man Schwarm nennt und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geschlechtslosen, aus 1600 Drohnen oder männlichen Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weisel nennt, besteht. Die Arbeitsbienen sind die kleinsten; sie bilden den Staat, bauen regelmäßig genau die Zellen, sammeln Wachs und Honig und nähren die Brut. Die Zellen sind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem Stocke befinden sich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig holen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zusammen. Den Honigstoff verschlucken sie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig und geben ihn dann in den Zellen von sich. Den Wachsstoff holen sie ebenfalls als Blüthenstaub aus den Blumen und bringen ihn nach Hause, indem sie denselben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. Zu Hause wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs verarbeitet. Die Drohnen sind größer als die Arbeitsbienen, haben aber keinen Stachel; ihre Bestimmung scheint nur die Befruchtung der Königin zu sein. Kurz darauf sterben sie, oder werden, wie Einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Königin ist die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine zweite geduldet; entstehen bei einer Brut mehre, so bilden sie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwickelt sich alle Jahre ein neuer Schwarm, trennen sich aber zwei oder gar drei, so ist dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu schwach werden. Die Königin ist größer als die übrigen Bienen, doch nicht so groß als die Drohnen; ihre Bestimmung ist, das Geschlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es sich entwickelt, von den Arbeitsbienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen sie, und der ganze Schwarm zerstreut sich oder stirbt, wenn sie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforscher beobachtet haben, daß sie sich zuweilen eine neue Königin verschaffen; sie erweitern nämlich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und so entwickelt sich daraus eine neue Herrscherin. S. Bonnet's „Betrachtungen über die Natur", Struve's „Prakt. Anleitung zur Bienenzucht", Lehnke's „Bienenzucht" und Unhoch's „Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Bienen", 3 Thle. (Wien 1824). — Bekannt ist das kleine, treffliche italienische Gedicht von dem Florentiner Giov. Rucellai (starb 1526 zu Rom) „Die Bienen". Es erschien zuerst 1539.

Bienenrecht, der Inbegriff der zum Besten der Bienenzucht erlassenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Gesetze und das darin gegründete Recht. Die Bienen werden nach dem römischen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachsenrechte zu den Gewürmen, und nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereiht. Auf seinem Eigenthum ist Jeder Bienen zu halten befugt, insofern den Nachbarn dadurch kein wesentlicher Schaden zugefügt wird, oder von Andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden

kann. Auf fremdem Grunde und Boden ist aber zur Anlegung eines Bienenstandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derselben können weder die Hutungsberechtigten, noch andre Immeker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenstellen haben, widersprechen, wenn die letztern kein besonderes Verbietungsrecht erweisen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenstandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerspruch statt, weil es dem Besitzer einer Bienenstelle freistehen muß, sein Eigenthum selbst oder durch Verpachtung zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten rc., welche von den Bienen entrichtet werden, beruhen auf Herkommen und auf besondern Gesetzen, nach welchen man auch sowol die Strafe des Bienendiebstahls überhaupt, als die verschiedenen künstlichen Arten desselben zu beurtheilen hat. Wer sogenannte Heer= oder Raubbienen mit Gift oder auf andre Weise tödtet, muß zwar den Eigenthümer derselben entschädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz nicht klagen, weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verständiger Bienenkenner der letztere gewöhnlich selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen ist. Allein auf die zahmen jungen Bienenschwärme hat der Eigenthümer des Mutterstocks ein ausschließendes Recht, und er kann sie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Ersatz der dadurch verursachten Beschädigungen, verfolgen und daselbst einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterstocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müssen, weil er gänzlich aus den Augen verschwunden ist, so kann der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem der Schwarm sich gesetzt hat, denselben einfangen oder dessen unentgeltliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter, ohne des Eigenthümers Vorwissen, oder wider dessen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen seines Nachbars Bienen verbrennt, weil sie um seinen Stock schwärmen, ist zum Schadenersatz verpflichtet. Der Waldbienenstock endlich gehört zu Waldnutzungen, mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anspruch machen. X.

Bier. Schon seit länger als 2000 J. kennt man den Gebrauch desselben. Der griech. Dichter und Satyriker Archilochus, der ungefähr 700 J., und die griech. Tragödienschreiber Äschylus und Sophokles, welche länger als 400 J. vor Chr. lebten, nennen es Gerstenwein. Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäsar, um 50 v. Ch. lebte, gedenkt im 20. Cap. des 1. Buchs s. „Geschichte" ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, ungefähr in der Mitte des 1. Jahrh. nach Chr., an mehren Orten s. „Naturgeschichte" von diesem Getränke. Er sagt, daß dasselbe auf verschiedene Weise zubereitet würde, ja, daß es eine Art desselben gäbe, welche noch geschickter als der Wein selbst wäre, die Menschen trunken zu machen. Er gibt uns ferner die Nachricht, daß dieses Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien und in andern Provinzen des römischen Reichs aber cerevisia genannt worden, besonders bei den alten Deutschen in Gebrauch gewesen und bei diesen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getreides, und von vis, die Macht) geheißen worden sei. Übrigens haben, sagt man, die Ägypter, als die ersten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerst erfunden und dergleichen in der spätern Zeit zu Pelusium verfertigt, welches den Namen dieser Stadt geführt haben und sehr berühmt gewesen sein soll. Jetzt ist das Bier in Ägypten ganz unbekannt. Es bleibt jedoch unerörtert, ob und inwiefern das Bier der Alten mit dem unserigen, besonders mit dem starken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutsche Wort Bier kann am natürlichsten von bibere (trinken) abgeleitet werden. — Was die Zuträglichkeit seines Genusses betrifft, so muß man die leichten und die starken Bierarten unterscheiden. Die leichten schäumenden

Biere sind nur im Frühlinge, und bald nachdem sie gebraut worden, gut und sowol Gesunden als Kranken heilsam. Gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht schäumend, sind sie fast für Jedermann ein überaus gesundes, dem Magen zuträgliches, Durst stillendes Getränk. Man empfiehlt sie in Nierenkrankheiten; auch scheinen sie der Steinkrankheit entgegenzuwirken; denn dieses Übel ist in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen sind ebenfalls Denen zu empfehlen, die zur Schwindsucht Anlage haben, und besonders Denen, die von trockenem und gallichtem, oder sanguinischem und reizbarem Temperament sind; sie stillen den entzündlichen Zustand, wenn die Krankheit einen gewissen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entstehen vor. Zu den starken oder schweren Bieren gehören mehre Braun- und diesen ähnliche Weißbiere, zu welchen die Bestandtheile in starken Massen genommen werden; dann aber die geistigen Biere, die eine vollständigere Gährung und Kochung durchgegangen sind und sich länger halten. Die erste Abtheilung enthält die schädlichsten Weiß- und Braunbiersorten, welche trübe, aus schlecht bereitetem Malze verfertigt, schlecht gebraut sind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verursachen, zumal jung, Koliken, Blähungen, Harnzwang u. dgl. Doch verlieren sie diese schädlichen Eigenschaften, wenn sie einige Zeit auf dem Fasse gelegen und die Hefen abgestoßen haben. Ein andrer Nachtheil dieser Biere, den sie selbst für Diejenigen haben, die sie gut verdauen, besteht darin, daß sie die Werkzeuge des Unterleibes erschlaffen, die Eingeweide verschleimen, oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die starken geistigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden sind und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und sind eben so berauschend und noch nahrhafter als der Wein, den sie sehr gut ersetzen. Dahin gehört vorzüglich der englische Porter, dessen berauschende Kraft übrigens, wenn er, wie in England gewöhnlich, vom Fasse getrunken wird, nur gering ist, und der auch in mehren Krankheiten mit Nutzen angewandt wird. In Ägypten führte die franz. Expedition die Bierbrauerei ein, und nach neuern Nachrichten geht dort noch jetzt die Bierbrauerei fort.

Biester (Johann Erich), erster Bibliothekar an der königl. Bibliothek zu Berlin, geb. 1749 zu Lübeck, wo sein Vater ein wohlhabender Seidenhändler war, zeigte früh Neigung für Sprachen. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, unter Overbeck's Leitung, einen guten Grund gelegt, studirte er in Göttingen die Rechte. Allein seine Lieblingsfächer blieben Literaturgeschichte, Sprachen, Kritik, Geschichte. In seiner Vaterstadt begann er die juristische Praxis, und arbeitete nebenbei an der „Rostockschen gelehrten Zeitung"; nachher an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". 1773 ging er nach Bützow als Privatdocent an der Hochschule, lehrte Sprachen, Geschichte und sogenannte schöne Wissenschaften und ward 1774 Dr. der Rechte. 1775 legte er sein Amt nieder, machte eine Reise nach Berlin, hielt sich dann in Mecklenburg und Lübeck auf, und wurde 1777 zu Berlin Privatsecretair bei dem die Künste und Wissenschaften eifrig befördernden Minister v. Zedlitz. Als Haus- und Tischgenosse dieses edeln Mäcen kam er mit den ausgezeichnetsten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigsten verband er sich mit Gedike. Sie unternahmen 1785 gemeinschaftlich die „Berlinische Monatsschrift", welche vornehmlich durch Biester's Thätigkeit u. Verbindungen eine der gehaltvollsten Zeitschriften wurde, welche damals erschienen und die er von 1791 an allein fortsetzte. Auch übersetzte er „Anacharsis's Reisen" mit besondern Anmerk. 1784 ward er von Friedrich II. zum Bibliothekar an der königl. Bibliothek ernannt. In diesem Amte erwarb er sich bedeutende Verdienste. Er ordnete die Bibliothek, öffnete sie dem allgemeinen Gebrauche und sah sie auf seine Vorschläge vielfach bereichert. Der

jetzige König, der sie mit der Akademie verband, ernannte Biester 1798 zum Mitgliede dieser Anstalt. Er starb 1816.

Bièvre (Marquis v.), Marschall, geb. 1747, diente unter dem Corps der Musketiere, einer adeligen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb sich einen Namen durch seine witzigen Antworten und Calembourgs. Nachdem er verschiedene Unterhaltungsschriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 „Le séducteur", ein Lustsp. in Versen, auf die Bühne, welches sich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewol das Stück in Plan und Ausführung schlecht ist. Ein andres Lustsp. von ihm „Les réputations", ist nach der ersten Aufführung verschwunden. Als er Ludwig XV. vorgestellt ward, äußerte dieser den Wunsch, einen Calembourg von ihm zu hören. „Donnez-moi un sujet, Sire", sagte Bièvre. — „Faites-en un sur moi". — „Sire, le roi n'est pas un sujet", war die witzige Antwort Bièvre's. 1789 war er nach Spaa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen und starb daselbst. „Mes amis", sagte er sterbend, „je m'en vais de ce pas" (de Spa). Man hat mehre Schriften von ihm, u. a. einen „Almanac des calembourgs". Auch gibt es eine Sammlung seiner Witzspiele: „Bièvriana".

Bigamie, die in den Gesetzen verbotene Ehe mit zwei Personen zu gleicher Zeit (big. simultanea). Vormals bestrafte man sie in christlichen Ländern mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs; in Frankreich mit Pranger und Galeeren.

Bignon (Louis Edouard), geb. 1771 zu Meilleraye, im Depart. der Niederseine, studirte zu Paris im Collège Lisieux und bekannte sich schon 1789 zu den Grundsätzen der Constitution, wurde aber 1793 geächtet, weil er ein Feind aller gewaltsamen Maßregeln war. Er ging daher zur Armee. 1797 trat er in das diplomatische Fach. In Berlin, wo ihm die königliche Familie viel Huld erwies, befand er sich 1801 fg. als Legationssecretair, und 1802 und 1803 als Geschäftsträger. Von 1803 — 6 war er bevollmächtigter Minister am kasseler Hofe, wo er noch am Tage vor der Schlacht bei Jena dem Kurfürsten einen Neutralitäts- (oder Allianz-?) Vertrag mit Frankreich vorschlug, den aber der Kurfürst ablehnte. Nach dem Einrücken der franz. Truppen in Berlin wurde er zum kaiserl. Commissair bei den preuß. Behörden ernannt. Hierauf leitete er die allgemeine Verwaltung der Domainen und Finanzen in den besetzten Ländern bis zu Ende 1808. Er versichert, bei diesem harten Geschäft so viel Milde als möglich gezeigt und mehre Beweise des Dankes noch in der Folge erhalten zu haben. 1809 war er bevollmächtigter Minister bei dem Großherzog von Baden, als ihn ein kaiserl. Decret aus Schönbrunn zum Generaladministrator in Östreich ernannte. Dann erhielt er eine schwierige Sendung mit geheimen Aufträgen nach Warschau, wo er fast drei Jahre blieb. Bei der Eröffnung des Feldzuges 1812 trat Herr de Pradt an seine Stelle; er wurde zum kaiserlichen Commissair bei der provisorischen Regierung in Wilna ernannt. Nach dem Rückzuge aus Moskau aber löste er den Herrn de Pradt in dem Gesandtschaftsposten zu Warschau wieder ab. Hier gelang es ihm und dem Fürsten Poniatowski, den Rückzug des östreich. Bundesheeres unter dem Fürsten Schwarzenberg, dann unter dem General Frimont, vier Monate lang hinzuhalten, sodaß sich das zerstreute polnische Heer, etwa 7000 Mann, unter Poniatowski in Krakau wieder sammeln und im Mai, bis auf 20,000 Mann verstärkt, durch Östreich nach Sachsen gehen konnte. Bignon begab sich jetzt in das franz. Hauptquartier nach Dresden und blieb daselbst mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Corps auch während der Belagerung bis zur Capitulation. Da er mehren fremden Ministern von den Rheinbundsstaaten Pässe verschafft hatte, ließ ihn der Fürst Schwarzenberg durch einen Adjutanten bis Strasburg zu den franz. Vorposten geleiten. Er zuerst meldete bei seiner Ankunft in Paris, den 7. Dec. 1813,

dem Kaiser Murat's Abfall. Seitdem lebte er auf dem Lande. Nach der ersten Zurückkunft der Bourbons schrieb er sein „Exposé comparatif de la situation de la France et celle des principales puissances de l'Europe", in welchem er große Einsichten, sich aber auch als echten Franzosen aus der Napoleon'schen Schule zeigte. Während der hundert Tage ernannte ihn, zugleich mit Otto, Napoleon zum Unterstaatssecretair im Ministerium der auswärt. Angelegenheiten, und 1820 wählten ihn mehre Depart. zum Deputirten. Er sprach gegen die Ausnahmegesetze und für die Zurückberufung der Verbannten, wobei er die Minister an gewisse geheime Umstände warnend erinnerte, über die er sich aber nicht näher erklären mochte. Auch sprach B. für das Wahlgesetz. 1820 schrieb er „Des proscriptions", worin er den Kampf der Freiheit mit jeder Art von Tyrannei schildert. Viel Aufsehen machten seine neuesten Schriften über publicistische Streitsachen, z. B. „Coup d'oeil sur les démêlés des cours de Bavière et de Bade" (1818), besonders seine Schrift 1821: „Du Congrès de Troppau", seine „Lettre sur les différends de la maison d'Anhalt avec la Prusse", und seine Schrift: „Les cabinets et les peuples" (3. Aufl., Paris 1824).

Bigott ist Derjenige, der die Äußerlichkeiten der Religion oder des Gottesdienstes für das Wesen derselben hält und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich unduldsam ist. — **Bigotterie** ist die ängstliche und übertriebene Beobachtung äußerer Religionshandlungen. Sie ist die Folge einseitiger Ausbildung des Geistes oder auch gedankenloser Angewöhnung.

Bilanz, bei den Kaufleuten die monatliche oder jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn und Verlust, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten und die Hauptsummen einander gleich zu machen, indem man Das, was der einen Hauptsumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo, d. h. zum Abschluß, hinzurechnet. Das Buch, worin diese Schlußrechnung oder der Abschluß geführt wird, heißt **Bilanzbuch**.

Bilbao, spanische Provinz in Biscaya. Die Hauptstadt gl. N., mit 15,000 Einw., liegt (14° 57′ 45″ L., 43° 16′ 30″ Br.) eine deutsche Meile von der See, am schiffbaren Ybaichalval, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine von Holz erbaute einen einzigen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt ist gut gebaut, hat 5 Pfarrkirchen, 10 Klöster, eine Schifffahrtsschule, einen schönen Damm, eine Wasserleitung, ein Arsenal, Gerbereien, eine Segeltuchmanufactur, Tauspinnereien, eine Ankerschmiede, 4 Kupferhämmer u. s. w. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olaviaja an. Im Durchschnitte kommen 5 — 600 größere und kleinere Schiffe jährlich an. Hauptgegenstand der Ausfuhr ist spanische Wolle, deren Menge sich in manchen Jahren auf 100,000 — 120,000 Ctnr. beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordspanien versorgt; das nördliche Europa von hier aus mit Kastanien, Öl und Wein. Unter den 200 Handelshäusern in Bilbao gibt es deutsche, böhmische und irländische.

Bild ist die sinnliche Vorstellung oder Bezeichnung einer Sache. **Physiologisch** betrachtet, ist Bild verkleinerte Darstellung der dem Auge vorschwebenden Gestalten, Farben, Bewegungen und andrer sichtbaren Eigenschaften und Verhältnisse der Körper, vermittelst des Lichts und seiner Strahlen, auf dem hintern Grunde der Netzhaut, welche letztere nichts Andres als der verbreitete Sehnerv ist. Hierin nämlich besteht das Äußere oder Physiologische des Sehens. Die **Einbildungskraft** (s. d.) aber ist es, welche jenes Bild durch die Organe des Sinnes überkommt und den körperlichen Stoff in einen geistigen verwandelt. Sie ist es

aber auch, welche sich von dem Gegebenen frei macht und psychologische Bilder nie gesehener Gegenstände erzeugt. Ästhetisch und artistisch genommen, ist **Bild** die sichtbare Darstellung oder Vorstellung eines körperlichen oder verkörperten Gegenstandes, welcher seinem Urbilde in allen seinen Theilen nach seinen sichtbaren Äußerungen mit treuester Angemessenheit nachgeahmt ist. Diese Darstellung wird durch verschiedene räumliche, an Stoffen angewandte Mittel bewerkstelligt, entweder für das Gesicht allein, oder für das Gesicht und physische Gefühl zugleich. (S. Bildhauerkunst.) Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferstich, ein Gemälde, eine Statue, oder jedes andre Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein ein Bild nennen, obschon man häufig vorzugsweise die Gemälde so nennt. Nun nimmt aber der Künstler das Urbild seiner Darstellung entweder aus der Wirklichkeit oder aus der Einbildungskraft, und in beiden Fällen ist sein Verfahren, wie seine Wirkung, verschieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor sich hat, da wird nur eine mittelbar hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thätigkeit gesetzt; ein solches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen hat, z. B. Portrait. Wo hingegen das Urbild bloß in der Seele des darstellenden Künstlers ist, da ist die eigentliche productive (unmittelbar hervorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier stellt sich also das Ästhetische von selbst ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denselben erst völlig bilden, ihn dann um- und ausbilden und mit dem lebendigen Gepräge des Menschlichen ausprägen muß, Bedeutsamkeit erhält und dann, weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu scheinen, vielmehr als einen vollendeten Gegenstand, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes sich darstellt. Diesemnach scheint es, als ob man vorzugsweise nur die sichtbare Darstellung eines körperlichen Gegenstandes ein Bild nennen könne, insofern sich nämlich in dieser Darstellung die productive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, sondern eigentlich nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weise mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung ist ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenschaften insichfassen, eine artistische und eine ästhetische. Durch die artistischen Eigenschaften müssen die Wirklichkeitsfoderungen, durch die ästhetischen hingegen der Schönheitssinn befriedigt werden. Jenes geschieht durch genaue Beobachtung des physischen und physiologischen Bildes; dieses hängt von den Gesetzen der Einbildungskraft selbst ab. Der reproductive Künstler hat Alles gethan, was ihm oblag, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also dem in der sichtbaren Natur vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältnissen richtig ist. Der productive Künstler hingegen hat zwar alle diese Pflichten ebenfalls auf sich, weil ohnedies seine Darstellung ein Unding sein würde; allein er soll uns noch über dieses Alles eine Gesammtanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheinen kann, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist und das Gemüth durch Bedeutsamkeit ergötzt. Endlich gibt es auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. Insofern nun Worte das äußere Werkzeug der Poesie sind, so kann man ein solches Bild ein poetisches nennen. Zum Wesen der Poesie gehört es, Bilder und in Bildern darzustellen. Was man aber hier Bild nennt, hat nur uneigentlich diesen Namen. Bild wird nämlich hier metaphorisch gebraucht als bloße Vorstellung, welche mittelst der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogen wird, sodaß diese den Schein des Seins erhält, welcher dem Bilde, sowie das Sein selbst der Anschauung zukommt; Bezeichnung eines (sinnlichen oder übersinnlichen) Gegenstandes durch einen andern. Übrigens ist die Sphäre des Bildes von Vielen noch mehr erweitert, nicht bloß in der Poesie, sondern auch in allen Künsten. Denn außer der Mimik, welche Einige der Plastik

beigesellen, zeigt sich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunst (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunst (Tonbilder), sowie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen diesen Künsten pflegt man jedoch Dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, auch Figur (s. d.) zu nennen. (Vgl. Musikalische Malerei.)

Bildende Künste heißen alle Künste, welche durch äußere räumliche Formen überhaupt, und zwar zunächst ruhende, darstellen; zu ihnen gehört daher Plastik oder Bildnerei, Malerei nebst Zeichnenkunst, Kupferstecherkunst und den ähnlichen Künsten, welche Sichtbares in Flächenanschauung darstellen, ferner auch Baukunst. Im engern Sinne heißen aber bildende Künste nur die, welche durch körperliche ruhende Gestalten darstellen, besonders Statuenkunst und Basrelief.

Bilderbrot bezeichnet mehre Arten Backwerk, durch welche man gewisse Figuren gleichsam im Bilde darstellen wollte, wie durch die Stolle ein Wickelkind u. s. w., ferner Prezeln, Martinshörner, Butterzöpfe, Pfann-, Waffelkuchen u. a. Die Christstollen, Butterzöpfe, Striezel waren ein bei den Saturnalien (s. d.) übliches Backwerk, welches die tändelnde Frömmelei nach und nach in die Gestalt eines Wickelkindes, unstreitig dem jungen Kinde zu Ehren, zu dessen Geburtsfeier das Weihnachtsfest bestimmt ist, umwandelte. Auch die Martinshörner sind heidnischen Ursprungs, unstreitig so genannt von den alten Opfer- und Trinkhörnern, zur Ehre des Bischofs Martin (s. Martin der Heilige), zu dessen Andenken man sie am Ende des 4. Jahrh. in Frankreich zu backen angefangen haben soll. Die Prezeln halten Einige für eine Nachbildung der Zauberbänder, welche die deutschen Frauen, als sie noch Heiden waren, um Arme und Schienbeine trugen und welche diese Figur u. diesen Namen gehabt haben sollen. Andre leiten ihren Namen von dem lat. Preciunculae (Gebetchen) her, welche die Geistlichen zur Fastenzeit den Kindern zum Auswendiglernen aufgaben, und diejenigen Kinder, welche gut gelernt hatten, mit einem Backwerk, welches den Namen Preciuncula führte, der dann bald in Prezel umgewandelt ward, beschenkten. In Thüringen und Meißen bäckt man sogenannte Hornaffen, welche man vermuthlich auch im Hornung oder in dem Monate, in welchem das Opferhorn von den alten Deutschen am meisten gebraucht wurde, buk. 11.

Bilderdyk, Willem (Wilhelm), geb. zu Amsterdam 1750, lebt zu Leiden und gilt jetzt für einen der größten Juristen Hollands, für einen Gelehrten im ganzen Umfange des Worts und, nach dem Urtheile der holländ. Kritiker, für einen der größten Dichter unserer Zeit. Er studirte in Leiden, besonders unter Ruhnken und Valkenaer das classische Alterthum. 1776 erhielt er von der leidner gelehrten Gesellschaft, deren Urtheile stets für vollwichtig gehalten worden sind, den ersten Preis der Poesie über die Aufgabe des Einflusses der Dichtkunst auf die Regierungskunst. Im nächsten J. erhielt er von derselben Gesellschaft zwei Preise über die poetische Aufgabe: über die wahre Vaterlandsliebe, welche B. in einem didaktischen Gedicht und in einer Ode besungen hatte. Seitdem wurde er mit Feith und Madame de Launoy für einen der ersten vaterländischen Dichter gehalten. Man fand in seinen Gedichten eine große Reinheit des Styls, eine seltene Eleganz der Diction, mit einem ungewöhnlichen Feuer gepaart, vor Allem aber einen großen Reichthum herrlicher poetischer Bilder. Man glaubte, das Jahrhundert der Vondel, Hooft und Cats sei zurückgekehrt. Diese Zeit ist die der neuern holländischen Dichterschule, in der neben B., Feith und Launoy, vor Allen Bellamy, Helmers, Tollens, Loots, van Hall, Kinker, Klyn und A. als Sterne erster und zweiter Größe glänzen. B. führte in der holländ. Poesie auch die Jamben und Hexameter ein, jedoch mehr, um sein Talent durch die Überwindung der Schwierigkeiten aller Art zu zeigen, als aus wirklichem Interesse an diesen Formen, die er vielmehr für die holländ. Poesie nicht zulässig erklärt hat. 1780 erhielt er einen neuen Preis über die Verbindung der Poesie und Beredtsamkeit mit der Philosophie.

Er begleitete dieses Gedicht einige Zeit nachher mit einem wichtigen Commentar, der ihn zugleich als Gelehrten und Philologen kennen lehrte. B. widmete sich nebenher im Haag dem Advocatenberuf mit siegreichem Erfolge. Nach der Besitznahme der Niederlande durch die Franzosen verließ er, als Anhänger des Erbstatthalters, sein Vaterland und begab sich nach Braunschweig, wo er sich mit der deutschen Sprache und Poesie vertraut machte und nach London, wo er in franz. Sprache sehr besuchte Vorlesungen über Literatur und Poesie hielt. Nachdem die politischen Verhältnisse Hollands wieder einen festen Charakter angenommen, kam er 1799 zurück, und bald erschienen neue Meisterwerke von ihm. Wir erwähnen eines didaktischen Gedichts über die Astronomie und der meisterhaften Nachahmungen (da er die Originale nur als Thema betrachtete) von Delille's „L'homme des champs" und Pope's „Essay on man". Ludwig Bonaparte ernannte ihn bei seiner Thronbesteigung zu seinem Lehrer in der holländischen Sprache und zu einem der ersten Mitglieder des von ihm errichteten Nationalinstituts. Nach der Einverleibung Hollands in das franz. Reich schwieg B.'s Muse, allein sie erhob sich um so mehr nach der Befreiung seines Vaterlandes. Vielleicht ist in keiner Sprache in jener Zeit ein Gedicht erschienen, das an Feuer, Kraft und Begeisterung seinem „Hollands Verlossing" gleichkommt, welches er im Verein mit seiner Gattin, die ebenfalls eine glückliche Dichterin ist, herausgab. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ertönten von B. neue Kriegsgesänge, die ebenfalls zu dem Besten in der holländischen Poesie gezählt werden; auch hat B. seine „Mengelpoëzy" (vermischte Gedichte, 2 Bdchn., Rotterdam 1823, 2. Aufl.) herausgegeben, die zum Theil Romanzen und Nachahmungen des Ossian enthalten. Noch bemerken wir, daß B. ein erbitterter Feind der deutschen Literatur ist.

Bilderstürmer (Ikonoklasten) nannte man diejenige christliche Partei, welche in den Kirchen keine Bilder, noch viel weniger aber die Verehrung derselben dulden wollte. Dieser Streit fing in Griechenland an und verbreitete sich von da durch Europa, war aber besonders im 8. und 9. Jahrh. sehr heftig. In den ersten drei Jahrh. nach Chr. wußte man bei den Christen von keinen Gemälden und Bildnissen in den Kirchen. Die erste Veranlassung zum christlichen Bilderdienste gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaisern Ehrensäulen mit ihren Bildnissen errichtete, theils auch der Umstand, daß man das Andenken der Bischöfe und der Märtyrer durch ihre Bildnisse zu erhalten suchte. Man stellte diese im 4., besonders aber im 5. Jahrh. nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweisen. Allein seit dem 6. Jahrh. fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küssen, Lampen vor ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuschreiben. Manche Bischöfe suchten die Christen von dieser Verehrung der Bilder abzuziehen, andre duldeten sie als eine anständige Verzierung der Kirche, dahingegen noch andre sich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientalische Kaiser Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder sehr abgeneigt war, befahl 726 alle Bilder der Heiligen, Christus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen und sich der Verehrung derselben ganz zu enthalten. Über diesen Befehl entstanden zuerst auf den Inseln des Archipelagus Unruhen. Da jedoch die Päpste Gregor II. und III. sich des Bilderdienstes annahmen, der Kaiser Leo hingegen nicht, wie sie verlangten, seinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für keinen wahren Christen erklärten, so fingen auch in Italien Leos Unterthanen an, sich zu empören. Von nun an bildeten sich zwei Parteien in der christlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderstürmer, die einander wechselseitig verfolgten und mordeten. Leos Sohn und Nachfolger, Konstantin, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenversammlung in Konstantinopel, auf welcher sowol der Gebrauch als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Konstan-

tins Sohn, Leo IV., welcher 773 zur Regierung kam, folgte denselben Beispielen; allein seine Gemahlin Irene ließ ihn 780 vergiften, und eine Kirchenversammlung zu Nicäa in Bithynien, in Kleinasien, bestätigte 786 die Verehrung der Bilder und belegte Diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Wie sehr nun auch die Griechen und die Italiener dem Bilderdienste gänzlich ergeben waren, so folgten doch die meisten Christen des Occidents (Briten, Deutsche, Franzosen) ihrem Beispiele nicht, sondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufstellen könne, daß sie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürfen. Auch Karl d. Gr. schrieb (wahrscheinlich mit Hülfe Alcuin's) gegen den Bilderdienst, und eine Kirchenversammlung, die er 794 zu Frankfurt a. M. halten ließ, sprach für ihn und seine Schrift, trotz der Gegenschrift des Papstes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderstreit, nach Irenens Verweisung (802), von neuem an und dauerte fast die Hälfte dieses Jahrh. hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich stellte die Kaiserin Theodora, nach einer 840 zu Konstantinopel gehaltenen Kirchenversammlung, bei den Griechen den Bilderdienst wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 870 daselbst gehaltene Kirchenversammlung bestätigt wurde. Im occidentalischen Reiche behielt man anfänglich die Bilder bei, bloß um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dagegen die eigentliche Verehrung derselben verboten war. Dieses verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen, 824 gehaltene Kirchenversammlung. Allein nach und nach entfernte man sich von dieser Meinung, und das Urtheil des Papstes, welches für den Bilderdienst sprach, fand endlich auch in der occidentalischen Kirche Eingang.

Bildgießer, s. **Rothgießer** u. d. folg. Art.

Bildhauerkunst (Skulptur), oder die Kunst, Körpergestalten mittelst des Meißels in harten Massen darzustellen, ist eine Tochter der **Plastik** (s. d.); plastisch geformt waren die ältesten Götzenbilder aller Völker. Das schwerere **Schneiden** der Gestalten aus Holz und Elfenbein und das noch schwerere **Aushauen** derselben aus Stein und **Gießen** aus Metall waren die Erfindungen späterer Zeiten. Auch diese Erfindungen wurden durch Religion erweckt; man stellte nur Das vor, was angebetet werden sollte. Im grauesten Alterthume gab es Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, sie seien vom Himmel gefallen, was man jetzt Aërolithen oder Meteorsteine nennt. Die Blöcke wurden auch als Grenz- und Marksteine verehrt, und hießen Termen. Vom 9. bis 7. Jahrh. v. Chr. hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniciern. Dies Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchstabenschrift gelehrt hatte. Wo sie nun diesen als Grenzstein hinsetzten, sagten sie, es sei ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen, ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde der Gott der Wege und der Reisenden bei den Griechen Hermes genannt. Später setzte man auf diese Säulen einen Kopf, dies ist der Ursprung aller Büsten. Man theilt die Werke der Bildhauerkunst ein in **runde**, d. i. solche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Gestalten, Hermen, Brustbilder, Köpfe, Masken, Vasen, Fußgestelle oder andre Geräthschaften sein, und in **halbrunde**. (S. **Relief** und **Basrelief**.) Die ältere Schwester der Bildhauerei in runden Formen ist die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunst aus; daher betrachten wir sie zuerst historisch.

Bildhauerkunst (Geschichte der). Man findet in der Bibel sehr alte Spuren der Bildhauerei; Laban, der im 23. Jahrh. v. Chr. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräischen Teraphim heißen. In den uralten indischen Höh-

len- und Grottentempeln findet man Bildhauereien; z. B. in der Pagode von Elephantine bei Bombay eine riesengroße Bildsäule des Brama. Diese Gottheit ist sitzend mit gekreuzten Armen gebildet, vorn mit dem Gesichte und den Formen eines Mannes und von hinten mit Gesicht und Gestalt eines Weibes; auf der rechten Brust ist die Sonne ausgebildet, auf der linken Mond und Sterne; Gewässer, Berge, Thiere und Pflanzen sind dargestellt auf dieser Statue, von welcher die Hindus glaubten, Gott habe sie seinem Sohn als Modell geschenkt bei Erschaffung der Welt. Die Phantasie der Indier war sehr reich, aber sie neigte sich so zum Symbolischen und Allegorischen hin, daß sie nie zu einem reinen Kunststyl gelangten. Höchst bedeutungsvoll sind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitssinn geformt, zeigen sie uns gleichsam eine Mosaik von Ideen. Die prachtliebenden Perser hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Persepolis beweisen; aber schon, daß sie nie unbekleidete Gestalten bildeten, hinderte sie, einen richtigen Begriff der menschlichen Formen zu gewinnen. In Assyrien blühte die Kunst unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzene Statuen, welche sie, Belus und Ninus darstellten. In den Gebirgen von Kurdistan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildungen von Khosru und seiner geliebten Schirin sehen und den Sänger und Künstler Ferhad als Bildner nennen. Einen bestimmten Kunststyl gewannen zuerst die Ägyptier. Düster und ernst, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunstwerke dieser Völker, ebenso verwandt durch die sie bedeckenden Hieroglyphen mit der Dichtung und Geschichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unsterblichkeit. Aber sowie das Todtenreich der Mumien ihnen erst das wahre Dasein schien, so ist die Kunst der Ägypter auch dem Tode verwandter als dem Leben; starr und bewegungslos sind ihre Gestalten, mumienartig; so sind selbst ihre Isisbilder. Diese sind dem uralten Dianenbilde zu Ephesus und der urältesten griech. Kunst überhaupt verwandt, sowie die dienende Anwendung der menschlichen Gestalt bei den Capitälern der Säulen zu Dendera und den seltsam ausgedehnten weiblichen Körpern ebendaselbst, die einen einschließenden Calendercyklus bilden, und die Vermischung menschlicher und thierischer Formen bei den Sphinxen, dem Anubis ꝛc. augenscheinlich mit der indischen Kunst verwandt ist. Wenn wir nun den altgriech. Kunststyl betrachten, so finden wir zuerst jene schon erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die ursprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahllose Abänderungen der Hermen in Hermeraklen, Hermathenen, Hermeoten ꝛc. Von diesen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, ist die nächste Stufe zu den noch mumienähnlichen Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelschnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später löste man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände: so entstanden die ersten Pallasbilder. Selbst andre bewaffnete Götterbilder, die in die kretensische Götterfamilie gehören, wurden Palladien genannt, so z. B. die taurische Diana. Da sie immer nur klein waren, so wurden sie gewöhnlich auf Säulen gestellt, daher stammt das später immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren beibehaltene Wort Bildsäule. Wo man größere Bilder in Metall aushämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein säulenförmiger Cylinder, wie der Koloß des amykläischen Apollo. Mit dem D ä d a l u s (s. d.) beginnt eine neue Kunst-poche, etwa drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege. Von ihm sagten die Griechen symbolisch, sein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildsäulen gingen, sähen und sprächen. Unter ihm dachte man sich den Kunstmenschen oder Kunsterfinder überhaupt, er war zugleich das Symbol für den ersten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädalischen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem ersten Bergwerk des metallreichen Kreta. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher hießen

symbolisch alle Künstler Dädaliden. Hier trennt sich die altgriech. Kunst in dem Styl drei verschiedener Völkerschaften, den alt-attischen, den äginetischen und den hetrurischen. Die Künste erblühten in den Tempeln nicht bloß durch Bildsäulen, sondern weit mehr noch durch Anathemata, Weihgeschenke, figurenreiche Throne, Kästen, Schilde, Dreifüße und Vasen. Berühmt sind hiervon 1) der Kasten des Cypselus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und 2) der Thron des Apollo zu Amyklä, als kolossale Einfassung eines noch ältern Kolosses des Apollo, vom Magnesier Bathykles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte, in 28 Feldern auswendig und 14 Feldern inwendig, den ganzen damaligen Kunstkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf diesen zwei Werken findet man charakteristischen Ausdruck selbst bei der größten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und des Verhältnisses; die Überschrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Gegenstände sind widrig; es ist an Bilderschrift grenzende Allegorie. Zwei Tempel sind in diesem Zeitraume merkwürdig als Werke der ersten Dädaliden Dipönus, Rhökus und Skyllis: 1) Das Heräum, oder der uralte Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteste Bild der Juno darin hatte der Äginete Smilis gemacht, es war verschleiert und mit Stützen versehen. 2) Das Artemision zu Ephesus; das älteste Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den Amazonen geweiht; dann kam das schwarze Dianenbild in Mumiengestalt mit den vielen Brüsten, als Naturgöttin, dahin. In jener Zeit setzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zusammen, später fing man in Samos an, sie in Bronze zu gießen, aber stückweise; man heftete sie mit Nägeln zusammen, die wie Schwalbenschwänze geformt waren. Es haben sich noch mehre Werke aus diesem ältesten Zeitraume erhalten. Alles ist in ihnen übertrieben, die Bewegungen sind eckig, die Falten ängstlich überhäuft, die Gewänder zackig fliegend, die Umrisse charakterlos und schwankend. Dieser älteste Styl zeugte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. Unter den Pisistratiden blühte die Kunst immer mehr. Doch erst in den 20 glücklichen Jahren unter Perikles's Herrschaft erwachte der höhere Kunstsinn. In diesem kurzen Zeitraume erhielt Athen köstlichere Kunstwerke, als die Weltbeherrscherin Rom sich in 7 Jahrh. verschaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieser Zeit auf die Kunst war gewiß sehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Musterformen und des Idealstyls. Phidias schuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erstere für das Parthenon in Athen; der letztere war der berühmte olympische Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet; der Gott war reizend gebildet und dennoch 40 Fuß hoch. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiter's selbst war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde, er thronte hier als oberster Kampfrichter bei dem Panhellenenfeste. Seine Größe wird uns am anschaulichsten durch die Worte eines Epigrammatisten, welcher sagt: „Die Bildsäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgestoßen haben, wenn sie je von ihrem goldenen Stuhle aufgestanden wäre". Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgestalten eröffnet, der sich für die männlichen Gebilde später in Götter, Halbgötter und Helden theilte; für die weiblichen konnten vielerlei Gestaltungen sich zum Ideal erheben: 1) die Jungfrau; diese sondern sich wieder nach den zwei Hauptstämmen ab, in: a) die dorisch-kretensische hochgeschürzte, zwei Mal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen und Bachantinnen; b) die attisch-ionische Jungfrau zu den Musen, Kanephoren und Priesterinnen; 2) die Matrone, zum höchsten Ideal in der argivischen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und später der Nemesis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römischen Kaiserinnen und Vestalinnen, sowie die schönen Herculanerinnen in der dresdner Antikensammlung; 3) die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4) die Männin (Virago) zur Pallas Athene,

ls krieg- und kunstübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Gestaltungen gehört nun noch der gymnastische und der athletische Kreis. Polyklet schuf den ersten, ndem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in seinem Diadumenos, dem Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um das Haupt schlingt, den sanftmüthigen, ind in seinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor sich hinstellt, den kampflustigen Jüngling. Polyklet bildete auch den berühmten Kanon, das Musterbild aller Proportionen. Den athletischen Kreis bildete zuerst Myron; seine Ringergestalen sind hoch berühmt, besonders sein Diskobulus, welcher den linken Arm aufs Knie stützt und sich umbiegend den Diskus mit der Rechten rückwärts wirft. Er chuf ferner das diesen Kreis beschließende Ideal des Hercules und formte die Ideale des ganzen Thierreichs. Nun erst, 100 J. nach Phidias, 364 vor Chr., ging der hohe oder Idealstyl in den schönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Skopas und Praxiteles waren die ersten; sie arbeiteten den Kreis der bacchischen Tänze oder Thyasen, hier wurden die zartesten Formen der Schönheit mit schwärmerischem Wahnsinn verschmolzen. Die Gruppe wurde von Skopas erfunden, von Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künstlerfamilie; nach ihm ging der chöne Styl in den g r a z i ö s e n über, der an Ausdruck und Weihe gewann, was r an Größe verlor. Auf Verhältniß und Ebenmaß hielt man jetzt am meisten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lysippus einen neuen Weg in der Kunst vählte, indem er viele Portraitstatuen bildete. Er war der Einzige, dem es erlaubt ward, Alexandern darzustellen, sowie nur Apelles ihn malen durfte. Diese etzte blühende Periode griechischer Kunst fing 336 J. vor Chr. an. Sie umfaßte en letzten möglichen Kunstkreis, den der idealisirten Königs- und Kriegerfiguren. Lysipp behielt Polyklet's Regeln der Verhältnisse im Auge, aber er machte die Körer schlanker, die Köpfe kleiner, er verwandte auch besondere Sorgfalt auf die Ausrbeitung der Haare. Man rühmt sehr seine geistathmenden Bilder. Die plastische Kunst erhielt durch die Einwirkung der Malerei etwas Empfindsames, dessen höchste Vollendung im Pathetischen die Laokoonsgruppe ist. Der Kolossalgeschmack verreitete sich und trug viel zum Verfall der Kunst bei, das Überladene hängt genau amit zusammen. Seit den macedonischen und syrischen Kriegen, 200 J. vor Chr., fingen die Kunstplünderungen der Römer an. Paulus Ämilius schmückte einen dreitägigen Triumphzug mit ungeheuern Schätzen von griech. Kunstwerken. Das Forum Romanum ward oft mit kostbaren Teppichen umspannt und zum Theater umgeschaffen, welches dann wol 3000 Statuen zierten. 12,000 standen uf dem Capitol allein. Mit den Kunstwerken wendeten sich auch die griech. Künstr nach Rom, doch die Kunst ward hier nie heimisch. Seit den Zeiten des Sylla uchs die Kunstliebhaberei bis zur Raserei, die letzte Spätblüthe der Kunst bemerken ir in Hadrian's Zeitalter. Höchste Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charkter. Dieser Geschmack erhielt sich unter den Antoninen mit leiser Ausartung, ink aber ganz unter Severus und dessen Nachfolgern; vor Konstantin d. Gr. war e Kunst der Alten völlig untergegangen. Die altchristlichen Darstellungen schließen ch an einen bestimmten Typus an. — S. die von Inghirami herausgeg. „Notizie ella scultura degli antichi e dei vari suoi stili, del Abate Luigi Lanzi" 2. ital. Ausg., m. Anm. u. Kpf., in der „Poligrafia Fiesolana", 1824).

Erst im 13. Jahrh. entstand die Bildhauerkunst wieder in **I t a l i e n**; die euern Künstler waren auch wieder geschickte Erzbildner. Der größte Meister jener sten Periode neuer Kunst war Michel Angelo Buonarotti; durch ihn und seine Schüler erhob sich die Bildhauerkunst im Abendlande. Was rohe Barbarei, Relionsschwärmerei und zerstörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, as rettete man aus den Trümmern der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich ankt die Kunst und die Menschheit dem edeln Cosmus und Lorenzo v. Medici

das Wiederaufleben einer schönern Zeit. Die Künstler wurden geehrt und unterstützt, die Schätze des Alterthums gesammelt und Museen angelegt. Die benachbarten Fürsten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunst nie die Hoheit und stille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darstellungen zeichnet die alte Kunst so besonders aus, nichts Subjectives war ihr beigemischt; unter allen neuern Künstlern hat nur Rafael diese Objectivität; jeder neuere Künstler sprach sich selbst in seinen Werken aus, der alte Künstler verschwand hinter den seinigen. Durch Buonarotti's stolze Kraft artete die Kunst bald in Unnatur aus und durch Bernini's gesuchte Anmuth in Manier und Geziertheit; der echte Schönheitssinn war verschwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief stand, um sie zu verstehen und zu ehren; durch das überwiegende Beispiel von Frankreich sank der gute Geschmack in allen Künsten immer mehr, die Natur der Menschen selbst wurde verschroben. Modethorheit herrschte tyrannisch. Im 18. Jahrh. zündete zuerst Winckelmann die Fackel der neuen Kunst wieder an und öffnete seinen Zeitgenossen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; so ward die neue Morgenröthe des Kunst- und Schönheitssinnes wieder herbeigeführt. Die jetzige Zeit ist stolz auf mehre wackere Bildner. Es mußte erst ein scheinbarer Stillstand in der Kunst eintreten, das Schlechte mußte ganz sinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunstperiode, Thorwaldsen steht ihm kräftig zur Seite, und nach den Fortschritten zu urtheilen, die seit 30 J. die neuere Bildhauerkunst machte, und dem Herrlichen, was in so kurzer Zeit darin geleistet wurde, darf man hoffen, daß sie auf sicherer Bahn ist als im 16. Jahrh.

Die berühmtesten Bildner der Alten. Früheste Periode. Daß wir nicht mit Vulcan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunstgeschichte. Jenes sind nur symbolische Gestalten, und die sinnigen Griechen deuten uns durch diesen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menschen nur die alle irdische Stoffe besiegende technische Kraft und Geschicklichkeit, und im Gegensatz, die Kühnheit, welche durch den himmlischen Geistesfunken irdische Gebilde unsterblich macht, an. In Dädalus aus Athen sehen wir den ersten großen Bildner; man kann sein Dasein ungefähr 14. Jahrh. vor Chr. annehmen. Zugleich lebte Smilis, der Ahnherr der bildenden Kunst, in Ägina. Epeus soll das trojanische Pferd verfertigt haben. Rhökus aus Samos erfand 700 J. vor Chr. die Kunst, zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, seine Söhne, reisten der Kunst wegen nach Ägypten. Jener machte, wie die Sage erzählt, in Ephesus die Hälfte der Statue des pythischen Apoll für den Tempel zu Samos, und dieser die andre Hälfte zu Samos; eine Art zu arbeiten, welche bei dem Zustande der ägyptischen Kunst vielleicht möglich war. Dibutades erfand die Kunst, Portraits in gebrannter Erde zu machen; seine Tochter Kallirrhoe erweckte diese Idee in ihm, indem sie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Korinth begleitete 663 J. v. Chr. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunst nach Hetrurien. Dipönus und Skylles wurden die Meister einer großen Schule. Malas und seine Nachkommen gehörten zu den berühmtesten Bildnern jener Zeit. Kanachos war der größte Meister der sicyonischen Werkstätte. Perillus arbeitete für Phalaris, welcher 564 J. vor Chr. in Sicilien herrschte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunstwerk, worin aber der Künstler selbst verbrannt wurde. Unter die vorzüglichsten Kunstwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amyklä. Kallon aus Ägina lebte 540 J. vor Chr. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verschwörung des Harmodius und Aristogiton gegen Hipparchus

wußte, und bei der Tortur, unter welcher sie starb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieses Mädchens auszudrücken, gab der Künstler der Löwin keine Zunge. Onatas aus Ägina mußte das Bild der sogenannten schwarzen Ceres zu Phygalea wieder herstellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias. Zweite Periode. Hoher Kunststyl. Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealstyls an, dessen Schöpfer er war. Er lebte in der Zeit des Perikles. Außer seinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, sind noch berühmt: seine Pallas aus Erz für Athen, seine Venus Urania, seine Nemesis im Tempel bei Marathon und seine Amazone, die schöngestaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsschüler waren Alkamenes aus Attika und Agorakritus von Paros. Die berühmtesten Werke des erstern waren sein Vulcan, sein olympischer Sieger, sein Amor, sein Mars und seine Venus. Der zweite wurde noch mehr vom Phidias geliebt, er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Atheniensern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgesetzt; er schuf seine Venus zu einer Nemesis um und verkaufte sie nach Rhamnus; Varro hielt diese Statue für die schönste, die je geschaffen worden sei. Polykletus von Argos war Schöpfer der Juno daselbst, dieses dritten Hauptideals, eines Seitenstücks zum olympischen Jupiter. In der ludovisischen Juno ist uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer seinem berühmten Kanon bildete auch Polyklet alle schöne Stellungen der Knabengymnastik und alle naive Spiele der Jugend; höchstes Ideal dieses Kreises ist sein Mercur. Da zarte Weichheit diesem Meister eigen war, so ist es natürlich, daß ihm die reizenden Kanephoren von Athen so gelangen. Er war hauptsächlich Erzbildner. Sein Mitschüler und Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien. Er schuf drei auf einer Basis zusammengestellte Kolosse, Minerva, die den vergötterten Hercules dem Jupiter vorstellt. Myron's vielumfassende Mannigfaltigkeit zeigte sich auch in der Wahl neuer, kühner Stellungen. Er verschmähte die zartern Ephebengestalten und zeigte seine Kraft in der Darstellung der ausgearbeitetsten Athletenkörper. Sein Läufer, sein Wurfscheibenschleuderer und seine Pankratiasten sind berühmt, diesen Kreis schloß sein Ideal des Hercules. Überdies sind unter den Thiergestalten seine Kuh und sein Seedrache berühmt. Nur Eins war diesem großen Bildner versagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn sein Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, der die Wellenlinie als Schönheitszug bestimmte und zuerst die Nerven und Adern zart anzudeuten verstand. Dieser schuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonschützen, dessen Nachbildung die herrlichste Statue ist, die wir noch besitzen, der Apollo von Belvedere. Dritte Periode. Schöner Kunststyl. Sokrates, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Übergang zu dieser Kunstepoche, sowie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und Skopas brachten die Kunst zur höchsten Vollendung, indem sie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmtesten Werke des Skopas waren seine rasende Bacchantin (ein Gott schien diese Mänade zu beseelen, der weit rückgebogene Kopf vereinte die höchste Schönheit mit bacchischem Wahnsinn), sein Amor, seine Venus (wahrscheinlich das Vorbild der mediceischen) und seine Gruppe, der Triumph des Achilles, den Thetis nach seinem Tode in die glücklichen Inseln führt, wobei Skopas Gelegenheit fand, zahllose Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigsten Gruppirungen zusammenzustellen. Praxiteles, der seelenvollste aller Bildner, schuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegensatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelassene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet, ohne weiblich zu sein, es war die personificirte ewige Fröhlichkeit im siegreichen Göttersohn, das holdeste und würdevollste far niente im Spiel mit den scherzenden Umgebungen. Die Diana dieses

Künstlers zeigte die jungfräulichste Sittlichkeit bei rascher Thatkraft. Homer's Nausikaa begeisterte ihn dazu. Er schuf ferner die gepriesene Satyrstatue, Periboëtos, und das Ideal des Eros. Dieser wurde von den Alten nie als Kind gebildet, die wahre Kinderbildung konnte erst im christlichen Kunstkreis stattfinden. Eros wurde stets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargestellt. Praxiteles wagte zuerst, die Venus ganz zu entkleiden und schuf so das neuere Ideal derselben. Vor allen berühmt sind seine Venusbilder zu Kos und zu Gnidos. Erstere ist von unten bis auf die Hüften verhüllt, die gnidische ganz enthüllt, hielt das Gewand mit der Linken über das Badegefäß. Wir besitzen von beiden Nachbildungen. Auch die Gruppe der Niobe schreibt man diesem Meister zu. Sein Sohn Cephissodorus war berühmt durch sein gymnastisches Symplegma (so nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verschränken) und seinen Äskulap. Von ihm an artete die Kunst durch die üppigsten Darstellungen aus, schon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberstellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunstvollendung aber zügellosem Sinn gebildet. Vierte Periode. Zeitalter Alexanders des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunst jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealschönheit sank. Lysippus von Sicyon trat auf und wurde der Meister veredelter Portraitbildung. Unter den Göttern war Hercules sein Liebling, und er vollendete die von Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er stellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Man behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet; Andre schränken diese Zahl auf 610 ein, doch ist bei dieser Angabe jede Gestalt seiner großen Gruppen einzeln gezählt. Unter diesen Statuenvereinen sind Alexanders Jagd und die 25 Statuen zu Pferde, die macedonischen Freunde vorstellend, die beim ersten Angriff am Granikus an Alexanders Seite fielen, die berühmtesten. Seine Pferde waren sehr schön. Euthykrates, sein Sohn, Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieser Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Koloß zu Rhodus (s. d.). Agesander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon, Glykon von Athen den Farnese'schen Hercules, Apollonius und Tauriskus den Farnese'schen Stier. — Die Bildhauer der Römer waren Griechen, wir kennen von ihnen nur den Arcesilaus, Freund des Lucius Lucullus, und Praxiteles, den größten Modellirer zu Pompejus's Zeit. Er schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Kunstwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Mercur in Erz gebildet, und ward von Nero nach Rom berufen, um dessen Bild in einem 110 Fuß hohen Koloß darzustellen; der Guß mißlang. Unter dem Kaiser August wurde die liegende Statue der sterbenden Kleopatra gebildet. Kleomenes, ein Athenienser, verfertigte unter Tiberius die Statue des Germanicus. Die vier ungemein schönen metallenen Pferde, über dem Haupteingang der Marcuskirche zu Venedig, wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous ist eine der vollendetsten Statuen aus Hadrians Zeit.

Die berühmtesten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1) Italienische Bildhauer. Im 11. Jahrh. wird zuerst wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im 12. Bonanno aus Pisa. Nicolo Pisano starb 1270 und ward Wiederhersteller des guten Geschmackes in der Bildhauerkunst genannt. Von seinem Sohn, Giovano Pisani, sieht man noch viele Werke in Pisa. Andr. Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, starb 1389. Luca della Robbia wußte seine aus gebrannter Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lor. Ghiberti, der 1455 starb, war ein sehr geschickter Meister; seine in Erz gegossenen Thüren am Battisterio zu Florenz sind berühmt. Michel Angelo erklärte sie für würdig, an dem Eingange des Paradieses zu stehen. Dona-

tello (geb. zu Florenz 1383, gest. 1466) bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit seinen Werken; ein kahlköpfiger Greis von ihm ist in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgs und Marcus, die letztere ist besonders merkwürdig durch die Frage des Michel Angelo: „Marco, perchè non mi parli?" (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) Sein Bruder Simon machte eine der Bronzethüren der Peterskirche und das Grabmal Martins V. in der Laterankirche. Andr. Pisano war als Bildner und als Stempelschneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der Erste, der es wagte, beschädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andr. Verrocchio gab aus Neid über Perugino und Leon. da Vinci, seine Schüler, die Malerkunst auf und widmete sich einzig der Bildnerei. Er war der Erste, der die Kunst wieder erfand, Verstorbene abzuformen. Rustici, 1470 zu Florenz geb., war der Schüler des Verrocchio und nachher des Leon. da Vinci. Von Letzterm lernte er die Kunst, zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perspective. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine Europa, eine Leda, ein Vulcan und ein Neptun. Michel Angelo Buonarotti (vgl. d.) lieferte schon in früher Jugend Werke, worüber man staunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Hercules. Man bewundert besonders seinen Bacchus, die berühmte Kolossalstatue Julius II., für dessen Grabmal er drei Figuren bildete, unter denen sein berühmter Moses ist, ferner seinen David, seine Victoria zu Florenz und seine Bildsäule der Nacht auf dem Grabmal des Julius v. Medici. Tatti, von seinem Geburtsorte Sansovino genannt, 1477 geb., verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Rafael's Urtheil den Preis erhielt und in Erz gegossen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter besonders die Marmorbilder der Jungfrau in der St. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Casa Grande berühmt sind. Man lobt die Leichtigkeit seiner Gewänder und die Bewegung seiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geb., wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntniß der Anatomie, seine Manier ist kräftig aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokoon, seine Basreliefs auf den Grabmälern Leos X. und Clemens VII. sind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geb., war Bildner, Goldschmied und Maler. Properzia Rossi, aus Bologna, ist die einzige berühmte Bildhauerin. Zwei Engel in Marmor, welche die Vorderseite der Kirche der heil. Petronia schmücken, und mehre Büsten gründeten ihren Ruf. Sie stellte geschickt und zart die Leidensgeschichte und viele Apostelgestalten auf Pfirsichkernen in Basrelief dar. In der Galerie des Marchese Grassi in Bologna bewahrte man elf solche Kerne. Sie studirte die Regeln der Baukunst und der Perspective, war geschickte Malerin und Tonkünstlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte ihren frühzeitigen Tod, 1530. Sie grub die traurige Geschichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief ward ihr Meisterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, stellte mehre Antiken in Rom her, besonders ergänzte er die Beine des Farnese'schen Hercules so gut, daß Buonarotti die 27 J. später gefundenen echten nicht besser fand. Die schöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmal Pauls III. in der Peterskirche ist von diesem Meister, sowie die vier großen Propheten in den Nischen zwischen den Pfeilern der ersten Arcade derselben Kirche. Mit Bernini, 1598 zu Neapel geb., fängt eine zweite Periode der ital. Bildhauerei an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten, aber seine Kühnheit, seine Phantasie und besonders sein Streben, allgemein zu gefallen, rissen ihn zu regelloser Manier hin; er suchte die natürliche Anmuth zu überbieten und setzte sie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Theresia und heil. Bibiana waren seine Meisterwerke. Alessandro Algardi (s. d.), zu Bologna geb., wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodov. Caracci, und der Maler blickte oft aus

seinen Werken hervor. Er war der Stifter einer große Schule. Domenico Guido, Ant. Raggi, Ercole Ferrata und Gabr. Brunelli zeichnen sich unter den vielen Nachfolgern jener beiden Letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambassi genannt, verlor schon im 20. J. die Sehkraft und machte sich einzig durch das tastende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde Cosmus I., Großherzog von Toscana. Tubi, 1630 in Rom geb., arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turenne's Grabmal ist von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geb., liebte die antiken Vorbilder und bildete sie meisterhaft nach. Sein Hauptstück ist das Grabmal Gregors XIII. in der Peterskirche. Die Stellung seiner Figuren ist majestätisch und schön, sein Styl ist rein, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Rossi, 1671 in Genua geb., zeichnete sich besonders durch seine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geschmacke der Alten als Algardi's Styl, und arbeitete sie nicht so tief, sondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieser Gattung, für das Grabmal Alexanders VIII. ist das schönste Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geb., hatte keinen andern Lehrer als sein Genie. Er brachte das Arbeiten in farbigem Wachs zu großer Vollendung; den bekannten Cyklus der Verwesung, wo alle Grade derselben in fünf nach der Natur colorirten Leichnamen, mit schaudererweckender Wahrheit dargestellt sind, arbeitete er für den Großherzog von Toscana. Eine Geburt des Heilands und eine Kreuzabnahme gehören zu seinen Meisterwerken.

2) Französische Bildhauer. Jean Goujon, aus Paris, ist der erste berühmte Bildner in Frankreich, und sein berühmtestes Werk der Nymphenbrunnen auf dem Markte des innocents in Paris, welchen er unter Franz I. anfing und 1550 unter Heinrich II. endigte. Er war auch Baukünstler und Stempelschneider. Seinen Tod fand er 1572 bei dem Blutbad der Bartholomäusnacht. Germain Pilon, aus Paris, hatte viel Grazie, aber sein Styl war oft unrein. Er zuerst unterschied genau die verschiedenen Stoffe der Gewänder. Ein schönes Werk war die Gruppe der drei christlichen Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cölestinerkirche. Jean von Boulogne war 1524 zu Douai geb. Er kam früh nach Rom und ward Buonarotti's Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er schon wieder heimkehren, als ihm ein Kunstfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er sehr berühmt wurde. Seine vorzüglichsten Werke sind Simson und ein Philister zu Florenz, sein kolossaler Neptun und sein Raub der Sabinerinnen daselbst, sein fliegender Mercur in Erz und sein Jupiter Pluvius, der größte Koloß der neuern Kunst. Von seinem Schüler Taca war das Pferd der Statue Heinrichs IV. auf dem Pontneuf und die Statue Philipps IV., Königs von Spanien, zu Pferde, im vollen Galopp dargestellt, in Buen-Retiro. Jacq. Sarassin, 1590 zu Noyon geb., bildete sich in Rom und verband Genie mit Geschmack und Grazie. Die Karyatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvre zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Versailles gehören zu seinen Meisterwerken. Er stiftete eine fruchtbare Schule und starb 1660. Von François Anguier war das schöne Grabmal des Herzogs v. Montmorency in der Marienkirche zu Moulins, und von dessen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Thores St.-Denis. Von Theodon war die schöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der sich in einen Felsen, und Phaetusa, die sich in eine Pappel verwandelt. Er starb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Versailles. Puget, 1622 zu Marseille geb., war Maler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr studirt, so würde er alle neuere Bildner haben übertreffen können. Seine Werke sind kühn und kräftig. Besonders berühmt sind seine zwei kolossalen Termen am Rathhause zu Toulon, seine Statue

des Milon im Park von Versailles und sein sterbender Fechter. Die Brüder Marsy, 1624 und 1628 zu Cambray geb., verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Versailles und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apollo daselbst. François Girardon, 1630 zu Troyes geb., war der berühmteste Bildner aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Seine Ritterstatue dieses Königs, die sonst auf dem Platz des Königs Vendome stand, 21 Fuß hoch, war das erste Werk der Neuern, welches in einem einzigen Stücke gegossen wurde. Die meisten von Girardon's Werken sind nach Zeichnungen von Le Brun und zieren den Park von Versailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geb., lebte fast stets in Rom und gehört zu den besten franz. Künstlern. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine schöne bekleidete Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz und die heil. Theresia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er starb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariser Akademiker ihm bewiesen. Nic. Coustou, 1658 zu Lyon geb., hatte viel Geschmack und Leichtigkeit, doch einen ganz franz. Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollendete das von jenem angefangene Basrelief, der Rheinübergang. Edme Bouchardon's (s. d.) Styl war mehr sanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geb., sind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne, zu St.-Cloud, sowie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Versailles. Sein Styl ist rauh und wild. Lemoyne zeichnete sich durch Portraits aus; er war feurig aber incorrect. René Slodz, 1705 zu Paris geb., arbeitete im einfach-großen Styl, wenige verstanden die Bekleidung besser als er; doch sind seine Formen nicht immer rein. Bapt. Pigalle, 1714 zu Paris geb., bildete sich nur durch unsäglichen Fleiß. Seine Statuen, Mercur und Venus, sind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu Strasburg ist sein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen ist, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er starb 1785. Etienne Falconet ward nach Petersburg berufen, um die metallene Ritterstatue Peter d. G. zu machen. Demoiselle Collot machte das Modell zu dem Kopf derselben.

3) Deutsche Bildhauer. Lange schon vor Albrecht Dürer's Zeit blühten in Süddeutschland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rathhäuser und Brunnen in Nürnberg u. a. O. beweisen, ja der Spuren noch älterer Bildhauerkunst finden wir in den zahllosen Rittergestalten und Heiligenbildern noch viele, die sich in allen Münstern und besonders im Dom zu Köln bis in die zartesten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieser Meister sind unbekannt, wahrscheinlich kamen die ersten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunstgenie war, zeigte sich auch als trefflichen Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Gestalten aus Holz und Stein. Leonh. Kern, 1580 zu Forchtenberg geb., bildete sich in Italien und arbeitete mit vieler Kunst in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfr. Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geb., 1683 zu Berlin gest., besaß die zuvor unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Rittergestalten zu machen. Von ihm ist der Kaiser Leopold I. zu Kopenhagen, Karl II. von England als heil. Georg zu Dresden, und Kurfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien. Andreas v. Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, studirte in Italien besonders den Buonarotti, und ward nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterstatue des Kurfürsten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Joh. Jacobi gegossen ward. Balthasar Permoser, 1650 im Salzburgischen geb. und 1732 zu Dresden gest., hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hin-

terlassen. Übrigens sind Messerschmidt aus Wien, Osner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunker und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden, Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4) Niederländische, englische, schwedische und russische Bildhauer. Franz Duquesnoy, 1594 zu Brüssel geb., berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hatte wie Algardi eine besondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzustellen, und fliegende, sich emporschwingende Gestalten gelangen ihm besser als Keinem zuvor. Er schloß eine innige Freundschaft mit Poussin, und Beide lebten der Kunst mit reinem Eifer ohne Grenzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom ist eine der schönsten Statuen dort, und seine Susanna zu Loretto wurde wegen ihrer edeln Stellung, ihres sanften, frommen Ausdrucks und ihrer trefflichen Bekleidung sehr bewundert. Buyster, Slodz, Quellius und Van Obstal waren geschickte niederländische Bildner. Cibber verfertigte die beiden trefflichen Statuen am Eingange des Bedlamhospitals zu London, welche den stillen Wahnsinn und die Raserei darstellen. Gibbons, der 1721 zu London starb, zeichnete sich besonders in schön gearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel sind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack arbeiteten besonders im graziösen Styl; die weiblichen Gebilde des Letztern sind höchst anmuthig. Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correctheit. Unter den schwedischen Bildhauern muß vor allen der Ritter Sergel genannt werden. Der Russe Pawloff war ein geübter Portraitbildner. In der neuesten Zeit zeichnet sich Launitz, Thorwaldsen's Schüler, aus.

5) Spanische Bildhauer. Die Kunst blühte seit dem 11. Jahrh. dort, und schon 1033 arbeitete Aparicio von Castilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorstellend, welches in dem Kloster Yuso aufbewahrt wird, und dessen Verhältnisse und Grazie man bewundert. Klöster und Kirchen gaben den Künstlern reichliche Beschäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete spanische Bildhauer.

Neueste Kunstperiode. Cavaceppi in Rom macht den Übergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der 1822 verstorbene Ritter Canova (s. d.) war in Hinsicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erste Bildner jetziger Zeit. Sowie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verst. verdienstvolle Trippel an Kraft und strengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, so that es in der neuesten Zeit der Däne Thorwaldsen, der für die Heldengestalten, sowie für die Bestimmtheit und Hoheit der Formen von Vielen als noch größerer Meister anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit als Meister der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brav und verdienstvoll sind ferner: Dannecker in Stuttgart, dessen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow, Rauch und Tieck in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Kassel, Pozzi in Manheim, Ohnmacht in Strasburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris, Flaxman, Chantrey und Gahagan in London. (S. d. besondern Art.) Graf Cicognara hat als Fortsetzung der Werke von Winckelmann und Agincourt eine „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia etc." bis auf Canova herausgegeben (2. Aufl., Prato 1824, 4 Bde., m. K.).

Bildhauerkunst (Technik der). In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst Stoff und Werkzeug in Betracht. Jener ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor für den Künstler am schicklichsten. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es verschiedene Arten gibt, z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, der Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, Zwergeisen. Zur Arbeit in Marmor sind alle von Stahl und werden mit eisernen Häm-

mern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt, und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Werkzeuge der Bildhauerei sind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm weniger Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere. Ein solches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künstler öfter noch eine Skizze verfertigen, welche Das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; andre können hingegen das Letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Masse, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich sehr zusammen (in welchem Fall dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), sondern die kleinen Theile trocknen weit schneller als die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, zuletzt. Das Wachs hat diese Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher sein Modell aus Thon oder Gyps, und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Bossirstuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand, mittelst der Bossirhölzer, bildet der Künstler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Bossirhölzern und dem nassen Schwamme weiter, und ebnet ihn mit dem Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich dargestellt werden soll. Der Block, welcher bestimmt ist, zu demselben bearbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Bossirstuhle, auf welchem er, mittelst eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Bossirstuhle, das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, begibt sich der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten, die praktische und die akademische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Linien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Vierecke bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleine Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blockes an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, sowie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen, und muß deshalb beständig zweifelhaft sein, ob er in Hinsicht auf sein Modell zu tief oder zu flach, ob er zu viel oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch die er ganz natürlich und ohne die geringste Abweichung ebendieselben Umrisse auf seinem Stein entwerfen könnte. Weil nun auch keine Grenzen der Tiefen gesetzt werden können, so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder gut gemacht werden. Und endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien sich alle Augenblicke weghauen, und ebenso oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung,

von neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franz. Akademie in Rom zum Nachbilden der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch diese Fäden werden die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnliches Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den Stand gesetzt wird, freier und mit mehrem Muthe bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist, so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Übelstande auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifäden durch Horizontalfäden durchschneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, sehr sinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen suchte. Eine Nachricht davon findet man in Vasari's „Leben der Maler rc." ausführlicher aufgezeichnet als es hier geschehen könnte, weßwegen wir dahin verweisen. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil seines Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke bestimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erfoderniß der Umstände, mit dem Bohrer aus. Hierbei geht er von dem äußersten Punkte nach den innern Punkten fort, und gründet so die Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, Gewänder u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punkt gefunden und, wo es möglich ist, mit dem Bohrer vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit dem Spitzeisen aus, läßt jedoch noch Etwas stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eisen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen soll, erhalten, so wird er ausbossirt (mit dem Zahneisen weiter ausgebildet), und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern und Füßen, den Falten u. s. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeisen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Ausbossiren vermittelst des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr mühsame Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des krausen Haupthaars, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der Künstler zu dem Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu bestimmen. Nun steht das Werk kenntlich da und darf nur rein gemacht, d. h. rein und sauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rundeisen und dem Zwergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebene Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das Eisen den harten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlider, Nägel u. s. w., ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a.

Raspeln erfodert. Das Rauhe, welches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Besteht das Werk aus Marmor, so erhält dieser zuletzt noch Politur, mit gepulvertem Bimsstein, mit einem feuchten Tuche, oder mit Zinnasche, oder, und zwar am häufigsten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel.

Bildlich (in der Ästhetik und Rhetorik). Der bildliche Ausdruck ist dem eigentlichen entgegengesetzt, und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung gewisser Merkmale des letztern mit desto größerer Leichtigkeit und Wirkung zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck schon erregten Vorstellung desselben zweckmäßig zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entsteht nicht in allen Fällen aus einem und demselben Interesse, denn bald ist es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Gefühl und Begehrungsvermögen begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darstellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerksamkeit desto sicherer erregen und fesseln, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenstände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wissen wollen, desto lebhafter hervorzuheben, theils auch, um über nicht sinnliche Gegenstände Anschaulichkeit zu verbreiten und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Ähnlichkeit zu verknüpfen. Aus dieser Quelle entspringen sinnbildliche Darstellungen, Parabeln, Fabeln und mehre rednerische Figuren. Bei der Wahl der Bilder muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie aus einem Kreise von Dingen hergenommen werden, welcher Denen vollkommen bekannt ist, für welche man sie gebraucht; es muß eine wirkliche und wesentliche Übereinstimmung zwischen ihren Merkmalen und den Merkmalen der einzukleidenden Sache herrschen. Diese Übereinstimmung muß aber auch jedem Gebildeten augenblicklich einleuchten, nicht erst eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung hervorbringen, welche derjenigen, die man beabsichtigt, widerstreben würde; sie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabsichtigt, übereinstimmen. Das Bildliche ist übrigens wohl zu unterscheiden vom Sinnbildlichen und vom Tropischen. dd.

Bildnerei, so viel wie bildende Kunst im engern Sinne, ohne Rücksicht auf das mechanische Verfahren, also Bildformekunst, Bildgießkunst, Bildhauerkunst, Bildschneidekunst. (S. **Plastik**.) Ihre Produkte werden **Bildwerke** genannt.

Bildniß, s. **Portrait**.

Bildung ist ein Vorzug, den nur der Mensch, aber, wie die Verhältnisse noch stehen, nicht jeder Mensch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich vereinigen, um den Menschen, das rohe Geschöpf, zum Menschen zu machen und aus dem harten Dienste der Naturnothwendigkeit, in dem es überall seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der milde Himmelsstrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menschen der Anstrengung und Übung seiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig ist, seine Thätigkeit zu belohnen, scheint vorzüglich zum Sitze der Bildung bestimmt. Hier, wo eine glückliche Mischung der Grundstoffe dem Körper Geschmeidigkeit gibt und den Aufschwung des Geistes befördert, finden wir die gebildetsten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau fesselte sie an bestimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte sie bauen, der Nachahmungstrieb Gestalten formen und in die Töne der belebten Natur einstimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten sie in Denkmälern und Festen an, sprachen sie in Geschichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur

und die Abbildung ihrer bedeutsamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewannen Gefühl und Gedanke den entsprechenden Ausdruck; die Gesellschaft das Werkzeug einer leichten Mittheilung ihrer Kenntnisse nach allen Seiten; die Kunst den Stoff und Antrieb ihrer Übungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrschaft unter den Menschen. Die Mitte des südwestlichen Asiens ward die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteste und, als die Mutter der unserigen, die wichtigste ist. Nur an die Zone, doch nicht an bestimmte Länder gebunden, wanderte sie von O. nach W., und die Betriebsamkeit der Bewohner des europäischen W. hat ihre im Orient allmälig versteinerten Schätze mannigfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freiern Verfassungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegsamern Straßen und Gewässern, ihre öffentlichen Anstalten und gemeinschaftlichen Unternehmungen, ihre religiösen Mysterien und philosophischen Schulen waren wechselsweise Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgends übertroffener Schönheit und Rundung erscheint, und zum Unterschiede von der neuen, der sie zum Muster dient, nun die antike heißt. Die Bildung der Alten zeigt sich als ein gesundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältnisse; ihre Einheit und Übereinstimmung mit sich selbst, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit sie auf dem Wege der Natur fortschreitet, gefällt durch sich selbst. Doch hatte sie mit den Blüthen auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römische Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Grübeleien einer Philosophie, die die Natur entgötternd dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom ward die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausschweifendsten Luxus. Auch ihre letzten Schatten verschwanden mit dem Falle des römischen Reichs. Die Sitten und Sprachen der germanischen Sieger verschmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge; der dem germanischen Norden eigenthümliche Adel des Geschlechtsverhältnisses, der ein romantisches Frauenreich schuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Christenthums wurden unter der Leitung der Kirche die Grundlagen einer neuen Bildung, bei der die antike, soweit man sie noch aus ihren Resten und Rückerinnerungen kannte, nur ein Gegenstand des geistigen Luxus der Gelehrten und Künstler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Frische und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Obgleich nun die germanischen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenstabe des Vormunds in Rom nur langsam gehorchen lernten, so wuchsen doch aus ihrer Natur und Landesart ihre Nationaleigenheiten nur in behaglicher Freiheit hervor; das auf diesen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die neuere Bildung, ist ein Erzeugniß bestimmter Absichten und zwangloser Verhältnisse. Sie unterscheidet sich von der antiken insbesondere durch den Umstand, daß sie, weil es den neuen Völkern an Öffentlichkeit des Lebens, an Festen, wo das Schöne der Gegenstand eines allgemeinen Genusses geworden wäre, ja im Ganzen selbst an Sinn dafür gebrach, auch nie die Masse der Völker völlig durchbringen konnte, sondern bis in die neuesten Zeiten ein Vorrecht der Höfe, der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmäler in Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. Überall von der Anschauung zum Übersinnlichen, vom Bilde zum Begriff durchbringend, geht sie auf Ideale aus, ohne sich wehmüthiger Rückblicke auf die goldene Vorzeit erwehren zu können, wo der Mensch mit der Natur und sich selbst eins war. Daher die empfindsame Sehnsucht, das mühsame Streben und die ewige Klage der Neuern; daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Überlegung und Kritik, die sich in Theorien und Planen erschöpfen, die schöne Natur, hinter der die Weichlichkeit des jetzigen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu über-

ieten. Aber weder die Unschuld der Urwelt, noch die harmonische Schönheit der
riechischen Bildung werden sie zurückbringen können; der ewige Erzieher des
Menschengeschlechts wiederholt sich nicht, jede Epoche seiner Führung bringt neue
Epochen zu Tage; auch die Form der neuern Bildung beurkundet auf ihre Weise
as Fortschreiten der Menschen. Die unbehaglichen Widersprüche, in welche die
Neuern, zugleich rückwärts und vorwärts schauend und immer nach dem Unerreich-
aren haschend, sich mit sich selbst verwickelt haben, können friedlich gelöst werden
nd in ein sicheres, freudiges Streben übergehen, wenn man sich endlich darein
rgeben wird, für uns sei nur Trost und Rettung in der Idee, auf die das Christen-
hum, das mit seinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen die Haupt-
rundlage unserer Bildung ist, hinweist. Und deutlich genug tritt diese Richtung
um Idealen in den bessern Leistungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe
Forschung, allumfassende Wißbegierde, ein scharfer Verstand, eine des Fernsten
ind Höchsten mächtige Phantasie und ein Vermögen zu sondern und zusammen zu
tellen, dem die Alten nur spärliche Anfangsgründe an die Seite zu setzen haben,
eichnen die Werke der neuern Kunst und Wissenschaft aus. Sind auch Michel
Angelo und Canova nur geistreiche Zöglinge der antiken Plastik, so wetteifern doch
ie Heroen der italienischen, spanischen, englischen und deutschen Dichtkunst rühm-
ich mit den herrlichsten Alten. Joh. Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemsterhuis,
Kant u. s. w. ringen mit Plato und Aristoteles um den Preis der Tiefe und Gründ-
ichkeit, die alte Leier verstummt im Instrumentensturm einer Haydn'schen Sym-
phonie, und Zeuxis's Trauben verschwinden vor Rafael's Madonnen. Die Verviel-
fältigung der Schildereien in Holzschnitt und Kupferstich, die Buchdruckerkunst
mit ihrem unabsehlichen Einflusse, der Compaß zur Schifffahrt und der Wechsel-
brief zum Handel sind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik
auf die kunstreichen Arbeiten und Maschinerien, die das Leben erleichtern, die Ele-
mente dienstbar machen und tausend neue Bedürfnisse befriedigen; die Leitung
des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen das neuere Fortschreiten. Ob die
sittliche und religiöse Bildung der Menschen bei diesen Fortschritten gewonnen habe,
ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Alten wußten nur von einer Bildung,
die sich durch Gymnastik und Musik (Musik im Sinne der Griechen ist die freie
Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Musen geheiligten Künste und Wissen-
schaften) vollenden ließ und zu allen Dingen nützlich war. Die Künstlichkeit der
neuern Verhältnisse, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Mit-
tel, sie zu befriedigen, hat diesen einen Stamm in hundert Äste gespalten, und der
Einzelne bringt es mit aller Mühe nicht dahin, sie wieder zu einem Ganzen in sich
zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine geistige, ästhetische
und moralische Bildung anlegen, und bald Verstand und Einbildungskraft im
Denken und Zusammenstellen des Wahren und Möglichen, bald diese beiden mit
dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und
Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müssen, um unsere Seelen-
kräfte zu entwickeln: als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer classischen, als
Bewahrer der Literatur einer gelehrten und literarischen Bildung, und wo wäre ir-
gend eine Wissenschaft und Kunst, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, allein auf
ihr Gebiet berechnete und den Fleiß eines ganzen Menschenlebens in Beschlag
nehmende Bildung erfoderte? Ähnliche Ansprüche machen die verschiedenen Stände,
Geschäftskreise und Gewerbe der bürgerlichen Gesellschaft; militairische, camerali-
stische, mercantilische, ökonomische Bildung wird in eignen Erziehungsanstalten
erworben. So ist unsere Aufmerksamkeit und Kraft in tausend einzelne Zweige der
Bildung zertheilt, wie hätten wir Zeit, den Menschen in uns auszubilden, da wir
kaum mit dem Bürger fertig werden? Viele fangen es daher gar nicht mehr auf
etwas Höheres an, als was der Zwang der Verhältnisse, der National- und Stan-

desgeist aus ihnen macht, und schwer verbergen sie oft die verletzenden Ecken dieser Einseitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den sie als ein zum äußern Anstande nothwendiges Gesellschaftskleid für die Unterhaltungsstunden anlegen. Aber die gesellige Bildung, in der die feinern Cirkel der Franzosen den Ton angaben und die höhern Stände aller europäischen Nationen sich verstehen, hat einen edlern Sinn. Sie setzt Einsichten und Kenntnisse, die über Alles, was dem Menschen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben, und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine schnelle und richtige Übersicht der Verhältnisse, eine Leichtigkeit und Übung des Geistes im Gebrauchen der mannigfaltigsten Formen, kurz einen feinen Takt voraus, der jedem Gedanken im Gespräch die rechte Stelle, die anziehendste Bedeutung, den schicklichsten Ausdruck und die heiterste Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt sie die angenehmen Talente und Kunstfertigkeiten, deren sinnvolle Leistungen, bescheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude stimmen; oder wenn man diese empfehlenden Eigenschaften nicht in hinlänglichem Grade besäße, um der Gesellschaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfodert sie doch wenigstens eine sich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was sie zur Befriedigung der höhern Bedürfnisse des Geistes darbieten will. (Vgl. Conversation.) Alle Zweige der neuern Bildung fänden in dieser geselligen, Leben, Kunst und Wissenschaft angenehm verschmelzenden den besten Vereinigungspunkt, gehörten die Kreise, in denen sie einheimisch ist, nicht unter die Seltenheiten. Und auch diese gebildeten Kreise sind nicht ganz frei von dem Einflusse der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweise von einander unterscheiden, und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit keineswegs für Merkmale wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte, kräftig ausgesprochene und unter günstigern Umständen auch wol zum Theil ausführbare Idee, diese Volkseigenthümlichkeit durch gewisse ihr angemessene Anstalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menschheit zu erziehen, betrifft, so läßt sich, weil sie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine bestimmte Hoffnung darauf bauen. Wie sehr daher auch der allzu freigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedem in Romanen und Gedichten etwas belesenen, durch feinere Bedürfnisse des Luxus und eine gewisse Höflichkeit vor der niedern Volksclasse ausgezeichneten Mitgliede der Gesellschaft Bildung beilegt, beehrt, von der Allgemeinheit des Bestrebens gebildet zu heißen zeugen mag: so wird es doch, bei dem seltenen Zusammentreffen günstiger Umstände und edler Bestrebungen mit glücklichen Anlagen des Geistes und Herzens, immer nur wenige auserlesene Menschen geben, welche nach einem unserer Bestimmung angemessenen Begriffe von Bildung genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von Etwas machen, und dies kann, wo es auf Menschenbildung abgesehen ist, kein andres sein, als das Bild des Menschenideals, oder nach den Ansichten der Religion, das Ebenbild der Gottheit. Bildung in diesem allgemeinen Sinn ist uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbstthätigkeit zu bewerkstelligende harmonische Entwickelung der gesammten Menschenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil diese Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verstattet, nennen wir Den gebildet, der bereits glückliche Fortschritte zum Ziele der Menschheit gemacht hat. Eine Bildung, die diesem Begriffe entspricht, wird ebenso sehr den Foderungen der Gesellschaft an das zu bildende Subject Genüge leisten, als sie seinen eignen Geistes- und Herzensbedürfnissen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß diese Bildung Allen gemein werde und der Vergeistigungproceß, in dem die Menschheit begriffen ist, eine entschiedene Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die from-

nen Wünsche der Weltbürger und Menschenfreunde zur glücklichsten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer theils überhaupt die hervorbringende Kraft der Natur, die in Massen und Formenverhältnissen wahrnehmbar wird, theils insbesondere die in den organischen Körpern wirksame Kraft, eine besondere Bildung und Form von Innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Diese Kraft offenbart sich durch Selbstbildung und Selbsterhaltung, indem der Körper verschiedene Stoffe in sich aufnimmt (die Nahrungsmittel), sich dieselben aneignet, das Fremdartige absondert, verlorene Theile wiederherstellt, und so sich ernährt, erhält, und als organisches Individuum bestimmter Gattung fortbildet und aufwächst; ebenso ist die Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem der organische Körper nur ein Wesen seiner Gattung erzeugt und nicht aus Eigenthümlichkeit herausgeht. (Eine vorzügliche Schrift über den Bildungstrieb gab Blumenbach.) Auf eine ähnliche Weise redet man auch von einem geistigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menschen, eine geistige Individualität zu erlangen und zu behaupten, seine geistigen Anlagen nach dem Ideale der Menschheit eigenthümlich zu entwickeln und insbesondere die von Außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu seinen Zwecken mit Bewußtsein zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Biledulgerid (Bhelad al Dsherid, Dattelland), in Nordafrika, im S. des Atlas, erstreckt sich nördlich bis Tunis, westlich nach Algier und der Sahara, östlich bis Tripolis. In der Wüste gibt es bloß Oasen (s. d.), die gartenmäßig bestellt und gewässert werden. Am Fuße des Atlas mildern die aus den Thälern dieses Gebirges strömenden Winde die heiße Temperatur. In jenen Oasen sind die Hauptproducte Gerste, die zum Karavanenbrei benutzt wird und von vorzüglicher Güte ist, und Datteln, die nirgends in solcher Vollkommenheit als hier reifen. Thau fällt in den Oasen stark, Regen sehr selten. Alle tropische Producte gedeihen in großem Überfluß, wenn sie ohne Regen blühen, wachsen und reifen können. Die Berbern, welche hier wohnen, sowie die Neger und Araber, treiben Handel und reisen in Karavanen. Dies reibt viele in der Jugend durch Wechsel des Klimas, schlechte Nahrung und endemische Fieber auf; daher das Mißverhältniß vieler Greise und weniger Jünglinge. Von Biledulgerid besitzt Marocco Dara, Tafilet und Segelmesse, Algier Wadrag, Tunis Tozer. Unabhängig sind die Länder Gademes, Welled-Sidi und Mosselemis. Von Menschen, Sitten und Wohnung dieser Stämme wissen wir wenig.

Biliner Sauerbrunnen quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felsen, des biliner Steins oder Bortzen. Die Gegend umher ist bergig. Vor Allem aber hebt sich malerisch daraus hervor der hohe, fast auf allen Seiten frei aufstrebende biliner Stein, von dessen Höhe man einer wahrhaft reizenden Aussicht genießt. Das Städtchen Bilin an der Bila soll vordem seine eignen Herzoge gehabt haben, die die Gegend beherrschten, aber von den böhmischen Königen unterdrückt wurden, die nun Burggrafen hierher setzten. Später kam es an die königl. Kammer, die es wieder zu Lehn gab. Seit 1464 sind die Fürsten v. Lobkowitz in dem Besitz dieser Herrschaft. Der biliner Brunnen mag zuerst im Anfange des 18. Jahrh. entdeckt worden sein, ward aber erst um die Mitte desselben gefaßt. Da jedoch das Wasser schon versendet wurde und diese Versendung zunahm, so baute man hierzu ein Haus, und half überhaupt der Gegend durch Kunst nach. 1779 wurden 2698, und 1786 bereits 42,000 Flaschen verschickt. Die Brunnen entquellen der Erde ganz rein; der Geschmack ist frisch, kühlend, säuerlich; das Wasser wirft viel Perlen und schäumt, vorzüglich wenn es mit Wein und Zucker vermischt wird; die Wärme der Quelle ist 12

Gr. Reaumur. Das Wasser enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftsaures mineralisches Laugensalz $30\frac{1}{2}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $4\frac{3}{5}$ Gr., Kochsalz $1\frac{7}{9}$ Gr., luftsaure Bittererde $2\frac{4}{7}$ Gr., luftsaure Kalkerde $3\frac{1}{88}$ Gr., Kieselerde $\frac{3}{4}$ Gr., Extractivstoff $\frac{7}{11}$ Gr., Luftsäure 49 Kubikzoll, und reine Luft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, schleimigen Schlagflüssen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, Bräune, Geschwüren, Hautausschlägen, Skrofeln, Scorbut, in gichtischen und solchen Krankheiten, die Erschlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Brust, der Harnwege ꝛc. Obschon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, so trinkt man ihn doch auswärts noch stärker, besonders da Teplitz nur eine Stunde entfernt ist. S. Reuß, „Die Mineralquellen zu Bilin" (Wien 1808).

Bill, Billa, der parlamentarische Vorschlag eines Gesetzentwurfs. In der englischen Rechtssprache heißt jeder schriftliche Aufsatz Bill. (Wechsel: bill of exchange; ein schriftlich aufgesetzter Kauf über bewegliche Dinge, wodurch nach englischem Rechte das Eigenthum sofort auf den Käufer übergeht: bill of sale u. s. w.) Man leitet dies Wort von libellus ab. Wenn eine Criminalanklage von dem großen Schöffenrecht (grand jury) bei den Assisen statthaft gefunden wird, wobei sie natürlich nicht die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen, sondern nur die Frage untersuchen, ob aus den angegebenen Thatsachen Etwas gegen den Angeklagten folgt, so wird auf die Rückseite gesetzt: A true bill (ehedem billa vera). Wenn aber die Schöffen dafür halten, daß die Thatsachen keinen hinlänglichen Verdacht begründen, so schreiben sie darauf: Not a true bill, oder Not found (ungegründet). Im parlamentarischen Style unterscheidet sich eine Bill von einer Motion; diese ist der vorbereitende Antrag zu jener. Eine Motion hat oft auch keine Bill zum Gegenstande, wie ein Antrag, den Zustand des Landes zu untersuchen, eine Adresse an den König zu entwerfen, eine Commission niederzusetzen u. dgl. Jede Motion muß von einem andern Mitgliede des Hauses unterstützt werden (seconded), sonst beschäftigt sich das Haus gar nicht damit. Privatbills, welche irgend eine Verfügung zu Gunsten einzelner Personen oder Corporationen betreffen (z. B. die Naturalisation, oder die Erlaubniß, eine Brücke zu bauen und Brückenzoll zu erheben), können nicht anders als durch eine Petition (ein schriftliches Gesuch) eingeleitet werden, welche von einem Mitgliede des Hauses übergeben, wo nöthig, durch eine Commission geprüft und dann entweder verworfen, oder zum Einbringen der Bill verstattet wird. Gesetzvorschlägen über öffentliche Angelegenheiten (public bills) hingegen muß eine Motion vorangehen, d. i. das mündliche Gesuch eines Mitglieds um die Erlaubniß, eine solche Bill einbringen zu dürfen. Wird diese ertheilt, so wird in einer gehörigen Zeit der Vorschlag schriftlich übergeben. In frühern Zeiten wurden alle solche Vorschläge in Form einer Bittschrift an den König eingebracht und beschlossen, sie waren also nach unserer Art wirkliche libelli gravaminum et desideriorum. Ein solcher schriftlicher Entwurf hat eine Menge leerer Stellen (blanks) für die Bestimmungen, welche dem Parlamente überlassen werden müssen, als der Zeit, der Summen und andrer quantitativen Punkte. Nun wird die Bill drei Mal in herkömmlichen Zwischenräumen verlesen. Bei dem ersten Verlesen ist hauptsächlich von ihrem Verwerfen im Ganzen die Rede. Bei dem zweiten Verlesen wird sie discutirt, entweder durch eine Commission, oder in wichtigen Angelegenheiten durch das ganze Haus, welches sich in eine Comité verwandelt. (Dabei verläßt der Sprecher seinen Stuhl, spricht und stimmt mit, und es wird ein andres Mitglied zum Vorsitzenden, Chairman, erwählt.) Die leeren Stellen werden ausgefüllt, Zusätze und Veränderungen (amendments) gemacht und oft die Bill ganz umgeschaffen. Ist diese Arbeit beendigt, so nimmt der Sprecher seinen Sitz wieder ein, und der Chairman

rägt die berichtigte Bill wieder zur Abstimmung über das Ganze vor. Wird sie durch ie Mehrheit angenommen, so wird sie mit sehr großer Schrift auf Pergament geschrieben (engrossed) und nun zum dritten Mal verlesen. (Wird hier noch ein Zusatz gemacht, so wird er auf einem besondern Stücke Pergament angeheftet, welches lider genannt wird.) Alsdann wird sie dem andern Hause zugebracht, wo dasselbe Verfahren (mit Ausnahme des Ingrossirens) noch einmal durchgemacht wird. Wird sie hier verworfen, so bleibt die Bill stillschweigend liegen; werden aber Zusätze und Veränderungen beschlossen, so werden sie dem andern Hause mitgetheilt und nöthigen Falls Conferenzen zwischen deputirten Mitgliedern beider Häuser veranstaltet. Vereinigen sich die beiden Häuser nicht, so bleibt die ganze Sache ohne Erfolg; die Bill ist durchgefallen (dropped). Die königl. Genehmigung wird entweder vom Könige in Person gegeben, wobei er im Oberhause erscheint, das Unterhaus an die Schranken gerufen wird und nun die Überschriften der Bills mit der Antwort des Königs in den alten normännisch-französischen Formeln durch den Secretair abgelesen werden. Z. B. bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public bill), lautet die Bestätigung: Le Roi le veut; bei einer in Privatsachen (private bill): Soit fait comme il est désiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money bill): Le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence et aussi le veut. Die höfliche Formel der Verweigerung ist: Le Roi s'avisera. In Gnadensachen, welche von der Krone ausgehen (z. B. Amnestien, Begnadigungen u. s. w.), antwortet das Parlament durch den Parlamentssecretair: Les Prélats, Seigneurs et commons, en ce présent parliament assemblés, au nom de tous Vos autres subjects, remercient très-humblement Votre Majesté et prient à Dieu, Vous donner en santé bonne vie et longue. — Oder der König ertheilt die Resolutionen schriftlich unter dem großen Staatssiegel, welches unter Heinrich VIII. bei der Strafbill gegen die Königin Katharine (Howard, enthauptet 1542) zum ersten Mal geschah, da der König eine solche Zustimmung nicht persönlich geben mochte. Das Recht der Verweigerung übte die Königin Elisabeth sehr häufig. Sie verwarf einst 48 Bills in einer Session. Die Könige aus dem Hause Hanover haben es nie ausgeübt, denn der letzte Fall desselben ist vom J. 1692 von Wilhelm III. Die Regierung sucht ihren Zweck durch die Mehrheit in einem oder dem andern Hause zu erreichen. 37.

Billington (Mistreß), eine der ersten Sängerinnen Londons. Als Tochter eines umherziehenden deutschen Musikus, Weichsel, übte sie ihr musikalisches Talent schon früh; in ihrem 7. J. spielte sie ein Concert auf dem Pianoforte im Haymarkettheater, und im 11. trug sie eins von ihrer eignen Composition vor. Ihr erster, redlich denkender, aber schwacher Mann, Billington, Mitglied des Orchesters vom Drurylanetheater, führte sie nach Irland, um sie zur Sängerin zu bilden. Sie war jung, schön, und bald fröhnte sie in dem üppigen Dublin ihrem Hange zu Ausschweifungen auf die ärgerlichste Weise. 1786 trat sie in Coventgardentheater zu London auf, ohne großen Eindruck zu machen, weil sie die Kunst zu sehr vernachlässigt hatte. Sie ging deßhalb nach Paris und nahm 1787 Unterricht bei Sacchini. Ihr nachheriges erstes Gelingen zu London verdankte sie diesen ital. Lehrstunden. 1794 reiste sie zu ihrer Vervollkommnung nach Italien. Jetzt waren ihre Fortschritte schnell, ihre persönlichen Reize waren schon ausgebildet und an Ausgelassenheit blieb ihr nichts mehr zu lernen übrig. Ihr bekümmerter Gatte starb zu Neapel, wie damals behauptet, aber wenigstens nicht bewiesen ward, an Gift, und die junge Witwe heirathete bald darauf einen Lyoner, Namens Florissent, und ließ sich im Venetianischen nieder. 1801 erschien sie wieder in London. Damals war sie auf dem Gipfel ihrer Kunst und ihrer Künste. In Allem, was Aug und Ohr fesseln kann, ein außerordentliches Wesen; in vollen-

deter Entwickelung ihres Talents, mit einer tiefrührend schönen Stimme, eingeweiht in alle Geheimnisse der italienischen Tonkunst, stand sie da, eine edle, liebenswürdige Gestalt, die größte Sängerin, die England geboren. Durch ein ungewöhnliches Engagement spielte sie abwechselnd in Coventgarden und Drurylane; ihre lange Abwesenheit hatte das Vergangene gleichsam verwischt; ein anständiger Lebenswandel würde die Sünden ihrer Jugend gewissermaßen gesühnt haben; allein nur zu bald sank sie in ihre gewohnte Ausgelassenheit zurück, bis kurz vor dem Zeitpunkte, wo ein früher Tod ihr schuldvolles Leben endete. Ihr Gatte, durch die Fremdenbill dazu genöthigt, hatte England ohne sein treuloses Weib verlassen müssen, und sie, vielleicht von Reue gefoltert, war kurz vor ihrem Tode (zu St.-Artive unweit Venedig, 26. Aug. 1818) ihm gefolgt.

Bingerloch, s. Rhein.

Bingley. Dieser Garrick der holländ. Nationalbühne war 1755 in Rotterdam von wohlhabenden englischen Ältern geb., wurde nach vollendeten Schulstudien für den Handel bestimmt und auf ein Comptoir gebracht. Aber bald zeigte sich bei ihm eine unbezwingbare Neigung fürs Theater. Er trat, 18 J. alt, zu der Gesellschaft des verdienstvollen Corver, der sein erster Lehrer wurde. 1779 betrat er, 24 J. alt, die amsterdamer Nationalbühne, ward jedoch, weil man ihn für einen geb. Engländer hielt, bei dem damals, durch die ohne Kriegserklärung von den Engländern erfolgte Wegnahme aller Schiffe unter niederländischer Flagge, erregten Hasse gegen England ungünstig aufgenommen. Allein bald besiegte er durch eine Darstellung des Achill, in dem Trauersp. d. N., alle Vorurtheile, indem er in dieser Rolle sein außerordentliches, durch das sorgfältigste Studium ausgebildetes Talent auf eine glänzende Weise zu entwickeln Gelegenheit fand. Von diesem Augenblick an war und blieb er der Liebling des Publicums. Obgleich die Tragödie stets sein Hauptfach blieb, so gelangen ihm doch nicht minder einzelne komische Darstellungen im Lustspiele. Er war zugleich der franz. Sprache so mächtig, daß er neben den großen franz. Bühnenkünstlern, welche auf ihren Kunstreisen die Niederlande zu besuchen pflegen, auf den franz. Theatern in Amsterdam und Haag öfters mit Erfolg aufgetreten ist. So gab er 1811 auf dem franz. Theater in Amsterdam die Rollen des Philoktet und Lear mit dem größten Erfolg. 1796 dirigirte er eine eigne Schauspielergesellschaft, die vorzüglich in Rotterdam und dem Haag spielte und auch andre holländische Städte besuchte. Er war jedoch immer bereit, der amsterdamer Bühne in den Rollen auszuhelfen, die nur von ihm gespielt werden konnten. Eine seiner letzten Vorstellungen gab er, unterstützt von der großen Künstlerin Wattier Ziesenis, 1818 vor der königl. Familie in der Rolle des Farnese im Trauersp. „Maria", von Lalain. In dems. J. starb er im Haag.

Binocular-Teleskop, s. Fernrohr.

Binomisch, zweitheilig, zweigliedrig, z. B. eine binomische Wurzelzahl in der Rechenkunst. **Binomialcoëfficienten** sind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. $a + b$, jede Gattung von Product aus den Theilen desselben vorkommt. — Der **binomische Lehrsatz** ist jene merkwürdige Formel, welche die Zusammensetzung einer Potenz des Binomii $a + b$ aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darstellt. Dieser Lehrsatz, die wichtigste Grundlage des Gebäudes der Analysis, war, für ganze positive Exponenten, schon mehren Analysten vor Newton bekannt. Aber erst Newton lehrte ihn auch auf gebrochene und negative Exponenten anwenden, und diese Entdeckung, eine der schönsten des großen Mannes, ist auf seinem Grabmale eingegraben.

Biographie, s. Lebensbeschreibung.

Biologie und **Biometrie**, s. Leben.

Bion, aus Smyrna oder dessen Umgegend geb., ein griechischer Idyllen-

dichter, von dessen Lebensumständen sich nirgends einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche sein Freund und Schüler Moschus auf seinen Tod verfaßte, scheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenosse Theokrit's gewesen und an Gift gestorben sei. Wahrscheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird sein Klaggesang auf Adonis für das vorzüglichste gehalten. Er ist vielfältig ins Deutsche übersetzt worden, u. A. auch von Voß. Man findet Bion's Gedichte, sowie die des Moschus, gewöhnlich als einen Anhang bei den Idyllen des Theokrit. Einzeln von Fr. Jacobs, Gotha 1795, Gilb. Wakefield, London 1795, und J. C. F. Maaß, Leipz. 1807.

Biörnståhl (Jakob Jonas), bekannt durch seine Reisen, geb. 1731 in der schwedischen Provinz Südermannland zu Rotarbo, studirte in Upsala, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rudbeck, und reiste mit dessen Sohn nach England, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und der Schweiz. Bei seinem Aufenthalte in Paris studirte er die morgenländischen Sprachen. Da sein Zögling nach Schweden zurückgekehrt war, wurde B. von Gustav III. bestimmt, Griechenland, Syrien und Ägypten zu bereisen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Professors an der Universität Lund. Nun ging er auf Kosten des Königs 1776 nach Konstantinopel, wo er sich einige Zeit aufhielt, um die türkische Sprache zu erlernen, setzte dann seine Reise fort bis Salonichi und starb hier 1779 an der Pest. B. hatte eine Beschreibung seiner Reisen in Briefform an seinen Freund, den Bibliothekar Giörwell, geschickt, der sie anfangs in eine Zeitschrift, die in Stockholm erschien, einstreute, dann aber 1783 besonders herausgab. Groskurd hat davon eine deutsche Übers. geliefert. Dieses Werk enthält gelehrte und gründliche Untersuchungen über Münzen, Handschriften, seltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die anziehendsten diejenigen sind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney besucht hatte; aber seine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur sind oft zu wenig genau und unparteiisch. Er hatte mehr Gelehrsamkeit als Geschmack, mehr Gedächtniß als sichern Takt und Unterscheidungskraft. Seine von Natur starke und abgehärtete Gesundheit setzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beschwerden der Reise zu ertragen.

Biot (Jean Baptiste), Physiker und Astronom, vieler in- und ausländischer gelehr. Gesellsch. Mitglied, geb. 1774 zu Paris, machte seine Studien im Collegium Ludwigs des Großen, von wo er zum Artilleriedienst überging. Seine Begierde nach höherm Wissen trieb ihn bald nach Paris zurück, wo er an der polytechnischen Schule so lange fortstudirte, bis er sich zu einer Professur in Beauvais fähig fühlte. Er erhielt schon 1800 den Ruf als Prof. der Physik am Lycée de France. 1802 ward er zum Mitglied der ersten Classe des Instituts ernannt. Er allein bewog 1804 das Institut, nicht für Bonaparte's Ernennung zum Kaiser zu stimmen. 1806 ward er mit Arago nach Spanien gesendet, um die, Behufs der Einführung eines neuen Decimalsystems in Frankreich (s. Franz. Decimalsystem), beschlossene Messung eines größern Bogens des Meridians fortzusetzen. Noch vor seiner Abreise ward er zum Mitgliede des Längenbureaus ernannt. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg. Unablässig widmete er sich nun den Studien und Vorlesungen; 1816 trat er der Herausg. des „Journal des savans" für die mathematischen Wissenschaften bei. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Traité de physique expérimentale et mathématique", (1816); der populair geschriebene Auszug daraus: „Précis élémentaire de physique expérimentale", und: „Traité élémentaire d'astronomie physique". 1817 bereiste er die Orkneyinseln, um noch streitige astronomische Beobachtungen zur Gradmessung zu berichtigen. Fortwährend theilt B. wichtige Aufsätze in gelehrten Zeitschriften ꝛc. mit.

Biren (Ernst Johann v.), Herzog von Kurland, geb. 1687, war, wie

man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jakob von Kurland und der Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers, Namens Bühren. Er studirte zu Königsberg und wußte sich auf eine Stufe des Ansehens zu erheben, die seine Abkunft verbarg. Sein angenehmes Äußere und sein gebildeter Verstand verschafften ihm die höchste Gunst der Herzogin von Kurland, Anna, Nichte des russischen Kaisers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den kurländischen Adel aufgenommen zu werden. Als Anna (s. d.) 1730 den russischen Thron bestieg, wurde Biren, ungeachtet der ihr gemachten Bedingungen, von der Kaiserin mit Ehren überhäuft und am russischen Hofe eingeführt. Hier nahm er den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrschte u. d. N. selbst seine Gebieterin. Stolz und hart, überließ er sich allen Leidenschaften des Hasses gegen die Nebenbuhler seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgorucky waren seine ersten Opfer; 11,000 Personen ließ er hinrichten, und zwei Mal so viel schickte er in die Verbannung. Man versichert, daß die Kaiserin sich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu besänftigen, aber Bitten und Thränen derselben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Stärke seines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung des großen Reichs. Anna zwang die Kurländer, 1737, ihren Günstling, der 1722 eine Kurländerin aus der Familie Trotta, genannt Treyden, geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Endlich ernannte sie ihn, nachdem sie den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, auf seinen Wunsch zum Regenten. Anna starb d. 28. Oct. 1740. Der nunmehrige Regent benahm sich mit Umsicht und Mäßigung. Allein bald entstand ein geheimer Bund gegen ihn. Einverstanden mit der Mutter des jungen Kaisers, ließ ihn der Feldmarschall Münnich durch Manstein in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. 1740 in seinem Bette verhaften und auf das Schloß Schlüsselburg abführen. Man machte ihm den Proceß, fand aber keine Beweise für die ihm schuldgegebenen Entwürfe zu Gunsten seiner Familie; daher ward sein Todesurtheil in ewige Gefangenschaft verwandelt, sein Vermögen aber eingezogen. Man brachte ihn mit seiner Familie nach Pelim in Sibirien in ein Gefängniß, zu welchem Münnich selbst den Plan entworfen hatte. Im folg. J. kam Elisabeth, die Tochter Peters d. G., durch eine Revolution auf den russischen Thron, Biren ward d. 20. Dec. 1741 zurückberufen, und Münnich mußte sein Gefängniß einnehmen. In Kasan trafen die Schlitten zusammen; beide erkannten einander, und setzten ihre Reise fort, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Nun lebte die Familie Biren in Jaroslaw auf einem sehr anständigen Fuß. Nach 22jähriger Verbannung rief Peter III. 1762 sowol den Herzog als Münnich zurück. Als Katharina II. den Thron bestieg, bekam Biren 1763 das Herzogthum Kurland zurück, regierte mit Weisheit und Milde, übergab 1769 seinem ältesten Sohne Peter die Regierung, und endete den 28. Dec. 1772 sein unruhiges Leben. S. (v. Helbig's) „Russische Günstlinge"; Schmidt-Phiseldek's „Materialien zur russ. Geschichte", 2. Thl., und „Biron's Leben" (Bremen 1742, 2. Abth.).

Birkenstock (Johann Melchior, Edler v.), geb. zu Heiligenstadt im Eichsfeld 1738, erwarb sich um das Schulwesen in den östr. Landen unsterbliche Verdienste. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach Wien, ward in der k. k. geh. Staatskanzlei angestellt und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Censurangelegenheiten. Unter Joseph II. zum Mitglied der Studiencommission ernannt, war er unablässig bemüht, die Schulen zu verbessern und geläuterte Grundsätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piaristenorden übergeben wurde, ward er in den Ruhestand versetzt. Er starb 1809. Sein gebildeter Geschmack, richtiger Blick und seine humanistische Bildung zeichneten ihn unter den östr. Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftsteller hat er sich nur durch die Gewandtheit, im Lapidarstyle sich auszudrücken, berühmt gemacht.

Birmingham, wichtigste Fabrikstadt Englands, in der Grafschaft Warwick, mit 16,400 H. u. 107,000 Einw., hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eisen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuser, welche aus dunkelrothen Mauersteinen erbaut sind, die man nicht übertüncht, gibt der Stadt etwas Trauriges, wozu noch der auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metallwerkstätten sich verbreitet, kommt. B., zu Ende des 17. Jahrh. ein unbedeutender Ort von 900 H. und 5000 Einw., ist jetzt der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Messingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. 1794 betrug der Werth der daselbst und in der Umgegend verfertigten Waaren 34½ Mill. Fl. Die u. d. N. der birminghamer bekannten Waaren sind außerordentlich mannigfach, und bewundernswürdig die neuen Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit verbinden und sämmtlich auf Nutzen, Genuß und Bequemlichkeit berechnet sind. Man verfertigt z. B. tragbare Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen kann, Taschensonnenschirme, Kutschentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinspringen, sobald man die Kutschthür öffnet oder schließt, Peitschen, aus deren Seiten bei dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorspringen, sodaß man sich derselben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Messer für Leute, die nur eine Hand haben ꝛc. Sehenswürdig ist die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus den Öfen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Flintenmaß bestimmt, die Enden zusammenschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Stabeisen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheeren gehalten, die es wie Papier zerschneiden. Eisendraht, 1 bis $\frac{1}{16}$ Zoll stark, kommt aus dem Zieheisen ebenso leicht als ein baumwollener Faden sich um die Spindel windet. Das Kupfer dehnt sich unter der Walze der Dampfmaschine, wie der Teig unter dem Rollholze des Pastetenbäckers; man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beschlagen werden. — In der Nähe von Birmingham, aber schon in der Grafschaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt englische Kupfermünzen und ausländische für die ostindische Gesellschaft prägt. Vermittelst der Dampfmaschinen schlagen acht Knaben in einer Stunde 33,600 Stück. Ferner ist daselbst eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaschinen, die Boulton auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Öfen verschaffen flüssiges Eisen genug, um Güsse bis auf die Schwere von 200 Ctn. in einem Stücke auszuführen.

Biron (Charles de Gontaut, Herzog von), Sohn des Marschalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, geb. um 1562. Als Calvinist erzogen, hatte er bis zum 16. J. zwei Mal seine Religion gewechselt. Seine herrschende Neigung war für die Waffen. Im 14. J. ward B. Oberst der Schweizer. Dem König Heinrich IV. diente er mit ebenso viel Ergebenheit als Unerschrockenheit. Die Gunst und Freundschaft des Königs erhob ihn 1592 zum Admiral von Frankreich. Aber dieser am Hofe und auf dem Schlachtfelde so ausgezeichnete Mann, stets gefürchtet und stets gepriesen, war jähzornig, eigensinnig, anmaßend. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in dems. J. Herzog und Pair. Dennoch glaubte B. sich nicht hinlänglich belohnt. Die spanische Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Ränke schaden konnte, benutzte B.'s Mißvergnügen. Heinrich hatte diesen zu seinem Botschafter am Hofe zu Brüssel ernannt, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beschwören zu lassen. Der spanische Hof berauschte ihn absichtlich

durch Feste, Schauspiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künste der Verführung an, und der schwache B. versprach, wenn die Katholiken wieder aufstehen würden, sich mit ihnen zu vereinigen. 1599 schloß er mit dem Herzog von Savoyen und dem Grafen von Fuentes einen Vertrag, worin er die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen versprach. Indeß ward dem Herzog von Savoyen 1600 der Krieg erklärt, und B. sah sich genöthigt, ihn zu besiegen. Aus Furcht, sein Einverständniß möchte zu sichtbar werden, bemächtigte er sich fast aller Plätze des Herzogthums, was um so leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, B. die Auslieferung des Königs vorzuschlagen, er verweigerte dies; aber ihre Eingebungen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St.-Katharina bei Genua vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu besehen kommen würde, ließ er dem Gouverneur sagen, er solle Büchsenschützen stellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entscheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, sich an den gefährlichen Ort zu begeben. 1601 ward mit Savoyen Frieden geschlossen. So viel Verhandlungen aber hatten dem Könige ebenso wenig als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er befragte daher den Marschall über seinen Anschlag und versprach ihm Verzeihung. B. machte ein unvollständiges Geständniß und setzte seine geheimen Verständnisse fort. Gleichwol sandte ihn Heinrich in dems. J. an die Königin Elisabeth von England, um ihr seine Vermählung mit Maria v. Medici anzuzeigen. B.'s geheime Verhandlungen dauerten nichtsdestoweniger fort; aber sein Vertrauter (Lafin) ward dem Grafen Fuentes verdächtig, und entdeckte, da er für sich selbst zu fürchten anfing, die ganze Verschwörung. Ein freies Geständniß und Reue würden B. gerettet haben, da Heinrich geneigt war, ihm zu verzeihen. Er aber beharrte auf seinem stolzen Leugnen, schlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin dringende Bitten der Strenge der Gesetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er verhaftet, in die Bastille gebracht, vor dem Parlamente gerichtet und am 31. Juli 1602 enthauptet.

Bisam, s. Moschus.

Biscaya, s. Basquen.

Bischof ist nach dem neuen Testamente der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst eingesetzt oder die Gemeinden, nach der apostolischen Idee von diesem Amte, gewählt haben, waren die Gehülfen und Nachfolger der Apostel in dem Geschäfte der Erhaltung und Verbreitung des Christenthums. Sie führten, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derselben, Presbytern und Diakonen, die Aufsicht, ohne jedoch in den ersten Jahrh. schon den Vorrang und die Diöcesanrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmäligen Bildung der Kirchenverfassung zu Theil wurden. Aber eben dies System des Priesterregiments, die fast unumschränkte Herrschaft über die Geistlichen ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen sie sich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die ersten Reichsstände wichtig zu machen wußten, die Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtsame und ihre weit um sich greifende geistliche und criminelle Gerichtsbarkeit beschäftigten sie zu sehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramts und der Seelsorge noch Lust und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten sich daher nur die wichtigsten Amtshandlungen, z. B. die Weihe der Geistlichen, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heiligen Salböls vor. Im Mittelalter hielten sie sich auch für die nothwendig beizubehaltenden Geschäfte und für die Aufsicht über das Kirchenwesen eigne Vicarien, genannt Weihbischöfe und Coadjutoren. Solche Bischöfe, die selbst predigten und sich der Seelsorge annahmen, gehören seit dem 7. Jahrh. unter die Seltenheiten. Es bewarben sich

aher nicht nur der Adel, sondern selbst Fürsten- und Königssöhne um eine Würde, ie ebenso ehrenvoll als einträglich war und auch ritterliche Lustbarkeiten und Lebensenüsse aller Art erlaubte. Diese Bewerbung des Adels und der Fürsten, welche durch eichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politische Begünstigung von Seiten er Kaiser unterstützt wurde, gab besonders den deutschen Bisthümern Glanz und Hoheit. Die deutschen Bischöfe wurden Reichsfürsten und ihr Einfluß auf alle öffentche Angelegenheiten entscheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, nd wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der kathol. Kirche getrennten nordihen Reichen den bischöfl. Titel beibehielt, so verlor sie doch den besten Theil der hemaligen Einkünfte und Vorrechte. Die schwedischen Bischöfe blieben Reichsände wie die englischen, jedoch mit geringem Einflusse. Die engl. Kirche hat hren Bischöfen noch das meiste Ansehen gelassen und eben darum den Namen er bischöflichen erhalten. Viel früher hatte die römische Kirche durch die Eroberunen der Mohammedaner eine Menge Bisthümer verloren; daher die vielen Titurbischöfe, deren Bisthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen. Der römische Stuhl pflegt jedoch nur höhere Geistliche mit iesem Titel zu beehren. In Folge der Abtretung deutscher Länder an Frankreich urden 23 Bisthümer aufgehoben; jedoch sind, besondern Verabredungen mit dem ömischen Hofe gemäß, in mehren deutschen Staaten wieder Landesbischöfe eingeetzt worden. (S. Concordat und Deutsche Kirche.) Die ehemaligen Unterhanen deutscher Bischöfe erinnern sich noch mit Dank ihrer sanften Regierung, nd das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", beweist, daß die ischöfl. Gewalt dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlstandes und der Zufriedeneit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Bischöfliche Kirche, s. Anglicanische Kirche.

Bischofsmütze, s. Inful.

Bischofsstab (auch Krummstab), ein hoher, oben gekrümmter Stab von Silber oder Gold, den die Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben sich tragen lassen und im Wappen führen. Wenn sie das Volk segnen, nehmen sie den Stab selbst in die Hand. Ursprünglich var es ein Hirtenstab, da sich die Bischöfe als Hirten der Gläubigen betrachteten. Durch Überreichung dieses Stabes geschah auch die Belehnung oder Investitur ines Bischofs.

Bischofswerder (Johann Rudolf v.), preußischer General und Minister, eb. in Sachsen, studirte seit 1756 in Halle, trat 1760 in preuß. Dienste, war 1779 Major und galt unter Friedrich Wilhelm II. Alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Einfluß war, bewieen hatte, erwarb ihm dessen dauernde Gunst. Als bevollmächt. Minister hatte er ielen Theil an dem Congresse zu Szistowe. Dann brachte er mit Lord Elgin die Zusammenkunft in Pillnitz zu Stande. 1792 begleitete er den König auf dem Feldzuge in der Champagne. Darauf ward er nach Frankreich als Gesandter geschickt. Er verließ dieses Land 1794, ward nach des Königs Tode entlassen und tarb 1803 auf seinem Landgute bei Berlin. Feinheit des Geistes, bei aller ancheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit, kann ihm nicht abgesprochen werden; ls Staatsmann hatte er beschränkte Ansichten. Sein Hang zum Mysticismus und seine Geisterseherei hatten nachtheilige Folgen. Übrigens war er stets rechtschaffen und frei von Rachsucht. B. gehörte zu dem Illuminatenorden.

Bismark (Friedrich Wilhelm, Graf v.), würtembergischer Cavaleriegeeral und seit dem Juli 1825 Gesandter seines Hofs in Dresden, Berlin, Hanoer (vorher in Karlsruhe), geb. 1783 zu Windheim in Westfalen, aus einem ltadeligen Geschlechte wendischen Ursprungs, trat 1796 als Cornet in das hanöersche Heer. Als dies 1803 aufgelöst wurde, nahm er nassauische, dann in der

handöverschen Legion englische Dienste und wohnte 1805 der Expedition in Norddeutschland bei. Ein Zweikampf nöthigte ihn 1807 England zu verlassen; er wandte sich nach Würtemberg, wo er bei der Cavalerie angestellt und bald zum Rittmeister befördert wurde. Der Krieg von 1809 gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen; seine Kühnheit und Tapferkeit im Gefecht bei Riedau wurden von Napoleon und seinem Könige durch Ertheilung von Ordenszeichen anerkannt. In Rußland war er in allen Gefechten und Schlachten gegenwärtig, an welchen das 3. Corps unter Marschall Ney Theil nahm; oft war er bei kritischen Märschen an der Spitze der Vorwachen. Als die würtemb. Division von neuem ins Feld rückte, führte B. das 1. Chevauxlegersregiment vor und nach dem Waffenstillstande 1813. In Leipzig wurde er gefangen. Als Würtemberg sich nun für die Alliirten rüstete und Prinz Adam das Commando der Reiterdivision erhielt, wurde ihm B. als Chef des Generalstabs beigegeben, in welcher Eigenschaft er ein vorzügliches Talent, größere Massen Reiterei zu führen, entwickelte. Dieselbe Stellung wurde ihm 1815 zu Theil, und er fand Gelegenheit, sich bei dem Gefechte, welches die Würtemberger unter den Mauern von Strasburg bestanden, auszuzeichnen, wofür den Zurückgekehrten der Grafentitel belohnte. Der jetzt regierende König von Würtemberg beabsichtigte gleich nach seiner Thronbesteigung eine durchaus veränderte Organisation des Militairs und übertrug dem Grafen B. die der Reiterei. Hier führte er ein neues System ein, dessen erster wesentlicher Punkt darin besteht, statt mit drei oder vier, mit halben Zügen zu wenden, der zweite Punkt ist die Formirung eines 5. Zuges bei jeder Schwadron als Schützen oder Flanqueurs. Überhaupt gewann die würtemb. Reiterei durch die von ihm bearbeitete Exercirvorschrift eine große Manoeuvrirfähigkeit. Die dagegen erhobenen Einwendungen widerlegen sich durch den praktischen Beweis, welchen B. mit seinem Regiment für sein System führte. Er hat seine Ansichten über die Reiterei umständlich entwickelt in seinen „Vorlesungen über die Taktik der Reiterei" (1818), welche als classisch anerkannt und ins Französische übersetzt worden sind. Von seiner „Felddienstinstruction für Schützen und Reiter" wurden binnen zwei Jahren vier Auflagen nöthig. In seinem „System der Reiterei" (1822), in seinem „Schützensystem der Reiterei" (1824) und in seiner „Reiterbibliothek" (Karlsr. 1825, 2 Thle.), hat Gr. v. B. alle seine Ansichten und Grundsätze über die Reiterei zusammengefaßt.

Bitaubé (Paul Jeremie), geb. zu Königsberg 1732 von reformirten Ältern, die sich aus Frankreich geflüchtet hatten, studirte Theologie. Das Lesen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für die einfache erhabene Poesie. Der Homer zog ihn zur griech. Literatur. Dabei hing er mit ganzer Seele an Frankreich. Um den Gelehrten seines ursprünglichen Vaterlandes beigezählt zu werden, übersetzte er den Homer. Durch dieses Werk und von d'Alembert, dessen Gunst er sich auf seiner ersten Reise nach Paris erworben hatte, Friedrich II. empfohlen, ward B. in die berliner Akademie aufgenommen, und erhielt die Erlaubniß zu einer zweiten Reise nach Frankreich, wo er sich so lange aufhalten durfte, als er nöthig hatte, seine Übersetzung zu verbessern. Außerdem hat er zwei Gedichte: „Joseph" (1767) und „Les Bataves" (1797) geschrieben und Göthe's „Hermann und Dorothea" übersetzt. Während der Revolution kam B. nebst seiner Gattin ins Gefängniß; sie erhielten aber bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion. Der Tod seiner Gattin hatte 1808 auch den seinigen zur Folge. Seine Werke erschienen zu Paris 1804 in 9 Bdn.

Bithynien, ein Land in Kleinasien, lag am Pontus Euxinus, am thracischen Bosporus, am Propontis, und grenzte südlich an Phrygien. Früher hieß es Bebrycia, von den hier wohnenden Bebrycern. — Vor Krösus war Bithynien ein freier Staat unter eignen Regenten. Als Prusias I. gegen Krösus das Leben verloren hatte, kam es in die Gewalt der Lydier 560, der Perser 555 und Alexan-

ders 334 v. Chr. Der Wiederhersteller des bithynischen Throns war Bias oder Bas, ein einheimischer Fürst, bei dessen späterm Nachfolger, Prusias II., Hannibal Schutz suchte und Gift nahm, 183 v. Chr. Nikomedes, der letzte König dieses Stammes, vermachte sein Reich 75 vor Chr. den Römern. In B. lagen die berühmten Städte Nikomedia, Nicäa und Heraklea. Im 11. Jahrh. ward B. von den Selbschucken erobert. Die Ottomanen gründeten daselbst 1298 ein neues Reich, wo 1327 Prusa als Hauptstadt glänzte.

Bitsch, Stadt im Moseldepartement mit 2500 Einw., eine Bergfestung, welche in Felsen gehauene Gräben und bombenfeste Casematten hat, und durch ihre Lage sowie durch die Kunst Carmontaigne's einer der festesten Plätze Frankreichs ist. Da die Vereinigung vieler schwierigen, von Hagenau, Weißenburg, Zweibrücken, Saarbrücken, Saaralben und Pfalzburg kommenden Straßen und Gebirgswege, sowie die waldige und gebirgige Umgegend ohne bedeutende Festungen, Bitsch zu einem strategischen Punkte macht, so beschloß die französ. Regierung 1815, nach der Abtretung von Landau, Bitsch zur Festung ersten Ranges zu erheben und die benachbarten Höhen in die Befestigung zu ziehen. 1793 wagten 1800 Preußen einen nächtlichen Überfall auf Bitsch. Schon waren sie in einem unterirdischen Gang, der in das Innere der Festung führte, als das Geräusch die Besatzung weckte, die den muthvoll fortgesetzten Angriff zurückschlug.

Bittersalz, Haarsalz, ein Salz, welches in zarten haarförmigen Krystallen, Büscheln, Flocken, krystallinischen Körnern und als mehliger Beschlag vorkommt, weiß, graulich und gelblich von Farbe, halbdurchsichtig bis undurchsichtig ist, ein faseriges Gefüge und salzigbittern Geschmack hat. Es ist weich, in gleichen Theilen kalten Wassers lösbar und besteht in einem wasserhaltigen, schwefelsauern Talk. An Gesteinwänden ausblühend, als Überzug auf Felsenspalten, in Höhlen, alten Gruben u. s. w., bei Jena, am Harze, in Böhmen 2c.; ferner als Bestandtheil mancher Quellen und Soolen und in dem Wasser einiger Seen Asiens. Es wird theils aus diesen gewonnen, theils künstlich dargestellt, und dient als abführendes Mittel.

Bivouac, Bivouaquiren (Biwacht und Biwachten), das Liegen der Soldaten unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegensatz von Campiren und Cantonniren. Sie bleiben dabei angekleidet, um jeden Augenblick sich zum Gefecht aufstellen zu können. Da man zur Verminderung des Gepäcks die Zelte abgeschafft hat, so müssen große Truppenmassen jedes Mal bivouaquiren, auch wenn sie nicht in der Nähe des Feindes stehen. Der Soldat kann jedoch, wenn es die Umstände erlauben, sich Stroh- oder Laubhütten bauen. Das häufige Bivouaquiren ist der Gesundheit höchst nachtheilig und den Gegenden, wo es stattfindet, äußerst verderblich.

Bizarr, Bizarrerie, jene Art des ungereimt Seltsamen, wobei man, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine gezwungene Eigenthümlichkeit an die Stelle setzt. Der Bizarre ist ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoristen und dem Launenhaften Natur ist, ist bei ihm nur angenommen. Da im Ästhetischen die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die Regel des Geschmacks, mithin die Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne ist, so entsteht das Bizarre, wenn da, wo das Urtheil hätte walten sollen, eine ungezügelte, der Bildung und Zucht ermangelnde, Phantasie eintritt. „Bizarrerie", sagt Millin in seinem „Dict. des beaux arts", „bezeichnet einen Geschmack, der den angenommenen Grundsätzen zuwider ist, ein Verfahren, welches nach dem Außerordentlichen hascht, und dessen einziges Verdienst in eben der Neuheit besteht, wodurch es fehlerhaft ist. Der bizarre Geschmack unterscheidet sich von dem eigensinnigen (capricieux) darin, daß

dieser aus bekannten Formen willkürlich zusammenwählt und durch unüberlegte Wahl die Regeln der Kunst entstellt; der bizarre Geschmack verschmäht diese Regeln und sucht durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle Regeln umzustoßen. Der eigensinnige Geschmack, der sich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelheiten bezieht, gleicht einem Kinderspiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen sein kann; der bizarre Geschmack hingegen gebiert ein System, welches die von der Natur vorgeschriebenen Formen zerstört und die Grundformen der Kunst angreift. Der bizarre Geschmack findet sich weder in der Antike, noch bei den großen Meistern der Neueren; der eigensinnige Geschmack hat sich bisweilen ohne den bizarren, dieser hingegen sich nie ohne den eigensinnigen gezeigt. Gemeiniglich entsteht der bizarre Geschmack aus Überdruß des Bessern, öfters jedoch, sowol bei Nationen, wie bei Einzelnen, aus dem Überflusse selbst. Eine andre Ursache der Bizarrerie in der Kunst ist eine unmäßige Neuheitssucht, welche ein auszeichnender Charakter der neuern Zeit ist". Überall, wo sich Bizarrerie zeigte, war sie ein Zeichen des sinkenden Geschmacks.

Black (Joseph), Chemiker, geb. 1728 zu Bordeaux von schottischen Ältern, studirte zu Glasgow Medicin. D. Cullen, s. Lehrer, flößte ihm Neigung für die chemischen Studien ein. 1754 ward er zu Edinburg D. der Medicin und sprach „De humore acido a cibis orto et magnesia alba". Dann machte er im 2. Bde. der „Philosophischen und literarischen Schriften der edinburger Gesellschaft" 1756 seine Erfahrungen über die weiße Magnesia, den gelöschten Kalk und einige andre alkalische Substanzen bekannt. Er zeigt darin das Dasein einer luftförmigen Flüssigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Ätzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann diese Entdeckung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendish, Priestley, Lavoisier u. s. w. unsterblich gemacht und der Chemie eine neue Gestalt gegeben haben. 1757 bereicherte B. die Wissenschaft mit seiner Lehre von der verborgenen (latenten oder fixirten) Wärme, welche so wichtige Ergebnisse hervorgebracht hat. Er ward 1756, an des D. Cullen Stelle, zum Prof. der Medicin auf der Universität Glasgow ernannt. Als 1765 Cullen den Lehrstuhl in Edinburg ebenfalls verließ, ersetzte B. ihn auch hier. Nie wußte ein Lehrer seinen Zuhörern gleichen Eifer einzuflößen; auch trug sein Unterricht viel bei, den Geschmack für die Chemie in Großbritannien allgemein zu machen. Er starb 1799, in einem Alter von 71 J. Auf Lavoisier's Antrag hatte die Akademie der Wissenschaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, sein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker schadete er sich durch seine lange Widersetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemischen Theorien, wiewol er zuletzt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Zwei Abhandlungen von ihm befinden sich in den „Philosophical transactions" von 1774 und 1791. Zwei seiner Briefe über chemische Gegenstände haben Crell und Lavoisier, und seine chemischen Vorlesungen hat 1803 Robison in 2 Bdn. herausgegeben.

Blackfisch, s. Sepia.

Blackstone (William), Rechtsgelehrter, geb. zu London 1723, Sohn eines Seidenwebers, zeichnete sich in Oxford, wo er 1738 studirte, durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte selbst Geschmack und Anlage für Poesie und schöne Künste. Frühzeitig jedoch entsagte er ihnen, um sich ganz den Rechtswissenschaften zu widmen, wodurch man sich in England die glänzendste Laufbahn eröffnen kann. Er schrieb damals den „Abschied eines Rechtsgelehrten an die Musen", ein kleines geschmackvolles Gedicht. 1746 erschien er zuerst vor den Schranken; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredtsamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, in Oxford eine Stelle bei der Universität anzunehmen. Er war der Erste, welcher hier seit 1753 über die Verfassung

und Gesetzgebung Englands Vorlesungen hielt, die allgemeinen Beifall fanden. Diese glückliche Neuerung brachte einen gelehrten Juristen, Namens Viner, auf den Gedanken, in seinem Testament eine Summe zur Gründung eines Lehrstuhls für das gemeine engliche Recht auszusetzen, und als man nach seinem Tode 1758 die Sache ins Werk setzte, fiel die Wahl für diesen Lehrstuhl einstimmig auf Blackstone. Aus den Vorlesungen, welche er eine Reihe von Jahren hindurch hielt, entstanden s. berühmten „Commentarien über die Gesetze Englands". Der Verf. begnügt sich darin nicht, die Gesetze zu sammeln, zu ihrem Ursprung hinaufzusteigen und sie klar und bestimmt zu erklären; er dringt in die Grundsätze der Gesetzgebung, in den Geist der Gesetze ein, er untersucht ihre Wirkungen und behandelt die Rechtswissenschaft als Philosoph, wiewol gerade der philosophische und politische Theil der „Commentarien" dem Verf. das wenigste Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub seine Gesundheit. Er starb 1780, nachdem er noch verschiedene Ämter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt worden war. Die beste Ausgabe seines 15 Mal in England aufgelegten und in mehre lebende Sprachen übersetzten Werks ist von Christian besorgt und 1809 in 4 Bdn. zu London erschienen. Im Auszuge hat es von Colditz (Schleswig 1822) zu übersetzen angefangen.

Blair (Hugh), geistlicher Redner und Schriftsteller, war ein Enkel Robert Blair's, welcher unter Karl I. die Rechte der presbyterianischen Kirche mit Muth und Kraft vertheidigte, geb. zu Edinburg 1718, und bereitete sich auf der Universität daselbst zu einem geistlichen Amte vor. Sein Lehrer ward auf seine geistigen Anlagen durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerksam und belebte dadurch seine Neigung zur schönen Literatur, welche er nachher mit seinen theologischen Arbeiten verband. In seiner Vaterstadt stieg er bis zur höchsten geistlichen Würde der presbyterianischen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieser Stufe seines praktischen Wirkungskreises, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete sich auch sein literarischer. Denn jetzt fing er an die Ergebnisse seiner Erfahrungen über rhetorische Composition öffentlich mitzutheilen. Er hielt nämlich zuerst (im Winter 1759) öffentliche Vorlesungen über diesen Gegenstand. Die Regierung bemerkte den Einfluß derselben, stiftete 1762 eine besondere Professur der Rhetorik und der schönen Wissenschaften und übertrug ihm dieselbe. Wir kennen seine Theorie der Beredtsamkeit aus seinen „Lectures on rhetoric and belles lettres" (1783, 4., 2 Bde.; deutsch von K. G. Schreiter, Liegnitz 1788, 3 Thle.). Die verdienstvollen Bemühungen Macpherson's um die Sammlung und Herausgabe der Ossian'schen Gesänge unterstützte B. thätig und würdigte sie zuerst in einer musterhaften Abhandlung (deutsch, im 3. Bde. der Übers. des Ossian von Denis). Seine Predigten werden als Muster der engl. Kanzelberedtsamkeit angesehen. Sehr sorgfältig und gewissenhaft in der Ausarbeitung derselben, gab er dennoch nur das Auserlesenste im Druck heraus. Sie sind auf sanfte Überzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verstandes mittelst eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tragen, nach der Art der engl. Predigten, mehr den Lehrton moralischer Abhandlungen. Erst in seinem 60. J. (1777) erschien der 1. Th. seiner Predigten, die schon im folg. J. die 10. Aufl. erlebten, welchen der Verf. noch eine andre oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beste deutsche Übersetzung ist von Sack und Schleiermacher. — Durch eignes Beispiel gab B. seinen Lehren Kraft und Anwendung. In seinen Amtsgeschäften wirkte er mit bescheidener Mäßigung für die Freiheit und das Wohl seiner Kirche; überall zu Rath und Hülfe bereit, war er ein sanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch seine Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths, wie durch Mäßigkeit und Ordnung seiner Lebensweise, eines ausgezeichneten Grades menschlicher Glückseligkeit bis in sein hohes Alter empfänglich. Er starb 1800.

Blake (Robert), ein englischer Seeheld, geb. 1599 zu Bridgewater, in der Grafschaft Somerset, trug viel dazu bei, daß die engl. Seemacht auf den hohen Punkt stieg, auf dem sie steht. Er schwächte die Macht der Holländer und Spanier und nahm letztern eine reich beladene ostindische Flotte weg. Cromwell schätzte ihn, da er aber seine Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake 1657 zu entfernen, um in dem mittelländischen Meere die Ehre der britischen Flagge aufrecht zu erhalten. Schon B.'s Name reichte hin, den Raubstaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn in sein Vaterland zurückzukehren. Er starb 1657 in dem Augenblicke, da seine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß und ließ ihn in der Westminsterabtei beisetzen. Sein Charakter war finster und streng; in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François), einer der ersten Luftschiffer, geb. zu Andelys (in dem Depart. Eure) 1738, übte sich von Jugend an in mechanischen Künsten und erfand in seinem 16. J. einen mechanischen Wagen, mit dem er eine Strecke von 7 Stunden fuhr. Diese Erfindung, die er 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Versailles. Gleiche Geschicklichkeit zeigte er im 19. J. bei einer künstlichen Wassermaschine; endlich erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pf. sich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die Entdeckungen der Brüder Montgolfier, besonders des Prof. Charles und Robert's zu Paris. Er schiffte, nachdem er schon die erste Luftreise den 4. März 1784 angestellt hatte, 1785 mit dem D. Jeffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geschenk von 12,000 und eine Rente von 1200 Livres belohnt ward. Bei einer in demselben J. zu London unternommenen Luftfahrt bediente er sich zum ersten Male des von ihm, oder, nach Andern, von Etienne Montgolfier erfundenen Fallschirmes. Nachdem er viele Luftreisen auch in fremden Ländern angestellt hatte, ward er (1793) auf die Festung Kufstein in Tirol gesetzt, weil man ihm Schuld gab, revolutionaire Grundsätze ausgestreut zu haben. Frei gegeben, machte er 1796 zu Neuyork seine 46. Luftreise. 1798 stieg er zu Rouen mit 16 Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe, und ließ sich 6 Stunden davon nieder. 1807 zählte man über 66 glücklich von ihm vollbrachte Luftreisen. Er starb 1809. — Mad. Blanchard setzte diese Luftreisen fort. 1811 stieg sie in Rom auf und nachdem sie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob sie sich aufs neue, um sich nach Neapel zu begeben. Als sie aber im Jun. 1819 in Paris von Tivoli aufstieg, gerieth ihr Ballon durch ein mitgenommenes und in einer beträchtlichen Höhe angezündetes Feuerwerk in Brand. Die Gondel fiel in der Straße Provence nieder und die zerschmetterte Luftschifferin ward ohne Leben aufgehoben.

Blanco. In Blanco lassen, heißt bei den Kaufleuten, weiß oder unausgefüllt lassen, z. B. bei Wechseln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen soll, damit sie von dem Besitzer den Umständen nach ausgefüllt werden könne. Einen Wechsel in blanco indossiren, heißt, auf der Rückseite blos seinen Namen hinschreiben und Platz darüber frei lassen, wohin der Name Desjenigen, an den der Wechsel gegeben wird, eingeschrieben werden kann. Bei Wechselgeschäften in blanco stehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorschuß leisten, ohne gedeckt dafür zu sein.

Blangini (Giuseppe Marco Maria Felice), geb. zu Turin 1781, hat seine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeister bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von seinem 12. oder 13. J. an begleitete er den Chor dieser Kirche auf der Orgel. In einem Alter von 14 J. ließ er eine Messe mit vollständigem Orchester aufführen. Als er 1799 nach Paris kam, gab er Unterricht im Gesang und

beschäftigte sich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, „Die falsche Dame", eine von Della Maria unvollendet gelassene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit „Zelie und Terville", „Naphthali" und andern Opern auf. Sowol diese als andre Compositionen von ihm wurden mit Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er seinen Gesang mit Geschmack und Ausdruck selbst begleitete, waren der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Musik. 1805 nach München berufen, führte er daselbst eine Oper auf, in deren Folge ihn der König von Baiern zu seinem Capellmeister ernannte. 1806 machte ihn die Prinzessin Borghese zu ihrem Musik- und Concertmeister, und 1809 berief ihn nach Reichardt's Abgang der König von Westfalen mit denselben Titeln nach Kassel. Nach der Vertreibung des westfälischen Hofs lebte er in München, ließ dort seinen „Trajan in Dacien" aufführen, ging aber nach einiger Zeit nach Paris, wo er noch lebt. Außer vielen komischen und heroischen Opern besitzen wir von ihm eine Sammlung artiger Romanzen, Notturnos, ital. Arien und besonders lieblicher Duetten. Man nennt ihn in Italien den Anakreon der Musik.

Blankenburg (Christian Friedrich v.), geb. 1744 bei Kolberg, war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleist, widmete sich dem Kriegsdienste und ward im 17. J. aus der k. Militairschule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geschickt, bei dem er 21 J. lang diente und als Adjutant des Krokow'schen Dragonerregiments im siebenjähr. Kriege verschiedenen Schlachten beiwohnte. Wegen seiner zerrütteten Gesundheit nahm er 1777 seinen Abschied. Man gab ihm den Hauptmannscharakter. Seitdem lebte B. in Leipzig, wo er mit Weiße und Zollikofer in der engsten Verbindung stand. Er starb 1796. Von s. Schriften sind die vorzüglichsten sein — in den Ansichten freilich veralteter — „Versuch über den Roman", und die Zusätze zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste" (Lpz. 1796—98, 3 Bde.).

Blasinstrumente, s. **Instrumente, Instrumentalmusik**.

Blason, Blasoniren, s. **Heraldik**.

Blässe, die weißliche Farbe der Haut, welche vorzüglich im Gesichte bemerkt wird und entweder daher rührt, daß sich eine zu geringe Menge Blut in den Capillargefäßen der Haut befindet, oder daher, daß das Blut selbst zu blaß, d. h. arm an rothfärbenden Bestandtheilen, reicher aber an wässerigen ist. Die blasse Farbe (mit mancherlei Nuancirungen) ist bei manchen Individuen die natürliche; aber diese sind meistens schwächlich, lymphatischer Constitution, phlegmatischen Temperaments. Auch Diejenigen, welche dem Lichte und der freien Luft lange entzogen werden und sich in eingeschlossenen, dunkeln, feuchten Orten befinden, werden, ohne krank zu sein, sehr blaß, weil der Luft- und Lichtreiz der Haut fehlt, die Thätigkeit der Capillargefäße nicht anfacht, vielleicht auch, weil die freie, sauerstoffreiche Luft selbst in der Haut und durch dieselbe auf das hier befindliche Blut wirkt. Am häufigsten bemerkt man die blasse Farbe in und von Krankheiten, und vorzüglich unter folgenden Umständen: 1) wenn verhältnißmäßig wenig Blut vorhanden ist, z. B. in der Reconvalescenz der mehresten bedeutenden Krankheiten, vorzüglich nach heftigen Blutungen; 2) wenn das Blut arm an färbenden Bestandtheilen ist, z. B. in der Bleichsucht, Scorbut; 3) wenn es reicher an wässerigen und ähnlichen Bestandtheilen ist, z. B. in der Wassersucht, und endlich 4) wenn das Blut nicht gehörig vertheilt und namentlich nicht in der gehörigen Menge nach der Haut getrieben wird, z. B. in Ohnmachten, manchen Schlagflüssen, vielen Krankheiten des Herzens und überall da, wo eine Congestion nach innern Organen stattfindet. Todtenblaß wird die Haut bei gänzlichem Stillstande der Circulation. Außerdem aber wird die blasse Farbe auch bisweilen von Umständen erzeugt, welche auf die Haut selbst wirken. Dahin gehört vorzüglich die Kälte, besonders wenn sie mit Nässe gepaart ist. Manche Gemüthsbewegungen, z. B. Schreck, Furcht u. s. w.,

scheinen einen krampfhaften Zustand in den Capillargefäßen der Haut zu erregen, welcher den Eintritt des Bluts verhindert, das vorhandene austreibt und somit einen hohen Grad von Blässe erzeugt. Andrerseits aber bewirken diese und andre Gemüthsbewegungen Dasselbe auch dadurch, daß sie eine ungleiche Blutvertheilung und Anhäufung desselben auf der nervösen Seite veranlassen und vorzüglich die Thätigkeit des Herzens stören, welche in Allem, was sich auf das Blut- und Gefäßsystem bezieht, so wichtig ist. 34.

Blatt. Die Blätter der Gewächse sind die faserigen, zelligen Fortsätze, welche gewöhnlich in einer häutigen Fläche ausgedehnt und von Farbe grün sind. Ihre Zergliederung beweist, daß sie im Kleinen eben dieselben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. Man theilt die Pflanzenblätter in einfache und zusammengesetzte. Ein einfaches Blatt wird dasjenige genannt, dessen Stiel sich ohne alle Vertheilung an das Blatt ansetzt und nur in demselben sich in Zweige verbreitet. Ein zusammengesetztes Blatt ist das, dessen Stiel sich in mehr oder weniger, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blatt eintritt. Hier ruhen demnach mehre kleinere Blätter auf Einem Stiele, sie heißen Blättchen, und das Ganze, welches alle diese Blättchen bilden, ein zusammengesetztes Blatt. Einfache Blätter hat die Primel, die Aurikel, der Taback, der Birn-, Apfel-, Pflaumen- und Kirschbaum und andre. Zusammengesetzte Blätter haben die Rose, die Kartoffeln, die Esche, Acacie, Schoten, Wicken ꝛc. Der Blattstiel vertheilt sich in dem Blatte selbst in Zweige; von diesen Zweigen heißt der mittelste und stärkste die Ribbe; oft sind deren mehre von gleicher Stärke. Die übrigen Äste und Zweige, die der Stiel im Blatte selbst bildet, heißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbesondere nervicht, wenn seine Zweige und Äste gerade fortlaufen und stark hervorstehen. Die Gattungsmerkmale der Pflanzen sind fast immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzenstiels sind: das Oberhäutchen, mannigfaltige Gefäße und ein schwammiges Gewebe. Alle diese Theile findet man auch im Blatte wieder. Die Blätter sind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerstören der Blätter ist ihm nachtheilig. Das Reifen der Früchte wird beschleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die Früchte welken, wenn man das Entlauben vornimmt, ehe sie noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des Saftes in dem ganzen Gewächse durch die Blätter befördert, hingegen durch den Mangel derselben gehemmt. Die Blätter sind die vornehmsten Ausdünstungswerkzeuge; findet nun eine Menge Saft durch sie seinen Ausgang, so ist es nothwendig, daß ein Hinströmen dessen aus allen Theilen der Pflanze nach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feuchtigkeiten ein, die sie durch andre Gefäße der Pflanze als Nahrungssaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter ist mit wenig Ausnahmen grün in verschiedenen Abstufungen. Die Natur scheint hierbei Rücksicht auf das Bedürfniß des thierischen, wenigstens des menschlichen Auges genommen zu haben. Sogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenstrahlen schadet dem Auge nicht. Die Blätter dünsten stark aus; liefern ihnen nun im Herbste die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, so müssen sie zu wachsen aufhören, vertrocknen und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächse dient frisch zum Viehfutter; eine Menge Geschöpfe nähren sich davon; oder man braucht es zur Streu. Den Bäumen selbst ist das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und dadurch vor dem Froste schützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, sondern eine runde, nadelförmige Gestalt haben, so werden sie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt folium (Blättchen); das Blatt eines doppelt

gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern, Pocken, eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittelst dessen sie auch bei andern Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen ungefähr 7 Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit hervorbringt. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel 3 Tage dauert; am 3. Tage erscheinen rothe Flecken, zuerst im Gesichte, alsdann über die Brust, die Hände und den ganzen Körper, bald in Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl. Dieser Ausbruch dauert gleichfalls 3 Tage lang. Aus den Flecken erheben sich Pusteln, welche sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber währt dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am 7. Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern bloß durch Ansteckung. Das Blattergift steckt jedoch in der Regel nur ein Mal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt sie nicht wieder; es steckt auch nicht jederzeit an, sondern es scheint, daß der Mensch eine gewisse Neigung dazu haben muß, denn es gibt Beispiele genug, daß Menschen bei mehren Blatterepidemien verschont geblieben, erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben sind. Nach einigen arabischen Schriftstellern kamen die Kinderblattern, sowie die Masern, zuerst aus Äthiopien gegen das J. 572 nach Chr. nach Arabien. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. kamen sie nach Ägypten. Von da brachten sie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im 13. Jahrh., nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte ihren Weg durch franz. Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika; selbst nach Grönland verbreiteten sie sich, 1733, von Dänemark aus. Jedes Mal, wenn sie zuerst in ein Land kommen, sind sie viel mörderischer und richten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit schon geherrscht haben, da sie alsdann milder werden. Doch behauptet noch Rosenstein, daß sie mehr Menschen das Leben raubten als die Pest selbst. Auf die Erfahrung, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese immer vermieden wird, auch die Krankheit Niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen waren die Hindernisse nach den jetzigen Verhältnissen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieser Krankheit unter allen Nationen und in allen Himmelsstrichen fast unübersteigbar. Man versuchte daher das Übel einstweilen zu mindern. Da man wußte, daß Diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angesteckt würden, so veranlaßte man die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit gemildert und die Gefahr verringert wurde; auch konnte man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen. In der Türkei war die Impfung der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Die geistreiche Lady Montague brachte die Impfung zuerst nach Europa. Schon in Konstantinopel, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem 6jährigen Sohne die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England, 1722, auch ihrer Tochter. Von da an

wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerst in England, jedoch nicht ohne Widerspruch vieler Ärzte, und von dort aus in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil noch viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils weil die Krankheit, wenngleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. In neuerer Zeit hat die viel wohlthätigere und sicherere Impfung der Kuhblattern jene ganz verdrängt. (S. Inoculation, Jenner, Kuhpocken.) H.

Blauer Montag, in der Handwerkssprache derjenige Montag, an welchem die Gesellen eines Handwerks einen Feiertag machen. Zu Anfange des 16. Jahrh. soll die Gewohnheit stattgefunden haben, des Montags in der ersten Fastenwoche die Kirchen mit violettem oder bläulichem Tuche oder Zeuche auszuschlagen. An diesem Montage machten sich die Handwerksgesellen von der Arbeit frei und sollen ihn von der blauen Farbe der ausgeschlagenen Kirche den blauen Montag genannt haben. In der Folge dehnte man diese Arbeitsfreiheit auf alle Montage in den Fastenwochen und späterhin auch auf die Montage aller andern Wochen aus, auf welche man daher jenen ältern Namen übertrug. Andre erklären blauen Montag durch heitern, arbeitsfreien Tag; sie leiten diese Benennung von der blauen Farbe des Himmels, dem Sinnbilde der Heiterkeit, ab, und unterstützen diese Ableitung mit dem Grunde, daß die blaue Farbe überall als Sinnbild der Freude gelte. 11.

Blaufarbe, Blaufarbenwerke, s. Kobalt.

Blauofen, s. Eisen- und Schachtöfen.

Blausäure (acidum berolinensi - borussicum, hydrocyanicum) ist eine von den wenigen Säuren, in welchen kein Sauerstoff, sondern anstatt desselben Wasserstoff vorhanden ist, daher sie auch nicht alle chemische Eigenschaften der übrigen Säuren hat. Ihre Basis scheint eine Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff zu sein und wird jetzt gewöhnlich als Blaustoff bezeichnet. Diese Säure wird theils aus thierischen und vegetabilischen Theilen (als Product) durch Behandlung mit Kali und Säuren gewonnen, theils kommt sie auch in manchen Pflanzenkörpern, welche den Geruch von bittern Mandeln haben (z. B. in diesen selbst, in den Kirschlorberblättern, Kirsch- und Pfirsichkernen ꝛc.) vor und kann als Educt gewonnen werden. In ihrem reinen Zustande ist sie gasförmig, entzündet sich an der Luft leicht, detonirt mit Sauerstoffgas, brennt mit einer gelblich blau und roth gemischten Flamme, wird vom Wasser und Alkohol aufgenommen. Wie andre Säuren verbindet sich auch diese mit Metallen, den Alkalien und Erden zu verschiedenen Salzen, unter denen das blausaure Eisen als Berlinerblau (s. d.) deßhalb bemerkenswerth ist, weil es theils die Veranlassung zur Entdeckung der Blausäure gab, theils zu technischen Zwecken in großer Menge bereitet wird. Für den thierischen Körper ist die reine Blausäure das durchdringendste Gift, was man kennt; sie tödtet schneller als irgend ein andres, oft in demselben Augenblicke, als sie in den Magen kommt, ja die kleinern Thiere selbst wenn sie nur die Zunge oder eine wunde Fläche berührt. Einen Vogel tödtet ein einziger Tropfen von der gesättigten, wässerigen Auflösung; etwa 8 Tropfen tödten einen Hund; eine verhältnißmäßig größere Menge den Menschen. Die dem Tode vorhergehenden Erscheinungen bestehen vorzüglich in Starrkrämpfen. Gegen eine große Menge kann es kein Gegengift geben; bei geringerer Menge sucht man das Gift zuerst durch Erbrechen wieder auszuleeren, wendet Kalien in nicht vollkommen kohlensauerm Zustande an, um das Gift zu neutralisiren, und gibt Caffeeaufguß oder läßt, wie Orfila räth, alle halbe Stunden 3 oder 4 Löffel voll Terpentinöl in einem Caffeeaufgusse nehmen. In kleinen Gaben hat man diese Säure, selbst im reinen Zustande, in den neuesten Zeiten gegen manche Krankheiten (z. B. Keuchhusten, Asthmen, Lungensucht, Krämpfe ꝛc.) mit Nutzen als Arzneimittel angewendet,

welches jedoch eine sehr große Vorsicht erfodert. Vorher wendete man vorzüglich das Kirschlorberwasser (aqua laurocerasi), seines Gehaltes an Blausäure wegen, gegen diese und andre Krankheiten an; der Gehalt desselben an Blausäure bleibt sich jedoch nicht ganz gleich. Freilich aber verliert eine jede Auflösung derselben nach und nach, indem sich die Blausäure bei der Einwirkung der Luft und des Lichtes zersetzt. 34.

Blaustrumpf, ein Spott- und Schimpfname, mit welchem man einen Verräther, Verleumder und niederträchtigen Liebkoser andeutet. Er soll daher rühren, daß einige Herren ihren Liebesdienern ehemals blaue Strümpfe zur Livree gegeben haben.

Blech nennt man die dünnen Platten von Gold, Silber, Kupfer, Messing, Eisen, Zink u. s. w., welche von den Gold- und Silberarbeitern oder auf den Kupferhämmern, Messingwerken und Eisenhütten fabricirt werden. Kupfer- und Messingbleche werden entweder unter Hämmern oder durch Walzwerke (und dies ist auf den bessern Fabriken jetzt immer der Fall), Zinkbleche immer unter Walzwerken angefertigt; das Verfahren dabei wird bei d. Art. Kupfer, Messing und Zink erwähnt. Die Eisenblechfabrication hat die meisten Schwierigkeiten. Wie man zu dem Bleche stets das reinste und geschmeidigste Metall nimmt, so nimmt man auch zu dem Eisenbleche das weichste und zäheste, durchaus vom Kaltbruche freie Eisen. Das Material, die sogen. Stürze, besteht in mehr oder minder langen und mehr oder minder breiten und starken Eisenstäben, je nachdem es die größern oder kleinern Blechtafeln erfodern. Diese Stürze werden unter großen Wasserhämmern oder zwischen großen, aus Gußeisen bestehenden, abgedrehten und polirten Walzen, die durch Wasser- oder Dampfkräfte bewegt werden, zu den Blechen ausgebreitet. Da, wo die Blechfabrication mit Hämmern stattfindet, hat man deren zwei, unter dem einen werden die Stürzen zu Blech ausgedehnt und unter dem andern wird das Blech geebnet. Die Blechfabrication mittelst der Walzwerke ist da, wo man ein gutes Blech und große Quantitäten erhalten will, der mit Hämmern vorzuziehen, sie erfodert aber kostbare Anlagen. Das Glühen der Stürzen und des Blechs geschieht in Flammöfen, die mit Holz, Steinkohlen oder Torf erheizt werden. Behält das Blech seine natürliche Eisenfarbe, so heißt es Schwarzblech; Weißblech hingegen, wenn es mit Zinn überzogen oder verzinnt ist. Um dies Verzinnen zu bewerkstelligen, muß das dazu angewendete Schwarzblech (Dünneisen genannt) von dem Glühspan befreit werden und eine reine metallische Oberfläche erhalten, welches mittelst einer Beizung in Essigsäure (durch Gährung des Roggens in erheizten Räumen entstanden) oder in verdünnter Schwefelsäure geschieht. Die Bleche werden darauf gescheuert, mehre Male durch geschmolzenes Zinn geführt und dann mit Sägespänen und Lumpen abgewischt, besonders um das Talg, welches zur Verhütung der Oxydation das Zinn deckte, zu entfernen. Soll das Blech schön werden, so muß zuvörderst das Dünneisen eine reine und glatte Oberfläche haben, welche man ihm nur durch Walzen, die besonders hart und glatt sind, ertheilen kann; unter dem Hammer angefertigtes Dünneisen gibt nur schlechtes Weißblech, daher auf den bessern Fabriken diese Methode gänzlich verlassen ist und die Hämmer mit Walzwerken vertauscht worden sind. Ein sorgfältiges Verfahren beim Verzinnen ist ein zweites Erfoderniß zur Darstellung schöner Bleche. Das schönste Weißblech liefert England; jedoch hat man sich in den neuern Zeiten auch in Preußen, Frankreich 2c. bestrebt, vorzügliche Fabricate dieser Art darzustellen.

Blei (♄, Saturn), ein Metall von bläulich-weißer, an der Luft jedoch bald ins Graue übergehender Farbe, welches 11, 3 Mal schwerer als das Wasser und das weichste von allen ist, daher auch keinen Klang hat; es nimmt durch den Nagel des Fingers und mit den Zähnen Eindrücke an. Seine Geschmeidigkeit ist bedeu-

tend. Beim Reiben entwickelt sich ein eigenthümlicher Geruch, auch färbt es ab. Es verschmelzt schon vor dem Glühen, kann ohne Luftzutritt einen hohen Grad der Hitze aushalten, ehe es sich verflüchtigt. In Berührung mit der Luft überzieht sich die Oberfläche des geschmolzenen Metalles zuerst mit einer grauen Haut (Bleiasche), welcher Kalk bei mehrer Luft zutritt, bei fortdauernder Hitze wird es gelb, röthlichgelb, zuletzt roth und führt die Namen Masticot, Bleigelb, Bleiglätte, Silberglätte, Goldglätte und Mennige. Das Blei verbindet sich mit dem Wasserstoff, mit dem Schwefel (das gewöhnliche Bleierz, Bleiglanz, Alquifoux) und mit dem Phosphor; das regulinische Blei löst sich nur in Salpeter, das verkalkte oder oxydirte in allen Säuren auf; die Alkalien und das Ammoniak wirken auf das regulinische und das verkalkte Blei. Mit den mehrsten Metallen läßt sich das Blei durch Zusammenschmelzen verbinden. — Das Blei wird aus seinen Erzen entweder in Schachtöfen oder in Flammöfen (s. d.) ausgebracht; jede dieser Schmelzungen zerfällt wieder in die Schmelzung nach vorhergegangener Röstung und in die ohne dieselbe, wobei das Blei durch zweckmäßige Zuschläge entschwefelt wird (Niederschlagsarbeit). Im erstern Falle werden die Erze geröstet und dann in Hohenöfen oder Halbhohenöfen, die 10—20 Fuß hoch sind, verschmolzen. Es erfolgt Blei, welches oft silberhaltig ist und dann Werkblei heißt, und Stein, eine Verbindung von Blei, Schwefel und verschiedenen andern Metallen, der geröstet und dann wieder auf Blei verschmolzen wird; mit dem bei dem Bleisteinschmelzen erfolgenden Stein wird dieselbe Arbeit vorgenommen. Vollkommener als dieses Schmelzen ist die Niederschlagsarbeit, wobei eine gehörige Quantität Granulir- oder Wascheisen oder kleine Stücken altes Eisen zugeschlagen werden. Das Eisen scheidet, vermöge seiner größern Verwandtschaft zum Schwefel als zum Blei, erstern ab, und der bei dem Schmelzen erfolgende Stein ist daher reiner. Bei der Verschmelzung der Bleierze in Flammöfen werden dieselben vorher immer geröstet und entweder mit oder ohne Eisenzuschlag behandelt. Die Herde der Flammöfen haben entweder eine Vertiefung oder eine starke Neigung, sodaß das geschmolzene Blei abfließen kann. — Das ausgebrachte Blei befindet sich nicht immer im Zustande der Reinheit, sondern es enthält zuweilen noch Schwefel, Arsenik, Zink, Spiesglanz, Kobalt und Kupfer, welche es hart, spröde und unbrauchbar machen, weßhalb es in diesem Fall erst gereinigt oder geläutert werden muß. — Das metallische Blei wird kalt zu Platten ausgewalzt, die zum Dachdecken, zu Röhren, zum Verpacken von Thee, Taback rc. angewendet werden, ferner wird es zu Röhren ausgezogen, zu Vitriol- und Alaunsiedpfannen vergossen, das feinere zu Fensterblei ausgezogen; es wird zur Schriftmasse zugesetzt, zu Kugeln, Schrot u. s. w. gebraucht, zu letztern besonders das unreine. Die Bleiglätte dient zur Töpferglasur (wozu jedoch auch häufig der rohe Bleiglanz, Alquifoux, angewendet wird), ferner zur Bereitung des Bleiweißes und der Mennige. Das Bleioxyd ist tödtliches Gift, kommt jedoch aus Unkunde oder Bosheit in mancherlei Getränke, um sauern Wein zu versüßen, ranzige Öle und den Geschmack des Essigs zu verbessern u. s. w. (S. Bleizucker.)

Bleichen ist die Kunst, der Leinwand, der Wolle, der Baumwolle, dem Wachse, selbst dem Papierzeuch und andern Dingen die nöthige Weiße zu geben. Sie beruht auf der Erfahrung, daß organische Körper, wenn das Leben davon gewichen und sie die nöthige Festigkeit und Trockenheit haben, durch die Einwirkung der Luft und der Sonnenstrahlen ihre Färbestoffe verlieren und weiß werden. Daher ist die ältere Art, zu bleichen, darauf beschränkt, daß man eine hinlängliche Zeit hindurch den Gegenstand den Sonnenstrahlen aussetzt und die Einwirkung derselben durch verschiedene Mittel zu befördern sucht. Zu den letztern gehört bei der Leinwand das vorgängige Einlaugen derselben oder das sogenannte Beuchen, Büken und das öftere Besprengen und Waschen während des Bleichens. Um den

Färbestoff, der theils dem Flachs eigenthümlich, theils fremdartig ist, und durch das Spinnen sowol als durch das Weben hineingebracht worden, auszuziehen, bediente man sich bisher allgemein einer Auflösung von Potasche oder der sogenannten Lauge. Da diese indeß die Stärke der Fäden merklich schwächt, so wäre zu wünschen, daß das von Lees angegebene Verfahren allgemein angewandt würde. Er sucht nämlich die färbenden Stoffe auf mechanische Art von den Flachsfasern zu trennen, und bleicht alsdann den Flachs, noch ehe er gesponnen wird, durch öfteres Waschen in warmem Wasser. Um das Bleichen an der Sonne, das gewöhnlich einen ganzen Sommer hinnimmt, abzukürzen, schlug Berthollet zuerst 1786 die übergesäuerte Kochsalzsäure vor. Bekanntlich hat diese so wenig ätzende Kraft, daß man sie in bedeutender Menge innerlich nehmen kann. Nach Berthollet vervollkommnete Watt besonders diese Methode; doch fand man, daß allerdings die Leinwand leidet, wenn man die Säure zu stark anwendet. Jetzt braucht man in England jene Säure mit der Hälfte Kalk, in Wasser aufgelöst. Die von diesem Salz zum Bleichen erfoderliche Menge ist nach dem verschiedenen Zustande der Leinwand sehr verschieden. Gewöhnlich rechnet man den 12. oder den 20. Theil des Gewichtes der Leinwand darauf. Nachdem die zu bleichende Leinwand gekocht oder gebeucht worden, bringt man sie in die Auflösung jenes Salzes, zieht sie darin hin und her und läßt sie alsdann an der Sonne trocknen. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Verfahrens wäscht man sie rein aus und gewinnt auf solche Weise an Zeit und Kosten ungemein. Auch Schwefelsäure hat man zu dem gleichen Zwecke benutzt. Nach Hume muß man sie mit 60 oder 80 Mal so viel Wasser verdünnen, sodaß diese Flüssigkeit nur anderthalb Procent ihres Gewichts an wirklicher Schwefelsäure enthält. Hierin muß die Leinwand 8—12 Stunden lang stehen und hernach in reinem Wasser ausgewaschen werden. Auch Baumwolle wird auf ähnliche Art gebleicht, nachdem sie vorher in verdünnter Kalkauflösung gebeucht worden.

Bleichert, s. Rheinweine.

Bleistift, ein in Holz gefaßtes längliches Stück Reiß- oder Wasserblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beste Reißblei wird in England, zu Borrowdale in der Grafschaft Cumberland, gebrochen, aber die Gruben werden, und zwar, wie man behauptet, um die Waare im Preise zu erhalten, nur alle 5 bis 6 Jahre ein Mal geöffnet. Nach Simond soll die Ausbeute von 1809 an 90,000 Pf. St. betragen haben, jedoch hat die Ausbeute der Gruben zu Borrowdale in neuern Zeiten bedeutend abgenommen, weßhalb man in England auch auf andre Gruben die Aufmerksamkeit richtet. Die Bereitung der Bleistifte geschieht, indem man das Reißblei in kleine Stücken sägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutschland haben Baiern und Östreich Reißblei. Die feinern Sorten der seit einiger Zeit in Wien verfertigten und in den Handel gekommenen Bleistifte geben den besten englischen sehr wenig nach und sind ungleich wohlfeiler. Noch eine andre, sehr schlechte Art von Bleistiften, die man zum Unterschiede von jenen unechte nennen könnte, werden aus dem Abfalle des Reißbleis verfertigt. Kenner lassen sich zwar damit nicht betrügen, aber auch für den Nichtkenner gibt es ein sicheres Unterscheidungsmittel: die unechten nämlich brennen, wenn man sie ans Licht hält, mit bläulicher Flamme, weil sie mit Schwefel gemengt sind, die echten aber brennen gar nicht.

Bleiweiß ist ein mit Kohlensäure gesättigtes Bleioxydul, welches fabrikmäßig bereitet wird; es entsteht, wenn das Blei von der in Dünste verwandelten Essigsäure zerfressen und halb aufgelöst worden ist. Um es im Großen zu gewinnen, werden etwa 3 Fuß lange, 6 Zoll breite und 1 Linie dicke Bleiplatten zusammengerollt, sodaß zwischen den Windungen ein halber oder ganzer Zoll Raum bleibt. Hierauf setzt man sie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten

guter Essig befindlich ist; dieser darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denselben kreuzweise hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden sodann mit Bleiplatten bedeckt und einer gelinden Wärme ausgesetzt, indem sie horizontal in Gerberlohe oder Pferdemist gestellt werden. Hierdurch steigt der Essig in Dämpfe auf, welche sich an die Wände der Bleiplatten ansetzen, sie durchdringen und eine Menge des Metalls auflösen. Die Essigsäure der Dämpfe übersättigt sich mit dem Blei in 3 — 6 Wochen und verwandelt es in einen mattweißen Stoff, der nach einiger Zeit von den auseinandergerollten Platten abgeschabt und gesammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue zusammen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigsten wird das Bleiweiß in der Ölmalerei gebraucht und hierzu fein zerstoßen und zerrieben. Diese Arbeit ist für die Gesundheit des Menschen höchst gefährlich; der eingeschluckte Staub verursacht eine gefährliche Krankheit, die man die Malerkolik oder Hüttenkrätze nennt. Der Engländer Ward erfand zur Verhütung derselben eine besondere Maschine. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes ist durch beigemischte Kreide verfälscht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleischnur. 1) Ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenschaft des Grundes zu untersuchen. Man bestreicht nämlich den untersten Theil mit Unschlitt, wodurch etwas von Sand, oder was sich sonst auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. In dieser Gestalt heißt es öfter **Senkblei**. 2) Das bekannte Bleimaß der Maurer, um danach die senkrechte Richtung ihrer Arbeit zu beurtheilen. Auch der an astronom. Instrumenten, namentlich am Quadranten, zur Bestimmung der senkrechten Richtung hängende, mit einem Bleigewichte beschwerte Faden. — **Bleistange**, eine an den Enden mit Blei ausgegossene hölzerne Stange, deren sich die Seiltänzer bedienen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, Balancierstange.

Bleizucker, Blei in Gestalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieses Metall in einer Säure auflöst und die Auflösung abdünstet. Den Namen hat dieses Gift von seinem süßen Geschmack. Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und besonders auch zur Weinverfälschung. Um diese höchst schädliche Vermischung zu erkennen, bedient man sich der Hahnemann'schen **Weinprobe** (s. d.).

Blendungen werden beim Festungskrieg alle Vorrichtungen genannt, welche dem Feinde die Einsicht in einen bestimmten Ort benehmen. Einige Arten hiervon sind: 1) Man pflöckt eine Faschine an der einen Seite quer über die Schießscharten, von einer Schartenzeile zur andern fest, um dem Feinde Das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verbergen. 2) Blendungen vor Schießscharten sind von starken Bohlen verfertigte Laden, welche nach der Abfeuerung des Geschützes vor die Schießscharte gestellt werden, um dem Feinde die Einsicht zu benehmen. 3) Einfache und doppelte Blendungen. Die erstern werden aus drei starken, senkrechten, 5 Fuß hohen Pfosten verfertigt, zwischen welchen schußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beschlagene Bohlen eingeschoben sind. Unten wird diese Wand mit Rollrädern versehen, damit sie von den Arbeitern in den Approchen vor sich her geschoben werden könne; die letztern sind große, auf vier Blockrädern stehende hölzerne Kasten, die mit Erde oder Sandsäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. s. w., die Mannschaft vor dem feindlichen Feuer zu decken. 4) Eine andre Art Blendungen bei den Laufgrabenarbeiten sind die Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, 6 Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde und befestigt sie durch zwei eingezapfte Querhölzer. Auf die Enden der Balken setzt man senkrechte Pfosten und füllt den Zwischenraum wenigstens 5 Fuß hoch mit Faschinen aus. 5) Die Blendungen von oben, Deckungen, indem man die gefährlichsten Örter in den Sappen oder auf der Festung der Breite nach mit Bal-

ken bedeckt, über welche Hürden oder Faschinen kommen, die endlich eine hinreichend starke Lage von Erde zur Decke erhalten.

Blenheim, Blindheim, Dorf im bairischen Oberdonaukreise, Landgericht Höchstädt, an der Donau. (Über die im spanischen Successionskriege hier vorgefallene Schlacht, 13. Aug. 1704, s. Höchstädt.) Die Königin Anna schenkte dem Herzog von Marlborough in Oxfordshire ein Schloß mit einem schönen Park, das nach jenem Siege **Blenheim** heißt.

Blick. 1) Die Richtung des Auges auf einen Gegenstand, daher figürlich die Betrachtung. 2) Ein schnell vorübergehender Schimmer. Ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blick, wenn es, indem das Blei von demselben oder in den Test (ein flaches, irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen schnellen vielfarbigen Schein von sich gibt, der **Silberblick**. 3) Ein Körper, der einen solchen Blick von sich gibt. So heißt bei den Hüttenleuten diejenige Masse Silber, welche auf ein Mal blickt, oder so viel auf ein Mal abgetrieben wird, ein **Blick**. 4) Verstehen die Maler und Kupferstecher unter **Blicken** diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet sind. — **Blickfeuer** sind auf der See ein Signal, eine Losung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Gesichts d. i. Sehvermögens Beraubte. Der Verlust des edelsten Sinnes, mittelst dessen der Mensch die ihn umgebende räumliche Welt, die in Licht und Farbe erscheint, sich vorstellt, ist ein ebenso trauriges als häufiges Ereigniß. Die Blindheit ist verschieden: 1) dem Grade nach, indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haben, die hellsten Farben und die Umrisse der Körper unterscheiden können, Andre auch das geringste Sehvermögen verloren haben; 2) den Ursachen nach. Manche Menschen sind von Geburt an blind, andre sind es erst von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächsen auf der Hornhaut, wodurch diese ihre Durchsichtigkeit verliert, Verwachsung der Pupille, Trübung der klaren Flüssigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven ꝛc., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Gesicht, Blattern, Scharlachfieber u. A. m., oder von zu starker Anstrengung der Sehkraft und dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künstler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. A. m., leicht um das Gesicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenschein blendenden nördlichen Gegenden, sowie in den Sandwüsten Afrikas, häufige Blindheit stattfindet. Das hohe Alter führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüssigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Krystalllinse u. s. w. Bei den Blindgeborenen finden gleichfalls mehre Ursachen statt. Zuweilen sind die Augenlider an den Rändern zusammengewachsen, oder sie sind mit dem Augapfel selbst verwachsen, oder es ist eine besondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen ist der Augenstern verschlossen, oder er ist zugleich an die Hornhaut gewachsen, oder die Pupillenöffnung ist nicht an der rechten Stelle, sodaß die Lichtstrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen, andrer, zum Theil unerkennbarer, Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgeborenen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von diesem Sinne abhängende Vorstellungen sind ihnen unbekannt. Sie können sich daher nicht so unglücklich fühlen als Diejenigen, welche erst in spätern Jahren ihr Gesicht verloren haben. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgeborenen oder Solchen, welche in der Kindheit schon das Gesicht verloren haben, gelehrt, daß sie sich von allen Gegenständen ganz andre Begriffe machen. Einem jungen Menschen, welchen Cheselden am grauen Staar operirte, kam es in dem Augenblicke, da er sehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenstände ganz nahe vor die

Augen gestellt wären; er konnte keinen Gegenstand von dem andern unterscheiden, so verschieden auch ihre Form war. Gegenstände, die ihm durch das Gefühl schon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit, um sie ein ander Mal wiederzuerkennen; allein er vergaß bald wieder Alles, weil er auf ein Mal zu viel zu merken hatte. Er wunderte sich sehr, daß die Personen, die er am meisten liebte, nicht schöner waren als die andern. Ehe er das Gesicht wieder bekam, äußerte er keine große Begierde, diesen Sinn zu erlangen. Bei allen den Personen, die lange blind gewesen sind, schärfen sich die andern Sinne desto mehr, vielleicht weil die Zerstreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken so mannigfaltiger Gegenstände stattfindet. Daher ist bei vielen Blinden selbst die innere Seelenthätigkeit verstärkt, und bei vielen entwickeln sich ihre Talente auf bewundernswürdige Weise. Besonders wird das Gefühl und Gehör sehr scharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puisaux in Frankreich lebte und Chemiker und Musiker war. Er konnte genau das Ebenmaß der Gegenstände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüssigkeit machte, während er sie aus einem in das andre Gefäß goß, und die Nähe der Gegenstände nach der Einwirkung der Luft auf sein Antlitz. Er bestimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderson, Professor der Mathematik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Gesicht verloren. Er erfand mehre Vorrichtungen, sowol in der Arithmetik als Geometrie, um sein Studium sich zu erleichtern. Er hatte ein so feines Gefühl, daß, wenn er mehre Münzen durch die Finger laufen ließ, er die falschen unterschied, wenn sie gleich so genau nachgemacht waren, daß selbst die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. H.

Blindenanstalten. Bei einem Menschen, der jenes lichtsaugenden Sinnes, des Gesichts, entbehrt, müssen andre Sinne in Anspruch genommen werden, um das Auge zu ersetzen. Will er z. B. eine Kenntniß vom Lesen und Schreiben haben, so müssen ihm tastbare Buchstaben gegeben und dann die Hand so lange geführt werden, bis er den Buchstaben nachbilden kann. Will er eine Kenntniß von der Erdoberfläche haben, so müssen ihm erhobene Erdkugeln und Landkarten dargeboten werden. Natürlich geht das Erkennen durch den Fühlsinn weit langsamer als durch den Sehsinn. Beide Sinne sind sich darin gerade entgegengesetzt, daß jener von jedem einzelnen Theile nach und nach zur Erfassung des Ganzen aufsteigt, während dieser mit einem Blicke das Ganze überschaut. Man sieht also leicht den Grund ein, warum Blinde nicht in den gewöhnlichen Schulen für Sehende unterrichtet werden können: einmal, weil nicht die dazu nöthigen tastbaren Lehrmittel vorhanden sind, dann aber, weil die sehenden Kinder durch die Langsamkeit des Auffassens der Blinden aufgehalten werden würden. Da nun gleichwol die Blinden keinen unbedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachen und z. B. im preuß. Staate eine Blindengemeinde von mehr als 13,000 Seelen bilden (Zeune, in s. „Belisar", in der Aufl. von 1821, hat, S. 12 fg., ein auf Beobachtungen gegründetes Gesetz ausgemittelt, wie die Blindheit von dem Gleicher nach den Polen zu abnimmt, sodaß, während in Ägypten der 100. Mensch blind ist, in Norwegen nur der 1000. des Augenlichts entbehrt), so hat man besondere Anstalten für Blinde angelegt. Der Unterricht ist vorzüglich auf die allgemeine geistige Ausbildung, wodurch die Blinden aus ihrer Dumpfheit zu ordentlichen Menschen erzogen werden, dann auf Erlernung irgend einer Geschicklichkeit gerichtet, wodurch sie sich einigermaßen ihren künftigen Lebensunterhalt sichern können. Was das Letzte betrifft, so gibt es vorzüglich zwei Mittel: Handarbeiten und Tonkunst. Sonach umfaßt der ganze Blindenunterricht 3 Zweige: 1) Handwerksbildung, 2) Kunstbildung, 3) Wissenschaftsbildung, weil man nicht wissen kann, welche Anlagen

in einem Blinden schlummern, ob z. B. ein künftiger Handwerker, oder Tonkünstler, oder Mathematiker in ihm verborgen sei. Die deutschen Blindenanstalten, sowie die pariser, haben auch wirklich diese allseitige Richtung, wogegen die englischen mehr auf die einseitige Bildung zu Handwerkern ihr Augenmerk nehmen. Den ersten Gedanken zu einer solchen Blindenerziehanstalt faßte Valentin Hauy, Bruder des berühmten Mineralogen, und zwar geweckt durch eine junge Deutsche, das blinde Fräulein von Paradis aus Wien, das 1780 nach Paris kam und sich mit allgemeinem Beifall in geistlichen Tonspielen auf der Orgel hören ließ. Hauy besuchte diese geistreiche Jungfrau öfter und fand zu seinem Erstaunen bei ihr mehre Geräthe zum Unterrichte der Blinden, z. B. gestickte Landcharten und eine Taschendruckerei, mittelst der sie mit dem Bergrathe v. Kempelen in Wien (dem Erfinder der Schach-, sowie der Sprachmaschine) und einem wissenschaftlichen Blinden, Weißenburg zu Manheim, briefwechselte. Hauy verglich jetzt die hohe Bildung, welche zwei deutsche Blinde erlangt hatten, mit der Verachtung, in der sie in Frankreich lebten, wo z. B. ein Schenkwirth auf dem Jahrmarkte zu St.-Ovide 10 arme Blinde zusammengebracht, sie auf eine lächerliche Weise herausgeputzt, mit Eselsohren, Pfauenschwänzen, Brillen ohne Gläser geputzt, zu einem possenhaften Tonspiele vereinigt hatte. Auch die schon 1260 durch Ludwig den Heil., nach s. ägyptischen Kreuzzuge, wobei so viele Krieger an der dortigen Augenpest erblindeten, gestiftete große Blindenpflege, oder das Hospital der 300 (gewöhnlich les quinze-vingt genannt), bot dem menschenfreundlichen Hauy kein erfreuliches Bild geistiger Entwickelung, sondern vielmehr Stumpfsinn und sittliche Versunkenheit dar. So beschloß er, für die armen Blinden in Frankreich Das zu werden, was der Abbé de l'Epée für die Taubstummen geworden war, und eröffnete 1784 eine Lehranstalt für Blinde, worin dieselben nicht nur in angemessenen Handarbeiten, z. B. Stricken, Spinnen, Seildrehen, Fransenmachen, Papparbeiten, sondern auch in Tonkunst, sowie im Lesen, Schreiben, Rechnen und in allen Wissenschaften unterrichtet wurden. Er bildete sich dazu eigne Lehrmittel auf die Art, wie er dieselben bei jenen beiden deutschen Blinden, der Paradis und dem Weißenburg, in Erfahrung gebracht hatte. Zum Lesen hatte er erhabene Buchstaben aus Metall, womit zugleich auf Papier gedruckt werden konnte; zum Schreiben eigne Schreibkasten, wo aufs Papier ein Rahmen mit Drähten, welche die Zeilen trennten, geklappt wurde; zum Rechnen erhabene Ziffern aus Metall und Rechenbreter, worein diese Ziffern gesteckt werden konnten; zur Erdkunde Landcharten, wo die Gebirge, Flüsse, Städte und Landesgrenzen auf verschiedene Art gestickt waren u. s. w. Zuerst bezahlte die Gesellschaft der Menschenfreunde ein Kostgeld auf 12 Blinde, nachher ward die Anstalt 1791 zur Staatsanstalt erhoben und mit der Taubstummenanstalt vereinigt; als man dies aber unzweckmäßig fand, 1795 von ihr getrennt und 1801 mit dem Blindenhospital der quinze-vingt vereinigt. Da jedoch durch Vermischung der jungen Blinden mit den alten rohen Kriegern eine gänzliche Verwilderung eintrat, ging Hauy voll Verdruß 1806 nach Petersburg, um dort eine ähnliche Anstalt zu gründen. Nach Wiedereinsetzung des Königthums, 1815, wurde die Anstalt zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, und der Arzt D. Guillie ihr Vorsteher. — Nächst Frankreich entstanden die ersten Blindenanstalten in Großbritannien, jedoch nach einem beschränkten Plane; alle werden durch Beiträge der Bürger, nicht durch die Regierung, unterhalten. So ward 1790 eine Blindenanstalt zu Liverpool angelegt, worin die Blinden beiderlei Geschlechts in Handarbeiten, Kirchengesang und Orgelspielen unterrichtet werden. 1791 entstand eine zweite zu Edinburg, worin vorzüglich Korbmachen und Seilerei getrieben wird. Nach demselben Plane ward 1800 die zu London errichtet; die zu Dublin, Bristol und Norwich sind in demselben Geiste. — In Deutschland ward dieerste öffentliche Blindenanstalt 1806 zu Berlin, bei Hauy's Durchreise,

durch königl. Milde gegründet. Zeune ward Vorsteher derselben, dessen Wirksamkeit vorzüglich dahin ging, den Blindenunterricht zu vereinfachen und fürs Leben anwendbarer zu machen. So hat er z. B. statt der sehr zusammengesetzten pariser Schreibkasten mit Riegeln, Klappen und einem Drahtgitter, einfache aus Pappe mit Schnüren eingeführt; statt des langsamen und schwerfälligen Rechnens mit Metallziffern auf einem Rechenbrete, das Kopfrechnen zu einer großen Fertigkeit zu bringen gesucht, und statt der gestickten Landkarten, die kein naturgemäßes Bild gaben, wirkliche Hochbilder (Reliefs) der ganzen Erdkugel und besonders Deutschlands gegeben, die seitdem sich sehr, auch beim Unterrichte der Sehenden, in mehren Theilen Europas verbreitet haben und die jetzt sehr sauber in einer feinen Pappmasse von Kummer in Berlin angefertigt werden. Nach Berlin entstanden in Deutschland zunächst Blindenanstalten zu Wien und Prag, beide 1808, die erstere vom Armendirector Klein, die letztere vom Ritter v. Platzer angelegt, und in demselben Jahre durch die Freimaurer die in Amsterdam. 1809 entstand als Tochteranstalt der berliner die Blindenanstalt in Dresden, deren Stifter, Flemming, sowol als deren Vorsteher, D. Steckling, bei Zeune den Blindenunterricht beobachteten. 1810 entstand durch die Hülfsgesellschaft die Blindenanstalt zu Zürich, besonders durch thätige Mitwirkung des sel. D. Hirzel. 1811 kam durch den Verein der Kette eine Lehranstalt für Blinde in Kopenhagen, nach dem Plane des Prof. Brorson, zu Stande. Seit dem großen Befreiungskriege 1813—15, wo die ägyptische Augenpest so furchtbar unter den europäischen Heeren wüthete, entstanden im preuß. Staate nach Zeune's Plane mehre Kriegs-Blindenanstalten. Ihr Zweck war, die erblindeten Krieger, die ihr früheres Geschäft nicht mehr betreiben konnten, in nützlichen Arbeiten zu unterrichten. Zuerst wurde im Invalidenhause zu Berlin eine solche Werkschule für blinde Krieger gebildet, welche Zeune und dessen Frau leiteten, und hier gebildete Werklehrer gingen nun in die verschiedenen Provinzen, um dort in ähnlichen Anstalten die dortigen blinden Krieger zu unterweisen. Diese Werkschulen sollten nur so lange dauern, bis alle Krieger darin ausgelernt hatten; inzwischen sind zwei derselben, die zu Breslau und Königsberg, zur Erziehung blinder Krieger für immer bestimmt worden. In Breslau ist ein Zögling Zeune's, Johann Knie, Oberlehrer, der die zweckmäßigen tastbaren Lehrmittel für die ebene und sphärische Trigonometrie aus Holz und Blech erfunden hat. — Die Blindenanstalt in Petersburg, welche Haüy anlegte, die aber nie recht gedeihen wollte, scheint nach dessen Rückkehr nach Frankreich 1816 vollends in Verfall gerathen zu sein. Der jetzige Vorsteher derselben heißt Martin Pilazki. Ob die 1820 in Barcelona beabsichtigte Anstalt zu Stande gekommen, oder ob sie die politischen Stürme jenes J. oder das gelbe Fieber des nächsten überstanden, ist nicht bekannt. Außer Deutschland, der Schweiz, Holland und Dänemark, und außer Frankreich, England und Rußland, scheinen keine Blindenanstalten in Europa, und außerhalb dieses Erdtheils überhaupt keine in andern Erdgegenden zu bestehen. Pater Charlevoix sagt zwar, daß in Japan die Reichsurkunden dem Gedächtnisse der Blinden anvertraut würden, und Golownin zählt in der Riesenstadt Jeddo allein 36,000 Blinde, aber keiner von Beiden führt an, daß eine Lehranstalt für dieselben errichtet sei, und so erscheint also der Blindenunterricht nur als eine Blüthe europäischer Bildung. Der Director des wiener Instituts, F. W. Klein, hat ein gutes „Lehrb. z. Unterr. der Blinden 2c., um sie z. bürgerl. Brauchbarkeit zu bilden" (Wien 1819, m. K.) herausgeg. — **Blindeninstitute** nennt man auch solche Anstalten, worin mehre Blinde zur Heilung oder zur Versorgung aufgenommen werden, wie z. B. in Leipzig D. F. W. Ritterich, in Erfurt D. Fischer und so an a. O. m. leiten.

Blitz, Wetterstrahl, ein starker elektrischer Funke, der aus einer Wolke in die andre oder aus derselben in einen andern Gegenstand, z. B. in die Erde, fährt

und das gestörte Gleichgewicht der Elektricität beider Gegenstände durch einen plötzlichen und gewaltsamen Übergang herstellt. Die Unwissenheit fabelte von einem Donnerkeile, der zugleich mit dem Blitze herabgeschleudert würde und die Verwüstungen anrichtete. Die Elektricität gab den Naturforschern Licht über die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Rollet, Franklin, Winkler u. A. machten nützliche Entdeckungen in dieser Hinsicht. Franklin, von den bei der Elektricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß spitzige Körper eine besondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab so den ersten Gedanken zu den Blitzableitern. Diesem folgten in mehren Ländern Beobachtungen und Versuche über die Ähnlichkeit des Blitzes mit der Elektricität. Die Elektricität wird bekanntlich durch das Reiben ursprünglich elektrischer oder nichtleitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechselung der Wärme erregt und sodann in isolirten Leitern gesammelt und angehäuft, und dem gemäß entsteht auch die Elektricität der Gewitterwolken wahrscheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechselung der Wärme. Die Ausdünstung des Wassers erzeugt negative Elektricität, die aufsteigenden Dünste müssen daher positiv elektrisch sein. (S. Elektricität.) Demnach befindet sich im Luftkreise immer einige Elektricität, welche sich vielleicht den Wolken, als isolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denselben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde und glatte Breter mit Zinnfolie und kehrt sie in wagerechten und gleichen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander, so kann man folgenden für die Lehre vom Blitze wichtigen Versuch anstellen. Verbindet man das obere, an seidenen Schnüren so aufgehängte Bret, daß es sich isolirt auf- und niederziehen läßt, mit einer Elektrisirmaschine und nähert es dem untern, so erhält es die entgegengesetzte Elektricität. Berührt man sie unter diesen Umständen beide zugleich, so entladen sie sich durch einen Erschütterungsschlag. Nähert man beide Breter einander und elektrisirt das obere sehr stark, so erfolgt meistentheils eine freiwillige Entladung mit einem starken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor diesem Schlage ziehen die Breter einander stark an; beim Schlage selbst aber werden sie auseinandergestoßen. Ist in der Mitte des einen oder des andern Bretes ein kleiner hervorragender Körper befestigt, so geschieht der durchbrechende Schlag alle Mal an dieser Stelle. Steht aber anstatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine scharfe Spitze, so kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erscheinungen gibt das Gewitter im Großen. Hier ist die Luft der ursprünglich elektrische Körper, in welchem die Elektricität erregt wird. Eine elektrische Wolke vertritt die Stelle des obern, eine andre Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets. Im Wirkungskreise einer positiven Wolke wird die Erdoberfläche stets eine negative Elektricität annehmen: beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Elektricität stark genug ist, oder wenn zwischen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entsteht, so wird eine Entladung, d. h. ein Blitz, erfolgen, der zunächst die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können ebenso auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Gemeinschaft steht oder wenigstens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreises Körper antrifft, in welchen sie eine der ihrigen entgegengesetzte Elektricität erzeugen kann. In diesem Fall entstehen abwechselnde Elektricitäten an den verschiedenen Seiten mehrer Wolken, und bei der Entladung schlägt der Blitz zugleich aus der ersten in die zweite u. s. w. — Die Anziehung, welche zwischen den elektrischen Wolken selbst und zwischen ihnen und der Erdoberfläche stattfindet, verursacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und veränderliche Windstöße: daher Wirbelwinde, kräuselndes Aufsteigen des Staubes und andrer leichten Körper, heftige Regengüsse und auf der See die bekannten Wassersäulen oder Wasserhosen. Der Blitz selbst, welcher eigentlich

der Ausbruch eines leuchtenden Stoffes ist und stillstehend einen Feuerball bilden würde, erscheint bei seiner schnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man sieht ihn, wie den elektrischen Funken, bisweilen gerade auf den Gegenstand zugehen, bisweilen aber sich schlängeln und einen Dreizack bilden, nicht selten aber auch von einem Theile der Wolke zum andern überspringen und oft sich in mehre Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, wenn sich die Wolken durch Blitz, oder durch stillen Abzug im Regen, oder auf andre Art entladen haben. Jeder Blitz hat ein Ziel, nach welchem er seine Bahn von der zuerst berührten Stelle an auf dem leichtesten Wege verfolgt. Dieses Ziel ist die feuchte Erde oder das Wasser. Hat er dieses erreicht, so hören mit einem Mal alle seine gewaltsamen Wirkungen auf, und er theilt sich durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche Einige beobachtet haben, machen darin keinen Unterschied. Leitende Körper sucht der Blitz auf und folgt ihnen willig und ohne Geräusch; dazwischenliegende nichtleitende durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Festere Körper sind allemal bessere Leiter als die Luft, diese sucht er daher auf seiner Bahn zu vermeiden und fährt aus diesem Grunde nie durch Thüren und Fenster herein, sondern streicht an Säulen, Sparren und Pfosten weg. Metalle sind unstreitig die besten Leiter, diese sucht der Blitz am ersten auf und verläßt andre Körper, um diese zu ergreifen. Daher werden Thurmspitzen und andre metallische Hervorragungen so leicht vom Blitze getroffen. Nächst den Metallen scheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, insonderheit das Wasser. Bäume und andre mit Feuchtigkeit angefüllte Gegenstände leiten ihn am besten. Bei grünen Bäumen sucht er die saftigsten Stellen aus und fährt z. B. zwischen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Der Blitz dringt nie in den menschlichen Körper, sondern verletzt nur seine Oberfläche. Was man von Knochenzersplitterung vom Blitz Erschlagener erzählt, ist gewiß falsch und rührt von andern Umständen her. Nicht Verbrennung, sondern heftige Erschütterung, besonders des Gehirns und überhaupt des Nervensystems, verursacht wahrscheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Personen werden betäubt. Nicht selten sind vom Blitz Getroffene wiederhergestellt worden. Das Barometer zeigt die Nähe oder Ferne des aufsteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, desto mehr steigt das Quecksilber und desto näher rückt die Gefahr, der man, wenn sich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß. Fällt das Quecksilber, so flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wol kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß sie dadurch angelockt würden. — Vgl. die classische Schrift des Reimarus „Vom Blitze" (Hamb. 1778, 2 Bde.); Desselben „Neuere Bemerkungen vom Blitze" (ebend. 1794). Literar. Nachweisung über diesen Gegenst. enthält die n. Aufl. von Gehler's „Physikal. Lexikon" (Leipz. 1825, 1. Bd.).

Blitzableiter, Wetterableiter, ist eine Vorrichtung, durch welche entweder die Elektricität der Wolken, als die Ursache des Blitzes, ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entstehende Blitz aufgefangen und auf einem bestimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. s. w. in die Erde oder in das Wasser geleitet wird. Die Erfindung gehört dem D. Franklin. Bei s. Versuchen über die Elektricität bemerkte er, daß, wenn ein zugespitzter Metalldraht an einen elektrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze diesem seine Elektricität allmälig, und ohne daß dabei Funken erscheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken elektrisch sind, so glaubte er, daß man ihnen ihre Elektricität (welche den Blitz und das Einschlagen verursacht), nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange von Metall an den höchsten Theil des Gebäudes befestige und von der Stange einen Draht

bis in die Erde hinunterführe, damit die Elektricität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklin's Vermuthung fand sich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eisernen Stange bestanden, deren Spitze über dem Gebäude mehre Fuß hervorragte. — Nach den bisherigen Erfahrungen ist die beste Einrichtung eines Blitzableiters folgende: Der Ableiter besteht aus einer eisernen, einen Zoll starken Stange, deren oberer Theil mit einer 8—9 Zoll langen Spitze von Kupfer versehen, welche, um das Rosten zu verhindern, im Feuer vergoldet ist. Diese Stange (Auffangstange) wird auf der höchsten Stelle eines Gebäudes so befestigt, daß sie wenigstens 5—6 Fuß über dasselbe hervorregt; an diese fügt man einen an einander genieteten Kupferstreif, 3—4 Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieselbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — 1762 ward zu Payneshill in England von D. Watson, und 1769 zu Hamburg am Jacobithurm in Deutschland der erste Blitzableiter errichtet. Man hat in neuern Zeiten Blitzableiter vorgeschlagen, die jene Einrichtung ersetzen sollen. Dahin gehört der von Nicolai angegebene wohlfeile Blitzableiter aus Blechstreifen, der auch bereits, z. B. in Lohmen bei Pirna, ausgeführt worden ist; wogegen die von Lapostolle vorgeschlagenen Blitzableiter aus Strohseilen, die mit Metallspitzen versehen sind, gegründeten Widerspruch fanden, da Versuche gezeigt haben, was schon aus theoretischen Gründen zu erwarten war, daß Strohseile kaum zu den Halbleitern zu rechnen sind und daher nicht als Blitzableiter gebraucht werden können. S. Eytelwein's und Gilly's „Kurze Anleitung, wie Blitzableiter an Gebäuden anzubringen sind" (2. Aufl., Berl. 1802). D. Nürnberger hat mehre dunkle Punkte der Theorie und Praxis aufgehellt in s. Abhandl.: „Zur Theorie und Praxis der Blitzableiter" („Deutsche Blätter", 1823, Nr. 22 fg.).

Blitzröhren, Blitzsinter, Fulgurit, sind durch Blitz halb zusammengeschmolzene, röhrenförmige Zusammenhäufungen von Quarzkörnern, welche im Sande muldenförmiger Vertiefungen an den Abhängen kleiner Hügel vorkommen. Die Röhren stehen meist senkrecht, sind zuweilen 30 Zoll breit und bis fast 1 Z. weit. Außen sind sie meist mit kleinen zackigen Hervorragungen bedeckt, häufig auch umgeben mit einer Rinde angefritteter Quarzkörner; innen oft überzogen von Glasfluß. Sie sind durchscheinend, von graulicher Farbe und der sie zunächst umgebende Sand ist roth. Man findet sie besonders in der Senner Heide in Westfalen, zu Pillau bei Königsberg, unweit Dresden, zu Nietleben bei Halle a. d. S., zu Drigg im Cumberland u. a. a. O. (M. vgl. Fiedler's Abh. in Gilbert's „Annalen der Physik", Bd. 55, 61 u. 71.)

Bloch (Marcus Eliezer), ein Naturforscher jüdischer Nation, geb. zu Anspach 1723 von armen Ältern, war 19 J. alt und verstand weder Deutsch noch Lateinisch, noch hatte er außer einigen rabbinischen Schriften etwas gelesen. Indessen ward er Hauslehrer bei einem jüdischen Wundarzt in Hamburg. Hier lernte er Deutsch und Latein, auch erwarb er sich einige anatomische Kenntnisse. Dann ging er nach Berlin zu Verwandten und studirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte, wurde Doctor zu Frankfurt a. d. O. und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforscher Martini ließ ihn in die Gesellschaft naturforschender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetsten Kenntnissen. Er genoß eines in jeder Rücksicht verdienten Ansehens und starb 1799. Sein Hauptwerk ist seine „Naturgeschichte der Fische", eine Zierde der deutschen Literatur. Der Verf. hatte dies kostbare Werk auf seine Kosten herauszugeben angefangen. Als der Aufwand aber sein Vermögen überstieg, das überhaupt mehr in seltenen naturhistorischen Samm-

lungen als in Baarschaft bestand, ward er bei der Fortsetzung von fürstlichen und andern begüterten Personen unterstützt; daher findet man in den letzten 6 Bdn. unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf dessen Kosten sie gestochen worden. M.

Blockhaus, in der Befestigungskunst, ein aus zusammengeschränkten, oft doppelten Balken bestehendes, mit einer Decke und Schußspalten versehenes Haus für 25—100 Mann. Meistens ist dasselbe noch mit Erde überdeckt, um es völlig bomben- und feuerfest zu machen. Gewöhnlich ist es einige Fuß in die Erde gesenkt, doch gibt es auch solche Hohlschanzen von 2 Stockwerken, ja selbst für einige Geschütze eingerichtet. Man baut die Blockhäuser gewöhnlich in Form eines Vierecks oder Kreuzes. Ihr Zweck ist, einer schwachen Besatzung bei wichtigen, sehr exponirten Orten möglich zu machen, dem feindlichen Wurfgeschütz und Sturm bis zum Entsatz zu trotzen. Ebenso braucht man sie als bombenfeste Wachhäuser und letzte Rettungsörter im Innern von Schanzen und in den Waffenplätzen des bedeckten Wegs der Festungen.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einschließen, sodaß Niemand heraus noch hinein kann. Eine solche Blockade geht der Belagerung voraus. Ein Hafen war sonst als blockirt anzusehen, wenn der Feind eine solche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor aufgestellt hatte, daß kein Schiff ohne Gefahr ein- oder auslaufen konnte. In dem Kriege mit Napoleon haben die Engländer angefangen, Häfen durch bloße Erklärung in den Blockadestand zu setzen.

Blocksberg, der große Brocken, s. Harz.

Bloemart, bisweilen auch Blom (Abraham), ein niederländischer Maler, geb. um 1565 in Gorkum, starb 1647 in Utrecht. Er lernte die Anfangsgründe der Zeichnenkunst bei seinem Vater, der Ingenieur, Baumeister und Bildhauer war, hatte dann Floris und Frank zu eigentlichen Lehrern, entfernte sich aber von ihrer Manier und schuf sich eine eigne. Er vollendete seine Studien in Paris, wurde Stadtbaumeister in Amsterdam, ließ sich als Maler in Utrecht nieder und malte mehre große Historienbilder, z. B. den Tod der Söhne der Niobe. Im Portraitiren war er nicht stark, sowie man ihm überhaupt ein wenig Untreue gegen die Natur, in der Nacktheit sowol als in den Gewändern vorwirft. Auch tragen alle seine Gemälde einige Spuren der Ungeduld. Diese Fehler werden aber durch die Schönheit seines glänzenden Colorits und den Reichthum in der Erfindung weit übertroffen. Er malte Geschichte, Thiere, Muschelwerk und besonders Landschaften, welche letztere am meisten geschätzt sind. Vorzüglich groß ist er im Helldunkel. Er war auch Kupferätzer und Formschneider. Seine Werke sind zahlreich. Er hatte 4 Söhne. Adrian ging nach Rom und erwarb sich als Maler und Kupferstecher Ruhm. Er starb zu Salzburg durch ein Duell. Heinrich malte bloß Bildnisse. Friedrich hat Vieles mit Beifall nach seinem Vater in Kupfer gestochen, worunter ein Zeichnenbuch von 119 Bl. besondern Werth hat. Cornelius war der geschickteste. Er ist 1603 in Utrecht geb., war erst Maler, dann Kupferstecher, hielt sich eine Zeitlang in Paris auf und ging dann nach Rom, wo er 1680 starb. Sein Stich zeichnete sich durch eine bisher unbekannte Reinheit und Schönheit, durch sanfte Übergänge der Lichter und Schatten, Verschiedenheit und Weichheit der Töne so musterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, aus welcher Baudot, Poilly, Chasteau, Speier, Roullet u. A. hervorgingen.

Blomfield (Charles James), D. der Philologie, geb. 1786 zu Bury St.-Edmunds in Suffolk. Er und sein jüngerer verst. Bruder genossen sorgfältigen Unterricht in der alten Literatur von dem gelehrten Mich. T. Becher, unter dessen Leitung die dortige geachtete Grammar-School steht. Von da ging er 1804 nach Trinity-College in Cambridge, wo er sich nicht nur bei den gewöhnlichen Prüfungen, sondern auch in den öffentlichen Wettstreiten hervorthat. Die Universität

ertheilte ihm daher 1806 eine der Scholarschaften, welche Lord Craven dort gestiftet hat, eine ausgezeichnete akademische Ehre. Bei seiner Promotion zum Baccalaureus 1808 wurde er zum dritten Wrangler erklärt, und der Kanzler der Universität sprach ihm wegen des eingereichten Gedichts die erste Medaille zu. Nicht lange nachher gab er den „Prometheus" des Äschylus heraus, und wurde 1809 zum Fellow seines Collegiums gewählt. Der Ruf seiner Kenntnisse verbreitete sich, und 1810 gab ihm Lord Bristol die Pfarre zu Quarrington in Lincolnshire. Eine andre zu Dunton verlieh ihm 1810 Lord Spencer, einer der ersten Gönner der Wissenschaften in England, aus eignem Antriebe. Dort blieb er etwa 7 J., während deren die 2. Aufl. s. „Prometheus" und Ausg. der „Sieben gegen Theben", der „Perser" und des „Agamemnon" des Äschylus von ihm erschienen. Er besorgte auch eine Ausg. des Kallimachus, ferner gemeinschaftlich mit T. Rennel die „**Musae Cantabrigienses**", und 1812 zugleich mit Prof. Monk die „**Posthumous tracts of Porson**". Allein edirte er 1814 die „**Adversaria Porsoni**". Diese Arbeiten erweckten ihm so viel Wohlwollen, daß ihm Lord Bristol die consolidirten Pfarreien Great- und Little-Chesterford in Essex gab, worauf er, mit Genehmigung der Kirchenpatrone, die Pfarrstelle in Dunton gegen die von Tuddenham in Suffolk vertauschte. Dem Ruhm s. philologischen und theologischen Kenntnisse hatte er es auch zu verdanken, daß 1819 der Lord-Bischof von London ihn zu seinem Hauscaplan ernannte; eine Wahl, welche die Promotion zum D. der Theologie erfoderte, die allezeit auf einen anerkannt geschickten Mann fällt, weil er zugleich, als bischöfl. **Examiner**, die Prüfungen der in diesem Sprengel zu ordinirenden Prediger vornehmen muß. Diese Stellen führen gewöhnlich zu hohen Beförderungen in der Kirche. B. erhielt auch wirklich bald darauf die Pfründe der St.-Botolphskirche. Seit der Zeit wohnt er in London, lebt in den ersten Cirkeln und macht ein Haus, das s. Einkünften, welche sich auf 8000 Pf. St. belaufen sollen, angemessen ist. Unter seinen neuesten literar. Arbeiten ist die Forts. s. Ausg. des Äschylus die bedeutendste. — Blomfield (Edward Valentine), Bruder des Vorigen, Philolog, geb. 1788, studirte in Cains-College zu Cambridge und erregte die größten Erwartungen. Unter mehren Preisen, welche er erhielt, ist die Medaille merkwürdig, welche er 1809 für seine schöne Ode: „**In desiderium Porsoni**", bekam. Man ertheilte ihm 1812 ein Fellowship in Emmanuel-College. 1813 reiste er nach Deutschland, erwarb sich eine gute Kenntniß der deutschen Sprache und wurde mit Wolf in Berlin und mit Schneider in Breslau bekannt. Nach s. Rückkehr erschienen von ihm im „**Museum criticum or Cambridge classical researches**" (St. 2) Bemerkungen über die deutsche Literatur, welche Beifall erhielten. Die Universität Cambridge ernannte ihn zu einem ihrer Prediger an der St.-Marienkirche. Er fing an Schneider's „Griechisch-deutsches Lexikon" zu übersetzen, lebte aber nicht bis zur Beendigung. Hingegen übertrug er ganz Matthiä's „Griech. Grammatik", welche aus s. Handschrift von s. Bruder zum Drucke befördert und durchgängig wohl aufgenommen wurde. Als er 1816 mit einem jungen Manne von Stande, seinem Zöglinge, in der Schweiz gewesen war und nach Cambridge zurückeilte, wo man ihn zum Proctor für das folg. J. ernannt hatte, setzte er sich zu vielen Beschwerlichkeiten auf der Reise aus, erkrankte und starb im Oct. 1816.

Blondel, vertrauter Diener und Musikmeister König Richards I. (Löwenherz) von England um 1190. Während sein Herr Gefangener des Herzogs von Östreich war, durchwanderte B. das gelobte Land und alle Gegenden Deutschlands, wo er vermuthen konnte, daß sich derselbe befinden möchte. Er hörte, wie die Sage lautet, daß man auf dem Schlosse von Löwenstein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er einen stark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den franz. Liedern zu singen, die er vormals mit

Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erste Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er seinen König, befreite ihn und erwarb sich den Namen des getreuen Blondel. Grétry's schöner Oper „Richard Löwenherz" liegt diese Anekdote zum Grunde.

Bloomfield (Robert), ein ausgezeichneter engl. Dichter, geb. 1766 zu Honigton, der Sohn eines Dorfschneiders, ging in eine Dorfschule und sollte 1781 bei seinem Bruder in London das Schuhmacherhandwerk lernen. Das Besuchen einiger Bethäuser, einer Debattengesellschaft, des Coventgarden-Theaters und das Lesen mehrer Bücher, Alles führte ihn in eine neue Welt ein, worin sein Geist allmälig sein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es fast selbst zu wissen. Einst sprach er ein Volkslied, das er nach einer alten Weise gedichtet hatte. Sein darüber erstaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des „London magazine" anzubieten, und es ward angenommen. Das Gedicht hieß „The milk maid". Ein zweites: „The sailors return", fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz. Thomson's „Jahrszeiten", Milton's „Verlorenes Paradies" und andre Werke der Art erfüllten seine ganze Seele, um Robert zum Schöpfer einer Dichtkunst zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelnheiten noch über Thomson's „Jahrszeiten" setzen. Auf dem Lande, wo er sich 1786 kurze Zeit aufhielt, faßte er zuerst die Idee zu seinem Gedichte: „The farmers boy", welches Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakterisirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältnissen, nämlich als armer Schuhmachergeselle, in einer Dachstube aus. Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, sah es 1799 zuerst, und entzückt davon, veranstaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck desselben, 1800. Ein engl. Kritiker sagt von diesem Gedicht: „Sanft fließende Verse, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Malerischen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sind Thomson und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfield's Gedicht herrscht eine höhere Einfalt als in Thomson's: ihn charakterisirt ganz das Horazische molle atque facetum". Noch hat B. eine Samml. ländl. Erzählungen und Gedichte herausgegeben.

Blücher (Lebrecht v.), aus dem Hause Großen-Rensow im Mecklenburgischen, Fürst von Wahlstadt, k. preuß. Feldmarschall und Ritter fast aller europäischen hohen Militairorden, war den 16. Dec. 1742 in Rostock geb. Sein Vater, Rittmeister in hessen-kasselschen Diensten, schickte ihn in s. 14. J. nach der Insel Rügen. Hier erregte der Anblick der schwedischen Husaren in ihm den Drang, Soldat zu werden. Vergebens riethen die Ältern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienste als Junker in einem schwedischen Husarenregimente. Seinen ersten Feldzug machte er gegen die Preußen und gerieth in die Gefangenschaft desselben Husarenregiments, dem er in der Folge so rühmlich vorstand. Der Chef dieses Regiments, Oberst v. Belling, bewog ihn, in preuß. Dienste zu treten. Es ward ein Tausch mit den Schweden getroffen und B. als Lieutenant bei demselben Regimente angestellt. Mißvergnügt, bei einem Avancement übergangen worden zu sein, nahm er als Rittmeister den Abschied, widmete sich der Landwirthschaft, ward Landrath und erwarb sich durch Fleiß und geschickte Geschäftsführung den Besitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrichs II. trat er als Major in sein altes Regiment wieder ein. Als Commandeur desselben focht er am Rhein 1793 und 1794 mit Auszeichnung. Orchies, Luxemburg, Frankenstein, Oppenheim (16. Jan. 1794), Kirweiler und Edesheim in der Pfalz sind Zeugen seiner Thaten. Nach dem für ihn so glorreichen 18. Sept. 1794 bei Leystadt kam er, als Generalmajor, zu dem Beobachtungsheere am Niederrhein. 1802 nahm er für den König von Preußen Besitz von Erfurt und Mühlhausen. Der Ausbruch des Kriegs 1806 führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerstädt (am 14. Oct.).

Dann folgte er mit dem größten Theile der Cavalerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern in dessen linker Flanke; der Zwischenraum, der Beide trennte, war aber zu groß geworden, nur durch übermäßige Tag- und Nachtmärsche, welche letztere B. nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich gewesen; unterdessen war der Fürst von Hohenlohe genöthigt worden, sich bei Prenzlau zu ergeben. Dadurch abgeschnitten von Stettin, warf sich Blücher ins Mecklenburgische, wo er sich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig-Öls führte, vereinigte. Aber sämmtliche Truppen waren zu sehr ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu können. Den Großherzog von Berg in seiner linken Flanke, den damaligen Prinzen von Pontecorvo in der Fronte und den Marschall Soult auf dem rechten Flügel, sah B. sich genöthigt, sich hinter der Trave zu setzen, um die 3 großen Corps der Franzosen möglichst lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck ein. Allein diese Stadt, in Eile etwas befestigt, ward von der Übermacht der andringenden franz. Heere in Sturm genommen. B. hatte mit einigen Truppen sich aus der Stadt gerettet und mußte, aller Vertheidigungs- und Ausfluchtsmittel beraubt, am 6. und 7. Nov. zu Ratkau, einem fürstl. lübeckischen Dorfe, sich ergeben. Er that dies jedoch nicht anders als unter der ihm nach vielen Weigerungen zugestandenen Bedingung, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen, daß „ihm die Capitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden". B. war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den franz. General Victor ausgewechselt und gleich nach seiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern gesandt, um Stralsund vertheidigen zu helfen und die Unternehmungen der Schweden zu unterstützen. Nach dem tilsiter Frieden arbeitete B. in Königsberg und Berlin im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das Militaircommando in Pommern, wurde aber später nebst mehren bedeutenden Männern des Staates auf Napoleons Veranlassung in den Ruhestand versetzt. An dem Zuge des preuß. Hülfscorps bei dem franz. Heere in Rußland, im Sommer 1812, nahm B. keinen Theil; aber als Preußens edle Nation sich gegen den Unterdrücker erhob, da war Blücher — nun schon im Greisenalter von 70 J. — einer der thätigsten. Er erhielt den Oberbefehl über die Preußen und über das russische Corps des Generals von Winzingerode, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt wurde. Seinen Heldenmuth in der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) würdigte Alexander durch die Ertheilung des Georgenordens. Die Tage bei Bautzen und bei Haynau waren nicht minder für ihn ruhmvoll; als Sieger feierte er die großen Tage an der Katzbach (s. Wahlstadt) und bei Leipzig. Dort schlug Blücher das Heer des Marschalls Macdonald und reinigte ganz Schlesien von den Feinden. Sein Heer erhielt nun den Namen des schlesischen. Vergebens versuchte Napoleon selbst, den alten Husarengeneral, wie er ihn nannte, in seinem Siegeszuge aufzuhalten. Am 3. Oct. ging B. bei Wartenburg über die Elbe und zwang durch diesen kühnen Schritt auch das große böhmische Heer unter Schwarzenberg und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu größerer Thätigkeit. Die großen Tage von Leipzig nahten. Am 16. Oct. errang er über den Marschall Marmont bei Möckern glänzende Vortheile und drang schon an diesem Tage bis an die Vorstädte Leipzigs vor. Am 18. hatte er, im Verein mit dem Kronprinzen von Schweden, großen Theil an der Niederlage des Feindes, und am 19. waren es seine Truppen, die zuerst Leipzig erstürmten. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die Art seiner Angriffe hatten ihm schon zu Anfang des Feldzugs von den Russen den Beinamen „Marschall Vorwärts" erworben. Von nun an ward es sein Ehrenname im ganzen deutschen Volke. Am 1. Jan. 1814 ging er mit dem schles. Heere, das

nun aus zwei preußischen, zwei russischen, einem hessischen und einem gemischten Corps bestand, bei Kaub über den Rhein, besetzte den 17. Nancy, gewann (1. Febr.) die Schlacht bei La Rothière und drang gegen Paris vor. Allein seine getrennten Corps wurden von Napoleon geworfen; doch erkämpfte B., obwol mit großem Verlust, den Rückzug nach Chalons. Hierauf ging er bei Soissons über die Aisne, vereinigte sich mit der Nordarmee, siegte am 9. März über Napoleon bei Laon und drang am Ende des Monats, mit Schwarzenberg vereinigt, gegen Paris vor. Der Tag von Montmartre krönte die Großthaten dieses Feldzugs, und am 31. März zog B. in die Hauptstadt Frankreichs ein. Sein König ernannte ihn, zur Erinnerung an den Sieg bei Wahlstadt, zum Fürsten von Wahlstadt und gab ihm eine angemessene Dotation. In England, wohin er im Juni d. J. den verbündeten Monarchen folgte, empfing ihn das Volk mit Begeisterung. Die Universität Oxford ernannte ihn feierlich zum D. der Rechte. Er lebte dann auf s. Gütern in Schlesien, bis er 1815 abermals den Oberbefehl erhielt. Er führte das Heer schnell in die Niederlande. Am 15. Juni warf sich Napoleon auf ihn, und B. verlor am 16. die Schlacht bei Ligny. Durch den Sturz seines getödteten Pferdes, unter dessen Körper er geworfen ward, gerieth er in Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Nach diesem unglücklichen, aber ehrenvollen Tage zeigte sich die wahre Größe des Feldmarschalls und seines Heers. In dem entscheidendsten Augenblick der Schlacht am 18. traf B. auf dem Schlachtfelde ein, nahm Napoleon in Rücken und Flanke und erkämpfte im Verein mit Wellington den großen Sieg bei Belle Alliance oder Waterloo (s. d.). Er schlug den angebotenen Waffenstillstand ab, zwang Paris sich zu ergeben, und widersetzte sich bei seiner zweiten Einnahme dieser Hauptstadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungssystem. Für dieses neue Verdienst um Preußen und die allgemeine Sache beehrte ihn Friedrich Wilhelm III., da Blücher bereits im Besitz aller Würden und Ehrenzeichen war, mit einem eignen für ihn allein bestimmten Ordenszeichen. Es bestand in einem von goldenen Strahlen umgebenen eisernen Kreuz. Nach dem pariser Frieden zog sich der Fürst auf seine Güter zurück. Am 26. Aug. 1819, als am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach, ward dem gefeierten Helden auch zu Rostock, seinem Geburtsorte, eine besonders in Deutschland seltene Ehre zu Theil, indem ihm von der Gesammtheit seiner Landsleute, der Mecklenburger, unter Anordnung des engern Ausschusses der mecklenburgischen Stände, noch bei seinen Lebzeiten ein, von Schadow zu Berlin ausgeführtes, Denkmal gesetzt ward. Es besteht aus dem in Erz gegossenen kolossalen Standbilde Blücher's, auf einem hohen Fußgestelle von fein polirtem Granit. Auch übersandte ihm der Ständeausschuß die bei dieser Gelegenheit geprägte Medaille. B. starb am 12. Sept. 1819, nach einem kurzen Krankenlager, auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien im beinahe 77. J. seines Heldenlebens. In Berlin hat der König die 12 Fuß hohe Bildsäule des Helden, von Rauch modellirt, von Le Quine und Reisinger in Erz gegossen, am 18. Juni 1826 auf einem 14 Fuß hohen, mit Reliefs geschmückten Piedestale aufgerichtet. (S. „Blücher's Lebensbeschreibung", von Varnhagen von Ense, Berlin 1827.)

Blumauer (Aloys), Dichter, geb. zu Steyer in Östreich ob der Ens 1755, studirte in seiner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuitenorden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung desselben, bis er als Censor angestellt wurde, welche Stelle er 1793 niederlegte, da er die Gräffer'sche Buchhandlung übernahm, an der er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er starb 1798. Seine travestirte Äneide erwarb ihm als scherzhaften Dichter ausgezeichneten Ruf. Es ist ein poetisches Zerrgemälde, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Diese Eigenschaften findet man auch in mehren seiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige athmen Feuer und Leben und sind in einer schönen, reinen und männlichen

Sprache vorgetragen. Zuweilen ist sein Witz gemein, die Sprache unrein und das Mechanische des Versbaues verfehlt. Seine sämmtl. Werke erschienen Leipzig 1801—3, 8 Bde.

Blume, Blüthe. Die Blüthen derjenigen Gewächse, welche um der Blüthe willen in Gärten gezogen werden, nennt man **Blumen**. Von Fruchtgewächsen, z. B. Äpfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, sagt man **Blüthen**. **Botanisch** heißt im Allgemeinen Blume: die farbige Hülle der sogenannten Geschlechts- oder Befruchtungstheile der Gewächse. Gewöhnlich ist diese Hülle doppelt, indem eine äußere, meistens grüne oder weniger gefärbte sich von der innern unterscheiden läßt. Die erstere heißt Kelch, die innere aber, welche sich durch zartern Bau und meistens durch kürzere Dauer auszeichnet, Corolle oder Blumenkrone. Nicht selten kommt eine dritte innere Hülle hinzu, die Linné zu den Nectarien zählte, z. B. bei den Narcissen unleugbar als eine innere Corolle zu betrachten ist. Macht nur eine einzige Hülle die Blume aus, so ist diese sehr häufig auswendig kelchartig und inwendig corollinisch, wie die gemeinen Beispiele der Tulpe, der Lilie, des Buchweizens u. s. w. beweisen. Der Unterschied des kelchartigen und des corollinischen Überzugs der Blumen beruht auf dem Bau. Jener hat, auch wenn er nicht grün, sondern gefärbt ist, gerade eine solche Oberhaut, als die untere Blattfläche und die übrigen grünen Theile der Pflanzen. Sie ist nämlich mit Spaltöffnungen versehen, welche der eigentlichen Corolle jederzeit fehlen. Die letztere ist dafür mit einem sammtartigen Überzuge bedeckt, der aus den zartesten Wärzchen oder Hügelchen besteht. Unter diesem Überzuge ist das Zellgewebe, welches die farbigen Säfte enthält, und erst, wenn das letztere abgestreift ist, kommen die zarten Nerven der Corolle zum Vorschein, welche unter dem Mikroskop als die feinsten Bündel von Schraubengängen und, nach dem Rande der Corolle zu, als ganz vereinzelte Spiralgänge erscheinen. Diese liegen endlich hart auf der untern Oberhaut. Ein ähnlicher sammtartiger Überzug ist es, der auch die Narbe oder das Stigma bedeckt, welches seine Bedeutung als fehlgeschlagene Corollenform in den Bildungen verräth, wo es, wie bei den Irideen, sich in förmliche Kronenblätter spaltet. Dieser zarte Bau der Corolle hängt mit der Färbung derselben zusammen. Es ist gewiß, daß die grüne Farbe, die den meisten übrigen Pflanzentheilen gemein ist, sich oft schon in der Nähe der Corolle verliert und in ihre beiden Nebenfarben, die blaue und gelbe, übergeht, wie wir dies an den gefärbten Bracteen sehr vieler Pflanzen bemerken. Ja, je mehr die Natur diese differenten Farben in den Bracteen entwickelt hat, desto weniger Kraft bleibt ihr zur Ausbildung wesentlicher Theile übrig. Daher schlagen die oberen Blüthen zwischen den gefärbten Bracteen des Melampyrum nemorosum fehl. Die Stellung der grünen Farbe zwischen der gelben und blauen erklärt uns, warum diese beiden, besonders aber die gelbe, theils den Frühlingsblumen, theils mehren großen Familien vorzüglich eigen ist, warum sie beim Trocknen der Primel und mehrer Hierazien wieder in die grüne Farbe übergeht, warum bei der Madicago intermedia Pers. ein beständiges Schwanken der Blume zwischen Gelb, Grün und schmutzig Blau beobachtet wird. Die gelbe und blaue Farbe gehören also zu denen, die am leichtesten aus der grünen entstehen. Wenn hingegen die Differenz zunimmt, oder der Proceß der Säuerung in der Blume vorwaltet, dann wird sie die polare Farbe des rothen annehmen; daher man mit Säuren andre Blumenfarben in diese verwandeln, und mit Alkalien die rothe Farbe wieder in die gelbe, grüne oder blaue umändern kann. Daher die Blätter vieler Bäume vor dem Herbstfall roth werden, weil, wegen gestörter Verrichtung des Aushauchens aller Sauerstoff zurückbleibt. Daher endlich die brennend rothen Farben das Auge beleidigen, weil sie im höchsten Grade different oder polarisch sind. Hingegen thut die grüne Farbe dem Auge wohl, weil alle schneidende Gegensätze in ihr ausgeglichen sind. Noch hängt hiermit zusammen, daß in der Nähe der Necta-

rien, auch wenn die Blumen anders gefärbt sind, häufig rothe Streifen und Flecken bemerkt worden: Beweise der vorwaltenden Säurung in der Erzeugung des Honigsaftes. Die weiße Farbe der Blumen läßt sich nur aus der Darlegung des innersten und zartesten Gewebes erklären, welches nicht einmal einen Kampf mit dem Lichte bestehen kann, sondern sich ihm ganz aneignet. Es werden manche Blumen weiß, wenn sie trocknen, sowie die zartesten weißen Blumen beim Welken sich roth färben; Erscheinungen, welche sich ohne Mühe aus der angedeuteten Theorie erklären lassen. Wir haben endlich eine Menge violetter Blumen, die als im höchsten Grade entsäuert betrachtet werden müssen, da der violette Strahl dem rothen entgegengesetzt, und da es leicht ist, eine violette Blume, wie die Veilchen, durch Säuren roth zu färben. Mit der Farbe der Blumen hängt der Geruch derselben auf gewisse Weise zusammen. Da nämlich die Geruchsstoffe durchgehends dem Wasserstoffe angehören, da in der Blume die polarischen Stoffe in den Farben hervortreten: so ist klar, daß auch der Wasserstoff, wo besonders sein Gegensatz, der Sauerstoff, in dem erzeugten Honigsaft, oder in der rothen und gelben Farbe der Blume niedergeschlagen wird, in den Geruchstheilen sich entwickeln muß. Blumen, die grüne Hüllen haben, wie die Gräser, und die der Nectarien entbehren, wie diese, sind meistens geruchlos. Indessen mögen mehre uns unbekannte Umstände diese Regel beschränken. Denn z. B. riecht die Nigella mit sehr entwickelten Nectarien gar nicht, dagegen die Reseda, und zwar nur eine Art derselben, mit gleichmäßig ausgebildeten Nectarien, den bekannten starken Wohlgeruch verbreitet. Bei der Eintheilung der Gewächse nach dem Geschlechtssystem (s. Befruchtung und Pflanzen) leisten die Blumen wesentliche Dienste; denn außer daß bei den meisten die Staubgefäße die Classe, und die Staubwege die Ordnung bestimmen, geben die übrigen Theile der Blumen und selbst die Bildung ihrer Geschlechtstheile, nebst der Beschaffenheit der Frucht, die Merkmale der Geschlechter ab. — In der Architektur, Malerei oder Bildhauerkunst nennt man Blumen Zierrathen, welche diesen Schmuck der Natur wirklich nachahmend darstellen. — Chemisch, die feinsten Theile der Körper in trockener Gestalt, nachdem solche das Feuer von den gröbern Theilen durch Sublimation ausgeschieden hat; so geben das Laugensalz, das Spießglas, der Arsenik, Benzoe, Wismuth, Zinn, Metalle, Schwefel, Zink rc. Blumen. — Blüthenzeit ist die nach dem Klima sehr verschiedene Periode des Ausbruchs der Blumen, ehe sie den Samen für ihr ferneres Pflanzenleben bilden.

Blumen (künstliche) werden aus Federn, Batist, Taffet, Biscuit, vorzüglich aus den Gehäusen der Seidenwürmer verfertigt. Diese Sorte liefert besonders Italien in großer Menge; man nennt sie auch daher italienische Blumen. Die schönsten Blumen liefert Paris, doch auch in Dresden, Berlin, Wien, Nürnberg u. a. O. werden solche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künstlichen Blumen durch das Benetzen mit wohlriechenden Ölen gegeben.

Blumenbach (Johann Friedrich), D., Professor und Obermedicinalrath. Dieser philosophische Naturforscher gehört gegenwärtig zu den ersten Zierden der Universität Göttingen, auf der er seit 50 J. mit rastloser Thätigkeit vielbesuchte Vorlesungen über Naturgeschichte, Physiologie, Osteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und medicinische Literargeschichte hält. Über beinahe alle diese Wissenschaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geschrieben, und diese Schriften (s. Meusel's „Gelehrtes Deutschland") tragen das Gepräge seines eigenthümlichen Genies und haben zum Theil mehre Aufl. erhalten. Sein meisterhaftes, jetzt aber doch schon in einigen Ansichten veraltetes, „Handbuch der Naturgeschichte" ist 1825 bereits zum 11. Male aufgelegt worden. Sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie" (Göttingen 1804) war das erste in Deutschland. Von seinem „Handbuch der Physiologie"

erschien eine engl. Übersetzung, deren 2. Ausg. (1818) auch als erstes durch eine Maschine gedrucktes Buch merkwürdig ist. — Blumenbach ist am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, studirte in Jena und in Göttingen, wo er am 19. Sept. 1775 das medicinische Doctorat, 1776 die Aufsicht über das Naturaliencabinet der Universität und eine außerordentliche, sowie 1778 eine ordentliche Professur der Medicin erlangte. 1783 unternahm er eine gelehrte Reise nach der Schweiz, und später eine nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks sehr nützlich war. Er besitzt, außer vortrefflichen naturhistorischen Werken und Kupferstichen, herrliche naturhistorische Sammlungen, unter welchen die Schädelsammlung in ihrer Art einzig ist; auf sie gründet sich die „Collectio craniorum divers. gent. illustr.", mit Kpf., wovon sechs Lieferungen (Göttingen 1790—1820) erschienen sind. Am 19. Sept. 1825 feierte B. sein Doctorjubelfest, wobei außer mehren Glückwünschungsschriften auch eine Medaille ihm überreicht und das Capital zur Begründung eines fortdauernden Reisestipendiums, das seinen Namen führen soll, niedergelegt wurde. Schrader nannte nach ihm eine neue Pflanzengattung Blumenbachia insignis. Am 26. Febr. 1826 wurde das 50. J. seiner Ernennung zum Prof. der Univ. Göttingen gefeiert, wozu Loos in Berlin die Jubelmedaille verfertigt hatte.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptsitz dieses Handels. 1636 und 1637 herrschte in Holland ein wahrer Tulpenschwindel. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, selbige dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Augustus bezahlte man 13,000 Fl., und für drei dergl. zusammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derselben 4500 Fl., für 400 Aße Admiral Liefkenshoek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. s. w. Für einen Viceroi gab man: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pf. Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derselben Zeit gewann Jemand in Amsterdam in 4 Monaten über 68,000 Fl. bei diesem Handel. In einer einzigen holländischen Stadt sollen über 10 Mill. Tulpenzwiebeln verkauft worden sein. Als aber die Käufer sich weigerten, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27. April 1637 bestimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten, stürzten die tollen Preise auf einmal, und man konnte nun eine Semper Augustus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch Hervorbringung neuer und seltener Tulpengewächse gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in den Verzeichnissen der harlemer Blumisten die Preise von 25—150 Fl. für einzelne seltene Tulpen. Bis zur französ. Revolution zogen die harlemer Blumisten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryssel und andern Städten Flanderns, wo sich die Geistlichen mit Erziehung derselben beschäftigten, nachher trieben sie das Geschäft selbst; doch ist der ganze Tulpenhandel nicht mehr von sonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die ersten Liebhaber und Kenner von Blumengewächsen zu besitzen. Vermögende Personen trieben die Zucht der Blumen, besonders der Hyacinthen. Theils von diesen, theils von auswärts her, versahen sich die Blumisten nicht nur mit Hyacinthen, sondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen u. a. m., die allmälig zahlreicher bei ihnen bestellt wurden. Das Geschäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem ist bis jetzt der Stapelplatz Dessen geblieben, was schön in dieser Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erst 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in diesem J. für Passe non plus ultra 1850 Fl., und

für $\frac{1}{16}$ Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein paar Stüber kostet, 275 Fl. 1776 stand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch 1785 gab man für den Marquis de la Coste 750 Fl. Seitdem sind die Preise der Hyacinthen ebenfalls sehr gesunken, wiewol man in den Verzeichnissen auch noch gewisse doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25—100 Fl. angeführt findet. Die sehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und besonders Hyacinthen, im Winter auf Gläsern und in Töpfen zu ziehen, hält diesen Handel noch aufrecht. Zwischen Alkmaar und Leiden sind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem sandigen und lockern Boden ganz vorzüglich gedeihen. Noch zählt man in und um Harlem, außer vielen kleinen, zwölf oder dreizehn große Blumisten. Sie hatten Versendungen nach Deutschland, Rußland, England rc., selbst bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt ist theils durch die Zeitumstände, theils aber auch dadurch dieser Handel sehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumisten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commission geben und in Auctionen und sonst verschleudern lassen. Außer den angeführten versenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Mortagons, Iris, Fritillarien, Krokus und andre Blumengewächse, auch allerlei Sämereien, Obstbäume und Treibhausgewächse.

Blumenorden, s. Pegnitzorden.

Blumenspiele, s. Jeux floraux.

Blumensprache. Es ist bekannt, daß die Morgenländer, als Freunde der Allegorie, gern in Bildern reden und schreiben. Sie besitzen darum auch eine Kunst, ihren entfernten Freunden die geheimsten Gedanken ihrer Seele und die verborgensten Wünsche ihres Herzens, ohne alle Charaktere, mitzutheilen. Diese geheime Sprache scheint von den eingekerkerten morgenländischen Frauenzimmern erfunden worden zu sein. Denn diese haben bei ihren wenigen Beschäftigungen und Zerstreuungen Muße genug, ganz ihren Phantasien freien Lauf zu lassen. Darum ist diese Sprache zwar schön, von Gefühl und Sinn, aber auch sehr eingeschränkt und willkürlich. Nur Herzensangelegenheiten können durch sie abgehandelt werden. Diese geheime Sprache der Orientalen besteht in der Kunst, ein Bouquet von natürlichen Blumen, die alle nach einer geheimen Bedeutung gewählt und geordnet sind, zu binden. Dieses Bouquet nennen sie **Selam**. Da jedes Land seine eigenthümlichen Blumen und Kräuter, sowie seine besondern Begriffe vom Schicklichen und Unschicklichen, von Schwächen und Stärken der Leidenschaften hat, je nachdem sein Klima kälter oder wärmer, seine Sitten verfeinerter oder roher sind: so wird man nicht nur in jedem Lande andre Bouquets binden und binden müssen, sondern auch in einem und demselben Lande wird jede Blume anders sprechen, wenn sie von einer andern Person gebraucht wird. Denn in der Bezeichnung der Bedeutung jeder Blume findet ja die größte Willkür statt. Bei den Chinesen findet man ein Alphabet, das ganz aus Pflanzen und Wurzeln besteht, und auf den Felsen in Ägypten sind die Eroberungen, welche seine frühern Bewohner gemacht, durch unbekannte Pflanzen eingegraben. Übrigens bedarf es bei der Blumensprache keines tiefen Forschens, die Natur selbst wird die beste Lehrerin. Richtet man sich nach einer bestimmten aufgezeichneten Blumensprache, so darf man nur das beigefügte Verzeichniß der Bedeutung jeder Blume nachsehen, und man wird diese Blumensprache verstehen. Die Hauptregel hierbei ist: wohl zu beachten, daß die erste Blume rechter Hand einen Gedanken ausdrückt, und daß sie umgekehrt, d. h. den Styl dieser Blume nach oben gerichtet, das Gegentheil andeutet; z. B. eine Rosenknospe mit ihren Dornen und Blättern heißt: Ich fürchte, aber ich hoffe. Wenn man diese Knospe umkehrt, so will man damit sagen: Man muß weder fürchten noch hoffen. Doch muß man auch die verschiedenen Modificationen eines Gedankens nicht unbeachtet lassen; man kann sie durch die nämliche Blume an-

deuten. Wenn man z. B. von der Rosenknospe die Dornen abstreift, so heißt dies: Es ist Alles zu hoffen; pflückt man aber die grünen Blätter ab, so will man damit sagen: Es ist Alles zu fürchten. So kann man das symbolische Zeichen fast aller Blumen durch ihre Lage oder durch die Beraubung ihres Schmuckes vervielfältigen. Die Ringelblume z. B., wenn man sie an den Kopf bringt, deutet Geisteskummer an; an das Herz gelegt, Liebesgram; auf die Brust, Langeweile. Ferner bezeichnet man das Wort Ich, mit Bezug auf das Symbol der Blume, wenn man letztere rechts hinneigt; das Wort Du, wenn man sie links herabsinken läßt. Nun noch ein paar Beispiele: Wenn man seiner Freundin sagen wollte: Warum weintest Du, liebes Weib, gestern im Geheim auf dem Balle? — so müßte man ein Bouquet von folgenden Blumen binden: Ein Gänseblümchen, Rosmarin, Reseda, rother Levkoie, violetter Sommerlevkoie, eine Wicke, Iristuberose. Hätte sie diese Antwort zu geben: Ich weinte um einen entfernten Freund, einen Officier, der zu Felde gegangen ist, und fürchte seinen Tod, — so würde sie folgende Blumen nehmen müssen: Narcisse, Rosmarin, Thymian, eine weiße Hyacinthe, eine Ranunkel, eine Kaiserkrone, Krausemünze, Salbei und Himmelsschlüsselchen. S. „Fatimens Morgenzeitvertreib und den des Serails ꝛc." (Leipzig 1797); ferner: „Die Blumensprache, oder Symbolik des Pflanzenreichs", nach dem Franz. der Frau Charlotte de Latour von Karl Müchler (Berlin 1820); „Selam, oder die Sprache der Blumen" (2. Aufl., Berlin 1821), und „Neueste Blumensprache; eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweihet von A. R. C. L." (Nordhaus. 1821), u. s. f. Es gibt aber auch eine Blumensprache ohne Blumen. Dies ist nämlich ein Ausdruck, eine Sprache, reich an Bildern und Allegorien. Auf diese Weise wäre jeder bildliche Ausdruck eine Blume, und ein Aufsatz, ein Buch, das ganz in Allegorien geschrieben wäre, würde Blumensprache in dieser Bedeutung enthalten. Da aber die Blumen immer etwas Schönes, etwas Angenehmes anzudeuten pflegen, so würde auch jede schöne und angenehme, selbst blumenlose Sprache dennoch auch eine Blumensprache genannt werden dürfen. Da endlich das Sprechen durch die Blume im gemeinen Leben so viel heißt als geheimnißvoll thun, reden, so würde auch jede geheimnißvolle, dunkle Sprache in einem gewissen Sinne eine Blumensprache genannt werden können. 11.

Blumenstück, in der Malerei, eine Darstellung von Blumen, worin diese ein Kunstwerk für sich ausmachen. Solche Darstellungen, wobei täuschende Wahrheit das höchste Erreichbare ist, gehören zwar nur zu den untergeordneten Arten der Malerei, und ein Maler verdient damit noch nicht den Namen eines ästhetischen Künstlers; allein sie können dennoch unter einem höhern Charakter als dem der Nachahmung erscheinen und durch sinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres ästhetisches Verdienst erlangen. Als die berühmtesten Blumenmaler nennen wir Huysum, Rachel Ruysch, Segher, Verendael, Mignon, Roepel, Dreßler. (Vgl. Malerei.)

Blumenuhr ist ein durch Blumen hervorgebrachter Zeitmesser. Bekanntlich öffnen und schließen sich die Blumen theils nach dem hellen oder dunkeln Wetter, theils nach der Länge oder Kürze des Tages. Die merkwürdigsten aber zeigen gewisse festgesetzte Stunden des Tages Blüthen, vorzüglich früh und Abends, und diese sind eben geeignet, eine Blumenuhr aus ihnen zusammenzusetzen. Wenn man nämlich die Blumen auswählt, welche von Sonnenaufgang an regelmäßig eine Stunde blühen und dann sich wieder verschließen, neben diese eine andre stellt, welche in der nächsten Stunde blüht und sich schließt, und so von Stunde zu Stunde fortfährt bis zum Untergange der Sonne, und die einzelnen Blumen in eine Reihe oder in einen Kreis stellt, wie sie einander ablösen, so hat man eine Blumenuhr. 11.

Blut ist die rothe, in den Adern thierischer Körper befindliche Flüssigkeit.

Es befindet sich in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, bei den letztern beiden Thierclassen aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß der Wärmegrad ihres Blutes nicht so hoch ist als bei den erstern, daher sie auch kaltblütige, jene aber warmblütige Thiere genannt werden. Die Insekten und Würmer haben statt des Blutes einen Saft von weißlicher Farbe, den man weißes Blut nennt. Das Blut enthält zwei verschiedene Stoffe, die sich beim Gerinnen von einander scheiden: das Blutwasser, eine wäßrige eiweißliche Substanz, und eine dicke, schleimige Masse, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel schwerer ist als jene, und Blutkuchen heißt. Sie läßt sich aber auch wieder in zwei verschiedene Bestandtheile trennen, in den Cruor, oder eigentlichen rothen Theil des Bluts, und in die gerinnbare Lymphe, welcher das Gerinnen des Bluts zuzuschreiben ist. Der Cruor besteht aus phosphorsaurem Eisen mit etwas Eiweißstoff verbunden. Die Röthe des Bluts ist einem kohligen, verbrennlichen Stoffe zuzuschreiben. Jüngere Thiere haben einen viel weißern Faserstoff als ältere und stärkere Thiere. Letzterer Blut hat weit mehr Stickstoff als jener. Bei veränderter Nahrung der Thiere findet man veränderte Bestandtheile im Blute. Auch ändern solches Krankheiten um. Bei kranken Thieren ist das Eiweiß des Blutes weicher als bei gesunden. Aus diesem erzeugt sich die Entzündungshaut auf dem Blute kranker Thiere. In hypersthenischen Krankheiten ist Überfluß, in asthenischen Mangel an Faserstoff. Bei zu Tode gejagten Thieren, oder die der Blitz erschlug, gerinnt das Blut nicht. Das Blut der Vögel hat eine höhere Röthe, es ist wärmer als jenes der Säugthiere und gerinnt schneller an der Luft. Das Blut der Amphibien und Fische gerinnt schwer. Durch starke Vergrößerungsgläser bemerkt man in dem Blute des lebendigen Thiers, oder in frischgelassenem Blute, daß es, besonders der Cruor, aus kugelförmigen Bläschen, den sogenannten Blutkügelchen, besteht, deren Größe etwa den dreihundertsten Theil einer Linie beträgt. In dem, wennschon nur kurze Zeit stehenden Blute bemerkt man sie nicht. Sie sind die Wirkung des im Blute herrschenden Lebens; je kräftiger und gesünder das Thier ist, desto mehre Blutkügelchen bemerkt man in dem Blute desselben. Sie zeigen gleichsam den Übergang vom gestaltlosen Flüssigen zur Urform der ersten organischen Bildung an. Für das Leben des thierischen Körpers ist das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens ansehen. Es ist, so lange der Körper lebt, in steter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demselben bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerst in eine saure, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt seinen Ursprung aus dem Milchsafte, und setzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erfoderlichen Nahrungssäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies geschieht, während es aus dem Herzen bis zu den entferntesten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blutumlauf ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben und folglich jede übrige Verrichtung des thierischen Körpers auf. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechselt; die eine ist zusammenziehend, die andre erweiternd. Mit dem Herzen sind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andre Blutadern heißt. (S. Adern.) Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor sich; strömte es mit gleicher Geschwindigkeit gerade und ohne Krümmungen fort, so würde es in einer Minute ungefähr 149 Fuß durchlaufen. Diesen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es sich vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch jene Geschwindigkeit ab. Man kann in einem erwachsenen Menschen von gewöhnlichem Bau eine Blutmasse von 24 — 30 Pfund annehmen.

Blutader, im Allgemeinen jede Ader, die Blut in sich enthält; im Gegensatze der Bandadern, Erzadern, Wasseradern. (S. Adern.) — **Blutauge** ist ein blutiges Auge; bei den Ärzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anstrengung beim Erbrechen, Husten u. s. w. (Hypoaema). — **Blutregen** ist ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen sei, hielt, oder doch so nannte, welche aber von den kleinen rothen Ziefern (Insekten) herrühren, oder auch von gewissen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn sie auskriechen, an den Mauern der Häuser rothe Flecken zurücklassen. — **Blutspeien**, eigentlich **Bluthusten**, ist diejenige Krankheit, da man durch Husten Blut aus der Lunge wirft. — **Blutbrechen**, auch schwarze Krankheit (morbus niger), wenn Blut durch Brechen aus dem Magen ausgeworfen wird. Wird auf einmal eine große Menge Blut ausgeworfen, so ist es ein **Blutsturz**.

Blutbereitung, s. **Assimilation** und **Ernährung**.

Blutegel (hirudo medicinalis), der gemeiniglich schwarze, fingerlange, federkieldicke Wasserwurm, mit walzigem, etwas niedergedrücktem Leibe, der nach vorn etwas dünner wird, und hier den Mund mit dreischneidenden Kiefern, aber hinten einen Saugnapf hat, womit er sich fest hält; der Bauch ist gelb gefleckt, auf dem Rücken befinden sich acht gelbe, schwarze, rothe Längenstreifen. Er bewegt sich dadurch fort, daß er sich ausdehnend und zusammenziehend bald mit dem Munde, bald mit dem hintern Saugnapfe festklebt. Längs den Seiten hat der Blutegel viele Löcher zum Athemholen, welche mit Bläschen in der Nähe der Gefäße in Verbindung stehen; an der Brust sind zwei Löcher hinter einander, durch das vordere geht die Ruthe, durch das hintere die Eier. Die Blutegel leben in Teichen und sumpfigen Bächen wahrscheinlich von kleinen Thieren und von dem Blute, das sie den Fischen aussaugen. Außerdem haben sie aber auch den Trieb, den warmblütigen Thieren so viel Blut auszusaugen, daß sie zum Sprichworte geworden sind und selbst davon sterben. Darum wendet man sie in der Medicin, um Blut zu lassen, an, sammelt sie in großer Menge und bewahrt sie mit Sorgfalt in den Apotheken in großen Gläsern auf. Sie machten in der neuesten Zeit an mehren Orten einen nicht unbedeutenden Handelsartikel nach England und Frankreich aus. Die Anwendung derselben hat vor dem Aderlaß die Vortheile, daß eine geringere (aber freilich immer auch eine nicht ganz genau zu bestimmende) Menge Blut aus den Capillargefäßen der Haut (nicht aus größern Gefäßen, wie beim Aderlaß) und an Stellen gelassen werden kann, wo dies auf eine andre Weise nicht zu bewerkstelligen ist. In Entzündungen und Blutcongestionen sind sie oft nützlicher als Aderlässe, die unterdrückten Blutungen der Hämorrhoiden und Menstruation sucht man durch Blutegel zu ersetzen, und wendet sie oft auch an, um eine Ableitung des Blutes von wichtigen bedrohten Organen zu Stande zu bringen. Das Anlegen der Blutegel geschieht dadurch, daß man sie mit der Hand, oder in Leinwand, Papier, oder vermittelst eines kleinen Gläschens dahin hält, wo sie saugen sollen, und sie, wenn dies geschieht, so lange in Ruhe läßt, bis sie von selbst abfallen. Das Letztere geschieht gewöhnlich erst, wenn sie durch das aufgenommene Blut 3 — 4 Mal größer und dicker geworden sind und sich deßhalb kaum mehr bewegen können. Sollen sie früher entfernt werden, so streut man ein wenig Küchensalz auf den Rücken derselben, wodurch sie Convulsionen und Erbrechen bekommen. Die kleinen dreieckigen Wunden, welche sie hinterlassen, bluten gewöhnlich noch eine längere Zeit fort; dies unterhält man oft noch ½ — 1 Stunde lang und verbindet alsdann die Wunden, indem ein wenig Schwamm auf die Wunde gelegt und durch Heftpflaster befestigt wird. Alsdann erfolgt die Vernarbung gewöhnlich in kurzer Zeit. So einfach nun auch dies Verfahren ist, so viele Umstände können

sich doch ereignen, welche das Anlegen der Blutegel beschwerlich machen; bald wollen diese nicht saugen, bald geschieht es unter heftigen Schmerzen, und Diesem begegnet man, wenn man die Stelle sehr rein wäscht und mit Milch oder Zuckerwasser befeuchtet; bald ist die Nachblutung so reichlich, daß sie sich auf die gewöhnliche Art nicht hemmen läßt. Oft bleibt an den Stellen, wo die Blutegel gesaugt hatten, ein schwärzlicher, grüner, gelber Fleck von ergossenem Blute zurück; bisweilen gehen auch die Wunden in Entzündung und Eiterung über. Ein gefährlicher Zufall ist es, wenn Blutegel beim Trinken von Wasser verschluckt werden, oder bei Mangel an Aufmerksamkeit in die Nase, den Mund oder andre Öffnungen des Körpers hineinkriechen. Sie saugen sich dann innerlich an und bewirken oft gefährliche Blutungen. Kennt man die Veranlassung solcher Blutungen, so scheint das Salzwasser das zweckmäßigste und sicherste Hülfsmittel zu sein. 34.

Blutgefäße, s. Adern.

Blutgeld. Unter diesem verhaßten Namen war in England die Belohnung bekannt, welche Angeber und Zeugen in verschiedenen Criminalfällen bekamen. Es ist tief in dem Wesen der englischen Criminalverfassung gegründet, daß die Strafrechtspflege ohne den Willen der Beschädigten und Zeugen ihren Zweck nicht erreichen kann. Um den mangelnden Eifer für das Allgemeine zu ersetzen, nahm man den Eigennutz zu Hülfe, und durch verschiedene Gesetze von 1692, 1694, 1699, 1707, 1720, 1741 und 1742 wurden Belohnungen von 10 bis 50 Pf. St. für Diejenigen ausgestellt, durch deren Zeugniß Straßenräuber, Falschmünzer und Diebe überführt werden würden. Jedes Mal, daß eine solche Schärfung stattfand, war in Großbritannien eine unruhige Zeit, wo sich die sogenannten Jacobiten regten. Wenn die politischen Verbrecher sich vermehrten, so glaubte man zu bemerken, daß sich auch die Privatverbrecher vermehrten. Bei gewissen Diebstählen (Einbruch, Pferdediebstählen) sollte vermöge des Gesetzes von 1699 Derjenige, welcher den Verbrecher ergreifen und überführen würde, außer baaren 40 Pf. St. noch ein Certificat erhalten, wodurch er von den Kirchspieldiensten (Armenaufseher, Kirchenvorsteher u. dgl.) frei wurde. Solche Freischeine (Galgenscheine, Tyburn tickets genannt) konnten verkauft werden, weil sie sonst Dem, der sie zum zweiten Male erhielt, nichts mehr geholfen hätten, und wurden in großen Städten, wie Manchester, zu hohen Preisen (250 — 300 Pf.) verkauft. Die Summe der Belohnungen (ohne die Tyburn tickets) betrug 1798 in den 40 Grafschaften Englands 7700 Pf., 1813 war sie auf 18,000 Pf. gestiegen. Der Mißbrauch, welcher aus diesem Systeme entstand, war fürchterlich. Polizeiofficianten machten sich ein Gewerbe daraus, arme, unwissende und leichtsinnige Menschen, besonders Ausländer, zu Verbrechen (vornehmlich dem Ausgeben falscher Münzen) zu verführen, um dann durch die Angabe derselben das Blutgeld zu verdienen. 1756 gestand ein gewisser M'Daniel ein, daß er 70 Menschen durch sein Zeugniß das Todesurtheil zugezogen habe. Er wurde mit zwei Andern vor Gericht gestellt, aber dabei von dem Volke, welches glaubte, daß sie losgesprochen werden würden, so gemißhandelt, daß alle Drei todt auf dem Platze blieben. 1792 kam wieder ein solcher Fall vor, wo 20 Menschen die Opfer eines gewinnsüchtigen Angebers geworden waren. Ein neuerer Fall 1817 erregte um so größern Unwillen, als die vier Polizeibeamten, die eine solche Verschwörung gegen das Leben armer Menschen gemacht hatten, zwar wirklich zum Tode verurtheilt, aber wegen juristischer Subtilitäten von den zwölf Richtern (den vereinten Mitgliedern der drei Obergerichte in Westminster) frei gesprochen wurden und ohne alle Strafe blieben. Sie hatten mehre arme Weiber verleitet, falsche Münzen auszugeben, und sie dann auf der That ergriffen. In andern Fällen suchten dergleichen Menschen ein geringes Verbrechen in ein größeres zu verwandeln, z. B. wenn Einem der Arbeitsbeutel gestohlen worden war, so wurde beschworen, daß er mit Bändern oder Schnü-

ren am Arme fest gebunden gewesen und mit Gewalt losgerissen worden sei, wodurch der Dieb zu einem Räuber und, statt einer Gefängnißstrafe, zum Galgen verurtheilt wurde, der Angeber aber das Blutgeld von 50 Pf. erhielt. Ein empörender Fall der Art trug sich 1817 zu, wo zwei Soldaten, die im Scherz mit einem andern um eine Wette von einem Schilling gerungen hatten, auf Anstiften eines Polizeibeamten als Räuber zum Tode verurtheilt und nur mit großer Mühe von dieser unverdienten Strafe befreit wurden. Geringe Verbrechen wurden von den Polizeibeamten verschwiegen und die Thäter im Auge behalten, bis sie, wie sie es nannten, 40 Pf. wogen. Für die zur Verurtheilung hinreichende Anzeige von dem Ausgeben falscher Banknoten (worauf Todesstrafe steht) zahlt die Bank 30 Pf. und für die Anzeige falscher Münzen 7 Pf. Eine Menge Menschen sind davon die Opfer geworden; die Polizeibeamten kannten die Verfertiger falscher Noten und Diejenigen recht wohl, welche sich ein eignes Gewerbe daraus machten, Weiber und junge Leute erst zum Ausgeben falscher Noten zu verführen und dann der Polizei in die Hände zu liefern. Aber sie schonen diese eigentlichen Urheber des Verbrechens, als gute Kunden, und geben die armen Verführten an, welche von den Geschworenen auf den leisesten Verdacht verurtheilt und ohne Gnade zum Tode geführt werden. Alderman Wood erzählte im Parlament, daß er 1818 bei einer Visitation im Gefängnisse 13 Menschen gefunden habe, meist Irländer und Deutsche, welche von Andern falsches Geld erhalten hatten, um Brot zu kaufen, dabei ergriffen und ohne auf ihre Behauptung zu hören, daß sie die Falschheit der Münzen nicht gekannt hätten, verurtheilt worden waren. — 1818 wurden diese Belohnungen zwar durch eine Parlamentsacte (58. Georg III., c. 70) abgeschafft, aber das Unwesen in Ansehung der Banknoten blieb wie es war. Die Gier, Geld &c. für Denunciation zu verdienen, wandte sich in Großbritannien in jüngster Zeit unter den Schergen der Polizei wider Unglückliche, die im Druck der Zeiten ihrer Regierung laut Schuld gaben, sie handle nicht mehr gemeinnützig und wider die Classe der Kleinerwerbenden sogar feindlich. 37.

Bluthochzeit (pariser). Diese schreckliche Begebenheit ereignete sich unter Karl IX., König von Frankreich. Im Art. Hugenotten, Guise und Condé findet man die Ursachen, welche vorausgingen. Nach dem Tode Franz II. ward Katharina von Medici (s. d.) Regentin für ihren zehnjährigen Sohn, Karl IX., und fand sich jetzt bewogen, den Guisen zum Trotz, den Reformirten ein Duldungsedict zu geben. Die Guise'sche Partei dagegen überredete das Volk, daß die katholische Religion in der größten Gefahr sei. Die Hugenotten wurden aufs grausamste gemißhandelt; Prinz Condé griff zu den Waffen; die Guisen suchten spanische, Condé englische Unterstützung. Von beiden Seiten machte man sich der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, und schloß Nothfrieden. Die Königin Mutter ließ nun den König, da er ins 14. J. getreten war, für mündig erklären, um unter seinem Namen desto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guise war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugenotten meuchelmörderisch getödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, welches den Admiral Coligny für den Urheber dieses Meuchelmordes hielt; auch sahen die Hugenotten bald ein, daß die Königin Mutter sie haßte: Condé und Coligny setzten sich daher in Verfassung. Der König (s. Karl IX.) hatte sich überreden lassen, daß es auf sein Leben abgesehen sei, und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen die Hugenotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Admirals durch List zu bemächtigen; dieses schlug fehl, und die Feindseligkeiten fingen heftiger an. In der Schlacht von Jarnac, 1569, wurde Condé gefangen und als Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquiou erschossen. Coligny sammelte die Reste des geschlagenen Heeres; der junge Prinz Heinrich von Bearn (nachmaliger Heinrich IV., König von Navarra und Frank-

reich) seit Condé's Tode das Haupt der Reformirten, wurde zum obersten Feldherrn erklärt, und Coligny führte im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, das Commando. Allein es fehlte ihm an Geld, und er wurde geschlagen. Der darauf folgende scheinbar vortheilhafte Friede zu St.-Germain-en-Laye (8. Aug. 1570) schläferte die Häupter der Hugenotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er rief den alten Coligny, die Stütze der Hugenotten, an seinen Hof und ehrte ihn als Vater, die feinsten Mittel wurden angewandt, dieser Täuschung das Ansehen von Wahrheit zu geben; man vermählte die Schwester des Königs an den Prinzen von Bearn (18. Aug. 1572), um die vornehmsten Hugenotten nach Paris zu locken. Einige warnten den Admiral; aber dieser glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es so. Am 22. Aug. geschah aus einem Fenster ein Schuß auf den Admiral und verwundete ihn; der König eilte zu ihm und schwor ihn zu rächen. Aber noch an demselben Tage ließ sich der König von seiner Mutter überreden, der Admiral stehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!" soll er ausgerufen haben, „man tödte den Admiral, aber nicht ihn allein, sondern alle Hugenotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!" Die Nacht darauf hielt Katharina Blutrath, und bestimmte die Nacht auf den Bartholomäustag, zwischen dem 24. und 25. Aug. 1572, zur Ausführung. Nach der Ermordung Coligny's (s. d.) gab eine Glocke auf dem Thurme des königl. Schlosses, in der Stunde der Mitternacht, den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzlung *aller Hugenotten*. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und scheinbar zur katholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königl. Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch in einigen Provinzen die Beamten Ehr- und Menschenliebe genug hatten, die ihnen zugegangenen Mordbefehle nicht vollziehen zu lassen, so fanden sich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte fast in allen Provinzen diese Abscheulichkeit, und man rechnet an 30,000 Menschen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom löste man die Kanonen, der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, verordnete eine Procession in der Ludwigskirche, und ließ das Te Deum singen. — Diejenigen von den Hugenotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derselben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum Könige gewählt hätten. Er schloß am 6. Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugenotten in gewissen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariser Bluthochzeit, bei den Franzosen la Ste.-Barthélémi (und noch 1824 in franz. Ultrablättern une rigueur salutaire) genannt, nichts als daß die Hugenotten für die Zukunft mehr auf ihrer Huth waren und sich gegen neue Angriffe rüsteten. S. Curths's „Bartholomäusnacht" (Leipz. 1814), ferner Wachler, „Die Pariser Bluthochzeit" (Leipz. 1824), die „Hist. de la Ste.-Barthélémi d'après les chroniques, les mém. et les manuscr. du tems" (Paris 1826). Die Bartholomäusnacht wird hier das Werk der Katharina v. Medici genannt. Vgl. Schiller's „Geschichte der Unruhen in Frankreich bis zum Tode Karls IX." (Sämmtl. Werke, Bd. XVI).

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern Völkern von Asien, Afrika und Amerika, auch vor kurzem noch in Corsica herrschende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch den Tod des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen. Sie ist in der Regel die Pflicht des nächsten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der

Bruder den Bruder u. s. w. Sie wird oft Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, und verwickelt nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten Fehden, deren Aussöhnung meist höchst schwierig ist.

Blutschande haben die positiven Gesetzgebungen aus dem Religionssystem aufgenommen. Das Naturrecht kennt sie nicht; desgleichen zählt der Code Napoléon sie nicht unter den fleischlichen Verbrechen mit auf, von dem triftigen Grundsatze ausgehend, daß Verpönung dieser Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung führt, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beischlaf zwischen Descendenten und Ascendenten verboten, nicht so zwischen Geschwistern, welche bei den Persern, Athenern, Ägyptern 2c. sich heirathen durften. Eine sittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtschaftsgrade aus, und moralischer und religiöser Pedantismus überdehnte sie, sogar bis auf die geistige Verwandtschaft der Gevattern. Doch bewilligte man für Geld Freisprechungen (Dispensationen). Es ist zu hoffen, daß man die Blutschande (Incest) nur auf Ältern, Kinder und Geschwister beschränken wird.

Blutsfreundschaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Person gegen die andre aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung sich befindet. Da der zeugende Theil etwas von seinem thierischen Wesen anwendet, um daraus die animalische Substanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, so entsteht daraus der allgemeine Grundsatz: je größer die Übereinstimmung des thierischen Wesens einer Person mit dem der andern, aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ist, desto größer ist der Grad der Blutsfreundschaft unter ihnen. Daher ist zwischen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abstammenden Person nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundschaft, als zwischen Denen, welche von einer Person, als ihrem gemeinschaftlichen Stammvater, herkommen. Daher ist die Verwandtschaft oder der Grad der Blutsfreundschaft unter solchen Personen, die mit einander in einer geraden Linie stehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtschaft unter solchen Personen, die durch verschiedene Seitenlinien mit einander verbunden sind. Die Personen in gerader Linie sind gleichsam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber ist Entwickelung eines eignen oder besondern Keims, der von dem Keime des andern unterschieden ist und nur darin mit demselben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater vorhanden war. Wenn man also nach der Verwandtschaft zweier Personen aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, so ist dies in der That eine ganz andre Verwandtschaft als die, welche sich zwischen zwei Personen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andre Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtschaft zwischen zwei Personen aus zwei Seitenlinien richtig bestimmen will. Die einzige naturgemäße Regel ist in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinschaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Person zählt, nach deren Verwandtschaft man fragt, und den Abstand jeder dieser Personen von dem gemeinschaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtschaft zweier Personen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, so zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerst von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er, und nach ihm andre christliche Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrten und den Gläubigen dringend empfahlen. (Vgl. Märtyrer.)

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

A.

	Seite
A	1
Aachen (Burtscheid)	—
Aachner Friedensschl.	2
Äakus	3
Aargau	—
Abbas, Abbassiden, s. Khalif, Khalifat	—
Abbé	—
Abbés commandataires	4
Abbilden	—
Abbot (Charles)	—
Abbreviatoren	5
Abbreviaturen	—
Abbt (Thomas)	6
Abbeichen	—
Abbera	—
Abdication	7
Abdomen, Abdominalmuskeln	—
Abdruck	—
Abel	8
Abelard (Peter)	—
Abeliten	10
Abend	—
Abendmahl	—
Abendmahl (kath.)	12
Abendmahlsgerichte, s. Ordalien	15
Abendpunkt	—
Abendröthe, s. Morgenröthe	—
Abendstern, s. Hesperus u. Planeten	—
Abensberg	—
Abenteuerlich	—
Aberdeen (Georg Gordon, Graf und Viscount Formatine)	16
Aberglaube	—
Aberli (Joh. Ludwig)	17
Aberwitz	—
Abformen, s. Abguß	—
Abgaben, Auflagen, Steuern	—
Abgabenfreiheit	21
Abgötterei	24
Abguß	25
Abhärtung	—
Abildgaard (Nicolai Abraham)	26
Ab intestato	27
Abiponer	—
Abirrung des Lichts	—
Abklatschen	28
Ablaß	—
Ablaß (kath.)	—
Ablauf	31
Ablegaten	—
Ablegen, Absenken	—
Abnorm, Abnormitäten	—
Åbo	—
Åbo (Friede zu)	32
Abolition	—
Abonnement	—
Aborigines	—
Abplattung der Erde	—
Abprotzen, s. Kanone	33
Abracadabra	—
Abraham	34
Abraham a Sancta Clara	35
Abrahamiten	-
Abrantes	35
Abraxassteine	36
Abruzzen	—
Abschied	39
Abschnitt (Fortif.)	—
Abschnitt (Geomet.)	—
Absicht	—
Absolut	40
Absolution (Jur.)	—
Absolution (Rel.)	—
Absolutismus	—
Absolutorium	—
Absonderungsvermögen	—
Absorbentia	—
Abspannung	—
Abstammung des Menschengeschlechts	41
Abstand	42
Absteigende Linie	—
Absteigung	—
Abstract, Abstraction	43
Abstrebekraft	—
Abstufung	—
Abt	—
Abtakeln	45
Abukir	—
Abulfeda	46
Abwechselung	—
Abweichung	47
Abwesend	—
Abyssinien, s. Afrika und Habesch	—
Abzehrung, s. Athrophie	—
Abzugsgeld	—
Acapulco	48

Seite

Acatholici . . . 48
Accent . . . . . —
Acceptant, s. Wechsel, Wechselrecht, Indossiren . . . 50
Accessit . . . . . —
Accidens, Accidentell, Accidentia . . —
Accise . . . . . —
Accommodation . 51
Accompagnement, s. Begleitung . . —
Accord . . . . . —
Accord in Concurssachen, s. Falliment. 53
Accouchement, Accoucheur, s. Geburtshülfe . . —
Accreditiren . . —
Accum . . . . . —
Accusationsproceß . 54
Acerbi (Giuseppe) . —
Achäer, Achäischer Bund . . . —
Achaia, s. Livadien 55
Achard (Friedr. Karl) —
Achat . . . . —
Achelous . . . —
Achenwall (Gottfried) —
Acheron 56
Achilles . . . . —
Achilles Tatius . 57
Achmet III. . . 58
Achromatisch . . —
Achse . . . . . —
Acht 59
Acidität 60
Acker . . . . . —
Ackerbau . . . —
Ackermann (Konrad) 63
Ackermann (Rudolf) —
Acre, Akka . . . 65
Act (Schöne Künste) —
Act, Acte, Acten (Jurisprudenz) . . —
Acta Eruditorum 66
Acta Sanctorum . —
Actenversendung . 67
Actie, Actionnair . 68
Action . . . . . —
Actium 69

Seite

Activ und passiv . 70
Activhandel, Activschuld . . . . —
Acton (Joseph) . —
Actor, Actorium . —
Actuarius . . . 71
Acutus . . . . . —
Adagio . . . . . —
Adalbert, Aldebert . —
Adalbert der Heilige 72
Adalbert (Erzbischof von Bremen) . —
Adam . . . . . —
Adam (Lambert Sigisbert — Nicolas Sebastien — François Gaspard) . 73
Adamberger (Maria Anna) . . . 74
Adamianer, Adamiten —
Adams (John) . . —
Adams (John Quincy) 75
Adams (Samuel) . 76
Adamsapfel . . . —
Adamspeak . . . —
Adanson . . . . —
Adäquat 77
Adcitation . . . —
Addington (Henry) —
Addiren, s. Addition 78
Addison (Joseph) . —
Addition 79
Adel . . . . . —
Adelskette . . . 85
Adelung (Johann Christoph) . . 86
Adelung (Friedr. v.) —
Adept, s. Alchymie 87
Aderlaß . . . . —
Adern 89
Adersbacher Gebirge 91
Ades, Hades, s. Pluto —
Adhäsion (Physik) —
Adhäsion (Jurisp.) 92
Adiaphora . . . —
Ädilen 93
Adjectiv . . . . —
Adjudication . . —
Adjustiren . . . —
Adjustirwage . . —
Adjutant . . . . —

Seite

Adler (Bildende Künste und Naturgeschichte) . . . 94
Adlerzange . . . 95
Ad libitum . . —
Admet, s. Alceste . —
Administration . . —
Admiral, Admiralsflagge, Admiralschiff, Admiralität, Admiralschaft . . 96
Adolf von Nassau . —
Adonai 97
Adonis . . . . . —
Adonisch . . . . —
Adoptianer . . . —
Adoption . . . 98
Adrast . . . . . —
Adrastea . . . . —
Adresse . . . . —
Adrian (Päpste) . 99
Adrianopel . . . 100
Adriatisches Meer . 101
Adstringentia . . —
Adule, Adulitanischer Marmor . . . —
Advent . . . . . —
Adverbium, Adverbialisch . . . —
Advocat, Advocati ecclesiarum . 102
Aeneae 103
Aërianer . . . —
Aërodynamik . . —
Aërolithen . . . —
Aëromantie . . . —
Aërostat . . . . —
Aërostatik . . . 106
Affe . . . . . . —
Affect 107
Affectation . . . 108
Affiliiren, Affiliation, Affiliirte . . . —
Affinität . . . . —
Affry (Ludwig Augustinus Phil., Graf von) . . . . —
Afghanen . . . 109
Afghanistan . . . —
Afrancesados . . 110
Afranius 111

	Seite
Afrika	111
Afrikanische Gesellschaft, Afrikanisches Institut, Afrikanische Handelsgesellschaft	117
After, Afterschlag	118
Afterkegel	—
Afterlehen	—
Aga	—
Agamemnon	—
Aganippe	119
Agapen, s. Liebesmahle	—
Agar (Jean Antoine Michel, Graf Mosburg)	—
Agathodämon	—
Agathokles	—
Agathon	120
Agave	—
Agende, s. Kirchenagende	121
Agent, s. Gesandte	—
Ageria, s. Egeria	—
Agesilaus	—
Ägeus	—
Aggregat	—
Agincourt, d', s. Seroux d'Agincourt	—
Ägide	—
Ägina	—
Äginetische Kunst u. Kunstwerke	—
Agio	124
Agiotage	—
Agiotirer	—
Ägisthus, s. Agamemnon	—
Aglaja	—
Aglar, s. Aquileja	125
Agnano	—
Agnaten	—
Agnes, Agnesen-Rollen	—
Agnes Sorel	—
Agnesi (Maria Gaëtana — Maria Ther.)	—
Agnition	126
Agnoëten, s. Monophysiten	—
Agnus Dei	126
Agon	127
Agrarische Gesetze	—
Agrest	—
Agricola (Cnejus Julius)	—
Agricola (Georg)	—
Agricola (Rudolf)	127
Agricola (Johann)	128
Agriculturchemie	—
Agricultursystem	—
Agrionia, Agrionien	—
Agrippa (Marcus Vipsanius)	129
Agrippa (Heinrich Cornelius)	—
Agrippina	—
Ägypten	—
Ägypten (Landung und Feldzug der Franzosen)	138
Ahnen	142
Ahnenprobe, Ahnentafel	—
Ahnung	143
Ahriman, s. Dämon	—
Aides, s. Hades	—
Aignan (Étienne)	—
Aiguillon (Herzog v.)	144
Aisse (Demoiselle)	—
Air	—
Ajaccio	145
Ajax Oïleus, Ajax Telamonius	—
À jour	—
Akademie, Akademien	—
Akademie, s. Plato u. Neuplatoniker	151
Akbar (Mohammed)	—
Akenside (Mark)	—
Akephali	—
Åkerblad (Johann David)	—
Akoluthen, Akolythen	152
Akridophagen, s. Heuschrecken	—
Akrostichon	—
Akustik	—
Akustisch	154
Alabaster, s. Gyps	—
Alamanni (Luigi)	—
Åland	154
Alarich	155
Alaun	—
Alb, Alp	156
Alba (Fernandez Alvarez v. Toledo, Herzog v.)	—
Albalonga	158
Albani (Francesco)	—
Albani (Familie — Annibale — Alessandro — Johann Franz — Cardinal)	—
Albanien	160
Albano, Albanischer See, Albanischer Stein	161
Albany (Gräfin — Elisabeth Philippine Claudine, Fürstin von Stolberg-Gedern)	162
Albendorf	—
Albernheit, s. Geisteskrankheiten	—
Alberoni (Giulio)	—
Albert von Bollstädt, Albertisten	163
Albert (Kasimir, Herzog von Sachsen-Teschen)	164
Albertusthaler	—
Albigenser	165
Albini (Franz Jos., Freiherr von)	166
Albinos, s. Kakerlaken	—
Albinus (Bernhard Siegfried — Christian Bernhard)	—
Albion	167
Alboin	—
Albrecht I.	—
Albrecht II.	169
Albrecht (Dan. Ludwig)	—
Albrechtsberger (Joh. Georg)	170
Albufera	—
Albuhera (Schlacht an der)	—

Seite
Album 170
Albuquerque (Alfons von) 171
Albus . . . . —
Alcalde . . . . . —
Alcantara . . . . —
Alcäus . . . . . —
Alceste 172
Alchymie . . . . —
Alcibiades . . . 174
Alcides 177
Alciphron . . . . —
Alcudia (Manuel Godoy, Herzog von — Luis) . . . . —
Alcuinus (Flaccus) 179
Aldegonde (S. Philipp von Marnix, Herr von Mont Saint-Aldegonde) —
Aldegrever (Heinrich) —
Aldenhofen (Schlacht bei) 180
Alderman . . . . —
Aldinen . . . . . —
Aldini (Anton — Georg) . . . 181
Aldobrandini (Familie) . . . . —
Aldus, s. Manutius 182
Ale . . . . . . —
Alekto, s. Eumeniden —
Alemannen . . . —
Alembert (Jean-le-Rond d') . . . —
Alençon . . . 184
Aleppo . . . . . —
Alesia 185
Alessandria . . . —
Aleuten . . . . . —
Alexander der Große 186
Alexander Newskoi 190
Alexander Severus —
Alexander (Päpste) 191
Alexander VI. . . 192
Alexander I. . . 193
Alexandersbad . 200
Alexandria . . . —
Alexandriner . . 201
Alexandriner, s. Alexandrinische Schule —

Seite
Alexandrinischer Coder 202
Alexandrin. Schule —
Alexianer, s. Brüderschaften . . . 204
Alexei Petrowitsch . —
Alexisbad . . . . —
Alexius Komnenus, s. Komnenen . . 205
Alfieri (Vittorio, Graf) —
Alfons, s. Alphons —
Alfort 207
Alfred der Große . —
Algardi (Alexander) 208
Algarotti (Francesco) —
Algebra 209
Algen 211
Ali (Pascha v. Janina) —
Älianus (Claudius) 213
Alibi 214
Alicante . . . . —
Alimente . . . . —
Aliquot . . . . . —
Alkali, Alkalimeter, Alkalisiren, Alkalität —
Alkamenes, s. Bildhauerkunst . . . 215
Alkman . . . . —
Alkmäon . . . . —
Alkmar (Heinrich v.), s. Reinecke der Fuchs . . . . —
Alkmene . . . . —
Alkohol, Alkoholometer . . . 216
Alkoran, s. Koran . —
Alla Breve, Alla capella . . . —
Allah . . . . . —
Alle für Einen und Einer für Alle . —
Allegorie . . . . —
Allegri (Gregorio) . 220
Allegro, Allegretto . —
Alleinslehre, s. Pantheismus . . 221
Allemande . . . —
Allerchristlichste Majestät, Allergetreueste Majestät, Allerheiligster Vater . —

Seite
Allerheiligstes . . 221
Allianz . . . . . —
Alligationsrechnung 222
Alligator . . . —
Alliteration . . . —
Allix (Jacques Alexander François) —
Allodium, Allodificiren 223
Allopathie, s. Homöopathie . . . 224
Allori (Alessandro — Cristoforo) . . —
Allrunen . . . . —
Alluvionsrecht . . . —
Almanach . . . . —
Almarco . . . . —
Almeida 225
Almosen . . . . —
Aloe . . . . . . —
Aloiden 226
Alopäus (Maximilian von — David von) —
Alp, Alpdrücken . —
Al pari 227
Alpen . . . . . —
Alpenstraßen . . 228
Alphabet, s. Schrift 230
Alphëus . . . . —
Alphons III. . . . —
Alphons X. . . . 231
Alt . . . . . . —
Altai . . . . . —
Altan . . . . . —
Altar 232
Altdorfer (Albert) . —
Altenburg (Herzogthum und Stadt) —
Altenstein (Liebensteiner Höhle) . . 233
Altenstein (Stein, Freiherr von) . —
Altenzelle . . . 234
Alter . . . . . —
Altera pars Petri 237
Alter ego . . . . —
Alterniren, Alternative, Alternirende Häuser . . . —
Alter Styl . . . 238
Alterthum, Alterthü-

Seite

mer, Alterthumskunde, Alterthumswissenschaft . . 238
Alterthümer (deutsche) 239
Alterthümer Schlesiens 242
Althäa . . . . . —
Altona . . . . . —
Altranstädter Friede 243
Alvensleben (Familie — Philipp Karl, Graf von) . . —
Alxinger (Joh. Baptist von) . . . 244
Amadeisten, s. Franciscaner . . . 245
Amadis . . . . . —
Amalgam, Amalgamiren, Amalgamation, Amalgamirwerk . . . 246
Amalia (Anna, Herzogin v. Sachsen-Weimar) . . 247
Amalthea . . . 248
Amaranth . . . . —
Amathus . . . . —
Amati . . . . . —
Amazonen . . . . —
Ambassadeur, s. Gesandte . . . 249
Amberg . . . . . —
Amberger (Christoph) —
Amboina, s. Gewürzinseln . . . . —
Ambra . . . . . —
Ambras . . . . . —
Ambrosia, s. Götterspeise 250
Ambrosianische Bibliothek . . . . —
Ambrosius . . . . —
Amalungen . . . 251
Amen . . . . . —
Amerigo Vespucci 252
Amerika . . . . —
Amethyst, s. Quarz 255
Ameublement, s. Verzierungskunst . —
Amianth . . . . —

Seite

Amiens 255
Amiens (Friede zu) —
Ämilius (Paulus) . 256
Amiot (Pater) . . —
Amman, Landamman —
Amme . . . . . —
Ammianus Marcellinus . . . 257
Ammon, Ammonium, Ammonshorn . 258
Ammon (Christoph Friedrich von) . —
Ammoniak, s. Salmiak 259
Ammonius . . . . —
Amnestie 260
Amor 261
Amorbach . . . . —
Amoretti (Carlo) . —
Amortisiren, Amortisationsfonds . —
Amos 262
Amphiaraus . . . —
Amphibie, Amphibiolithen . . . —
Amphibolie . . . 263
Amphibrachys, s. Rhythmus . . —
Amphimacrus, s. Rhythmus . . . —
Amphiktyonengericht —
Amphion . . . . —
Amphitheater . . —
Amphitrite . . . 264
Amphitruo . . . —
Amplification . . —
Amputation . . . —
Amsterdam . . . 265
Amt 268
Amt der Schlüssel . —
Amulet . . . . —
Amusette . . . 269
Ana . . . . . . —
Anabaptisten, s. Taufgesinnte . . . —
Anacharsis . . . —
Anachoret (Cönobiten) —
Anachronism . . —
Anadyomene . . —
Anagoge, Anagogisch 270
Anagramm . . . —

Seite

Anaklasis 270
Anaklet (Päpste) . —
Anakoluthon . . . —
Anakreon . . . . —
Anakrusis . . . 271
Analecten . . . . —
Analogie, Analogische Erkenntniß, Analogischer Schluß —
Analysis 272
Anamorphose . . 273
Ananas 274
Anapäst, s. Rhythmus —
Anapher . . . . —
Anarchie . . . . —
Anathema . . . —
Anatomie . . . . —
Anatomie der Pflanzen, s. Pflanzenanatomie . . 276
Anatomische Präparate . . . . —
Anaxagoras . . . —
Anaximander . . 277
Anaximenes . . . —
Anbruch 278
Ancillon (David — Charles — Friedr.) —
Anchises 279
Ancona 280
Andacht . . . . —
Andante, Andantino 281
André (Christian Karl) —
Andreä (Johann Valentin) . . . 283
Andreas . . . . —
Andreaskreuz . . —
Andreossy (Antoine François, Graf) —
Andrieu (Bertrand) 284
Andrieux (François Guillaume Jean Stanislaus) . —
Andromache . . . —
Andromeda . . . —
Äneas 285
Äneas Sylvius, s. Äneas und Piccolomini . . . —
Änesidemus . . . —
Anekdote, Anekdo-

Seite
tenkrämer, Anekdotenjäger . . 286
Anemometer, Anemoskop, Anemometograph . . —
Anevrysma . . —
Anfossi (Pasquale) 287
Angeln, Angelsachsen —
Angeln, Angelnfischerei —
Angelo (Michel) Buonarotti . . . 288
Angeloni (Luigi, Graf) 289
Angelus Silesius . 290
Angenehm . . . —
Angesicht, Antlitz . —
Angiologie . . . 291
Anglaise . . . —
Anglesea (Henry William Paget, Graf von Uxbridge, Marquis von) . . —
Anglicanische Kirche —
Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Herzog von) 292
Angoulême (Marie Therese Charlotte, Herzogin von) 293
Angriff 294
Angst, Ängstlichkeit 295
Anhalt . . . . —
Anhaltische Enclavensache, s. Enclaven 297
Anich (Peter) . . —
Ankarström (Joh. Jak.) —
Anker, Ankergrund, Ankerhaken, Ankergeld, Ankerrecht, Ankerstock, Ankertaue, Ankerwächter —
Anklage 298
Ankylosis . . . —
Anlage 299
Anlage (Med.) . —
Anländung . . . 300
Anlauf, s. Ablauf . —
Anleihen (öffentliche) —
Anmuth, s. Grazie 303
Anna . . . . —
Anna Iwanowna (Kaiserin v. Rußland) 304

Seite
Annaberg . . . 304
Annalen . . . 305
Annaten . . . —
Anno . . . . —
Annomination . . —
Annuitäten . . . 306
Annunciaten, s. Franciscaner . . . —
Anodyna . . . . —
Anomalie, Anomalon, Anomalisch . . 307
Anomöer, s. Arianer —
Anonym (Pseudonym) —
Anordnung . . . —
Anorganisch . . 308
Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe) . . . —
Ansatz 309
Anschauung . . —
Anschauungslehre . 310
Anschlag . . . 311
Anselm . . . . —
Ansgar 312
Ansicht . . . —
Anson (George) . —
Anspach 313
Anspielung . . . —
Ansprechen . . . 314
Anstand . . . —
Anstand (Jagdk.) . —
Ansteckende Krankheiten . . . —
Anstett (Johann Protasius von) . . 315
Antanaklasis . . . 316
Antar . . . . —
Antarktisches Land —
Antäus 317
Antediluvianisch . —
Antenor . . . . —
Anteros . . . . —
Anthem, s. Antiphonien —
Anthing (Friedrich Karl) . . . —
Anthologie (griech.) 318
Anthropognosie . 319
Anthropolithen . . —
Anthropologie . . —
Anthropomorphismus, s. Abgötterei —

Seite
Anthropomorphiten 319
Anthropophag . . —
Antibacchius, s. Rhythmus 320
Anticaglie, s. Antik —
Antichrist . . . —
Antigone . . . 321
Antigonus . . . —
Antik, Antike . . 322
Antillen 326
Antilochus . . . 327
Antimon, s. Spießglanz . . . —
Antinomie . . . —
Antinomismus, Antinomer . . . —
Antinous . . . 328
Antiochia . . . 329
Antiochenische Schule s. Katechetenschule —
Antiochus (Antiochus Soter — Antiochus der Große — Antiochus Epiphanes) . . . . —
Antiope . . . . —
Antiparos, s. Paros —
Antipater . . . —
Antipathie . . . 330
Antiphlogistische Chemie, s. Chemie . —
Antiphonie, Antiphonarium, Antiphonale, Anthem . —
Antiphrasis . . . 331
Antipoden, s. Gegenfüßler . . . —
Antiqua . . . . —
Antiquare . . . —
Antiquitäten, s. Alterthümer . . —
Antispast, s. Rhythmus —
Antisthenes . . . —
Antithese . . . 332
Antitrinitarier . . —
Antoinette (Marie Antoinette Josephe Johanne, Königin v. Frankreich) . . —
Anton (Karl Gottlieb von) 335

	Seite
Antonella von Messenia, s. Ölmalerei	335
Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius)	—
Antoninus (Marc Aurel)	336
Antonius von Padua	337
Antonius (Marcus)	—
Antonius der Heilige	339
Antonomasie	340
Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d')	—
Antwerpen	341
Anubis	342
Anville (Jean Baptiste Bourguignon d')	—
Anweisung	343
Anwurf (Münzw.)	—
Anwurf, Abputz	—
Anziehung	—
Anzugsgeld	344
Äolier	—
Äolsharfe	—
Äolus	345
Äon	—
Aorta, s. Adern	—
Apanage	—
Apareille	—
Apathie	—
Apel (Johann August)	—
Apel (Andreas Friedrich)	346
Apellanten	347
Apelles	—
Apenninen, Apenninenkalk	—
Apertur	348
Aphorismen, Aphoristische Schreibart	—
Aphrodite, Aphrodisia	—
Apicius (M. Gabius)	—
Apis	—
Apodiktisch, Apodiktischer Imperativ, Apodiktik	349
Apokalypse	—
Apokatastase	—
Apokryphische Bücher	—
Apollinarismus	350
Apollo	—
Apollodor	351
Apollodor von Athen	352
Apollonikon, Apollonion	—
Apollonius (von Perga — von Rhodus — von Tyana)	—
Apolog, s. Fabel	353
Apologetik	—
Apologie	—
Apophthegma	354
Apoplexie, s. Schlagfluß	—
Aporetiker, s. Skeptiker	—
Aposiopesis	—
Apostasie, Apostat, s. Häresie	—
Apostel	—
Apostelbrüder, Apostelorden	—
A posteriori, s. A priori	355
Apostolisch, Apostolischer Stuhl, Apostolische Kammer, Apostolischer Segen, Apostolischer König, Apostolisches Symbolum	—
Apostool, Apostoolen, s. Taufgesinnte	—
Apostroph	—
Apostrophe	—
Apothekerkunst, Apotheke, Apothekergewicht, Apothekertaxe	—
Apotheose	358
Appell	—
Appellation (Jurisprudenz)	—
Appellation (Engl. Gerichtsverf.)	359
Appellationsgerichte	360
Appelius	362
Appetit	—
Appiani (Andrea)	363
Appianus	—
Appische Straße	363
Appius Claudius Crassinus	—
Applicatur, s. Fingersetzung	364
Appoggiato	—
Approchen, s. Laufgraben	—
April	365
Aprilschicken	—
A priori	—
Apsiden	—
Apulejus (L. Lucius)	—
Apulien	366
Aquäduct	—
Aquamarin, s. Beryll	—
Aquarell	—
Aqua Tinta	—
Aqua Tofana	367
Äquator	368
Aquaviva, s. Jesuiten	—
Aquila	—
Aquileja	—
Äquilibrist	—
Äquinoctialstürme	369
Äquinoctium	—
Aquitanien	—
Äquipollenz	—
Arabeske, s. Groteske	—
Arabien	—
Arabier	372
Arabische Literatur und Sprache	—
Arabisches Meer, Arabischer Meerbusen	376
Arachne	—
Arachnologie	—
Arago (Dominique François)	377
Aragon	—
Arak	—
Arakatscha	—
Aral	378
Aranda (Pedro Pablo Abarca de Bolea, Graf von)	—
Aranjuez	—
Aräometer	379
Ararat	—
Aratus	—

Seite
Araukanen, Araucana 380
Arbeit . . . . . —
Arbeitshäuser . . 383
Arbeitslohn . . . —
Arbela 386
Arbiter . . . . —
Arbitrage, Arbitragerechnung . . 388
Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc . —
Arcade . . . . . —
Arcanum . . . . —
Arcesilaus . . . . —
Archäismus . . . —
Archangel . . . . —
Archäologie . . . 389
Arche 390
Archenholz (Johann Wilhelm von) . —
Archi 392
Archidiakonus . . —
Archilochus, Archilochischer Vers . —
Archimedes . . 393
Archipelagus . . 394
Architektonik, Architektur, s. Baukunst —
Architrav, s. Säule —
Archiv . . . . . —
Archonten . . . . —
Archytas . . . . —
Arckenholz (Johann) —
Arco (Grafen von: Max—Philipp—Erneſtine, Gräfin von—Ludwig—Karl) 395
Arco, s. Pizzicato —
Arçon (Jean Claude Eleonore von) . —
Ardennen . . . . —
Ardey 396
Are (Deciare, Centiare, Decare) . —
Äre . . . . . . —
Arelat, Arelatisches Reich . . . —
Aremberg (Fürstenthum, Flecken, Haus) . . . —
Seite
Arena, s. Amphitheater . . . 396
Arendt (Martin Friedrich) . . . 397
Areopagus . . . —
Ares, s. Mars . . 398
Arethusa . . . . —
Aretin (Adam, Freiherr von) . . —
Aretin (Christoph, Freiherr von) . —
Aretin (Georg, Freiherr von) . . 399
Aretino (Pietro) . —
Argandsche Lampe, s. Lampe . . . 400
Argens (Jean Baptiste, Marquis d') —
Argenson (Voyer, Marquis d') . 401
Argent haché . . 402
Argentan . . . . —
Argiphontes, s. Argus —
Argo, s. Argonauten —
Argolis . . . . . —
Argonauten . . . —
Argonner Wald . 404
Argos, s. Argolis . 405
Arguelles (Augustin) —
Argus . . . . . —
Aria . . . . . . —
Ariadne 406
Arianer 407
Arie 408
Ariman, s. Dämon —
Arimaspen . . . —
Arion . . . . . —
Arioso, s. Arie . . 409
Ariosto (Lodovico) . —
Aristäus . . . . —
Aristarch (Grammatiker—von Samos) 410
Aristides (der Gerechte—Älius) . . 411
Aristipp 412
Aristokratie . . . —
Aristokratismus . 413
Aristomenes . . 418
Aristophanes . . —
Aristoteles . . . 419
Arithmetik . . . 421
Seite
Arius, s. Arianer . 421
Arkadien . . . . —
Arkadier (Akademie der) . . . . . —
Arkebusier . . . 422
Arkona . . . . . —
Arkwright (Richard) —
Arlay 423
Armada . . . . —
Armatolien . . . —
Armbrust . . . 424
Arme von Lyon, s. Waldenser . . —
Armee, s. Heere . —
Armencolonien . . —
Armenien . . . . —
Armenische Literatur 426
Armenschulen . . 428
Armenwesen . . . —
Armfelt (Gustav Moritz, Graf von) . 430
Arminianer, s. Remonstranten . 431
Arminius, s. Hermann . . . . —
Armorica . . . . —
Armuth, s. Armenwesen . . . . —
Arnaud (François Thomas Baculard d') 431
Arnauld (Anton — Robert — Anton) —
Arnault (Antoine Vincent — Lucien Emile) . . . 432
Arnauten (Albanien) 434
Arnd (Johann) . —
Arndt (Ernst Moritz) 435
Arne (Thomas Augustin) . . . 436
Arnheim . . . . —
Arnim (Ludwig Achim von) 437
Arnobius . . . 438
Arnold von Brescia —
Arnold (Johann) . —
Arnold (Christoph) 439
Arnold (Samuel) . 440
Arnoldi (Johann von) —
Arnoldisten, s. Arnold von Brescia . . 441

	Seite
Arnould (Sophie — Constant Dioville de Braneas)	441
Arnsberg	—
Arnstein (Freiherr von — Fanny von)	442
Arpent	—
Arras	—
Arrende	—
Arrest	—
Arrhidäus	443
Arria	—
Arrièregarde	—
Arrighi	—
Arrosiren	—
Arschin	—
Arsenik	—
Arsinoe, s. Alkmäon	444
Arsis, s. Rhythmus	—
Artaxerxes (Longimanus — Mnemon — Ochus)	—
Artemidorus	—
Artemis, s. Diana	—
Artemisia	—
Artemon, Artemoniten, Artemonius	445
Arterien, s. Adern	—
Arthritisch	—
Arthur	446
Artigas (Jose d')	447
Artikel	—
Artillerie	448
Artischocke	450
Arundelianische Marmor, s. Marmorchronik	—
Aruspex	—
Arzneikunde	451
Arzt	—
As	453
Asbest	—
Ascanius	454
Ascendenten, Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie	—
Ascension, s. Aufsteigung	—
Ascension (Sanct-)	—
Asceten, Ascetische Schriften	—
Aschaffenburg	454
Asche	455
Aschenkrug, s. Urne	—
Aschermittwoch	—
Äschines (Redner — Philosoph)	—
Äschylus	—
Asen, s. Nordische Mythologie	457
Ashanti	—
Asiatische Gesellschaften und Museen	—
Asien	458
Asioli (Bonifacio)	462
Askanien	463
Asklepiaden	—
Asklepiadeische Verse	464
Äskulap	—
Asmannshäuser Wein	465
Asmodi, Abbadon	—
Äsop	—
Asopus	—
Asow	—
Aspasia	466
Aspecte	—
Asper	467
Aspern und Eßlingen	—
Asphyxie	468
Assalini (Pietro)	—
Assas (Nicolas, Chevalier d')	469
Assassinen, s. Ismaeliten	—
Assecuranz	—
Assemanni (Simon)	—
Assiento	470
Assignat	—
Assignation, s. Anweisung	—
Assignation (Papiergeld)	—
Assimilation	—
Assisen	471
Association der Ideen	474
Assonanz	475
Assumption	—
Assyrien	—
Ast	—
Astarte	476
Asteriscus	—
Asthenie	476
Ästhetik	—
Ästhetisch	479
Asträa	480
Astrachan	—
Astralgeister	481
Astrognosie	—
Astrolabium	—
Astrologie	482
Astronomie	—
Asturien	489
Äsung	—
Asyl	—
Asymptote	490
Asyndeton	—
Atalanta	—
Ate	—
Atellanen	491
Athalia	—
Athanasius	492
Atheismus	493
Athem	494
Athen	—
Athenagoras	499
Athenäus	—
Athene, s. Minerva	—
Äther	—
Äthiopier	500
Äthiopischer Ocean	—
Athleten	—
Athletik, s. Gymnastik	—
Athmen	—
Athos	501
Ätiologie, s. Pathologie	—
Atlanten	—
Atlantica, Atland eller Manheim	—
Atlantis	502
Atlantisches Meer	—
Atlas	—
Atlas, Atlanten	—
Atmometer	—
Atmosphäre	—
Atmosphärische Luft, s. Gasarten	504
Atmosphärologie	—
Ätna	—
Ätolien	—
Atomen, Atomistisches System	505

	Seite
Atonie	505
Atreus	—
Atriden, s. Agamemnon	—
Atrophie	—
Atropos	506
Attacca	—
Attentat	—
Atterbom (Daniel Amadeus)	507
Attika	509
Attika (Bauk.)	511
Attila	—
Attitude	513
Attraction, s. Anziehung	516
Attribut	—
Atys	519
Ätzkraft	—
Ätzkunst, s. Kupferstecherkunst	—
Ätzstein	—
Aubaine (droit d')	—
Auber (D. F. E.)	520
Aubry de Montdidier	—
Auckland (William Eden, Baron)	521
Auctor	—
Aud	—
Audäus, Audianer, s. Anthropomorphismus	522
Audebert (Jean Baptiste)	—
Audienz	—
Auditeur	513
Auditor	—
Aue (goldene)	—
Auerbach (Heinrich)	—
Auersberg (Fürsten und Grafen von)	524
Auerstädt (Schlacht bei), s. Jena (Schlacht bei)	—
Aufbereitung, s. Bergwerkskunde	—
Aufenthaltscharten	—
Auferstehung	—
Auffodern	525
Aufführung	—
Aufgang der Sterne	527
Aufgebot	527
Aufkauf	528
Aufklärung, Aufklärerei	—
Auflage, Abgabe	—
Auflösung	529
Aufnehmen, s. Messung	—
Aufprotzen, s. Kanonen	—
Aufriß	—
Aufrollen	—
Aufruhr	530
Aufschrift	—
Aufstand, s. Insurrection	531
Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie	—
Aufsteigung	—
Auftritt, Aufzug, s. Schauspiel	532
Auge	—
Augenheilkunde, s. Ophthalmiatrik	533
Augenlid	—
Augenmaß, s. Messungen	534
Augenpflege	—
Augenpunkt	535
Augenübel, s. Ophthalmologie	—
Auger (Athanase)	—
Auger (Louis Simon)	536
Augereau (Pierre François Charles)	—
Augias, s. Hercules	537
Augsburg	—
Augsburgische Confession	538
Augurn (Auspicien)	—
August	539
August II. (Friedrich, Kurfürst von Sachsen)	—
August III. (Friedrich, Kurfürst von Sachsen)	542
August (Emil Leopold, Herzog zu Sachsen-Gotha)	—
August (Friedrich Wilhelm Heinrich, Prinz von Preußen)	546
Augustinus	547
Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius)	548
A und O	552
Aunoy (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von)	—
Aureng-Zeyb	—
Aurich	553
Aurikel	—
Aurora	—
Ausbeute, Ausbeutethaler	—
Ausbruch	—
Ausdehnung	554
Ausdruck	—
Ausdünstung	—
Ausfall	557
Ausgabe, Herausgabe	—
Ausgabe (Ökonomie)	558
Ausgeding	—
Ausgrabungen	—
Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik	559
Auslieferung	—
Ausnahmegesetze	560
Ausonius (Decius Magnus)	562
Auspicien, s. Augurn	—
Aussatz	—
Ausschnitt	563
Außenwerke	—
Ausspielungsgeschäft	564
Ausstattung, s. Aussteuer	—
Ausstellung	—
Aussteuer	566
Aussüßen	—
Austerlitz (Schlacht und Waffenstillstand)	—
Austern	569
Austrägalinstanz	—
Australasien	570
Australien	571
Australocean, s. Süd-	

Seite
see und Krusenstern 574
Auswanderung, Auswanderungsrecht —
Auswechselung, s. Kriegsgefangene 576
Ausweichung . . —
Auszehrung, s. Athrophie . . 578
Autenrieth (Johann Heinrich Ferdinand von) . . . . —
Auteuil 579
Authentisch, Authentische Gesetzerklärung, Authentica —
Auto da Fé, s. Inquisition . . . —
Autodidakten . . —
Autographisch, Autographa . . . 580
Autokratie . . . —
Autokrator, s. Selbstherrscher . . . —
Automat . . . —
Autonomie . . . —
Autopsie . . . —
Avanien . . . 581
Avantgarde . . —
Avant la lettre, s. Abdruck . . . —
Avaren . . . . —
Avarie . . . . —
Avellino . . . 582
Ave Maria . . . —
Aventinus (Johann) —
Aventurin . . . —
Averno 583
Averroes . . . —
Avers, s. Münzkunde —
Avicenna, s. Arabische Literatur . . —
Avignon . . . —
A vista, s. Vista . 584
Avocat du Roi, s. Kronanwalt . —
Advocatorien . . —
Axe, Weltaxe . . —
Axel . . . . . —
Axiom 585
Axum . . . . . —
Seite
Ayrer (Jakob) . . 586
Äzen 587
Azimuth . . . . —
Azincourt . . . —
Azoren 588
Azymiten . . . —
Azzara (Nicolaus Joseph, Ritter von) —

B.

B 589
Baader (Joseph v. — Clemens Ludwig — Franz Xaver) —
Baaken . . . . —
Baal, Bel . . . —
Babo (Joseph Maria) 590
Babylonien . . —
Baccalaureus . . 591
Bacchius, Bacchëus, s. Rhythmus . 592
Bacchus . . . —
Bacchylides . . 593
Baccio della Porta . —
Bacciochi (Felix Pascal — Maria Anna Elisa Bonaparte) 594
Bach (Johann Sebastian — Wilhelm Friedemann — Karl Philipp Emanuel — Johann Christoph Friedrich — Johann Christian) . . . 595
Bachaumont (François le Coigneux) —
Backhuysen . . 596
Baco (Roger) . . —
Baco (Francis) . 598
Badajoz, Friede zu Badajoz . . . 600
Baden (Großherzogthum) . . . —
Baden (in Schwaben — in Niederöstreich — in der Schweiz) 604
Baden (Friede zu) . 605
Badensche Landstände —
Baden-Baden (Ludwig Wilhelm I., Markgraf von) . 607
Bäder 608
Baert (Jean) . . 610
Baffinsbai . . . 611
Bagdad . . . . —
Baggesen (Jens Immanuel) . . . 612
Bagno 613
Bahamas . . . —
Bahia . . . . —
Bahrdt (Karl Friedrich) . . . —
Bahrrecht, s. Ordalien . . . 614
Bähung . . . —
Bai 615
Baiern . . . . —
Baillot (Pierre) . 623
Bailly (Jean Sylvain) —
Baireuth . . . 624
Bairische Landstände —
Baizen, Baizhunde 627
Bajaderen . . . —
Bajan . . . . —
Bajazet I. . . . 628
Bajazzo . . . —
Bajonnet, s. Bayonnet —
Bajus (Michael) . —
Bakker (Peter Huysinga) . . . 629
Balbao (Vasco Nuñez de) . . . —
Balbek . . . . —
Balcan 630
Balde (Jakob) . . —
Balduin III. . . 631
Balearen . . . —
Balk, s. Afghanistan 632
Ball . . . . . —
Ballade, s. Romanze —
Ballast . . . . —
Ballei, Bailli, Balleien . . . . —
Ballenstädt . . 633
Ballet . . . . —
Ballhorn (Johann), Ballhornisiren . 634
Balliste, s. Geschütz —
Ballistik . . . —
Ballotiren . . . —

	Seite
Ballspiel	634
Balsame	635
Balsamiren	—
Baltimore	—
Baltisches Meer	636
Balzac (Jean Louis Guez de)	637
Bamberg	—
Bambocciaden	638
Bambus	—
Ban, Bannat	—
Banca	—
Banda, s. Gewürzinsel	—
Banda (Musik)	—
Banda oriental	—
Bandello (Matteo)	—
Bande noire	639
Bänder	—
Bandettini (Teresa)	—
Bandit	640
Bandwurm	—
Bank	641
Bank (Befestigungskunde)	645
Bankiers	—
Banknoten	646
Bankrutt, s. Falliment	—
Banks (Joseph)	—
Bann und Acht, s. Kirchenbann und Acht	647
Bannerheer, Banner	—
Banquet	—
Banz	—
Baour = Lormian (Louis Pierre Marie François)	—
Baphomet	648
Baptist, s. Taufgesinnte	649
Baratier (Johann Philipp)	—
Barattohandel	—
Barbarelli, s. Giorgione	650
Barbaresken	—
Barbier (Anton Alexander)	657
Barbié du Bocage (J. D.)	657
Barbou	—
Barcarolles	—
Barcelona	—
Bardale	658
Barden	—
Bardesanes	659
Bardiet	—
Bardili (Christoph Gottfried), s. Deutsche Philosophie	660
Barezzi (Stefano)	—
Barfüßermönche	—
Baring (Alexander—Francis—Thomas — Henry — William — George)	—
Bariton	662
Barka	—
Barke, Barkasse, Barkerole	—
Barker (Edmund Heinrich)	663
Barlaam und Josaphat	—
Barlow (Joel)	—
Barmen	664
Barmherzige Brüder und Schwestern, s. Brüderschaften	—
Barnabiten	—
Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie)	665
Barneveldt (Johann van Olden)	—
Baroccio (Federico)	666
Barock	—
Barometer	667
Baron (Michel)	669
Baron	—
Baronius (Cäsar)	—
Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de)	670
Barre (Münzwesen)	671
Barre (Engl. Gerichtsverf.)	—
Barrère (Bertrand, de Vieuzac)	672
Barri (Marie Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du)	672
Barricaden	673
Barrieretractat	—
Barros (Joande)	—
Barry (James)	674
Bart	—
Bartels (Johann Heinrich)	675
Barth = Barthenheim (Geschlecht — Johann Baptist Ludwig Ehrenreich, Graf von)	676
Barthel	—
Barthélemy (Jean Jacques)	—
Barthélemy (François)	677
Barthez (Paul Joseph)	678
Bartholomäer	—
Bartholomäus	—
Bartholomäusnacht	679
Bartolozzi (Francesco)	—
Barton (Elisabeth)	—
Bartsch (Adam Johann Bernhard von)	680
Baryton, s. Bariton	—
Basalt	—
Baschkiren	681
Basculesystem	—
Basedow (Johann Bernhard)	682
Basel	683
Basel (Kirchenversammlung zu)	—
Basel (Friedensschlüsse zu)	686
Basilica	687
Basilides, s. Gnosis	—
Basilius	—
Basilisk	—
Basis	—
Baskerville (John)	689
Basquen	—
Basrelief	—
Baß	690
Bassa, Bascha	691

Seite
Bassano, Bassanelle 691
Basselisse, s. Hautelisse . . . —
Basse-taille . . —
Bassethorn . . . —
Bassompierre (François de) . . . —
Basson, s. Fagott . 692
Bassora . . . . —
Bastard, Bankert . —
Bastia 693
Bastille . . . . —
Bastion 694
Bastonnade . . —
Bataillon . . . —
Batalha . . . —
Bataver . . . 695
Batavia . . . —
Bath 696
Bathori 697
Bathos . . . . —
Bathyll . . . . —
Batist . . . . —
Batocken . . . 698
Batoni (Pompeo Girolamo) . . . —
Batrachomyomachia —
Batterie . . . —
Batteux (Charles) . 699
Batteucas (Las) . 700
Bauart . . . . —
Bauchredner . . 701
Baudin (Nicolas) . . —
Bauer, s. Bauerstand 702
Bauerhof . . . —
Bauernkrieg . . 703
Bauerstand . . 704
Baukunst . . . 705
Baukunst (Gesch. der) 708
Baum 714
Baumannshöhle . —
Baumgarten (Alexander Gottlieb) . 715
Baumschlag . . —
Baumwerke . . 716
Baumwolle . . —
Baumwollengarne, s. Twist . . . 717
Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen . . —

Seite
Baumwollenzeuche 717
Baurisse . . . 718
Bause (Johann Friedrich) . . . . —
Bautzen . . . —
Bautzen (Schlacht bei) 719
Bavius 721
Bayard (Pierre du Terrail, Herr von)
Bayle 723
Baylen 725
Bayonne . . . 726
Bayonnet . . . 727
Bazar . . . . —
Beatification . . —
Beattie (James) . —
Beaucaire . . . 728
Beauharnais (François, Marquis de) —
Beauharnais (Alexander, Vicomte de) —
Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de) 729
Beaumont (Francis) u. Fletcher (John) 731
Beaumont (Madame Le Prince de) . —
Beaune . . . . —
Bebung . . . 732
Beccaria (Giovanni Battista) . . —
Beccaria (Cesare Bonesana, Marchese de) —
Becher (Johann Joachim) . . . 733
Bechstein (Johann Matthäus) . . —
Becheltag . . . 734
Beck (Christian Daniel) . . . . —
Beckedorff (Georg Philipp Ludolf) 735
Becken . . . . —
Becker (Balthasar) 736
Becker (Wilh. Gottlieb) . . . . —
Becker (Rudolf Zacharias) . . . 737
Becker (Christian Gottfried) . . 738

Seite
Becket (Thomas) . 739
Beckmann (Johann) 740
Beda . . . . —
Beddoes (Thomas) 741
Bedeckter Weg . . —
Bedingung . . . —
Bedlam, s. London 742
Beduinen . . . —
Bedürfniß, Bedürfnißmittel, Bedürfnißwerth . . —
Beelzebub . . . —
Beer (Michel) . . 743
Beerdigung . . —
Beethoven (Ludwig van) 744
Befana 745
Befestigungskunst, s. Fortification, Festung, Schanze —
Befruchtung . . —
Befugniß . . . 746
Beg . . . . . —
Begasse (Karl) . —
Begehrungsvermögen . . . . —
Begeisterung . . 747
Beghards, s. Beguinen 748
Begierden . . . —
Beglaubigungsschreiben, s. Gesandte —
Begleitung . . . —
Beglerbeg . . . 749
Begnadigungsrecht —
Begräbniß, s. Beerdigung . . . —
Begräbnißplätze . —
Begriff 750
Begrüßung . . . 751
Beguinen . . . 754
Behaim (Martin) . 755
Behandlung . . —
Behr (Wilhelm Joseph) 756
Beichtbrief . . . 757
Beichte . . . . —
Beigel (Georg Wilhelm Sigmund) —
Beil (Johann David) 758
Beilbrief . . . —

	Seite
Beilegen	758
Beikam	—
Beireis (Gottfried Christoph)	759
Beiwerk	760
Beiwort	—
Beizen	—
Bekker (Immanuel)	—
Bekker (Elisabeth)	761
Bekleidungsmaterialien	—
Bel, s. Baal	762
Belagerung	763
Belehnung	—
Belem	764
Beleuchtung	—
Belfast	—
Belgien	765
Belgier	—
Belgrad	—
Belial	—
Belisar	—
Bell, s. Lancaster's u. Bell's System	766
Belladonna	—
Bellamy (Jakob — Georgia Anna)	—
Belle-Alliance, s. Waterloo	767
Bellegarde (Graf v.)	—
Belleisle (Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von)	—
Bellerophon	768
Bellevue	—
Bellini (Jakob — Gentile — Giovanni)	769
Bellmann (Karl Michael)	—
Bellona	—
Belloy (Pierre Laurent Buyrette de)	—
Bell-Rock	770
Belt	—
Belvedere	—
Beludchistan	771
Belzoni (Giambattista)	772
Bembo (Pietro)	773
Ben	774
Benares	—
Bench	775
Benda (Franz)	—
Benda (Georg)	—
Bender	776
Benedict XIV.	—
Benedictbeurn	777
Benedictiner	778
Benedictio, Benedictio beatica, Benedictio sacerdotalis, Benediction	779
Benedictus	—
Benevento	780
Bengalen, s. Indien	—
Bengel (Johann Albanus)	—
Benjowsky (Moritz August, Graf v.)	—
Benningsen (Levin Aug., Freiherr v.)	781
Benno	782
Benserade (Isaac v.)	783
Bensley (Thomas)	—
Bentham (Jeremias)	—
Bentheim	784
Bentivoglio (Cornelio)	—
Bentley (Richard)	—
Benzel-Sternau (Karl Christian, Graf v.)	785
Benzenberg (Johann Friedrich)	786
Benzoë, Benzoëblumen	—
Beobachtung, Beobachten, Beobachtungsgeist	787
Bepunkten, s. Punkt	788
Beranger (Pierre Jean)	—
Berberei, s. Barbaresken	—
Berbice, Demerary, Essequebo	—
Berchtesgaden	—
Berchtold (Leopold, Graf von)	789
Bercy	790
Beredtsamkeit	—
Berengar (von Tours — Peter)	791
Berenhorst (Franz Leopold v.)	791
Berenice	792
Beresford (William, Baron, Herzog v. Elvas und Marquis von Campo Mayor)	—
Berezina	—
Berg (Herzogthum)	793
Berg (Günther Heinrich von)	795
Bergakademien, Bergcadettenhäuser, Bergschulen	—
Bergamo	796
Bergasse (Nicolas)	—
Bergbau	—
Bergbaukunde	797
Bergbaukunst	—
Berge	—
Bergen, Bergegeld	800
Bergen	—
Bergen-op-Zoom	—
Berger (Ludwig v.)	801
Bergerac	—
Berggerichte	—
Berghem (Nikolaus)	—
Bergisches Buch, s. Concordienformel und Symbolische Bücher	802
Bergmann (Torbern Olof)	—
Bergprofil	803
Bergrecht, Bergordnungen, Bergproceß	—
Bergregal, Bergwerksregal	804
Bergstraße	806
Bergwerke	—
Bergwerkskunde, Bergwerkswissenschaften, Bergwissenschaften, Bergwerksgelehrsamkeit	810
Bering (Vitus)	811
Beringsstraße	812
Berkeley (Georg)	—
Berlichingen (Götz v.)	813

	Seite
Berlin	813
Berlin (Universität)	816
Berliner Blau	817
Berme	—
Bern (Canton und Stadt)	—
Bernadotte, s. Karl XIV. Johann	819
Bernard (Pierre Joseph)	—
Bernardin de St.-Pierre, s. St.-Pierre	—
Bernburg (Anhalt-, und Stadt)	—
Bernhard von Clairvaux	820
Bernhard (Herzog von Weimar)	—
Bernhardi (August Friedrich)	821
Bernhardiner, s. Cistercienser	823
Bernhardsberg	—
Berni (Francesco)	—
Bernigeroth (Martin)	824
Bernini (Giovanni Lorenzo)	825
Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de)	826
Bernouilli (Familie — Jakob I. — Johann I. — Nikolaus I. — Nikolaus II. — Daniel — Johann II. — Johann III. — Jakob II.)	827
Bernstein	828
Bernstorff (Johann Hartwig Ernst — Andreas Peter — Christian, Grafen v.)	—
Berry (Charles Ferdinand, Herzog v.)	830
Berserker, Berserkerwuth	831
Berthier (Alexander, Fürst von Neufchatel)	—
Berthold	832
Berthollet (Claude Louis, Graf)	833
Berthollet'sches Knallpulver	—
Berthoud (Ferdinand — Ludwig)	—
Bertoli (Giovanni Domenico, Graf)	—
Berton (Henri Montan)	834
Bertrand (Henri Gratien, Graf)	—
Bertuch (Friedrich Justin)	—
Beruf	835
Bervic (Charles Clement)	836
Berwick (James Fitz-James, Herzog von)	—
Beryll, s. Smaragd	837
Besançon	—
Besatzung	838
Besborodko (Alexander, Fürst von)	—
Beschicken	839
Beschickungsrechnung, s. Alligation	—
Beschneidung	—
Beschreibung, Beschreibendes Gedicht	—
Beschützer des Glaubens, s. Großbritannien und Heinrich VIII.	840
Besessene	—
Besitz	—
Besprechen, s. Magie	841
Bessarabien	—
Bessel (Friedrich Wilhelm)	—
Besteck	—
Besteuerung	842
Bestimmung des Menschen	—
Bestreichen	843
Bestucheff (Riumin Alexei, Graf von)	844
Betel	—
Beten	845
Betfahrt	—
Bethesda	—
Bethlehem	—
Bethlen (Gabriel)	846
Bethmann (Friederike Auguste Konradine)	—
Betonung, s. Accent	847
Betrug	—
Bettelmönche, s. Orden	—
Bettelwesen	—
Bettinelli (Saverio)	848
Bettung	—
Beurtheilung	—
Beutel	849
Bevölkerung	—
Bevölkerungspolitik	—
Beweglichkeit	853
Bewegung	854
Bewegung der Erde	855
Beweis	858
Beweis (Jurisprudenz)	859
Bewußtsein	860
Beyme (Kanzler)	—
Beys	861
Beza (Theodor)	—
Bezifferung	862
Bezoarstein	863
Biagioli (Josaphat)	—
Bianchini (Francesco)	—
Bias	864
Bibbiena (Fernando — Antonio — Giuseppe — Alessandro)	—
Bibel	865
Bibelgesellschaften	867
Biber	869
Biberich	870
Bibliographie, Bibliognosie, Bibliologie	—
Bibliomanie	872
Bibliophilie	874
Bibliothekar	—
Bibliotheken	875
Biblische Alterthumskunde	876
Biblische Erdkunde	—

Seite
Biblisches Christenthum . . . 876
Bicêtre . . . . . —
Bidassoa . . . 877
Bidpai . . . . . —
Bielshöhle . . . . —
Bienen 878
Bienenrecht . . . —
Bier 879
Biester (Johann Erich) . . . 880
Bièvre (Marquis v.) 881
Bigamie . . . . —
Bignon (Louis Edouard) . . . —
Bigott, Bigotterie . 882
Bilanz, Bilanzbuch —
Bilbao . . . . . —
Bild . . . . . —
Bildende Künste . 884
Bilderbrot . . . —
Bilderdyk (Willem) —
Bilderstürmer . . 885
Bildgießer, s. Rothgießer . . . 886
Bildhauerkunst . —
Bildhauerkunst (Geschichte der) . . . —
Bildhauerkunst (Technik der) . . . 896
Bildlich 899
Bildnerei, Bildwerke —
Bildniß, s. Portrait —
Bildung . . . —
Bildungstrieb . . 903
Biledulgerid . . . —
Biliner Sauerbrunnen . . . . . —
Bill 904
Billington (Mistreß) 905
Bingerloch, s. Rhein 906
Bingley . . . . —
Binocular-Teleskop, s. Fernrohr . . . —
Binomisch, Binominalcoëfficienten, Binomischer Lehrsatz —
Biographie, s. Lebensbeschreibung . . —
Biologie, Biometrie, s. Leben . . . —

Seite
Bion 906
Biörnståhl (Jakob Jonas) . . . 907
Biot (Jean Baptiste) —
Biren (Ernst Johann von) . . . . . —
Birkenstock (Johann Melchior, Edler von 908
Birmingham (Soho) 909
Biron (Charles de Gontaut, Herzog von) . . . . —
Bisam, s. Moschus 910
Biscaya, s. Basquen —
Bischof . . . . . —
Bischöfliche Kirche, s. Anglicanische K. 911
Bischofsmütze, s. Inful . . . —
Bischofsstab . . —
Bischofswerder (Johann Rudolf von) —
Bismark (Friedrich Wilhelm, Graf von) . . . . —
Bitaubé (Paul Jeremie) . . . 912
Bithynien . . . —
Bitsch 913
Bittersalz . . . —
Bivouac, Bivouaquiren . . . —
Bizarr, Bizarrerie —
Black (Joseph) . . 914
Blackfisch, s. Sepia —
Blackstone (William) —
Blair (Hugh) . . 915
Blake (Robert) . 916
Blanchard (François — Madame) . . —
Blanco . . . . . —
Blangini (Giuseppe Marco Maria Felice) . . . —
Blankenburg (Christian Friedrich von) 917
Blasinstrumente, s. Instrumente, Instrumentalmusik —

Seite
Blason, Blasoniren, s. Heraldik . . 917
Blässe . . . . . —
Blatt 918
Blattern . . . 919
Blauer Montag . 920
Blaufarbe, Blaufarbenwerk, s. Kobalt . . . . —
Blauofen, s. Eisen- und Schachtöfen —
Blausäure . . . —
Blaustrumpf . . . 921
Blech . . . . . —
Blei . . . . . —
Bleichen . . . 922
Bleichert, s. Rheinweine . . . 923
Bleistift . . . . —
Bleiweiß . . . . —
Bleiwurf, Bleiloth, Bleischnur, Bleistange . . . 924
Bleizucker . . . —
Blendungen . . . —
Blenheim . . . 925
Blick, Silberblick, Blicken, Blickfeuer —
Blinde . . . . . —
Blindenanstalten, Blindeninstitute 926
Blitz 928
Blitzableiter . . 930
Blitzröhren, Blitzsinter . . . 931
Bloch (Marcus Eliezer) . . . —
Blockhaus . . . 932
Blockiren, Blockade —
Blocksberg, s. Harz —
Bloemart (Abraham — Adrian — Heinrich — Friedrich — Cornelius) . . —
Blomfield (Charles James — Eduard Valentine) . . —
Blondel . . . . —
Bloomfield (Robert) 934
Blücher (Lebrecht von, Fürst v. Wahlstadt) —

Seite
Blumauer (Aloys) 936
Blume, Blüthe, Blüthenzeit . . . 937
Blumen (künstliche) . . . 938
Blumenbach (Johann Friedrich) . . —
Blumenhandel in Holland . . . 939
Blumenorden, s. Pegnitzorden . . 940

Seite
Blumenspiele, s. Jeux floraux . . . 940
Blumensprache . —
Blumenstück . . 941
Blumenuhr . . —
Blut . . . . . —
Blutader, Blutauge, Blutregen, Blutspeien, Bluthusten, Blutbrechen, Blutsturz 943

Seite
Blutbereitung, s. Assimilation und Ernährung . . . 943
Blutegel . . . . —
Blutgefäße, s. Adern 944
Blutgeld . . . . —
Bluthochzeit . . 945
Blutrache . . . 946
Blutschande . . 947
Blutsfreundschaft . —
Bluttaufe . . . —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

11/93

H. HEINRICH
Buchbinder